



NAZIONALE  
**S. C.**  
Enciclopedie  
4  
VITT. EM. III  
R. BIBLIOTECA  
NAPOLI

BIBLIOTECA PROVINCIALE

Armadio XXXVII

Num. d'ordine /

Palchetto 13-6



129-c-62



B. Prov.  
XXIII  
236



**Al l g e m e i n e**  
**Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.**

---



Allgemeine  
Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. E. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.

A — G.

Herausgegeben von

Hermann Brockhaus.

Zweihundsechzigster Theil.

GERSEN — GESCHLECHT.

Leipzig:

H. A. Brockhaus.

1856.





Allgemeine  
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.  
E r s t e S e c t i o n.  
A — G.

---

Zweihundsechzigster Theil.  
GERSEN — GESCHLECHT.







Handschriften vom gedachten Buche gebe, deren Alter über die Geburtsjahre des pariser Kanzlers Gersön und des niederländischen Augustinermönches Thomas von Kempen hinausreicht, welchen beiden man auch dieses Werk zuschreibt. Wir müssen also auch nach dem gegenwärtigen Stande der Forschungen den Abt Gersön immer noch als eine zweifelhafte Person betrachten, aber anerkennen, daß bisher noch kein Gelehrter — die Protestanten haben, mit Ausnahme des Professors Schmidt zu Strasburg, diesen Gegenstand niemals ernstlich in den Bereich ihrer kritischen Forschungen gezogen — so viel Fleiß und Scharfsinn auf Erörterung dieses Gegenstandes verwandt hat, als eben Brühl, Gregory und Lanjuinais gethan haben<sup>1)</sup>. Diese drei Gelehrten boten alle Kräfte auf, um wenigstens aus dem Buche selbst und aus den darin enthaltenen Lehren, wie aus den vorhandenen Handschriften desselben nachzuweisen, daß sein annehmbarer Verfasser im 13. Jahrh. gelebt haben müsse; allein aus dem Buche und seinem Inhalte konnten sie, weil es darin an Angaben hierüber fehlt, unmöglich eine sichere Ueberzeugung von der Person und dem wahren Namen seines Verfassers und dessen Standverhältnisse gewinnen, während die Handschrift von Arona (jetzt in der Bibliothek zu Turin), auf welche sie sich vorzugsweise berufen, mit dem Namen: Abt Johannes Gersön, den Mangel von anderen historischen Beweisen für die Existenz jenes Prälaten zu Vercelli nicht in erspöcklicher Weise ersetzt. Ebenso beweiß es gar Nichts, wenn behauptet wird, es wäre der Name des Wondes Gersön, den man im 15. Jahrh. nicht kannte, in jenen des in der feierlichen Kirchenversammlung zu beäugneten Kanzlers der pariser Universität Johann Charlier Gersön von den Abschreibern der fraglichen Handschriften umgewandelt worden, während Andere das Gegentheil behaupten und sagen, der Name Gersön sei eine Verkümmelung des Namens Gersön und durch Unwissenheit der Abschreiber in die Handschriften gebracht worden.

Eigentlich könnte diese Frage und der mit ihr genau zusammenhängende Streit italienischer, französischer und deutscher Gelehrten über den wirklichen Verfasser des Buches von der Nachfolge Christi auf den vorhergehenden Artikel von der Nachfolge Christi verwiesen werden<sup>2)</sup>, wenn nicht hier davon wenigstens so viel zu erwähnen wäre, als die Person des vermeintlichen Abtes Gersön und die seinerwegen zu Rom und Paris geführten Prozesse angeht<sup>3)</sup>.

1) Brühl, des *Mémoire sur le véritable auteur de l'imitation de Jésus Christ par G. de Gerson, chevalier etc. revu et publié par les soins de Mr. le comte Lanjuinais, pair de France* (Paris 1827.), und die deutsche Bearbeitung davon mit Erläuterungen und Zusätzen von Joh. Bapt. Brühl. (Zürich 1832.)

2) „Man vergleiche hierüber den weiter unten folgenden Artikel eines andern Mitarbeiters Gersön, Jean Charlier, Nr. 30.“

3) In der *Biographie universelle* ist der Artikel Gersön auch behandelt worden, und zwar von Gené, dessen Ansichten und vorgefaßte Meinung in dem Artikel über ihn (Sect. I. Bt. 57) bereits dargelegt worden sind.

Da es keine vollständige Geschichte der Abtei zu Vercelli gibt, so war auch ihr angeblicher Vorkämpfer Johann Gersön so lange allgemein unbekannt, bis der Buchdrucker J. B. Sessa zu Vercelli auf der letzten Seite der von ihm veranstalteten Ausgabe des Werkes de Imitatione J. Christi 1501 bemerkt hatte: „Hunc librum non compilavit Johannes Gersön, sed D. Johannes abbas Vercellensis, ut habetur usque hodie propria manuscriptum in eadem abbatiâ.“ Diese Bemerkung ist die Verlesung des Titelblattes zu genannter Ausgabe, auf welchem Gersön, Cancellarius Parisiensis als Verfasser des Buches genannt wird. Daraus schloß man, Sessa habe in Folge persönlich eingelegener Erkundigungen diese Namensveränderung gemacht. Gleichwohl verliessen mehr als 100 Jahre, ehe sie zur Anwendung gebracht und wieder aufgegriffen wurde. Erst als im 17. Jahrh. die Jesuiten die Handschrift dieses Buches zu Arona in die Hände bekamen, und darin den Abt Johann Gersön und Johann Gersön abwechselnd als Verfasser doch ohne Nennung seines Klosters angegeben fanden, ferner eine Handschrift zu Rom und zwei pariser den Verfasser dieses Buches schlechthin Johann Gersön, auch Johann von Canabuch nannten, erschien im J. 1616 aus Fürsorge der Jesuiten unter der Verantwortlichkeit des Benedictinerabt Cajetani dasselbe mit Gersön's Namen zum ersten Male zu Rom im Drucke. Der französische Großkammerherr Morillon und der englische Benedictiner Franz Kalgrave unterstützten in veröffentlichten Schriften diese Angabe und brachten mit Hülfe neuer Entdeckungen Cajetani's den sich dagegen aufhebenden Jesuiten Rosweid zum Schweigen, während ein Bescheid der Cardinale zu Rom über den bisherigen Streit vom 14. Febr. 1639 auch zu Gunsten Gersön's sprach. Doch nahm der augustiner Chorherr Johann Fronteau zu Paris 1641 die Rosweid'schen Einwendungen in seinem Thomas a Kempis vindicatus wieder auf und verlagte auf Betrieb seiner Ordensgenossen den Abt Cajetani wegen seiner Apologia pro Johanne Gersön gegen Rosweid (1618) bei der Congregation der Propaganda zu Rom mit der Zustimmung, daß in ihrer Druckerei die ins Griechische übersetzten Bücher de imitatione Christi nicht unter dem Namen J. Gersön gedruckt werden möchten. Die hierauf angestellten Untersuchungen der betreffenden codices rechtfertigten Cajetani's Schrift, die 1644 von Neuem aufgelegt wurde, in einem Bescheide der Propaganda vom 15. Jan. 1643. Fast gleichzeitig aber hatte der gelehrte Gabriel Naubé auf Befehl des Cardinals Richelieu, an welchen die Augustiner eine ähnliche Forderung für die auf königliche Kosten im Louvre gedruckte Ausgabe des Buches gestellt hatten, dieselben römischen Handschriften geprüft und den Namen Johann Gersön darin als späteren Zusatz der Benedictiner entdeckt. Diese Verfälschung theilte er schriftlich durch die Brüder du Puy den Augustiner requirirten Chorherren zur heiligen Genovesa in Paris mit, welche im J. 1647 den Betrag der Benedictiner durch den Vater Fronteau in einer neuen französischen Uebersetzung des Buches von der

Nachfolge Christi veröffentlichten ließen. Nun erst nahmen sich die Benedictiner von der Congregation des heiligen Maurus der Sache aus Empfindlichkeit ernstlich an und ließen durch ihren gelehrten Mitbruder Robert Duatre-Mairès in einer Apologie Gersen's die Augustiner, besonders aber Raubé, der von ihnen als Verclumber verdächtig wurde, mit Deffau heftig angreifen<sup>4)</sup>. Sofort verwandelten diese durch den Vater Fronteau den literarischen Streit plötzlich in einen gerichtlichen Proceß, indem derselbe 1649 seine Apologie für Thomas von Kempen dem Präsidenten des pariser Gerichtshofes (du Chatelet, d. h. des Parlements) Matthieu Moli mit der Aufforderung zuwies, die Benedictiner zu erdrücken, weil sie an der Stelle des weltberühmten Th. von Kempen ihrem erdrückten und in der Vorzeit völlig unbekannten Johann Gersen das Buch von der Nachfolge Christi zugeschrieben hätten. Der von den Gnesovianern in Geld genommene und am meisten beleidigte Raubé unterführte die Klage, welche aber zunächst keine andern Folgen hatte, als daß Duatre-Mairès mit Unterstützung Volgraves, des Jesuiten Jacob Sirmond und Johann's von Ranney den Kampf mit größter Leidenschaftlichkeit fortsetzte und wenigstens einen solchen Sieg mit seiner neuen 1650 unter einem ähnlichen Titel, wie die erste, zu Paris erschienenen Apologie für Gersen davontrug, daß ihm die Prediger von der Kanzel öffentlich Lob spendeten, und Raubé selbst dem Gnesovianern verächtlich erschien. Daraus trug dieser bei dem Gerichtshof des Chatelet darauf an: 1) daß die Schriften Duatre-Mairès und Volgraves gegen seinen Bericht aus Rom an die Brüder du Vay in allen Buchläden confiscirt, 2) der Verkauf aller andern ähnlichen Werke verboten und 3) obigen beiden Gegnern wie jedem andern streng untersagt werde, ihn ferner als Betrüger zu verclumben, ja daß ihnen für die schon verbreiteten Schmähungen eine Bürgschaftseistung auferlegt werde. Außerdem erbot er sich, bei Strafe von 1000 Livres, die codices, auf welche sein Bericht sich stützte, aus Rom herbeizuschaffen und durch gelehrte Männer prüfen zu lassen. Er drang hiernit durch und die Verbote wurden vollzogen, während Duatre-Mairès dem Präsidenten des Chatelet seine Schriften aus überdrehte und seine Verehrlichkeit zur Annahme des Raubé'schen Anerbietens erklärte. Raubé aber wurde die Ablieferung der Manuscripte zu Rom verweigert; weil er nun sein Versprechen nicht halten konnte, so verlangten die Mauriner, durch Thomas Wegler's Schutzschrift für Gersen 1649 von Neuem ermuthigt, das Chatelet solle Raubé zur Rücknahme seiner Klage und zum Widerruf nöthigen und ihm für den Fall fortgesetzter Verclumbungen eine Buße von 3000 Livres auferlegen. Diese Interessen veröffentlichte Duatre-Mairès, weil Raubé nicht widerworten wollte. Ihn ermuthigte freilich die Erscheinung mehrer Schmähschriften, die sich in Ver-

unglimpfungen der Mauriner überboten und ihren Abt Gersen lächerlich machten<sup>5)</sup>. Unterdessen ersuchten die Gnesovianer (1. Juli 1651) das Chatelet, den Th. von Kempen in seinem alten Besitze der Autorschaft zu erhalten und jede Ausgabe der Benedictiner unter Johann Gersen's Namen bei Strafe einer namhaften Geldbuße zu verbieten. Allerdings fällt dieser förmliche Gerichtshof, der sich doch in dieser rein diplomatischen Sache für völlig incompetent ansehen mußte, ohne die Gründe der Benedictiner anzuhören, am 12. Febr. 1652 sein Urtheil zu Gunsten der regulirten Ghorherren und verbot für die Zukunft jeden gerichtlichen Proceß über diesen literarischen Streit. Somit war die Existenz des Abtes Gersen in den Augen des großen Publicums vernichtet. Diese schreibende Niederlage der Mauriner sollte der Heiligkeit's Schrift: la Contestation touchant l'auteur de l'imitation de J. Chr. rendue manifeste par l'opposition de toutes les preuves proposées par les Benedictins et les Chanoines réguliers, avec les preuves justificatives du droit de Thomas à Kempen (Paris 1653), zwar verwickelnd, brachte sie aber, wenn sie auch schwiegen, nicht außer Fassung, sondern sich für unüberwunden haltend, bereiteten sie sich zu einem neuen Kampfe gegen die Gnesovianer vor, nachdem der gelehrte de Ranney in seinen Remarques sommaires die Schwächen dieser Partei in ihrem Streite aufgedeckt hatte. Sie scheuten weder Mühe noch Kosten zu weitläufigem Schriftwechsel und Reisen, um neue Beweismittel für ihre Behauptung herbeizuschaffen<sup>6)</sup>. Sie setzten allenthalben mittelst ihrer Verbindungen durch, was Raubé und die Gnesovianer vergebens gesucht hatten, und wirkten sogar einen Befehl der Abte der schwäbischen Congregation aus, daß in ihren Klöstern alle vorhandenen alten Handschriften vom Buche der Nachfolge Christi aufgesucht und diejenigen außermählt werden sollten, die den Maurinern von Nutzen sein könnten. Nur den für sie sehr wichtigen Codex von Areua konnte man nicht finden; statt dessen aber wurde den Maurinern ein Notariatsinstrument darüber mit Zeugnissen der ersten Prüfer desabes ausgestellt. Unterdessen schrieb, nachdem bereits kurz vorher, wie Leceff berichtet, eine ähnliche Zusammenkunft bei dem pariser Parlamentspräsidenten gehalten war, der Erzbischof Franz von Harlay zu Paris eine Versammlung von Gelehrten auf den 14. Aug. 1671 in seinem Palaste aus, wo die codices einer Versammlung von zehn Männern zur Prüfung vorgelegt werden sollten. Unter diesen berufenen Gelehrten waren Mabillon, Deffau, Hauré, Ströban Baluze und Dugange die wichtigsten. Aus ihrer Mitte wurden sieben tüchtige Gelehrte, die nicht zu dem Benedictinerorden

3) Es führt den Titel: *Joannes Gersen, Verceilensis, ordinis S. Benedicti Abbas, librorum de Imitatione Christi, contra Thomam a Kempis vindicatum J. Frontaei, auctor assertus*. (Paris. 1649.)

4) So lief eine anonyme Schrift des Leidenbegängnis Gersen's nach altmährischer Weise folgendemahen aus: „*Exequialis Jano Gersenio, terrae filio, Gigantum fraterculo, quibus est commodum ire, jam tempus est. Oltus ex aedibus effertur.*“

5) So reiste Duatre-Mairès 1649 nach Antwerpen, um hier die Handschriften des Th. von Kempen von dem fraglichen Buche zu vergleichen. Mabillon ging nach Italien und anderen Ländern und forschte dort in derselben Absicht nach.

gehörten, zu Schiedsrichtern ernannt, nach feierlicher Eröffnung der Sitzung durch eine Rede des Erzbischofs wurden ihnen zwölf Handschriften des fraglichen Werkes aus den Niederlanden, Teutschland und Italien vorgelegt, nach abgehaltener Prüfung sprach der Erzbischof dem Thomas von Kempen die Autorschaft des Buches ab, sagte sie aber, was die Benedictiner freilich gern gesehen hätten, dem Abte Gersen nicht ausdrücklich zu, weil die Gegenpartei, die regulierten Chorherren, nicht zugunsten gewesen war; dagegen erlaubte er denselben unter Zuführung des aufgestellten Instrumentes über das, Raublé's Bericht über die römischen codices vernichtende Resultat der Untersuchung, die Vorlegung ihrer codices, würden sie sich dessen weigern, sollte den Benedictinern darüber ein authentisches Instrument aufgestellt werden. Die Genovefaner aber benutzten dieses Anbieten nicht und so erschien 1673 Franz Delsau's auf den Grund der in Gegenwart des pariser Erzbischofs angestellten Untersuchungen und der daraus gewonnenen Ergebnisse gestützte Apologie für J. Gersen in lateinischer Sprache<sup>6)</sup>, die erst nach seinem Tode 1677 vom Kanzler der Genovefaner Ph. Lesclapart in einer besondern Streitschrift *Vindiciae Kempenses*, worin er die Benedictiner als Verfälscher der Handschriften bloßstellt, giftig angegriffen wurde. Dieser hoffte *Maillon* in seiner Erwiderung unter dem Titel *Animadversiones in Vindicias Kempenses* nach den Resultaten eigener Prüfung und nach seinem durch vielfähriges Handschriftenstudium erworbenen sicheren Tacte zur Rettung Gersen's, als des wirklichen Verfassers der Nachfolge Christi, die Wirkungen seiner Schrift zu entkräften. In der That wußten die trostigen Genovefaner auch Nichts weiter darauf zu erwidern, als das drohende Verlangen, die Mauriner sollten ihre Handschriften der Prüfung einer von ihnen selbst bestellten Commission von sachkundigen Schiedsrichtern ausliefern, oder gewärtigen, daß sich wegen ihres bloßen Hirngespinnles (Joh. Gersen) ein neuer Sturm gegen sie erheben werde. *Maillon* gab im Namen seines Ordens, ohne ausdrückliches Verlangen nach einer Prüfung der Handschriften seiner Gegner, ihnen diese Forderung zu, unter der Bedingung, daß die Prüfung auch vor dem pariser Erzbischofe angestellt werde. Dies geschah denn auch im J. 1681 mit Zuziehung von Handschriften der Genovefaner. Der Erfolg der angestellten Prüfung aber ist nicht bekannt worden, obgleich ein Instrument darüber in Handschrift vorhanden sein soll. Inzwischen führten die Mauriner fort, zur Bekräftigung ihrer Ansicht unter dem Beisatze *Launoy's*, *Haure's*, *Leconte's* u. A., neue Mißmittel herbeizuschaffen und waren so glücklich, auch den codex von Arena nebst zwei anderen aus den Klöstern zu Parma und Bobbio zu erhalten, während ihr

Ordensbruder *Renourti* ihre Sache durch die Herausgabe seiner Argumente, quibus *Joannes Gersen*, auctor libri de Imitatione Christi demonstratur öffentlich wieder anfrischte und bekräftigte. Hierauf versammelte sich am 28. Juli 1687 im Kloster St. Germain-des-Prés zu Paris ein Kreis von 19 ausgezeichneten und der Sache kundigen Gelehrten, unter welchen sich mit Ausnahme *Garner's* und *Sotelier's* auch alle diejenigen Gelehrten befanden, welche die Genovefaner zu ihren Schiedsrichtern ernannt hatten<sup>7)</sup>. Dießmal zahlte die Versammlung keinen Benedictiner in ihrer Mitte, vielmehr eifrige historisch-Stephtler, wie *Elies du Pin*, *Johann Hardouin* und *Franz von Launoy*. Ihrer Auctorität einstimmes Urtheil fiel in Absicht auf die vorgelegten drei italienischen Handschriften, die sämmtlich den Abt *Johann Gersen* als Verfasser des Buches bezeugten, zwar zu Gunsten der Benedictiner aus, sie setzten auch in einem besondern schriftlichen Zeugnisse das Alter der Handschrift von Arena und der von Bobbio auf mindestens 300 Jahre, also ins 14. Jahrh. zurück; allein die Benedictiner drangen doch mit der Annahme, daß *Johann Gersen* der wahre Verfasser des fraglichen Buches sei, nicht durch, vielmehr wurden sie deshalb, sogar von Leuten ihres Ordens, und von *Elies du Pin* selbst angegriffen. In Teutschland, wo man im Laufe desselben Jahrhunderts unter den Benedictinischen diese Sache gleichfalls öffentlich zur Sprache gebracht hatte, war die Meinung getheilt geblieben, während die Italiener ihrem *Giovanni Gersen*, abbate dell'ordine di S. Benedetto das Wort redeten<sup>8)</sup>. Die endlich im J. 1724 zu Augsburg erschienene Ausgabe des Benedictiners *Thomas Erhard* von der Nachfolge Christi unter dem Namen *Johann Gersen* von Canabaco, Abte zu *Verceil*, reizte den regulierten Chorherren *Eusebius Amort* zu *Pöllingen* zur Erneuerung dieses Streites<sup>9)</sup>. Er war von einigen Jesuiten, ganz besonders aber von seinen Obern angetrieben, um für die Kempisten auf einem neuen, doch unfruchtbaren Wege Partei zu nehmen; ihn bekämpften zwar der Vater *Erhard* in mehreren Schriften und der scharfsinnige Vater *August März* zu *Schövern* in einer kritischen Abhandlung 1760 mit Erfolg, sie konnten aber doch das Auftreten neuer Gegner Gersen's nicht verhindern, so z. B. des Abtes *Desbillion's* gegen

6) Sie führt den Titel: *Libri de Imitatione Chr. Joanni Gersen, Abbati Ord. S. Ben., iterum auctori, maxime ex fide nunc exemplarium, quae ejus nomen praesertunt, quoque nunc temporis videntur in Monasterio S. Germano a Pratis*, und ist 1674 und 1713 wieder aufgelegt worden.

7) *Elies Bouillart*, *Histoire de l'abbaye de S. Germain des Pres* p. 245. 8) Der ganze Streit ist vom Mauriner *Vincent A. Huillier* Somel in seiner Vorrede zu seiner Ausgabe der *Ouvrages posthumes de D. Jean Maillon et de D. Th. Ruinart* (Paris 1724. 3 Bde.) als auch in der besondern Schrift: *Histoire de la Contestation sur l'auteur du livre de l'imitation de J. C.* (Paris 1724.), sehr ansehnlich erzählt und von *Jean Herpin* auch ins Lateinische überetzt, aber von *Thomas Erhard* zu Augsburg 1726 herausgegeben worden. 9) In der Schrift *Plena et sincera Informatio da statu totius controversiae, quae de auctore libelli de Imitatione Christi, inter Thomae Kempensis et Joannis Gersen patronos jam a centum annis agitur etc.* (Augsburg 1725. 12.) Die bishige Censur darselbst hatte ganze Blätter dieser mit bitterer Galle erfüllten Schrift darüber gefüllt. Die 2000 Exemplare derselben wurden meistens verstreut.

den Abt Ballart und sogar des Benedictiners Toussaint du Plessis. Als neue Gegner traten ferner in diesem Jahrhundert zwei französische Gelehrte hervor, J. B. M. Genée (s. den Art.) und Ant. Alz. Barbier; sie boten Alles auf, um den Abt Gersen als erdichtete Person hinzustellen und — was schon längst gründlich widerlegt worden war — die Urheberschaft der Nachfolge Christi dem pariser Kanzler Gersen zuzuwenden, nachdem sie durch das Studium des langwierigen Streites gefunden zu haben glaubten, die Parteien der Gersenisten und der Kempisten hätten beide ihren Gegnern das Unrecht zwar recht auf nachzuweisen verstanden, ihr eigenes Recht aber nicht begründen können. Genée namentlich behauptete unter Anderem, breisitem die meisten und ältesten Handschriften von der Nachfolge Christi führten, wenn sie nicht anonyme wären, den Namen des pariser Kanzlers Gersen, selbst diejenigen, welchen aus Unwissenheit oder nach der Landessprache der Copisten der Name Gersen statt Gersen beigelegt sei, beweisen nur für Gersen, da es einen Abt Gersen nicht gegeben habe und öfters auch dem corrumpten Gersen, dessen oder Gersen das Prädikat Cancellarius Parisiensis beigelegt sei. Dabei stellt er das höchste Alter aller vorhandenen codices von dem Buche bis 1421 und 1429 zurück, was jedoch noch nicht ausgemacht ist; allein wenn Genée's Gegner, der Professor Weigl aus dem ersten Punkt antwortet, die Abschreiber des 15. Jahrh. hätten den in den fraglichen Handschriften vorkommenden Namen Gersen, der ihnen unbekannt gewesen, wohlweislich in den allgemein bekannten Namen des Universitätskanzlers Gersen verandelt, so ist damit für Gersen's Person Nichts erreicht, vielmehr wird sie schwieriger und verwirrt. Es bleibt uns also aus den neuesten Forschungen Weigl's nur das Resultat, daß neun Handschriften der Nachfolge Christi aus verschiedenen Zeiten des Johannes Gersen nennen und wenn die von Krona ihn ausschließlich bei jeder Hauptabtheilung dieses Werkes nennt, dabei aber mit den verschiedenen Namensformen Gersen, Gessen und Gersen, die auch in zwei bis drei anderen codicibus vorkommen sollen, in denselben abgewandelt wird, so liegt die Schuld davon gewiß nur am schlechtesten Lesen der Abschreiber. Alle diese Handschriften, sowie ein vaticanischer codex aus dem 14. Jahrh., nennen Joh. Gersen zwar unzweifelhaft als Verfasser des fraglichen Buches, aber dieser sagt in denselben ausdrücklich, daß er nicht genannt sein wolle; dessemungeachtet bleibt immer noch zu beweisen übrig, war dieser Mönch gewesen, wann und wo er gelebt habe? Die Forschungen, welche zur Beantwortung dieser, von den Benedictinern des 17. Jahrh. nicht gelösten Fragen, Gregory und Lanjuaux an Ort und Stelle neuerlich angestellt haben, lassen uns, weil es ihnen nicht beliebte, weder ihre Quellen zu veröffentlichen, noch, wenn sie solche in den uns nicht zugänglichen gedruckten seltenen Werken fanden, in ihrer Denkschrift wieder abdrucken zu lassen, diesbezüglich im Zweifel, jedoch hauptsächlich an die Handschriften von der Nachfolge Christi immer wieder zurückgewiesen werden.

Das Alter derselben aber zu prüfen und zu bestimmen, ist namentlich bei denjenigen, welche der letzten Hälfte des 14. und der ersten des 15. Jahrh. angehören, eine sehr bedenkliche und unzuverlässige Arbeit, weil sich hier für keine ganz sicheren kritischen Merkmale finden. Ingleichen haben die früheren und neueren Kritiker nicht diplomatisch genau bei den ältesten derselben, welche in Italien gefunden wurden, angegeben, ob sie von teutischen oder italienischen Abschreibern copirt worden sind. Die Wortform Joannes Gersen in denselben führt allerdings auf teutschen Ursprung des Namens; allein sie ist für das 13. und 14. Jahrh. zu modern und hat als teutscher Name in der Rechtschreibung damals zu verlässig anders gelaute, italisirt ist sie auch nicht, so daß man immer glauben möchte, es sei hier ein Versehen begangen worden. Hierzu kommt, daß dem von einer Drucksatz entlehnten Geschlechtsnamen in jenen Zeiten, wenn er lateinisch geschrieben wurde, durchgehends die Präpositionen a oder de, oder das Wort dictus vorgesetzt zu werden pflegte. Endlich verloren ja damals bis zum 15. Jahrh. herein alle Christlichen jeden Ranges und jeder Ordensklasse beim Eintritte in diesen Stand jede nähere Bezeichnung ihrer Abkunft und wurden ausschließlich bei ihrem Taufnamen genannt und geschrieben. Diese Sitte bedacht bei unserm Mönche bloß der venetianische Buchdrucker Gessa in seiner Correctur des Namens vom Verfasser des oft erwähnten Werkes zu seiner Ausgabe von 1501; woher er aber seine Nachrichten hatte, hat nicht ermittelt werden können; auch ist sie nicht weiter gründlich unterstützt worden. Sodann ist immer noch zu erwägen, ob nicht in jenen Zeiten sich die Abschreiber von Büchern mit den Verfassern derselben verwechselt haben, wie man z. B. noch heute dem Mönche Th. von Kempen, der sich gewöhnlich auch mit Abschreibern der Bücher viel beschäftigte, und mehreren Andern schuld gibt. Täuschungen und Betrügereien in Handschriften waren auch im 13. und 14. Jahrh. nicht selten. Dieser Umstand sowol, als das Vorhandensein der Handschriften zu Antwerpen und Pollingen aus dem Jahre 1441 mit der Angabe ihrer Verfasser, nämlich in ersterer des Th. von Kempen, in letzterer des Kanzlers Gersen, erhält um so größere Glaubwürdigkeit, sobald wir den französischen Apologeten Gersen's einräumen, daß derselbe seinen Namen aus Demuth (was doch nicht bei allen Mönchen jener Zeit der Fall war) sowol, als auch aus dem Grunde, weil dieses Werk ein Schultractat über Moral und aus verschiedenen Quellen geschöpft worden war, nicht genannt wissen wollte. Der Verfasser geschieht dasselbe in der That auch in dem Werke selbst L. I. cap. 5. n. 1 ein, wo er sagt: „Non quaerans, quis hoc dixerit, sed quid dicat, atwende!“ Erwiesen aber ist nicht, daß dieser Tractatus: qui sequitur me, von seinem Verfasser zu Vercelli, wie Gregory annimmt, seinen Studenten wäre dictirt und durch diese in alle Länder verbreitet worden, weil damals bei jeder Universit. und zwar ausdrücklich auch an der zu Vercelli Abschreiber bestellt waren, welche um einen festgesetzten, von dem Rector bestimmten, Preis

die Copien der Bücher den Studenten liefern mußten<sup>10)</sup>. Das Diktiren scheint nicht gewöhnlich gewesen zu sein, auch würde es dem Verfasser von der Nachfolge Christi zur Ablicht der Anonymität nicht gebieten haben, während nach Tiraboschi es zweifelhaft bleibt, ob es zu Veretti Professoren der Theologie gegeben habe, wenigstens in den Zeiten der Gründung dieser Universität 1228 nicht. Die Schwierigkeiten häufen sich, je gewissenhafter man in den Gegenstand eindringt und es bleibt so viel gewiß, daß man von jeder über den wahren Namen des Verfassers vom gedachten Werke im Zweifel gewesen ist und die Abschreiber der Handschriften denselben die Zweifel stets vermehrt haben<sup>11)</sup>. Da die neuesten Apologeten Gersen's haben sie dadurch noch verstärkt, daß sie dem Abt Johann mit den Zusätzen von Canabaro, Gabanaro oder Gabalana bezeichnen, ein Beweis, daß auch sie keinen festen urkundlichen Grund zu ihrer Annahme finden konnten. Wenn nun Weigl vollends die widersinnige Annahme Amort's und Genee's, Canabaro (Cannabaro) sei das halbalbanische, deutsche Rohrbach, gelten lassen will, wie er es wirklich thut, um Gersen zu einem gebornen Baiern zu machen und ihn darauf hin Johannes Gersen von oder aus Rohrbach nennt, so verweirft er nicht nur die Unkenntniß der mittelalterlichen Sitten die neuen Entdeckungen über Gersen's Person ganz und gar und verräth seine Ungeschicklichkeit in dem Verfahren bei Feststellung von Geschichtsnamen. Die von ihm angeführten Beispiele von Familien, welche aus Teutschland nach Italien ausgewandert waren, wo ihre Namen rein und verständlich in die Landessprache übersetzt wurden, hätten ihn sogleich eines Besseren belehren sollen. Gleichwohl greift er die wunderliche Behauptung jener beiden Gelehrten begierig auf und versucht auch sogar eine Verwandtschaft Gersen's mit einem bairischen Geschlechte von Rohrbach ohne genealogische Begründung nachzuweisen. Die Lösung der Frage über Vaterland, Lebenszeit, Stand und Namen des wahren Verfassers vom Buche der Nachfolge Christi ist sonach ebenso wenig, als die über Feststellung Gersen's als historische Person jenen drei Gelehrten gelungen und die darüber erzielten Resultate bleiben vielen billigen Zweifeln ausgesetzt, wenn sie auch die Annahme Genee's und Barbier's, der Kanzler Gersen sei Verfasser dieses Buches gewesen, mit gerechter Anerkennung siegreich bekämpft haben<sup>12)</sup>. Die sämt-

lichen Gelehrten, welche, mochten sie Kempisten oder Gersenisten sein (auch den berühmten Mabillon nicht ausgenommen, der sein Urtheil hierin gar zu zuverlässig faßte<sup>13)</sup>), haben, unserer Ansicht nach, die Dunkelheit der mannichfaltigen Ausdrücke, mit welchen sich die Abschreiber von Handschriften vom 15. Jahrh. an rückwärts gezählt, am Schlusse derselben als Entsch. zu nennen pflegten, nicht sorgfältig genug erwogen, weil es in der That schwer ist, lediglich daraus auf die Autorschaft und nicht auf das Abschreibergeheim zu schließen. Ueberdies war der Ruhm, Abschreiber von Büchern zu sein, in jenen Zeiten kein geringer, vielmehr so groß, daß selbst diejenigen, die ihre eigenen Werke wieder abschrieben und dies ausdrücklich bekannten, daneben niemals zugleich auch Ansprüche auf deren Autorschaft erhoben, weil sie sich den Ruhm, Abschreiber zu sein, nicht gern nehmen ließen. Aus diesem Grunde hat man zu weilen wirklich die Abschreiber von Werken aus für die Verfasser derselben gehalten und eben deshalb konnte man nicht blos dem Abte J. Gersen und dem Mönche Th. von Kempen, sondern auch dem Kartäusermönche des Klosters du Parc in der Landschaft Maine und mehreren andern Ordensgeistlichen in Teutschland die Autorschaft jenes berühmten Werkes zuschreiben. Es kann sonach einen Johann Gersen gegeben haben, oder derselbe oder dieses Buch geschrieben habe und derselbe der sei, für welchen er ausgegeben wird, bleibt unentzerrt; dagegen ist zu bezweifeln, daß die meisten und zwar ältesten Handschriften von dem Buche sich nur in Benediktinerklöstern Teutschlands, Frankreichs und Italiens befunden haben und zum Theil noch dort befinden.

Im Uebrigen hält der Benediktiner Pex die Schrift de professione Monachorum (ord. S. Benedicti), welche er in seinem Thesaurus anecdotorum novissimus T. 1, 2, 563 seq. aus einer alten Handschrift mittheilt und die in Syri und Sprache der Schrift de imitatione Christi sehr vermannt ist, ebenfalls für ein, doch von jenem ganz verschiedenes Werk des Abtes Joh. Gersen von Veretti. Sie handelt in drei Abschnitten von der forma professionis Monachorum, von der temeritas profluentium und von der professorum negligentia<sup>14)</sup>. (H. Hae.)

GERGINIA, ein von Neraud einer Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Orchideen geborener Name, die mit Polypogonum von Thouras zusammenzufällt. Bei den Ritzgeblern dieser Gattung sind die äußern

10) Beral. v. Naumer, Geschichte der Hohenhausen und ihre Zeit (2. Aufl.) VI, 491.

11) Die vor wenigen Jahren zu Brüssel gemachte Entdeckung einer neuen Handschrift, wonach entzerrten festgestellt wird, Thomas von Kempen sei der Verfasser jenes berühmten Werkes, wie das *Serapion* um 1552, Nr. 18 S. 287 berichtet, ermagelt hat sie jetzt aller näheren Angaben über den kritischen Werth dieses Fundes. 12) Gleichwohl behauptet neuerdings R. Haas gegen alle diese und früheren Forschungen in seinem *Tableau historique de la littérature française* (Paris 1855), p. 210, daß erst in unsern Tagen Johann Ehart Gersen die volle Genehmigung erhalten habe, als wahrer Verfasser des Buches von der Nachfolge Christi zu gelten, während bisher zwischen ihm und Th. von Kempen geschwankt und darüber gestritten worden sei.

13) Er jag es, was man ihm neuerlich auch über genommen hat, in sein unfehlbares Wort de re diplomatica, als Beleg zu seinen kritischen Gersen für Beurtheilung der alten Handschriften.

14) Beral. hiezu nach Pex's Einleitung zum ersten Theile seines oben genannten Thesaurus p. LXXX. §. XII. Aufzertren wurden neben den schon angeführten Werken noch bemerkt Jasson's Geschichte der Benedictiner von der Congregation des heil. Maurus, in der neuesten Ausgabe, 2 Bde.; *Real-Bibliotheca theca Benedictino-Mauriana*; *Leben des* Bibliothécaire historique et critique; *Foppens*, *Bibliotheca belgica* XI, 1135 seq.; die *Ana.* ou *Collection de bons mots* V, 38 seq. und das *Dictionnaire universel historique, critique et bibliographique* VII, 398 mit *Chr. Sch.'s* *Christliche Kirchengeschichte* XXXIV, 312 fa, dessen Ansichten sich die Protestanten unserer Zeit anschließen.

Blüthenhüllblätter aufrecht, zugespitzt, fast gleich lang, die seitlichen am Grunde schief und mit dem Säulchenfusse am Grunde verwachsen, die inneren sind klein oder sehr selten fast ebenso lang als die äußeren. Die Lippe ist mit dem Säulchenfusse gegliedert, mit einem Nagel versehen und öfters ganzrandig. Das kleine Säulchen ist nach vorn zweifachig oder zweifächerig. Der Staubbeutel ist ein- oder zweifächerig. Von den vier sehr ungleichen, paarweise zusammenhängenden oder verwachsenen Pollenmassen ist die eine eines kleinen Paares kleiner.

Die hierher gehörigen Arten leben in den Tropen als Schmarogel auf Bäumen und haben einen kriechenden, zweifächerigen Wurzelstock, lederartige, aderlose Blätter und grundständige Blüthentrauben. (Careke.)

GERSON, GERSON. 1) Gerschom, גֶּרְשׁוֹן, bei Luther abweichend Gersom und Gerson, a) Sohn des Moses und der Zippora 1 Mos. 2, 22; 18, 3. 1 Chron. 23, 15; dessen Sohn Sebul, דְּבִיר, R. 17; 26, 24. b) Ein Sohn Manasse's, Vater des Priesters Jonathan bei den Danitern. Richt. 8, 30. c) Ein Nachkomme des Pinchas, zur Zeit Gera's. Gera S. 2. — 2) Gerschom, גֶּרְשׁוֹן, ein Sohn des Reu, 1 Mos. 46, 11. 2 Mos. 6, 16. 4 Mos. 3, 17. 1 Chron. 5, 27; 6, 6 (das Gerschom, גֶּרְשׁוֹן, 1 Chron. im 6. Capitel und 15, 7 ist offenbar nur eine lautiſche Abweichung von der genehmigten Schreibart), dessen Söhne Libni, לִבְנִי (nach 1 Chron. 23, 7 Ladan, גִּדְדָן), und Elmei, אֶלְמֵי, waren, 2 Mos. 6, 17. 4 Mos. 3, 18. 21. 1 Chron. 6, 2. 5. Seine Nachkommen, Söhne Gerson's (גֶּרְשׁוֹן) oder Gersoniter (גֶּרְשֹׁנִי) 4 Mos. 3, 23; 26, 57. 1 Chron. 23, 7; 29, 8), bildeten eine Levitische Priestersfamilie, deren Zahl, Dienst am Heiligtume und Prärogative 4 Mos. 3, 21—24; 4, 23—28. 38—41; 7, 7; 10, 17 angegeben sind. Bei der Vertheilung des gelobten Landes erhielten sie 13 Städte angewiesen, Jos. 21, 6. 33. 1 Chron. 6, 47. 56, und zu David's Zeit finden wir sie noch unter den Leviten, 1 Chron. 15, 7; 23, 7. (Arnold.)

Wir lassen demnach diejenigen Gerson's folgen, welche sich mit jüdischer, namentlich rabbinischer Literatur beschäftigt haben.

GERSON B. ASCHER Scarmela unternahm um die Mitte des 16. Jahrh. eine Reise nach Palästina, deren Ergebniß er in einem Werke niedrige, das unter dem Titel: Jichus ha-Zaddikim (Genealogie der Gerechten) (Montua 1561 und Ven. 1598. 8.) erschien. Das Buch beschäftigt sich vorzüglich mit der Beschreibung der Gräber biblischer und talmudischer Personen, und fügt diejenigen Stellen aus der Bibel oder dem Talmud bei, die an dem Grabe des Betreffenden zu recitiren seien; diese Stellen nehmen etwa drei Viertel des Werkes ein. Der wissenschaftliche Werth desselben ist äusserst gering; es fehlt nicht an groben Irrthümern und Widersprüchen, wozu übrigens die schlechte Correctur

auch Schuld haben mag. Carmoly \*) glaubt, daß Gerson seiner Arbeit die von einem Ungenannten im Jahre 1537 verfaßte, aber erst 1659 \*) von Hottinger herausgegebene Gräberbeschreibung zu Grunde gelegt, welche ursprünglich ebenfalls Jichus ha-Zaddikim geheißen habe und später — nach ihrer Bearbeitung durch Uri b. Simon aus Biel — zur Unterscheidung von Gerson's Buche den Namen Jichus ha-Abot bekommen — wahrscheinlich ein Carmoly'sche Erfindung. — Mit Gerson's Schrift wird zuweilen ein zur Verichtigung und Ergänzung derselben von Abgesandten jerusalemischer Gemeinden veröffentlichtes Flugblatt: יְחִיּוּס חַסְדֵּי אֲבוֹתֵינוּ בְּיָדֵינוּ (Brief, erzählend die Genealogie der Frommen Palästina's), das öfters erschienen ist, verwechselt \*). — Von dem Jichus ha-Zaddikim ist der geographische Theil (d. h. mit Hingewandlung der Gebetsstücke) von Carmoly französisch wiedergegeben und mit Anmerkungen begleitet worden in Itinéraires de la terre sainte (Brux. 1847.) p. 377—416. Dasselbe befindet sich auch (S. 371) ein alphabetisches Register von 56 geographischen und (S. 372) 136 Personennamen, die im Buche genannt werden \*). (D. Cassel.)

GERSON ASCHKENASI ULIF \*) nimmt eine hervorragende Stellung unter den rabbinischen Autoritäten der letzten Hälfte des 17. Jahrh. ein. Der und Jahr seiner Geburt sind unbekannt. Seine talmudische Bildung erhielt er wahrscheinlich in Polen, vielleicht in Krakau. Seine erste Frau war die Tochter eines Hirsch Löb Has aus Krakau \*), durch welchen Gerson mit Joel Cirkis verwandt war \*), und die im Jahre 1646—1647 in Krakau erschienene erste Ausgabe des Eifre Kohen zum Jore Dea geschah aus Kosten Gerson's \*). Seine zweite Frau war eine Tochter des Menachem Mendel Krodmat (s. unten). Von seinen vier Söhnen — soviel sind bekannt; ein Kind starb ihm sehr jung \*) — Moses, Ratan, Joel und Nachum, und seinen beiden Schwiegersöhnen wird weiterhin die Rede sein. Gerson war

2) Itinéraires p. 374. 397. 403. 414. 420. 3) Gippi Hebraici etc. (Heidelberg 1659. 12. 1662. 8.) 4) Eliahuheidel der das. p. 317. 5) Bergh. auch Riv. orient. III, 406.

1) und mit diesem Beinamen prädicirt er sich nur R. 3 u. 5; ein Brudersohn Gerson's, David ז"ל, Dajan in Frankfurt a. M., wird in der Vorrede des Correctors genannt. Gerson ז"ל heißt er in (dem fortgesetzten) Gemach David (Ende des 1. Th.). Noch lebende Nachkommen Gerson's in Frankreich schreiben den Namen Oulif (nach Carmoly, Riv. Annalen. 1840. S. 80). 2) Oulif, Gemach Adet R. 117, wo er Hirsch, und Joel Dea (Krakau 1646—1647.), wo er Löb heißt; möglicherweise führte er beide Namen. 3) Gerson nennt Joel Cirkis, Verfasser des Bajit Chadash, häufig ז"ל ז"ל (s. B. R. I. 37 und öfter), einmal (10) ungenau bloß ז"ל. Eine nähere Bestimmung dieser Verwandtschaft ist nur vermuthungsweise auszuführen. Gerson nennt Meir Stern (s. unten lit. b) ז"ל ז"ל, dieser war ein Schwiegersohn des Mendelein Has, Rabbiner in Frankfurt a. M. und Polen, gest. 1667 (Gemach David a. a. D. Vorwort zu Oulif Bajit Chadash, wo dieser Name der südrussischen Mundart zufolge da statt des geschriebenen wird). Vielleicht war Hirsch Has ein Schwiegersohn Joel's und Bruder des Mendelein Has. — Der zweite Schwiegersohn Gerson's, Schüler Joel's, scheint in seinem veranlagtenschriftlichen Bestreben zu diesem gefanden zu haben. 4) Steinschneider, Bibliotheca hebr. Bodlej. I. p. 1456. 5) Krodmat ha-Gerschoni R. 59.

1) Steinschneider, Bibl. hebr. Bodlej. I. p. 1000, wo ältere Schriftsteller in Betreff dieses in beiden Ausgaben seltenen Buches berichtigt sind.

1649 Rabbiner in Proßnitz in Mähren<sup>6)</sup>, dann in Hana, von 1661 an in Nikolsburg<sup>7)</sup> und später in Wien, welches er bei der im J. 1670<sup>8)</sup> erfolgten Judenvertreibung verlassen mußte. Er starb als Rabbiner zu Reg. 1693<sup>9)</sup> in hohem Alter. Von seinen hinterlassenen Schriften sind folgende drei im Druck erschienen: 1) *Adodat ha-Gershunni* (Arbeit des Gershoniden) Frankfurt a. M. 1699. Fol. bei Johannes Buxi<sup>10)</sup>, zum Druck befördert durch Gerson's Sohn Ratan, geordnet und corrigirt durch Zebi Hirsch b. Chaggai Chanoch ha-Levi<sup>11)</sup>. Das Werk enthält — außer einem Gedichte Gerson's mit seinem Klosternamen und einer Erläuterung desselben, einem Vorworte des eben genannten Correctors, einem Briefe Gerson's an einen Freund<sup>12)</sup> und einer Vorrede von David Oppenheim<sup>13)</sup> — auf 94 Blatt (zu denen ein Andr. von 4 Blatt kommt) 125<sup>14)</sup> Rechtsgutachten<sup>15)</sup> Gerson's, einen kleinen Theil derjenigen, die er abzufassen Gelegenheit hatte<sup>16)</sup>; von dem geringsten Theile war er — von Berufsgeschäften überladen — im Stande gewesen, sich eine wörtliche Abschrift zu behalten, und erst in den letzten Jahren seines Lebens konnte er daran denken, dieselben aus den flüchtigen Notizen, die er sich gemacht, auszuarbeiten und zusammenzustellen<sup>17)</sup>. Sie sind weder chronologisch, noch nach sonst einem Plane geordnet, fast sämtlich mit Gerson's Unterschrift, beinahe nie mit Orts- oder Datumsbezeichnung versehen, und zeigen Gerson als einen Mann, der schon von seinen jüngeren Jahren an von den ersten rabbinischen Gelehrten seiner Zeit als eine Autorität angesehen wurde. Mit einer umfassenden Kenntnis des eigentlichen rabbinischen Schriftthums ausgerüstet — über welchen Kreis aber seine Bildung auch nicht hinausging — sucht er den fraglichen Gegenstand in kurzer, bündiger Darstellung zu erledigen, vermeidet weitläufige Discussionen und verfährt, es, seinen Scharfsinn und seine Belesenheit in Lösung gewaltsam gesuchter Schwierigkeiten zu beweisen<sup>18)</sup>.

Von geringerer Bedeutung sind die beiden andern gedruckten Werke Gerson's, nämlich 2) *Likkeret ha-Gershunni* (Kuhm des Gershoniden) Frankfurt a. M. 1699. 4., herausgegeben vom Sohne Gerson's, Ratan; enthält Predigten zu den pentateuchischen Wochenabschnitten. 3) *Chiddushe ha-Gershunni* (Novellen des Gershoniden), Frankfurt a. M. 1710. 4., herausgegeben von Isakiel Laski, Sohn Nachum's, des Sohnes Gerson's, enthält Bemerkungen zu den drei letzten Theilen des Schulkontrah und deren Commentarien, zu Tosafot, einige Sutadaten und Predigten.

Andere rabbinische Arbeiten Gerson's, als Commentarien zu Alfasi u. dgl., sind ungedruckt geblieben<sup>19)</sup>. (*II. Casel.*)

GERSON CHEFEZ, ein Italiener, (arb. als vielversprechender Jüngling in dem Alter von 17 Jahren im J. 1704. Ein von ihm hinterlassenes hebräisches Reimlexikon, genannt *Zab Chasumim* (Reihe der Reime, vergl. *Sprüche* Col. 12, 24), ließ sein Vater Moros Chefez (f. d. Art.) Venedig 1700. 8. mit einer Leihentree auf den Verstorbenen von Salomo b. Ischia Nizza, mit einer Vorrede über das kurze Leben desselben und mit dessen verschrifteter Aufzählung der 613 Gebote drucken. Eine zweite Ausgabe erschien mit Hinzueinfügung der genannten Vergeben Vm. ohne Jahr (c. 1740) 8., mit Ergänzungen des Correctors Simcha Galimani<sup>20)</sup>. — Der Verfasser gibt in der Vorrede als Veranlassung zu seiner Arbeit an, wie er es schmerzlich empfunden, daß es an einem Reimlexikon, wie es für andere Sprachen existirt, der hebräischen Sprache fehle<sup>21)</sup>, und gibt dann die Gründe dafür an, nach denen er verfahren. Das Werk zerfällt in zwei Haupttheile, von denen der erste die einsyllabischen (männlichen) und der zweite die zweisyllabischen (weiblichen) Reime behandelt, welche zwei Classen hirt unter dem grammatischen Terminus *Milra* (Oxytonon) und *Milal* (Paroxytonon) auftreten. Indessen ist in dieser Beziehung keine strenge Sondernung durchgeführt, und es treten auch — für den Nothfall — im ersten Haupttheile *Milal* auf. — Jeder Haupttheil zerfällt in fünf Abschnitte nach demjenigen der fünf Vocale *Kamez* (mit *Patach*), *Sere* (mit *Segol*), *Chirek*, *Cholem*, *Shurel*, der (nach der sogenannten portugiesischen Aussprache) die eigentliche Reimsylbe bildet; innerhalb jedes Abschnittes ist in einzelnen Paragraphen jeder Consonant des Alphabets mit dem entsprechenden Vocale — soweit das biblische Sprachgut reicht — mit jedem Con-

6) Demnach Bebel Nr. 70; nach Carmoth (a. a. D.), dessen Angaben wir gewöhnlich vielfacher Berichtigung bedürfen, trat er diese Stelle 1644 an. — Die Gemeinden, in denen Gerson Rabbiner war, sind aus der Aitelblatte seiner Werke und in der Vorrede D. Oppenheims (genannt. 7) Wahrscheinlich als Nachfolger (nicht Schmeigewürdes (unten lit. 2) in Ephar Grahim Nr. 32 befindet sich ein Schreiben Gerson's datirt Nikolsburg 24. Schabat 422 (3. Febr. 1609). — 8) Bergl. dieh. Anz. 2. Sect. 27. Bd. 2. 97 (wo Op. 2. 3. v. a. 1660 in 1669 zu corrigiren ist) und Frankfurt, zur Geschichte der Juden in Wien (Wien 1853). S. 5 fg. 9) Das in Kürze erschienene, im Sommer 1693 im Drucke vollendete Buch Schabte de-Rigle (Kieret Bebi) hat eine Approbation Gerson's vom 4. Dec. 1692, während die Ueberschrift Gerson'schen als verstanden bezeichnet. 10) Steinschneider l. c. I. p. 1010, wo die Zeiturtheile Wolf's schon richtig sind. 11) Bergl. unten lit. k. 12) Bergl. unten lit. f. 13) Bergl. unten lit. m. 14) Der Nummerung nach 124, dazu ein Sutadaten ohne Nummer (zwischen 40 und 41). 15) Die Nr. 113—119 beziehen sich nicht auf bestimmte zu entscheidende Fälle, sondern sind Discussionen über schwierige Stellen in Briefform an gelehrte Freunde. 16) Darauf deutet auch die Bezeichnung auf dem Aitelblatte des Werkes: „Gelehrter Theil“; indessen ist ein zweiter Theil nie erschienen. 17) So schreibt Gerson selbst in dem eben (Num. 12) genannten Briefchen. Es finden sich in der That in den Werken von Zeitgenossen Sutadaten Gerson's, die nur dem Sinne nach mit den entsprechenden in A. b. b. übereinstimmen. Bergl. j. b. unten lit. d, g.

18) Bergl. das Urtheil über ihn Panim Meiret III. 11 bei Alfasi l. f. 21. (ed. Benj.) 19) Bergl. hierüber die Vorreden des Correctors und David Oppenheim's. Bergl. Wolf III, 460 b.

1) Bergl. Steinschneider, Bibl. hebr. Bodl. I. p. 1010. 2) Demnach war ihm das Reimlexikon von Salomon Chidrepa: Scharqut Sadiat (Kunst. 1665.) unbekannt geblieben.









lygamie in gesetzlicher Form auszusprechen. Eine authentische Nachricht über das, was Gerson verordnet habe, liegt nicht vor. Daß die Verordnung überhaupt nur bis 1240 gelten sollte, wird von Salomo b. Aderat<sup>64)</sup> berichtet, ohne daß diese Beschränkung Geltung gefunden habe<sup>65)</sup>; eine Ausnahme solle — wie in den oben angegebenen Anführungen bei R. Nethanjab und Kolbo gesagt wird — nur in dringenden Fällen und nur mit Bewilligung von 100 Rabbinern aus drei Gemeinden dreier Länder „wie z. B. Anjou, Normandie und Frankreich“<sup>66)</sup> gemacht und die Verheirathung jeder der beiden Frauen sicher deponirt werden. Man würde indessen doch irren, wenn man das vollständige Verschwinden der Polygamie unter den (europäischen) Juden bloß dieser Anordnung zuschreiben wollte. Abgesehen davon, daß — wie schon bemerkt — das Leben selbst schon nach dieser Seite hin vorgearbeitet hatte, wurde ausdrücklichen Zeugnissen zufolge die gesetzliche Kraft jener Anordnung nicht einmal in der Provence, viel weniger in den spanischen Ländern anerkannt<sup>67)</sup>, und selbst in Frankreich scheint die Polygamie auch im 12. Jahrh. noch nicht ganz aufgehört zu haben<sup>68)</sup>, wenn auch die Schilderung der französischen Juden, welche Raimonides in einem Briefe<sup>69)</sup> an seinen Sohn und hinterlassen hat und in welcher es heißt, daß die Mehrzahl dieser Juden zwei Frauen hätte, bei der geringen Kenntnis nordfranzösischer Zustände Seitens spanischer Gelehrten<sup>70)</sup> und der vorurtheilhaftesten Stimmung des Raimonides auf historische Glaubwürdigkeit keinen unbedingten Anspruch machen darf<sup>71)</sup>. Daß diese Talsana Gerson's mit keiner höhern gesetzlichen Bestimmung in Widerspruch treten dürfte, lag wol im Sinne desjenigen, von dem sie ausging<sup>72)</sup>, wie auch von einem großen Theile späterer Gelehrter, oder nicht von allen, ausgesprochen wird<sup>73)</sup>. Zunächst konnte eine solche Collision mit der Levitalsehe eintreten. Allein schon im Talmud haben sich verschiedene Ansichten darüber geltend gemacht, ob es besser sei, die Schwagerhebe zu vollziehen oder sie durch die Ghalizah zu ersetzen, und die späteren

Autoritäten haben sich in Beziehung auf diesen Punkt in zwei Partien<sup>74)</sup> gespalten, ohne daß die Bevorzugung der Ghalizah grade mit der Abschaffung der Polygamie in nothwendigen Zusammenhang zu bringen wäre.

2) Einer Frau den Scheidebrief nicht wider ihren Willen zu geben, oder vielmehr die Frau dem Manne in der Beziehung gleich zu stellen, daß nur dieselben gesetzlichen Gründe, welche die Frau berechtigen, den Scheidebrief zu verlangen, den Mann veranlassen dürften, die Frau auch wider ihren Willen zu entlassen<sup>75)</sup>. Ueber die Anordnungen dieser Artordnung ist dasselbe, was von der vorigen zu sagen; in manchen Ländern belegte das Landesgesetz die gezwungene Scheidung mit schwerer Strafe<sup>76)</sup>.

Nach werden mehrte weniger bedeutende Anordnungen, z. B. die Länder (hebr.) Bücher nicht abzuschneiden, (hebr.) Texte nicht leichtfertig zu emendiren<sup>77)</sup>, fremde Briefe nicht zu lesen u. dgl. auf Gerson zurückgeführt und weil jene Anordnungen unter Strafe des Bannes erlassen werden, gewöhnlich als „Bann des R. G.“ bezeichnet. Dahin gehört ferner, daß wenn ein Mann sich von der Frau auf längere Zeit entfernt habe, unter Androhung des Bannes jeder, der Eigentum des Mannes nachweisen könne, zur Anzeige aufgefordert werde, um der Frau die ihr gebührenden Subsistenzmittel zu verschaffen, und daß der sich für unermögend erklärende Ehemann unter derselben Androhung diese Erklärung abgeben müsse; daß, wer etwas Verlorenes gefunden, es zurückgeben müsse<sup>78)</sup>, und jeder, der von dem Funde etwas auszulassen wüßte, zur Anzeige verpflichtet sei<sup>79)</sup>; ferner mehrere auf die Verlobung von Verklagten vor ein bestimmtes Gericht, auf die Verifikation der eingehängten Verlobung und auf den Gebrauch, daß Jemand, dem sein Recht nicht geworden, den Gottesdienst stören könne, bis er vom Gerichte vernommen, bezügliche Bestimmung; Verbot des Handels mit Kirchengewächsen und Kirchengewändern, der den Juden oft blutige Verfolgungen zugezogen u. dgl. m. Fast von keiner dieser Einrichtungen läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß sie von Gerson ausgegangen sei.

(D. Cassel.)

GERSON (GERSCHOM) SALOMO, Verfasser des naturhistorischen Werkes: „Schaar ha-Schamajim“ (Pforte des Himmels) (Ven. 1547. 4. Rödelheim 1801. 8.), wird gewöhnlich, zunächst auf Grund der Angabe Saadut's<sup>80)</sup>, für den Vater des berühmten

64) Bei Josef Kolon *Or. 101*. 65) Moses Jaffe's zu Eben ha-Ezer I. 21. 66) Statt *Or. 101* *Or. 102*, wie bei Kolbo, ist ohne Zweifel richtiger mit R. Nethanjab (*Or. 113* f. 26b) zu lesen: *Or. 101* *Or. 102*. Die Bezeichnung *Or. 102* wurde damals nicht, wie in anderen Zeiten, für ganz Frankreich gebraucht. Was dieser Anführung geht aus hervor, daß die Bestimmung wegen der hundirt Rabbinen erst von R. Jam getroffen worden. 67) Salomo b. Aderat bei Bet Josef Eben ha-Ezer c. 1. 68) Wie aus der Beschreibung des Gerson'schen Verbotes (Anm. 66) durch R. Jam zu schließen ist. 69) Brief des Raimonides f. 1b; in seinem großen Werke ist keine Spur von einer Kennzeichnung Gerson'scher Institutionen zu finden. 70) Man erinnere sich z. B., daß der Geschichtsschreiber Abraham b. David aus allen französischen Ortschaften nur von dem einen R. Jam eine sehr unbestimmte Kunde hatte. 71) Jedenfalls ergibt sich aus der Äußerung des Raimonides die Anschauung von der Polygamie, die auch in den jüdischen und orientalischen Ländern maßgebend war. Und doch spricht Salomo b. Aderat o. a. D. von Doppelheirathen als etwas zu seiner Zeit nicht ungewöhnlich. 72) Ueber die Entstehung Gerson's bei R. Nethanjab *Or. 101* f. 23b. Anm. 39. 73) Bergl. die Commentare zu Eben ha-Ezer c. 1 (S. 31).

74) Bergl. David b. Amra *Or. 108* (ed. 1651). 75) Aber b. Jechiel *Or. 11*. 42. Eben ha-Ezer 119, 6. 76) Eben ha-Ezer 119, 6. 77) Eben ha-Ezer 119, 6. 78) Eben ha-Ezer 119, 6. 79) Josef Kolon *Or. 110*. Für die andere Anordnung sind die eben bezeichneten Stellen bei R. Nethanjab und Kolbo die Quelle. 80) Bergl. d. Heftel Gerson b. Jehuda Anm. 1. 2) *Or. 101*, so und nicht *Or. 102* (wie bei Juchal I. f. 21 und bei Schneckenburger, Bibl. hebr. Bodl. I. p. 1014) heißt der Titel in beiden Ausgaben des Werks, was auch durch den am Ende der Vorrede angeführten Subscriptor Heftel 27 bestätigt wird. Wir citiren nach der 2. Ausgabe. 3) Juchasin 133 b.

Levi b. Gerson (s. d. Art.), genannt Gersonides, angesehen, und als seine Blüthezeit demnach das letzte Viertel des 13. Jahrh. bestimmt<sup>4)</sup>. Es sind indessen gegen diese letztere Annahme in neuester Zeit mancherlei Bedenken erhoben worden, die auch folgerichtig das angenommene Verhältniß zu Levi b. Gerson, das auch von anderer Seite her anzufechten ist, in Frage stellen, ohne daß aus dem bis jetzt Vorliegenden ein sicheres Resultat zu erzielen wäre. Während aus der Vorrede des genannten Buches so viel steht, daß der Verfasser denselben Gerson b. Salomo geschrieben, hat es Scheyer<sup>5)</sup> versucht, dieses Werk dem „allverehrten“ Gerson b. Salomo, Vater des Levi b. Gerson abzusprechen, weil er in der Vorrede als eine seiner Quellen: „das Buch über die Seele von Raimonides“ angebe, ein solches Werk des Raimonides aber nie existirt habe, also eine Fälschung vorliege, die man dem Vater des Levi b. Gerson nicht vertrauen könne. Allein das Auffallende, das in der Einführung eines solchen Raimonidischen Buches liegen könnte und wofür seinenfalls Gerson b. Salomo allein verantwortlich zu machen wäre, ist durch eine — wie es scheint — glückliche Emendation von S. Sachs<sup>6)</sup>, noch mehr durch die Bemerkung Steinschneiders<sup>7)</sup>, daß des Raimonides Einleitung in den Abot-Commentar, die „Acht Kapitel“ auch unter dem Namen „Buch über die Seele“ vorkommt, vollkommen gehoben. — Ein größeres Gewicht konnte dem ersten Anseine nach auf die Argumentation von S. Sachs gelegt werden, wonach die Abfassung des Buches in die erste Hälfte des 13. Jahrh. zu setzen wäre. Die Schilderung eines vulkanischen Ausbruches in der Nähe einer englischen Insel, wodurch ein vorher nicht dagewesener Berg sich gebildet<sup>8)</sup>, ist von Gerson der Schrift Rikva ha-Majim des Samuel Ibn Tibbon<sup>9)</sup> fast wörtlich, doch mit dem Unterschiede entnommen, daß das Ereigniß von Tibbon als vor 10, bei Gerson als vor 20 Jahren geschehen dargestellt wird. S. Sachs schließt hieraus, daß Gerson sein Werk zehn Jahre, nachdem S. T. Tibbon das seinige verfaßt, identificirt den im Schar ha-Schamajim<sup>10)</sup> erwähnten Arzt Salomo mit Salomo b. David, welcher den David Kimchi behandelte, und richt hieran den ferneren Schluß, daß schon vor den Tibboniden und ihren Zeitgenossen betr. Uebersetzungen der arabisch geschriebenen philosophischen u. s. w. Werke verbreitet waren. Indessen ist es gerade letzterer Umstand, der es bedenklich macht, den Verfasser von Schar ha-Schamajim um ein halbes Jahrhundert zurückzuversetzen. Daß er die Uebersetzungen Abr. b. Chisda<sup>11)</sup>, Jacob Anatoli<sup>12)</sup> (vielleicht auch Mosé Ibn Tibbon<sup>13)</sup>), benutzt, gibt Sachs — und mit Recht — selbst zu; von älteren Uebersetzungen sind kaum genügende Zeugnisse vorzubringen, ein durchgreifendes Urtheil aber erst dann möglich, wenn es gelungen ist, die — höchstens noch handschriftlich vorhandenen — Quellen des Schar ha-Schamajim mit

diesem selbst zu vergleichen. In dem „Art Salomon“ erkennt Steinschneider mit viel mehr Wahrscheinlichkeit Salomo b. Josef Ibn Jud aus Granada, später in Beziers, Uebersetzer (1262) eines auch von unsrem Autor<sup>14)</sup> angeführten Commentars des Averroes zu dem Gedichte des Avicenna. Bei dem compilatorischen Charakter des Schar ha-Schamajim ist es nicht zu verwundern, wenn er Stellen aus älteren Schriften ohne Rücksicht auf etwa vorkommende Daten aufnimmt und aus die leicht zu verwechselnden  $\text{רמבם}$  und  $\text{רמב"מ}$  nicht ein solcher Werth zu legen. Auch dürfte in einem c. 1240 geschriebenen Werke die Kenntniß des Kompass<sup>15)</sup> befremdlicher erscheinen, als 1290. — Schwieriger ist über das Bedenken hinwegzukommen, daß Levi b. Gerson, der in seinem Pentateuchcommentare<sup>16)</sup> verschiedene Male exegetische Bemerkungen seines Vaters anführt, niemals des Schar ha-Schamajim gedenkt, aus dem er für so manche Stellen seiner exegetischen und philosophischen Schriften Belege anzuführen Veranlassung haben konnte. — Ein Weiteres ist über unseren Autor nicht bekannt. Daß er aus Arles war oder in Arles lebte, wie Junz angiebt, kann auch noch bezweifelt werden; die Art, wie er von Arles<sup>17)</sup> spricht, scheint nicht darauf hinzudeuten, daß diese Stadt sein Geburts- oder Wohnort gewesen sei. Ob seine Herkunft berechtigt, ihn mit Ischia einen Catalonier zu nennen, mag dahingestellt bleiben, daß er nicht in Catalonien gelebt, geht aus dem Werke selbst hervor<sup>18)</sup> und ist mit viel mehr Grund die Provence<sup>19)</sup> als sein Wohnort zu bezeichnen. Die Angabe de Roffis<sup>20)</sup>, daß er in Perpignan gestorben, beruht auf einer Verwechslung mit Levi b. Gerson.

Das Schar ha-Schamajim liegt uns in einer sehr unvollkommenen Gestalt vor. Der Text ist in beiden Ausgaben durch eine große Anzahl Druckfehler, deren viele bei einiger Aufmerksamkeit hätten vermieden werden können, verunklart, und die Bemerkung des sonst so exacten und verdienstvollen Heidenheim, daß die Fehler der ersten Ausgabe in der zweiten verbessert seien, ist nur sehr bedingt als wahr anzuerkennen<sup>21)</sup>. Aber es ist auch unvollständig, wie aus dem Buche selbst, aus Einführungen aller Autoren und aus noch vorhandenen Handschriften hervorgeht<sup>22)</sup>. Der Verfasser theilt in

10) 69a. 11) Schar ha-Schamajim 12b (es ist die Meer von Maguet). Wie es scheint hat der müßliche Polsterer einen Einsatz auf diesen Text als Beweis dient, was die Schiffer auf dem Meer machen mit der Rodel auf dem Wasser.“ 12) Gen. 21, 23 (32a. ed. Ven.). 34, 31 (12b). 40, 14 (45c). 42, 11 (47a). 44, 10 (47c). 49, 10 (51a). Erub. 17, 16 (72a). Perit. 18, 28 (159d). 13) S. a. l. und so sagt Samuel Ibn Tibbon von einem Orte, den man  $\text{רמב"מ}$  nennt im Gebiet von Arles, daß er früher Strom oder Meer war.“ 47a: „Bekannt ist bei den Leuten, daß in Arles eine Frau neun Kinder geboren.“ Dagegen 71a: „In unserer Stadt gibt es einen Baum“ u. s. w., fol.: „In unserem Gebiet.“ 14) 30b: „In Catalonien sind die Schiffe und Riegen viel kleiner als bei uns.“ 15) Dafür spricht u. a. auch die Beschaffenheit der im Buche vorkommenden Fremdwörter, auch die Beschränkung mit provenzalischen Ortsnamen, vergl. 16a. 16) Wörterbuch u. unter dem Namen 17) Sachs a. a. D. 18) Sachs und Steinschneider a. a. D.

4) Vergl. die Citate bei Steinschneider a. a. D. 5) Philologie des Raimonides S. 6. 6) Recem Ghemed VIII, 153. 7) Schar ha-Schamajim 10a. 8) S. 160. 9) 35b.

der Vorrede sein Buch in drei Theile, von denen der erste die eigentliche Naturwissenschaft, der zweite die Astronomie nach Ptolemäus, Avicenna, Averroes, nach dem Buche „vom Himmel und der Welt“, meist nach Alfargani, der dritte die Metaphysik behandeln solle; in letzterem werde er fast wörtlich des Raimonides' Buch „über die Seele“ wiedergeben und einen Tractat des Averroes über Metaphysik hinzufügen. In der ersten Ausgabe findet sich statt der gedachten Dreitheilung eine Einteilung in 13 Tractate<sup>22</sup>, die in der zweiten Ausgabe neben der vom Autor angegebenen in der Art beibehalten ist, daß auf den ersten Theil zehn Tractate (seht 1/10 des Ganzen) kommen. Da ferner der elfte Tractat in der ersten Ausgabe von der Beschaffenheit der Seele handelt, der zwölfte den (sehr kurzen) metaphysischen Tractat des Averroes enthält und der 13. von astronomischen Dingen handelt, so hat Heidenheim auf Grund der Vorrede eine Umstellung der Art vorgenommen, daß der früher 13. bei ihm der elfste und zugleich zweiter Theil, und der früher elfste und zwölfte bei ihm der zwölfte und 13. — dritter Theil — geworden ist.

Am vollständigsten scheint der erste Theil erhalten zu sein, in welchem die drei ersten Tractate noch in Pforten<sup>23</sup> zerfallen. Wir geben von dem Buche, welches einen interessanten Einblick in den Standpunkt der naturwissenschaftlichen Studien des 13. Jahrh. gewährt, hier ein kurzes Inhaltsverzeichnis. Der erste Tractat: „Von den vier Elementen und den aus ihnen sich bildenden Gestaltungen“ spricht in sieben Pforten von den vier Elementen, von der primären Gestaltung, nämlich den Dämpfen, von Donner und Blitz, von feurigen Lufteinscheinungen, von Strömen, Meer und Winden, von den Farben der Bollen und den Höfen um Sonne und Mond, von Regenbogen und Erdbeden. Der zweite Tractat: „Von der zweiten Gestaltung, dem Minerale“ spricht in drei Pforten von der Entstehung der Berge, Steine und Metalle, von den Fossilien, von Perlen und Edelsteinen; der dritte Tractat: „Von der dritten Gestaltung, den Pflanzen“ spricht in drei Pforten von der „vegetativen Seele“ der Pflanzen, von den durch Ort und Zeit in den Pflanzen entstehenden Veränderungen, von der Beschaffenheit der Früchte; der vierte Tractat: „Von der vierten Gestaltung, den Thieren“ spricht in einer Pforte von den vierfüßigen Thieren (und in einem eingeschalteten Excurs über einzelne Thiere); der fünfte Tractat von den Vögeln; der sechste von Bienen, Ameisen und Spinnen; der siebente von den Fischen; der achte von der menschlichen Gestalt und deren Bildung; der neunte von einzelnen Gliedern und Organen des menschlichen Körpers mit einem kleinen Excurs über Knochen; der zehnte über Schlaf und Wachen.

Der zweite Theil (ziffter Tractat in der zweiten Ausgabe) spricht in sieben Capiteln<sup>24</sup> von den Sphären, als aus einem fünften Elemente gebildet, daß sie weder schwer noch leicht seien, daß sie befeht und mit

Bernunft begabt seien, daß die Erde im Mittelpunkte der Welt stehe, zu der sie sich wie der Mittelpunkt zum Kreise verhalte, daß die Erde sich nicht bewege, daß Sonne, Mond und Sterne kugelförmig seien.

Der dritte Theil (zwölfter Tractat) spricht in sieben Capiteln von dem Wesen und den Kräften der Seele, von dem Dasein der Seele und wie sie den Körper bewege, von dem, was die Seele sei, ob sie erschaffen sei oder nicht, ob die Seele eine Einheit sei oder nicht, ob alle Seelen zu Anfange der Welt erschaffen seien oder ob ihre Schöpfung noch fortbauere, über das Verhältniß der Seele zum Körper; der letzte Tractat: „Von der Beziehung der materiellen zum absoluten Verstande von dem alten Gelehrten genannt Ibn Reschd.“

Das ganze Buch gibt sich als eine Compilation aus den „ins Hebräische übersetzten“ philosophischen Schriften, denen der Verfasser noch Einzelnes, was er selbst erfahren oder von Kundigen gehört<sup>25</sup>) hinzugefügt. Als Hauptquelle für den ersten Theil erscheint des Aristoteles Schrift de animalibus und dessen naturhistorische Arbeiten überhaupt, daneben Hippokratés, Galenus und die jüngeren meist arabischen Commentatoren und Bearbeiter des Aristoteles, Averroes, Avicenna, Alexander, Aphrodisius, Ibn Zohr, Ali (Ibn Rodhwan), Honein, Ibn Mesue u. s. w. Von jüdischen Autoren werden außer einer talmudischen Stelle<sup>26</sup>) und der allgemeinen Bezeichnung: „die Gelehrten Israels“<sup>27</sup>) genannt: Isaaq Israëli (der Aeltere), und zwar dessen Commentar zum Buche Genesim<sup>28</sup>), das Buch über die Elemente<sup>29</sup>) und das Miatium unter dem Titel: Sair Nativ<sup>30</sup>); einige Male ohne Nennung des Verfassers<sup>31</sup>) (daß auch dessen Escher ha-Mizabim benutzt sei, hat S. Sachs nachträglich gemacht<sup>32</sup>); Raimonides, nur genannt in der Vorrede, nach welcher der dritte Theil fast nur aus dem „Buche über die Seele“ entnommen sei; in dessen bemerkt man nur kurze, fast wörtliche Auszüge aus dem ersten der „Acht Capiteln“<sup>33</sup>) neben Excerpten aus jüngeren Werken; aus dem More Nebuchim ist II, 4 fast wörtlich in das dritte Capitel des zweiten Theiles übergegangen; Samuel Ibn Tibbon, nur ein Mal<sup>34</sup>) genannt, aber sehr kurz benutzt; deutlich ist dies in Bezug auf Isaaq ha-Majim<sup>35</sup>) und das nur handschriftlich in Leyden vorhandene Deot ha-Philosofim<sup>36</sup>). Eine Benutzung des Kimchischen Commentars

22) 30b: Es sagte mir Jemand aus dem Munde eines nicht-jüdischen Gelehrten, Raimonides' Werk (vgl. Sach's a. a. O.). Jähnliche Ausdruck 17b. 37a. 40b. 61a. 23) 17a. 24) 32a. 32b. 25) 69b. Vergl. S. Sachs, Die religiöse Poetik S. 196. Bei Salomo Kimchi Tholomae ed. Kimh. 1637. f. 13b heißt es: *homeri more reza bi' yevreim* *homer* ~ *h' av* *homer* *reza* *bi' av* (wo ~ ohne Zweifel aus ~ verschluckt ist); wahrscheinlich ist diese Stelle aus dem Schaar ha-Schomajim entnommen. 26) 14a. 63b. 80a. 27) 34b. Vergl. über diese Schriften Tractat's Steinachener p. 1113 seq. 28) 59ab. 64a. 29) f. 6b. a. d. 30) 74b. 75b. 76a. 76a. 31) 5a; nach Sachs ist dies der Uebersetzung *homer reza* entnommen. 32) f. 6b. 150 = 3b. 4a; 153 = 4b; 160 = 10a; 8 = 45a. 33) Das mir von Hrn. Dr. Steinachener freundlich zur Benutzung gestelltes Werk. Vergl. das.

19) Die ganz unlogisch ist, wie aus der folgenden Inhaltsangabe hervorgeht. 20) *homer*. 21) *homer*.

zu den Propheten scheint aus einer Stelle im ersten Theile<sup>34)</sup> hervorzugehen. Aus der anonymen Schrift *Kuach Ehen* sind ganze Stücke ohne Nennung der Quelle in den zweiten Theil übergegangen<sup>35)</sup>.

Das Schaar ha-Schamajim wird benutzt in dem ähnlichen Werke *Schebile Emuna*<sup>36)</sup> und *Pitron Chalom*<sup>37)</sup> und namentlich angeführt von Netanel Caspe in Commentare zum *Kufari*<sup>38)</sup>, von Moses Isserles<sup>39)</sup>, Asaria de Rossi, der es mit dem gleichnamigen Werke des Isak Latif verwechselt<sup>40)</sup> und Chisla de Silva<sup>41)</sup>. Für die Erklärung der zahlreichen, in dem Werke vorkommenden (zum Theil arabischen, meist französisch-provençalischen) Fremdwörter hat Heidenheim in der Einleitung zu seiner Ausgabe sich einiges Verdienst erworben. (D. Cassel.)

Gerson Soucino, s. Soncinaten.

Gerson (Levi ben), s. Levi b. Gerson.

GERSON (Christian), geb. 1569 zu Reddinghausen im Ergstheile Köln von jüdischen Vätern, war einige Jahre in Frankfurt a. M. Lehrer des Talmud und Rabbiner. Ein ernstes Studium des Neuen Testaments nach Luther's Uebersetzung, das er früher oft mit Blasphemie überhäuft hatte, veränderte seine religiöse Ueberzeugung so gänzlich, daß er zu Halberstadt sich taufen ließ und förmlich zum Christenthume übertrat. Er studierte hierauf Theologie zu Helmstädt, erhielt dort Unterricht im Hebräischen und übte sich im Predigen. Er bekannte sich zur Confession der reformirten Kirche, ward Diaconus vor dem Berge bei Verburg im Anhaltischen und endlich Pastor daselbst. Auf der Heimkehr von einer königlichen Hochzeit verunglückte er durch die schon gewordenen Pferde am 25. Sept. 1627 in der Saale. Er hinterließ ein Werk unter dem Titel: *Cheloe, oder Talmudischer Judenschlag*. (Helmstädt 1610.) Außerdem ließ er zu Goslar 1607 einen Talmud judaicum drucken<sup>42)</sup>. (Heinrich Döring.)

GERSON (Georg Hartog), geb. zu Hamburg am 25. Aug. 1788 von jüdischen Vätern, gehörte einer ärztlichen Familie an; denn der Großvater, der Vater, der Oheim und ein Stiefbruder übten die ärztliche Praxis in Hamburg. Nachdem er die öffentliche Schule und das Gymnasium in Hamburg besucht hatte, wo er in Physik, Chemie, Botanik und Anatomie trieb, bezog er mit 18 Jahren die Universität Berlin, um Medizin zu studiren, und weiterhin Göttingen, woselbst er im J.

1810 promovirte. Nach Hamburg zurückkehrend lief er Gefahr, im Heere Napoleon's wider sein Vaterland dienen zu müssen; er fürchtete deshalb nach England, trat als Assistent-surgeon in die englisch-deutsche Legion und nahm mit dieser an Wellington's Feldzügen in Portugal, Spanien, Frankreich und Belgien Theil. Von seinem Diensteifer und seinem unerschrockenen Muth geschiedet in des Majors Leibold's Beamish's Geschichte der königl. deutschen Legion rühmliche Erwähnung. Im zweiten Theile erzählt Beamish von der Schlacht bei Waterloo: „Ein seltener Dienstreifer besetzte den Aufsehwandart des 5. Bataillons, Gerson, indem derselbe während des heftigsten Kampfes nicht nur inmitten des Quarks verblieb und im heftigsten Feuer mit Eifer und Geschicklichkeit die Verwundeten seines Bataillons verband, sondern auch denen der benachbarten hantirenden Truppen jede thunliche Hilfe in seiner Kunst leistete.“

Nach dem Friedensschlusse begann Gerson in seiner Vaterstadt Hamburg zu practiciren und bald erfreute er sich eines bedeutenden Rufes, namentlich als Wundarzt. Er verheirathete sich im J. 1822, verlor aber 1833 die Gattin, welche ihm zwei Kinder geboren hatte. In diesem Jahre übernahm er das Lehramt der Anatomie an der neu errichteten anatomisch-chirurgischen Schule. Neben seiner ausgedehnten Praxis lagen ihm noch andere zeitraubende Beschäftigungen ob. Mehrere Jahre hindurch übernahm er in den Sommermonaten Friede's Stelle an dem Hospitale, wenn dieser Erholungskreisen machte und während der beiden Jahre 1841 und 1842 versah er dessen Amt vollständig. Auch vertrat er während 18 Monaten Friede's Stelle als chirurgisches Mitglied des Gesundheitsrathes, was um so höher anzuschlagen ist, weil Gerson als Jude nach den hamburgischen Gesetzen nicht definitiv mit diesem Amte betraut werden konnte. Auch war er durch das Vertrauen seiner Mitbürger oder seiner Collegen Mitglied mehrerer Commissionen. Schon im J. 1817 begann Gerson die Herausgabe eines Journals unter dem Titel: *Hamburgisches Magazin für die ausländische Literatur der gesammten Heilkunde*, zuerst gemeinschaftlich mit J. J. Gumprecht, vom J. 1821 an aber gemeinschaftlich mit Dr. R. F. Julius. Es sind von dieser Zeitschrift bis zum J. 1835 30 Bände nebst zwei Registerbänden erschienen.

Seit dem Jahre 1833 machte sich die Krankheit bemerklich, welcher Gerson später erliegen sollte, nämlich rheumatische Schmerzen in der linken Schulter, Palpitationen und Kurzatmigkeit bei raschen Bewegungen, wiewohl durch das Gefühl eines plötzlichen Stiches, der ihn zum Stillstehen nöthigte. Gerson taufte sich nicht über sein Leiden, er bezeugte es im Winter 1839 gegen Dypsenheim als Angina pectoris, wobei keine Hülfe sei. Im Sommer befand sich Gerson im Allgäuerneu besser, als im Herbst und Winter. Am leichtesten kamen die einzelnen Anfälle der Krankheit bei gefülltem Magen, während der Verdauung und deshalb nahm er das Mittagmahl erst um 8 Uhr Abends ein, wenn er die Tagesgeschäfte möglichst beendigt hatte. Gerson mußte während des Essens und auch nach der Mahlzeit

1784. 181b mit Sch. b. Sch. 4b. 9a. 13a. — Ueber 7777 270 78a; vgl. Sch. b. Sch. 4b.

34) Brgl. *Kimchi* zu *Isr.* 40, 31 mit 77b. 35) *Kuach Ehen* c. 5 = 76b; c. 3 = 77b—78a. — In der ersten Ausgabe 56 unten findet sich in diesem letzteren Stücke aus R. Ch. ein Satz in zwei verschiedenen Recensionen: *וְהָיָה כִּי יִשְׁכַּח אֶת אֱלֹהֵי אָבִיו* und *וְהָיָה כִּי יִשְׁכַּח אֶת אֱלֹהֵי אָבִיו* in der zweiten Ausgabe (78a) und im R. Ch. selbst steht die letztere Lesart. 36) Brgl. den nächsten *Psalm* (777) mit 75a. 78a. 37) f. oben Anm. 35. 38) *Sachs* a. d. D. 39) *Ch. R.* 7. oben Anm. 40) Brgl. *Keren Chemed* VII, 122, VIII, 93. 152 41) *Peri Chadosch Zore Daa* 42. 13. 68, 9.

\*) Brgl. *Sachs's* *Gelehrtenlexikon*. 3. Th. S. 963.

immer viel Wasser und dünnes Getränk zu sich nehmen. Die immer mehr zunehmende Polypbiege gab im Frühjahr 1842 Veranlassung zur Untersuchung des Harnes, und diese stellte es leider heraus, daß Gerson an Diabetes mellitus litt. Bei einer nun ganz veränderten Diät nahm das Uebel nicht weiter zu, eine im Herbste unternommene Erholungskur nach Docteren hatte vielmehr entschiedene Besserung zur Folge, die auch im Ganzen anhielt. Gerson mochte nicht ab und fühlte keine Abnahme der Kräfte, so daß er noch täglich volle zwölf Stunden der Praxis widmen konnte; nur nöthigte ihn das Herzleiden zur beschränkten Benutzung des Wagens. Im Herbst 1844 zog er sich einen Lungenkatarrh zu, der ihn aber nicht abhielt, seinen Berufsgeschäften zu folgen. So unternahm er auch noch am 3. Dec. Morgens eine körperlich und gemüthlich angreifende Operation, bei der er in heftige Transpiration gerieth. Er machte dann noch einige Visiten, süßte sich aber bei dem letzten Patienten, seiner Wohnung gegenüber, unwohl, und erreichte kaum noch seine Wohnung, als er das Leben aushauchte. Die von ihm selbst angeordnete Section ergab sogenannte Verknöcherung an den drei Klappen der Aorta und im ganzen Verlaufe der beiden Kranzarterien des Herzens. — Außer mehreren Abhandlungen in Journalen, namentlich im Hamburger Magazin und der Naturhistorischen: *De forma corvæ oculi humani deque singulari visus phaenomeno* (Götting. 1804.), schrieb Gerson: Ueber den Heilpraktischen, nach eigenen, während des spanischen Befreiungskriegs und in Belgien gemachten Erfahrungen. (Hamburg 1817.) (S. Gerson's Retrospekt von Dreyheim in Dreyheim's Zeitschrift für die gesammte Medicin. Bd. 28. S. 137—144. 1845.) (Fr. Wilh. Theile.)

GERSON (Jean Charlier), Kanzler der Universität Paris.

1) Name. Während man in der teutschen Literatur, freilich ziemlich inconsequent, die Vornamen auch „Johann Charlier“ geschrieben findet, hat der Name noch weit mehr Veränderungen erfahren. Er selbst schrieb sich lateinisch meist Johannes Gerson, zuweilen auch Johannes de Gersonne, französisch dagegen in der Weise der Ueberschrift. Ob und wie seine Vornamen in das Kirchenbuch oder ein anderes officieles Geburts- oder Taufregister eingetragen seien, haben wir nicht in Erfahrung bringen können. Den von seinem Geburtsorte bergenenamen Zunamen erhielt er nach er erst später an, und obgleich er denselben ziemlich consequent, wie angegeben, führte, so hat ihn doch die Nachwelt, zum Theil schon die Wittwelt, sehr mannichfach gestaltet, was nicht Wunder nehmen kann, da einerseits noch lange nach seinem Tode seine literarische Unwissenheit herrschte, welche fast allen berühmten Zeitgenossen dasselbe Schicksal bereitete, andererseits die Buchdruckerkunst noch nicht ihre stirkende Kraft geltend machte. Man findet nicht bloß Gerson, und zwar allerdings zumisch, Gersonis, Gersen, Gersene, Gersonius, Gersonnus, de Gersonio, de Gersonne, de Gerson, de Gersene, sondern auch Jarson, de Jarsonne und andere abwei-

chende Formen. Auch wurde der berühmte Kanzler von Paris nicht selten mit dem obskuren (ja nach Wilmann in seiner Erstzunft zweifelhaften) Abte Gersen von Becelli verwechselt, welchem später ein Theil der italienischen Literatoren und der Benedictiner die *Imitatio Jesu Christi* zugeschrieben. Wir werden uns der Form Gerson bedienen, da sie gegenwärtig nicht bloß von der gesammten teutschen, überhaupt wissenschaftlichen, Literatur adoptirt ist, sondern auch von dem Kanzler selbst am häufigsten angewandt wurde, wenn auch oft mit lateinischer Endung, und sein Obedientort diesen Namen führt. Unter die berühmten theologischen Lehrer des Mittelalters resp. der Scholastik ist er bekanntlich als „doctor christianissimus“ einregistrirt worden; doch ist er uns hier und da auch als „doctor christianus“ bezeugt. In Flandern und Leuchland hieß er in gewissen Kreisen wegen einer seiner Hauptschriften „doctor consolatorius.“

2) Äußere Lebensgeschichte. Gerson's Geburt fällt in eine Zeit, wo die französische Nation von ihrem Unglücke heimgesucht wurde, in eine Zeit der inneren und äußeren Krisen. Sein Geburtsort ist der 14. Dec. 1363, sein Geburtsort das Dorfchen Gerson bei Abtel in der Diöcese von Rheims, wo sein Vater, Arnoul Charlier, und seine Mutter, Elisabeth de Lagardennière, als eine nicht unheimliche Adelsfamilie lebten. In seinem „Discours sur l'excellence de la virginité“, welcher für seine Schwester bestimmt war, sagt er von ihnen, daß sie „sont de village et de labourage.“ Dabei waren seine Väter Leute von der steifsten religiösen Frömmigkeit, natürlich nach dem damaligen Zeitbegriff, welcher die Vollendung des christlichen Lebens in den Klostermauern erblickte. Sie hatten ihre Kinder selbst um den Apfel auf dem Baume Gott bitten gelehrt, wie dies z. B. Gerson in der Schrift „De simplicatione cordis“ bezeugt. Seine Mutter nannte er zuweilen eine andere Monica, z. B. in der „Epistola ad fratrem Nicolaum.“ Bei der damals herrschenden Ansicht von dem Klosterleben, in welchem fast alle friedbedürftigen Herzen ihre Zuflucht fanden, konnte es nicht fehlen, daß auch die zwölf Gerson's ihr Contingent für das Kloster stellten; drei Brüder und vier Schwestern von Gerson legten das Gelübde ab.

Der älteste von den Geschwistern, und dieser ist unser Jean Charlier, wurde 14 Jahre alt durch seine Ältern nach Paris gebracht, um hier das Studium der Theologie zu ergreifen, oder, wie es damals hieß, „die heilige Schrift zu lernen“, wozu ein Theil seines Erbschafts bestimmt ward; vergl. den „Dialogue spirituel avec ses sœurs.“ Er wurde dem Collegium von Navarra übergeben und hatte in denselben kaum ein

\*) Vergl. oben den Artikel Joh. Gerson von einem andern Mitarbeiter.“ Ab.

1) Opp. ed. Dupin. 1708. T. III. p. 539. 2) Tom. III. p. 364. 3) Tom. III. p. 745. 4) Tom. III. p. 803.



Jahr gebracht; als das große abendländische Schema zwischen den Päpsten und ihren Anhängern ausbrach. Der Papst Gregor XI. war am 27. März 1378 gestorben, und an seiner Statt der Erzbischof von Bari als Urban VI. zum Papste erwählt worden. Neben ihm hatte sich bald ein zweiter, Clemens VII., erhoben, und, aus Italien fliehend, seinen Sitz in Avignon aufgeschlagen. Ueber Frankreich, bisher von politischen Parteien zerissen, kam jetzt auch die kirchliche Spaltung und die Noth der religiösen Gewissen. Clemens wurde zwar von Frankreich anerkannt; aber er brauchte viel Geld und suchte das unglückliche, schon durch den Kampf mit England fast bis zum Verkaufserlöse erschöpfte Land durch die sich steigenden Decimationen, Annaten, Verkaufsgebel für Pfanden u. s. w. noch mehr aus. Namentlich der Regent, der Herzog Louis von Anjou, hatte die Anerkennung des Clemens durch die französische Kirche betrieben, und, unbesümmert um die Leiden des Volkes, dadurch seine eigenen Interessen gefördert. Er brauchte sogar, um seinen Papst zu sichern, gegen die Dypothese Gewalt, und ließ A. B. den Doctor Jean Romet, ein Mitglied der pariser Universität, weil er die päpstlichen Mißbräuche freimüthig getadelt hatte, 1380 in das Gefängnis werfen. Allein er vermochte dadurch das Widerstreben der Universität gegen Clemens VII. nicht zum Schweigen zu bringen, und schon 1381 veröffentlichte Heinrich von Beffen sein „*Consilium pacis de unione ac reformatione ecclesiae in concilio universali quaerenda*.“<sup>5</sup> Zwar fügte sich die Universität nach mancherlei Widerpruch in die Anerkennung des Papstes von Avignon, allein sie ließ nicht ab mit ihren Klagen und Protestationen gegen das unwürdige päpstliche Verfahren. Der berühmte Pierre d'Ailly stellte im Auftrage und Namen der Universität die fahrenden Mißbräuche des Papstes dem Regenten freimüthig vor; die ganze Universität war davon auf das Lebhafteste und Schmerzlichste erregt. Auch die Studirenden, welche ihre Lehrer so eifrig über den Kirchensfrieden sich berathschlagen sahen, wurden in steigender Erregung von demselben Interesse ergriffen. Keiner von ihnen war von dem Leiden des Landes, der Spaltung der Kirche, dem Streben nach Frieden tiefer erregt als der junge Student aus Gerson, welcher sich unterdessen diesen Namen beigelegt hatte; und die Nachwirkungen dieser Einbrüche in den jugendlichen Tagen pflanzten sich unverkennbar bis an seinen Tod fort. Sie sind es hauptsächlich, welche man nicht vergessen darf, wenn es sich um die wesentlichsten psychologischen Factoren zur Erklärung so mancher Erscheinungen in dem äußeren und inneren Leben Gerson's handelt. Hatte er vorher seine Absicht mehr auf das Studium der allgemeinen Wissenschaft gerichtet und vorzugsweise durch die profane Literatur und Poesie sich angesogen gefühlt, so widmete er sich seit der Zeit, wo ihm die Spaltung der Kirche so tief zu Herzen ging, mit größerer Ausschließlichkeit der Theologie, als der Wissenschaft der göttlichen Dinge, die ihm als das Höchste, als der Weg vom irdischen Elende zur himmlischen Freude erschien; vergl. seine „*Respon-*

St. Gerol. t. III. s. 2. Gerson. Version. LXII.

sio ad scripta cujusdam de innocentia puerili“<sup>6</sup>); ferner das „*Trilogium astrologiae theologicae*“<sup>7</sup>). Er wollte Zuflucht vor den Stürmen der Zeit in der Theologie suchen, aber die Theologie sollte ihn zu einem der berühmtesten Kämpfer auf der öffentlichen Wahlstatt machen.

Nachdem Gerson den Grad eines „*Licencié ès arts*“ erlangt hatte, trat er, 19 Jahre alt, in den Kreis der eigentlichen theologischen Studien ein, in demselben Jahre, wo Fuß das Panner seines Feldzuges gegen die päpstliche Hierarchie hob.

Unter den theologischen Lehrern übte besonders Giles Deschamps, noch nicht aber Pierre d'Ailly einen entscheidenden Einfluß auf den jungen Gerson. Die Idee von der Freiheit der Kirche, wie sie auf der Universität lebte, hatte ihren gewichtigsten damaligen Repräsentanten in dem Kanzler d'Ailly, welcher außerdem auch nicht blind für die scholastischen Mängel der theologischen Wissenschaft war und dieselben, wenn auch nur mit vorsichtiger Hand, vor seinen Zuhörern entfaltete. Das frühere wissenschaftliche Verhältniß zwischen dem Schüler und dem Lehrer sollte sich später in die innigste Freundschaft der Herzen und die Lehrer in Schüler verwandeln<sup>8</sup>). Der lernende Eifer Gerson's war besonders auf die Vater und (Scholastischen) Lehrer der Kirche gerichtet, außerdem, wie sich damals von selbst verstand, auf den Aristoteles und seine arabischen Commentatoren. Auch vernachlässigte er nicht die Philosophen und Dichter des Alterthums, deren Denk- und Schreibweise einen großen Einfluß auf ihn bis an sein Ende geübt haben. Wie sehr Gerson schon damals die Augen der Lehrer und Schüler auf sich gezogen haben muß, geht unter Anderem daraus hervor, daß die Universität im 1383 zum Procurator der französischen Nation erwählte und 1384 diese Wahl erneuerte. Bald nachher erwarb er den Grad eines bachelier en theologie und dieselb gab ihm binnen Kurzem Veranlassung zu einer bedeutenden öffentlichen Vorlesung.

Es war nämlich auch auf der Universität ein Streit für und wider die unbestechte Empfangnis der Maria ausgebrochen. Die Dominikaner bekämpften dieses Dogma mit einem Eifer, welcher zum Theil die Ursache ward, daß die Majorität der Universität sich für dasselbe erklärte. Im J. 1387 verdamnte sie den Doctor Jean de Monthen, weil er gelehrt hatte, daß die Jungfrau Maria wie alle anderen Menschen der Erbsünde unterworfen gewesen sei. Obgleich Gerson persönlich für die immaculata concepcio stimmte, so suchte er dennoch die von der Universität ausgeschlossenen Dominikaner

5) Opp. ed. Dupin. T. III. p. 206.

6) T. I. p. 189.

7) Sein früherer Lehrer Peter de Alaco sah später zuweilen zu seinen Füßen; vergl. Gerson's zu Lyon geschriebenen „*Liber de vita spirituali animae*“, wo er in der „*Præfatio ad episcopum Cameracensem*“ (Opp. ed. Dupin. T. III. p. 1) sagt: „*Postulare dignata est benevolentia tua, preceptor inclyte, quatenus scripto tibi traderem unam ex lectionibus meis, cui praesentium tuam praestare non erubuit, nec insolitam hanc rem affugit.*“

wieder zu restituiren (was auch 1493 geschah), und gab ein Gutachten „pro reconciliatioe Dominicanorum.“ Als Konfession an den Papst Clemens VII. appellirte und sich persönlich zu ihm nach Avignon begab, beschloß die Universität, ein Gleiches zu thun, um sich zu vertheidigen und ihre Vorrechte zu wahren. Sie schickte ebenfalls eine Deputation nach Avignon, und dieser gehörte neben Pierre d'Ailly und Anderen auch Gerson an. Die Deputirten besanden durch ihren Hauptsprecher, d'Ailly, auf dem Rechte, daß die Universität selbständig die Lehrtfragen zu prüfen und zu entscheiden habe, und gewannen den Sieg über die Dominikaner, welche (bis 1493) von den Lehrstühlen der pariser Universität ausgeschlossen wurden.

Gerson's Reise nach Avignon, ein Vorbild der Lutherreise nach Rom, blieb nicht ohne weitere persönliche Folgen für ihn: als Mitglied der Deputation schloßte er sich durch deren Auftreten und Sieg nicht bloß in dem Geiste des männlichen Freimuthes, selbst dem Oberhaupt der Kirche gegenüber, gehoben und gestärkt, sondern lernte auch mit eigenen Augen die Kaster und Verschwendungen des päpstlichen Hofes kennen, welcher zuweilen Frankreichs lauren Schweiß vergoß. Mehr als je in dem Vorlesse befaßt, die Sitten des Klerus reformiren und den Kirchenfrieden herstellen zu helfen, kam er nach Paris zurück, wo er vor der Universität mit neuer Begeisterung und steigendem Erfolge zu predigen anfangte. Das Jahr 1392 sah ihn nach zehnjährigem eifrigem Studium der Theologie zu deren Doctor aufsteigen und schon drei Jahre darauf, 1395, wo Papst Clemens VII. den Pierre d'Ailly zum Erzbischof von Puy ernannt hatte, folgte diesem seinem Lehrer der kaum 32 Jahre alte Schüler in das Kanzleramt der berühmtesten Universität der Welt, sowie in das Kanonikat der Kirche Notre Dame.

In dieser Stellung, deren öffentliches Amt grade das Gegenheil von dem war, was Gerson ursprünglich in dem Asyle der Theologie gesucht hatte, bot sich ihm eine zwar glänzende, aber auch dornenvolle Laufbahn dar. Ein Kanzler der Universität Paris bedurfte des möglich größten Maßes von Klugheit und Selbstverleugnung, gegenüber einer solchen Anzahl von Capacitäten aus fast ganz Europa, gegenüber dem Papste, gegenüber der Staatsgewalt, gegenüber den Bittern und den Hochzeiten der Zeit. Aber in Gerson sah die Universität den, welcher sich zu der ganzen Höhe dieser Stellung erhoben hatte. Verbunden mit seinem Lehrer d'Ailly und seinem ehemaligen Mitschüler Nicolas Glomeng's<sup>\*)</sup>, wandte er seine Sorge vor Allem zunächst auf den inneren Zustand der Universität, indem er das Studium der Theologie in die Bahnen freieren und aufgeklärteren Geistes zu lenken und von den unnützen Subtilitäten, barbarischen Terminologien, verwickelten Spolgiemen u. s. w. zu befreien suchte. Er hatte ein tiefes Gefühl von der Sterilität, ja Schädlichkeit der damaligen theologischen Abspaltbarkeit und wollte der Theologie

zu einer lebendiger, das Herz befriedigenden, durch Gottes Geist getragenen Wissenschaft verhelfen. In der ganzen Zeit, wo er an der Spitze der Universität stand, machte er seinen Einfluß dahin geltend, daß die Studien, von dem traurigen Wahne, durch Spitzfindigkeiten glänzen zu müssen, befreit, auf ihren eigentlichen Lebenszweck hingerichtet wurden. Denn er sah wol ein, daß, wenn die Kirche an ihrem Haupte reformirt werden sollte, eine solche sittliche Reform auch an den künftigen Priestern, Lehrern, Mönchen u. s. w. vorgenommen werden müsse. Wollte er auf dieser Seite in todt'ne Formen Leben hauchen, so kämpfte er auf einer anderen Seite gegen ein, wie er meinte, der Wissenschaft und der Orthodoxie feindliches Leben, nämlich gegen den Geist des besonders von Brabant her in die Universität einbringenden pantheistischen Mysticismus. Wer von diesem Streben einen vollkommenen Erfolg erwarten wollte, würde die Schwierigkeiten nicht kennen, welche sich demselben entgegenstellten mußten. — Außerdem zeigte sich Gerson in seinem Kanzleramt als ein müthiger Wertheibiger der Rechte und Freiheiten der Universität, sowohl gegen die Päpste, als auch gegen seine eigenen Landesherren. Er pflegte in dieser Hinsicht zu sagen: die Erhaltung der Wahrheit sei gegenwärtig, wo sie am päpstlichen Hofe seinen Wertheibiger hätte, den Doctoren der Theologie anvertraut; vergl. den „Tractatus de examinatione doctrinarum“).

In ganz Paris, besonders aber in den Häusern der Universität, diskutirte man unterdessen immer lauter und rüchsigstloser die schweren Verbrechen der schismatischen Kirche, besonders aber die Vergessnisse, welche von den Päpsten ausgingen. Auch Gerson nahm sehr lebhaften Theil daran, obgleich er in den revolutionären Ton nicht einstimmt, sondern nach Möglichkeit zum Frieden redete. Clemens VII. zwar erklärte seine Bereitwilligkeit, sich der Entscheidung einer Kirchenversammlung zu unterwerfen, aber Urban weigerte sich auf das Hartnäckigste, und die Aussicht auf friedliche Schlichtung ward immer trüber. Zwar starb Urban und ihm folgte Bonifacius IX. im J. 1398; allein dieser trieb die Simonie und die anderen Mißbräuche zur Befriedigung seines Ehrgeizes auf das Äußerste, sobald brüde Obedienzen schwer unter ihren geistlichen Oberherren saßen. Frankreich und im Besonderen die Universität Paris hatten ihre Hoffnung auf König Karl VI. gesetzt, welcher 1380 zur Majorität gelangt, den Ansprüchen des Papstes Clemens VII. einen kräftigen Willen entgegensetzte und mit Entschiedenheit auf den kirchlichen Frieden bearbeitete. Allein Karl fiel schon 1392 in jenen traurigen Wahnsinn, welchen besonders die Universität schmerzlich empfinden mußte, da er ihr einen so mächtigen Gönner entzog. Die Arbeit der Universität und namentlich ihres Oberhauptes für das Interesse des Friedens und der Reform fand ihre Begüter nicht bloß an der Parteilichkeit der Pringen, welche einen verderblichen Einfluß auf den unglücklichen König ausü-

\*) So schreiben die Franzosen diesen Namen in der Regel.

9) Opp. ed. Dupin. T. I. p. 17.

äden wußten, sondern auch im Besonderen an dem Cardinal de Lume, welchen Clemens VII. zur Vertreibung seiner Ansprüche nach Paris gesandt hatte. Da die Universität erfuhr sogar die Hemmung ihrer Vorlesungen, Versammlungen und anderer Thätigkeiten durch äußere Gewalt. Dennoch erlangte sie endlich vom Könige die Ermächtigung zu einem Gutachten über die Art und Weise, wie der Friede in der Kirche wieder herzustellen sei.

Nach mehrfachen Vorbereitungen traten die Häupter der Universitätscorporation am 6. Juni 1394 zu einer langen und ernstlichen Beratung zusammen, welcher der damit beauftragte Baccalarius Nicolaus Clemenges in einem Ertrakt drei Wege zur Beendigung des Schismas vorlegte. 1) Beide Päpste verglichen freiwillig und ohne weitere Bedingungen auf die Klara — *via cessionis*. Oder 2) sie unterwerfen sich der Entscheidung von Richtern, welche durch sie selbst gewählt werden *via compromissionis*. Oder 3) sie haben sich dem Ausspruche eines allgemeinen Concils zu fügen — *via auctoritatis* (auch anders genannt). Die Schwierigkeiten schienen sich zu mindern, als unterdessen Clemens VII. am 16. Sept. 1394 starb; allein sein Nachfolger, der Cardinal de Lume, als Benedict XIII., zeigte sich durchaus zu keiner Cessionen bereit. Auch als im nächsten Jahre eine ansehnliche Synode zu Paris sich für die Cession aufsprach und ihn für dieselbe gewinnen wollte, wußte er allerlei Vorwände zu finden, um nicht darauf einzugehen. Da sich endlich die Universität der Fäden der vermittelnden Geburt, deren Fürsprecher besonders ihr Kanzler gewesen war, sie appellirte an einen zukünftigen, wahren, berechtigten Papst und schon (1396) hielten dreierlei Worte von der Auffündigung des Gekorsams. Auch drang die Universität immer ansehnlicher in Karl VI., welcher zuweilen sehr ängstliche hatte, daß er entscheidende Schritte unternehme. Er ging darauf ein und veranstaltete 1398 mit Kaiser (König) Wenzel in Rheims eine Zusammenkunft zu dem Zwecke, beide Päpste nöthigenfalls durch Zwangsmittel abzusetzen. Zuver aber brief Karl VI. nach Paris eine Nationalsynode, welche in seiner Sitzung am 22. Mai 1398 die Päpste für unrechtmäßige Oberhäupter der Kirche erklärte. Eine königliche Ordonnanz vom 20. Juli 1398 sagte dem Benedict den Gehorsam der gallikanischen Kirche auf und königliche Truppen begannen ihn in seinem Schlosse zu Vignon zu belagern.

Diese Wendung der Dinge lag nicht in den Absichten Gerson's, er hielt sie, sowie die Entscheidung der Universität für überflüssig und allzu revolutionär und sprach seine Mißbilligung darüber unerschöpflich aus; man könne das Ziel auch noch ohne Gewaltmaßregeln erreichen. Dennoch gab er seine Erklärung dahin ab, daß er, bis eine allgemeine Kirchenversammlung die Entscheidung gegeben habe, sich den Schritten des Königs und der Universität unterwerfe — die er freilich selbst mit herbeigeführt hatte; vergl. seine „*Protestatio super statum ecclesie*“ welche aus jener Zeit herrührt“). Zugleich

aber sprach er auch seinen ersten Tadel über jene Bannflüche aus, womit die Anhänger der verschiedenen Obdienten sich gegenseitig so freigiebig bedegneten; denn dadurch würden die Gewissen der Gläubigen nur um so mehr beschwert und an der Wahrheit überhaupt irre, es sei vielmehr in solcher Zeit die Aufgabe aller Gläubigen, durch einmüthiges Zusammenwirken die Päpste von ihren Forderungen abzuhängen — eine gutmüthig ideologische Vorstellung, welche den factisch vorhandenen Parteigeist verkannte; vergl. den „*Tractatus de modo habendi se tempore schismatis*““).

Durch dergleichen Vorgänge bewegen, schien Benedict genügt, auf einen Vergleich mit seinem Gegenpartei einzugehen; er that einige Schritte, welche diese Hoffnung unterstützten; schon veranfaltete die Universität, um Gott ihren Dank dafür darzubringen, feierliche Processionen und Gerson hielt bei dieser Gelegenheit eine Dankpredigt, worin er über das bisher Gewonnene seine Freude aussprach, die aber nicht lange währen sollte, denn, wie so oft bei seinen optimistischen Anschauungen, sah er sich hier bald getäuscht; vergl. seine „*Oratio pro pace ecclesiae*““). Denn es ward bald klar, daß es Benedict nicht ernst gemeint hatte, da er allerhand Einwände zu erheben begann. Aber die Entschuldigung wies nicht entnuthigend, sondern er-muthigend auf Gerson, so daß er von jetzt ab sich entschließen auf die Seite der von der Universität und dem Könige erhebenen Forderungen stellte; vergl. seine Abhandlung „*De subtractione schismatis*““); ferner: „*De schismate*“ aus dem Jahre 1396“); ferner die „*Epistola ad dominum Aurelianum*“ aus dem Jahre 1404“).

In derselben Zeit sollte für das äußere Lebens-schicksal des Kanzlers eine große Veränderung vor sich gehen, die aber zum großen Theil nur die Folge der inneren Seelenstimmung war. Gerson war schon seit längerer Zeit Almosenier Philipp's des Kühnen, Herzogs von Burgund, dem er, wie er selbst sagt, als seinem größten Wohlthäter nächst Gott das Meiste zu verdanken habe, und dem er seine Ernennung zum Decan an der Kathedrale zu Brügge um so weniger abschlagen konnte, als ihm sein Kanzleramt in Paris bisher neben dem Ruhme fast nur Unruhen, Sorgen und Enttäuschungen eingetragen hatte. Seine Freunde, Verwandten und Aeltern boten zwar Alles auf, um ihn in dem für sie schmerzhaftesten hohen Amte zu erhalten, wie sie ihn schon früher auf dieser Bahn, vorwärts getrieben hatten; vergl. „*Epistola ad fratrem Nicolaum*““); allein auf der anderen Seite fanden die Aeltern und Feinde, welche auch dem bescheidenen und milden Manne nicht fehlten, fanden die traurigen Volkszustände in Frankreich, fanden die Leiden und Zerwürfisse der Kirche, fanden die entsetzlichen Prälaten mit den unversinnlichen Priestern; Gerson sah seine reichlichste Absicht, seine reinsten

dieser Schriftstück in das Jahr 1395, was wol ein. Zweifel ist.

- 11) Opp. ed. Dupin. T. I. p. 3. 12) Opp. T. IV. p. 563. 13) Opp. T. II. p. 7. 14) Opp. T. II. p. 14. 15) Opp. T. II. p. 74. 16) Opp. T. III. p. 745.

10) Opp. ed. Dupin. Tom. II. p. 1 seq. — Schmidt sagt

Liebe verkannt und geschmäht, seine beste Lebensaufgabe bisher vereitelt, und so lag ihm der Wunsch nahe, das bewegte und unruhig vergedete Leben in der Metropole der Wissenschaft mit der stillen Ruhe der kleinen Provinzialstadt zu vertauschen, wozu noch ein körperliches Leiden kam. In diesem Zustande schrieb er damals (datirt vom 1. April 1400) an seinen väterlichen Freund d'Allig die bekannte „Epistola de reformatione ecclesiae“<sup>17)</sup>, worin sich so starke Anklagen gegen die Laster der höheren Geistlichkeit und so kluge Klagen über den Verfall der gesammten Kirche finden. Er sagt hier unter Anderem: „Pro rememoratione aliquorum, quae agenda videntur, schedulam illam notantem, hoc vespere, uno et pio impetu supinus propria manu scripsi in lecto adversae valetudinis meae,“ worauf eine lange Reihe von Motiven folgt, das Klerikamt aufzugeben; vergl. auch seine Abhandlung: „Causae propter quas cancellariam dimittere volebat“ (T. IV., p. 125 seq.), worin J. B. der Satz steht: „Ista est pars augustiarum et calamitatum in officio cancellariae Parisiensis.“ Doch zeigt er sich hier noch nicht ganz entschlossen, Paris aufzugeben.

Dazu kamen noch andere Gründe. Das Klerikamt brachte ihm wenig ein, oder ließ ihm wenig übrig, sodaß er jurellien sogar in bedrängter pecuniärer Lage sich befinden zu haben scheint. Die meisten Einkünfte bezog er aus dem ihm durch seinen Gönner überwiesenen Benefiz<sup>18)</sup>, aber auch diese waren nicht reichlich, und dennoch warfen ihm seine Gegner arben dem Ehrgeiz aus Geldbegierde vor. Hatte er schon früher oft seinen Wunsch ausgesprochen, Paris zu verlassen, um sich ganz der Wissenschaft, der fremden Betrachtung und Lesung hinzugeben, wovon ihn nur die Vorstellungen und Bitten seiner Freunde abgehalten hatten, so mußte jetzt dieser Wunsch sich um so stärker regen; vergl. die „Epistola de reformatione theologiae“<sup>19)</sup>, aus welcher in Bezug hierauf Schmidt folgende Stelle ausgezogen hat: „Me prae caeteris et infelicem sortem meam desoleo, quoniam ex debito suscepti officii cancellariae Parisiensis incredibilis usque nunc urgeo angustius, dum ne exerceere libet, nec exultandi eam a cervicibus via conceditur. Sed omitto me, perdidit enim scripta jam verbaque innumera.“ Als man ihm vorhielt, daß er doch noch viele segnerische Pflichten gegen die Menschen erfüllen könne, erwiederte er: man wolle ja seine Dienste nicht die Leute freien dafür unempfindlich. „Erst ist ihr, meine Freunde,“ sagte er, „bewegt keinen Finger, um meine Last tragen zu helfen.“ Das Weiße komme darauf an, daß man sich ein reines Gewissen bewahre.

Sogleich gab er indessen seinem Vertrusse über die Stellung in Paris nicht nach; er wollte es noch eine Zeit lang versuchen auszubarren. Allein die Verhältnisse und Stimmungen nahmen keine Wendung zum

Bessern, und so vertauschte er im J. 1400 das weitreichende Kanzleramt von Paris mit dem beschriebenen Amte eines Drachons zu Brügge, wohin der Herzog von Burgund ihn wiederholt einlud. — Aber auch hier trug er die Noth der Kirche und des Vaterlandes im Herzen; er konnte sich trotz seines Verlasses der Sorge und Aufmerksamkeit für die öffentlichen Zustände nicht entziehen, und unterhielt einen ununterbrochenen Briefwechsel mit seinen pariser Freunden. Nach wie vor beschäftigte er sich mit dem Gedanken, das theologische Studium zu reformiren und ihm eine mehr religiöse und philosophische Richtung zu geben. In dieser Richtung sind J. B. mehrere Briefe an die Studenten des Collegiums von Navarra geschrieben; vergl. „Epistolae ad studentes collegii Navarrae: quid et qualiter studere debeat novus theologiae auditor, et contra curiositatem studentium“<sup>20)</sup>; ferner „Lectiones contra vana curiositatem in negotio fidei“<sup>21)</sup>, vom Jahre 1402. Er bekämpft in den Studentenbriefen hauptsächlich diejenige Richtung der Scholastik, welche mit ihrem Reize von Subtilitäten und Distinctionen die Wahrheit sammt den unzugreiflichsten Dingen einzufangen glaubte und dadurch auf ein ganz unpraktisches Feld führte, wo von wahrer Ruhe und sittlicher That keine Rede sein könne.

Die Bande, welche ihn mit der Universität in Verbindung hielten, zogen ihn auch nach kurzer Zeit wieder zu ihr zurück. Sein Mutz, sich von Reuem an der Lösung der gewaltigen Zeitfragen zu betheiligen, wuchs mit deren Schwierigkeiten, die ihm in Brügge nicht mehr mit der früheren persönlichen Widerwärtigkeit brühten. Dazu kam aber auch ein bestimmter äußerer Anlaß, nämlich die mit Hülfe des Herzogs von Orleans und des Königs von Aragonien am 12. März 1403 bewerkstelligte Stucht des Papstes Benedict XIII., wodurch eine neue gewaltige Fackel der Aufregung in die Christenheit geworfen ward. Hierdurch kam Gerson's Entschluß, auf den Kanzlerthum von Paris zurückzukehren, zur vollen Reife. Indessen verbündeten mehrere Umstände seine unmittelbare Abreise nach Paris. Kamentlich hatte er noch die persönliche Angelegenheit eines Processus wegen seiner Pfunde zu ordnen, wozu sich später eine Krankheit gesellte. Auch glaubte er, deshalb nicht eilen zu dürfen, weil es für ihn eine heilige Pflicht sei, so viel wie möglich Zeit und Arbeit auf die Belehrung und Leitung der ihm anvertrauten Seelen verwenden zu müssen; vergl. die bereits angeführten „Causae propter quas“ (welche demnach später geschrieben sein müssen), sowie die „Epistola ad quendam.“

Bei seiner Rückkehr nach Paris, wo er sofort wieder als Kanzler der Universität eintrat, fand er die letztere in großer Erregung und das Schisma gähndend denn jemals. Der Herzog von Orleans hielt es mit Benedict und wurde hierin unterstützt durch die Universität von Toulouse, welche auch in directer Verbindung

17) Opp. ed. Dupin. T. I. p. 120 seq. 18) Ueber seine Dankbarkeit gegen den Herzog von Burgund vergl. J. B. die „Epistola ad quendam.“ Opp. T. IV. p. 733. 19) I. c. p. 121.

20) Opp. ed. Dupin. Tom. I. p. 106 seq. p. 86 seq.

21) Tom I

mit dem päpstlichen Hofe von Avignon stand. Dagegen verweigerten nach wie vor die Herzöge von Burgund und von Berry dem Papste den Gehorsam, und König Karl VI. hatte der Universität Paris das Wort gegeben, dem Papste consequent zu widersprechen, was derselbe auch durch die im 3. 1400 von neuem erlassenen Erbennungen ausführte, jedoch seit dieser Zeit die gallianische Kirche ihr Regiment in die eigene Hand genommen hatte. Aber schon 1402 waren die Machinationen der Partei Orleans für Benedict wieder mit einem Erfolge erneuert worden, welcher sich seit der Flucht des Papstes steigerte. In diesem von den Parteien zerrissenen Zustande traf Gerson sein Vaterland und seine Universität an, und obgleich derselbe ihm sofort neue schwere Klagen abnöthigte, so richtete er ihn doch auch zu neuem Muth und frischer Thatkraft auf; vergl. den „Tractatus de schismate“<sup>22)</sup>.

In einem Punkte waren unterdessen die Zeitverhältnisse den Bestrebungen günstiger geworden. Während die theologische Gelehrsamkeit, welche dadurch bedeutsame Triebe zu einer selbständigen, unabhängigen Wissenschaft in sich aufnahm, sich immer mehr der Unterordnung des primitiven Zustandes der christlichen Kirche zugewandt hatte und diesen Maßstab an das gegenwärtige Regiment der Päpste legte, verlor das Volksempfinden immer mehr den heiligen, gläubigen Respekt vor der Persönlichkeit der damaligen Päpste, freilich auch vor dem Papstthume selber. War auch diese Letztere durchaus gegen Gerson's Tendenz, so förderte es doch die Anerkennung und das Postulat einer über den Päpsten stehenden Gewalt, welche keine andere, als eine allgemeine Kirchenversammlung sein konnte. Aber damit war noch keine Einigkeit zwischen den persönlichen Häuptern der französischen Kirche und der pariser Universität gegeben. Diese lebten vielmehr im Zwiespalte der Ansichten über das, was geschehen mußte. Die Einen hielten die Versprechungen der Päpste, namentlich Benedict's, für aufrichtig gemeint und riefen zur Unterwerfung unter den Letzteren. Andere bestanden darauf, daß man aus der Obedienz von Avignon eine allgemeine Kirchenversammlung berufen müsse und noch Andere schlugen andere Wege vor. Gerson, welcher bei seiner Rückkehr diese verschiedenen Meinungen verstand, glaubte zunächst die selben prüfen zu müssen und that dies in mehreren Abhandlungen mit großer Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit, sowie mit Hilfe des kanonischen Rechtes; vergl. besonders seine Abhandlung „De concilio generali unius obediencie“<sup>23)</sup>. Er kam auch jetzt noch zu dem Resultate, daß man, vorbehaltlich gewisser ihm auferlegenden Bedingungen resp. der zu fördernden Gesinnung, Benedict's Regiment anerkennen müsse, obgleich dieser solche Hoffnungen schon so oft getäuſcht hatte; vergl. die „Considerationes de restitutione obediencie Benedicto“<sup>24)</sup>.

Als nun in demselben Jahre (1403) auf einer Ra-

tionalssynode zu Paris die Partei Orleans die Rehabilitirung Benedict's durchgesetzt hatte, äußerte Gerson laut seine Freude darüber, schrieb und predigte mit sanguinischem Hoffnungen über die zukünftige Reinheit und Herrlichkeit der gallianischen Kirche; vergl. den „Sermo de S. Spiritu, sermo secunda pentecostes“, im 3. 1403<sup>25)</sup>, und die Universität sandte ihn darauf mit einer Deputation zu dem Papste, an welchen er zwei feierliche Anreden hielt, die eine am 9. Nov. 1403 zu Warfille, die andere am 1. Jan. 1404 zu Tarascon, um ihm die Glückwünsche seiner Austragsgeberin für die glückliche Wiedereröffnung dazubringen. Anſehen Gerson that mehr als dies; er erinnerte in allem Ernste den Papst an seine beschworene Pflicht, ermahnte ihn zur Demuth und scheute sich nicht, ihm den Rath zu geben, sich der Kirche zu unterwerfen, seine weltliche Gewalt sowie den luxuriösen Aufwand einzuschränken; vergl. den „Sermo habitus Massiliæ coram Benedicto, die nono Nov. 1403“<sup>26)</sup>; ferner den „Sermo in die circumcissionis coram Papa apud Tarasconem.“ 1404<sup>27)</sup>. Aber den Anhängern des absolutistischen Papstthums hatte er zu freimüthig den Zustand der Kirche, namentlich an den Häuptern, getadelt; sie lenkten die Aufmerksamkeit des päpstlichen Herzogs auf ihn, und Gerson sah sich genöthigt, diesem gegenüber seine Äußerungen zu rechtfertigen, was in einem Briefe und zwar mit der widerholten Erklärung für die Gesehn geschah; vergl. „Epistola ad Aurelianum“ (dieser ist eben der Herzog von Orleans)<sup>28)</sup>. Auch konnte er es den politischen Parteien nicht Recht machen, da er sich nicht durch Partei-rücksichten, sondern durch das Wohl und Wehe des Volkes bestimmen ließ, und wiederholt die Geldgierde und andere Laster der Prinzen freimüthig tadelte, z. B. in dem „Sermo II. de Spiritu Sancto coram rege et aliis dominis“<sup>29)</sup>. Wiederholt gediegte er vor den Parteien, namentlich der Orleansen und Burgunder, zum Frieden, z. B. in der „Oratio ex parte universitatis, in praesentia regis“ (1405), aber vergeblich. Hatte es Gerson bisher mit der Partei des jungen Herzogs von Burgund gehalten, welcher Anfangs wie sein Vater gegen ihn gekämpft war, so glaubte er sich nicht mehr durch die Pflicht der Dankbarkeit gebunden, als dieser ihn Nord an seinem Gegner vollbracht hatte.

Durch die Noth der Umstände gedrängt, fing endlich Benedict an, mit seinem italienischen Gegenpapste in Unterhandlungen zu treten, doch ohne daß es ernst gemeint war. Aber seine Stellung ward immer bedrückter, namentlich da ihm Frankreich durch ein arret des parlament vom Jahre 1406 alle Hülfsleistung abgeschnitten hatte, und durch die Nationalssynode vom Januar 1407 ihn mit einer zweiten Auffündigung alles Gehorsams bedrohte. Als nun auch die Universität Paris durch eine Deputation, welcher wiederum Gerson als Mitglied angehörte, Benedict hart aufsetzte, verabredeten

22) Opp. ed. Dupin. Tom. II. p. 32. 23) Opp. Tom. II. p. 24 seq. 24) Opp. Tom. II. p. 33 seq.

25) Opp. ed. Dupin. Tom. II. p. 35 seq. 26) Tom. II. p. 43 seq. 27) Tom. II. p. 54 seq. 28) Tom. II. p. 74. 29) Tom. III. p. 1253 seq.

beide Päpste eine persönliche Zusammenkunft für den September des Jahres 1407 zu Savona. Benedict fand sich zwar hier ein, aber Gregor blieb in Ruca, um die Sache in die Länge zu ziehen. Da trennten sich einerseits von diesem Papste die römischen Cardinäle, und andererseits sagte sich Frankreich, des Jähzorns ebenfalls müde, dem anderen den Gehorsam auf. Als er auf das königliche Gebot vom 12. Jan. 1408, worin ihm vier Monate Weidenzeit für die Gesinnung gegeben wurden, mit einer Excommunication seines Gegenpapstes antwortete, befohl der König durch Erdbannung vom 25. Mai desselben Jahres die volle Neutralität beiden Päpsten gegenüber, so daß die französische Kirche sich wieder vollkommen selbst verwaltete. Um dieselbe Zeit erklärte die Universität Paris dem Benedict für schismatisch, widerspenstig und häretisch, und eine im Louvre abgehaltene Nationalsynode legte sich durch Beschluß vom 11. Aug. formell die Verwaltung der gallikanischen Kirche für die Dauer der Neutralität bei. Als nun Benedict nach Perpignan entfloß, saßen sich endlich die Cardinäle beider Obdiensien, durch Karl VI. und die pariser Universität dazu aufgefordert und ermutigt, veranlaßt, eine allgemeine Kirchenversammlung auf den 25. März 1408 nach Pisa zu berufen.

Unterdessen hatte die öffentliche Meinung der katholischen Christenheit in Beziehung auf Papst und Papstthum weitere Schritte zu ihrer bedeutsamen Umwandlung gethan, und die Schuld davon trug hauptsächlich die halbschrittige Selbstsucht der beiden damaligen Päpste. Es waren zwar nur erst Wenige bis zu der Verwerfung des Papstthums überhaupt vorgeschritten, die Meisten hielten dasselbe noch für eine Nothwendigkeit; vergl. Gerson's „Resolutio circa materiam excommunicationis“<sup>32)</sup>; aber selbst die, welche aus Grundsatze dem einen oder dem anderen der beiden Päpste zugethan waren, beklagten immer lauter die Annahmungen und anderen Mißbräuche derselben, und machten besonders die weltliche Stellung und Macht der Päpste dafür verantwortlich. Auch Gerson sprach sich entschieden für die Beibehaltung der päpstlichen Würde aus; allein er machte wiederholt und nachdrücklich den Unterschied zwischen dieser und dem zufälligen persönlichen Träger derselben geltend; vergl. seine „Propositio facta coram Anglicanis Parisiensibus cum Corollum Pisanum“, vom Jahre 1408, consid. II.<sup>33)</sup> Es kam darauf an, welche Consequenzen man aus diesen Grundsätzen zog. Gerson scheute sich trotz seiner milden und conciliatorischen Gesinnung nicht, unumwunden zu erklären, daß der Papst als ein sterblicher Mensch nicht infallibel sei, und daß die Kirche ein Recht habe, wenn nöthig, sich gegen seine Ausschreitungen zu oppo- niren, obgleich er den Punkt, wo diese Deposition einzutreten habe, nicht näher präcisirte; vergl. seinen „Trilogus in materia schismatis“ (vom Jahre 1407), ex epistola universitatis Parisiensis, a Gerson scripta ad universitatem Tolo-

sanam“<sup>34)</sup>. Wenn alle besonnenen und wissenschaftlich gebildeten Männer seiner Zeit hierin mit ihm einverstanden waren, so waren sie es nicht weniger in dem Bedürfnisse und der Ansicht, daß das einzige Mittel, den schismatischen Gräueln ein Ende zu machen, ein allgemeines Concil sei. Und so war denn damals Jedermann, der einigermaßen ein Interesse hieran nahm, damit beschäftigt, die Befugnis einer solchen allgemeinen Kirchenversammlung, ihrer Berufung, ihre Zusammensetzung u. s. w. zu definiren.

Gerson hatte bei dem Tode des Papstes Innocenz VII. (im J. 1406) wieder einige Hoffnung für die Beilegung der Kirchenspaltung geschöpft; vergl. die „Acta quadam de schismate tollendo post mortem Innocentii VII.“ (1406)<sup>35)</sup>; ferner die „Disputatio de schismate tollendo“<sup>36)</sup>; allein als er sich auch hierin getäuscht sah, wollte er sich seinen neuen Illusionen hingeben, und drang nun mit aller Entschiedenheit auf die Abhaltung und Entscheidung des allgemeinen Concils. Er sprach sich über die, wie es schien, einmüthige und dem Erfolge der Kirchenversammlung günstige Meinung der zu Livorno versammelten Cardinäle mit großer Befriedigung und Freude aus, und setzte auf das päpster Concil seine zuverlässigste Hoffnung, mit ihm soll die ganze katholische Christenheit. Der geringe Anhang der beiden Päpste erschien auch dem Gerson als viel zu ohnmächtig, als daß es der Erfolg irgendwie paralysiren konnte. Dennoch hielt er es der Mühe werth, seine berühmte Abhandlung über die Einheit der Kirche zu schreiben; worin er das Recht einer über den Päpsten stehenden allgemeinen Kirchenversammlung allseitig zu begründen suchte; vergl. denn: „De unitate ecclesiastica“, unterzeichnet am 29. Jan. 1408<sup>37)</sup>. Wenn, sagt er hier im Wesentlichen, neben der idealen Einheit der Kirche unter ihrem Haupte Jesus Christus die äußere verloren gehe, sei ein allgemeines Concil berufen, dieselbe selbst gegen den Willen eines Papstes herzustellen, den sie nöthigenfalls anklagen und richten könne; denn das Ansehen der Religion und der Vernunft stehe über dem Papste und seinem kanonischen Rechte.

Als Vertreter der Universität mit der nach Pisa abgeordneten Deputation dorthin zu reisen, war natürlich vor Anderen Gerson erwählt. Aber mit vielerlei Sorgen beschwert, und als ein gewissenhafter Verwalter seiner Aemter, deren Zahl sich unterdessen gemehrt hatte, glaubte er Anfangs, auf diese Ehrsüchtige zu müssen, obgleich die Gegenwart in Pisa sein sehnlichster Wunsch und seine seltsame Hoffnung war. Er spricht sich hier über unter Anderem in der eben citirten Schrift folgendermaßen aus (p. 113): „Etsi aliquantum corpus vultus occupationum tenentur, ne pergat ad sacrum concilium Pisis Deo auspice celebrandum, nihil minus verbum Dei non est alligatum.“ Rämlich kam ein Jahr vor der Eröffnung der allgemeinen Kirchenversammlung zu Pisa, im März 1408, war Gerson

32) Opp. ed. Dupin. Tom. II. p. 424, consid. XI. 31)  
Tom. II. p. 125

32) Opp. ed. Dupin. Tom. II. p. 92. 33) Opp. Tom. II.  
p. 76. 34) Opp. Tom. II. p. 77. 35) Opp. Tom. II.  
p. 113 seq.

auch zum Pfarrer und Seelsorger der Pfarodie Saint-Jean-en Grève, einer der umfangreichsten der Hauptstadt von Frankreich, ernannt worden; außerdem hatte man ihn nach einst durch den Erzbischof zu Rheims berufenen Provinzialsynode gesendet, wo die Mittel und Wege gegen die Eitellosigkeit und die Unwissenheit des Klerus in Vorschlag gezogen wurden; vergl. seinen „Sermo in concilio Remensi (1408) de officio pastoralis“<sup>36)</sup>; ferner den „Tractatus de visitatione praelatorum, tempore ejusdem concilii“<sup>37)</sup>. Dazu kam, daß bei den damaligen Kriegen und blutigen Kämpfen auf der Universität und im ganzen Lande es einem geistlichen Kanzler sehr schwer werden mußte, seinen einflussreichen Posten auf eine längere Zeit zu verlassen, deren Dauer gar nicht abzusehen war. Zum Glücke schlossen die sich bekämpfenden Parteien bald den Frieden zu Chartres, und so schwebten für Gerson manche Bedenken wegen seiner Theilnahme an der Versammlung zu Pisa, wohin er sich allerdings erst dann begab, als dieselbe bereits — am 25. März 1409 — eröffnet worden war. Die Aufgabe war hoch und schwer, aber die Hoffnung Aller, namentlich Gerson's, mindestens ebenso groß.

Niemand ging mehr vorbereitet und gerüstet mit Gründen nach Pisa als eben der pariser Kanzler. Er hatte nicht bloß in seiner Abhandlung „De unitate ecclesiastica“<sup>38)</sup> sondern auch in einem an die durch Paris reisenden Vertreter der Universität Oxford bei ihrem Aufsatze in der französischen Hauptstadt gerichteten Documente (die oben erwähnte „Propositio facta coram Anglicis“<sup>39)</sup>) die Forderung aufgestellt und begründet, daß man die beiden Päpste notwendiger Weise vor das Concil zu laden, zur Gession zu bewegen und abzusehen habe, wenn sie sich weigern sollten, die Oberherrlichkeit der Versammlung über sie anzuerkennen, eine Forderung, welche er so bald als möglich auf dem Concil stellte. Und dieses ging auf die Propositionen des pariser Kanzlers ein, obgleich die Päpste widerstrebten, und in diesem Widerstreben besonders durch die weltliche Macht der beiden gekrönten Häupter Robert und Ladislaus von Neapel unterstützt wurden. Nachdem die Cardinäle am 10. Juni 1409 einen friedlichen Eid abgelegt und sich verpflichtet hatten, daß derjenige von ihnen, welcher zum Papste gewählt werden würde, das Concil nicht auflösen sollte, bevor es mit seiner Unterstützung eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern durchgeführt haben würde, setzte das Concil schon am 15. Juni beide Päpste ab, und am 26. Juni wurde ein neuer Papst erwählt, Alexander V., welcher zwar versprochen hatte, die Reform fortzusetzen, aber bald in die Abhängigkeit der Partei des Cardinals Balzazar Coscia gerieth, und die ihm unbecomnig verwendende Versammlung am 7. Aug. auflöste. Da die beiden andern Päpste ihre Würde zu behaupten suchten, so hatte man nun drei Päpste und keine Reform“).

Niemand konnte von dieser Wendung schmerzlicher betroffen werden als Gerson. Er hatte wie kaum irgend Einer die Beschlässe der Versammlung herbeigeführt; er war durch sie dazu bestimmt worden, an den neugewählten Papst in ihrem Namen die Begrüßungsansprache zu halten; er hatte dies (im Juni) bald nach der Wahl unter vielen Hoffnungen, Bitten und Ermahnungen vor Alexander V. gethan; vergl. den „Sermo coram Alexandro papa, in die ascensionis, in concilio Pisano“<sup>40)</sup>. Hier schilderte er die Zeit des Glaubens, der Liebe, der Einfachheit, der Frömmigkeit in der ersten christlichen Kirche und im Gegensatz dazu das Verderben der späteren Jahrhunderte, namentlich des gegenwärtigen. Es heit in der Rede unter Anderem: „Lucifer erexit, sol ascendit, vanitas a coelo ejecta est, veritas in coelo resurrecta est.“ Ferner: „Quoniam ruinas reparandas relinquuntur? Gaudet aene (ecclesia), achina esse hinc depulsus, sed non radicitus credit avulsus. Haerent terras radices, ex quibus pullulaverat malum germen. Vretur, quod si non succinduntur, deus repulset; quare cupit, ut fodiat altius labor tuus, non futura sine metu, nisi viderit cuncta malorum germinum stirpes penitus avulsas.“ Ferner schildert er die einzelnen Laster und Sünden des hohen und niederen Klerus in seiner unersättlichen Begierde nach Freünden, Dispensen u. s. w., wo es unter Anderem heit: „Cernere est archiepiscopos primates sua vel ignorare vel contemnere. adversus illos aut consuetudinibus diuturnas praescriptionum aut exceptionum allegare. Et omne haec eadem ab inferioribus suis archiepiscopi patiuntur? Cernere est profanos pauperum . . . aut ad praelaturas nibus summis aspirare, aut, si hoc una audeant, ad beneficiorum minorum, quod est inausitatum, commenda arriere. . . . Mirum est non alios aequo festinare ditari his, quorum professio valet ditari. Cor enim avidius pulsat auras apostolicas, quatenus nova privilegia valeant extorquere? Si hoc ut publice praesentent, magis quam miracula repleant, splendida rivant, pauperum, quam voverunt, astant, ipsi videntur, quam multa me experientia docuerit, nolui tamen judicare.“ Ueber die Befehung der Kirchenämter ruft er aus: „Quid turpius quam videri doctos aut bene moratos aut extra ordines jacere, aut in laici collegiis, ignarae autem et improbos altissimum gradum tenere? Vis aliquod beneficium infra praelaturas concesserit, quum ipsam et summam pontifici, alteri vero legatus aliquis, item ordinarius alteri conferat. Quid est hoc aliud, quam litium materiam exhibere?“ Am Schlusse wendet er sich an den Papst, fast wie ein Lehrer an seinen Schüler, mit diesen Worten: „Cavebis dispensationem ipsam lege communiorum facere, ne turpe sit, si regulam sua vincat exceptio. In hoc positum est unicuique pacis stabile fundamentum, sine qua si quis edificare voluerit, nihil plus agit, quam si det operam, ut gravia tecta parietibus arandineis suprimant. Morum corruptio fuit prima causa; quare morum correctio erit prima causa boni.“

Dennoch ließ Gerson die Hoffnung nicht ganz sinken. Aber sofort bei seiner Rückkehr nach Paris sollte er mit dem neuen Papste in einen speciellen Conflict gerathen. Die von der Universität ausgesprochenen Witten hatten sich nämlich wegen ihrer Restitution an Alexander V. gewendet, und dieser hatte, durch sie gedrängt, unter dem 12. Oct. 1409 eine Bulle erlassen,

36) Opp. ed. Dupin. Tom. II. p. 542. 37) Opp. Tom. II. p. 554. 38) Gerson's Abhandlung, „De ascribilitate papae“ (nach Herme) in der Zeit des pisanen Concils geschrieben.

39) Opp. ed. Dupin. T. II. p. 131 seq.

worin er sie in ihre früheren Rechte wieder einsetzte. Die hierüber aufgetragene Universität ergriff dagegen übertriebene Maßregeln, und brauftragte unter Anderem ihren Kanzler damit, in einer öffentlichen Rede gegen diese Vorgänge aufzutreten, um ihre Freiritten energisch zu wahren. Gerson sprach rücksichtslose Worte gegen die Anmaßungen der Bettelmönche, namentlich die Franziskaner und Augustiner, gegen deren Eingriffe er die Rechte der Geistlichen oder der Weltgeistlichen gebührend in Schutz nahm; aber über den Papst, von welchem er immer noch Vieles hoffte, erklärte er sich mit rücksichtsvoller Schonung<sup>40)</sup>. Ja er glaubte, daß Alexander, welcher von Geburt ein Grieche war, nicht bloß das abendländische Schisma noch heben, sondern auch eine Wiedervereinigung der morgenländischen Kirche mit der abendländischen bewirken werde; vergl. „Sermo coram Alexandro“<sup>41)</sup>; ferner den „Sermo coram rege Franciae, nomine universit. Paris., pro pace ecclesiastica et unione Graecorum“<sup>42)</sup>.

Wald darauf starb Papst Alexander V., und sein Rathgeber für die Auflösung des pisaner Concils, der bereits mit mancherlei Kosten besetzte Cardinal Balthasar Costa, bestieg als Johann XXIII. den päpstlichen Stuhl, um nun vollends die Hoffnungen der Reformfreunde, besonders in der gallikanischen Kirche, niederzuschlagen. Aber er ging dabei mit Schlaubeit zu Werke, und suchte unter Anderem namentlich die einflußreiche Universität Paris zu gewinnen. Er erwieß ihr daher, selbst ungebeten, mancherlei Gunstbewegungen, und widerrief z. B. die Bulle seines Vorgängers in Betreff der Bettelmönche; vergl. Gerson's „Censura professorum in theologia circa bullam Alexandri V.“<sup>43)</sup>. Allein die Universität wußte recht wohl, daß ihr der Mund gegen die päpstlichen Forderungen auf gesteigerte Lehnten und Annaten geklopft werden sollte, und wollte durch jene päpstlichen Gaben sich nicht das Recht und den Muth abkaufen lassen, so lange ein allgemeines Kirchenconcil zu fordern, bis die Reform an Haupt und Gliedern durchzuführen wäre. Auch stellte Johann XXIII. gar nicht in Abrede, daß er auf diese Weise dem Kirchenwandel abzuhelfen wolle, allein es war ihm damit kein Ernst, bis die Noth ihn zwang, der König von Neapel ihn mit Waffengewalt vertrieb, und Kaiser Sigismund ihm nur unter der Bedingung Schwabens sagte, daß er die zu Pisa festgesetzte Kirchenversammlung in seiner deutschen Stadt abhalte. So berief diese der Papst wirklich auf den 1. Nov. 1414 nach Constanz.

Einige gewannen neues Vertrauen, Andere zweifelten an einer Beihilfe auf diesem Wege, nachdem ihnen Pisa hierüber eine ungewissehafte Verheißung gegeben hatte. Mit welchen Augen blickte damals Gerson in die Zukunft? Sein Freund Pierre d'Ailly hatte 1410 an ihn die Schrift gerichtet „De difficultate reforma-

tionis in concilio universali ad Johannem Gersonem“<sup>44)</sup>, und in derselben seine Hoffungslosigkeit ausgesprochen. Ihm antwortete Gerson, welcher immer noch, oder vielmehr wieder von Neuem Hoffnung schöpfte, in der Schrift: „De modis uniendi ac reformandi ecclesiam in concilio universali“<sup>45)</sup>. Zwar schildert er hier den nahezu trostlosen Zustand in Staat und Kirche, aber er sieht immer noch die Möglichkeit der Hilfe durch eine allgemeine Kirchenversammlung, falls dieselbe die Einheit des Papstthums herstelle und die Sitten einer durchgreifenden Reform unterwerfe. Man habe nur bisher nicht die rechten Mittel angewandt, um eine geeignete Persönlichkeit als Papst aufzustellen und ihm in der ganzen abendländischen Christenheit Anerkennung zu verschaffen. Er proponirt im Specielem drei Wege, um das Schisma zu beseitigen: 1) den Weg der freiwilligen Gesinnung, 2) den der destitutio (Auflösung des Verhorrans) und 3) den der äußern Gewalt, nöthigenfalls durch die Waffen. Diese Gewalt steht aber nur bei einer allgemeinen rechtmäßigen Kirchenversammlung, und wenn sich Johann wirrere, dieselbe zu berufen, so seien die Cardinale und Bischöfe dazu besagt, selten diese nicht wollen, so gebe ihr Befugniß auf die Christlichen Fürsten, besonders auf den Kaiser über. Freilich sei, um nicht in die frühere Rechtslosigkeit zu verfallen, die Einigkeit der aus dem zukünftigen Concil Versammelten erforderlich, sowie die Auffindung einer hinreichenden Bürgschaft gegen die Wiederkehr der pisaner Ergebnisse. Der Allem für die päpstliche Gewalt zu beschränken, daß sie nicht durch willkürliche Decrete die Kirche regieren und die Gelder der Gläubigen vergeuden könne. Ja der sonst den Personen gegenüber so schenkende Gerson geht hier bis zu dem Ausrufe fort: die jetzigen Päpste seien nicht Stellvertreter Christi, sondern Antichristen, nicht Hirten der Herde, sondern rissende Wölfe! Schließlich stellt er folgende concrete Forderungen: Das Concil hat die drei vorhandenen Päpste als Verbrecher und Schismatiker auszuscheiden, und statt ihrer einen einzigen unbestrittenen Papst einzusetzen; es hat die Befugniß des neuen Papstes bestimmt festzustellen, dabei den Mißbrauch seiner Gewalt, namentlich die Vergeudung der Einkünfte der apostolischen Kammer, unmöglich zu machen; sie hat durch strenge Strafbestimmungen das Laster der Simonie zu beseitigen, aber auch positiv dahin zu wirken, daß alle Ämter einer Reform der Sitten unterworfen und die Kirchstein einer gründlichen Bildung gezeigt werden; anders sei das Schisma grundlich nicht zu heilen.

Die hier ausgesprochenen Grundsätze wurden von der gesammten pariser Universität und von allen unabhängigen Geistlichen in Frankreich gut geheißen. Der Erzbischof von Cambrai, Pierre d'Ailly, hielt zwar seine Ansicht von der Unverletzbarkeit, also auch Unabsehbare eines rechtmäßig gewählten Papstes nach wie vor fest, aber er erklärte sich, obgleich im Widerspruch mit

40) Opp. ed. Dupin. T. II. p. 431.

41) l. c. p. 136.

42) Opp. T. II. p. 141 seq.

43) Opp. T. II. p. 442.

44) Bei von der Hardt, Concil. Constant. T. I. Pars VI. p. 256 seq.

45) Opp. ed. Dupin. T. II. p. 161 seq.



den praktischen Konsequenzen dieser Ansicht, mit den übrigen Forderungen seines Schülers einverstanden, mit welchem er ohne Noth nicht zerfallen mochte, da ihm die Reform der Sitten ebenso wie diesem am Herzen lag.

Inzwischen ereigneten sich auch andere Vorgänge von Einfluß auf Gerson's Schicksal und steigerten sich für ihn bis zur Todesgefahr. In Frankreich, besonders in Paris, trieben damals die Cabochiens, auf welche sich namentlich der Parteiführer Johann ohne Furcht stützte, ihr Wesen, und erregten im Mai 1413 einen förmlichen Aufstand. Da Gerson sich gegen ihre Gewaltthatigkeiten ausgesprochen hatte, so mußte er jetzt die Flucht in die Gegend bei der Kirche von Notre Dame sein Leben, allein die Auführer plünderten sein Haus und verschlugen, was sie nicht mitnahmen. Als der Friede wieder hergestellt war, hielt Gerson am 4. Sept. 1413 eine öffentliche Rede vor dem Könige und den Prinzen, worin er gegen diese, nicht gegen die verführten Volkshäufen, ernste Ermahnungen richtete, und dem König vor den Verfallenen freimüthig aufbott, den gerechten Klagen des leidenden Landes endlich Abhilfe zu gewähren. In derselben Rede verlangte er von dem Könige und den höchsten Reichsautoritäten, daß die öffentlich ausgesprochenen Lehren des Jean Petit, welcher den Fürstenmord (an dem Herzog von Orleans verübt) verteidigt hatte, verdammt würden<sup>45</sup>). Zwar ging der König nicht sofort darauf ein, allein Gerson ließ in seinen Forderungen nicht ab, und bewirkte in Verbindung mit den gleichgesinnten Freunden, daß der König endlich die Wiederherstellung der Ehre des ermordeten Orleansiden aussprach, und am 25. Febr. 1414 das Rittel des Petit auf dem Plage vor Notre Dame verbrennen ließ. In derselben Kirche hielt bald darauf Gerson eine feierliche Rede zur Wiederherstellung des Ehrengedächtnisses des Herzogs von Orleans.

Noch in demselben Jahre eröffnete Papst Johann XXIII. zu Konstanz am 5. Nov. 1414 in großer Beforgnis über sein Schicksal die Kirchenversammlung persönlich. In der That ließ sich Anfangs Alles dazu an, die Grundsätze Gerson's zu adoptiren und rückichtslos durchzuführen. Zunächst war es ein für Johann verhängnisvolles Zeichen, daß die Versammlung, welcher Pierre d'Alilly präsidirte, den Grundsatz der Abstimmung nach Nationen annahm, worauf sie am 15. Febr. des folgenden Jahres die Gesinnung des besten und legalsten Weg zur Beseitigung des Schisma's proclamirte. Als dies geschehen war, kamen die Deputirten der Universität Paris zu Konstanz an; geführt von Gerson, welcher nicht bloß diese gelehrte Corporation sowie die Metropolitankirche von Sens vertrat, sondern auch politischer Gesandter seines Königs war. Bald fanden an dem berühmten Kanzler alle Anhänger der unabhän-

gigen Suprematie der Versammlung ihren lebendigen Mittelpunkt; er war in den das Schisma betreffenden Fragen bis an das Ende die gewichtigste Auctorität. Auch überreichte er alsbald der Versammlung eine Denkschrift über das Laster der Simonie, welche man besonders durch die Abschaffung der Annaten beseitigen mußte.

Die Gesuche erfüllten sich schnell. Im Concil und außerhalb desselben häuften sich die schwersten Anklagen aller Art gegen Johann XXIII., welcher, um das drohende Unwetter nicht zum Ausbruche kommen zu lassen, am 2. März das Versprechen seiner Abdankung gab. Aber schon am 21. März stob er aus Konstanz und widerrief sofort unter flagrantem Eidbruche Alles, was er feierlich gelobt hatte, als erzwungen. Das Concil war davon so betroffen, daß man Anfangs nicht wußte, was zu thun sei; indeß wirkten bald mehre Umstände, unter Anderem eine Rede Gerson's vor den versammelten Deputirten am 23. März, zusammen, um den Wuth derselben wieder zu heben; vergl. den „Sermo coram concilio Constanti, post novum recessum papae Johannis XXIII., de auctoritate concilii“<sup>46</sup>). Entschlossen sprach es die Versammlung am 26. März feierlich aus, daß ihre Auctorität über der des Papstes stehe, und instruirte den Proceß gegen den Flüchtling. Am 29. Mai decretirte sie seine Absetzung, als eines schismatischen, kanbalösen, meineidigen Papstes, welcher die Kirchengüter vergebet habe. Am 4. Juli desselben Jahres dankte Gregor XII. ab, und 1417 sprach das Concil die Absetzung Benedict's XIII. aus, der zwar nicht aufhörte, sich auch dann noch als Papst zu geriren, aber seine Macht auf eine kleine Stadt in Balence beschränkt sah.

Jetzt kam es darauf an, ob zunächst die Abstellung der Mißbräuche oder die Wahl eines neuen Papstes zu sichern sei. Man war durch die vielfachen Enttäuschungen der Vergangenheit so wenig belchrt, daß das Concil in dieser Frage selbst schismatisch ward. Die deutsche Nation, an ihrer Spitze der Kaiser, forderte vor Allem die Sicherstellung der Reformen, und Anfangs war auch die englische Nation auf dieser Seite. Die anderen waren dagegen, auch die französische; allein Gerson stand hier mit den Teutschen zusammen, denn er sah voraus, daß eine dem Papste anheimgegebene Reformation ihr Ziel verfehlen mußte. Er machte seine Ansicht mit allem Nachdruck geltend, allein sie drang nicht durch; die meisten Cardinale und die drei anderen Nationen, mit ihnen Pierre d'Alilly, opponirten so lebhaft und drohend, daß die Teutschen nachgaben, und die Versammlung wählte zunächst am 11. Nov. 1417 den Papst, und zwar in der Person des Römers Otto Colonna, welcher sich in Folge dessen Martin V. nannte. Der Erwählte, in dessen Hände man so die Reform und Zukunft der Kirche legte und die Macht der Versammlung zurückgab, that zwar einige Reformschritte, aber diese waren von keinem irgend wie wesentlichen und

45) Wie Gerson einst vor dem Könige den lebenden Herzog freimüthig getadelt hatte, so floß er über dem todtten Herzog sofort nach dem Tode auf seiner Kanzel zu St. Jean-en-Grève die Beschuldigungen.

H. Gerson. I. B. u. A. Erste Section. LXII.

47) Opp. ed. Dupin. T. II. p. 201 seq.

durch die aufrichtigsten Reformfreunde beabsichtigten Erfolgs. Martin schloß nach dem Sage Divulge et impetra mit den einzelnen Nationen Concordate ab, und verworf den Grundfaß einer Berufung von dem Papste an eine allgemeine Kirchenversammlung. Wie viele Andere, so protestirte auch Gerson entschieden dagegen, aber vergeblich. Er sagte mit Recht, daß auf diese Weise das einzige sichere Fundament der Concile von Pisa und Constance zerstört sei; vergl. seinen „Tractatus quomodo et an liceat in causis fidei a summo pontifice appellare seu ejus judicium declinare“<sup>48)</sup>. Der Papst antwortete auf dergleichen Proteste damit, daß er die Kirchenversammlung, deren Mehrheit jetzt nichts Besseres verdiene, in ihrer 45. Sitzung am 22. April 1418 nach Hause schickte.

Wenn man behauptet, daß Gerson die Seele des cönnlicher Concils gewesen sei, so trifft dies allerdings für die höchsten Lebensfragen zu, welche auf demselben verhandelt wurden, nämlich über die höchste Auctorität in der Kirche, resp. über die Verhältnisse des Papstes zu einer allgemeinen Kirchenversammlung, über die Reform des Papstes und der Glieder in Sitten und Wissenschaften. In diesen Fragen sprach er die entscheidenden Worte und die gewichtigsten Gründe aus, namentlich für den Grundfaß, daß der Papst durch ein Concil absetzbar sei. Es darf in dieser Hinsicht erinnert werden an seine Abhandlungen „De auctoritate papae ab ecclesia“<sup>49)</sup>; ferner „De potestate ecclesiastica et de origine juris et legum, vom 6. Febr. 1417; ferner an den „Libellus articulorum theologorum contra Petrum de Luna“ aus demselben Jahre; ferner an den „Sermo post novum recessum Johannis XXIII.“ und den „Sermo super processionibus faciendis pro viagio regis Romanorum ad Petrum de Luna“ vom 21. Juli 1415<sup>50)</sup>; ferner an den „Sermo de moribus et calamitatibus ecclesiae et de signis futuri judicii“<sup>51)</sup>; ferner an die „Declaratio compendiosa defectuum virorum ecclesiasticorum“<sup>52)</sup>; ferner an den „Tractatus de Simonia“<sup>53)</sup>. Mit dem lebendigsten Interesse verfolgte er diese Fragen in ihre Details und Zwischenfälle, um das Interesse der Versammelten dafür lebendig zu erhalten. Hatte er am Tage gepredigt und debattirt, so setzte er sich in der Nacht wieder hin, um sich für den folgenden Tag vorzubereiten, und ohne Menschenfurcht, nur zum Frommen der Kirche im Allgemeinen und für die Freiheiten der gallianischen Kirche im Besonderen seine Stimme von Neuem zu erheben.

Auch an dem übrigen Verhandlungen des Concils nahm er den lebhaftesten Antheil, so namentlich an den Erörterungen über die vor dem Concil angeklagten Brüder vom gemeinsamen Leben, welche er gegen den Dominikaner Matthieu auf das Bärmste vertheidigte<sup>54)</sup>.

Dagegen widersetzte er sich ebenso warm dem Excessen der Flagellanten; vergl. seinen „Tractatus contra sectam flagellantium z. c.“ geschrieben im Juli 1417<sup>55)</sup>; ferner seine „Epistola ad Vincentium Ferrerium contra se flagellantes“<sup>56)</sup>. Ueberhaupt arbeitete er auf dem Concil durch Wort und That gegen die Ansicht derer, welche das Mönchseiden als die höchste Vollendung der christlichen Religion hinstellten, namentlich in dem Streite mit Grabow. Auch ließ er ihm keine Ruhe, die Angelegenheit der Ermordung des Herzogs von Orleans durch den Herzog von Burgund der Segnung und Entscheidung der Versammlung vorzulegen. Er unterbreitete ihr namentlich jene neun Sätze, welche aus der schauderhaften Apologie des Jean le Petit für den Neuchelmeier an Fürsten ausgegangen und von Gérard de Montagu in einer besondern Schrift verdammt worden waren. Das Concil sollte dieses, besonders gegen die dem Herzog von Burgund ergebene Beistandsmacht gerichtete, Urtheil bestätigen, und so eine öffentliche Sühne gegen jene Schandthat aussprechen. Aber die versammelten Väter zögerten, auf die Sache einzugehen, in einer Weise, daß Gerson aufrief: Tuden und Heiden würden sich weniger bekümmern, ihr Verdammungsurtheil abzugeben; vergl. seine „Propositio facta coram concilio Constantiensi, vom 5. Mai 1416“<sup>57)</sup>. Als endlich das Concil die Sätze des Jean le Petit verdammt, zugleich aber auch die Gegenfentenz des Montagu bestätigte, forderten der König von Frankreich sowie die Universität Paris die feierliche Restitution der Montagus Sätze durch die Versammlung sowie die formelle Verdamnung der Aussprüche des Magister Johannes Parvus, und Gerson war unermüdlich in Reden und Schriften, das Concil dahin zu bewegen; vergl. noch den „Sermo coram commissariis fidei de erroribus circa praecceptum: non occides“<sup>58)</sup>; ferner den „Sermo contra assertiones Magistri Joh. Parvi“<sup>59)</sup>; ferner den „Sermo coram concilio Constantiensi, vom 17. Jan. 1417“<sup>60)</sup>. Als die Versammlung demnach geneigt zu seinem weiteren Schritte in dieser Sache zu bewegen war, legte er vor derselben eine energische Protestation im Namen seines Königs und seiner Universität nieder. Zwar wandte er sich deshalb auch an den Papst Martin V., allein dieser willfahrte seinen Wünschen nicht; vergl. Gerson's Beschwerden hierüber in dem „Dialogus apologeticus pro condemnatione propositionum Joh. Parvi“<sup>61)</sup>.

In der Klagefache gegen Huß und Hieronymus erwartet man vielleicht, Gerson auf Seiten derer zu sehen, welche diesen Männern das kaiserliche Geleit gaben und von dem grausamen Flammurtheil Nicht wissen wollten. Allein so allgemein und streng war noch damals die Ansicht über solche Häresie, welche doch mit weltlichem Rechte sich auf die Schrift berufen konnten, daß

48) Opp. ed. Dupin. T. II. p. 303 seq. 49) Opp. T. II. p. 309 seq. 50) Opp. T. II. p. 273 seq. 51) Opp. T. II. p. 309 seq. 52) Opp. T. II. p. 314 seq. 53)

Opp. T. II. p. 645. 54) Opp. T. I. p. 457 seq.

55) Opp. ed. Dupin. T. II. p. 660 seq. 56) Opp. T. II. p. 658 seq. 57) Opp. T. I. p. 324. 58) Opp. T. II. p. 330. 59) Opp. T. II. p. 333. 60) Opp. T. II. p. 340. 61) Opp. T. II. p. 306.

selbst ein Gerson dem Flammente zustimmte. Er drang sonst auf strenge Hellighaltung des Elides, z. B. in seiner „Oratio ad regem Franciae“, gehalten am 4 Sept. 1413, wo er unter Anderem sagt<sup>63)</sup>: „Le jurement est tel, que il se doit garder mesmement aux payens et aux mescreants et a son ennemy“, aber die Parabel vom Löwen und Hirsche anführt, aber hier scheint er in praxi seine Theorie vergessen zu haben. Die Details seiner Betheiligung an der Verbannung der prager Lehrer sind nicht bekannt; man kennt nur noch Einzelnes. Welcher Geist ihn dabei leitete, sagt z. B. in dem „Dialogus apologeticus“<sup>64)</sup>, wo er sich bei Gelegenheit seines Urtheiles über Wicliffe und Fuß unter Anderem dahin äussert: „pro quorum reprobatione zelavit publice advena (nämlich er selbst), et quantum alter aliorum.“ Häresien wollte er um des Friedens und der Einheit der Kirche willen nöthigenfalls durch Feme und Schwert vertilgt wissen, wobei man freilich bei ihm vergeblich nach den objectiv bestimmten Grenzlinien suchen würde. So sagt er in dem, am 20. Aug. 1417 gehaltenen „Tractatus contra haeresim de communione laicorum sub utraque“<sup>65)</sup>: „Debet potius hoc sacrum generale concilium invocare auxilium brachii saecularis, si opus fuerit, quam operari per ratiocinationes contra tales, attenta sua determinatione, quae jam transit in rem judicatam.“ Derfelbe fanatische Geist sprach aus Gerson, als er den Hieronymus bei dem ersten Herbeirei mit folgenden Worten anredete: „Hieronymus, et Tu, quum esses Parisiis, putabas, Te esse angelum cum eloquentia Tua, et turbasti universitatem, ponens multas in scholis conclusiones erroneas cum corum corollariis, et praesertim in materia universalium et de ideis et alia quam plurima scandalosa“<sup>66)</sup>. Auf seine Ansichten über Keterei werden wir später zurückkommen.

Mit dem Concil zu Constanz hatte Gerson's öffentliche Wirksamkeit den Höhepunkt erreicht, von welchem sie plötzlich herunterstürzen sollte. Seine Reden daselbst hatten ihm mächtige Feinde erweckt oder wach gehalten, die gefährlichsten in seinem eigenen Vaterlande. Der König und die Universität hatten ihn nach Genua deputirt, und jetzt war er plötzlich so verlassen, dass er nach Verhöhnung des Concils es nicht wagen durfte, in sein Vaterland zurückzukehren, denn hier tobte der Parteihaß mächtige Factionen, und die mächtigsten unter diesen waren Gerson's Feinde. Namentlich konnte ihm der Herzog von Burgund, mit welchem er es bis zu dem Tode an dem Herzoge von Orleans gehalten hatte, nicht vergessen, was durch ihn in Genua und schon früher in Frankreich geschehen war. Seine Partei herrschte damals, als das Concil zu Ende gegangen war, mit Hilfe der Engländer in Paris, so ihre Verfolgungswuth sich jetzt an den Gegnern durch manches

Opfer kühlte, so daß Gerson selbst bald erkannte, wie seine Rückkehr nach Paris unter solchen Umständen unmöglich war; vergl. „De consolatione theologiae“<sup>67)</sup>, wo er von sich sagt: „Undique sibi parabantur insidiarum tendiculae, enatavit ut potuit a naufragio reipublicae.“

In dem Pompe eines königlichen Gefandten war Gerson in Constanz eingezogen, in der Verlesung eines flüchtigen, verfolgten Flüglers, traurig und hoffnungslos, verließ er es wieder. Er wandte sich zunächst nach dem bairischen Alpenlande, und irrte hier eine Zeit lang unstät umher, bis der Herzog Albert ihm zu Mattenberg, einer kleinen Stadt mit Schloß am Inn in Tyrol, ein Asyl anbot, wo er einige Zeit verweilte, da seine erschöpfte Gesundheit der Ruhe bedurfte. Sein Ruch war bis zum Äußersten niedergeschlagen, seine Gemüthsstimmung höchst trübe; allein die herrliche, großartige Natur des schönen Innthales, die ungehörte Contemplation Gottes, welcher er sich hier in einer Weise, wie zuvor nie, hingeben konnte, wirkte heilsam auf seinen Geist und hob den Frieden seiner Seele wieder. Es ging von jetzt an in seinem Leben jene Wandelung vor sich, welche für ihn auch innerlich eine neue Lebensperiode begründete, indem sie ihn zu einem contemplativen Mystiker machte, so weit überhaupt davon die Rede sein kann bei einem Manne, welcher die Wissenschaft sammt der Logik und der weltlichen Wissenschaft nie von sich geworfen, sondern noch fortwährend gepflegt hat. Unter die Schriftsteller, deren Lectüre einen großen Theil seiner Zeit am Inn ausfüllte, gehört namentlich Boethius, der letzte Repräsentant des sinkenden philosophischen Heidenthums, ein Beweis, wie wenig erdult sein mystisches Christenthum sein konnte.

Die stille Ruhe seiner Zufluchtsstätte nützte er nicht minder zur Abfassung mehrer Werke, nicht um wie früher in das Rad der Zeit zu greifen, sondern um inneren Anschauungen des Geistes einen Ausdruck zu geben oder wissenschaftlich-praktischen Bedürfnissen zu genügen. So stellte er im J. 1418 (nach Gense in den bairischen Alpen) nach dem Muster der Consolationes des Boethius die vier Bücher „De consolatione theologiae“ zusammen<sup>68)</sup>, schrieb das „Monotesarum sive unum ex quatuor evangeliiis“<sup>69)</sup>, eine Evangelienharmonie, ferner die „Duas lectiones super Marcum“<sup>70)</sup>, eine Art Homilie, außerdem z. B. das Gedicht „Josephina“<sup>71)</sup>, zu Ehren des heiligen Ioseph, in zwölf Büchern. Der Eifer des Studiums, der Contemplation und der literarischen Production hatte offenbar auch den Zweck, die Bitterkeiten der Vergangenheit vergessen zu machen, aber Gerson konnte sie nicht vergessen, obgleich er keine leidenschaftliche Klage über seine Gegner laut werden ließ, und, bei aller Sündhaftigkeit und Unvollkommenheit, deren er sich bewußt blieb, sich nicht

63) Opp. ed. Dupin. T. IV. p. 671.

37. 64) Opp. T. I. p. 463.

65) von der Hardt, Concil. Constant. T. IV. p. 311.

63) Opp. T. II.

65) von der Hardt, Concil.

Constant. T. IV. p. 311.

66) Opp. ed. Dupin. T. I. p. 131.

67) Diese Schrift, welche abweichend in Prosa und in Versen redet, enthält unter Anderem eine Rechtfertigung seiner Wirksamkeit zu Constanz

68) Opp. T. IV. p. 83 seq.

69) Opp. T. IV. p. 203 seq.

70) Opp. T. IV. p. 788.

67) Diese Schrift,

welche abweichend in Prosa und in Versen redet, enthält unter

Anderem eine Rechtfertigung seiner Wirksamkeit zu Constanz

68) Opp. T. IV. p. 83 seq.

69) Opp. T. IV. p. 203 seq.

70) Opp. T. IV. p. 788.

in pietistischer Zerknirschung über ein durch und durch verpestetes Leben erging. Charakteristisch in dieser Beziehung ist namentlich eine Stelle aus der *Consolatio theologicae* <sup>71)</sup>, wo er sich selbst die Frage, ob er wol wegen seiner Wirkksamkeit bei dem Schemata etwas zu bereuen habe, beantwortet. Monicus, welcher seinen Bruder in Lyon repräsentirt, fragt: „Numquid non poenitet eum plurimorum, quas vel in Francia vel in generali concilio graissime meminit, modo circa orationem et ejectionem contentum de populo, scribendo de potestate concilii, modo circa causas fidei, esse praevertit, quae detestatur homicidia sine legitima auctoritate perpetrata, cum aequale suis . . . ? Numquid non aliquibus saltem scrupulis sua conscientia remordetur?“ Die Antwort ist: „Quis gloriabitur, o Monice, mundum cor se habere? Quis dixerit: innocens et mundus sum? Quis non constitutus sub iudicio Dei terribilis in consiliis super filios hominum non trepidaverit?“

Nach einiger Zeit verließ Gerson seinen Aufenthalt zu Rattenberg, um nach Wien überzufahren, wohin ihn der Herzog Friedrich von Oesterreich berufen hatte, welcher ihn als Lehrer der dortigen Universität anstellen wollte. Aber obgleich diese Anerkennung seinem Herzen im höchsten Grade wohl that, er sich derselben mit großer Dankbarkeit bei an seinen Tod erinnerte, und als Frucht derselben das „Carmen in laudem ducis Austriae“ <sup>72)</sup> schrieb, so fand er doch im Auslande <sup>73)</sup> für die Dauer keine Ruhe, namentlich da aus seinem Vaterlande immer neue Bitterkeiten zu ihm gelangten. Zwar lebten noch seine alten Freunde Pierre d'Alilly, Nicolaus de Glanvilles, Rucher und Andere, allein um so wehmüthiger mußte ihn der Blick nach ihnen stimmen, welche das Glück hatten, Frankreich anzugehören; vergl. das „Carmen ad Johannem fratrem suum“ <sup>74)</sup>; zwar suchte er durch poetische Studien das Fehlen seiner Phantasie zu bieten; allein die Sehnsucht nach dem Heimathlande erhielt dadurch nur immer neue Nahrung; vergl. sein „Carmen lugubre pro desolatione universitatis Parisiensis propter bella civilia“ <sup>75)</sup> und seine beiden Oden an Gerard Rucher <sup>76)</sup>. Aus Allem, was er in dieser Zeit schrieb, weht dem Leser eine schwermüthigste Sehnsucht nach dem Vaterlande entgegen, wofür das herrliche Eil ihm keinen Ersatz bot; die Sitte der Leute war für ihn ungewohnt, ihre Sprache blieb ihm fremd. So löst er in der Abhandlung: „De consolatione theologica“ <sup>77)</sup> den Monicus sagen: „Nonne dolet velut exulism se fieri in ignota et longinqua regione, ubi linguam, quam noverit, non audit?“

Als er nun die Ermordung des Herzogs von Burgund erfuhr, welche am 10. Sept. 1419 verübt worden war, verließ er Oesterreich und kehrte nach Frankreich zurück. Aber sein Weg führte ihn nicht nach Paris.

Hier lebte noch der Bürgerkrieg, und die Engländer waren Herren der Stadt. Unter solchen Umständen empfand er keine Lust, an einem so bewegten Schauplatz des öffentlichen Lebens das seinige zu beschließen oder gar von Neuem als nutzloses Opfer darzubringen. Hatte er es doch schon so oft bedauert, daß er einst dem Anliegen seiner Freunde nachgegeben, Brücke gelassen und das Rectorat der Universität wieder angetreten hatte; jetzt war die Zahl seiner Freunde gering, ihr Herz gegen ihn kälter, aber der Haß seiner Feinde noch nicht zur Versöhnung geworden. Je weniger er hoffen konnte, unter solchen Umständen irgendwie erfolgreich in eine öffentliche Wirkksamkeit einzutreten, desto mehr sehnte er sich nach einem stillen Zufluchtsorte; vergl. die „Epistola Johannis de Gerson, ordinis Cisterciensis, ad fratrem Anselmum ejusdem ordinis“ vom Mai 1423 <sup>78)</sup>.

Gerson wendete sich nach Lyon, wo sein Bruder Johann <sup>79)</sup> Prior der Cistercienser war, und kam dort in einer sehr beschäftigten äußeren Verfassung an. Wie vorausgesetzt werden darf, von seinem Bruder mit Liebe aufgenommen, trat der Erbkaiser hier in ein neues Lebensstadium ein, nicht in sofern als er die seit dem Eil genommene Geistestrübnung verließ, sondern in sofern als diese immer mehr zur Verinnerlichung fortschreitende Richtung hier auch einen stillen äußerlichen Boden fand, wo sie besser als im Auslande ihr Wurzeln besitzigen konnte. Zwar legte sich über seine Seele ein größerer Friede und das Herz kam zu stillerer, denn in sich gekehrter Sammlung und Betrachtung der göttlichen Dinge, aber es hoffete doch bis an das Ende ein gewisser Schwermüthigkeit daran. Der vielgeprüfte Mann, der sich sagen konnte, daß er es mit der Kirche und mit der Menschheit, namentlich seines Vaterlandes, ernst und gut gemeint hatte, konnte doch wol nie vergessen, daß er schwer verkannt worden war, obgleich er sich andererseits nicht verhehlen durfte, daß seinem Wesen Etwas fehlte, was einen sichereren Erfolg verbürgt. — Wie er in mehreren Ausgaben seiner Werke im Pilgergewande abgebildet ist, so betrachtete er sich in diesem letzten Stadium seines Lebens als einen Pilger, der zum Tode als zum Himmel wallt, und brauchte dieses und andere Gleichnisse gern zur Bezeichnung seiner Gemüthsstimmung. So wendet er in seinem „Sermo V. in festo omnium sanctorum“ <sup>80)</sup> das Wort des Seneca aus sich an: „Vivere est militare.“ In dem „Sermo sur I. Pierre II, 11“ <sup>81)</sup> sagt er in dem Französisch seiner Zeit: „Pelerins voires sommes nous, hors mis de nostre cité, de nostre pais, de nostre héritage, de nostre finable félicité, au desert de ce présent monde, en la vallée de plour, en la region de povreté.“ Vergl. außerdem das „Carmen ad Petrum de Alliaco, quomodo haec vita quoddam Anselmum

71) Lib. IV. Opp. ed. Dupin. T. I. p. 169.

72) Opp.

T. IV. p. 788.

73) Nach Rattenberg (Die großen Kirchenverammlungen II, 266) ist Ruch Gerson's Aufenthaltort in Oesterreich gewesen, wo man später — nach Seneca — viele Abschriften seiner Werke, namentlich der *Consolatio*, gefunden hat.

74) Opp. T. IV. p. 755.

75) Opp. T. IV. p. 756.

76) Opp. T. IV. p. 760.

77) L. a. p. 130.

78) Opp. ed. Dupin. T. I. p. 177.

79) Da beide Brü-

der denselben Vornamen führen, so sind sie zumellen verwechselt worden, s. B. von Pöschner.

80) Opp. T. III. p. 1541.

81) Opp. T. III. p. 1588.

est“<sup>82)</sup>. In der That, Gerson brauchte sich die Bilder der Pilgrimschaft, des Kampfes und des Lebens als eines Traumes nicht erst von fern her vor die Phantasie zu zutern; er hatte das Alles selbst innerlich und äußerlich durchlebt. Er war ein flüchtiger Pilger, ein wanderer Streiter gewesen, obgleich kein äußerlich siegreicher; das Leben und seine Hoffnung hatten wie ein Traum ihn getäuscht. Dennoch, und obgleich er noch immer das Elend der Kirche und des von Ausländern gebrachten Vaterlandes vor Augen hatte, weil er sie in dem besten Willen nicht davor verschließen konnte, verlor er nicht den Glauben an Gott, um in haltlose Verzweiflung zu stürzen; vergl. die schon angeführte „Epistola Johannis de Gerson ad fratrem Anselmum.“ Konnte er sich nicht mehr mit der Rettung anderer Seelen befassen, so wollte er jetzt um so ernstlicher für das Heil seiner eigenen Seele sorgen, die ja des Menschen bester Schatz sei; vergl. seine „Epistola ad fratrem suum Nicolaum Coelestinum“<sup>83)</sup>, wo er sich dahin äußert: „Videas, quomodo caute ambules, quoniam dies nulli aut . . . Nam qui non est praevius in rebus suis, aut cito laedit aut laeditur. . . . Non habet homo chariorem thesaurum nec meliorem substantiam super terram, si bene cogitaverit, quam animam suam.“ Um den Seelenfrieden zu beschaffen, gab er sich je mehr und mehr der bescheidenen Betrachtung Gottes und göttlicher Dinge hin; vergl. auch sein „Testamentum quotidianum peregrini“<sup>84)</sup>. — Ueber Gerson's Seelenzustand während der letzten Jahre spricht sich sein Bruder zu Lyon in einem Briefe vom Mai 1423 so aus: „Sicut ipse mihi saepius testatus est, nunquam, quantum meminit, tanta pace et cordis alacritate (wohl in dem Sinne der Freude genommen) fratus est, quam hoc aliquanto temporis intervallo, quo plus acriter in eum jam sexagenarium descevit inimicus, et variis tribulationibus est ventidatus. Sic veraciter enuntiavit, qui ait: Mala, quae nos hic premunt, ad Deum ire compellant“<sup>85)</sup>.

Das an Zeit neben Lecture, Contemplation und Gebet in seiner Klosterzelle zu St. Paul übrig blieb, widmete er zum Theil dem erbaulichen Umgange mit den Celestinen, namentlich mit seinem Bruder, obgleich er wol nicht als eigentlicher Klosterbruder an allen Uebungen des Ordens ex officio Theil nahm. Die Klosterbrüder hatten den berühmten Auctor zu verschiedenen Malen, für sie ein ästhetisches Werk zu verfassen; allein er fühlte nicht die Stimmung dazu in sich, und verwies sie auf die vorhandene Erbauungsliteratur von Augustin, Gregor dem Großen, Cassian, Bernhard, Hugo und Richard vom heiligen Victor — ein Umstand, welcher bei der Frage, ob Gerson die „Imitatio Jesu Christi“ verfaßt habe oder nicht, von Wichtigkeit ist, da er sie wol nur in Lyon geschrieben haben konnte“<sup>86)</sup>. Dennoch

blieben Gerson's Muth und Geist, von welchem er selbst bezeugte, daß er nie klarer und lebendiger gewesen sei als in dem Kloster zu Lyon, literarisch nicht unfruchtbar, namentlich auf dem eigentlichen theologischen Gebiete, der heiligen Schrift, deren Studium und Betrachtung ihn unter den wechselnden Schicksalen vor Allem beschäftigten; vergl. die Abhandlung „De consolatione theologica“<sup>87)</sup>, wo er T. I. p. 131 den Ausruf thut: „Ab infantia sacras literas novit, neque furor hostilis neque terror pervertere potuit, quin persequeretur iter suum.“ — Doch wollte er auch unmittelbar praktisch sein für die Wirtwelt, und so sammelte er in der Vorstadt von Lyon, die er bewohnte, eine Knabenschule um sich, in welcher er mit besonderer Liebe thätig war, um die jungen Seelen zu Christo zu führen. Früher der hochgeachtete Lehrer in den Hörsälen der pariser Universität vor Jünglingen, auf der Kanzel vor Fürsten und Prinzen, bei zwei großen Kirchenversammlungen vor Päpsten und Prälaten, fand jetzt der ehrwürdige Mann seine Freude daran, der Schullehrer kleiner Knaben zu sein. Auch schrieb er zu diesem Zwecke damals den durch seine schöne, einfache, herzliche Sprache ausgezeichneten „Tractatus de parvulis ad Christum trahendis“<sup>88)</sup>. Vergl. auch den „Sermo I. in die Sancti Ludovici“<sup>89)</sup>.

Je näher das Ende heranrückte, desto mehr versenkte sich Gerson's Geist durch Liebeswerk, Gebet, mystische Anschauung in die Sehnsucht nach dem Himmel; das Gefühl, welches sich nicht selten zur Quelle steigerte, die schließlich immer noch Anlässe an die biblische Classicität laut werden ließ, überwoog mehr und mehr den Verstand mit seiner logischen Reflexion, und zwar während der letzten drei Jahre nicht selten in einer Weise, von welcher Schmidt in seinem Essai urtheilt, daß sie über die Grenzen hinausgegangen sei, welche einst der besonnene Mann sich selbst durch seine wissenschaftliche Vernunft gesetzt hatte. Man würde demnach sagen dürfen, daß Gerson erst in diesem letzten Abschnitte seines Lebens ein eigentlicher Mystiker gewesen sei. Hierher gehört von seinen Schriften namentlich das im J. 1427 verfaßte „Collectorium super Magnificat“<sup>90)</sup>; ferner die zwölf, auf den Lobgesang der Maria bei Luc. I. gegründeten, Dialoge zwischen einem Lehrer und einem Schüler über die Art, wie Gott den Menschen seine Majestät offenbare; ferner das „Solutum peregrinationis meae vergentis in oceanum“<sup>91)</sup>. — Am 4. Juli 1429, also drei Tage vor seinem Tode, beendigte er seine Auslegung des Hohen Liedes, welches er als eine dem menschlichen Verstande unfaßbare Allegorie der Vereinigung der Seele mit ihrem himmlischen Bräutigam deutete. In den letzten Tagen und Stunden war sein tägliches Gebet: „Herr Jesu, nimm meine Seele auf;“ vergl. das „Testamentum quotidianum peregrini“<sup>92)</sup>, wo sich auch seine übrigen Vorbereitungen

<sup>82)</sup> Opp. ed. Dupin. T. IV. p. 789. <sup>83)</sup> Opp. T. III. p. 750. <sup>84)</sup> Opp. T. III. p. 762. <sup>85)</sup> Opp. T. I. p. 79. <sup>86)</sup> Jensei Begrabung und Beerdigung auf Augustin u. s. w. führt Schmidt in seinem „Kassl“ an, ohne jedoch die Belegstellen zu nennen.

<sup>87)</sup> Opp. ed. Dupin. T. III. p. 277 seq. <sup>88)</sup> Opp. T. III. p. 1435. <sup>89)</sup> Opp. T. IV. p. 227 seq. <sup>90)</sup> Ibid. p. 231. <sup>91)</sup> Opp. T. III. p. 762.

auf den Tod finden“). In den letzten Augenblicken versammelte er noch einmal seine kleinen Schüler um sich und betete mit ihnen: „Gott der Gnade, habe Erbarmen mit deinem armen Diener Gerson.“ Dies sind die letzten Worte, welche wir von ihm haben. Er starb am 12. Juli (neuen Stils) 1429, 46 Jahre alt, in den Armen seines Bruders, in denselben Jahre, wo die Jungfrau von Orleans den Flammeutod erlitt. Auf seinen Erdenstein wurde der von ihm im Leben oft wiederholte Ausspruch gesetzt: „Facite poenitentiam et credite evangelio.“ und König Karl VIII. errichtete ihm in der Kirche St. Paul zu Lyon, wo sein Leichnam ruht, eine Kapelle, deren Altar sein Bildniß trug.

3) Gerson's Charaktereigenschaften und Bestrebungen im Allgemeinen. — Als derjenige Gesichtspunkt, von welchem aus die ganze Eigenthümlichkeit in Gerson's Wesen und Wirken am getreuesten nach den verschiedenen Seiten hin überschaut werden kann, dürfte sich die vermittelnde Tendenz und Stimmung fixiren lassen. Er hat es wol nicht, wie Andere, als ein absichtlich oft wiederholtes Princip ausgesprochen, daß die Vermittelung der Extreme seine Lebensaufgabe sein sollte; er war nicht theoretisch genug, um sich mit bewußter Absicht überall in die Mitte zu stellen, wo Gegenfäße mit einander kämpften; er konnte auch Extreme, welche sich absolut ausschließen, wie die kirchliche Lehre und viele Häresien; allein wo ihn Gegenfäße berührten, deren beiderseitige Berechtigung er fühlte oder erkannte, da ging er an die Arbeit der Vermittelung, und zeigte sich in sofern als eine praktische Natur; denn die Praxis, namentlich in einem Verwaltungsamte, ist wesentlich vermittelnd, und zu solcher vermittelnden Praxis gab das Kanzellariat die vielfältigsten Veranlassungen. — Wie aber seine Zeit eine Zeit so mancher Gegenfäße war, die sich in Staat und Kirche, in Moral und Wissenschaft herausarbeiteten, um sich gegenseitig zu besiegen oder auszugleichen, so lagen diese Gegenfäße auch in ihm selber. Inner seine Jugend fiel in eine Zeit, wo die objective Autorität des vorher allbeherrschenden Papstthums durch das Saisina sich zersetzen zu brechen und die subjective Reflexion und Kritik über sein Wesen hervorgerufen begann. Gerson fühlte in sich das ganze Misere der Gegenwart, zugleich aber auch die Kräfte der Abhilfe. Schmidt nennt ihn deshalb mit vollem Rechte einen charakteristischen Repräsentanten des leidenden, in sich zerfallenden Mittelalters. Je mehr der Zwiespalt und der Unfriede sich erhob, desto mehr strebte er nach dem Frieden. Denn er selbst war friedensbeherisch, kein Oppositionsmann aus Oppositionslust.

Und dennoch übte er Opposition gegen Ansichten, Bestrebungen und Personen machen. Er machte sie, aber nur, wenn seine Heberzeugung und die Nothwendigkeit der Sache an diesem äußersten Punkte angekommen waren. Er machte sie zunächst gegen Principien, Ansichten, Tendenzen; aber wer das thut, muß auch

Personen angreifen. Und daran ging er meist immer erst nach langem Zögern und mit schmerzlichen Gefühlen. Er hatte mit Persönlichkeiten oft schon lange innerlich gebrochen und verwarf ihr ganzes Wesen; aber er entschloß sich nur in der letzten Nothwendigkeit, mit ihnen auch äußerlich zu brechen und gegen sie namentlich aufzutreten. Sein zartes, weiches Gemüth machte ihn nicht zu einem solchen rücksichtslosen Kämpfer; er war kein Luther's, sondern mehr eine Melanchthonsnatur, eine wissenschaftlich logisch reflectirende Professorenatur. Wenn sich seinen logisch, biblisch, moralisch begründeten Ideen unerwartete Ereignisse hart und unbefugbar entgegenstellten, bemächtigte sich seiner nicht selten Verzweiflung und Niedergeschlagenheit. Und grade damals mußten sich dem gebildeten Geiste die rohen Geister trotzig entgegenstellen. Er kam durch unerwarteten Bedarf zuweilen so aus der Fassung, daß er dieselbe kaum bei seinen religiösen Functionen vor dem Altare wiedergewinnen vermochte. Auf seinem ganzen Leben ruht ein Zug der Schwermuth, welcher in den Täuflungen und Enttäuschungen, die er erfahren mußte, immer neue Nahrung fand. Täuflungen aber und Enttäuschungen waren sein bitteres Loos fast bis zum Tode. Ein Geist, ein Charakter, wie Gerson's, welcher die theoretisch erkannte Wahrheit und Tugend selbst sofort als eine Nothwendigkeit in die Praxis umsetzte und an Andern dieselbe Forderung stellte, oder vielmehr sich schwer vorstellen konnte, wie Andern nicht sofort die Behn der ihm unzweifelhafte Wahrheit und Tugend einleuchten mochten, ein solcher mußte leicht außer Fassung geraten. Daher strömten sein Mund und seine Feder so leicht von Klagen über. Aber eben so leicht ward seine Freude und sein Enthusiasmus erregt, auch wenn wir davon dasjenige in Abzug bringen, was etwa aus der Rechnung des französischen Wutes und der lateinischen oratorischen Gewohnheit zu schreiben ist. Er mußte so oft bekennen, daß er getäuscht worden sei oder sich selbst getäuscht habe; aber ebenso oft und leicht ging er wieder, wenn nur ein Anfang zur Besserung sich zeigte, in hochgepannte Freude und Hoffnung über, worfür die vorstehende Skizze seiner äußeren Lebensgeschichte zahlreiche Belege bietet.

Man möchte ihn hundert Mal verkennen und schmähen, glaube er sein Ziel, wenn auch nur halbwegs, erreicht, so ging seine Stimmung äußerst leicht wieder in das ursprüngliche Geleis des Vertrauens und der Liebe über. Gerson war trotz der pessimistischen Erfahrungen ein Optimist, auch den Personen gegenüber. Aber größer noch als dieses Vertrauen und diese Liebe zu den Personen ist seine Liebe zu den Sachen, deren Gerechtigkeit und Nothwendigkeit er erkannt hat. Die Sache geht ihm schließlich über die Person, wofür z. B. sein Verhältniß zu den Herzogen von Burgund ein schlagender Beweis ist. Diese unbeständige Gewissenhaftigkeit hatte zur Folge, resp. Voraussetzung, daß er nur nach gründlicher, allseitiger und reiflicher Erwägung Hem und Mund, Hand und Wort für eine Idee einsetzte, und nicht erst nachträglich für eine Tendenz die Nothwendigkeit

herbeibrachte. Alles nimmt er gewissenhaft und gründlich, so daß man einen leutseligen Professor vor sich zu haben glaubt; ja so gründlich und ernst, daß man zuweilen die erforderliche praktische Unterweisung zwischen Haupt- und Nebensache vermissen könnte. In der Art der scholastischen Logik sucht er keine Lücke in der Argumentation zu lassen; zum Schlußsatz darf der Mittelsatz, zu diesem der Vorderatz, wenn auch zuweilen nur eine Voraussetzung, nicht fehlen. Sein Geist ist daher mehr wissenschaftlich regressiv als praktisch progressiv. Man fühlt es ihm oft an, daß er sich in der Begründung einer Sache nicht genug gethan zu haben glaubt. Daher zum Theil die Bescheidenheit, mit welcher der im Sinne seiner Zeit gründlich gebildete Mann überall auftritt. Niemandes Stolz und Ueberhebung.

Wie er die Personen gern schonte und es ihm sehr wehe that, wenn er sie angreifen mußte, so wenig verstand er ihnen zu schmeicheln und vor ihnen zu beugen. Aber der schonungsvolle Mann hat auch, wo Gewissen, Pflicht und Ueberzeugung ihn trieben, mit staunenswerthem Freimuth geendet, und zwar nicht selten vor niederen, als vielmehr vor hohen Leuten, vor Päpsten und Königen. Es wird dem Leser einmüthig sein, mit welcher Rücksichtslosigkeit er seinem König an die Pflicht gegen die Unterthanen erinnerte und den Papst einen reißenden Wolf nannte. Wir führen in Beziehung auf seine freimüthigen Reden und Grundfälle außer den schon erwähnten noch einige an. Wie frei er den König und die Großen des Landes auf das Elend des Volkes, im Gegensatz zu ihrer Lage, hinwies, wie er erwähnte, gerecht zu sein und die festesten Stützen ihrer Macht in der Liebe der Unterthanen zu suchen, davon sind Zeugnisse z. B. der „Sermo in die natiuitatis, in praesentia regis“<sup>83)</sup>; ferner der „Sermo in die epiphaniae, coram Carolo VI.“<sup>84)</sup>; ferner der „Sermo ad regem Franciae pro iustitia“ (gehalten 1408)<sup>85)</sup>; ferner die „Oratio ad regem Franciae“ (gehalten am 4. Sept. 1413)<sup>86)</sup>. Besonders diese zuletzt genannte Rede athmet einen Freimuth, der fast auffällig erscheint, wenn auch nicht unerbittlich. Freilich hat er auch diesen Freimuth theuer genug bezahlen müssen. Ja in den „Considerationes contra adulatores“<sup>87)</sup> theut er sich nicht zu sagen, daß ein Volk gegen fürstliche Unterdrückung sein Recht mit Gewalt geltend machen dürfe; er behauptet: „Tunc haec regula naturalis: vim vi repellere licet, locum habet. Et id Seneca in tragoediis: nulla deo gravior victima quam tyrannus.“ Später aber, als Jean le Petit mit seiner Vertheidigung des Fürstenmordes aufgetreten war, hielt er mit solchen Aeußerungen an sich. Auch mochte wol seine Liebe zum Volke etwas kälter geworden sein, nachdem er sich in ihm so oft getäuscht hatte. — Aber Gerson war nicht bloß in Worten, sondern auch in Thaten ein entschlossener Mann, wenn ihm, freilich oft

nach vielen fortwährenden Abzögerungsgründen neben den theuerlichen, die Ueberzeugung davon ausgegangen war. Wir haben ihn besonders auf den beiden Kirchensammlungen zu Pisa und zu Genua zu gewaltiger Willensenergie sich ermannen gesehen, so daß er die unentschlossene Menge mit sich forttrieb, ein Beweis, daß er damit nicht erst wartete, bis er die Majorität in entscheidender Weise auf seiner Seite und sich den Rücken gedeckt fand.

Zu diesen natürlichen Charaktereigenheiten kam sein frommer Sinn, der ihm mit der Muttermilk eingefloßt worden war und der mit dem wachsenden Alter eher zu- als abnahm. Alles bezog er auf Gott und seinen Willen, von ihm leitete er Alles ab. Wenn es galt, eine Ansicht oder eine Maßregel zu begründen, so suchte er die Motive vor Allen in Gottes Wort, resp. in der heiligen Schrift und in den Institutionen der Kirche. In seinem Gottesbewußtsein stehen neben einander oder alterniren besonders die beiden Momente der Contemplation oder Intuition und der Reflexion, jedoch so, daß im Verlaufe seines Lebens die erstere immer mehr das Uebergewicht gewann. Doch von seinem theologisch-dogmatischen Standpunkte im Einzelnen, sowie von seinem Nihilismus wird erst weiter unten die Rede sein. Was er sich auch stets der Abhängigkeit von Gott bewußt, so ist er doch nie in jenen weltlichen und weltlichen Pietismus verfallen, welcher auf der Wegwerfung nie zur Erhebung des Menschen kommen kann. Ein einsichtiger Vorkämpfer ist Gerson nie gewesen. Soll man sich für das Antweder-Oder entscheiden, ob er ein Pietist oder Mystiker gewesen sei, so wird man ihn ohne Weiteres für einen Mystiker erklären müssen, denn der Pietismus sucht den Geist vorzugsweise zu erniedrigen, die Mystik sucht ihn zu Gott zu erheben.

Gerson war kein eigentlicher Reformator in Theologie und Kirche. Dazu war er zu conservativ, und hat daher auch das Lob solcher Männer wie Bellarmin und Liguereza. Er ging zwar mit den Motiven gründlich rückwärts, aber mit dem Neubau nicht ebenso sehr vorwärts. Die Mängel der Scholastik fühlte und sah er; aber seine Beweisführung ist noch stark scholastisch gefärbt. Auf eine von kirchlicher Tradition abgelöste Schriftauslegung einen Neubau zu gründen, hatte er weder das Bedürfnis noch das Zeug. Doch davon später mehr. Auch in Bezug auf die Kirche lag ihm eigentlich nur an der Befestigung des Schismas und der Wiederherstellung des Friedens resp. der mittelalterlichen Grundlagen. Und hat er auch mit großer Entschiedenheit, man darf sagen, mit Kühnheit, den damals noch für Viele unerhörten Satz durchzuführen gesucht, daß ein Concil über dem Papste stehe, so war dieser Satz doch vorzugsweise auf die damaligen schismatischen Zustände und die daraus folgenden Consequenzen berechnet. Einen Papst und über ihm ein Concil wollen, heißt eigentlich, keinen Papst wollen. Aber Gerson wollte einen Papst, und so blieb er auf halbem Wege stehen. Man darf von einem Kinde seiner Zeit

83) Opp. ed. Hupis. T. III. p. 658. 84) Opp. T. III. p. 660. 85) Opp. T. IV. p. 642. 86) Opp. T. IV. p. 657. 87) Opp. T. IV. p. 624.

nicht die Konsequenzen fordern, für welche die ungeheure Rehrbeit oder überhaupt eine compacte Stimmung noch nicht vorhanden ist. Einzelne Scritoren sind noch nicht der Boden, auf welchem solche Früchte reifen. Gerson hielt im Wesentlichen alle römisch-katholischen Dogmen und Institutionen fest, und wer dies thut, ist eben kein Reformator, wie wir diesen Begriff in den deutschen Männern des 16. Jahrh. auftreten sehen.

Dafür hat ihn aber auch, wie Schmidt treffend bemerkt, die römisch-katholische Kirche nicht zu einem Heiligen erhoben<sup>98)</sup>. Aber das Volk, besonders in und bei Lyon, wo man ihn in heiligem Andenken hielt, erzählte ihm Wunder nach, wofür die später anzuführende Schrift von Wimpfelingius ein Beweis ist, und die Anhänger der gallikanischen Kirche haben ihn bis jetzt als eine Säule unter den Vertheidigern ihrer Freiheiten geehrt. Hat er das Papstthum erschüttert, und er hat es erschüttert, indem er es reformirend stützen wollte, so darf ihn auch der Protestantismus unter die Vorläufer seiner Reformatoren zählen.

4) Gerson's Philosophie resp. Scholastik im Allgemeinen und Nominalismus im Besondern. Wenn die Philosophie im eigentlichen Sinne des Wortes da anfängt, wo der auf sich selbst, auf das Denken an sich, gestellte Geist sich von fremden Voraussetzungen emanzipirt, und namentlich religiös-dogmatische Traditionen nur in soweit gelten läßt, als sie sich auf seinem Denken selbst ergeben, so kann der Scholastizismus des Mittelalters auf den Namen der Philosophie keinen Anspruch machen. Der Geist war gebunden durch die Kirche und ihre Lehren und wollte durch sie gebunden sein; er anerkannte die Autorität des Geistes, der ihm schöpferisch vorausgegangen war. Zugleich aber fühlte er das Bedürfnis der Freiheit; er wollte in der Gebundenheit sich selbst, sein Thun, seine Thätigkeit genießen. Diese Freiheit konnte er nur in der Form finden, in welcher er sich über den gegebenen festen Inhalt aussprach, und selbst die Form dieser Logik nahm er wesentlich aus vorausgegangenen Autoritäten, aus Plato, Aristoteles u. s. w. Aber er arbeitete diese Formen zu einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Details aus, und suchte hierin seine Befriedigung. Die Scholastik ist eine Fabrik, welche importirtes Rohmaterial mit zum Theil importirtem, zum Theil selbst gefertigten Werkzeugen und Maschinen verarbeitet, und immer nur nach demselben Style formt, bis sie des überdrüssig wird, zuerst die abgenutzten Werkzeuge wegwirft, sich neue zu fertigen sucht und zuletzt auch nach neuem Materiale greift. Gerson ist in Bezug auf das Material durchaus Scholastiker; sein überliefertes Dogma, welches zugleich mit einem überlieferten metaphysischen Satz correspondirt, will er verwerfen; aber die alten Werkzeuge genügen ihm nicht mehr alle, er erbält einige bei, andere will er sich aus dem Materiale selbst ma-

chen; und solche aus der christlich-kirchlichen Substanz gearbeiteten Werkzeuge sind die metaphysischen Kategorien, aber diese entbehrt er im Wesentlichen doch auch wieder von früheren Meistern, wovon unten mehr.

Im Wesentlichen also müssen wir Gerson als Scholastiker registriren. Aber er gehört der untergehenden Scholastik an, derjenigen, die an sich selbst Ueberdruß zu empfinden anfängt, und ein Bewußtsein davon bekommt, daß ihre mühselige Arbeit im Grunde unnütz, ja dem Zwecke verderblich oder hinderlich sei, dem sie dienen will. Dieses Gefühl hatten schon Gerson's Lehrer, namentlich Nicolaus von Clemanges und Pierre d'Ailly, und wirkten daher auf eine Reform der wissenschaftlichen Bearbeitung der Theologie hin. Wie sie, so fand sich auch Gerson durch die überlieferte Scholastikminologie vielfach beengt und abgelenkt, er empfand sie als ein dem einfachen pectoralen Wesen des Christenthums nicht entsprechendes Gefäß. Fast Alles, was wir gegenwärtig an der Scholastik als absurde Schimären, verderbliche Zweideutigkeiten, nutzlose Subtilitäten, sophistische Distinctionen, verwegene Streitsfragen, dörre Form, leere Terminologie, müßige Kunstsel, renommistische Hoffschreier, langweilige Scholastikanten u. s. w. kennzeichnen, erkannte schon Gerson in dieser Eigenschaft und bezeichnete es fast genau mit denselben Worten. Und wer das thut, hat in sehr wichtigen Punkten mit der Scholastik gebrochen, auch wenn es ihm, wie dies bei Gerson der Fall ist, nicht gelingt, neue, feste und bestimmte logische Formen und metaphysische Gesichtspunkte aufzustellen.

Es mögen hier einige Beweisstellen dafür Platz finden. In der Abhandlung „*Contra vanam curiositatem*“ (lectio II.<sup>ta</sup>), sagt er: „*Vides sublimitatem et omnia metaphysica tradit nobis, quod Deus est simplicissimus in supremo simplicitatis gradu, supra quam imaginari possimus. Hoc dato quid opus est, ipsam utilissimam rationem per formas metaphysicas vel quidditates, vel rationes ideales, vel alias mille imaginandas vias accurrere, dividere, constituere, praecedere ex parte rei, ut dicat, et non ex intellectus negotiationi circa eam? Deus sancte, quid illi priusitates, quot instantia, quot signa, quot modierates, quot rationes aliqui ultra scotum coadiungunt! Jam mille codices talibus impleti sunt, adeo ut longa aetas hominum eos vix sufficit legere, nec dicam intelligere.*“ Ähnlich lautet eine Stelle in den „*Duae lectiones super Marcum*“<sup>99)</sup>: „*Cur ob aliud appellatur theologi nostri temporis sophistae et verbosi, imo et puerantissimi, nisi quia relictis utilibus intelligibilibus pro auditorium qualitate transfereant se ad nudam logicam vel metaphysicam aut etiam mathematicam, ubi et quando non oportet; nunc de laientione formarum; nunc de divisione continui; aue detegentes sophismata theologiel terminis obumbrata; nunc priusitates quasdam in divinis, mensuris, duraciones, instantia, aiga naturae et similia in medium adducunt, quae etiam si solidae videntur, aliquid non sunt, ad subversionem tamen magis audientium vel irracionum quam rectam fidei edificationem: saepe proficiunt.*“ Schon als

98) Opp. ed. Dupin. T. I. p. 100.

1) Er will also die Metaphysik und will sie auch nicht. 2) Ist dies ein lapsus calami? Der Wandel der Scholastik in lateinischen Stile Gerson's überhaupt läßt solche Rälle nicht eben auffallend erscheinen. 3) Opp. T. IV. p. 217.

99) Er hatte freilich selbst, bei Gelegenheit der Canonisation der Beigitta, dergleichen neue Heiligpreisungen getrieben; vergl. seinen „*Tractatus de probatione spirituum*“ Opp. ed. Dupin. T. I. p. 37.



Baccalaureus bekämpfte Gerson die damals dominierende dürre scholastische Form und forderte einen besseren Grund für die Wissenschaft der Theologie; vergl. seinen „Sermo in die septuagesimae“ vom 3. 1388, wo er sich dahin ausdrückt<sup>1)</sup>: „Vitandae sunt et explendendae araneae, quas ipsi Minervae (quam sapientiae Deum fingunt) ideo invasae ac ediosae fuerunt, quod in subtilissimum, sed fragilium florum contextione se ipsas vicerant. Debeant animi solida esse et fortia sapientiae documenta, nec tam caenas subtilitati, quam planae veritati deseruierint. Nec ob aliud enim Cato magnus expelli voluit ob urbe Carnadem, quam quod sophisticae subtilitas plus aequo deditit, veritatem aut obvolvire non offuscare videretur.“ In der Abhandlung „De modis significandi“<sup>2)</sup> heißt es: „Conquistatores veritatis nostri temporis in theologia sua specia subtilitatis et titulo metaphysicae magnam nimis induxerunt confusionem, dum, omnia communi logica, . . . ipsi novos sibi terminos sanciverunt; aut forte per ignorantiam logicae aut per negligentiam et contemptum; aut quia voluerunt sibi facere non ex intentione novitatis, dum repugnantes eis vocant rudia et terminos, nec reales in metaphysica, quasi sine terminis loqui possint.“

Dennoch ist Gerson selbst nicht frei von der Schulterminologie der Scholastik; sehr oft wendet er neben oder mitten in seinen Prostrationen gegen deren barbarische Sprache, müßige Logomachien, ausweichende metaphysische Behauptungen u. s. w. die von ihr entlehnten Distinctionen, Kategorien, Wendungen an, um einen Beweis zu führen, welchen er vielleicht anderswo in einfacher gemüthlicher Weise führt. Ueberhaupt hat er mit den Scholastikern das gemein, daß er seine Argumentationen meist auf einer Reihe oft mühseliger Syllogismen aufbaut, und in diesen Formalitäten die Gründlichkeit sucht. Was dem kirchlich-gläubigen Theologen von vorn herein als eine gegebene Wahrheit feststeht, wird durch eine Verkettung von Schlüssen erreicht, welche von allem Anfang an die Erreichung dieses Zieles zur Voraussetzung haben. Das ist eine echt scholastische Weise, von welcher indessen seine späteren, mystischen Schriften vielfach abweichen, indem sie nicht durch Reflexion, sondern durch Intuition sich der Wahrheit zu verschaffen streben.

So viel zunächst über die Form des Gerson'schen Scholasticismus. Es kommt aber eben so sehr auf seinen Inhalt, auf das metaphysische System an, und dieses ist der Nominalismus, auf welchen bereits die letzte der angeführten Belegstellen hingewiesen hat. Die Realisten behaupteten bekanntlich, die Universalia seien ante rem, folglich selbständig, hypostatiseh, reale Ideen, welche den Dingen erst ihr Wesen geben und nicht als Abstractionen von ihnen zu gelten haben, wie dies unter Anderem Plato gelehrt hatte. Die Nominalisten dagegen, welche sich hierin mehr an Aristoteles angeschlossen, erklärten sich für den Satz: Universalia post rem, d. h. die allgemeinen Begriffe oder Ideen seien Abstractionen von den einzelnen empirischen Objecten, hätten also keine reale Objectivität. Andere suchten zu ver-

mitteln, aber mehr durch eine Wendung in dem Worte als in der Sache, und lehrten die Universalia in re. Gerson, welcher schon im Anfange seiner Studien durch seine Lehrer Occam und Wüß auf diesen Weg geführt worden war, sprach sich entschieden und formell für den Nominalismus aus, obgleich man bei ihm auch Versuche findet, die terminatae oder logici, wie er die Nominalisten oft nennt, mit den formalisantes oder Realisten zu vereinigen; denn die Philosophie bestehe zwar wesentlich nicht bloß in oder aus Worten und Terminologien, aber man könne ja ohne Ausdrücke und Terminologien die Objecte nicht denkend studiren und keine Speculation über die Ideen haben. Hierher gehört z. B. eine Stelle aus dem „Collectorium super Magnificat“, wo er Folgendes schreibt<sup>3)</sup>: „Discipulus: Quid agis de logica, quam studiosi nostri temporis vitem habent, terminatam iridentem, se quod omnia referant ad terminos? Nos, inquit, rem inquirimus, ad rem imus, quid ad nos da terminis? Magister: Gravissimo respondit talibus olim praceptor noster inclutus: sic fuit et est in plurima, qui se gratis involvunt cura errorum inextricabilibus modis, quos sola scit et potest logica resolvere, desinendo, dividendo, terminorum denique connotationes cum modis significandi vivaciter exponendo, nec non soporatum paralogisationes phantasias detegendo. Discipulus: Sufficeret ergo scire logicam pro cognitione metaphysica totius theologiae, nec eam persecratione pluri posui. Magister: Fallaris quoniam logica non dat cognitionem scientiarum hujusmodi, sed expedit iter modis certis, quo venitur ad eas.“

Was er unter der Metaphysik versteht, sagt er z. B. in dem „Centilogium de conceptibus“<sup>4)</sup>: „Praecipua ad metaphysicam spectat scire, an abstractiones, quae faciunt, materia sit ita in re ad extra, vel in solo conceptu. . . . Utrum vero metaphysica contineatur in sua explicationibus grammatica et logica, vel si latius accipitur ens sub diversis analogis, non est nostrum, quae profecto saepe procedit ex acquisitione componere litem, quae potius in quavis disputatione fieri posse concordiam.“ Sein vermittelnder Geist setzt die universalia nicht sowohl post rem, als vielmehr in re. Der Begriff des Seins hat nämlich nach seiner Auffassung eine doppelte Bedeutung: einmal begriffe man unter dem ens die Natur einer in sich selbst genommenen Sache, dann die allgemeine Idee des Dinges, seine Abstraction. In dem letzteren Sinne habe jedes geschaffene Ding, jedes ens sein wahres Wesen in Gott; das bedeute aber durchaus nicht, daß die allgemeine Idee formaliter getrennt oder unterschieden in Gott existire; sie existire in ihm nur auf eine unbegreifliche Weise, als Begriff, nicht als Substanz oder Realität. — Man sieht, daß mit diesen leeren, echt scholastischen Distinctionen, wobri Gott durchaus als das mit der Subjektivität, sowie der empirischen Realität unvermittelte Wesen in abstrakter Jenseitigkeit stehen bleibt, ganz und gar Nichts entschieden ist. Die Sache dürfte auch nicht klarer werden, wenn wir die ganze Stelle hierher setzen, welche in Bezug hierauf Schmidt in seinem „Essai“ aus Gerson's Abhandlung „De concordia metaphysicae cum logica“ (welche beide er nicht flüchtig macht,

4) Opp. ed. Dupin. T. III. p. 1029. p. 819.

5) Opp. T. IV.

U. Gerson. d. B. u. A. Werke Gerson. LXII.

6) Opp. ed. Dupin. T. IV. p. 348. tract. II. T. IV. p. 806.

7) Opp.

um sie mit einander in Harmonie zu setzen) ausgezogen hat. Indessen dürfte sie in anderer Hinsicht, wenn auch in der entgegengelegten, sehr reich sein. „Eas quodlibet dici potest habere duplex esse, sumendo eas valde transcendentes. Uno modo eas sumitur pro natura rei in se ipsa. Alio modo, prout habet esse objectiva seu representativum in ordine ad intellectum creatum, vel inordinatum.“ *Tract. cxxviii*: „Quodlibet ens in case objectiva fuit ab aeterno in Deo sed divino verbo, quod est creatrix essentia.... Quodlibet ens creatum quomodo habuit ab aeterno esse objectiva in mente divina, non ideo tamen sequitur, absolute et generaliter loquendo, quod res fuerunt ab aeterno. Et hic est lapsus grammaticorum vel logicorum, qui accipiunt distinctionem istam de esse duplici creaturae, sed deservunt se per amplificationem et connotationem et modos significandi naturaliter. Unde negant istas: Haec res intelligitur, ergo est. scilicet ens fuit intellectum ab aeterno, ergo istud ens habuit esse vel essentiam ab aeterno. Sed quomodo nomen sint ad placitum, debebunt facilliter induci ad acceptandum quid omnia huius, quod est esse objectiva cum esse intelligibili vel modo significationis. Quodlibet ens creatum comparatum ad Deum dici potest habuisse ab aeterno esse ideale, quantumcumque sit potestas voluntatis vel individuationis. Et ita, sicut sunt plures res creatae, sic dici possunt plures ideale.... Aliqui non loqui intelligentes vel excedere volentes posuerunt: ex hoc distinctiones in Deo, quia ratiocinari apparet distinctiones rationis; etiam significant intelligere dominum, et addiderunt, quod plus distinguuntur inter se quam homo et asinus.“ Hiernach könnte also Gerson auch für einen Realisten gelten.

Dagegen behauptet er anderwärts mit größter Entschiedenheit, die Idee, der Begriff existiere weder unabhängig von den Objecten noch von aller Eigenschaft der; Welt allein sei ewig, Alles, was Welt nicht ist, ist geschaffen, die Idee erscheint nur mit dem Objecte, aber so, daß man sagen könne, sie habe in dem göttlichen Verstande präexistiert — was wiederum eine Concession an den Platonischen Realismus ist; vergl. das „Centilogium de conceptibus“<sup>8)</sup>: „Nihil in aeternum nisi solus Deus, contra Platonem specialiter et alios philosophos, imo et theologos, qui universalis etiam realia posuerunt aeterna, quae et regula fidei et Aristoteles dicitur articulus. Quicquid enim est, vel est creatura vel creatrix essenda. Aeternum autem nihil est nisi Deus vel in Deo (also doch), in quo certe nihil est, quod non sit Deus“ (also doch nicht). Hierher gehört auch zum Theil p. 824 „de concordia metaphysicae cum logica.“

Ein vollständiges Werk über das Ganze der Philosophie oder über die Centalpunkte derselben hat Gerson nicht geschrieben, was er in dieser Hinsicht geschrieben hat, ist nicht erschöpfend, und hat mehr einen didactischen Zweck, auch darf man eine eigentliche philosophische Abhandlung von einem Scholastiker nicht erwarten, der vorwiegend Theologie ist. Was seine logisch-metaphysischen Ansichten betrifft, welche auf Originalität wenig Anspruch machen, indem sie an und für sich keine neuen Gesichtspunkte eröffnen, so finden sie sich großen Theils in den theologischen Werken. Als eine überwiegend philosophische Abhandlung darf noch angeführt werden das „Centilogium de causa finali.“<sup>9)</sup> Von besonderer Wichtigkeit sind die Punkte, wo seine rationalistischen Ansichten einen mehr oder weniger directen Einfluß auf

seine Theologie ausüben, namentlich da sie zum Theil überraschend sind. So stehen sie im Zusammenhange mit seiner Psychologie, welche dadurch eine eigenthümliche Begründung erhält, influiren auf seine Ansicht über die hufistische Keterei, zerstreuen, wie schon angedeutet, seine Theologie, sind nicht ohne Bedeutung für sein mystisches System u. s. w., wie von dem Allen weiter unten mit Mehrern die Rede sein wird.

5) Gerson's Stellung zu der kirchlichen Orthodoxie und zu den Secten. — Obgleich Gerson mit einer nicht selten zu energischer Opposition gekleideten Entschiedenheit gegen das Sittenverderben des Klerus und die Ueberschreite der Päpste auftrat, so bewies er dennoch eine solchen Tendenzen gegenüber fast wunderbare conservative Gesinnung in Betreff der kirchlichen Institutionen und Lehren. Was in der kirchlichen oder „apostolischen“ Tradition und in der Schrift, welche er als mit dieser durchaus übereinstimmend ansah, ohne freilich diese Frage der Uebereinstimmung irgendeiner mit freiem kritischem Geiste zu prüfen und zu verfechten, enthalten war, das wagte er nicht anzutasten, und wenn er auch hier und da mit einem Dogma sich nicht in voller Uebereinstimmung finden oder wissen mochte, so suchte er dennoch sich zu überreden, daß er es sei. Aber in der That, es kann nicht behauptet werden, daß er sich mit irgend einem wesentlichen kirchlichen Lehrgesetz in unlöslicher Differenz befunden habe. Nicht bloß Häretiker, deren Zahl damals nicht ganz unbeträchtlich war, sondern Mitglieder der Kirche traten zu seiner Zeit mit der Forderung auf, man müsse, um dem papalen Jügel anzulegen, auch in der Lehre die Einfachheit der apostolischen Zeiten wenigstens annähernd herstellen; allein obgleich der Gausalismus nahe und klar vorlag, so war er dennoch in entscheidender Ueignung dieser Zukunft, und opponirte gegen das damals ebenfalls nicht unerhörte Postulat, daß man die Freiheit der Forschung und Prüfung Jedem freigegeben müsse. Man darf annehmen, daß er der sogenannten politisch-praktischen Rücksicht, daß das Volk nicht allzuviel — oder überhaupt gar nicht — über die Kirchenlehre kritisch reflectiren dürfe, nicht abgeneigt war. Hat er gegen sich selbst einmal den Vorwurf, daß er von der Kirchenlehre gewichen sein könnte, so protestirt er dagegen, daß es kein Wille gewesen sei, und ist sofort bereit, sich der Kirche in allen Stücken zu unterwerfen. Hierher gehört unter Anderem ein Ausdruck von ihm aus der Schrift: „De modis uniendi ac reformandi ecclesiam“<sup>10)</sup>: „Salvo semper promotione, quod si quid dixerit minus iustum secundum Christum fidelem et regulam apostolicam, revocabo, ex corde compatiendo et pro posse meo imperitiae ac monitus armis iustitiae, domus Dei, columbae Dei, sponsae Dei, electae Dei, nostro pro et laudando desiderio consulendo.“ Vergl. ferner die „Propositiones de sensu literalis S. Scripturae“<sup>11)</sup>, die „Collatio secunda pro licentia in sacula

8) L. c. p. 794.

9) Opp. T. IV. p. 807 seq.

10) Opp. ed. Dupla. T. II. p. 162.

p. 5.

11) Opp. T. I.

decretorum“<sup>12)</sup>. Dagegen „Tractatus de protestatione circa materiam fidei contra haereses diversas“<sup>13)</sup>. Selbst solche Dogmen wie das vom Hg. Feuer“<sup>14)</sup> fanden bei ihm fest.

Indessen behandelte Gerson die Dogmen mit einem im Verhältnisse zu den meisten Dogmatikern seiner Zeit freien und wissenschaftlichen Geiste, und anstatt ihre Härten hervorzuheben, sucht er sie nach Möglichkeit mit dem denkenden Verstande zu vermitteln, ohne sie jedoch in das glänzende Licht neuer und geistvoller Aufklärung zu stellen, und ohne im Grunde von der traditionellen scholastischen Behandlungsweise abzuweichen. Er blieb wesentlich in dem Geiste seiner Lehrer Nicolaus Clemenges, Pierre d'Ailly, Decan u. A.; nirgends tritt eine bedeutende originelle Selbstständigkeit oder schöpferische Kraft auf. Hat er die einzelnen Dogmen nicht mit einer bestimmten, einheitlich durchziehenden Methode behandelt, und setzen eine von ihnen in seinem ganzen Umfange durch eine kontinuierliche Arbeit zu entwickeln gesucht, so ist er auch nicht zum Verfasser eines Werkes geworden, welches sich über das ganze theologisch-dogmatische Gebiet verbreitet. Das „Compendium theologiae“<sup>15)</sup>, welches man ihm früher zuschrieb, hat er nachweisbar nicht verfaßt; vergl. Darin in den „Gersoniana“ T. I. lib. III. p. 44. Das von ihm herrührende „Opusculum tripartitum de praeceptis theologiae, de confessione et de arte moriendi“<sup>16)</sup>, welches er ursprünglich, für den Gebrauch der Pfarrer, in französischer Sprache redigiert hatte, damit aus ihm beim Gottesdienste vorgelesen würde, hat, wie schon hieraus hervorgeht, einen überwiegend praktischen Zweck und keine wissenschaftlich systematische Bedeutung, wie überhaupt die consequente Systematik nicht in Gerson's Geiste liegt. Will man sein dogmatisches Lehrgebäude aufstellen, so muß man die Theile dazu aus seinen verschiedenen Werken zusammentragen, und würde dabei, wie dies wol das Schicksal jedes auf diese Weise gemachten sogenannten Lehrbegriffes ist, ein Werk liefern, welches als Ganzes von dem Verfasser, der die einzelnen Theile zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Bedingungen niederschrieb, hat, vielleicht kaum als das seinige anerkannt werden dürfte. Nur in seinen Schriften über die Mystik treffen wir eine Art von Systematik, wenn hier überhaupt von einer solchen im streng dogmatischen Sinne die Rede sein kann. Seinem Mysticismus wird weiter unten ein eigenes Capitel gewidmet sein.

Gerson's kirchlich-dogmatischer Conservatismus mußte notwendiger Weise Alles, was Ketzerei und Sektirerei hieß oder war, bekämpfen und aus der Gemeinschaft der Kirche zu entfernen, wenn nicht zu heilen, suchen. Als Kanzler der Universität wirkte er namentlich gegen die pantheistisch-mystischen Secten, welche vorzugswiese

damals in Brabant ihr. n. Sig. hatten, und von dort her in die von ihm geleitete Körperschaft einzudringen suchten. So bekämpfte er unter Anderem die Lehren und Anhänger des Amaury de Bene (Amalrich von Bene), dessen Pantheismus zwar schon früher mehrfach, z. B. 1210 durch eine pariser Synode, verdammt worden war, sich aber trotzdem bis auf Gerson's Zeiten und ferner erhielt, namentlich bei den Brüdern des freien Geistes. Die Stelle seiner Schriften, wo er von jenem Manne spricht, nämlich in der Abhandlung „De concordia metaphysicae cum logica“<sup>17)</sup>, ist für die Kirchen- und Dogmengeschichte eine Quelle von großer Wichtigkeit, da man ohne sie sehr wesentliche Punkte in der Lehre des Amalrich nicht kennen würde. Vergl. auch den „Sermo de Spiritu Sancto“ vom Jahre 1416<sup>18)</sup>. — Von Gerson's Auftreten gegen die Geister auf dem Concil zu Konstanz ist schon im zweiten Cap. die Rede gewesen. Wir ergänzen das dort Gesagte aus dem eben da angeführten, im Juli 1417 geschriebenen „Tractatus contra sectam Flagellantium se“ durch die nachstehende Äußerung des pariser Kanzlers. „Die christliche Religion“<sup>19)</sup> sagt Gerson hier, „ist eine Religion der Liebe, welche sich mit wenigen äußeren Cerimonien begnügt, keine beschwerlichen Sklavendienste auferlegt, und die abergläubischen, grausamen Gebräuche der Bggen-dienner, z. B. das Zerfleischen des eigenen Körpers, verwirft. Ihre hauptsächlichste Kraft ruht in der Barmherzigkeit und Gnade, und deren Gefäße oder Mittel sind die Sacramente. Die Erfahrung lehrt,“ fährt er fort, „daß diejenigen, welche sich freiwillig der nicht gebotenen Geißelung unterwerfen, die göttlichen Vorschriften verachten, und sich weder um die Beichte noch um die zum Sacramente erforderliche Buße bekümmern, denn sie geben vor, ihre Geißelung sei wirksamer zur Vernichtung der Sünde, und Einige schämen sie sogar dem Martyrium gleich.“ Er rüth deshalb, diese Secte aus der Kirche auszuwurtten, aber durch gelinde Mittel, als Belehrung und Gewöhnung zur Arbeit, ein Rath, welcher ganz im Einklange mit dem ist, was er vom Christenthum als der Religion der Liebe sagt.

Die Brüder vom freien Geiste bekämpfte Gerson meist unter dem Namen der Begharden, auch der Lupinen, welchen Spottnamen ihnen das Volk gegeben hatte. Er gebraucht beide Namen an den vielen Stellen seiner Schriften, wo er gegen sie polemisch auftritt, dergestalt promiscue, daß an der Identität wol nicht zu zweifeln ist; vergl. „De consolatione theologiae“, T. I. p. 174; ferner den „Sermo I in die S. Ludovici“, T. I. p. 143; ferner den „Tractatus super Magnificat“, T. IV. p. 248. Auch bringt er die Begharden einmal in Verbindung mit dem Namen Amalrich von Bene; vergl. die Abhandlung „De canticorum originali ratione“<sup>20)</sup>. Aber in ein noch näheres Verhältniß scheint er sie zu setzen mit dem Abte Joachim von Floris, in der „Admonitio, quomodo caute le-

12) Opp. ed. Dupin, T. IV. p. 707. 13) Opp. T. I. p. 28. 14) Vergl. den „Sermo II. de defunctis“ T. III. p. 1558, dazu Schröder, Kirchgesch. XXIV. S. 293. 15) Opp. T. I. p. 233 seq. 16) T. I. p. 425 seq.

17) Opp. ed. Dupin, T. IV. p. 816. 18) Opp. T. III. p. 1242. 19) Opp. T. III. p. 622.

gendi sunt quorundam libri“<sup>20)</sup>), sowie in der Schrift „De susceptione humanitatis Christi“<sup>21)</sup>). Diese Sectirer waren vielfach hart verfolgt worden, aber man hatte sie nie ausrotten können. In Frankreich hatte namentlich König Karl V. vom Jahre 1372 an eine schwere Verfolgung über sie verhängt, allein auch diese hatte nicht das beabsichtigte Resultat. Auch Gerson selbst sagt in der, um das Jahr 1423 geschriebenen, Abhandlung „De examinatione doctrinarum“<sup>22)</sup>), daß er hier und da noch Zurschlupfen gebe, „quorum sequentes non desunt hodie, quando et ubi latere putaverint, servant ubilibet.“<sup>23)</sup> Daß es solche Leute gab, hätte im Grunde Gerson nicht Wunder nehmen dürfen; was ihm nicht genügte, die dürrer Scholastik, was er so schmerzlich beklagte, die Unstillschkeit und Unwissenheit des Klerus, die Unwürdigkeit der Päpste, das genügte auch ihnen nicht, das beklagten auch sie, daraus quoll immer von Neuem das Bedürfnis ihrer Existenz und Sectirerei. Aber Gerson scheint sie nicht aus eigener Anschauung, sondern nur vom Hörensagen, aus den Erzählungen ihrer erbitterten Gegner zu kennen. So ist das wol nicht richtig, wenn er behauptet, sie hätten alle nach dem einhergehen wollen; vergl. „Considerations sur Saint-Joseph“<sup>24)</sup>); denn, wie Schmidt dem entgegen, man weiß ja, daß hier und da ihre Kleider verbrannt worden sind. Auch nennt er sie „De examinatione doctr.“<sup>25)</sup> „Epicuræi sub tunica Christi.“ Es ist freilich nicht zu leugnen, daß ihr Pantheismus von der gesunden Lehre abwich, die Persönlichkeit Gottes gefährdete, vom Fanatismus und von immoralischen Konsequenzen nicht frei war. In Folge excentrischer Speculationen über die Natur des Unendlichen resp. Gottes, über die menschliche Vollkommenheit und Freiheit vom Gesetze überschritten sie das vernünftige Maß. Gegen diese Uebertreibungen und Konsequenzen, weniger in der Lehre als in dem äußerlichen moralischen Verhalten, welches vielfach gegen die Begriffe des Zeitalters von der Decenz streiten mochte, erhob Gerson seine Opposition, und hierin liegt sicherlich ein Grund, weshalb er in seinen eigenen mystischen Speculationen sich den Jügel des Dogma's, der Logik und der moralischen Convenienz anlegte. Er hielt sich durch sie für gemindert vor einem Abgrunde, denn er die Begarden oder Brüder vom freien Geiste verfaßten glaubte. Nach den Äußerungen Gerson's ließen sie die Seele dergestalt in Gott untergehen resp. aus ihm emaniren, daß jede Annäherung derselben als ein göttlicher Willensact zu gelten habe; lehrten sie, daß Gott selbst durch die Sünde und Blasphemie verberstet werde; ließen sie die unmäßige Begierde unter dem Namen der geistigen Freiheit schalten und walten u. s. w.; vergl. den „Tractatus de distinctione verarum visionum a falsis“<sup>26)</sup>); ferner die „Admonitio, quomodo caute“ etc.“<sup>27)</sup>); ferner die Schrift

„De mystica theologia speculativa“<sup>28)</sup>); ferner den „Sermo de Spiritu Sancto“<sup>29)</sup>).

Am Auffälligsten ist Gerson's Verhalten gegen Juch, seine Anhänger und Lehre, wie wir dasselbe bereits aus seiner Wirksamkeit bei der Kirchenversammlung zu Sens kennen gelernt haben, wo er nicht bloß in den Bruch des dem prager Doctor gegebenen kaiserlichen Schutzes, sondern auch in die Verurtheilung desselben zum Flammentode einstimme. Wir sehen ihn in der Besämpfung der Häretiker und Sectirer aus dem Interesse der kirchlichen Einheit sich meist auf das wissenschaftliche Gebiet beschränken. Hier stellten freilich die stärksten Gründe, die biblischen, und so griff der milde Mann zu einem so grausamen Gewaltmittel, das aber zugleich auch der stärkste Beweis dafür ist, daß er die Einheit der Kirche und die Conservirung ihrer Lehren und Institutionen auf das Äußerste zu verteidigen entschlossen war. Die Forderung des Ketzes für die Laien galt ihm für verbrecherischer als die standadösen Forderungen verbrecherischer Päpste. Vergl. die oben angeführten Belegstellen, im Besonderen den „Tractatus contra haeresim de communione laicorum sub utraque“<sup>30)</sup>). Er hat seinen Theil an der Verurtheilung des Juch auch später nicht herzet, oder davon geschwiegen, wie aus seinem 1426 geschriebenen Tractate „De concordia metaphysicae cum logica“<sup>31)</sup> hervorgeht, wo er seine Opposition auch philosophisch, aus seinem Rationalismus, zu recht fertigen und zu begründen sucht. Es heißt hier: „Universalium hujusmodi realium positio damnata fuit novissime per sacrum Constantiense concilium contra Huss et Hieronymum Pragenses combustos; ... ex quibus sequitur evidenter, quod assertor doctrinae talis cum suis sequelis haereticus est censendus.“

Gerson war im Allgemeinen der Ansicht, daß die Bestreiter des buchstäblichen Sinnes der heiligen Schrift in solchen Sachen, welche die kirchliche Sanction erhalten haben, nicht mit Gründen der Vernunft widerlegt werden müßten, sondern es sei gegen sie mit den selbgeschickten kirchlichen Strafen zu verfahren. Was durch Glaubensrichter und Concilien erklärt und festgesetzt sei, müsse — äußerlich — auch von denen, welche innerlich nicht damit übereinstimmen, bekannt und gehalten werden<sup>32)</sup>. Wer einmal der Ketzerei verdächtig geworden, werde nie wieder ganz verabsichtigt. Dennoch muß er einräumen, daß die Kriterien der Beurtheilung, resp. der Unterscheidung zwischen Orthodorie und Häresie, oft so sein wären, daß man sie dann nicht zu sehen vermöge. Gleichwol jenes positive Christenthum<sup>33)</sup>!

6) Gerson's Schriftauslegung. Gerson theilt mit seiner Zeit die Meinung von der absoluten Autorität der Kirche in einem zu hohen Grade, als daß er den Glauben, die kirchlichen Institutionen u. s. w. mit

20) Opp. ed. Dupin. T. I. p. 114. 21) Opp. T. I. p. 453 seq. 22) Opp. T. I. p. 19. 23) Opp. T. III. p. 868. 24) I. c. p. 19. 25) Opp. T. I. p. 55. 26)

Opp. I. c. p. 114.

27) Opp. ed. Dupin. T. III. p. 309. 28) Opp. T. IV. p. 1243. 29) Opp. T. I. p. 357. 30) Opp. T. IV. p. 87. 31) Beryl. Opp. T. I. Anhang. propos. VII und XII. 32)

Beryl. von der Harde, Concil. Const. Pars I. p. 643 — 693.

reformatorisches Kritik neu aus der Bibel hätte schöpfen wollen, obgleich auf der Unversität eine Zeit war, wo man den gegenwärtigen Zustand an der apostolischen Kirche zu prüfen begann. Die von der Kirche, d. h. von Concilien, Kirchenvätern, Päpsten ausgelegte Schrift galt ihm als unantastbare Auctorität, aber er glaubte sie auch in Uebereinstimmung mit der Kirche, und daher ist bei ihm eine kritische, unabhängige Erregung nicht zu erwarten. Zwar, wenn er etwas beweisen will, pflegt er in der Regel von Ausprüchen der heiligen Schrift auszugehen, und dann auf die Tradition zu kommen, allein er betrachtet die letztere nur als eine Art Fortsetzung der ersteren, und macht zwischen beiden nicht den starken Unterschied, welcher seit der Reformation aufgestellt worden ist. Doch verlegt er die eigentliche Quelle der göttlichen Offenbarung nur in die Schrift, gegen welche die einzelnen Menschen nachher zu Theil gewordenen Offenbarungen, welche er nicht leugnet, seine Auctorität sein lassen; vergl. seine Abhandlung über die Frage: „Quae veritates credendae sint de necessitate salutis“<sup>33)</sup>. Daher muß Gerson's Erregung in denselben Verhältnisse zu der kirchlichen Auctorität stehen wie die scholastische Philosophie; sie exercirt ihre Thätigkeit innerhalb dieser Schranken. Sein Grundsatz ist, daß der wörtliche Sinn der heiligen Schrift stets wahr sei und als solcher angenommen und befolgt werden müsse, nicht nach dem Dafürhalten und Belieben des einzelnen Christen, sondern nach den Festsetzungen der Kirche, welche vom heiligen Geiste inspirirt sei, ein echt katholisches Princip, welches im Gegensatz zu dem Geiste der Reformation im 16. Jahrh. steht. Dieser unabweislich festgestellte Sinn darf nicht angegriffen werden, wer daran zweifelt, ist als ein Häretiker anzusehen. Dennoch oder soll man sagen: Dennoch läßt Gerson den wörtlichen Sinn der Bibel meist auf der Seite liegen, und geht mit großer Vorliebe auf allegorische, anagogische, topologische, mystische Deutungen über. Er sucht fast überall Beziehungen zwischen der physischen und geistigen Welt auf, und seine lebhafteste Phantasie findet unter dem Vorhine allelei Hinbeutungen dieser Art. Das unscheinbarste Wort, der geringste Umstand hat für ihn einen allegorisch-mystischen Sinn, und wird oft in einer gewundenen oder wenigstens sehr weit hergeholtten Weise dem „magnum mysterium“ dienstbar gemacht.

Unter seine exegetischen Arbeiten — das Wort im allgemeinen, nicht im modernen Sinne genommen — gehören besonders die „Propositiones de sensu literalis sacrae scripturae et de causis errantium“<sup>34)</sup>; ferner die schon angeführte Auslegung des hohen Liedes; ferner die „Duae lectiones super Marcum“<sup>35)</sup>; ferner das „Monotessarum sive unum ex quatuor evangelis“<sup>36)</sup>, eine Art Evangelienharmonie, eine der ersten, welche seit der Zeit der Kirchenväter aufzustellen versucht

worden ist, aber wie nach dem Vorstehenden vorausgesetzt werden kann, jeden Widerspruch zwischen den einzelnen Evangelisten im Principe leugnet. Ueber den Grundsatz von dem Sinne und der Auctorität des Schriftwortes, welches er überall sehr hoch hielt, höher als der Scholasticismus seiner Zeit, spricht sich Gerson auch auf in dem „Tractatus contra haereticos de communione laicorum sub utraque“<sup>37)</sup>. Dupin hat in seiner Ausgabe Gerson's eine Anzahl von dessen Schriften „Exegetica“ abgeschrieben, allein sie sind es nicht im eigentlichen Sinne des Wortes, während man andererseits in anderen Abhandlungen, welche diesen Titel nicht führen, zerstreute exegetische Grundsätze und Bemerkungen antrifft.

7) Gerson's Psychologie und Anthropologie. — Zwar pflegen Gerson's psychologischen und anthropologischen Ansichten in nächste Verbindung mit seiner mystischen Theologie gebracht und als deren charakteristischen Grundlagen dargestellt zu werden, wie sie dies auch in der That nach der Seite des Subjectes hin sind, allein da sie eben eine solche charakteristische Bedeutung für Gerson's Doctrin haben, so beginnen wir mit ihnen die eigentliche Dogmatik des Kanzlers zu werden den Verbindungsfaden mit der Mystik an geeigneter Stelle wieder aufnehmen. — Die Selbsterkenntnis ist ihm die notwendige Voraussetzung und wichtigste Quelle aller realen Erkenntnis. „Erkenne dich selbst,“ diese Forderung wiederholt er sehr oft und eindringlich, einestheils um die Mängel, Sünden und Bedürfnisse des Menschen zur Anerkennung zu bringen, anderentheils um die Fähigkeiten des menschlichen Geistes zu analysiren und die Grenzen seiner Vermögen zu prüfen. Zwar hat er sein psychologisches System — und wir haben es hier einmal in der That mit einer ziemlich strengen Systematik zu thun — in seinem ganzen Umfange nicht als ein Original selbst geschaffen, sondern in den vorerwähnten Grundzügen aus den Schriften der Kanoniker von St. Victor geschöpft, aber er hat es in klaren Zügen dargestellt, im Geiste seines Lehrers Decam reproduirt, und mit manchen treffenden Früchten seiner eigenen Erfahrung und Beobachtungsgabe bereichert“<sup>38)</sup>. Er geht bei der Darstellung zur Gewinnung eines Princips von dem nominalistischen Satze aus, daß die verschiedenen Eigenschaften der Seele im Grunde nur verschiedene Benennungen einer und derselben Substanz, eines und desselben Wesens, resp. nur logische Essenzen seien, die sich „non re, sed nomine“ unterscheiden; vergl. die Schrift „De theologia mystica speculativa“<sup>39)</sup>, wo er hinzusetzt: „Qui aliter capiant, videntur quam recte. Ego sane non capio.“ Doch kann er auch nicht umhin, diese logischen Kategorien als nahezu reale Existenzen zu fassen, z. B. wenn er behauptet, die Seele

33) Opp. ed. Dupin. T. I. p. 22. 34) Opp. T. I. p. 1  
35) Opp. T. IV. p. 203 seq. 36) Opp. T. IV.  
p. 53 seq.

37) Opp. ed. Dupin. T. IV. l. c. 38) Vergl. „De mystica theologia speculativa“ T. III. p. 369, pars secunda principalis. de natura animae rationalis et sex potentis eius; ferner „Tractatus super Magnificat.“ tertius T. IV. p. 262. 39) „De theol. myst. spec.“ l. c. p. 370.

habe, um ihr Dasein zu manifestiren, die verschiedenen Facultäten empfangen.

Die Seele, leiert er im Einzelnen, hat zwei Hauptvermögen, wovon alle anderen nur Modificationen sind, nämlich das Denken, die vis cognitiva (cognitiva), und das mit dem Fühlen verbundene Wollen, die vis affectiva, jede in der allgemeinsten Bedeutung der Worte genommen, da sie auch eine speciellere haben. Das Denken in der höchsten Potenz seiner Energie ist die einfache Intelligenz, intelligentia simplex, welcher Gott unmittelbar ein gewisses natürliches Licht mittheilt, und welche durch Intuition die Wahrheit der notwendigen und fundamentalen Principien einer jeden Erkenntniß erfährt. Hagenbach (Dogm.-Gesch. 3. Ausg. S. 398) interpretirt sie durch „reines Anschauungsvermögen.“ Wenn das Denken auf dem Wege der reinen Abstraction oder Deduction, also ohne andere Hilfsmittel, fortschreitet, um allgemeine Begriffe zu bilden, so stellt es sich dar als Vernunft oder Verstand, ratio; wenn es sich dagegen bei seiner Thätigkeit der Sinnesorgane bedient, so ist es sensitives Vermögen, vis sensualis oder sensualitas. Die Sinne sind entweder äußere oder innere; die ersten empfangen einen unmittelbaren Eindruck von den Objecten; die anderen sind: der allgemeine Sinn, durch welchen wir die von Außen kommenden Empfindungen percipiren; ferner die Fähigkeit, diese Empfindungen zu unterscheiden, zu ordnen, zusammen- oder auseinanderzusetzen, die virtus formativa oder imago oder phantasia; ferner die Fähigkeit zu unterscheiden zwischen dem, was nützlich und schädlich ist, die virtus aestimativa; ferner die Einbildungskraft, welche das Bild abwesender Objecte zu reproduciren vermag, sammt dem Gedächtnisse, welches die über die von diesen Objecten empfangenen Eindrücke gesammelten Eindrücke in das Bewußtsein zurückruft. — Die intelligentia simplex, die ratio und die sensualitas parallelisirte er in dieser Folge mit der contemplatio, der meditatio und der cognitio, welche in dem Systeme seiner Mystik ihren Platz finden.

Diese Operationen des Denkens nun find begleitet von entsprechenden Erregungen des Affektvermögens, d. h. von sympathischen oder antipathischen Bewegungen der Seele. Der reinen Intelligenz entspricht ein Vermögen, welchem Gott unmittelbar einen natürlichen Trieb zum Guten, einen gewissen moralisch guten Instinct, die synderesis, einprägt. Diesen eigenthümlichen Begriff erklärt er als „vis animae appetitiva, suscipiens immediate a Deo naturalem quandam inclinationem ad bonum, per quam trahitur insequi notionem boni ex apprehensione simplicis intelligentiae praesentati,“ oder als „habitus practicus principiorum, vel scintilla intelligentiae, vel portio virginis animae, vel instinctus inolebilis,“ in der Abhandlung „De theol. myst. specul.“<sup>41)</sup>; wir können ihn durch „Gewissen“ erklären. Der mit der Vernunft verbundene Wille ist nach Gerson das natürliche Stre-

ben, welches vermöge der Ideen, durch welche es bestimmt wird, oder vermöge der Affekte, denen es unterworfen ist, sich verschiednen äußern kann. Das sinnliche oder thierische Streben ist die Begierde der Sinne, die am wenigsten edle Äußerung der menschlichen Seele. — Hat auch Gerson bei dieser Darstellung zumest das Interesse seines mystischen Systems im Auge, so ist doch diese nach Möglichkeit präcise Unterscheidung zwischen dem rein intellektuellen und den realistischen Seelenvermögen ein Gewinn für die Wissenschaft der Psychologie, obgleich er immer wieder darauf dringt, die Einheit der Seele nicht zu zerrissen.

Diese verschiedenen Seelenkräfte waren bei der ursprünglichen Erschöpfung durch Gott in der schönsten Harmonie mit einander, und die Seele ist in ihrem ursprünglichen reinen Wesen ein Gott ähnlicher, nach dem Vorbilde der Dreieinigkeit geschaffener Geist, welchem die iustitia originalis zukam; vergl. seine Abhandlung „De meditatione“, „consideratio secunda“<sup>42)</sup>;, wo Gerson schreibt: „Fuit ab initio bene conditae rationalis creaturae talis ordo ordinisque tranquillitas, quod ad rationem et merum imperium sensualium rationali inferiori et inferiori ratio superiori serviebat. Et erat ab inferioribus ad superiora primum et facilia accessus, faciente hac levitate originalis iustitiae subvehentia aurum corda.“<sup>43)</sup> — Durch den Sündenfall hat der Mensch diese Eigenschaft verloren und sich der ewigen Verdammniß preisgegeben, während dadurch auch alle seine Nachkommen demselben Verderben (der Erstünde) verfallen sind. Zu seiner Erlösung hat Gott Christus gesandt, welcher alle die selig macht, welche Gott von Ewigkeit her dazu prädestinirt hat; vergl. „De consolatio. theolog.“<sup>44)</sup>. Gerson ist mit seinem Augustinismus der Sünde, Gnade, Prädestination, Verdienstlosigkeit der Werke, alleinigen Rechtfertigung aus dem Glauben u. s. w. kein Freund der damals herrschenden römisch-katholischen Lehre oder vielmehr Praxis; aber er scheint die absolute Prädestination erst nach vielen Kämpfen seinem widerstrebenden, sonst vor Widersprüchen sich sträubenden Geiste eingepflanzt zu haben; vergl. den „Tract. sup. Magnificat.“<sup>45)</sup>. Er zog dann auch die Consequenzen daraus, und suchte sich namentlich, wie Schmidt sagt, zu überreden, daß die göttliche Vorbestimmung, welche ihm freilich auch als eine der größten Geheimnisse gilt, der menschlichen Freiheit keinen Abbruch thue; vergl. den „Sermo de nativitate Christi“<sup>46)</sup>. Daß er auch das Dogma vom Fegfeuer festhielt, ist schon oben gesagt worden.

8) Gerson's Christologie erdrikt sich nicht über das Niveau seiner Zeit und hat nichts Bemerkenswerthes. Wo Gerson auf Christus und sein Erbsenerb zu sprechen kommt — und dies geschieht oft und nicht selten mit Wärme — worüber er kein umfassendes systematisches Werk hinterlassen hat, da finden wir die orthodoxe katholische Lehre wieder. Christus ist ihm selbst-

41) Opp. ed. Dupin. T. III. p. 4-9 seq. Hundesbeger S. 42. 42) Opp. T. I. lib. p. 136 seq. 43) Opp. T. IV. p. 363. 44) Opp. T. III. p. 948.

40) Opp. ed. Dupin. T. III. p. 372.

verständlich nicht nur der einzige Erbsitz<sup>45)</sup>), dessen Heilsgaben die Kirche als einzige Vermittlerin spendet, sondern auch die dem Vater gleiche zweite Person der Trinität, für deren Exemption aus dem natürlichen Zusammenhang mit den sündigen Menschen alle Instanzen mit Einschluß der immaculata conceptio Mariae virginis, worin er auf Seiten der Franziskaner gegen die Dominikaner kämpfte, herangezogen werden. Denn Gerson steht noch in dem vorwärts strebenden deificatorischen Strome der Christologie. Ein christologisches Dogma in seinem ganzen Umfange hat er selten dargestellt; es gehören hierzu z. B. seine „Epistola de susceptione humanitatis Christi“ an Johann Bassand, Provinzial der Cistercienser, vom 18. Dec. 1426<sup>46)</sup>); ferner der „Sermo in die nativitatis Domini“<sup>47)</sup>), worin er von der Fleischwerdung des Logos spricht; ferner mehrere andere Weihnachtstreden, z. B. der „Sermo de Christi nativitate“<sup>48)</sup>). Auch in vielen anderen seiner nicht christologischen Schriften finden sich christologische Fragmente, und wir werden darauf nicht sowohl bei der Mystik als vielmehr bei der Trinitätslehre kurz zurückkommen. Die später verfaßte Schrift „De immaculata conceptione“ ist — nach Gerson — ihm fälschlich zugeschrieben worden.

3) Gerson's Theologie im engeren Sinne, die eigentliche Gotteslehre. — Wir erinnern uns hier zunächst und knüpfen an dasjenige an, was Gerson in seiner Abhandlung „Contra vanam curiositatem“<sup>49)</sup> sagt: „Fides saluberrima et omnia metaphysica tradit nobis, quod Deus est simplicissimus in supremo simplicitatis gradu“ u. s. w., eine Simplification, deren Analogie mit derjenigen der Seele sich in Parallele stellt. Gerson weist hier die scholastischen Distinctionen und Kategorien in dem Gottesbegriffe zurück; dennoch setzt auch er in ihm wieder mehrere sehr realen Unterschied. Gott ist ihm die selbstbewußte, vor Allem stehende, über Alles übergreifende, Alles beherrschende höchste Macht. Vergl. die schon oben angeführten Aussprüche: „Nihil in aeternum nisi solus Deus“ etc.; ferner: „Aeternum autem nihil est nisi Deus vel in Deo, in quo certe nihil est, quod non sit Deus.“ Wie haben schon bemerkt, wie stark Gerson gegen den mystischen Pantheismus der Begharden polemisierte; er vertheidigt den Unterschied Gottes von der wenn auch noch so sehr von ihm begabigten Creatur besonders gegen den Pantheismus Ruprecht's und Eckhart's; aber er ist — und wor ist es je gewesen? — in seinem Theismus, auch abgesehen von der Trinitätslehre, nicht ganz consequent<sup>50)</sup>; denn er gibt z. B. den die Ewigkeit eines Dinges in Deo zu. Dieses Sein der Schöpfung in Gott, wie in einem Gefäße, ist eine eigenthümliche Consequenz aus seinem Nominalismus; vergl. z. B. den „Liber de vita spiritali unianae“<sup>51)</sup>), wo er zu

Actor. 17, 28 sagt: „In ipso enim vivimus, movemur ac sumus, quae verba siquis ad corporalem et hanc visibilem vitam, motum et existentiam referat, nihil cum errare crediderim, quoniam siquis vas aquam continet et figurat, ita ut verum sit, quod aqua plus in vase quam in se figuratur, sic vultu intus in ipso Deo tanquam in vase omnes creature habitatem continent vult quidquid vivit, movetur quicquid movetur, et omnis existentia, ne desit in nihilum, in ipso est atque conservatur.“ Obgleich der von ihm bekämpfte Pantheismus des Amalrich von Beaumont der Brüder vom freien Geiste, des Kunstbrech, des Weilers Eckart vielfach eine so intime Verwandtschaft mit Gerson's wie mit jedem anderen Mysticismus hat, so meinte er doch, mit solchen Lehren den Unterschied zwischen Gott und Menschen allzu sehr zu verwischen, und legte sich daher eine ziemlich mechanische resp. bildliche Auffassung zu recht. Dennoch vertheidigt er die unmittelbare Beziehung Gottes zu den Menschen, überhaupt zu allen Creaturen, die er auf gleich unmittelbare Weise von Gott geschaffen sein läßt; vergl. den „Tractatus super cantica canticorum“<sup>52)</sup>); „Vermiculus aequae particulariter et immediate producitur a Deo sicut angelus . . . , uno siquidem amore penitus invariabili producitur vermiculus, quo et quali productus est angelus.“

Obgleich Gerson die Gottheit als das allereinfachste Wesen proclamiert, so ist er doch kirchlich genug, um nicht ebenso die Trinität im potenzierten Sinne zu lehren, wobei er dieselbe formell nicht sowohl in der Weise der Scholastiker, als vielmehr der Mystiker, besonders aus der Schule des heiligen Victor, namentlich Richard's, konstruiert. Die Victoriner halten ebenso streng und fleißig über der Einheit, wie über der Dreieit Gottes, und überdecken diesen logischen Widerspruch durch die unlogische Berufung auf die Liebe, welche einig macht. In der detaillierten Ausführung des Dogma's, welche man indessen bei Gerson nicht an einer Stelle beisammen finden darf, weicht er im Wesentlichen nicht von der geltenden Kirchenlehre ab: der Eine Gott hat alle Vollkommenheiten in den drei verschiedenen Personen, die sich eben nur dadurch unterscheiden, daß der Vater nicht der Sohn, der Sohn nicht der Vater ist u. s. f., vgl. „Opusculum tripartitum“<sup>53)</sup>; ferner den „Sermo in festo St. Trinitatis“<sup>54)</sup>). Man könnte, sagt Schmidt, versucht sein, aus Gerson's Nominalismus die Unmöglichkeit der Schwierigkeit des Glaubens an die objective Realität der drei Personen zu deduciren; und wie es scheint, hat sich Gerson nicht ohne Mühe die Wahrheit des Dogma's eingeprägt, da es einmal kirchlich fest stand, und demnach irgendwie subjectiv gerechtfertigt werden mußte. Er sagt z. B. in dieser Hinsicht in der „Lectio II. contra vanam curiositatem“<sup>55)</sup>: er sei „numquam hoc asserturus, nisi fides edoceret.“ Ein Versuch wissenschaftlicher Vermittelung ist es, wenn er die drei Personen auf drei göttliche Mächte oder Qualitäten zurückführt und auf die Analogie der mensch-

45) Vergl. z. B. das „Opusculum tripartitum“ T. I. p. 428.  
46) Opp. ed. Dupin. T. I. p. 450 seq. 47) Opp. T. III. p. 502. 48) Opp. T. III. p. 538 seq. 49) Opp. T. I. p. 100. 50) Vergl. auch Pagenstech. Dogm. Gesch. 3. Ausgabe. B. 363. 51) Opp. T. III. p. 5.

52) Opp. ed. Dupin. T. IV. p. 49.  
p. 428. cap. I. 54) Opp. T. III. p. 1772.  
T. I. p. 101.

53) Opp. I. e.  
55) Opp.

lichen Seele hinweist, welche ja auch drei (nach seiner eigentlichen Psychologie zwei) Haupt Eigenschaften besitze: Gedächtniß, Verstand, Wille, und dennoch ein einiges, ungetheiltes Wesen sei. Um diese Analogie noch beweiskräftiger zu machen, führt er drei Weiteren aus: das Gedächtniß liefere ein Bild oder eine Vorstellung von uns selbst; wenn dieses Bild in den Verstand aufgenommen werde, verwandle es sich in die Erkenntniß; wir erkennen uns als identisch mit uns selbst, und als solche lieben wir uns — eine Deduction, welche demnach auch in dem Menschen die Trinität konstruirt. In die moderne Sprache überfetzt, würde diese Deduction sich so stellen: das an sich untheilbare Ich, das Subject, setzt sich als Object, erkennt die Identität des Subjects und Objects und liebt sich in Folge dieser Erkenntniß. Man hat also drei verschiedene Dinge: das Ich, das Bewußtsein seiner Identität und die Liebe, und dieses Verhältnis findet nun Gerson in der Gottheit wieder, nur mit dem Unterschiede, daß er, was er bei dem Menschen nicht that, die drei Ideen in ebenso viele Hypothesen umsetzt, welche, obgleich verschieden — dem Namen nach — dennoch an Vollkommenheit identisch und durch die Liebe verbunden sind.

Als charakteristisches dictum probans für diese Argumentation citirt Schmidt eine Stelle aus dem schon genannten „Sermo I. in festo S. Trinitatis“: „Per similitudinem aliquam, quoniam imperfectam, in benedicta Trinitate Pater in se ipso representationem habet sui ipsius et suae deitatis atque consubstantiae rei, quae unquam fuit, est, erit vel futura est, aicut ille, qui cognoscit omnia et potest omnia. Pater ergo potest illam representationem de se et de sua deitate et omnium rerum ponere in cognitionem personalem, ut se dicendo, communicando et diffundendo. Et quoniam dictio et communicatio illa imperfecta esset, si non prorsus assimilaretur Patri, ei autem non prorsus assimilaretur, si non esset una eademque substantia et potentia et sapientia cum eo; congruit, hanc dictionem, quae filius dicitur, unius ejusdemque substantiae esse cum Patre, et hoc modo solum unus est Deus. Praeterea nonne filius perfecte Patrem suum amare debet? Ita certe; nam omne, quod habuit, ei contulit, nihil alibi ipsi retinendo, et tale ei dedit donum. Oportet ergo Filium per memoriam et gratitudinem dare donum Patri adeo perfectum, sicut est donum, quod recepit, et alio facit: dat enim alii Spiritum Sanctum, qui est perfectus a se personalis Patris ad Filium et Filii ad Patrem. Quae quae sequitur, Spiritum Sanctum procedere tam a Filio quam a Patre, contra eorum Graecorum. Videre poteris, insuper Deum nunquam solum fuisse sine perfectione et laetitudine sociatae, quae est Patris et Filii et Spiritus Sancti.“

Diese Argumentation, deren Verwandtschaft mit ähnlichen modernen Versuchen notariis mutandis in die Augen springt, kann nicht als streng biblisch-kirchlich gelten, namentlich da sie den heiligen Geist zu etwas macht, was er nach biblisch-kirchlicher Lehre wesentlich nicht ist; aber Gerson ist sich auch dieser und anderer Unzulänglichkeiten bewußt, und fügt, daß er durch solche Deductionen das Wesen der Trinität eigentlich nicht erklärt. Sie gilt ihm deshalb als ein unbegriffliches Mysticismus, welches man glauben muß, wenn auch seine volle wissenschaftliche Construction nicht gelingt. Er tröstet sich da-

mit, daß die größten Theologen hiezu gescheitert sind; und wenn — sagt er in dem „Sermo de la Trinité“ — die Theologen die Trinität nicht begreifen, „simples gens en especial et sans lettres, comment cyderoient eux entendre ce mystère très hault et très profond, quant eulx ne pourroient entendre les autres sciences, qui sont plus legieres, sans nulle comparaison?“ Vergl. auch den „Sermo II. de S. Trinitate“.

10) Gerson's Mystik. — Je näher Gerson seinem Ende kommt, desto mehr lehte und dachte er sich in die Mystik und ihr System hinein. Aus der Periode seines Cancellariates haben wir wenige und unbedeutende mystische Schriften; z. B. die Betrachtungen „De mystica theologia“ und „De monte contemplationis“, deren Original Leroy wiedergefunden haben will. Die meisten und bedeutendsten Schriften über Mystik gehören seinem Aufenthalt in Lyon an, vor allen das Buch „De mystica theologia speculativa“, dessen zweiter Theil von der „practica“ handelt. Dies ist die Hauptquelle für Gerson's System der Mystik. Andere Schriften resp. Schriftstellen werden wir gelegentlich anführen.

Gerson's Charaktereigenümlichkeiten und äußere Stellung in der ersten, größeren Hälfte seines Lebens war vorwiegend auf eine theoretisch-wissenschaftliche Doctrin des Christenthums angelegt; aber da diese Wissenschaft, welche mehr oder weniger nicht frei, sondern äußerlich durch die Auctorität der Kirche bestimmt war, obgleich sie es versuchte, die feinsten und abstrusen Formen der Scholastik abzuschleifen, ihm nicht genügte, er sich ihr daher nicht mit freier Lust hingeben durfte; da ferner der fromme, beschauliche, wehmüthige Zug seiner Seele, den er aus dem Klosternhause mitbrachte, durch die traurigen Erfahrungen seines Lebens, besonders durch das Exil, eine steigende Nahrung erhielt, so rettete er sich je länger je mehr in das Asyl der Mystik hinein. Auch war ja gerade die Mystik damals keine seltene Erscheinung; unzählige Herzen, welche durch das Schisma erschüttert, durch das leibliche Elend der Zeit bedroht, durch die dürre Scholastik nicht befriedigt waren, suchten im Tempel der Mystik ihre Zukunft und ihren Frieden. Daßer der damalige weitverbreitete Mysticismus der rheinischen und flandrischen Städte mit seinen Führern Ruysbroek, Eckart u. A. Da aber die Mystik der Nähe nach Zeit und Raum wegen ihres Pantheismus, ihres Kanatismus, ihres Mangels an kirchlicher Disciplin dem streng kirchlichen und conservativen Manne nicht gefiel, so griff er nach der Mystik der Ferne, der Vorzeit. Waren die Victoriner überhaupt in Lehre und Leben seine Vorbilder, so mußten sie es auch in der Mystik sein; und neben ihnen war es unter deren Zeitgenossen besonders der heilige Bernhard, auf welchen er hiezu vielfach recurirt, während er von den späteren Mystikern namentlich Bonaventura sehr schätzte und nützte; vergl. die „Epistola in laudem doctrinae sancti Bonaventurae“ vom J. 1426. Die Buryten



der mystischen Auctorität für Gerson liegen aber noch tiefer in der Vorzeit: es ist besonders Dionysius Aeropagita, dessen (unsicher, von Gerson für echt gehaltene) Schriften auf ihn einen so starken und entscheidenden Eindruck gemacht haben, daß er deren Autor einen Heiligen, einen Göttlichen nannte; vergl. den „Sermo I. de Trinitate“<sup>50)</sup>. Baur sagt treffend<sup>51)</sup>, Gerson gebe als Zweck seiner mystischen Doctrin an, dasjenige zum allgemeinen Verständnis zu bringen, was der göttliche Dionysius über die mystische, d. i. verborgene Theologie gelehrt habe, und führe sein System deshalb auf Dionysius, den Vater der Mystik, zurück, weil dieser durch seine Lehre von der Ueberwänglichkeit des göttlichen Wesens den Weg der Erhebung zu Gott verschlossen, aber eben dadurch dem Gefühle geöffnet habe.

Dennoch ist Gerson mitten in seiner Mystik kein bloß schweigender, formloser Gefühlsmensch; er sucht zu beweisen, zu lehren, zu construiren, zu begreifen. Er geht von bestimmten Principien aus, nämlich von psychologischen; und daher hat man mit Recht das System Gerson's, welches als Abſchluß der älteren, von Dionysius bis auf ihn reichenden Mystik darſtellt, die psychologische Mystik genannt, welche sich dialektisch aus dem Wesen der mit Gott in Berührung tretenden menschlichen Seele zu rechtfertigen sucht, und dergleichen Versuche bereits in Dionysius, Eriugena, den Victorinern, Bonaventura u. A. gemacht hatte. Gerson selbst charakterisirt in der Schrift „De mystica theologia speculativa“<sup>52)</sup> die psychologische Theorie seiner Mystik so: „Expedi ad ipsius theologiae mysticae cognitionem speculativam acquirendam, naturam animae rationalis et ejus potentias tam cognitivas quam affectivas cognoscere. Consideratio haec de se perspicua est, quoniam ignorata natura ignorantur ejus passionibus. Ponitur ergo eis, quae ostendunt, aliquam esse theologiae mysticam, tradendo sub quadam generalitate, quemadmodum proiit, et pro quibus proiit sum studium enit, volumus adducere in communem intelligentiam, si Deus annuerit, quia sit haec theologia mystica et in qua vi animae reponitur, quod fieri ignorata animae natura nullo pacto potest.“ Er läßt gleichsam die Seele in immer weiterer Kreise sich ausdehnen, bis sie zur Vereinigung mit Gott gelangt. Daher mußte es ihm darauf ankommen, das Wesen der menschlichen Seele nach ihren Grundvermögen zu zergliedern, der Mystik ihren bestimmten Sitz in der Seele anzuweisen, eine gewisse Stufenfolge der verschiedenen Kräfte und Thätigkeiten der Seele zu construiren, in deren jeder wie in einem Spiegel die mystische Theologie sich auf eine eigenthümliche Weise reflectirt, bis zu der obersten Stufe aufsteigend, auf welcher die durch die Liebe (amorosa affectio) vermittelte Vereinigung der Seele mit Gott zu ihrer Ruhe, zu ihrer vollkommenen Befriedigung und Sättigung gelangt. Es ist daher consequent und charakteristisch, daß Gerson, in der mystischen Hauptschrift<sup>53)</sup>, die mystische Theologie definiert als „extensio animi in Deum per amoris desiderium“

oder als „motio anagogica, hoc est sursum ductiva in Deum per amorem fervidum et purum.“ Hiermit steht in einem gewissen Zusammenhange sein Rationalismus, aus welchem man freilich ebenso gut den Satz deduciren könnte, daß die gelegnete objective Existenz der Ideen antimystisch sei. Gerson wollte nämlich die Mystik als ein System des idealen Empirismus begründen, indem er als die Ideen die Zustände der Seele nachwies. Den verschiedenen Seelenvermögen kommt nach ihm freilich nur dem Namen nach, in der Reflexion, nicht aber in der Wirklichkeit, eine Unterschiedbarkeit zu; allen inneren Erscheinungen liegt an sich dasselbe Princip zu Grunde, nämlich die einfache Substanz der Seele, welche nur nach den verschiedenen, von ihr ausgehenden, Wirkungen jene verschiedenen Namen erhält. Er tabelt an den Formaltheologen (Realisten) besonders das, daß sie entweder durch die Imagination oder den Verstand, also durch eine dieser untergeordneten Vermögen für sich, finden wollten, was nur durch die Intelligenz, die vis intelligentiae simplicis, gefunden werden könne. In der Consider. 10 heißt es: Diese vis intelligentiae simplicis „quandoque nominatur mens, quandoque coelum supremum, quandoque spiritus, quandoque lumen intelligentiae, quandoque umbra intellectus angelici, quandoque lux divina, in qua veritas immutabilis lucet et cernitur, nonnumquam vero scintilla vel apex rationis.“ Schon in diesem höheren Begriffe der Intelligenz liegt nach Baur der Uebergang zur speculativen Mystik, und erscheint hier der Rationalismus nach seiner besten, positiven Seite, indem er das starre Verhältniß aufhebt, in welches die Realisten das Subject zu den sogenannten formae naturae (den realen Formen der Dinge) setzten, und das in diesen Formen äußerlich Erschiedene auf die Einheit des Selbstbewußtseins zurückführt.

Das Antimystische in Gerson's Mystik ist, daß dieselbe als Doctrin, als doctrinelles System auftritt; daß sie sich nicht begnügt, nur das sehnliche Verlangen, die werdende Seligkeit, die Lust des Seins in Gott u. s. w. zu schildern, sondern auch in wissenschaftlich-logischer Form diese Zustände und Wege deduciren und als Lehrsystem für Andere aufstellen will. So heißt es in der Schrift „De mystic. theol. specul. quovis. III.“<sup>54)</sup>: „Si philosophia dicatur scientia omnis procedens ex experientia, mystica theologia vere erit philosophia, eruditique in ea, quomodolibet aliunde idiotae sint, philosophi recta ratione nominatur.“ Er stellt sich andererseits die Aufgabe, das, was Dionysius und andere erleuchtete Männer über die Mystik ausgesagt haben, so klar zu machen, daß auch solche, welche nicht zu den wenigen Erfahrenen resp. von Gott erleuchteten gehören, einsehen lernen, daß jene heiligen, mystischen Contemplation lebenden Männer eine über die gewöhnliche weit erhabene Erkenntniß besitzen haben. Die Urtheile über eine solche Mystik müssen natürlich sehr verschieden ausfallen. Hagenbach anerkennt, daß Gerson

50) Opp. ed. Dupin. T. III. p. 1276 seq.

von der Dreieinigkeit. 1842. S. 23. S. 261.

61) Opp. ed. Dupin. secund. Hag. Com. 1728. T. III. p. 369.

ed. secund. Dupin. 1725. Consol. 28. p. 284.

62) Opp. ed. Dupin. prim. T. III. p. 366.

63) Opp. ed. Dupin. prim. T. III. p. 366.

64) Opp. ed. Dupin. prim. T. III. p. 366.

53) Opp. ed. Dupin. prim. T. III. p. 366.

die Mystik habe wissenschaftlich begründen wollen; Meier sagt <sup>61)</sup>), durch ihn sei „die mittelalterliche Mystik zum Bewußtsein ihrer selbst und zu einem gläubigsten Abschluß ihres wahrhaft speculativen und echt religiösen Gehaltes gekommen;“ Schmidt findet in der Aufgabe eines scholastischen Mysticismus, welcher die Erbsäfen der seligen Vereinigung der Seele mit Gott u. s. w. in seine Vernunftschlüsse zu bringen suche, eine praktische Unmöglichkeit. Dagegen muß man freilich dem Gerson das Recht einräumen, in der „künstlichen Phantasie eine mächtige Feindin der reinen mystischen Contemplation“ zu finden, wie Hundebrogan sagt, und „mit großem Nachdruck vor ihren Illusionen zu warnen,“ welche er unter Anderem in Ruysbroeck's Mystik fand. Auch will Gerson keineswegs lediglich durch Vernunftschlüsse, Verstandesoperationen, menschliche Thätigkeit, wie Andacht, Gebet u. s. w., den Himmel der mystischen Vereinigung der Seele mit Gott erobern; er nimmt an, daß fromme Christen fortwährend höherer, göttlicher Eingebungen gewürdigt werden, wie er dies z. B. in der *consideratio* X. „*De theologia mystica*“ sagt: „*Intelligentia simplex est vis nimiae cognitivae, auspicus immediate a Deo naturalium quandam lucem, in qua et per quam principia prima cognoscuntur esse vera et certissima terminis apprehensio.*“ Und wo die Liebe als ein Organ zur Erkenntnis Gottes bezeichnet wird — als *theologia affectiva* <sup>62)</sup>), da herrscht wenigstens nicht der einselige theoretisch-wissenschaftliche Standpunkt.

Derjenige Mysticismus, welcher vor seinen Konsequenzen zurückschreckt, und wenn sich auch der natürliche Verstand davor bäumt, welcher durch einen kühnen Sprung die Seele in Gott hinein versetzt; welcher nur eine unbegreifliche Vereinigung des Menschen mit Gott kennt und postuliert; welcher das Ich selbstlos in dem göttlichen Abgrunde verschwinden läßt; welcher die so mit Gott verbundene Seele heilig spricht, mag der Mensch thun, was er will; welcher sich nicht um logisch-rationalen Erklärungen kümmert, diese vielmehr als Zeugen des Zweifels, als seine Feinde betrachtet; welcher es verschmäht, in dem schulgerechten Gewande eines Systems aufzutreten; welcher nur eine Cumulation von Interjectionen, Declamationen, Anschauungen, Gefühlen ist, die man eben nur an sich selbst hat, aber Andern nicht füglich vorzulegen kann: dieser Mysticismus, welcher mehr oder weniger den Zeufchen Eckart, Tauler, Euse, Ruysbroeck u. A. eigen ist, spricht nicht aus Gerson. Der Kanalar wie der Erlanger ist viel zu sehr doctrinärer Professor, viel zu sehr an Lehren und Rithteilen gewöhnt, hat ein viel zu starkes Bedürfnis nach Schematismus, Logik, System, Ordnung, Klarheit, als daß er sich einsichtig einem Gefühlsfantasma in die Arme werfen kann. Er hat Gefühl, er hat ein starkes mystisches Gefühl; er nennt sich selbst den „Mystiker Gerson,“ z. B. in dem Gedichte „*Josephina*“ <sup>63)</sup>; aber

er hat auch ein logisch-wissenschaftliches Bedürfnis, eine scholastische Tradition und Bildung. Darum ist er darauf angewiesen, diese beiden Seiten zu befriedigen und mit einander zu vermitteln, eine Vermittlung, welche in vielen Stellen seiner Schriften seinem Biographen Schmidt wie eine „bizarre“ Mischung von Scholastik und Mystik erscheint. Gerson war zu stark classisch-literarisch gebildet, hatte zu viel Studien bei Dionysius Areopagite, den Victorinern, Bonaventura, Plato, Aristoteles, Boethius u. A. gemacht, er besaß für diese Reminiscenzen ein zu gutes Gedächtnis, als daß er diese Elemente nicht hätte in seinem Systeme der Mystik verwenden sollen. Obgleich er einen Deus simplicissimus lehrt, wie ihn die absolute Gefühlsmystik vorzugsweise brauchen kann, so operirt er doch fort und fort mit zahlreichen Disinctionen, Kategorien u. s. w.

Gerson ist ein wissenschaftlicher und ein Pectoraltheologe in Einem; beide Seiten sollen sich durchdringen, und wo einmal diese hohe, schöne und wahrhaft theologische Aufgabe nicht gelöst wird, da alternirt er mit diesen zwei Momenten. So schreibt er z. B. in dem „*Tractatus super cantica canticorum*“ <sup>64)</sup>: „*Nostrum hactenus studium fuit, concordare theologiam hanc mysticam cum nostra scholastica.*“ Führt er sich von mystischen Gefühlen bei seinen Contemplationen oder Gebeten ergreifen, so ist er viel zu sehr Psychologe, als daß er nicht versuchen sollte, sie zu analysiren und sich in dialectischen Formeln davon Rechenschaft zu geben, wobei er keineswegs die Schwierigkeiten verschweigt, welche sich in dem Weg stellen. Er hebt die Schwierigkeiten vorzugsweise in dem Ablande des Endlichen von dem Unendlichen, und diese Kluft auszufüllen ist nach ihm recht eigentlich die Aufgabe und der Versuch der philosophischen Systeme. Die menschliche Weisheit sei zwar der Versuch eines Weges zu Gott, zu dem Unendlichen; aber sie vermag Gottes Wesen nicht adäquat zu begreifen, ohne den christlichen Glauben, ohne die kirchlichen Gnadennitten geräth sie auf allerlei Abwege; vergl. die Schrift „*Contra vanam curiositatem*“ <sup>65)</sup> *lectio* I.). Eine höhere Offenbarung, deren fromme Christen fort und fort theilhaft werden, ist unumgänglich notwendig für den Erweis der göttlichen Wahrheiten, welche dann allerdings die verstandige Lehre nach Grund und Folge besser begreift, namentlich um die letzten Zweifel zu beseigen. Die Offenbarung Gottes hat sich erfüllt in der christlichen Religion, welche, nach dem Eingange des ersten Briefes an die Corinthier, nichts Anderes als die mystische Theologie resp. Religion selber ist; vergl. „*De myst. theol. spec.*“ <sup>66)</sup> *prologus*“). Von dieser göttlichen Weisheit ist die menschliche so verschieden wie von der Gnade die Natur, und daher kann die Philosophie der geoffenbarten Theologie nur dienen wie die Waage der Herrn, und die Scholastik der Mystik nur die Form als menschliches Organ

61) Dogmengesch. S. 303.

62) *Supra Magnificat*“ Opp. ed. Dupin. T. IV. p. 262.

63) Opp.

64) Opp. ed. Dup. (Es ist von hier an mehrere die erste Ausgabe gemeint.) T. IV. p. 54.

65) Opp. T. I. p. 91.

66)

Opp. III. p. 301.

leben; vergl. „De consolatione theologiae“<sup>70)</sup> und den Tractatus VII. „Super Magnificat.“<sup>71)</sup>

Gottes rechte Erkenntnis kann nach Gerson nur durch die mystische Negation erlangt werden, während der Anthropomorphismus ein ungenügender Versuch ist, Gottes Wesen aus Abstractionen abzuleiten. Die wahre Mystik steht unter einem so starken Einflusse der Weisheit Gottes, daß sie die Kraft und die Gnade hat, Gott nicht mehr durch das Medium der Symbole zu erkennen, sondern ohne diese und ohne die Hilfe der Abstractionen so, wie er ist; Symbole und Abstractionen beschränken Gottes unendliches Wesen, dessen Wahrheit angeschaut sein will. Auf diesem Wege geht Gerson stellenweise so weit, daß er meint, nur durch die Negation Alles dessen, was der Mensch durch seinen Verstand zur Erkenntnis Gottes thut, in den Grund des göttlichen Wesens eindringen zu können, wie dies schon die Weise des Dionysius gewesen war, wenn auch in fälschlichen Bildern der Phantasie; vergl. „De myst. theol. specul.“<sup>72)</sup>; ferner „De simplicitate cordis.“<sup>73)</sup> Wenn Gerson selbst seinen Mysticismus nach der theoretischen Seite einen speculativen nennt, so hat er doch nicht die kalte Höhe und originelle Tiefe anderer Mystiker erreicht; der theoretische resp. speculative Theil seines mystischen Hauptwerkes hat es nicht sowohl mit allgemeinen, großartigen, überraschenden meta-physischen Ideen, als vielmehr mit der Analyse der Seele, im Besonderen des Bewußtseins zu thun, indem er die Beziehungen der Seele zu den mystischen Stadien darstellt. Der zweite oder praktische Theil legt die Mittel dar, durch welche der Mensch zur Contemplation resp. mystischen Anschauung Gottes gelange. Es ist daher sein ganzes System in seinen beiden Haupttheilen wesentlich auf Empirie gegründet, welche wissenschaftlich gerechtfertigt, resp. systematisch dargestellt wird. Und somit steht er allerdings wieder auf sicherem Boden als andere Mystiker; denn, wie er das auch selbst weiß und sagt, die Erfahrung, in deren Bereich ja auch die göttliche Inspiration ruht, das unmittelbare Zeugnis des heiligen Geistes fällt, gibt dem menschlichen Geiste die stärkste Gewisheit. Vergl. „De myst. theol. specul.“<sup>74)</sup>. Wie er im Einzelnen als Fundament seines Systems der Mystik die Psychologie zu Hilfe ruft, ist schon oben näher angegeben worden, und kann hier nur kurz zurückgewiesen werden.

Das Resultat der Psychologie, beziehungsweise Anthropologie war, daß der Mensch in die Sünde und somit in das Verderben gefallen ist, wo die ursprüngliche Freiheit des Geisteslichtes aufgehört hat zu scheinen. Aber der Mensch darf in diesem, seiner durch Gott ihm gegebenen Bestimmung widersprechenden Zustande nicht bleiben; ihn aus den Banden der bösen Lust entreißen und zu dem göttlichen Lichte, zur Seligkeit zurückführen, das ist die Aufgabe der mystischen Theologie; vergl.

„De mystica theol. spec.“<sup>75)</sup>; ferner den „Tractatus consolatorius de meditatione.“<sup>76)</sup>. Um zu diesem Ziele zu gelangen, muß man eine tiefe Erkenntnis von den Facultäten der Seele haben; aber die theoretische Erkenntnis reicht nicht hin; man muß auch wissen, wie die Seelenkräfte wirken, und so untersucht Gerson die verschiedenen Weisen, wie die Seelenvermögen sich äußern, was er fast Schritt für Schritt mit den Gedanken und Lehren Richard's vom heiligen Victor thut. Vergl. Gerson, „De myst. theol. spec.“<sup>77)</sup> mit Richard de S. Victor, „De gratia contemplationis sive de arcu mystica.“<sup>78)</sup>. Was nämlich die nähere Beziehung der Psychologie zur Mystik betrifft, so hat das Erkenntnisvermögen resp. das Denken drei Stufen: 1) das eigentliche Denken, sofern es eine vage, allgemeine Richtung auf die Eindrücke der sinnlichen Dinge hat; 2) die Meditation, als Ergebnis eines spontanen Strebens, über die sinnlichen Eindrücke und Empfindungen hinaus an die Erforschung der Wahrheit zu treten; endlich 3) die Contemplation, als die höchste Stufe, auf welcher die Intelligenz von jedem sinnlichen Bilde sowie von jedem durch die niedere Vernunft producierten Begriffe abstrahirt, durch die göttliche Gnade sich erleuchten läßt, und eine freie Anschauung der himmlischen Dinge gewinnt. Diesen drei Stufen der erkennenden Thätigkeit entsprechen eben so viele Stufen des Affektvermögens, nämlich 1) das allgemeine Verlangen ohne Ziel und Frucht; 2) die Demüthigung und fromme Andacht, welche zu der Liebe der höchsten Wahrheit und Güte aufsteigt; 3) die freie Liebe, welche, gelöst von jeder unvollkommenen Gemeinschaft, sich zu Gott erhebt, und ihn gleichsam in unaussprechlicher Ekstase umfaßt. Diese Liebe ist das eigentliche Element der verborgenen Weisheit Gottes, der mystischen Theologie, welche Gerson deshalb ausdrücklich auch als „effectiva theologie“ bezeichnet. Vergl. den „Tractatus III. super Magnificat.“<sup>79)</sup>, wo es heißt: „Vocant aliqui theologiam nostram nec pure speculativam, nec omnino practicam, sed affectivam, quod epitheton apertissime noscitur theologiae mysticae convenire.“ Den negativen Theil dieser Behauptung gibt Gerson zu, seine mystische Theologie vereinige in ihrer Vollendung die Freuden der Contemplation mit den Entzückungen der Liebe. Diese letztere sei das vorwaltende Element der Mystik, dessen auch ungelehrte Leute theilhaft werden können; dran dazu gehöre mehr eine tiefe Empfanglichkeit des Gefühls und eine aufrichtige Buße als die Nachforschung der Vernunft. Vergl. „De myst. theol. specul.“<sup>80)</sup>, wo Gerson sagt: „Ad comparandum huius theologiae mysticae doctrinam — sollte wol eigentlich heißen: zur Erlangung der Frucht der Mystik — non est magna scientia opus... Potest haberi a quolibet fidei, etiamsi sit muliercula vel

70) Opp. ed. Dupin. T. I. p. 132. 71) Opp. T. IV. p. 341. 72) Opp. I. c. p. 365. 73) Opp. T. IV. p. 459. 74) Opp. I. c. p. 366.

75) Opp. ed. Dupin. I. c. p. 377. 76) Opp. T. III. p. 440. 77) Opp. I. c. p. 378. Pars IV. principalis. 78) Opp. ed. Rotemeg. 1650. p. 147 seq. 79) Opp. ed. Dupin. T. IV. p. 392. 80) Opp. I. c. p. 380.

idiota,“ ein Satz, den er noch weiter ausführt, besonders in der, ursprünglich in französischem Volkssprache für seine Schwestern geschriebenen, Abhandlung „De monte contemplationis.“

Man sieht auch hieraus, wie in Gerson Gefühl und Verstand, Mystik und Wissenschaft mit einander ringen, wobei in seiner früheren Lebensperiode offenbar die letztere dominierte, während in der späteren das Gefühl vorwiegt. Aber auch da noch hat er die Vernunft und Wissenschaft nicht von sich geworfen; er sucht nur um so eifriger beiden gerecht zu werden und sie zu vermitteln. Freilich eine rechte Vermittelung ist es nicht, sondern vielmehr ein für überflüssig Erklären der wissenschaftlichen Theologie, wenn er versichert, daß die Liebe schon an und für sich eine vollendete Wissenschaft sei, welche eine gewisse erfahrungsgemäße Perception von Gott gebe; vergl. den „Tractatus VII. super Magnificat.“<sup>81)</sup>, wo die Liebe die „experimentalis Dei perceptio“ genannt wird. Daher stellt er in seinen späteren Schriften die mystische Theologie mit ihren Entzückungen und inneren Seelenerscheinungen über die speculative Theologie, die er oft der scholastischen gleich setzt, welche nur durch Syllogismen, trodene Reasonnements enthält, mit jedem Vortritt in Gemeinschaft leben kann, die Seele mit strengen Zurechteln quält, und ihr den ersehnten Frieden nicht gibt; vergl. „De myst. theol. spec.“<sup>82)</sup>, wo sich Gerson näher über die „differentiae theologiae mysticae et theologiae speculativae“ ausdrückt. Gerson hatte an sich selbst die Qual des Zweifelns erfahren, welcher durch die speculative oder scholastische wissenschaftliche Theologie immer von Neuem geweckt wurde; er kannte die ganze Schwere der Frage nach dem „Barum“ des Glaubens, und bemerkt, daß sie die erste Frage gewesen sei, welche überhaupt der Zweifel an die Menschheit gerichtet habe; vergl. den „Tractatus VIII. super Magnificat.“<sup>83)</sup>: „Cur? fuit prima daemonis vox et interrogatio. Cur, inquit, precepit vobis dominus? Utiur frequentissime cur isto, quatenus [ut] homines in curiositate noxiae laqueos cadant.“ Ein Mann, welcher auf der Höhe der theologischen Wissenschaft seiner Zeit steht, welcher dieselbe mit allen ihm zu Gebote stehenden Hilfsmitteln angebaut und wiederholt eifrig und gewissenhaft erforcht hat, kann nicht als ein Schwachkopf oder Heuchler gelten, wenn er zu dem Resultate ihrer Resultatlosigkeit für sein trostbedürftiges Herz kommt, und sich daher der Mystik hingibt, aber nicht ohne so viel als möglich von den wissenschaftlichen Waffen mit in sie hinüber zu nehmen. Der Mysticismus ist also bei ihm kein Lappan, mit welchem er die wissenschaftliche Wüste deden will, kein asyllum ignorantiae, sondern ein christliches, Schmerzliches Streben, den ersehnten Frieden zu gewinnen. Er glaubt dem Dionysius, daß er diesen Frieden durch die mystische Liebe gewinnt; er glaubt, daß sie die drei Eigenschaften habe: 1) die Seele auf dem Wege der Ekstase

zum Himmel zu ziehen, 2) sie umzuwandeln und mit Gott zu vereinigen, 3) ihr die süße, himmlische Ruhe zu geben. Dann erst werde das ewige Wort in der Seele geboren, in einem so geheimnisvollen Schweißen, daß der, welcher es nicht selbst erfahren habe, davon gar nicht reden könne; vergl. „De mystic. theol. specul.“<sup>84)</sup>; ferner „De spirituali conceptione Jesu“<sup>85)</sup>; ferner „Sermo I. de Trinitate“<sup>86)</sup>).

Zwar erklärt er die unio mystica animae cum Deo für ein Mysticum, für eine unaussprechliche Sache, die für den Verstand und seine Kategorien unerreichbar sei, und deren Werdspross nicht wissenschaftlich deducirt werden könne; dennoch macht er den Versuch der Darstellung, der Doctrin; aber, sagt er, es sei nur möglich durch Allegorien und Bilder, die mehr oder weniger sinnlich seien, und über den Kern der Sache kein Licht verbreiten. Hauptächlich und mit Vorliebe bedient er sich zu diesem Zweck der Allegorien des hohen Liedes; vergl. den „Tractatus super cantica canticorum“<sup>87)</sup> und den „Tractatus II. super Magnificat.“<sup>88)</sup>. An anderen Stellen ruft er die Harmonie der Töne zu Hilfe, um die mystische Vereinigung der Seele mit Gott zu beschreiben; vergl. seine „Conferences spirituelles“<sup>89)</sup> und die Abhandlung „De canticordo“<sup>90)</sup>. Indessen geht er selbst wiederholt, daß solche Gleichnisse ernstliche Mißverständnissen und Mißbräuchen ausgelegt sind. In dieser Beziehung sagt er „De myst. theol. specul.“<sup>91)</sup>: „Nomina haec, Dominus, Iudex, Magister, Justus, reddens ultionem velociter, et similia vehementius pavorem et minus amorem incutiant. Rursus haec nomina, sponsa, amica, sponsa manens in delitiis et in cubilibus aromatum, dilectus, pulcher et rubicundus, manens inter ubera, cuius laeva sub capite et dextra amplexatur, molliorem apud quosdam quam satis est affectionem minusque sinceram procurant.“

Man sieht, wie er sich mit Hilfe des wissenschaftlichen, verständigen Gewissens gegen gewisse mystische Ueberschwänglichkeiten und Absurditäten zu schützen sucht, welche zu den Konsequenzen einer Richtung gehören, die er oft bekämpft. Er will und lehrt eine Vernichtung des menschlichen Wesens in Gott, seine absolute Passivität desselben, aber auch seine Rechtfertigung der Sünden aus der unio mystica, obgleich nicht geeignet werden kann, daß seine mystische Doctrin die biblischkirchlich geordneten Heils- und Gnadenmittel in den Hintergrund drängt, wie dies alle Mystik that. Er bestrittet ausdrücklich jene Lehre, welche als Frucht der Vereinigung der Seele mit Gott durch die Liebe noch ein substantielles Einssein setzt, d. h. die reale pantheistische Identität, deren Annahme so verführerisch ist. Dadurch unterscheidet sich Gerson sehr wesentlich von den niederländisch-deutschen Mystikern des 14. Jahrh., welche in

81) Opp. ed. Dupin. I. c. p. 342. 82) Opp. I. c. p. 354 u. 358. 83) Opp. I. c. p. 362.

84) Opp. ed. Dupin. I. c. p. 300. p. 385. 85) Opp. T. III. p. 176.

86) Opp. T. IV. p. 27. 87) Opp. T. IV. p. 27.

88) Opp. T. IV. p. 250. 89) Opp. T. III. p. 568. 90) Opp. T. III. p. 642. 91) Opp. T. III. p. 602.

der That jene Grenzlinie oft überschreiten; so erklärt er sich, z. B. sehr entschieden gegen das Buch von den „geistlichen Hochzeiten“, worin Rupesbroek behauptet hatte, daß die menschliche Seele in der Mystik sich mit dem göttlichen Wesen reell vereinige, und zwar so, daß sie von demselben nicht mehr unterscheiden [verschieden?], also mit ihm eins und dasselbe sei; vergl. seine erste „Epistola ad fratrem Bartholomaeum Carthusianum super tertia parte libri J. Rusbrokii de ornatu spiritualium nuptiarum“; dergleichen den zweiten Brief an denselben“).

In dem praktischen Theile seiner mystischen Doctrin erörtert Gerson die subjectiven Eigenschaften, die man haben, und die geistlichen Exercitien, die man machen müsse, um zur Contemplation und weiter zur Ekstase zu gelangen. Indem er hierüber mit seiner Erbauungsgabe, mit großer Besonnenheit und mit Rücksicht auf das menschliche Mögliche Urtheil und Anweisung gibt, erweist er sich als psychologischer Moralist, dessen Doctrin als ein Fortschritt auf diesem Felde bezeichnet werden muß. Ehe Einer mit Hoffnung auf Erfolg sich der mystischen Theologie widmen kann, muß er, so weist ihn Gerson an, zuvor der Berufung Gottes sicher sein. Gott beruft zwar alle Menschen zum Heile; aber nicht alle sind durch ihn für diese besondere Contemplation geschaffen; auch ist es nicht nöthig, daß alle Leute dieselbe suchen; denn je nach den besonderen Eigenthümlichkeiten und Talenten hat Einer die, ein Anderer jene Stellung im Leben einzunehmen. Ehe man in das Heiligtum der Mystik eintritt, frage und prüfe man sich ernstlich, ob man nicht eine dringendere Pflicht habe, in dem Berufe für eine weltliche Wirksamkeit zu bleiben, namentlich wenn man bereits auf die Erziehung eigener oder fremder Kinder angewiesen ist. Darum handeln diejenigen nicht recht, welche sich bloß aus Neugierde zu der mystischen Contemplation drängen, oder Andere verurtheilen, weil sie sich diesem beschaulichen Leben nicht widmen. Denn dieses ist nur für eigenthümlich organisirte Seelen, will seine Zeit wie seinen Ort haben. Wer aber unter diesen Cauteleten der Mystik sich hingibt, der halte sich namentlich von einer allzu rigorosen Abstraktion fern; denn auch der Leib ist ein Geschenk Gottes, und durch seine unmäßige Asketung kann man Anderen ein gefährliches Aergerniß geben. Man pflege die Mystik in gedächtnisvoller Andacht, und dränge den Geist vor den Augenbildern einer sinnlichen Phantasie. Vergl. die Abhandlung „De mystica theologia practica“).

Namentlich sind es die Tausen oder, wie er sie nennt, Phantome der sinnlich erregten Einbildungskraft, gegen welche er sich mit wiederholtem Nachdrucke erklärt; denn jeder derartige Excess war seinem klaren und besonnenen Geiste zuwider. Das Streben und die Mittel anderer mystischer Lehrer, Gott in dieser Weise zu schauen, sowie die Visionen, in welchen sie sich als in den Ekstasen einer vermeintlichen Himmelfahrt ergehen, unter-

zieht er einer strengen Kritik, und weist die Unmöglichkeit nach, den immateriellen und unsichtbaren Gott durch das Organ der Sinne wahrzunehmen; er mißbilligt das Untersuchen derer, welche den Visionen eine andere als individuelle und relative Kraft beilegen, und den mystischen Leubungen sich hingeben, ohne dieselben nach den Gesetzen der Vernunft zu regeln. Vergl. die Abhandlungen „De oculo“; „De monte contemplationis“; „Super Magnificat“, „Tractatus II“; „De distinctione verarum visionum a falsis“; „De probatione spirituum“). — Hat auch Gerson in seinen späteren Schriften über die Mystik Zeugnis abgelegt gegen die Lebertreibungen gewisser mystischer Schulen, welche oben eine nähere Erwähnung gefunden haben, so ist er damit doch nicht mehr in dem vollen Einklange mit den wissenschaftlichen Principien, deren Durchsührung die Aufgabe seines früheren Lebensabschnittes war. Die consequente Wissenschaft kennt nicht die aparten Mystiken, welche sich über die Mystiken der kirchlichen Sacramente stellen, aber Gerson hat am Abend seines Lebens trotz der hier und da laut werdenden wissenschaftlichen Reserven in dem Dämmerlichte des Mysticismus das Morgenroth einer besonderen Geistessonne gesucht.

11) Gerson's Ansichten über Sacramente und Cultus. — Die Zahl und das Wesen der Sacramente, wie sie damals in der katholischen Kirche recipirt waren, einer reformatorischen Kritik nach biblischen oder philosophischen Motiven zu unterwerfen, diese Aufgabe hat sich Gerson nicht gestellt; er suchte nur die Auswüchse an ihnen abzuschneiden, und blieb im Lebigen durchaus auf dem Boden der Kirchenlehre und Kirchenpraxis, wie er dies namentlich in dem Streite mit den Hussiten bewiesen hat, welchen er nicht einmal den entzogenen Kelch gestatten wollte. Was wir aus seinen Werken über das Sacrament des Altars anzuführen vermögen, und in die dogmenhistorischen Lehrbücher übergegangen ist, hat mehr den Charakter einer erbaulichen, mystisch-allegorischen, als wissenschaftlichen Diction. Hierher gehört namentlich eine Stelle aus seinem „Sermo de eucharistia in festo corporis Domini“; „Est panis angelorum, qui factus fuit et formatus in pretiosa ventre virginis gloriosae, et decoctus in fornace ardente dilectionis, in arboris crucis, qui manducari debet cum baculo spei, cum boni exempli calcitratorio, cum acetosis lacrymis bonae patientiae, velociter recordando finem nostrum, in una domo per unitatem integre, per veram credulitatem, totius per ignem charitatis“ etc. Im Besonderen verteidigt er, nicht ohne viele scholastische Subtilitäten, das Dogma von der Transsubstantiation; vergl. den eben genannten „Sermo de eucharistia“ und die „Conclusiones quaedam contra Mathaeum de Fusan, rectorem scholae Aviciensis, qui asseruerat, quod angeli, B. Virgo et omnes sancti et sanctae associant

92) Opp. ed. Dupin. T. I. p. 58.  
94) Opp. T. III. p. 399 seq.

93) Ibid. p. 73.

95) Opp. ed. Dupin. T. III. p. 483.  
96) Opp. T. III. p. 578.  
97) Opp. T. IV. p. 248.  
98) Opp. T. I. p. 37.  
99) Opp. ed. Dup. anni 1736. T. I. p. 1291.

corpus Christi in sacramento altaris“<sup>2)</sup>). Nicht bloß diesen Uebertreibungen in der Lehre widerlegte er sich, sondern auch dem Mißtrauen, welches auf ganz äußerliche Weise die Sünden büßen will; vergl. seine „Epistola de indulgentiis“<sup>3)</sup>). — Nicht minder verwirft er den Glauben an Magie (außerhalb der Sacramente), an Astrologie, an die Wirkung der Zaismane und an gewisse Tage, welche von besserer Vorbedeutung sein sollten als andere. Vergl. die Zusammenstellung seiner hierher gehörigen Abhandlungen bei Dupin T. I. p. 189 seq.<sup>4)</sup>).

Den ganzen Cultus der katholischen Kirche auf ein neues Fundament zu stellen, konnte nicht das Streben eines Mannes sein, welcher das Dogma und die Hierarchie in ihren wesentlichen Stücken conserviren wollte; Gerson wollte auch hier nur die dem besonnenen Geiste anstößigen Mißbräuche entfernen, obgleich er weit entfernt war von allen engherigen Cultusbehebungen. So sprach er sich z. B. sehr frei über die Verehrung der Bilder aus, und betradtete dieselbe als eine Quelle vermeidbaren Uberglaubens; vergl. den „Sermo de Christi nativitate“<sup>5)</sup>); ferner den „Sermo in die Sancti Ludovici“<sup>6)</sup>). Hierher gehört auch seine Polemik gegen das kirchliche Kastenrecht, welches damals im Schwange war, und ihm, welcher darin die alten heidnischen Sitten wiederfand, anstößig sein mußte. Er spricht sich hierüber an mehreren Stellen seiner Schriften aus, namentlich in den „Conclusiones super ludo stultorum communiter fieri solito“<sup>7)</sup>).

12) Gerson's Urtheile über Klerus und Klosterleben. — Unablässig suchte Gerson mit Schrift, Wort und That auf die Hedung der unwissenden und unfittlichen Kleriker hinzuwirken, von denen er hauptsächlich die Prälaten dieser Schwächen, namentlich der Wollust, des Wohllebens, der weltlichen Einnahme, der Geldgierde, der Vernachlässigung des Amtes u. s. w., beschuldigte; denn er begriff, daß besonders hier der Angriffspunkt zur Reform der Kirche gegeben sei. Aber wie in vielen ähnlichen Fällen, wollte er auch hier dem Hauptübel nicht zu Leibe gehen, dem Eclibato und dem hieraus hervorvorschwebenden sittlichen Skandal des Klerus. Vor auch die Mehrheit der katholischen Christenheit, mit Einschluß vielerlich der Kleriker, noch nicht auf der Höhe der Ueberzeugung von dem Gifte des Eclibates angekommen, so hatten doch schon viele erleuchtete Männer diese Ueberzeugung, wenn auch nicht das Interesse, durch die Priesterthe das Gebäude der Hierarchie resp. der Kirche zu stützen. So forderte auf dem Concil von Constanz der Ritter Wilhelm Salgnat die Ehe für die Geistlichkeit zurück, und legte seine Gründe bar in der „Lamentatio ob coelibatum sacerdotum seu dialogus Nicaeae constitutionis et naturae ac de re consequentia“<sup>8)</sup>. Gegen Salgnat und die Forderung der Ehe überhaupt schrieb Gerson im J. 1423 seinen „Dia-

logus sophiae et naturae super coelibatu sive castitate ecclesiasticorum“<sup>9)</sup>). Seine hier niedergelegten Argumente sind kurz folgende: Die Keuschheit könne in dem ehelichen Leben weit sicherer als in dem Ehestande bewahrt werden; denn es sei weit leichter „in der Theorie — sich gänzlich zu enthalten als den Gebrauch zu mäßigen; auch müsse man in gewissen Fällen Schlechtes dulden, um noch Schlechteres zu verhüten; die Priester müßten, weil sie stets mit den Missethären beschäftigt wären, stets enthalten sein, und dürften keine Familien sorgen haben; daher ein Keuschsein das kleinere Uebel. So argumentirte indessen nicht bloß Gerson, sondern das Zeitalter überhaupt; man hielt sich an die Theorie und wollte nicht sehen, daß die Wirklichkeit eine ganz andere war; man stellte in der Consequenz obiger These die Ehe als etwas Schlechtes, das Weib für etwas Schlechteres als das Keuschsein hin, aber man bedachte nicht, daß diese Consequenz die Erde entvölkert, während sie den Himmel mit Ehebrechern bevölkert. So heißt es in der Gegenschrift gegen Salgnat z. B.): „De duobus malis minus est incontinentes tolerare sacerdotes quam nullos habere,“ womit die Ehe als Negation des Priesteramtes gefaßt ist. Vergl. damit Gerson's Abhandlung „De vita spirituali animae“<sup>10)</sup>); „Scandalum certe magnum est apud parochianos curati ad concubinam ingressus, sed longe deterius, si erga parochianas suas non servaverit castitatem,“ und S. 54 gibt er hier den Rath, bei solchen Uebeln lieber die Augen zu schließen als den Versuch zu ihrer Ausrottung zu machen. — Ueber Gerson's Postulate und Klagen in Bezug auf die Unwissenheit und Unfittlichkeit der Geistlichen seiner Zeit vergleiche man außerdem die „Declaratio compendiosa defectuum virorum ecclesiasticorum“<sup>11)</sup>); den „Sermo de desiderio et fuga episcopatus“<sup>12)</sup>); den „Sermo de vita clericorum“<sup>13)</sup>); den „Sermo ad ecclesiasticorum cautelam et eruditionem“<sup>14)</sup>); den „Tractatus de temperantia in cibis, potu et vestibus praelatorum“<sup>15)</sup>); und die „Epistola ad Petrum episcopum Cameracensem“<sup>16)</sup>).

Was Gerson's Verhältnis zu dem Klosterleben und den Mönchsorden betrifft, so ist bereits seines Conflictes mit dem Dominikaner resp. seiner Theilnehmung bei der Streitsfrage über die unbefleckte Empfängnis der Maria, sowie seines Eifers gedacht, mit welchem er sich der Pfarr- oder Weltgeistlichen, deren einer er selbst war, gegen die Annahmen der Bettelmönche annahm. Wir haben hier etwas näher auf seinen Antheil bei dem Zerwürfniß zwischen dem sächsischen Predigermonche Rathhaus Grabow und den Brüdern vom gemeinsamen Leben einzugehen, wobei wir uns vorzugsweise auf Lüttnow's „Reformatoren vor der Reformation“<sup>17)</sup> stützen. Grabow hatte die Bruder vor dem Concil von Constanz

2) Opp. ed. Dup. prior. T. I. p. 475 seq. 3) Opp. ed. Dup. poster. T. II. esp. 3—5 et 9. 4) In der ersten Ausgabe. 5) Opp. ed. Dup. prior. T. III. p. 947. 6) Opp. T. III. p. 1451. 7) Opp. T. III. p. 309.

8) Opp. ed. Dupin. T. II. p. 617—634. 9) p. 634. 10) Opp. ed. Dup. T. III. p. 52. 11) Opp. T. II. p. 314. 12) Opp. T. II. p. 565. 13) Opp. T. II. p. 576. 14) Opp. T. II. p. 584. 15) Opp. T. II. p. 634. 16) Opp. T. III. p. 430. 17) E. 183. 184.

als verdammungswürdig dargestellt, weil sie sich nicht den förmlichen Klosterregeln unterzogen, und vom Concil die ausdrückliche Verurtheilung derselben gefordert. Dagegen trat namentlich Gerson in einer den versammelten Vätern überreichten, vom 3. April 1418 datirten, Denkschrift<sup>13)</sup> auf, wozu er durch den Cardinal Antonius von Verona aufgefodert worden war. Hier tritt er besonders gegen den Mißbrauch auf, welchen die Mönchsorden mit dem Namen religio trieben, indem sie sich denselben als die höchste Vollendung des Christenlebens vindicirten, und überhaupt als eigentlichen religiosus nur den Klosterbruder betrachteten. Nicht eine Ordensregel, sagt er, ist die wahre Religion, sondern die wahre Religion, das Christenthum, ist die einzige und allgemeine Ordensregel, welche Christus selbst beobachtete, und welche Jeder auch ohne besondere Erlaubnis beobachten soll und darf. Sie bedarf zu ihrer Vollendung nicht noch anderweitiger Vorschriften, worin, wie schon Anselm sagt, nur die gemachten Religionen bestehen, welche man nur als Mißbrauch und Annäherung Stände der Vollkommenheit nennt, wozu sich oft sehr unvollkommene Menschen bekennen. Für Viele wäre es besser gewesen, sie wären in dem sogenannten weltlichen Stande geblieben. Diejenigen aber, welche der Welt entflogen, sollen als Mönche vorzugsweise der Contemplation durch Lectüre, Gebet und Meditation leben; und um die Gefahren des einsamen Lebens zu vermeiden, sollen sie fleißig Rudiren, Bücher schreiben oder Kirchenväter abschreiben. Will man zwei Lebensweisen unterscheiden, die der Religiosen und die der Weltleute, so eignet sich doch auch Manches, was den Ersteren zukommt, für die Letzteren und umgekehrt. Jeder kann außerhalb der gemachten Religionen, mit oder ohne Erlaubnis, die christliche Religion in ihren Vorschriften und Rathschlägen vollkommen beobachten, und deshalb ist die Meinung des Bruders Matthäus eine theilrichte, ungesunde, blasphemische Phantasie, welche nicht bloß die ohne Gelübde lebenden Prälaten, sondern auch Christum selbst von der Religion ausschließt. Alles aber, was er gegen diejenigen vertritt, welche außerhalb der gemachten Frömmigkeitsformen Armut, Keuschheit und Gehorsam üben, stieß auf dem Grundirrtume, daß das Mönchsleben die vollkommene Religion sei; diese verderbliche Lehre muß öffentlich und förmlich unterdrückt, und ihr Urheber, wenn er sie noch ferner verteidigt, in Gehorsam gebracht werden, damit er nicht weitere Schäden fann. Da dem Gerson auch Pierre d'Ailly beistimmte, so ward Gerson's Lehre und Schrift von der Kirchenversammlung verdammt, und er rettete seine Freiheit nur durch Widerruf. — Was Gerson's Uebelthät über die apostolischen Lehungen, welchen er nur einen secundären Werth beilegte, sowie seine anderen liberalen Ansichten hierüber betrifft, welche förmlich einermassen mit den von ihm vorgeschlagenen politischen Mitteln contrastiren, so ist hierüber zu vergleichen sein „Tractatus de consiliis evangelicis et statu perfectionis“<sup>14)</sup>.

13) Gerson's Ansichten über Kirche und Papstthum. — Da wir bei Darlegung der äußeren Lebensumstände des Kanzlers bereits vielfach seine Doctrin von Kirche, Concilien und Papsi berührt haben, so bleibt uns für diesen Abschnitt, welcher indessen einige Wiederholungen nicht ganz wird vermeiden können, im Wesentlichen nur eine doctrinaire Nachlese für die principielle Begründung seiner Ansichten übrig<sup>15)</sup>. Obgleich Gerson nicht bis zu den Consequenzen fortging, welche von mehreren seiner Zeitgenossen gezogen wurden, deren Reformbestrebungen die katholische Kirche, namentlich Klerus und Papsi, auf die Zustände der ersten apostolischen Kirche zu reduciren beabsichtigten, so waren doch die schreienden Mißbräuche und Auswüchse in der Kirche seiner Zeit seinem Bewußtsein in allen Blößen und Details gegenwärtig, und Niemand hat sie in schärferen Augen, in schwärzeren Farben, als grade er, an den Dranger gestellt. Zwar strebte er die möglichste Einfachheit und Apostolicität für die Verfassung der Kirche an, und wollte sie im Principe auf ihre eigene Idee begründen; aber er war nicht jener Theoretiker, welcher die ganze, große, volle und vielfach herrliche Entwicklung einer mehr als 1000jährigen Geschichte wegwirft, um den Bau wieder ganz von vorn zu beginnen; er wollte nur Auswüchse abschneiden, und zwar solche, welche eben in den fortwährenden Zuständen der Zeit zu Tage traten. Die Organisation der Kirche mit ihrem Cultus, ihren Aemtern, ihrer Spitze, dem Papsi, sollte bleiben; aber die weltlichen Ertragsorgane sollten abgethan, die besseren Zustände namentlich durch den Wechsel oder die Bekehrung der Personen herbeigeführt werden. Gerson glaubte an die Möglichkeit besserer oder gebesselter Persönlichkeiten; er forderte von Anderen, was er selbst hatte, Ehrlichkeit und Reinheit des Charakters, einfaches, von weltlichem Luxus freies Leben, Durchdrungenheit von der heben, heiligen Idee der Kirche, und hielt diesen Weg der Reform für möglich, obgleich er hierin so oft getäuscht worden war.

Diese Stiele fröhen Glaubens an die Menschen erwies sich als eine Schwäche für die Reform der Kirche; war die alte Organisation der Hierarchie nicht gebrochen, so half auch ein hier und da bewirkter Personenwechsel Nichts; die persönlichen Organe der Kirche waren fast durch und durch corrupt. Eine andere Schwäche war die Art seiner kritisirenden Polemik gegen die Mißbräuche; er rief gegen dieselben nicht sowohl die Gesichte mit ihren zahllosen, offen daliegenden, schreienden Zeugnissen über das wachsende Verderben, als vielmehr die scholastische Dialektik zu Hülfe, welche den Gegnern ebenso zu Gebote stand. Hat sich in der protestantischen Kirche jener Unterschied zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Kirche, man muß es gestehen, bisher als eine ziemlich müßige theoretische Frage, mindestens als resultatlos für die Praxis erwiesen, so war dies auch der Fall mit der

13) Opp. ed. Dup. prior. T. I. p. 474—476. 19) Opp. ed. Dup. T. II. p. 669.

20) In Deutschland fanden dieselben besonders an dem Cardinalen von Cusa, in Spanien an Alphons Tostat, in Italien an Nicol. von Capane Herbeiführer.

von Gerson gemachten Unterscheidung, welche mit jener protestantischen Distinction ziemlich auf Eins hinausläuft, wie berechtigt auch an sich die Forderung ist, man solle von einer Sache eine reine Idee aufstellen und an ihr die factische Wirklichkeit messen resp. durch sie heilen. Nach Gerson, welcher hierin die philosophischen Grundsätze seines Lehrers Wilhelm Deym adoptirte und praktisch durchzuführen suchte, beruht die Hauptwurzel aller Uebel der (damaligen) Kirche in der Vermischung der geistlichen und weltlichen Gewalt, welche beide streng von einander getrennt werden müssen. Der Kirche gehört nur die geistliche Gewalt; Schwert, Staatsregiment, Geld u. s. w., obgleich auch von Gott gegeben, kommen der weltlichen Obrigkeit zu; vergl. die Schrift „De modis uniendi ac reformandi ecclesiam in concilio universali“<sup>21)</sup>. Die kirchliche Gewalt ist durch Jesus Christus eingesetzt, um die Kirche zu regieren und durch sie das Heil der Seele zu fördern — wobei Gerson die Uebertragung einer speciellen Gewalt an Petrus und dessen in den römischen Bischöfen forterbende Tradition nicht bestritt. Da nun aber Manches so unvollkommen ist, so lehrt Gerson weiter: es sei ein Unterschied zwischen der einen, heiligen, katholischen und zwischen der apostolischen Kirche; die erstere sei ein Leib, dessen Glieder alle Gläubigen, dessen Haupt Christus; in sie könne ein Fehler selb geworden, auch wenn es keinen Papst gäbe; sie könne nicht irren, und sei nie zertheilt gewesen durch Schisma, Sectirer und Häretiker. Aber in dieser unsichtbaren mythischen Kirche befinde sich die empirische, die apostolische oder römische, deren Oberhaupt der Papst sei; diese könne irren, gespalten sein u. s. w.; auch hat sie nur so viel Macht, als ihr von jener gegeben wird, und soll nur deren unwandelbare Gesetze ausführen; vergl. „De modis uniendi“ etc.“<sup>22)</sup>. Sie darf sich nicht an die Stelle der allgemeinen Kirche setzen; und irrt sie, so muß sie sich durch die vom heiligen Geiste inspirirte und regierte Kirche wieder auf den rechten Weg leiten lassen. Da nun aber alle Glieder der heiligen katholischen Kirche sich nicht versammeln können, um sich auszusprechen, so muß dies durch eine Vertretung, durch eine Kirchenversammlung, geschehen. Ein solches Concil sei eine legal, wenn auch nicht durch den Papst, berufene Versammlung aus allen Orden und Stufen der Hierarchie — also nicht des heiligen Priestervolkes des allgemeinen Laienthums — der allgemeinen Kirche (aber doch mit Ausschluß der griechischen u. s. w.), welche Jedermann anerkennen muß, der gehört sein will. Ein solches Concil hat Macht Alles, was die Lehre und die Verfassung der Kirche betrifft, zu discutiren und zu entscheiden; vergl. auch den „Sermo post novum recessum Johannis XXIII.“<sup>23)</sup>; es bedarf, um sich zu versammeln, zu rasen und zu thaten, des Papstes nicht, und kann auch durch die weltlichen Fürsten (durch alle?) sowie durch die Prälaten (welche? alle?) berufen werden, und ist namentlich in Glaubens-

sachen sowie in der Auslegung der heiligen Schrift die letzte und oberste richterliche Instanz; vergl. „De unitate ecclesiae“<sup>24)</sup>; ferner „De modis uniendi“ etc.“<sup>25)</sup>; und „De examinatione doctrinarum“<sup>26)</sup>. Dasselbe allein hat die Macht, Gesetze zu geben, Kanones zu machen, die Kirchengewalt in vollem Umfange (auch z. B. die Befegung der einzelnen Benter) zu üben; vergl. „De potestate ecclesiastica“<sup>27)</sup>; ihm allein kommt Infallibilität zu — eine laune Lehre, welche vor der Zeit des costniger Concils nur in Privatkreisen discutirt, noch 1414, von Pierre de Billy bestritten, jetzt aber im Angefichte einer solchen Verfallung, also mitten in der Kirche, von dem pariser Kanzler mit aller Rücksichtslosigkeit und Offenheit verfochten ward; vergl. „De examinatione doctrinarum“<sup>28)</sup>; ferner „De statibus ecclesiasticis“<sup>29)</sup>. Je öfter sich das allgemeine Concil versammelt, welches jedesmal die Macht des infallibelen heiligen Geistes, und in Wirklichkeit die heilige, ideale, mythische, allgemeine Kirche repräsentirt, deren Haupt allein Jesus Christus ist, aber seine Macht nicht dem Papste übertragen darf, desto wirksamer kann die Reinheit der Lehre, der Sitten, der Verwaltung erhalten werden; vergl. den „Sermo post novum recessum Johannis XXIII.“<sup>30)</sup>.

Die gegenwärtige empirische päpstliche Kirche ist im tiefsten Verfall — führt Gerson besonders in der Schrift „De modis uniendi“ etc. aus —; die Schwäche der Spötter ruhet auf ihr; von den Oberen wird sie in schamloser Weise als eine feile Handelswaare und als eine feile Dirne tractirt; ihre Dirten sind zu Scherren und Weisen, zu Zerkörnern, Philistern und Feldmachern geworden; sie ist nicht mehr apostolisch, sondern apostatisch u. s. w. — Je größer das Verderben war, desto muthvoller mußte der Reformator sein. An diesem Muth gebrauchte er dem Kanzler in Consonanz nicht; allein seine Theorie von dem Unterschiede der beiden Kirchen war nicht recht entscheidend, nicht recht klar, und daher nicht recht praktisch. Auf den entschiedensten Ausdruck für praktische Handhabung gebracht, hätte der Unterschied die durch den Papst und die durch ein allgemeines Concil repräsentirte Kirche scheiden müssen; und dies meinte wol auch Gerson im Grunde; denn er will eben die eine durch die andere reformiren, obgleich sich auch Wendungen finden, welche den Unterschied zwischen der rein idealen und der schlecht oder überhaupt empirischen Kirche aufstellen. Die Consequenz ihrer Ausprüche ist die papstlose Kirche, und doch erklärte Gerson, daß er einen Papst wolle. Denn auf der anderen Seite mußte er, abgesehen von anderen Schwierigkeiten, recht wohl, wie möglich es wäre, wenn ein Concil, selbst ein permanentes, die Administration führen sollte, und vielleicht auch ein Concil sich spalten könne. Dennoch war Gerson's allgemeine Synodalkirche eine aus den Zeitverhältnissen

21) Opp. ed. Dup. T. II. p. 179.  
22) Opp. T. II. p. 205.

23) l. c. p. 163.

24) Opp. ed. Dup. T. II. p. 114.  
25) Opp. T. II. p. 171 et 300.  
26) Opp. T. I. p. 8.  
27) Opp. T. II. p. 231 et 243.  
28) l. c.  
29) Opp. T. II. p. 529.  
30) l. c. p. 306.



mit Nothwendigkeit hervorgehende und der Reformation vorangehende Anfang der Standeslose absoluten Papstkirche gegenüber, sollte die abendländische Kirche nicht in Section oder einzelne bischöfliche Sprengel oder Nationalitätskirchen zerfallen. Die Gefahr oder, wie man vielleicht besser sagen soll, die Hoffnung der Auflösung der römisch-katholischen Kirche in Nationalitätskirchen lag übrigens damals näher als zu irgend einer anderen Zeit. Hatte doch z. B. die gallicanische Kirche schon seit Längem die Theilnahme aller gewissen Selbständigen genossen, ja sich während des Schisma's selbst regiert, und grade an Gerson einen einflussreichen Vorläufer. Allein Gerson wollte in der Kirche, soweit sie eben als abendländische existierte, eine gewisse Einheit und deshalb für die Gesetzgebung in ihr die Synoden, für die Verwaltung die Päpste, eine treffliche parlamentarische Verfassung, wenn die Synode einig und der Papst ihr geborsam ist.

Aus Gerson's scharf ausgesprochener Ansicht von der Kirche, namentlich von der Befugniß der allgemeinen Kirchensynode, ergibt sich im Allgemeinen von selbst das Maß der Gewalt, welche er dem Papste zugetheilt. Die namentlich seit dem Schisma laut gewordene Mißstimmung und Opposition gegen den Papst hatte vielfach zur Folge, daß andererseits der Überglaube und die abgöttische Verehrung für den Papst nur gesteigert wurden und die Ansprüche seiner Anhänger auf die Herrschaft der Welt sich um so breiter machten. Ja man suchte jetzt mit großem Eifer die Meinung geltend zu machen, daß schon die Discussion über die Gewalt des Papstes ein Verbrechen wäre, weil ihm die Unfehlbarkeit zukomme, welche von einigen fanatischen Partisgängern sogar bis zum Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit potenzirt wurde; ihm gehöre Alles zu, er allein habe über Glauben, Seligkeit und Verdammung zu entscheiden; vergl. Gerson's „Tractatus de potestate ecclesiastica“ vom 6. Febr. 1417<sup>31</sup>). Solche Ansichten fanden besonders bei dem rohen Volke Eingang, und wer ihnen entgegentrat, war in Gefahr, an Leib und Leben mißhandelt zu werden. In Italien hatte das absolute Papstthum die meisten Anhänger, auch unter den höhern Classen, namentlich unter dem Klerus; denn Italien zählte mit von den Einkünften, welche der Papst aus anderen Ländern zog u. s. w. Anders war die Stimmung in Frankreich, wo man die alten Freiheiten der Kirche gegen den Papst zu schätzen ein näherliegendes Interesse hatte, namentlich auf der Universität Paris. Doch hatte der absolute, wenn auch nicht der moralisch verwerfliche, Papst selbst in Frankreich seine Anhänger, und unter diesen eigenthümlicher Weise grade einen von Gerson hochverehrten Freund und Lehrer, den Cardinal Pierre d'Ailly, Erzbischof von Cambrai, vor Gerson Kanzler der Universität Paris. Beide standen deshalb mit einander in Briefwechsel, und als sich d'Ailly unter Anderem für die Unverletzlichkeit des Papstes auf eine Stelle des kanonischen Rechts berufen hatte, antwortete

ihm Gerson in der Schrift, oder vielmehr in dem Briefe „De modis uniendi ac reformandi ecclesiam“: „Sed perpendite, mi frater, quanta fraude, quanta astutia temporibus antiquis fuerint facta et scripta quam plurima ad tuendam hanc dignitatem papatus.“

Je näher indessen namentlich das Concil von Constanz heranrückte, desto mehr wuchs die Stimmung gegen die Annäherung der Päpste, nicht bloß in Frankreich, sondern auch in Deutschland, England und anderwärts, namentlich auf den berühmtesten damaligen Universitäten, wie Köln, Wien, Krakau, Bologna, selbst Rouen, und ging vielfach bis zu dem Außersich, zur Verleumdung des Papstes fort. Das Concil von Constanz selbst schritt zu dieser Maßregel, besonders durch Gerson's Thätigkeit dazu bewegen. Aber Gerson wollte nicht bis zu den letzten Consequenzen, zur Verleumdung des Papstes übergehen, fortsetzen, sondern zwischen den Extremen vermitteln, und behauptete die Nothwendigkeit des Papstes, nur daß seine Macht durch die der Kirche balancirt werden müsse. Freilich wendete er nicht, wie er gekonnt hätte, die schärfsten Waffen der Belämpfung, nämlich die Thatfachen der Geschichte an, vielmehr weil er in diesem Falle suchte, er würde so das Papstthum überhaupt stürzen. Daher wandte er sich nicht sowohl gegen den Papst selbst, als vielmehr gegen die von ihm bezugenen Mißbräuche, und machte zu diesem Zwecke namentlich den Unterschied zwischen der jetzigen Person und der Würde des Papstes geltend; vergl. seine „Propositio facta coram Anglicis Parisiis eunibus ad Concilium Pisanaum“ vom Jahre 1409<sup>32</sup>). Aber er zog daraus nicht alle Folgerungen, welche darin enthalten waren. Der Papst ist nach ihm nie unter andere ein irrthumsfähiger Mensch, und das Amt erhebt ihn nicht über den Irrthum; vergl. „De modis uniendi“ etc.<sup>33</sup>).

Es war dabei für Gerson eine wichtige Hilfe, daß er die Unfehllichkeit mehrerer Decretalen erkannte und geltend machte, wie dies aus obiger Antwort auf den schon früher citirten Brief d'Ailly's hervorgeht. Ja er ging so weit, gradezu das kritische Princip in Anwendung zu bringen, daß die Auctorität nicht bloß der Religion, sondern auch der Vernunft über dem kanonischen Rechte stehe, einen Satz, welchen er z. B. in der vom 29. Jan. 1409 datirten Schrift „De unitate ecclesiastica“<sup>34</sup>) aufstellte. — Ein mehr praktisches Princip war es, wenn er lehrte, das Heil der Kirche sei nicht dem Papste, sondern einem allgemeinen Concil anvertraut, welchem der heilige Geist unmittelbar seine Erleuchtung mittheile; vergl. „De potestate ecclesiastica“<sup>35</sup>), obgleich die biblische Begründung hierfür nicht leicht sein mußte. Daher sei der Papst wie jeder andere Christ dem allgemeinen Concil unterworfen, vergl. „De modis uniendi“ etc., und dieses hat Macht, ihn zu wählen; vergl. ebendaf. Seinen Entscheidungen hat er sich in allen Stücken zu unterwerfen; vergl. „De statibus

31) Opp. ed. Dup. T. II. p. 246 seq.  
n. Quoyll. I. B. u. S. G. H. Sec. LXXII.

32) Opp. ed. Dup. T. II. p. 125. Conard. II. 33) I. c. p. 172. 34) Opp. T. II. p. 113 seq. 35) I. c. p. 248.

ecclesiasticis“<sup>36)</sup>, und wenn er seine Gewalt mißbraucht, so hat es ihm dieselbe zu nehmen, vergl. „De modis uniendi“ etc.<sup>37)</sup>, falls er nicht freiwillig abdanke (via cessionis), indem man ihm entweder den Gehorsam verweigert (via destitutionis) oder ihn mit äußerer Gewalt entfernt; vergl. „De modis uniendi“ etc.; deshalb müsse z. B. die äußere Einheit der Kirche selbst gegen den Willen des Papstes hergestellt werden, und das Concilium kann ihn nicht bloß anfragen, sondern auch absetzen; vergl. „De potestate ecclesiasticis“<sup>38)</sup>, und besonders „De auctoritate papae“<sup>39)</sup>. Seine Entscheidungen haben nur dann Gültigkeit, wenn sie mit den Entscheidungen der Kirche, d. h. des allgemeinen Concils übereinstimmen; vergl. „De potestate ecclesiastica“<sup>40)</sup>. Er darf in der Kirche Nichts eigenmächtig ändern und namentlich nicht von den Decreten der Kirchenversammlung dispensiren; vergl. „De statibus ecclesiasticis“<sup>41)</sup>; „Sermo post nov. rec. Joh. XXIII.“<sup>42)</sup>; „De modis uniendi“ etc.<sup>43)</sup>; „De potestate eccles.“<sup>44)</sup>. Kein Christ darf ihm gehorchen, wenn er gegen das Recht und die Lehre der Kirche handelt; vergl. „De modis uniendi“ etc.<sup>45)</sup> und „De auctoritate papae“<sup>46)</sup>. Obgleich er, als hauptsächlichste Befugnis, die Macht hat, zu binden und zu lösen, so darf ihm doch keine absolute Gewalt über die Seelen zugesprochen werden; vergl. „De modis uniendi“ etc.<sup>47)</sup>. Weltliches Eigenthum kann er zwar besitzen, aber nur durch Cession oder freiwillige Schenkung<sup>48)</sup>; er ist nicht Eigenthümer der Kirchengüter, und kann nicht über das Vermögen der Laien disponiren<sup>49)</sup>. Er nennt sich einen Knecht der Knechte Gottes, will aber Herr über Alles sein; vergl. „De reformatione ecclesiae in concilio universali“<sup>50)</sup>; „Dicit (papa): certe potestatem habeo in coelo et in terra, in purgatorio, in paradiso, et de plenitudine potestatis meae possum facere, quod mihi libet, et nullus debet esse, qui dicat: cur hoc facis? Revera tunc papa non deberet mentiri in litteris suis dicendo: Servus servorum Dei, sed Dominus dominorum mundi.“

14) Gerson's Sittenlehre. — Das bisher über die Eigenthümlichkeit seines Geistes, sein privates und öffentliches Wirken, seine Aussprüche über verschiedene Verhältnisse gesagt worden ist, läßt keinen Zweifel über den allgemeinen Charakter seiner Moral sowohl, als seiner Morallehre. Gerson hat ein edeliches Herz, einen christlichen Willen, keine Hintergedanken oder Reservationsen; und wie er selbst sich, so will er, daß die Leute sein sollen. Dennoch gestattet er im Einzelnen zuweilen eine Ausnahme von der allgemeinen Regel oder hält sie nicht ungenügend genug aufrecht, aber nur aus bestimmten dogmatischen und kirchlichen Zeitansichten, wenn man nicht sagen darf, Rücksichten. Er ist nun einmal

vorwiegend ein Mann der Praxis; seine Schriften und Reden treiben weit mehr Moral als Dogmatik, und einmal that er den Ausspruch: seiner Zeit thäte nicht sowohl Dogmatik als vielmehr Moral Noth. — Auch in der Moral ist er trefflicher Psycholog und beweist eine eingehende Kenntniss der menschlichen Natur; er analysirt die geheimsten, innerlichsten Triebe der Seele mit großem Scharfsinne. Aber ganz hat sich seine Doctrin noch nicht über die eigenthümlichen Schwächen seiner Zeit zur reinen Höhe der Praxis rückwärts zurückerhoben. Gerson hat sich noch nicht gänzlich losgemacht von den kirchlichen Pönitenzen, deren Unsumme das Leben seiner Zeitgenossen bis in die kleinsten Details beherrscht und von selbst jene Subtilitäten, Distinctionen und Zweideutigkeiten erzeugt, welche der natürliche Mensch erfundet, um sich von den kirchlichen Büßungen oder Säkungen frei zu machen. Er erscheint uns daher namentlich in mehreren seiner Reden und Predigten als scholastischer Casuist. Als Beispiel hierfür citirt Schmidt zunächst eine Stelle aus seiner dritten Rede über die Unzucht<sup>51)</sup>, wo er folgenden Rath gegen dieselbe gibt: „Tertium remedium est, efficere, ut paucissima fiant peccata, et interdum multa bona facere. Notate, quod sit in secreto et extra festa et loca sancta, cum personis sine vinculo.“ Man kann sich dergleichen Rathschläge bei einem Manne wie Gerson nur daraus erklären, daß die Unstiftlichkeit damals einen Grad erreicht hatte, welcher es ihm als eine Unmöglichkeit erscheinen ließ, dieselbe gänzlich auszurotten, sodas er zufrieden sein zu müssen glaubte, wenn er es nur von den heiligsten Orten und Verhältnissen fern hielt. Wie er sich zu dem Laster der Unzucht innerhalb des Eheliches stellt, davon ist schon oben die Rede gewesen; hier ein Nachtrag dazu aus seinem „Sermo I. contra luxuriam“ (Unzucht)<sup>52)</sup>: „Violata persona votum suum, quando non servat castitatem suam, vel etiam presbyter, cui religiosa persona? Respondeo, quod regulariter votum castitatis, si, quod nunquam votum contrahere valet matrimonium, et pro hoc quis consequenter obligatus est ad castitatem. Ideo non violat votum suum is, qui non contrahit matrimonium, quamvis peccet gravissimè.“ Also wenn ein Geistlicher oder Mönch u. s. w. das Gelübde der Keuschheit ablegt, so heißt das nur soviel, er wolle seine Ehe schließen, aber durch Hurerei verlegt er dieses Gelübde nicht, obgleich er dadurch schwer sündigt! Wiederum ein Beweis, wie es damals um die Diener der Kirche stand und auf welche Weise man seine Seele zu salveren wußte!

Eben wir von diesen einzelnen Ausprüchen Gerson's ab, so zeigen uns viele seiner Schriften die erhabenen und reinen Lehren einer wahrhaften Tugend, die er sich selbst mitten in dem lasterhaftesten Zeitalter bewahrt hat, und die er mit Aufrichtigkeit und Nachdruck den verschiedensten Menschenclassen ertheilt. Rührl. seine Abhandlung „De modo vivendi omnium fidelium“<sup>53)</sup>; ferner „Contra nimis strictam et scrupulosam conscientiam“<sup>54)</sup>. Namentlich in seinen späteren Schriften

36) l. c. p. 531. 37) l. c. p. 106. 38) l. c. p. 39)  
Opp. T. II. p. 209 seq. 40) l. c. 41) l. c. p. 531.  
42) l. c. p. 205. 43) l. c. p. 170. 44) l. c. p. 232. 45)  
l. c. p. 173. 46) Opp. ed. Dup. T. II. p. 208. 47) l. c.  
p. 173 u. 198. 48) Cfr. ibid. 49) Cfr. ibid. p. 184.  
50) v. d. Hardt, Conc. Const. T. I. p. IV. p. 133. cap. 28.

51) Opp. ed. Dup. T. III. p. 932. 52) Ibid. p. 917.  
53) Opp. T. II. p. 588 seq. 54) Opp. T. III. p. 241.

schen Schriften sehen wir ihn in dem vollsten sittlichen Ernstethen und rüchstlos auch auf die Erfüllung der schwersten Gebote dringen, so daß jene früheren Ausprüche dadurch wieder neutralisirt werden. — Den ganzen Umfang der Moral hat er nicht in einem methodisch-systematischen Werke behandelt; er greift hier und da ein Capitel heraus und stellt es bald in summarischer, bald in praktischer, bald in scholastischer Weise dar. Außer den angeführten Abhandlungen können vornehmlich als ethisch bezeichnet werden: „Regulae morales“<sup>55)</sup>; „Definitiones terminorum ad theologiam moralem pertinentium“<sup>56)</sup>; „De passionibus animae“<sup>57)</sup>; „Liber de vita spirituali animae“<sup>58)</sup>; „De caritate“<sup>59)</sup>, von S. 3 an, von der Natur der Sünde handelt. Mehrere andere Abhandlungen, welche Dupin unter der Ueberschrift der „Opera moralia“ anführt, sind mehr kirchlich- oder mystisch-asketisch, als einfach ethischen Inhaltes, obgleich Gerson auch sonst, trotz seines Strebens, die Ethik neuscholastisch zu begründen, die Praxis der Tugend nicht in der Weise wie die spätere Zeit, namentlich die Reformation, von den Lehren der kirchlich oder alttestamentlich vorgeschriebenen Asketik scheidet.

15) Gerson als Pädagog. — Schon als Lehrer und Kanzler der Universität Paris hatte Gerson begriffen, wie notwendig es sei, die Studierenden, diese künftigen Geistlichen, Mönche, Lehrer, Beamte u. s. w., in einer mehr praktischen und überhaupt erfolgreichen Art anzuleiten, als dieses bisher unter der Herrschaft der kloppfcherischen Scholastik hatte geschehen können, so daß er, wie bereits angedeutet, seinen ganzen Eifer aufbot, um namentlich das Studium der Theologie für die jungen Leute zu reformiren, und ermahnte selbst von Brügge aus, wie dies ebenfalls schon erwähnt ist, die Studenten, daß sie weniger scholastische Subtilitäten, dagegen mehr praktische Theologie, moralische Thematika, Aufse, Gebet u. s. w. treiben möchten; vergl. auch seinen Brief „De reformatione ecclesiae“. Er fand aber nicht blos in der Unwissenheit und sittlichen Rohheit des Klerus, sondern auch in denselben Eigenschaften beim Volke große Hemmnisse für seine Pläne, namentlich nachdem Pifa und Genzani ihm gezeigt hatten, wie sehr die blinden Massen sich durch die vermorschten Päpste, Prälaten und Priester leiten ließen. Daher kam er immer wieder auf die Forderung zurück, daß man dem Volke sittlich gute, gebildete und aufgeklärte Prediger gebe; vergl. z. B. die „Lectio secunda contra vanam curiositatem“<sup>60)</sup>; ferner die Abhandlung „De visitatione praetorum vel de cura curarum“<sup>61)</sup>. Er selbst rebete und predigte in dieser Weise und Absicht mit einbringlichen Worten, und wollte vorzugsweise bei der Kindererziehung anfangen wissen: die Kinder solle man in Tugend und Wissen unterrichten, die Kinder vor der Versuchung der Welt schützen, den Kindern die

schlechten Bücher und die abscheulichen Bilder nehmen, welche damals bis hinein in die Hallen der Kirchen aufgehängt waren; vergl. z. B. seinen „Tractatus contra romanitatem de rosa“ vom Mai 1402<sup>62)</sup>, ein Buch, aus dem er zuweilen Stellen citirt; ferner die „Expositio al potestates publicas, tam ecclesiasticas quam civilem, adversus corruptionem juventutis per lascivas imagines et alia hujusmodi“<sup>63)</sup>. Er ruft hier den Fürsten und anderen Gewalthabern zu: Thut das, so werdet Ihr ein Volk haben, welches Ihr nicht durch barbare Weisungen oder solche Beschle bessert, die man nicht befolgt. Vergl. auch die „Rememoratio quorundam, quae per praetorum quendam nunc agenda videntur“<sup>64)</sup> vom J. 1408, worin er sagt: „A pueris videtur lucipienda ecclesiae reformatio, interim quod sint disciplinae susceptibiles.“ Was er hier in seinem früheren Leben theuerlich aufstellt, hat er später in der eigentlichen Praxis zu Lyon geübt, wo er formlich als Schullehrer seiner Kinder thätig war und in ihrer Mitte starb. Wir verweisen deshalb auf das in Cap. 2 hierüber Gesagte.

16) Gerson und die weltliche Wissenschaft. — Die ängstliche Scheu vor der weltlichen Wissenschaft, wie sie in gewissen Zeiten bei Dienern und Lehrern des Christenthums als ein bedenkliches Anzeichen einer Krankheit zu Tage tritt, welche man die geistliche Wasserscheu nennen kann, suchen wir bei Gerson vergeblich, selbst in seinem späteren Leben, wo er Mystiker war. Zwar kann überhaupt in seinem Jahrhundert von Naturwissenschaft, Mathematik u. s. w. nicht viel die Rede sein, und auch Gerson verräth keine besondere Bildung hierin<sup>65)</sup>; aber er hatte tüchtige Studien im kanonischen und bürgerlichen Rechte gemacht, und daß er mit der Geschichte der Völker vertraut war, mindestens mit derjenigen der alten Griechen und Römer, beweisen seine zahlreichen Anführungen aus den Classikern, welche er gründlich und fleißig gelesen hatte. Doch sind es gewisse Autoren, wie Seneca und Boetius, zu denen er sich besonders hingezogen fühlte. Es zeigt in der That von großer theologischer Unbefangenheit und von Festigkeit im christlichen Glauben, daß er bis zu sein Ende in der Consolatio des Boetius Trost und Genuß fand. Doch worden die Citate aus anderen heidnischen Schriften gegen sein Lebensende hin immer weniger zahlreich. Die Philosophie des 14. und 15. Jahrhunderts kann nicht als eine weltliche Wissenschaft gelten. — In der hohen Bildung Gerson's kamen im Besonderen noch die Musik und die Poesie, wenn auch nicht als specifisch weltliche Künste. Er liebte die Musik, obgleich wir deren Art und Weise nicht näher kennen, er hat mehrere Abhandlungen über den Gesang geschrieben, welche zwar überwiegend einen allegorischen Zweck haben, zu-

55) Opp. ed. Dup. T. III. p. 128 seq. 56) Opp. T. III. p. 107 seq. 57) Opp. T. III. p. 128 seq. 58) Opp. T. III. ab init. 59) Opp. T. L. p. 106. 60) Opp. T. III. p. 358.

61) Opp. T. III. p. 291. 62) Opp. T. II. p. 109. 63) Doch soll bei dieser Veranlassung nicht unermähnt bleiben seine Abhandlung „De erroribus circa artem magicam“, worin er den Magiealchern und die superstitiöse Medicin angreift. Man vergl. auch seine Abhandlung „De astrologia reformata.“

64) Opp. ed. Dup. T. III. p. 291. 65) Opp. T. II. p. 109.

66) Opp. T. III. p. 291.

7 \*

gleich aber seine ausgedehnte Kenntniss auf diesem Gebiete befunden; vergl. z. B. die Schriften „De cautiorum originali ratione“<sup>65)</sup>; ferner „De cautiorum“<sup>66)</sup>; ferner „De canticis“<sup>67)</sup>. Wie er an Gedichten einen hohen Genuß fand, so hat er sich auch selbst darin versucht. Seine Gedichte gehen aus dem Bedürfnisse hervor, sich aus der trockenen Scholastik hinaus zu retten. Einige derselben, namentlich die, welche Ausflüsse eines wirklichen Gefühls, z. B. des Dankes oder der Klage über das Unglück seines Vaterlandes, sind, haben einen poetischen Werth; die meisten jedoch entbehren desselben, sind rauh und unharmonisch, besonders diejenigen, welche — und das sind die meisten — metrische Definitionen oder Allegorien und vergl. zum Anhalte haben. Noch wenige Tage vor seinem Tode hatte er den Schmerz, daß man ihm die Härte seiner Verse vorwarf; er erwiderte, er habe Jesus Christus der heidnischen Miße vorgezogen, wolle aber die „vox rauca, sonans parum“ seiner Gedichte anerkennen; vergl. die „Carminum suorum honesta defensio“<sup>68)</sup>. Mehr als in dem ersten hat er sich in dem letzten Abschnitte seines Lebens der poetischen Miße hingelassen. Die bedeutendsten und bekanntesten seiner Gedichte dürften sein „Josephina“<sup>69)</sup>, zu Ehren des heiligen Joseph, zwölf Bücher, und „Carmen in laudem ducis Austriae“<sup>70)</sup>.

17) Gerson als Redner. — Auch als Redner, beziehmäßig Prediger, steht Gerson in einem Uebergangszustande. Ihm genügt die scholastische Rhetorik nicht mehr; er weist sie von sich, aber sie hängt ihm immer noch an; er kann noch nicht zu der frischen, aus dem neuen Geiste wiedergeborenen Rede kommen; er vermittelt noch beide Seiten; er kann nicht ganz aus seiner Zeit heraustreten und theilnehmend dabei an ihren Mängeln. Allein wenn man mit seinen Reden und Predigten die Producte der Rhetorik vergleicht, wie sie damals im Allgemeinen frostig, nüchtern und doch spitzfindig, saft- und kraftlos, aller Innigkeit entbehrend zu Tage treten, so kann man Gerson nicht hoch genug stellen unter seinen Zeitgenossen, und das um so mehr, da seine Reden namentlich meist von großer Wirkung auf die Hörer gewesen sind. Stellt man seine Predigten neben die echt scholastischen Nachwerke jener Zeit, so glänzen sie; stellt man sie jedoch neben die Reden der deutschen Meister, wie Lauer und Eckart, so treten sie unter dem Maßstabe dieser eigentlichen Reden eines echt christlichen Geistes und Gemüthes etwas in den Schatten; denn diese Redner reden aus einer tiefen und hohen Mystik, und dennoch aus einem einfachen Gemüthe heraus, ohne Casuistik und Subtilität. Gerson hat beide Eigenschaften an sich und daher keine ganz. Freilich ist dabei ein wichtiger kritischer Umstand nicht zu vergessen, nämlich daß wir fast von keiner seiner Reden oder Predigten die Originale besitzen; wir kennen seine Reden nicht aus

seinen Concepten; denn zu vollständigen Entwürfen oder schriftlichen Ausarbeitungen hatte er meist wol keine Zeit; was wir an Reden und Predigten von ihm haben, ist meist von Hörern nachgeschrieben; und zwar hat Gerson die meisten Reden in französischer Sprache gehalten. Nachdem sie — so viele eben da waren — der Theolog Jean de Bréguin in das Lateinische übersezt, veranstaltete Jacques Bimphinget (1501 zu Strassburg) eine Ausgabe derselben. Der Genannte sagt hier ausdrücklich, man dürfe sie nicht als Originale ansehen, da sie nicht redigirt seien „eo tenore, ea deducine, illo ornatu, quo ipse, dum praedicaret, usus fuit.“ Dupin hat diese Ausgabe Bruchstücke von französisch gehaltenen Reden aus Manuscripten der alten Bibliothek vom heiligen Victor hinzugefügt. Andere französische Fragmente, nämlich aus zwei Passionsreden, hat D. Leroy in seinem Werke über die Mystiken<sup>71)</sup> veröffentlicht; dieselben sind entnommen einer zu Valenciennes befindlichen schönen Handschrift, welche 1462 auf Befehl Philipp's des Guten, Herzogs von Burgund, geschrieben worden ist. Eine lateinische Uebersetzung davon hat Jacques Dithy gegeben: „Christianissimi doctoris Joannis de Gerson sermo de passione Domini nuper e gallico in latinum tractatus“<sup>72)</sup>. Die Bruchstücke, welche sich in der Ausgabe Gerson's durch Dupin befinden, müssen in literarhistorischer Beziehung als höchst wichtige Documente betrachtet werden, indem sie ein Bild von der eigenbümmlichen Rede- und Predigtweise jener Zeit geben. Wir werden die von Schmidt angeführten Beispiele weiter unten abdrucken lassen, und bemerken hier nur noch, daß, wie z. B. des modernen Vater Ventura italienische Predigten voll von langen lateinischen Citaten aus der Vulgata sind, dasselbe damals in den französischen Reden Gerson's der Fall war, indem sie z. B. vielfach Einführungen aus den Kirchenvätern und Classikern enthalten, sowie eingestreute lateinische Wendungen, wie: quasi dieat, itaque, juxta illud, inquit u. s. w. Wenn Gerson z. B. von dem Apostel Paulus spricht, bedient er sich auch des Ausdrucks: Monsieur saint Paul, und Gott ruft er z. B. an: O beau sire Dieu! Indessen wollen wir an Notre-dame sowie daran denken, daß Dominus sanctus Paulus doch auch für unsere Ohren etwas nicht gar zu Unästhetisches wäre.

Gerson hat seine Reden, welche meist den Charakter der Predigten tragen, bei verschiedenen Veranlassungen gehalten, zum Theil und meist in den Kirchen von der Kanzel (sermo), zum Theil bei außerordentlichen Veranlassungen, z. B. vor dem Könige, den Genannten, der Universität (oratio). Er war der professor eloquentiae, und wenn man eine tüchtige Rede haben wollte, mußte meist Gerson die Tribune bestiegen. Die Predigten an Sonn- und Festtagen, welche die Mehrzahl bilden, und sich in Dupin's Ausgabe T. III. p. 897 seq. finden, haben als Hörrpublicum meist den Bürgerstand (von Paris), „statum burgensem,“ wie

65) Opp. ed. Dup. T. III. p. 621. 66) Opp. T. III. p. 643. 67) Opp. T. III. p. 672. 68) Opp. T. IV. p. 340. 69) Opp. T. IV. p. 743 seq. 70) Opp. T. IV. p. 787.

71) p. 447 seq. 72) Strassburg 1509.

er selbst sagt, im Auge, und suchen besonders dessen Bedürfnisse zu befriedigen; vgl. „Sermo III. in coena Domini“<sup>73)</sup>; ferner „Sermo de reddendo debito“<sup>74)</sup>. Die vor diesem Publicum gehaltenen Reden sind, wie dies auch vorausgesetzt werden kann, einfacher als diejenigen, welche er vor Concilien, Päpfen und Fürsten hielt. Ueberhaupt ist gemeinschaftliche und natürliche Popularität fast durchgängig ein Vorzug seiner Predigten, wenn auch nicht ohne den oben erwähnten Zeitcharakter, resp. den schlechten Beispielsmach der damaligen Periode. Namentlich fehlt, nach den gegenwärtigen Begriffen, jene edle Einfachheit, welche alles künstliche Argumentation vermeidet, und nur aus der Schrift und vom Herzen zum Herzen spricht, aber auch von allzu populären Trivialitäten sich fern hält. Aber Gerson. — und man muß ihn hier als ein Kind seiner Zeit nehmen — berührt zuweilen nicht bloß diese, sondern auch (für uns) anstößige und indecente Dinge; vgl. z. B. den „Sermo de Spiritu Sancto“<sup>75)</sup>. Vielleicht mußte Gerson die Dinge bei ihrem rechten Namen nennen, um von dem rohen, aber auch nicht prude thuenen, Ohr seiner Zeit verstanden zu werden. Dagegen griff er sicherlich nach einem recht wirksamen Mittel, wenn er oft Sprachschwätzer, Beispiele aus dem bürgerlichen Leben herausgriff und an ihnen sofort die Anwendung machte. Auch sind seine Reden, namentlich der früheren Zeit, reich an Ausführungen aus alten Classikern und Kirchenvätern, freilich der Art, daß wenn er Plato, Aristoteles, Cicero, Virgil, Seneca, Boethius u. A. neben Augustin und Leo nannte, die Hörer wol zuweilen jene Heiden für Kirchenväter oder Heilige gehalten haben mögen; vgl. z. B. den „Sermo in die dominica septuagesimae“, des Jahres 1388<sup>76)</sup>. Dennoch hat er mehr als die meisten seiner Zeitgenossen seine Predigten durch das Studium und die Citate der Kirchenväter zu befruchten gesucht.

Dagegen erklärt er sich wiederholt dahin, daß man bei Predigten Nichts wirkte durch scholastische Spitzfindigkeiten, durch Distinctionen ohne Zahl, durch müßige Fragen, durch frostige Allegorien. Dennoch ist er selbst von diesem Tadel nicht freizusprechen; er ist auch hier oft Scholastiker. In mehreren seiner Reden stellt er lange Reihen von Fragen, welche er z. B. durch die Schulformel des *quid sit* oder des *quod non* löst, unter Umständen auch ungelöst läßt. So sagt er z. B. in dem „Sermo I. contra luxuriam“ (Ungezügelt)<sup>77)</sup>: „Possent heri multae curiosae quaestiones“, wovon er hinter einander 30 Exemplare folgen läßt, z. B.: Wann wird das jüngste Gericht kommen? Im Winter oder Herbst oder Sommer? Wird der Antichrist ein Mensch oder ein Teufel sein? Wird es vielleicht Antia sein? u. s. w. Auch in der Kunst der Casuistik wird seine Reden nicht schwach, und diese ist zuweilen unter dem Niveau des Erstes. In dem „Sermo contra gulum“<sup>78)</sup> heißt es: „Deglutire die Veneris mane carnem, quae

remansit inter dentes de die Jovis in coena, estne transgredi praeceptum ecclesiae?“ Besser als die Frage ist die Antwort: „Dico, quod non;“ und gewiß war auch die Frage gut gemeint. In dem „Sermo II. contra luxuriam“<sup>79)</sup> stellt er die Frage, ob es eine Sünde sei, Liebesbriefe zu schreiben und zu empfangen. Er wagt diese „schwierige“ Frage nicht zu entscheiden, und thut die Gegenfrage, ob es im Allgemeinen nicht besser wäre, daß die Frauen weder das Lesen noch das Schreiben verständen. Inbeiden darf nicht vergessen werden, daß mancher ungebildete, aber strupulöse Laie dergleichen Fragen durch seinen Prediger entschieden wünschte, weil er sie selbst nicht entscheiden, sondern sich bei einer fremden Autorität beruhigen wollte. Uebrigens heißt es am Ende der eben genannten Rede: „Devoti homines, omitamus has et alias curiosas quaestiones, quae non spectant ad populum, imo vero nec ad theologos, quoad multos eorum. Sed haec referenda sunt ad sapientem Dei ordinationem, quia nil aliud scimus nos, nisi quod ei placuit revelare nobis; nec habemus revelationes per scripturam vel aliter de multis hujusmodi questionibus, quae possent formari.“ In der That, Gerson hat wol Manches nur deshalb in der Predigt berührt, um es zu widerlegen, obgleich vielleicht das Schwereigen ein besseres Mittel dazu gewesen wäre. Ja, er beklagt sich sogar über die „sermones curiosi“, welche er gezwungen sei zu halten; vgl. die „Causae propter quas cancellarium dimittere volebat“<sup>80)</sup>, und man muß gestehen, daß er oft mit wunderbarem Ernste über stürile oder auch — für uns — langweilige Dinge reden kann!

Vergleichend Curiositäten werden indessen aufgewogen durch andere Eigenschaften, welche recht eigentlich den Redner machen. Hierher gehört zunächst die Ueberzeugung, aus welcher heraus Gerson redet; ja er redet oft so aus dem Ernste und der Ueberzeugung von der Sache, daß er darüber nicht selten die Form vergißt. Die Ueberzeugung steigert sich wiederholt zur Wärme und Begeisterung, und dadurch zu recht eigentlich oratorischer Haltung, wie wenn er z. B. nach der Rückkehr aus Avignon (in dem „Sermo IV. in festo omnium sanctorum“<sup>81)</sup>) in seinem Schmerze über den Verfall der Kirche die Heiligen anruft, daß sie helfen möchten. Aus der begeisterten, lebensvollen Phantasie erwachsen nicht selten schöne Bilder, treffende Vergleiche und Metaphern, schlagende Antithesen, welche meist in leichter, ungezwungener Weise zum Dienste stehen. Aber die Form und die Gliederung der Reden sind nicht streng, und haben wenig gleichartige Regelmäßigkeit; der Redner tritt meist ohne Erorium mitten in die Sache ein, und überläßt sich dann oft dem Zuge seiner Gefühle, wie sie auf der Rednerbühne eben erwachen; er scheint meist keine streng entworfenen Dispositionen mit auf die Kanzel zu nehmen. Auch zwischen Text und Thema oder Redobject

73) Opp. ed. Dep. T. III. p. 1142.

74) Opp. T. II.

p. 575. 75) Opp. T. III. p. 1264.

76) Opp. T. III.

p. 1021. 77) Opp. T. III. p. 912.

78) Opp. T. III. p. 906.

79) Opp. ed. Dup. T. III. p. 925.

80) Opp. T. IV.

p. 725.

ist nicht immer ein strenger Zusammenhang; jener dient oft nur dazu, diesem das Kanzelrecht zu geben, und wird dann nicht weiter berücksichtigt. In der Regel hebt er mit der Ausrufung der heiligen Jungfrau an, erklärt kurz den buchstäblichen Sinn der Perikope oder des Bibeltectes, geht dann auf ein, nicht eben immer aus jenem mit Nothwendigkeit sich ergebendes Thema über, und kummert sich nicht viel mehr um den Text. Nicht selten ist die ganze Rede Nichts als eine allegorische Umdeutung des Textes. Aber man darf auch von einem so viel beschäftigten Manne nicht fordern, daß er mit buchstäblich medicinirten Phrasen auf die Kanzel steige.

Was den sachlichen Inhalt seiner Reden betrifft, so ist derselbe selten ausschließlich doctrinair-dogmatisch; die Dogmatik dient meist nur als Mittel zu praktischen Zwecken. Doch hat er auch einzelne überwiegend dogmatische Predigten gehalten, wie die „*Sermons sur la Trinité*“<sup>81)</sup>. Auch seine mystischen Ansichten zeigen nur sehr sparsam mit ihm auf die Kanzel, und nur dann, wenn sie eine Beziehung zu allgemeiner moralischer Tendenz haben, z. B. in dem „*Sermo in coena Domini, de humanitate*“<sup>82)</sup>. Zwar bracht er und proclamiert er als Zweck der Rede auch die Belehrung und die Aufklärung des Verstandes, die Förderung der Wissenschaft; allein das Wissen faßt er vorwiegend von der Seite des Gewissens (*conscientia*), und die Haupttendenz ist fast durchgängig eine sittliche: Erweckung zur Besserung und Tugend, Erregung des Abscheus vor dem Laster und Strafe desselben. Der Geistliche mußte vor Allem die Herzen rühren und für das Gute, Heilige erwärmen; und diese Wendung gibt er in der Regel seinem Texte. Moral, sagt Gerson, thue der Zeit mehr Noth als Dogmatik und alles Andre. Buße und Glaube an das Evangelium, der durch Besserung und Thaten der Liebe thätig ist, bilden den Hauptinhalt seiner Reden. „*Poenitentiam et credite evangelio!*“ ruft er oft aus, z. B. in dem „*Sermo de castitate*“<sup>83)</sup>, („*quemadmodum soles praedicare populo*“). In der Forderung der Sittlichkeit liegt ihm der Anfang einer jeden Reform. Vergl. den „*Sermo in die ramis palmarum*“<sup>84)</sup>, worin folgender Passus charakteristisch ist: „*Nonnulli opinantur, sermones dumtaxat fieri ad addiscendum et sciendum, quod prius ignorabatur; sermones enim non solum fiunt, ut adducatur bonum, sed ad movendum cor et affectionem, ut amet et desideret, et compliat, quod bonum est. . . . Hi qui aliter faciunt, et qui solum visitant sermones, ut audiant et sciunt aliquam rem novam, frustrantur.*“ — Daher hält er es für das Allernothwendigste, daß die Geistlichen, im Besondern die Prälaten, durch dergleichen Predigten ihre heilige Pflicht erfüllen; die bloßen Außerlichkeiten des Cultus, bloße pompöse, schlechte, auf die Sinnlichkeit gerichtete Ceremonien seien nicht genügend und bessern an sich die Leute nicht; es sei heilsamer, eine Predigt

zu halten, als einen ganzen Tag mit Singen auszufüllen. Aber dazu gehören nicht unwissende, rohe, unfittliche, sondern gebildete, tugendhafte, eifrige, von dem hohen Verstand durchdrungene, bereite Prediger; von jenen sagen die Leute: „*Medice, cura te ipsum;*“ vergl. „*Lectiones super Marcum*“<sup>85)</sup>. Er fordert Prediger, die sich selbst zum Himmel zu erheben und die Herzen Anderer zu rühren wissen; vergl. den „*Sermo in concilio Remensi*“<sup>86)</sup>.

Wenn Gerson, trotz dieser klar erkannten und trefflich geschilderten Aufgabe einer christlichen Rede, in der Praxis oft weit hinter seiner Theorie zurückbleibt und von den oben im Einzelnen angedeuteten Mängeln nicht frei ist, so dürfte dies zunächst eine allgemeine Erscheinung sein, die wir fast bei allen Rednern treffen; wir haben aber auch die besondern Gründe angeführt, welche gerade bei Gerson in Betracht kommen, der für sorgfältig disponirte und meditrirte Reden keine Zeit und die Fesseln der Schultheologie sowie seiner Zeit überhaupt nie ganz abgestreift hat. Und von den meisten seiner Reden wissen wir, daß wir sie nicht in eigenhändigem, authentischem Originale, sondern in einer Form vor uns haben, welche von den Nachschreibern eher eine Einbuße als einen Gewinn gehabt haben können. Auch ist ein sehr großer Unterschied zwischen den einzelnen Reden erkennbar; die Reden seiner Jugend sind wärmer, lebendiger, reicher an Bildern, Vergleichen u. s. w., aber auch an Citaten, namentlich aus den heidnischen Classikern, als die Reden seines Alters. Im Allgemeinen sind ihm diejenigen Reden am besten gelungen, worin er das Verderben der Zeit und die Strafe der Sünden, namentlich der Todsünden, schildert, welche im 14. und 15. Jahrh. herrschten. Sie sind zwar nicht ausgezeichnet durch Tiefe des Gedankens, aber durch seine psychologische Verwerfungen und frappante Beobachtungen. Der Schmerz über das Unglück und die Sünde der Zeit, wovon Gerson's ganze Seele erfüllt war, fließt da über aus dem Munde, der aus tiefster Ueberzeugung redet, und mußte die Herzen der Hörer gewaltig ergreifen. So gehören unter seine besten Reden z. B. die über die Unschuld<sup>87)</sup>, die über den Geiz<sup>88)</sup>; ferner die beiden, auch bereits erwähnten Reden über die Passion Christi, in welchen trotz der Länge der Geist einer warmen Salbung und eines tiefen Gefühls weht; ferner die vor Papst Alexander V. zu Pisa gehaltenen (lateinische) Rede. Einzelne schöne, erhabene und ergreifende Stellen finden sich z. B. in: „*Sermo I. contra luxuriam*“<sup>89)</sup>; „*Sermo in coena Domini, de humanitate*“<sup>90)</sup>; „*Sermo IV. in festo omnium sanctorum*“<sup>91)</sup>; „*Sermo coram rege, in commendationem domus Dei seu hospitalis Parisiensis*“<sup>92)</sup>.

Als Probe einer sehr gelungenen Rede theilt Schmidt den Anfang einer französisch gehaltenen Fastenpredigt

81) Opp. ed. Dup. T. III. p. 1270 seq. 82) Opp. T. III. p. 1193 seq. 83) Opp. T. III. p. 960. 84) Opp. T. III. p. 1111.

85) Opp. ed. Dup. T. IV. p. 217. 86) Opp. T. II. p. 544 seq. 87) Opp. T. III. p. 910 seq. 88) Opp. T. III. p. 1003. 89) Opp. T. III. p. 914. 90) Opp. T. III. p. 1132 et 1133. 91) Opp. T. III. p. 1541. 92) Opp. T. IV. p. 681.

über Joel 2, 12<sup>te</sup>) mit. Wir schreiben sie ab, müssen aber gestehen, daß wir einige Stellen aus dieser alttestamentlichen Sprache nicht ganz verstanden haben. „Nous veons communement, et experience le monstre et enseigne, que quant le pere voit son fils mal morigie, et en voye de perdicion, il s'efforce de tout son pouvoir de l'adrenier et l'amener a bonne voye; aucunes fois par douces paroles et bonnes amonitions; aucunes fois par promesses; aucunes fois par menaces; aucunes fois par batures et flagellations, selon la diversite des conditions et proprietes des enfans; car ils ne sont pas tous d'une mesme condition et nature; ains une maniere est profitable a l'un qui a l'autre seroit inuexpedient et prejudiciable, et pour la quelle chose est a ce faire requise bonne discussion et bon advis. Semblablement Dieu le souverain pere du misericorde, et qui selou la doctrine de l'Evangile, Matthai VI, est sans comparaison plus benign, misericors, plus volontaire de nous adresser et induire a tout bien; ains, ut la loquer, plus jaloux de nature humaine, que d'est, ne pourroit estre quelconque charnel de son fils; voyant que tant longuement et contre le bien de nostre salut, nous l'avions laisse et laisse, et quo plus est, par nos mauvaises oeuvres, l'avons impugne, et luy desobey, en obeissant a son adversaire et au nostre, c'est assavoir a l'ennemy d'enfer: neanmoins il, par sa grande et infinie misericorde, ne cesse et par douces amonitions, et par promesses, et par commandemens, et par menaces, et par plusieurs autres manieres, nous qui sommes desvoies, et en voye de perdicion, benignement induire, et amener a ce que nous retouriers a luy, qui est la voye de salut et de toute consolation: disant les paroles dessus pour theme proposees: convertissiez vous a moi etc. C'est a dire en commun ment; et pareillement je parle a la Reine nostre Dame souveraine, et a M. de Guyenne, qui sont comme un membre avec vous; amez aussi, gardez et favorisez tous les bons sujets maintenant nommez, chevalierie, clergie et bourgeoisie, sans les grever par charges intolerables de tailles, ou d'autres oppressions, afin que de tout leur cuer ils vous saluent tousjours, et dient: «*Rex la sempiternum vivet*». Soient bouttes hors entierement et hastivement toutes gens d'armes; et quant aux Anglois, soit proveu par bon traitie ou autrement; soit aussi ordonne que aucun vostre sujet de quelque estat il soit, ne face alliance ché vos ennemis sans vostre congie.

Außerdem führt Schmidt (von S. 667) folgenden Passus an: „*Autorité royale doit estre plus forte en armes et en conseil, que aucun de ses sujets; ai doit pour certe chose bien garder tenir gens tant on armes qu'en conseil, comme aussi es offices royaux, qui soient mesmement au Roy, sans favoriser a partialité quelconque envers autres, a cause de panson, ou de service, ou d'office, ou de lignage. Pleust a Dieu que cecy fust bien garé et ordonné. Soient faits officiers, comme suppliant et requirant vostre fille, l'Université de Paris, et vostre bonne ville, soient faits de ceux, qui ne se ingèrent point, qui ne caillent point leur prouffit singulier pour eulx enrichir on les leurs; qui ne soient a un autre seigneur plus que a Vous. Sire, qui soient faits par bonne election, sans faveur et plus au bien de Vous et de vostre royaume, que au bien des personnes. Et pour ce faire il ne convient mie que aucun allegue droit en quelconque vostre office pour le temps passé ou present. Et que on advise gens qui ne soient mie contrainsts par porréité de pillier, et de sucier plus fort le sang du povre peuple, comme il est en la parabole de l'homme playé, qui se doloit quand on ota des mouches estant sur la playe; car, dit-il, les autres viendront qui en seront plus allandés, si ne feront plus de douleur. Nous avons vu que la racine principale de nostre meschief a esté le défaut de certe consideration, quant au conseil du Roy. Car l'une partie disoit que*

le Roy n'avoit presque que conseillers et gens partiels. Je m'en rapporte a ce qu'il en estoit; mais ainsi disoit-on .... Disent aucuns que tres petit nombre de gens prenoient conclusions ai hautes et ai pesantes, que par aventure tout le conseil du Royaume et des trois Estats assemblez, ne les eussent osé prendre ai lastivement et rigoureusement. Vraiment, Sire, vostre pere feu Charles-le-quinz ne conquist point l'autorité qu'il eut par ainsi faire; car il acquist plus pour amour et par benefice que par tel rigueur.

Es mögen diese Worte zugleich von dem Firmatbezeugen, mit welchem Gerson vor seinem Könige redete.

18) Gerson's lateinischer Styl. Ueber diesen ein Urtheil zu concipiren, reichen schon die vorstehend angeführten Citate einigermaßen aus. Der Zeler wird in rhetorischer, syntactischer, formaler und lexicallischer Hinsicht bedeutende Unterschiede bemerkt haben. In der That, Gerson's Styl ist nach den einzelnen Schriften höchst ungleich, ohne daß man etwa sagen könnte, er sei in seinem Alter, was Reinheit und Eleganz betrifft, schlechter geworden; denn beispielsweise ist seine Schrift „*De theologia mystica speculativa*“ ziemlich gut stilisirt, so weit überhaupt von lateinischer Classicität bei ihm die Rede sein kann. In Bezug auf die Satzbildung und oratorische Vortragsweise ist fast überall die Nachahmung der besten lateinischen Redner, namentlich Cicero's, unverkennbar, selbst da, wo im Sinne der reinen grammatischen Classicität die größten Scherker aufgetreten. Man wird fragen müssen, daß Gerson's Grammatik Röcher's oder Kuchelatin's, sein Latein desgl. und vielfach gallianisch, sein Satzbau und seine Satzfügung classisch, sein ganzer Styl also eine Mischung aus classischem und mittelalterlichem Latein ist. Ist finden sich neben echt Ciceronianischen Worten, selbst für mittelalterliche Begriffe, scholastisch kirchliche Worte, z. B. *ecclesia*, *formalizare*, *quidditas* u. s. w., deren mehr durch echt classische mit Leichtigkeit hätten ersetzt werden können. Man sieht, daß er die Worte anwendet, wie sie ihm eben, entweder aus scholastischen oder classischen Reminiscenzen und Studien, in die Feder kommen. So z. B. schreibt er das eine Mal: *ut sint*, das andere Mal *quatenus sint*; oder er construiert *ut* (damit) hier mit dem *Conjunctiv*, dort mit dem *Indicativ*; oder er braucht *sus* und *ejus* promiscue. Ein relativ rein classisches Latein, das man freilich in jener Zeit selten findet, z. B. bei Nikolaus von Clemangis, schreibt Gerson nie; er will es auch nicht schreiben; er ist nicht darauf bedacht, und nimmt sich dazu nicht die Zeit des Suchens; man würde seine lateinische Diction nachlässig nennen können, wenn man berechtigt wäre, von dem nur immer auf die Sache, den Inhalt bedachten Manne eine große Sorgfalt für die Form zu fordern. Auch darf man voraussetzen, daß er, wie ja überhaupt fast das ganze damalige Geschlecht der Gelehrten, sich der lateinischen Classicität in Unterschieden von dem kirchlich-scholastischen Latein nie eigentlich bewußt gewesen ist; ihm gelten beide Redeweisen als gleich berechtigt; er wendet sie eben in unbefangener Gleichgültigkeit ihrer stilistischen Dignität an, je nachdem sie sich ihm zur Bezeichnung des Gedankens darbieten. Die von uns ge-

gebenen Citate“) dürften genügen, um dem Leser eine stilistische Blumenslese zu geben. Im Uebrigen wird man sich erinnern, daß, obgleich einzelne Vorläufer, namentlich in Italien, schon vorher aufstauhen, die eigentliche Wiedererweckung der classischen Studien erst in die Zeit nach Gerson's Tode fällt.

19) Gerson's Schriften im Allgemeinen. — Die Zahl seiner nachgelassenen und noch zugänglichen Schriftwerke größern oder kleinern Umfangs, von welchen wir etwa auf 130 Bezug genommen haben, ist sehr groß; die meisten davon hnd Gelegenheitschriften, namentlich die zahlreichen Briefe, Gutachten und Reden; hieraus zumest erklärt sich ihre wenig geistliche Form. Abgesehen von den Reden und Predigten bezieht sich die überwiegende Anzahl derselben auf das Schisma, die Päpste, die Concilien, die Reform der Kirche und ihrer Glieder. Als hierher gehörige Hauptschriften, welche meist in die Zeit der beiden Kirchenversammlungen zu Pisa und zu Constanz fallen, dürften anführen sein: „De modis uniendi ac reformandi ecclesiam;“, „De reformatione ecclesiae;“, „De potestate ecclesiae;“, „De unitate ecclesiae“ (ecclesiastica); „Sermo post novum recessum Johannis XXIII.“; „Sermo (oratio) coram Alexandro V.“; „De auctoritate papae;“, „De schismate;“, „De schismate tollendo;“, „Propositio facta coram Anglicis.“ Als dritte Classe können die ethischen Schriften gelten, namentlich sofern wir hierher die meisten Predigten, z. B. die vor dem Könige gehaltenen, zählen dürfen. Es wären hier z. B. zu nennen: „Contra vanam curiositatem;“, „De luxuria;“, „De praeceptis decalogi.“ Bedeutender jedoch sind ohne Zweifel diejenigen Schriften, welche auf das Gebiet der mystischen Theologie gehören, namentlich und vor allen „De mystica theologia speculativa“ (et practica); „De consolatione theologiae;“, „Super Magnificat;“, „De vita spiritali animae.“ Von den ergetigsten Werken können namentlich genannt werden „Lectiones super Marcum.“ das „Monotessaron“ und „Canticum canticorum.“ obwol letzteres mit demselben Rechte zu den mystischen Werken gezählt werden kann. In dogmatischer Hinsicht verdienen Erwähnung „De examinatione doctrinarum;“, die Predigten „De spiritu sancto;“, die Predigten „De nativitate Christi“ resp. „De susceptione humanitatis Christi;“, die Sermones und Sermons an den Trinitatisfesten, wol auch die Predigten über die Eucharistie. Die „Concordia metaphysicae cum theologia“ dürfte Gerson's Hauptchrift für seinen philosophisch-philosophischen Standpunkt sein. Doch muß wiederholt daran erinnert werden, daß Gerson sehr wenig systematische Werke verfaßt hat, resp. solche, welche die Aufgabe streng festhalten, etwa ausschließlich und erschöpfend das in der Ueberschrift genannte Object zu behandeln.

Die neuere teutsche Literatur hat zwar mit Vorliebe die mystischen Schriften des pariser Kanzlers berücksichtigt, allein wenn nach dem am meisten bleibenden, weil historisch, Werthe gefragt wird, so verdienen diese Geltung vor allen anderen diejenigen Schriften Gerson's, welche er über die Kirchenspaltung seiner Zeit hinterlassen hat. Er ist zwar nicht der Historiker des Schisma's par excellence, aber er ist der Richter des Schisma's und nicht sowohl in der formalistischen und praktischen, als vielmehr in der historischen Literatur der Theologie wird Gerson unsterblich sein.

Einige dem pariser Kanzler früher beigelegten Schriften“) sind später als unecht erkannt worden, während man andere aufgefunden hat, welche früher unbekannt waren. Sollte einst ein der Aufgabe gewachsener Kritiker eine durchgreifende Revision der Lebensnachrichten und Schriften Gerson's unternehmen, so wird derselbe sicherlich noch Mehreres aus der jetzigen Gersoniana ausmären und Anderes als Gersonianisch aus dem Staube der Bibliotheken hervorziehen. Indessen steht gegenwärtig so viel fest, daß Hauptchriften weder als noch zu geben werden; denn über die „Imitatio Jesu Christi“ hat diejenige Kritik, welcher das competenteste Urtheil hierüber zukommt, die teutsche, ein Urtheil gesprochen, welches nicht mehr wird umgestoßen werden können. Indessen müssen wir die Hauptmomente des Pro et contra Gerson als Verfasser derselben kurz zusammenstellen.

20) Ob Gerson die „Imitatio Jesu Christi“ geschrieben habe\*). — Das Buch, welches bis jetzt

93) Hierher rechnet z. B. Giese auch den „Floretus“, einen Commentar zu einer Art „Summa theologiae.“

\*) Man vergleiche hiermit den eben abgedruckten Artikel eines andern Biographen Gerson (Johann) und die von demselben verfaßte Uebersicht der vorliegenden Streitfrage, die wir, weil sie in manchen Punkten von der Darlegung des vorliegenden Artikels abweicht, hier in der Note folgen lassen.“ Rüd.

Die Frage, ob der pariser Universitätskanzler Gerson Verfasser des berühmten Buches De Imitatione Christi libri IV. sei, ist von jeher und noch bis in die neuesten Zeiten sehr in Frankreich, sowohl, als jenseits aus in Italien (in Teutschland zeigte man sich ihr stets abgeneigt) aufgeworfen und wenn auch mit guten Gründen verneint, doch immer wieder von Neuem, so früher von Dupin und neuerlich von Barbier und Giese, verfochten und unterstützt worden. Es gibt allerdings mehrere Handschriften von diesem Buche aus dem 15. Jahrh., nämlich sieben mit einer Zeilengabe und sechs ohne dieselbe, welche den Namen Johann Gerson als seinen Verfasser tragen, (s. z. B. zwei in der königlichen (jetzt kaiserlichen), eine in der vermöglichen Bibliothek der Genuesen) zu Paris und eine zu Rom, während man von der vorliegenden annimmt, sie habe zur Ausgabe des Buches von 1485 gedient, die es demselben Kanzler zuschreibt. Wenn alle diese Handschriften sich nicht die ältesten und zuverlässigsten. Ebenso läßt sich gegen das Alter und die Echtheit desjenigen Manuscripts, welches Giese in den Händen hatte, auf Pergament geschrieben und mit einem schönen Portrait Gerson's versehen ist, Vieles einwenden, sowie die Tradition, dasselbe sei im Besitze des Kessen von Gerson gewesen, nebst der Echtheit des Buches erst bewiesen werden muß. Nennen nun zwar die 31 Ausgaben dieses Werkes, welche von 1472 bis 1500 in Italien, in Frankreich, zum Theil auch in Teutschland und in den Niederlanden erschienen sind, den Kanzler als seinen Verfasser, und wurde man auch dadurch, nament-

94) Die Zahl derselben beträgt ungefähr 770, wenn auch nicht überall wertvolle Anführungen, aus etwa 130 Codiciblen, Briefen, Reden.



circa 2000 Ausgaben des lateinischen Textes erlebt hat, und in fast alle Sprachen Europa's übersezt worden ist,

lich in Frankreich, frühzeitig daran gewöhnt, die Nachfolge Christi Gerson zuzuschreiben, so ist doch zu bezweifeln, daß die ältesten und älteren Ausgaben seinen jammervollen Werke, als zu sein (f. Balet) 1483, die zu Straßburg 1488, 1499 und 1514, die ohne Druckort 1499, die zu Basel 1516 (f. 1518) und die zu Paris 1491, 1521 und 1606, jenes Werk davon ausgeschloffen haben. Analogen haben neuerer Nachforschungen ergeben, daß die handschriftlichen Werke Gerson's, die ältesten, die man in Frankreich glaubt aufweisen zu können, aus der Majarischen Bibliothek zu Paris den Tractat von der Nachfolge Christi nicht in sich schloffen, gleichwie Gerson's Bruder, der Prior der Cistercienser zu Evon, bei welchem er von 1420 bis zu seinem Tode 1429 in der größten Vortragezeit gelebt hatte, und der noch dessen Ableben seine Werke sammelte und ordnete, jenen Tractat, wie auch seinen Cardinal Beauraini in seiner Schrift De scriptoribus ecclesiasticis bemerkt hat, darunter nicht aufgenommen hat, was neuerlich der Herrlicher K. Bibliothekar zu Straßburg wiederum gründlich ermittelt hat<sup>1)</sup>. Sodann haben die alten Verzeichnisse von Gerson sich gehalten, ihm gedachtes Buch zuzuschreiben. Gleichwohl trat Dupin zu Paris 1698, obgleich er ein Jahr zuvor der letzten Revision der Handschriften des Buches beizuwohnte und deren Reprint zu Gunsten des Abtes Gerson (f. d. Art.) mit beifälliger Note, mit dieser Behauptung in seiner Dissertation sur l'auteur du livre de l'imitation etc. hervort, und außer dem Abte Desbailles (1773) unterstützte sie in neuerer Zeit der gelehrte Gence (f. d. Art.), nach dem Vorgange Barbier's<sup>2)</sup>. In mehreren Schriften über diesen Gegenstand, vertritt in seinen Considerations sur la question relative à l'auteur de l'imitation, et sur les discussions qui la reproduisent (Paris 1812), mit der größten Hartnäckigkeit und mehreremaligen Wiederholungen. Er stützt sich dabei unter Anderem auf die eben bemerkte kostbare Paragamenhandschrift des Buches von der Nachfolge, daß aber genauerer Prüfungen zufolge woi nur dem 16. Jahrhund. angehört, und auf seine sonst unzuverlässige Kenntniß vom Alter der Handschriften überhaupt, und ist der Meinung, Gerson verfaßte das Anachtsbuch in den Zeiten seines Exils von 1418 bis 1429, doch unentschieden, ob ursprünglich in französischer oder lateinischer Sprache; höchst wahrscheinlich aber sei der Verfasser und der Uebersetzer eine und dieselbe Person; der lateinischen Zeit wies man Schwärze der Wörter, der französische zu dem der Reimen bestimmt gewesen, und Gerson habe dem Werke den allgemeinen Titel De la Consolation interieure (de consolatione interna) gegeben<sup>3)</sup>. Ihn bekräftigte in dieser Ansicht die Behauptung, daß in der lateinischen Uebersetzung davon sich mehrere Gallismen befinden, die doch im Grunde nur den romanischen Sprachen eigenthümliche barbarische und von den Uebersetzern der coolles oft verändert worden sind, wir es sich auch mit den darin entbunden Germanismen verhält, welche dem Kanzler Gerson unmöglich zur Laß gelegt werden können. Weil ferner der Inhalt des Buches auf einen Verfasser hinweist, welcher ein Römer war und die Klosterzeit genau kannte — was Alles

wodan circa 1000 Editionen auf die französische Sprache fielen, hatte bereits eine längere Zeit existirt, ehe es eine

auf Gerson nicht paßt —, so rettet Gence seine Meinung durch die grundsätzliche Behauptung, die Gelehrten zu Evon hätten hinterdrein die strengen Königsanträge durch Verlesung des Textes hinweggebracht. Gleichfalls widerspricht Gerson's Buch De perfectione ad Carthusianenses, worin er diese Mönche zur Aufrechterhaltung der Tugend unter ihnen und zur Tugend ermahnt, den Ansichten Gerson's, weil in der Nachfolge Christi dieselben Mönche anderen geistlichen Leuten als Muster der Tugend vorgeschickt werden. Gleichwohl widersprechen die Gemüths Ansichten nicht allein das ganze Leben des Kanzlers Gerson und seine bekannten Grundsätze, sondern auch der durch die Scholastik verbreitete schwärzliche Geist seiner übrigen Schriften, der sich von dem Ziele der Nachfolge Christi voller eiler Einsicht weitentlich unterscheidet<sup>4)</sup>, und der Umstand, daß in diesem Buche noch vom Genuße des heiligen Abendmahls unter beiden gehalten bei den Leuten die Rede ist, während gerade Gerson im Sinne der Beschlässe des letzteren Concils eine Abhandlung dagegen geschrieben hat. Doch kann man wohl zugeben, daß er Verfaßter der Consolation interieure sei, die er in den letzten Jahren seines Lebens geschrieben haben mag, weil in dieser Schrift Nichts weiter als eine ferne, paraphrasirte Uebersetzung der vier Bücher von der Nachfolge Christi aus dem Latein und Französischer erkannt wird. Ein Buch, wie dieses vielgegriffene Anachtsbuch, dessen Verfasser durchaus ungenannt und unbekannt sein wollte, auch viel früher als Gerson und Thomas von Kempis gelebt haben mochte, und das seit der Erfindung der Buchdruckerkunst, oder genauer genommen seit 1490 bis 1780, nach Desbailles's Berechnung durch 2000 Ausgaben und fast zahllose Uebersetzungen in der Welt verbreitet sein soll, konnte freilich den Begehr der Gelehrten mehrer europäischen Nationen aus dem Grunde willkürlicher Luste oder unvernünftiger Aemerkungen der Uebersetzer ihrer Handschriften anheimern, den anonymen Verfasser derselben ihrer Nation zuzuschreiben, schloffen den bisherigen Entdeckungen und den daraus folgenden Ansichten davon, da ein veränderter Hergang der Ansichten und Irrthümer in der Wissenschaft sich nicht hat finden lassen, sich Schwierigkeiten der Kritik entzogenen werden. Waren inlassen von Gerson's übrigen Schriften seit Erfindung der Buchdruckerkunst so viele Ausgaben, wie nicht leicht von Werken eines Gelehrten seiner Zeit, zu Tage gekommen, so hat doch gleichwohl seine derselben die dauernde Berühmtheit erhalten, als eben jene anonyme Schrift.

Im übrigen hat die eben erwähnte pariser Ausgabe von 1606, die schönste und beste, welche bis dahin vorhanden war, der berühmte Dr. Edmund Richer, aber ohne Ordnung und ohne vorangehende Verzeichniss der Handschriften, besorgt. Dabei ist zu merken, daß, wie bemerkt wird<sup>5)</sup>, zwar der Druck derselben 1604 beendet war, die Erscheinung und Verbreitung desselben durch den Buchhandel aber erst ein Jahr später erfolgen durfte, weil der päpstliche Nuntius in Paris verlangt hatte, man sollte das Werk nicht ausgeben, so lange der Staat Verheirathet, welche Republik sich dabei auf Gerson's Ansichten berief, mit dem heiligen Stuhle zu Rom nicht beizulegen werden wäre. Dies geschah auch, und der Verkauf dieser Ausgabe ging nachher so rasch von Statten, daß in Kurzem die Exemplare davon höchst selten wurden. Bald machte sich die Theologie und anderen Gelehrten das Bedürfniss einer neuen und zwar vollständigeren Ausgabe fühlbar. Auch unternahm ein Gelehrter, der nicht bekannt sein wollte, diese Arbeit; allein die Zeitsumstände waren ihm nicht günstig, und so gab er sein Vorhaben auf. Seine darüber angefertigten Notizen und Sammlungen finden in Louis Elie Dupin's (zu Paris) Hände; dieser setzte diese Arbeit fort, verglich dazu die in Paris

1) In seinem Essai sur Jean Gerson (Straßburg 1839.) p. 121 seq. verglichen mit P. Ponce's Sur les manuscrits français de la Bibliothèque du Roi II, 115 seq. 2) In der Schrift Dissertation sur soixante traductions françaises de l'imitation de J. Chr. par Ant. Alex. Barbier, (Paris 1812.) Dieselbe Ansicht hielt 1837 noch Dncisme le Roy seit in seinen Etudes sur les Mystères et sur les divers manuscrits de Gerson (Paris u. f. w.). 3) Der ungenannte Verfasser der Dissertation sur le livre de l'imitation de Jésus-Christ et sur son auteur etc. (Paris 1800.) erhebt die Consolation interieure écrivie interieure (im Originale) des Buches von der Nachfolge Christi und schreibt sie auch dem Kanzler Gerson zu, erregte aber, damit sehr geringe Aufmerksamkeit.

4) Dncisme. 5) W. u. R. Erste Edition. LXII.

4) Zur ersten Schrift: De pueris ad Christum trahendis äußert sich einigermaßen der Rostungsdorfer in dem Buche von der Nachfolge Christi. 5) In dem Journal des Savants XXXV, 464 seq.

besondere Beachtung fand. Als aber einmal die Frage nach dem Verfasser angeregt war, wurde es zum Zankapfel nicht allein zwischen einzelnen Gelehrten, sondern auch zwischen großen Mönchshorden, ja zwischen ganzen Nationen; die Streitigkeiten bildeten beinahe eine ganze Bibliothek, denn es sind ihrer bis jetzt über 150 erschienen, welche den Gegenstand ausschließlich zum Inhalte haben. Das Buch verbreitete sich etwa seit 1415 (nach Schmidt)<sup>7)</sup>; aber das lesende Publicum hat ohne Zweifel längere Zeit den Verfasser nicht gekannt. Als nun die Frage entschieden werden sollte, hatte freilich der berühmte Kanzler von Paris mehr Präsumtion und eine größere Nation mehr Stimmen für sich, als der unbekannter Kanoniker von Zwoll.

Wir haben es daher zunächst mit den äußeren Gründen oder Zeugnissen für und wider Gerson zu thun. — Zunächst zeugt gegen Gerson's Auctorschaft dessen eigener Bruder, Johann Gerson, Prior der Cistercienser zu Evon. Dieser erhielt vom Kanzler den Auftrag, seine Schriften zu sammeln; er that es, nahm aber die Imitatio nicht mit in die Sammlung auf, ein sonder-

vorhandenen Handschriften und fügte mehr als 50 einzelne Schriften, darunter mehr, welche das Thema und die Kirchenräthe betrafen und die man noch gar nicht kannte, hinzu, nicht wehrend bis dahin noch ungesamten Schriften anderer Theologen und in Vitenbüchern, welche die Sache Jean Petit's, der den Rath Herzog Ludwig von Orleans verurtheilt hatte und deshalb auf dem esmergier Concil verdammt worden war, betrafen. In die Spitze dieser ganzen Sammlung stellte er eine Abhandlung, Gersoniana genannt, welche in vier Bücher abgetheilt ist. Das erste derselben umfaßt die Geschichte der Zeit Gerson's und der damaligen Kirche; das zweite das Leben Gerson's, Peter d'Alvise's, Elmonais' und anderer gleichgesinnten Freunde des Kanzlers; das dritte ein kühnes und durchschneidendes Urtheil von Gerson's Werken und das vierte, unferlich, einen Versuch von Gerson's Ansichten über Kirche, Dogmatik und Moral. Diese Ausgabe erschien mit Dupin's Namen unter dem Titel: Joannis Gersonii Opera omnia, novo ordine digesta et in V tomos distributa, (Antwerpen 1706, [nicht 1756] in Fol.) Gleichzeitig gab Dupin die umfängliche, dieser Ausgabe vorgesezte Abhandlung ebendasselbe noch besonders heraus unter dem Titel: Gersoniana, quibus historia ecclesiastica temporis illius, quo Gersonius vixit, textitur; hujus et coeuvorum vita narratur, scripta recentiorum, et doctrina expositur, praefixa editioni novissimae Opp. Gersonii. In derselben ist auch seine 1608 oben erwähnte französische geschriebene Abhandlung, in welcher zugleich die Geschichte der Streitigkeiten über den wahren Verfasser des berühmten Andachtsbuches ausführlich erzählt wird, doch hier lateinisch, wieder aufgenommen worden, worin Dupin die Meinung durchsetzt, der Autor der Gerson'schen und Kempis'schen sein. Eine nur durch die Annahme hindern: der Kanzler Gerson sei der wahre Verfasser von der Hauptsache Christi. Gleichwohl nahm er dieses Buch in seine Ausgabe von dessen Werken nicht auf, während Gerson in seiner Ausgabe desselben Buches von 1426 sich geäußert hat, Gerson's Namen ihrem Titel beizufügen<sup>8)</sup>. (B. Röze.)

96) Könnte dies mit Sicherheit nachgewiesen werden, so würde die Auctorschaft Gerson's eine fast unheilbare Wunde empfangen.

6) Diebenutzt wurde hier noch die Denkschrift über den wahren Verfasser des Buches von der Hauptsache Christi von G. von Gregory II., in der kaiserlichen Handschrift von St. Bapt. Brigil (Eulbach 1832), nebst *Quérard, La France littéraire* III, 335.

barer Zufall, wenn sie vom Kanzler geschrieben wäre! Die meisten alten Handschriften, von welchen viele allerdings keinen Verfasser nennen, legen das Buch dem Thomas von Kempen bei, von dessen Hand erwiesenermaßen die beiden sehr alten Manuscripte von Louvain und von Antwerpen geschrieben sind. Unter den 18 Handschriften der kaiserlichen Bibliothek zu Paris tragen nur zwei den Namen Gerson's, welcher in anderen Handschriften offenbar aus Unkenntnis der Abschreiber, die aber wohl den pariser Kanzler gemeint haben, Gerson oder Gessen oder Gesen oder Zarlou lautet. Als alter Hauptzeuge wird für Gerson die salzburger Handschrift von 1463 angeführt, allerdings einer der ältesten, wenn nicht der älteste Codex; allein der Verfasser ist hier nicht Johann Gerson, sondern „Joh. Gers.“ genannt. Dagegen tritt wieder gegen Gerson, weil für Thomas a Kempis (gest. 1471), ein Zeitgenosse desselben, der 1479 gestorbene Jean Busch auf, welcher ihn ohne Zweifel gekannt hat. Derselbe nennt in seinem „Chronicon canonicorum regularium ordinis St. Augustini capituli Windesemensis“ (zu Antwerpen 1621 gedruckt), im 2. Buche 21. Cap., Thomas a Kempis förmlich als Verfasser der Imitatio. Die römische Ausgabe der Werke Gerson's vom Jahre 1483 enthält dieses Buch nicht, ebenso die Ausgaben von 1488, 1490, 1514, 1516, 1521 und 1606. In der Ausgabe von 1488 sagt Peter Schoet ausdrücklich, daß Thomas der Verfasser sei; und die erste französische Uebersetzung, die von 1488 (zu Zouleuse), schwankt zwischen Gerson und dem heiligen Bernhard. Für Thomas von Kempen spricht dann wieder entschieden Johann Tritheim in seinem Buche „De scriptoribus ecclesiasticis“ (1494; vergl. *Fabricius, Biblioth. ecclesiastica* (Hamb. 1718.), p. 464. c. 707. Dagegen nennt die französische Ausgabe von 1493 (Paris) Gerson als „incontesté“. Verfasser der Imitatio, ohne freilich Gründe anzuführen.

Im 16. Jahrh. scheint die Streitfrage ziemlich geruht zu haben, obgleich sie überhaupt bis dahin keineswegs mit der späteren Leidenhaftigkeit geführt wurde. Aber im Anfang des 17. Jahrh. gab ein eigenthümlicher Zwischenfall der Frage eine neue, sowohl von Gerson als von Kempis ablenkende Wendung. Im 3. 1604 nämlich erschienen (zu Mailand) des Priors D. Pedro Riquiez „Aparejos para admistrar el sacramento de la penitencia.“ worin der Verfasser behauptete, die Imitatio müsse älter sein als Bonaventura, weil sie sich bereits in den — fälschlich — diesem zugeschriebenen „Collationes“ findet. Als nun der Jesuit Bernardin Rossignol in der Bibliothek des Conventes von Krona ein Manuscript mit dem Namen Gerson oder Gessen gefunden hatte, war der Benedictiner Constantin Cojetani, auf dasselbe sich stützend, welches er bis in das 13. Jahrh. zurückverlegte, so kühn, in seiner 1616 zu Rom erschienenen „Concertatio pro Johanne Gessen, librorum de Imitatione Christi auctore“ als Verfasser Johann Gessen oder Gerson von Gabaliara, Abt der Benedictiner von St. Etienne in der Citadelle von Vercelli, welcher zwischen 1220 und 1240 ge-

lebt, zu proclamiren. Aber jetzt ergriffen nur am so eifriger die Regularfanoniker des heiligen Augustin die Partei ihres Bruders Thomas, während die Benedictiner für Gerson stritten, von welchem nicht einmal der Name recht fest stand. Das Fieber des Kampfes, in welchem J. B. auch Napione und Cancellieri für Gerson fochten, loberte so heftig, daß, als sich die Kämpfenden durch Vermittelung des berühmten Gabriel Raubé an das Parlament von Paris wandten, dieses 1652 decretirte, es solle die Imitatio nur noch unter dem Vornamen des Thomas von Kempen gedruckt werden dürfen, ein starkes Zeugniß gegen Gerson, den man doch grade in Paris am besten kennen mußte, und dessen Partei man doch gewiß nicht so leicht aufzugeben hätte, wenn irgendwie stichhaltige Gründe vorhanden gewesen wären. Der Cardinal Bellarmin erließ sich gegen Gerson. Auch Dupin, obgleich Franzose, reag in seiner Ausgabe der Schriften Gerson's 1705 (zu Paris) die Frage nicht für Gerson zu entscheiden, er läßt sie unentschieden. Nachdem er in der Abhandlung „De auctore libri de Imitatione Christi,“ in dem „Gersoniana,“ lib. III. T. I. p. 59 seq., alle Gründe für und wider Gerson, Kempis und Gerson angeführt, ruft er mit Terentius aus: „Fecistis probe, incertior sum multo quam dudum,“ und fügt hinzu: „Nec dubito, quin superiora legentibus eadem animum subeant cogitatio. Tanta quippe multitudo manuscritorum codicum, editionum, testimoniorum, argumentorum, quae hinc et inde probata sunt, tantum abest, ut huic questioni lucem attulerint, ut eam potius e contra obscuraverint.“ Einer der kenntnißreichsten und eifrigsten Vertheidiger des Thomas ist später der (1775 gestorbene) bairische Kanoniker Eusebius Amert. — Die Geschichte des Streites bis dahin faßte Dom Thullier zusammen in der „Histoire de la contestation sur l'auteur du livre de l'Imitation de Jésus-Christ,“ in den „Ouvrages posthumes,“ des D. Mabillon und Ruinart (Paris 1724.) T. I. p. 1 suiv.

Mit dem 19. Jahrh. aber, freilich meist nur unter den Franzosen, deren nationale Eiferfucht und Eitelkeit diejenige Schrift, welche nach der Bibel am häufigsten gedruckt worden ist, nicht wollte fahren lassen, fand wieder Gerson mehr Vertheidiger, und zwar nicht ohne Kenntniß und Ehorfuna, die freilich allzu Ichar waren. Wir nennen von ihnen zunächst Barbier mit seiner „Dissertation sur soixante traductions françaises de l'Imitation de Jésus-Christ“ (Paris 1812), welcher beigefügt ist ein „Catalogue chronologique des ouvrages relatifs à la contestation sur l'auteur, depuis 1516 jusqu'en 1812.“ Ihm tritt Gence an die Seite in seiner Ausgabe der Imitatio (Paris. 1826.), sowie in mehreren andern Abhandlungen, unter andern in der wahrscheinlich von ihm herrührenden Biographie Gerson's in der französischen „Biographie universelle,“ welche unterschrieben ist: „G—ce,“ sowie in den „Nouvelles considérations, sur l'auteur de l'Imitation“ (7). Eben-

falls für Gerson kämpft D. Leroy in seinem Werke „Etude sur les mystères“ etc. p. 413 suiv., 1827. Dagegen fand wiederum der Alt Gerson einen Partigänger an Gergory in seinem 1827 zu Paris erscheinenden „Mémoire sur le véritable auteur de l'Imitation, revu et publié par les soins de M. Comte Lanjuinais,“ ins Deutsche überfetzt und erweitert von dem Benedictiner J. B. Weigl (Gulzbach 1832.). Sofort im nächsten Jahre, 1828, nahm Silberst das Wort für Thomas in seinem Buche „Gerson, Gerson und Kempis, oder ist einer von diesen dreien, und welcher ist der Verfasser der vier Bücher von der Nachfolge Christi?“ (Wien). Unter den französischen Kritikern der neuen Zeit hat Schmidt, welcher in seinem „Essai“ sich gegen Gerson und Gerson für Thomas ausspricht, obgleich nicht ohne die Reserve, daß die Sache noch nicht ganz für Kempis entschieden sei, nur an Paulin einen Secundanten; verral den zweiten Band von dessen großem Werke über die Manuscripte der königlichen (jetzt kaiserlichen) Bibliothek zu Paris, 1838. — Mit noch größerer Entschiedenheit wird die Imitatio dem Gerson wie dem Gerson ab- und dem Thomas von Kempen ausgeprochen durch K. Wlmann in seinen „Reformatoren vor der Reformation.“ 2. Bd. S. 711—744, wo außerdem die Erstzeng Gerson's als sehr zweifelhaft hingestellt ist. Zu demselben Resultate kommt Gieseler in seiner Kirchengeschichte, 2. Bd. 4. Abt. S. 347. Note n, man darf sagen, die ganze neuere protestantische teutsche Kritik, so weit sie nicht offenbar Parteirücksichten nimmt. — Es konnte hier unser Aufgabe nicht sein, die Gründe für Thomas speciell zu erörtern; es kam und vielmehr nur darauf an, die äußeren Zeugnisse, soweit sie Gerson betreffen, summarisch darzulegen, und diese sprechen entschieden gegen Gerson.

Ebenso die inneren Gründe, welche neuerdings besonders durch Wlmann (in seinen „Reformatoren“) präcis und fundig zusammengestellt sind. Obgleich wir wenig Gewicht darauf legen, daß die Imitatio (Lib. I, 25) den Benedictiner-Novizen die Karthäuser als Muster aufstellt, daß Gerson nicht geschrieben haben könne, so wird doch der Auctorschaft Gerson's für immer der Umstand entzogen, daß der Verfasser der Imitatio sich durchaus als Anhänger, Praktiker und Mitglied der (wenn auch etwas freieren) Rönchlebens darstellt, welches bestehend zu Schülern spricht, und seinen weltlichstüchtigen Sinn überall hervorleuchtend läßt, während Gerson nie, selbst nicht in Lyon, ein eigentlicher Klosterbruder gewesen ist, obgleich er einst die Brüder vom gemeinsamen Leben warm vertheidigte, und sich als einen Mann des öffentlichen Lebens bewährt hat, obgleich er sich später aus denselben zurückzog, aber nicht in eine Klosterzelle. Ebenso schwer ins Gewicht fallen die zahlreichen, ganz entschieden Germaniden der Imitatio, welche wir hier nicht anführen können, während sich diese bei Gerson, der dagegen viel Gallisches hat, nir-

das Jahr 1421, und behauptet, er habe sie ursprünglich französisch als „Kiernelle consolation“ geschrieben.

97) Gence setzt die Abfassung der Imitatio durch Gerson in

geübt finden. Man könnte zwar für Gerson den Umstand geltend machen, daß seine Schreibweise höchst ungleichmäßig sei; aber die angeführten Charaktereigenschaften der Imitatio finden sich, auch nicht annähernd, in einer seiner Schriften. Die allgemeine Ansicht, daß Gerson ein mystischer Schriftsteller und die Imitatio eine mystische Schrift sei, kann durchaus von keinem entscheidenden Momente sein.

21) Ausgaben der Schriften Gerson's. — Einige Zeit vor seinem Tode beauftragte Gerson seinen Bruder Johann zu Lyon mit der Sammlung seiner Schriften, und obgleich vorausgesetzt ist, daß derselbe diese Pflicht mit Sorgfalt erfüllt hat, so ist es dennoch wahrscheinlich, daß es ihm nicht gelungen ist, alle einzelnen Documente aufzufinden, da gewiß einige schon damals, wo noch keine Presse davor schützte, verloren gegangen waren. Dagegen hat man denn berühmten Männen andere Schriften beigelegt, welche indessen schon längst als unecht erkannt sind; sie finden sich bei Dupin zusammengestellt. Die beiden wichtigsten unter ihnen sind das „Compendium theologiae“ und das „Alphabetum divinae mortis.“ beide später oft allein aufgelegt, wie dies auch mit echten Gerson'schen Schriften, zumal den ethischen, namentlich im 15. und 16. Jahrh., der Fall gewesen ist. Schon kurze Zeit nach der Erfindung der Buchdruckerkunst erschien eine Ausgabe seiner wichtigsten Schriften, aber ohne Renennung des Jahres und Ortes. Theilweise Editionen, um das Jahr 1472, zu Köln, Augsburg, Nürnberg, wurden 1479 in eine einzige, zweibändige vereinigt, aber wieder ohne Benennung des Ortes. Die erste namhafte Gesamtausgabe besorgte Joh. Koelhoff 1483 — 1484 zu Köln; die zweite Peter Schott 1488 zu Strassburg; eine gleichzeitige ebendort, in drei Bänden Geiler von Kaisersberg; dieselbe ward 1488 — 1494 zu Basel, bei Nicol. Kessler, wiederholt. Auch im 16. Jahrh. entstanden mehrere Gesamtausgaben, und meist fügte man das Bild Gerson's als eines Püßers bei. Aber alle diese Ausgaben, sowie diejenigen des 16. Jahrh. zu Basel, Paris, Lyon, Reims u. s. w., sind, abgesehen von den für uns höchst unbrauchbaren Schriftzügen, sehr incorrect, von keiner guten Anordnung, ohne kritische Sichtung u. s. w. Die erste brauchbare Ausgabe, mit einem Leben Gerson's und anderen Zugaben, besorgte 1606 (1607 gedruckt) Edmund Richer, Doctor der Sorbonne und Spindius der theologischen Facultät, woraus 1691 und 1710 (1801 wiederholt zu Paris) Renoble seinen „Œuvres de Gerson“ zusammengestellt; und gleich im Anfange des 18. Jahrh. unternahm es d'Hérivaux, Regularianer der Abtei von St. Victor und Bibliothekar, Gerson's Schriften von Neuem zu sammeln, zu sichten, zu corrigiren u. s. w. Er übertrug die Herausgabe dem Louis Elie Dupin, welcher das Werk unter dem eigenen Namen 1706 in fünf Bänden zu Antwerpen erscheinen ließ, dasselbe aber auch mit mehreren neuen Schriften des Kanzlers<sup>99)</sup>, mit einer vita desselben, auch etlichen Arbeiten von Zeit-

genossen bereicherte. Zwar finden sich hier noch manche Fehler und Mängel, letztere z. B. in der Anordnung der Schriften; allein es ist die beste Ausgabe, welche man benutzen kann; ihr gegenüber sind die früheren Ausgaben gradezu unbrauchbar. Zum zweiten Male wurde sie 1728 zu Haag aufgelegt, aber ohne wesentliche Veränderung<sup>100)</sup>.

22) Literatur über Gerson. — Hierher gehören, außer den politischen Staatsgeschichten, die allgemeinen kirchen- und dogmenhistorischen Schriften, ferner die allgemeinen Werke über die Scholastik und die Mystik des Mittelalters, sowie über das Schisma. Demnächst folgen die Monographien über die Kirchenversammlungen, an welchen Gerson theilhaftig gewesen ist. Wir nennen hierfür namentlich von der Hardt: „Historia Concilii Constantiensis,“ worin auch eine „Gersonis vita.“ T. I. P. IV. p. 26 seq., enthalten ist, und J. H. v. Weissenberg: „Die großen Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrh.“ 4 Bde., 1840. Im zweiten Bande ist die Geschichte der Concile von Pisa und Constanz enthalten. Daran schließen sich etwa die Werke über die Geschichte der Stadt Paris, von welchen Schmidt du Brul<sup>101)</sup> „Théâtre des antiquitez de Paris“ (Paris 1639., 2. Ausgabe 1639.) anführt, sowie die Schriften über die Geschichte der Universität Paris, namentlich du Boulaux (Buland), „Historia universitatis Parisiensis,“ 6 Bde. (Paris 1665 — 1673.), sowie Grevier's „Histoire de l'Université de Paris,“ 7 Bde. (Paris 1761.) — Die uns bekannt gewordenen Schriften über Gerson's gesammte Lebens- und schriftstellerische Thätigkeit sowie über einzelne Partien derselben sind außer den schon genannten folgende (anonym und ohne Jahreszahl): „De vita et miraculis Joh. Gersonis;“ ferner (ohne Jahreszahl) „Defensio Wimpelingii pro divino Gersonis;“ ferner „Vita Gersonis“ in der Ausgabe seiner Schriften von Dupin, als 1. und 2. Abtheilung der „Gersoniana,“ womit die „Testimonia de Gersonio“ (ebendort), T. I. p. 180 seq., zu vergleichen sind; ferner „Catalogus testimoniarum“ von Flacius (Frankf. 1666.), p. 779 seq.; ferner Edmund Richer: „Apologia pro Joh. Gersonio, pro suprema ecclesiae et concilii generalis auctoritate et independentia regiae potestatis ab alio quam a solo Deo, adversus scholae Parisiensis et ejusdem doctoris christianissimum obtractores“ (Reyden 1676.); hier findet sich auch eine „Vita Gersonis ex ejusdem operibus collecta;“ ferner eine Abhandlung „De Joh. Gersono“ in Jean Lamoll's „Historia gymnasii Navarrae.“ T. IV. P. I. p. 514, in den „Oeuvres“ von Lamoy (Göln 1732.); ferner Ant. Percira, „Compendio da vida da veneravel J. Gerson“ (Lissabon 1769.); ferner Engelhardt „De Gersonio mystico,“ 1823; ferner Hundelshagen „Ueber

99) Die Zugaben zu der Edition, namentlich die „Vita,“ haben besonders den — erreichten — Zweck, Gerson gegen den Vorwurf zu schützen, daß er später seine früheren Urtheile über Päpste, Concilien u. s. w. widerrufen habe.

100) Nach Grevier über 50.

die Mystische Theologie des Joh. Charlier von Gerson, "in der", *Zeitschrift für historische Theologie*, 1834; ferner *Rechner*, *Ueber Gerson's mystische Theologie*, 1835; ferner *"Essai sur la vie de Gerson"* par l'abbé Lecky (Paris 1835); ferner ein Aufsatz über „Jean Gerson“ von Ch. Rabitte in der „*France littéraire*“, 1. und 2. Lieferung, p. 126 seq., 1836; ferner *Genee*, *Gerson restitué et expliqué par lui-même* (Paris 1836); dazu gehörig, *Gerson* (Jean Charlier de) "in der", *Biographie universelle* von C — e; ferner Dr. Eroy, *Etudes sur les mystères et sur divers manuscrits de Gerson* (Paris 1837), ferner *Jourdain*, *Doctrina Joh. Gersonii de theologia mystica* (Paris 1838); ferner, *Essai sur Jean Gerson*, chancelier de l'université et de l'église de Paris par Charles Schmidt, docteur en théologie etc." (Strasburg und Paris 1839.) Zwar will die zuletzt genannte Schrift keinen Anspruch darauf machen, eine vollständige Biographie Gerson's zu geben; allein da sie in besonnener und gebräunger Kürze die Resultate aller über Gerson gemachten Studien zusammenfaßt, so sind wir ihr vorzugsweise gefolgt. Ein das Leben und die Schriften des Kanikers vollständig oder auch nur überflüssig behandelndes Werk der neueren deutschen Literatur und Wissenschaft existirt nicht. (J. Hasemann.)

GERSON (Johann) von Banonien, ein unter diesem Namen bekannt gewordener thüringisch-sächsischer Chronist des 15. Jahrh., ist sehr ein andrer als der classisch gebildete italienische Arzt Giovanni Garzoni zu Bologna, von welchem in dieser Section 54. Band S. 122 fg. gehandelt ist. Es ist jedoch dort die von den Teutschen verfälschte Wortform übersetzt worden, unter welcher Garzon neben der richtigen in Teutschland und besonders in Sachsen einige Jahrhunderte hindurch als Historiker eine unermessliche Wichtigkeit erhielt. Jenes literarische Gewicht erwarb er sich in Teutschland lediglich durch seine sehr verbreitete und begierig gelehrte romantische Schilderung der Schicksale und Thaten des Land- und Markgrafen Friedrich I. oder Erzbischofen von Thüringen und Weihen, der Zeitgenossen desselben mit seinem Vater Albrecht dem Unartigen und ihrer Veranlassung, sowie der daraus entstehenden Kriege des Fürsten mit den römischen Königen Adolf und Albrecht I. War gleich Garzon diesem verwickelten historischen Gegenstande völlig fremd, der damals fast gar nicht bekannt, und nur noch in handschriftlichen einheimischen Chroniken verborgen war, so wagte er es doch, ihn wie allgemein und wol mit Recht geglaubt wird, unter dem Beistande seines Schülers in der Aragnelinde, Erasmus Stella (Stüser) aus Sachsen, welchem jene Chroniken nicht unbekant gewesen sein mochten, vielleicht auch auf dessen Veranlassung, zur Zeit, als der Prinz Friedrich, jüngster Sohn Herzogs Albrecht des Beherrschten von Sachsen und nachmaliger Großmeister des teutschen Ordens in Preußen, 1494 in Siena studirte und hier mit Garzon Bekanntschaft machte, sei es aus Eitelkeit oder aus Schmeichelei, als Gelegenheitschrift zum Ruhme des sächsischen Fürstenhauses auszuarbeiten und dem Prinzen in der Handschrift

mit der Aufforderung zuzueignen, diese Schrift auch andern teutschen Fürsten mitzutheilen). Das Meiste zu dieser Auffassung erregenden Schrift hat unfruchtig Stella beigetragen, aber durch seine dem Gedächtnisse entnommenen Mittheilungen hat er den eifrigen Italiener zu den gedächtnis Irthümern über die Zustände der thüringisch-sächsischen und die diesen benachbarten Ländern jener fernern Zeit, sowie über die damals mitgetheilten Personen verführt, welche er dann auch, mit erdichteten Reden, Briefen und Umständen vermengt, auf gutes Glück zu einer eleganten Lobschrift ausarbeitete. Weil man aber, durch Georg Fabricius' Behauptung getäuscht, glaubte, daß Stella ihm die Schrift in die Feder dictirt habe, so galt derselbe eine Zeit lang auch für ihren Verfasser. Er ist aber nur ihr erster Herausgeber gewesen und hat das Publicum ohnehin durch den gewählten Titel Jo. Garzonis, Banoniensis, de rebus Saxoniae, Thuringiae, Liboratriae (des Osterlandes), Misniae et Lusitiae libri duo, ad illustrissimum Federicum, Saxoniae Duem, unter welchem sie zu Basel 1518 in 4. erschien, verwirrt. Stella widmete die Schrift dem Herzoge Georg von Sachsen, dem ältesten Bruder des 1510 verstorbenen Prinzen Friedrich. Abermals erschien sie in einer Sammlung historischer Schriften: *Opus historiarum nostro saeculo convenientissimum* etc. zu Basel 1541, S. 29—100, doch ohne Stella's Zuzeichnung und Vermerk. Nach dieser Ausgabe, welche nebst der ersten und der zu Frankfurt 1550 erschienen dritten bald vergriffen war, fügte sie der frankfurter Professor Reiner Reineck unter dem Titel de bellis Friderici Magni seu Admorsii, Landgravi Thuringiae etc. seiner Ausgabe der von dem pegauer Mönche verfaßten *Historia de vita et rebus gestis Viperi Groecensis* etc. (Frankf. 1580. Fol.) bei und machte zugleich auf viele Fehler dieses Werkes aufmerksam. Peter Albinus und Georg Fabricius prüften es hierauf zwar noch genauer, allein erst B. C. Tengel, der Anfangs Willens war, die Schrift seiner Abhandlung de vita Friderici Admorsii, wegen Verwandtschaft des Gegenstandes als Beilage zuzugeben, drehte mit Scharfsinn die Unzuverlässigkeit desselben in einer Menge von Berichtigungen und Verbesserungen auf, welche nach seinem Tode in Wendens' Hände kamen und von diesem dem leipziger Professor G. Gottf. Hoffmann mitgetheilt wurden. Hoffmann nahm in seine Introduction zu seinen *scriptoribus rer. Lusaticarum* S. 14—19 und S. 29—54 auch das Garzon'sche Schriftchen nach dem Reineck'schen Texte mit dessen Einleitung auf. Neun Jahre nachher (1728) gab Wendens selbst dasselbe mit einem berichtigenden Apparate abermals im 2. Bande

1) Die sächsischen Historiker haben aus Mangel an Nachrichten die Zeit des Kaiserthums Friedrich's in Siena, wohn ihn sein Griechischer Geschichtschreiber von der Gabelung begleitet, nicht zu bestimmen vermocht, sie fällt aber in's Jahr 1494 und weil der Prinz sich von dort auf den Reichstag nach Worms begab, so wird das Jahr seiner Abreise auf 1495 gesetzt werden müssen. Vergl. die Mittheilungen der oberlausnischen Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft zu Allenburg IV, 15.

seiner scriptores rer. Germanic. (pag. 1015—1056) sammt den untergelegten Varianten des Textes der verschiedenen Ausgaben heraus, ungeschätzt demselben der Werth einer geschichtlichen Quelle schon genommen war.

Alle diese Abdrücke und Ausgaben geben zwar den Namen des Verfassers unverfälscht, berichtigten auch seit Reineck, mit Ausnahme Wendens, den täuschenden Titel, der auf eine allgemeine Landeschronik hinweist, durch einen verständlichen Zusatz; allein den verfälschten Namen Gerson hatte inwischen der deutsche Uebersetzer des Buches, ein in des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen Diensten stehender meißnischer Edelmann Heinrich von Lindenau ins Publicum gebracht. Derselbe entschloß sich, weil das Leben Friedrichs des Erbprinzen damals noch wenig bekannt war, auf die Ermunterung des gelehrten C. Spalatin, welcher diese Arbeit selbst ablenkte, die ihm sehr wichtig erscheinende Schrift durch eine deutsche Bearbeitung in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Er überlegte und gab sie unter dem Titel: Chronica, des Durchlauchtigen, Hochgebornen Fürsten und Herrn, H. Friedrichs des Ersten, Landgrafen in Düringen u. d. d. lichen Geschichte und Thaten durch Johann Gerson u. zu Nürnberg 1346 in 4., jedoch ohne seinen Namen zu nennen, heraus<sup>1)</sup>. Gleichwohl widmete er sie (am Verabende des schmalkalder Kriegs) dem Kurfürsten von Sachsen als Trostschrift in seinen Kämpfen mit den Überfahrern der Reformation, legte ihr aber auch aus Gutherzigkeit die unerreichte Eigenschaft bei, daß man daraus die Kriegsführung und Strategie ganz besonders kennen zu lernen vermöchte. Sein Name wurde indessen erst durch die zweite Ausgabe seiner Uebersetzung bekannt, welche vom obengenannten Reineck veranlaßt und mit dessen Verrede von 1582 begleitet ohne Ort und Jahr in 4., nach Einigen zu Gisleben 1587 erschien. Hierauf nahm sie Georg Hahn in seine Sammlung von Übersetzungen und andern Geschichten (Leipzig 1606. in Fol.) S. 345 fg. wieder auf, gab ihr aber den Titel Chronica des Durchl., Hochgeb. Fürsten und Herrn, H. Friedrichs des Ersten und Herrn Diekmann, Geschribten u. s. Im Uebrigen sprach Gerson in der Zuweisung seiner Schrift an den Prinzen Friedrich den Voratz aus, auch das Leben Herzogs Albrecht des Böhmerischen bearbeiten zu wollen, wovon aber Nichts weiter bekannt worden ist.

(B. Riese.)

GERSON (Joseph), Arzt, geb. zu Altona im J. 1756, studirte im Koppenhagen, promovirte dann in Göttingen und übte die Heilkunde in Hamburg, woselbst er am 10. März 1801 starb. Er beschaffte sich besonders mit der Geburtshilfe, und hat auch zwei in dieselbe einschlagende werthvolle Schriften verfaßt: Sylloge observationum de partu laborioso. (Göting. 1776. 4.) (Enthält 15 interessante Geburtsfälle.) Beobachtung bei einer Frau, die eine Frucht in ihrer Mut-

tertrompete drei Jahre und einige Monate getragen, welche durch den Hinters entbunden worden; mit erläuternden Geschichten und Anmerkungen. (Hamburg 1784.) (Fr. Wilt. Theile.)

GERSONI, GERSONIDEN<sup>2)</sup>. Dieser Name bezeichnet nach authentischer Grundlage eine prager Druckerfamilie, deren Druckerzeichen sowohl als noch später Abkömmlinge denselben ausdrücklich als Familiennamen bezeichnen: גרסוני (nach 4 Mos. 26, 57), welches nach der Orthographie und wegen der sonstigen Verwechselung mit dem Zeitworte (Gerschni: „Sie haben mich vertrieben,“ das schon wegen des nommen et omnes gewiß vermieden worden) wahrscheinlich Gerschni ausgesprochen werden ist, und soweit dem Schreiber dieses Artikels aus Erfahrung bekannt ist, auch in jenen Gegenden noch heute so ausgesprochen wird. Die vorhandenen Nachrichten über diese durch Gerschom b. Salomo Kohen (Kaj y"z) begründete Familie hat zuerst Janz<sup>3)</sup> in geschichtlicher Auseinandersetzung verarbeitet und mit einem Stammbaume begleitet, später deren typographische Thätigkeit im Einzelnen geschildert<sup>4)</sup>. Was die letztere betrifft, so ist das Wichtigste in Kürze in dem Artikel Jüdische Typographie (2. Sect. 28. Bd. S. 52) mitgetheilt; und sollen hier nur noch einige wesentliche Verbesserungen und dort absichtlich übergangene Bemerkungen nachgetragen werden<sup>5)</sup>. Zunächst ist es sehr zweifelhaft, ob diesem Gerschom das Verdienst der Begründung der hebräischen Druckeri in Prag gebühre; er erscheint zwar schon in einem am Ende des Jahres 1515 gedruckten Gebetbuche, ist aber dort mit mehreren andern genannt, die zum Theil schon auf dem Gebetbuche von Ende 1512 erschienen<sup>6)</sup>. Sein von Janz übergangener Bruder Geronim (Gersonimof)

1) Die Manier einiger neueren Bibliographen, hebräische Familiennamen künstlich zu bilden, sogar Autoren unter dem Namen ihres Vaters anzuführen, wogegen G. B. de Rossi einen vortheilhaften Anfang gemacht, kann nur dazu dienen, die ohnehin an Verwirrungen nicht arme hebräische Bibliographie zu erschweren. Auch bei dem Buche die hebräische Kalligraphie<sup>7)</sup>; entstandenen Namen sollte man sich auf solche beschränken, die wirklich schon bei hebräischen Schriftstellern vorkommen, wie „Radmann“ (Ressel b. Radman), um so mehr bei dem vollständig zurückstehenden — ides, die Rossi nennt Levi b. Gerson: Gerseni — des; in der trefflichen Uebersetzung von Dambarger muß man diesen Fehler unter Gersoni suchen, welches nach Rom. 26, 57 gelehrt ist und eigentlich Gerschoni lautet; allein der genannte Schriftsteller wird nirgends in hebräischen Schriften anders als R. Levi oder L. G. (12 7-) genannt. Daß der sonst noch vorkommende Nebenname Gerson, wie z. B. bei Jafel Gerson (s. diesen Artikel und einige Berichtigungen dazu in Zeitschrift des Catalog S. 1113), die Familie bezeichne, ist möglich, aber nicht erwiesen. Ein dieses Wortspiel bei Simcha b. Gerson Kohen Poratz, welches sich nur auf den Namen seines Vaters bezieht und mit der Buchdruckerei Nichts zu thun hat, ist von Zeitschrift (Literaturblatt des Orients. 1846. S. 232) fälschlich auf eine „Anstellung in der Buchdruckerei der Gersoniden“ bezogen worden. Vgl. Serapion. 1854. p. 188 Anm. 2) In Geiger's Zeitschrift V. 39 (Kallisten Nr. 8 die Gerschniden). 3) „Druckereien in Prag“ (ind. „Wanderer“ u. s. w. in seinem Buche: Zur Geschichte und Literatur S. 261 fg. 268 fg.). 4) In Bezug auf andere Einzelheiten verweise ich im Vorwort auf die III. Section des erwähnten Catalogs, welcher die Drucker behandelt wird. 5) In den neuesten Catalog S. 304. Nr. 2064. 2065.

1) Nach Schurzschick und Wendens soll nicht Lindenau, sondern Ernst Broutsch diese Uebersetzung veranlaßt haben; s. Renssen a. a. S. 11. 1014, was jedoch weder durch das uns vorliegende Exemplar derselben, noch durch andere Beweise bestätigt wird.

dürfte nur ein sogenannter „Stiller“ Compagnon gewesen sein, da sein Name nur auf dem einen Drucke vom Jahre 1526 bekannt geworden<sup>1)</sup>. Unter den fünf Söhnen Gersonides ist Mordchai Semach noch als derjenige hervorzuheben, welcher trotz (oder vielleicht wegen?) vorangegangener Anfeindungen von Seiten seiner eigenen Glaubensgenossen, nicht anstand, eine Reise nach Rom zu unternehmen, um die Fürsprache Pius' IV. bei Ferdinand zu gewinnen, durch welche die Zurückberufung der A. 1561 aus Prag vertriebenen Juden bald erfolgte. Mordchai's Enkel, Moses b. Bezalel, ist in typographischer Beziehung wol der bedeutendste, und scheint es, als hätte er nicht bloß von 1599 bis 1629 gedruckt, sondern auch noch 1633<sup>2)</sup> und vielleicht sogar 1648<sup>3)</sup>. Jedenfalls ist er der „Moses Kohen (Kag),“ dessen Enkel schon vom Jahre 1682 an entweder als solche oder als „Compagnons“ in der Druckerei (sic) des verstorbenen (sic) Moses u. s. w. sich bezeichnen, und ist der von Junz noch außerdem angenommene Moses Kohen zu streichen<sup>4)</sup>. Und auch in der Zwischenzeit ist die Familie Gersoni durch Israel b. Jehuda Koch (vermuthlich Sohn des A. 1624 erscheinenden Jechuda) vertreten, welcher wahrscheinlich noch 1651 vorkommt, und die bisher unbekannte (von der des Josef Wigenhausen verschiedene), wahrscheinlich ältere Bearbeitung des „König Artus Hof-“ druckte<sup>5)</sup>. Sein Sohn ist offenbar Abiron b. Israel A. 1635<sup>6)</sup>. Der Letzteren Sohn David, Erzer und Schriftsteller, nennt schon Junz als von den Enkeln Moses Kohen abkommend. Als zur Familie Gersoni gehörig bezeichnen sich auch Simcha b. Isak Ede's Kohen, Pressensieher in Fürth und Prag (1693—1694, 1696—1700), und Ischar b. Isachar Kohen, der ein teutsches Lied über die Pest in Prag (1713—1714) verfasste<sup>7)</sup>, welches auch einiges geschichtliches Interesse hat. (M. Steinschneider.)

Gersonides, f. Levi ben Gerson.

Gersonites, f. den ersten Artikel Gerson.

Gersprenz, f. Gernsprung.

GERSTÄCKER (Karl Wilhelm Friedrich), geb. zu Zwickau am 25. Sept. 1773, studierte zu Leipzig die Rechte. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn (1797) betrieb er dort als Advocat die juristische

Praxis. Er beschäftigte sich nebenher, meist in Bezug auf sein Fach, mit literarischen Arbeiten. Als Grundlage zu einem künftigen Systeme der Rechtsphilosophie schrieb er seinen „Versuch einer gemeinschaftlichen Deduction des Rechtsbegriffs aus den höchsten Gründen des Wissens.“ Dies Werk, sein erster schriftstellerischer Versuch, 1801 zu Breslau gedruckt, erlebte bereits 1803 zu Posen eine neue Auflage. Kurz zuvor (1802) war zu Erfurt seine „Metaphysik des Rechts“ erschienen. Die zweite Auflage dieses Werkes (Erfurt 1806.) führte auch den Titel: „System der theoretischen und praktischen Rechtsphilosophie nach allen ihren Theilen. Erster Theil.“ Vorherrschend war in Gerstäcker der Sinn für das Praktische, den er durch mehr seiner Schriften betätigte, unter andern durch seinen „Beweis der Nothwendigkeit allgemeiner Landes-Ordnungen.“ (Leipzig 1805. 4.) Einen gleichen Zweck verfolgte er in seiner „Einzig zweckmäßigen Methode, das Bettelwesen und die Gefahren, womit die Armen der öffentlichen Sicherheit drohen, auf immer aus ganzen Staaten, nicht bloß auf kurze Zeit aus einzelnen Orten, zu verbannen.“ (Leipzig 1805.) Den Grad eines Doctors der Rechte erwarb sich Gerstäcker 1813 durch Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: *Juris politiae ex uno securitatis jurisque custodiarum principio repetiti et ad artis formam redacti brevis delineatio Specimen I.* (Lips. 1813.) Ein zweites Specimen dieser Dissertation ließ Gerstäcker 1826 zu Leipzig drucken. Er war in dem genannten Jahre Assessor der Juristenfacultät geworden. Noch dürfte unter seinen Schriften sein „System der innern Staatsverwaltung und der Gesepolitik“ zu erwähnen sein. Dies Werk erschien zu Leipzig 1818—1819 in drei Bänden. Ebenfallselbst (1821) erschien von ihm eine „Anweisung zur zweckmäßigen Abfassung gerichtlicher Vertheidigungsschriften.“ Zugleich als „Probe eines künftigen Handbuchs der gesammelten praktischen Rechtswissenschaften“ veröffentlichte Gerstäcker 1826 zu Leipzig seinen „Entwurf eines vollständigen Curses der gesammelten Rechtswissenschaften.“ Dies Werk sollte zugleich einem zweckmäßigen Unterrichte in der Jurisprudenz auf Universitäten zur Grundlage und zugleich zu einer tüchtigen Vorbereitung auf das Geschäftleben dienen. Unter dem Titel: „Altkraut“ redigirte Gerstäcker in den Jahren 1811—1812 eine Zeitschrift, die, nach seinem Plane, „zur Erweiterung und tieferen Begründung der Rechtsphilosophie, Gesepolitik und Polizeiwissenschaft“ dienen sollte. Es erschienen jedoch von dieser Zeitschrift nur die zwei ersten Hefte oder der erste Band. Antheil hatte Gerstäcker an dem Neuen Archiv des Criminalrechts. 7. Bd. (1825.) Er starb den 4. März 1852 in hohem Alter<sup>8)</sup>. (Heinrich Döring.)

GERSTÄCKER (Samuel Friedrich), wurde zu Schmiedberg in Sachsen den 15. Nov. 1790 geboren. Sein Vater, ein dortiger Chirurg, lebte in dürftigen Umständen, konnte daher für die Erziehung seines Soh-

6) 2. Oct. 28. St. S. 52. Anm. 3 ist ein Druckfehler (muss) 112 27 anstatt 112, nämlich Gersonom und Gersonum werden beide als Brüder und daher Söhne Salomo's bezeichnet, von einem Sohne Gersonum's ist keine Rede. Merkwürdig ist es, daß zu derselben Zeit auch der noch berühmtere Gerson Sencino unter dem Namen Geronimo nicht gehöhrliche Bücher druckte f. S. 100. 352. 7) f. über den betreffenden, erst kürzlich in Wien aufgefundenen Druck, den angeführten Catalog S. 323. Nr. 2133 A. 8) f. d. S. 325. Nr. 2145, wo auch Isak b. Jechuda Koch Jechel Gersoni als Erzer. 9) Zur Geschichte S. 263, in Geiger's Zeitschrift S. 44 mit dem Jahre 1692. — Gersons beruht auch die Firma „Enkel Moses Koch“ bei Junz S. 265 und Jüdische Typographie S. 76 auf Jerusalem bei Wolf, die hier im Einzelnen nachzuweisen zu weit führen würde. 10) f. Catalog unter Josef Wigenhausen S. 1540. 11) f. Catalog S. 108. Nr. 675, wo ich in ihm einen Jener „Enkel“ (also mütterlicher Seite's) vermutet. 12) f. Catalog S. 1090.

<sup>8)</sup> Beigl. Meusel's Gel. Deutschlands XIII. 462. XVII. 704 fg. XXII. 2. Abth. S. 346 fg.

nes wenig thun. Hervorragend unter den Naturanlagen des Knaben war sein musikalisches Talent; wenn er bei Begräbnißfeierlichkeiten als Vorkänger seine schöne Stimme hören ließ, erntete er manches Lob ein. Mit dem kleinen Gratia, das er dafür erhielt, unterstützte er seine Vetter. Durch Verwendung seines Oheims, eines Pfarrers, ward Gerstäcker Zögling der Kreuzschule in Dresden. Seine musikalischen Studien setzte er dort fort. Dem Rath einiger Freunde, auf der Bühne sein Glück zu versuchen, ließ er nicht unbenutzt. Die Bekanntschaft mit dem Director einer in der Umgegend von Dresden spielenden Schauspielertruppe veranlaßte ihn bei derselben ein Engagement. In diesen Verhältnissen blieb er zwei Jahre. Er ward hierauf Mitglied der Secunda'schen Gesellschaft, die in Dresden und Leipzig Vorstellungen gab. Nach seiner Verheirathung (1814) engagierte er sich bei dem hamburger Theater. Seine ausgezeichnete schöne Figur, seine ungemein biegsame und wohlklingende Tenorstimme empfahlen ihn nicht bloß zu Hamburg, sondern auch bei den Gastrollen, die er in Wien, Berlin, Leipzig, Weimar, Frankfurt am Main u. a. Orten gab. Auch außerhalb Teutschland, in Amsterdam und Kopenhagen erntete er tausenden Beifall ein. Er galt allgemein für einen der ausgezeichnetsten Tenoristen. Nach einem fünfjährigen Aufenthalte in Hamburg verließ er diese Stadt, um einem Rufe nach Dresden zu folgen. Er ward Mitglied des dortigen Hoftheaters. Der König von Sachsen beehrte sein Gastspiel durch eine goldene Dose. Sein Aufenthalt in Dresden war jedoch nur von kurzer Dauer. Er trat mit der Theaterdirection in Cassel in Verbindung und wurde hier als Opernsänger angestellt. Doch gehörte er nur wenige Jahre dieser Bühne an. Im J. 1823 zeigten sich die ersten Symptome eines lebensgefährlichen Brustulcels. Seiner guten Natur vertrauend, drückte er die ihm drohende Gefahr zu wenig, und gab noch hier und da Gastrollen, die seine Kräfte völlig erschöpften. Als Adelar in Weber's Oper *Curpanthe* sang er in Cassel seinen Schwanengesang. Sein leidender Zustand bewog ihn 1824 zu einer Reise nach dem Bade Ems. Ein Blutsturz verzögerte mehrere Monate seine Rückkehr. Durch Hülfe eines geschickten Arztes und durch die sorgsame Pflege seiner Gattin erholte er sich zwar in Cassel wieder, starb jedoch dort bereits am 1. Juni 1825. Talent und Fleiß hatten ihn zu einem der ersten Tenoristen erheben. In seiner umfangreichen Stimme vereinigte er eine seltene Kraft und Anmuth. Sein Vortrag, besonders im Recitativo, zeugte von dem geläutertesten Geschmaack. Seine vorzüglichsten Leistungen waren *Lamino* in der Zauberflöte, *Belmonte* in der Einführung aus dem Serrail und *Sergines* in der gleichnamigen Oper von Paer. Der ebenenannte Componist dankte ihm in einem schmeichelhaften Schreiben aus Paris, daß er jene Oper durch Gesang und Spiel in Teutschland gehoben habe. Auch für die Malerei, mit der er sich in seinen Erholungsstunden beschäftigte, zeigte Gerstäcker ein ausgezeichnetes Talent, ohne jemals in jener Kunst Unterricht genossen zu haben. Er pouffirte auch

in Wachs, einige Portraits seiner Freunde sollen täuschend ähnlich gewesen sein. Er war treu in der Freundschaft und gab sich der aufopferndsten Sorge für seine Familie hin. Eine eigenthümliche Neizbarkeit und Leidenschaftlichkeit beschleunigte seinen Tod in der Blüthe seiner Jahre \*).

(Heinrich Döring.)

GERSTE, ist der Name einer bekannten Getreideart, welche in verschiedenen Species und Formen cultivirt und zum Futter für Ahiere, sowie zur Bereitung des Bieres benutzt wird. Linné kannte von dieser Gattung, welche den Namen *Hordeum* führt, acht verschiedene Arten, während Willdenow in seiner im J. 1797 erschienenen Aufzählung der Pflanzen hievon zehn Arten aufzählt; ebenso macht Sprengel in seinem Systema vegetabilium vom Jahre 1825 nur zehn Arten namhaft. Im J. 1833 veröffentlichte Kunth den ersten Theil seiner *Kaumeratio plantarum* und zählte darin aus der Gattung *Hordeum* 15 genau bekannte und zwei nur unvollkommen bekannte Arten auf. Eine weit größere Anzahl von Arten, nämlich 40, werden in der neuesten, erst 1854 erschienenen monographischen Bearbeitung der grasartigen Gewächse erwähnt, welche Zusammenstellung wir hier zu Grunde legen. Für Teutschland führt Koch in seinem Taschenbuche der teutschen Flora acht Arten an, von denen die Hälfte gebaut wird, die andere Hälfte wild wächst; in der Synopsis florae germanicae et helveticae von demselben Verfasser findet sich außer den erwähnten acht Arten noch eine neunte, *Hordeum pseudomurinum* von Lappineir, welche bei Schlander's im Wintschgau beobachtet wurde, beschrieben, welche aber von Studel mit *Hordeum murinum* Linné für identisch erklärt wird.

Der Wuchscharakter von *Hordeum* ist folgender:

Die Aehren sind einfach, die Aehrenstiele an den Gelenken der Spindel zu dreien und enthalten nur eine Blüthe oder eine Blüthe und einen grannenartigen Fortsatz einer zweiten Blüthe; die beiden Hälften sind lanzettlich-linealisch, pfriemlich begrannt, ziemlich flach, meist einseitig, nach Vorn krautartig und harr und stehen den Klappen gegenüber; von den beiden krautartigen Klappen ist die untere concav und endigt mit einer Granne, die obere besitzt zwei Kieler; die Staubgefäße sind zu dreien vorhanden; der Fruchtknoten ist an der Spitze behaart; die beiden fast endständigen, fedrigen Narben sitzen; die beiden Schuppen sind behaart oder gewimpert; die am Scheitel behaarte, längliche, von einer Längsfurche durchzogene Frucht ist meist von den Klappen umgeben oder nur in seltenen Fällen frei.

Folgende Arten gehören hierher:

A. Angepflanzte Gerstenarten. Die Blüthen sind sämtlich zweigeschlechtlich oder die seitensändigen männlich und diese immer weiblich.

1) *Hordeum vulgare* Linné. Die Aehren sind sämtlich zweigeschlechtlich, die fruchttragenden schönreihig

\*) J. Blum's und Herkshohn's Theaterkritisken. 4. Bd. S. 44. Göttinger's Universallexikon der Jenksst. S. 342. Den Reuen Ketzler der Deutschen. Jahrg. III. Heft 2. S. 1465 fg.



geerntet, indem zwei Reihen auf beiden Seiten mehr hervorragen. Diese Art wird als Sommer- und Wintergewächs kultivirt und kommt in einer Abart mit schwarzen Aehren und freien, nicht an die Spelzen angewachsenen Samen vor; zu dieser Abart gehört *Hordeum vulgare varietas coelestis* Linné und *Hordeum nigrum Willdenow*. Die Heimath dieser Art ist vielleicht Kleinasien.

2) *Hord. hexastichum* Linné. Die Aehre ist aufrecht, rundlich begrannt; die Aehren sind sammtlich zweigeschlechtlich und gleichförmig sechsreihig geordnet; die ziemlich breiten, mehr oder weniger absteigenden Grannen sind fast doppelt länger als die Aehre.

Diese Art wird als Sommer- und Wintergewächs gebaut und ändert mit kurzer, kaum über einen Zoll langer Aehe und mit langer, 2—4 Zoll messender Aehe und weniger absteigenden Grannen ab.

3) *Hord. distichum* Linné. Die Aehe ist etwas zusammengebrückt, regelmäßig zweigeschlechtlich und gleichseitig; das mittlere Aehechen ist zweigeschlechtlich, eiförmig und hat eine aufrechte Granne, die seitständigen sind männlich, linealisch und wehrlos; die Grannen der Klappen haben mit den Aehechen gleiche Länge; die Wurzel ist faserig.

Diese Art wird als Sommergewächs kultivirt.

4) *Hord. deciens Stiel.* Die Aehe ist aufrecht, ziemlich breit, etwas zusammengebrückt, regelmäßig zweigeschlechtlich und gleichseitig; 1 seitlichen Blüthen sind sammtlich geschlechtslos, kurz begrannt und stielig; wehrhaarig; die Aehechen sind zur Fruchtzeit etwas bereift, weiß oder schwärzlich, 1 ziemlich breiten Grannen sind länger als die Aehe; die Samen sind zwischen den Haaren des Scheitels erst vom Griffelrudiment getrennt.

Diese Art wird in Bosnien und im glücklichen Arabien gebaut und ändert in einer am Grunde ästigen Aehe ab.

5) *Hord. macrolepis* Alexander Braun. Die seitlichen Aehechen sind wie 1 der vorübergehenden Art; die Balge der zweigeschlechtlichen Blüthe sind mehr als das Doppelte größer als die seitlichen Blüthen und breit lanzettlich, begrannt und so lang als die äußere grannenhlose Klappe.

Diese Art wird in Bosnien gebaut.

6) *Hord. spontaneum* Carl Koch. Die vierseitige Aehe hat eine sehr zackige Ahe; das mittlere Blüthen ist zweigeschlechtlich und hat eine sehr lange, aufrechte, gefüllte Ahe; die seitlichen Blüthen sind männlich, wehrlos umganz raub; der faserige Fortsatz der mittleren Blüthe faserig, jener der seitlichen Blüthen nackt; die Ähre sind sammtlich gleich und grannenartig.

Diese Art wächst in Asien und ist vielleicht die wüsthafte Abart der selben.

7) *Hord. Zeorontia* K. Die aufrechte, zweigeschlechtliche Aehe ist nach 1 pyramidenförmig verschmälert; die seitständigen Aehechen sind männlich und wehrlos, das mittlere zweigeschlechtlich, eiförmig.

H. Gussl. v. W. u. R. Verh. Entom. XII.

mit und hat ziemlich breite, lange und sächerförmig absteigende Grannen.

Diese Art wird als Sommergewächs kultivirt.

8) *Hord. villosus Bertoloni*. Die kurze Aehe ist aufrecht; die Klappen sind sammtlich zugespitzt, pyramidenförmig und kurz begrannt.

Diese Art wächst am Euphrat.

9) *Hord. himalayense Ritter*. Der aufrechte Halm hat eine schwach-meergrüne Farbe; die Blätter sind lanzettlich, zugespitzt ohrförmig-bäutig, fengelumfassend, die oberen sind 7—8 Zoll lang und 1/2 Linien breit; das Blattbüschel ist kurz, stumpf und wehrlos-wasserhell; die sechsseitige, dichte, aufrechte Aehe ist drei Zoll lang; die seidenhaarigen Balge sind wenig länger als die Blüthen, die Klappen sind sehr schwach wehrhaarig, die Kappen gewimpert.

Diese Art wächst in Ostindien und ist einjährig; sie ändert ab mit concaver, an der Spitze dreifaltiger, die obere Klappe umfassender unterer Klappe, deren mittlere Lappen in einen müsenförmigen, stumpfen Sporn erweitert ist.

B. Wänsgerste. Die seitenständigen Blüthen sind männlich oder geschlechtslos; meist sind alle Blüthen begrannt.

10) *Hord. pratense Hudson*. Die Wurzel ist meist faserig, bisweilen aber knollenartig und reifenförmig; der aufrechte, schlank, 1 1/2 Fuß hohe Halm ist nebst den Knoten und Scheiden kahl; die linealischen Blätter sind etwas raub; die Blattcheiden sind gestreift; die Aehe ist aufrecht, zolllang und darüber, linealisch, vielblüthig; die Spindel ist dünn und zerbrechlich; die Blüthen stehen zu dreien, die seitlichen sind männlich und kurz gestielt, alle begrannt und kahl; die Grannen sind kaum länger als die Klappe; die Balge sind sammtlich borstenförmig und raub. Hierher gehört *Hordeum secalinum Schreber* und vielleicht auch *Hordeum nodosum Linné*.

Diese in Europa und Asien wachsende Art ist ausdauernd.

11) *Hord. bulbosum* Horn (vielleicht auch Linné). Die Wurzel ist faserig, unterhalb des Halmes knollenartig verdickt; der Halm ist aufrecht, 2—3 Fuß hoch und kahl; die Blätter sind linealisch, zugespitzt; die Aehe ist aufrecht gedrängt, 4—5 Zoll lang; die Blüthen stehen zu dreien, die seitenständigen sind männlich und wehrlos, die mittlere ist begrannt und fruchtbar; die Balge der unfruchtbaren Blüthen sind am Grunde und in der Mitte gewimpert. Hierher gehört vielleicht *Hordeum strictum Desfontaines*, wenigstens scheinen die von Link zur Unterscheidung beider vermeintlichen Arten gegebenen Unterschiede zur Trennung nicht hinreichend zu sein.

Das Vaterland dieser Art ist das südliche Europa, das nördliche Afrika und Syrien.

12) *Hord. violaceum Boissier*. Der Halm ist am Grunde kaum verdickt, aufrecht, 2—4 Fuß hoch, ganz kahl und meergrün; die Blattcheiden sind gestreift; die Blätter sind schmal-linealisch, hart, aufrecht, 2—5

Zoll lang, am Grunde kaum über eine Linie breit, nach Oben zusammengeroßelt und kahl; die Aehre ist gedrängt, 2—2½ Zoll lang, violett; die Blüthen stehen zu dreien, selten zu zweien, die sitzende mittlere ist fruchtbar, die gestielten seitlichen sind unfruchtbar, alle sind kurz begrannt, die Granne ist kaum länger als ihre Klappe.

Die Heimath dieser Art ist Persien.

13) *Hord. fragile Boissier*. Die fußlangen Halme sind am Grunde mit den Fasern der älteren Scheiden besetzt; die Blätter sind sämtlich halbmächtig; die langen Blattscheiden sind raub, die oberste, etwas erweiterte hüllt die Aehe ein; das Blattbüchchen fehlt; die endständige, linealische, zweizeilige Aehe ist wegen der absteigenden Grannen fächerförmig; die Spindel ist raubhaarig und sehr zerbrechlich; die Blüthen stehen zu vieren, die endständige ist unfruchtbar, die Spindel ist raubhaarig; die grannenförmigen, pfriemlich-dreieckigen, rauhen Balge bilden eine sechsblättrige Hülle; das Aehechen ist einblüthig und hat ein grannenartiges, an der Spitze fast spatelförmiges Rudiment einer zweiten Blüthe; die lantig-zusammengerollte äußere Klappe ist an der Spitze in eine raube nach unten flach dreieckigen, sehr lange Granne verschmälert, die untere Klappe ist zweikiebig, fest und an den Rielen schwach behaart.

Hierher gehört *Elymus fragilis Boissier*, *Elymus secaliformis Trinicus* und *Elymus secalinus Clausen*.

Diese Art wächst im südlichen Persien, in Kaukasien und vielleicht auch in Sibirien, sie ist ausdauernd.

14) *Hord. leporinum Link.* Der mehrfach gegliederte, aufsteigende Halm ist kaum einen Fuß hoch; die Blattscheide ist leder; die Blätter sind auf beiden Seiten, aber namentlich auf der Oberseite behaart; die Aehe ist sechszeilig; die sitzende, fruchtbare Blüthe ist weit kürzer als die unfruchtbaren; die einander genähereten Balge sind linealisch, nervig, lang begrannt und gewimpert; die untere Klappe ist glatt, nach Oben nervig, raub und lang begrannt.

Diese Art wächst in Griechenland und Rußland.

15) *Hord. macilentum Neudel*. Die Wurzel ist faserig, ziemlich stark und fast rafenartig; der Halm ist aus einem gegliederten Grunde aufsteigend, rundlich, dünn, 1½ Fuß und darüber hoch; die Knoten sind reichhaarig; die Blattscheiden, besonders die unteren sind reichhaarig; das Blattbüchchen ist außer einem sehr kurzen, gewimperten Rande kaum sichtbar; die Blätter sind lanzettlich, ziemlich stark, aufrecht spitz, 1—2½ Fuß lang, kahl und etwas raub; die 1—2 Zoll lange Aehe ist dünn; die Spindel ist etwas raub; die Blüthen stehen zu dreien, die seitenständigen sind etwas länger gestielt als die mittlere; die borstenförmigen Balge sind wenig länger als die Blüthen; die untere Klappe ist behaart, etwas raub und sehr lang begrannt.

Die Heimath dieser Art ist Daurien.

16) *Hord. murinum Linné*. Die Wurzel ist faserig und rafenförmig; die Halme sind aus niederliegenden Grunde ziemlich aufrecht, fußhoch und glatt; die Blattscheiden sind fast bauchig, gestreift und ganz kahl; die Aehe ist aufrecht, gedrängt, 2—3 Zoll lang und

vielblüthig; die gegliederte Spindel ist zerbrechlich; die Aehechen sind alle begrannt, die Klappen des mittleren Aehechens sind linealisch-lanzettlich, bewimpert, die der seitenständigen Aehechen sind bürschlich, raub, die nach Innen befindlichen sind auf der einen Seite bewimpert.

Diese in Europa, Asien und Amerika wachsende Art ist einjährig. Hierher gehört nach Steudel auch *Hordeum pseudo-murinum Tappeiner*, welches sich nach Koch von *Hordeum murinum* durch die breiteren Klappen und namentlich durch die auf beiden Seiten gewimperte untere Klappe der seitlichen Aehechen unterscheidet.

17) *Hord. imrinum Forsk.* Der Halm ist fußhoch; die mittlere Blüthe ist zweigeschlechtlich und begrannt, die seitlichen sind männlich und wehrlos.

Diese Art wächst bei Constantinopel und ist vielleicht von der vorhergehenden nicht specifisch verschieden.

18) *Hord. vaginatum Carl Koch*. Die Pflanze ist ganz kahl; die Halme sind gekniet; das oberste bauchförmige Blatt schließt die fächerförmige Aehe ein; die Aehe ist zweigeschlechtlich, einblüthig, zweigrannig; die inneren Balge sind lanzettlich, gewimpert, nervenlos und haben abkehrende Grannen; die seitlichen Blüthen sind männlich, rundlich (nicht flach, nervenlos).

Diese Art wächst in Rußland.

19) *Hord. glaucum Neudel*. Die Wurzel ist faserig, rafenförmig; die Halme sind am Grunde gekniet, aufrecht, fußlang, weh von der ganzen Pflanze meergrün und kahl; die unteren Blattscheiden sind anschließend, die oberste scheinförmig erweiterte umschließt die Aehe; die Blätter sind lanzettlich, kurz, 1—1½ Zoll lang; die aufrechte Aehe ist mehrblüthig; die zerbrechliche, gegliederte Spindel ist ziemlich glatt; die Blüthen stehen zu dreien und sind sämtlich begrannt; der Balg ist entweder gewimpert, oder unbehaart, aber raub.

Diese Art wächst auf dem Sinai.

20) *Hord. maritimum Wiering*. Die Wurzel ist faserig und rafenförmig; die Halme sind aufrecht (4—9 Zoll lang), am Grunde gegliedert und kahl; die schmalen, glatten Blattscheiden eine meergüne Farbe; die Aehe ist aufrecht, ist, etwa fußlang; die seitenständigen Blüthen sind männlich und kurz begrannt; der innere Balg der seitenständigen Blüthen ist lanzettlich-länglich, die andere borstenförmig. Hierher gehört *Hordeum geniculatum Lioni* und *Hordeum Hystris Roth*.

Diese Art ist einjährig und wächst in Europa, Asien und Amerika.

21) *Hord. Rothii Ait.* Der aufrechte, 1—2 Fuß hohe Halm ist am Grunde knospenförmig verdrückt; die flachen, etwa zwei Linien breiten Blätter sind auf der Oberseite behaart, auf der Unterseite raub; die fruchtbare sitzende Blüthe ist in Aufschluß der Grannen länger als die gestielten, unfreybaren Blüthen; die schmale, ganz glatte und unbehaarte untere Klappe ist sehr lang begrannt; die männliche Blüthen sind gestielt, ihre untere Klappe ist glatt, am Grunde unbehaart, nach

Oben aber von zerstreuten Haaren rauh und kürzer begrannt. Hierher gehört *Hordeum maritimum Roth.*

Diese Art wächst im nördlichen Aufschland und ist wahrscheinlich nur eine Varietät der vorhergehenden.

22) *Hord. capense Thunberg.* Die Wurzel ist saferig; der aufrechte, 1—2 Fuß hohe Halm ist am Grunde kantig; die Blätter sind flach, linealisch-lanzettlich und nebst den Scheiden fahl; die aufrechte, ziemlich starre Aehre ist 1—2 Zoll lang; die seitlichen Blüthen sind männlich, gestielt und mit kürzeren Borsten besetzt; die Balge sind sammtlich sehr rauh, halbrundlich, nach vorn gekrümmt und nicht gerandet.

Diese Art ist ausdauernd und wächst am Cap der guten Hoffnung.

23) *Hord. pilosum Steudel.* Der aufrechte Halm ist mehre Fuß hoch; die Blätter sind lanzettlich, lang, die stengelständigen 4—10 Zoll lang und 3—4 Linien breit, zugespitzt, gestreift, weichhaarig; die aufrechte Aehe ist etwa drei Zoll lang; die sehr zerbrechlich, zusammengedrückte Spindel ist an den Gliedern nur schwach weichhaarig; die Aehrchen stehen zu dreien und sind mit Aufschluß der langen Grannen etwa  $\frac{1}{4}$  Zoll lang; der eine Balg der seitlichen Blüthen ist lanzettlich und ganz gewimpert, die Balge der mittlern Blüthe sind borstenförmig.

Die Heimath dieser Art ist Chili; sie ist einjährig.

24) *Hord. utricularium Bertero.* Die Wurzel ist saferig und fast rosenförmig; die aus geknietem Grunde aufsteigenden, 3—6 Zoll hohen Halme sind von den aufgeschwollenen, gestreiften, fahlen Blattscheiden ganz bedeckt; die kurzen, nur 1—1 $\frac{1}{2}$  Zoll langen, lanzettlichen, spizen Blätter sind weichhaarig; die vielblüthige, gedrängte Aehe ist etwa zolllang oder etwas länger; die Aehrchen sind dreiblüthig, die stengelständigen geschlechtslos, alle fast gleichmäßig begrannt, die Granne hat mit den Blüthen etwa gleiche Länge; die Balge sind sehr schmal lanzettlich, alle am Grunde nebst der inneren nervenlosen Klappe der zweigeschlechtlichen Blüthe behaart.

Das Vaterland dieser einjährigen Art ist Chili.

25) *Hord. cylindricum Steudel.* Die Wurzel ist saferig, rosenförmig; die aus geknietem Grunde aufrechten, 1—1 $\frac{1}{2}$  Fuß hohen Halme sind glatt und unbehaart; die gestreiften, ziemlich lockern Blattscheiden sind fahl; das Blattscheiden ist häutig-durchsichtig, abgestuft und zerföhrt; die Blätter sind flach, lanzettlich, ziemlich farr, sehr spiz und stehend, 1—3 Zoll lang und  $\frac{1}{2}$ —1 Linie breit; die Aehe ist sehr dicht, cylindrisch, zolllang; die Hüllen haben mit anderthalbblüthigen Aehrchen ziemlich gleiche Länge, sind aber etwas länger als die kurze Borste der fruchtbaren Blüthe; die zweite Blüthe ist gestielt, ganz klein und sehr unvollständig.

Das Vaterland dieser Art ist Valdivia; sie bildet vielleicht mit der folgenden nur eine Art.

26) *Hord. andinum Trinau.* Die Hüllen aller Aehrchen sind borstenförmig und gleich, die der unvollkommenen stiellichen haben mit der Granne gleiche Länge,

die der mittlern sind um den vierten Theil kürzer als die Granne.

Diese Art wächst auf den Anden in Chili.

27) *Hord. comosum Presl.* Der Wurzelstock ist kriechend; die flachen Blätter sind nach oben nebst den Scheiden weichhaarig; die Balge sind sammtlich borstenförmig und rauh; die seitlichen Blüthen sind männlich und kurzer begrannt; die Klappe der zweigeschlechtlichen Blüthe ist dreimereig, an der Spitze rauh, begrannt. Hierher gehört *Hordeum divergens Nees.*

Diese Art ist ausdauernd und wächst in Chili.

28) *Hord. muticum Presl.* Die Wurzel ist saferig und rosenförmig; der Halm ist am Grunde gekniet, fahl, aufrecht, 1 $\frac{1}{2}$ —2 Fuß lang; die Blätter sind flach, schmal-linealisch, weich behaart, 2—4 Zoll lang und 1—2 Linien breit; die gestreiften Blattscheiden sind fahl; die schlange, 3—5 Zoll lange, vielblüthige Aehe ist etwas schlaff; die Aehrchen stehen zu dreien, die seitlichen sind weiblich, gestielt und geschlechtslos, das mittlere ist stehend und begrannt; die Balge sind vom Grunde sehr schmal lanzettlich-borstenförmig, behaart-rauh und so lang als die Granne; die fahle Klappe ist unbedeutlich gestreift.

Die Heimath dieser Art ist Chili.

29) *Hord. depauperatum Steudel.* Die Wurzel ist saferig; der aufrechte, fahle Halm ist drei Fuß hoch; die flachen linealischen, gestreiften, fahlen, megerunden Blätter sind 2—5 Zoll lang und 1 $\frac{1}{2}$ —2 Linien breit; die schlange Aehe ist drei Zoll lang; die zerbrechliche Spindel ist fahl; die stiellichen Aehrchen bestehen aus einem stielartigen, kurzen, stumpfen Rudimente; die Balge sind aus einem schmal-lanzettlichen Grunde, borstig, rauh und mit der Granne der zweigeschlechtlichen Blüthe von gleicher Länge; die untere Klappe ist am Grunde fahl, nach der Spitze zu rauh.

Die Heimath dieser Art ist Chili.

30) *Hord. flexuosum Nees.* Der Halm ist gekniet; die schmalen, aufrechten Blätter sind fahl; die rauen Balge sind borstig; die innere Klappe der seitlichen, unfruchtbaren Blüthen ist lanzettlich, an der Spitze schief abgestuft, an der mittlern Blüthe sind beide Klappen lanzettlich, am Rande nackt; die Borsten sind kürzer als der Balg, aber länger als die fruchtbare, pfriemlich-zugespizte Blüthe.

Diese Art wächst in Mendoza in Chili und ist vielleicht mit der vorhergehenden identisch.

31) *Hord. chilense Kronquist.* Die Blätter sind kurz, pfriemlich-lanzettlich, aufrecht, an der Spitze zusammengedrückt und ganz fahl; die cylindrischen Aehrchen sind schlant; die Balge sind pfriemlich, ziemlich gleich und rauh, der innere Balg der seitlichen Blüthen ist lanzettlich und nicht häutig; die seitlichen Blüthen sind gestielt, geschlechtslos, klein und einlippig; die untere Klappe ist stumpf, die mittlere Blüthe ist fruchtbar, ihre untere Klappe ist lanzettlich, an der Spitze pfriemlich-begrannt; die Granne ist so lang als der Balg.

Die Heimath dieser Art ist Chili; sie gehört vielleicht mit den beiden vorhergehenden nur zu einer Art.

32) *Hord. pubislorum Hooker* (der Schn). Die Wurzel ist faserig, etwas kriechend; die 8—10 Zoll hohen, ganz kahlen Halme sind am Grunde einwärts gebogen; die wenigen grundständigen Blätter sind eingekrümmt, die stengelständigen Blattscheiden sind lang und aufgeschwollen, die pfriemliche Blattfläche ist sehr kurz; die länglichen 1½ Zoll langen Aehren haben eine fuchsig-purpurothre Farbe; die borstenförmigen Balge sind am Grunde weichhaarig, nach Oben etwas rauh, die seitlichen Blüten sind geschlechtslos, die mittlere hat am Grunde eine Borste; die untere, rauhe, lanzettliche Klappe trägt an der Spitze eine mit dem Balge gleich lange Granne.

Diese Art wächst am Nagelhaarschufen.

33) *Hord. adscendens Humboldt, Bonpland und Kunth*. Der Halm ist aufsteigend; die seitenständigen Aehren sind unfruchtbar; die Balge sind sämtlich pfriemlich und rauh; die untere Klappe ist funfnerzig, die Grannen sind doppelt länger als die Klappe.

Diese Art ist einjährig und wächst in Mexico.

34) *Hord. pusillum Nuttall*. Der am Grunde niederliegende oder gekniet Halm ist 4—6 Zoll hoch; die meergrünen, unterseits weichhaarigen 1½ Zoll langen Blätter sind gestreift und stumpflich; die 1½ Zoll lange Aehre ist linealisch; die männlichen oder geschlechtslosen seitlichen Blüten sind spiz, aber wehrlos; die Balge der zweigeschlechtlichen Blüten sind lanzettlich; die innere Klappe des seitlichen männlichen Blüthchens ist halbkreisförmig.

Diese Art wächst in Nordamerika.

35) *Hord. Riechli Steudel*. Die Wurzel ist faserig, rafenförmig; der aus niederliegendem Grunde aufsteigende Halm ist 4—5 Zoll hoch; die Blattscheiden sind lang, etwas aufgeschwollen, gestreift und kahl; die Blätter sind linealisch, stumpflich, die oberen kürzer, fast lanzettlich und kahl; die cylindrische, gedrängte Aehre ist einen Zoll lang, die seitlichen Blüten sind sehr kurz begrannt, der eine Balg ist borstenförmig, der andere lanzettlich, beide endigen mit einer Granne; die Balge der mittlern, fruchtbaren Blüthe sind lanzettlich und nebst der unteren Klappe begrannt.

Das Vaterland dieser Art ist St. Louis und Missouri.

36) *Hord. jubatum Linné*. Der schlank, einfache Halm ist etwa zwei Fuß hoch; die linealischen, 4—6 Zoll langen, 3 Linien breiten Blätter sind nebst den Blattscheiden kahl; die schlanken Aehren sind etwa zwei Zoll lang; die zerbrechliche Spindel ist gewimpert; die Aehren stehen zu dreien, die unfruchtbaren sind kurz gestielt; die Grannen der Balge und die Klappe der fruchtbaren Blüthe sind sechs Mal länger als die Blüten; die untere Klappe ist lanzettlich und undeutlich dreinerzig, die obere kürzere, spize, am Rücken gekielt hüllt das Rudiment der unvollkommenen Blüthe ein.

Diese Art wächst in Nordamerika; sie ist zweijährig.

37) *Hord. euclaston Steudel*. Die aufsteigenden, geknietten, glatten Halme sind an den Knoten schwarz und kahl; die letzte, bauchig-erweiterte Scheibe hüllt

den Grund der Aehre ein; das kurze Blatthäutchen ist rundlich; die Blätter sind meergrün, ziemlich starr, schmal linealisch und sehr dünn weichhaarig; die linealisch-längliche, zusammengebrühte, 1½ Zoll lange Aehre ist sehr zerbrechlich; die Spindel ist an den Ranten kurz gewimpert; die Aehren sind sechsreihig geordnet, die vier seitlichen sind unfruchtbar, gestielt und schlank, die mittlern sind fruchtbar, zweigeschlechtlich, dicker und fester; die undeutlich einnerzigen, außen sehr rauen Balge sind so lang als die Blüthe, die der fruchtbaren Aehren sind linealisch, beiderseits verschmälert und mit einer dünnen Granne besetzt; die untere Klappe ist kahl, lanzettlich, undeutlich dreinerzig, begrannt, die obere Klappe ist kurz zweispizig. Hierher gehört *Hordeum fragile Godron*.

Diese Art wurde bei Montpellier, wohin sie mit fremden Samen gekommen war, beobachtet; sie ist einjährig.

38) *Hord. stenostachys Godron*. Die aufrechten, starrten, schlanken Halme haben kahl, röthliche Knoten; die Blätter sind aufrecht, ziemlich steif, schmal, gesägt, kahl; das Blatthäutchen ist kurz, abgestutzt, gekielt; die steife, schmale, zusammengebrühte Aehre ist über drei Zoll lang; die Spindel ist an den Ranten wellig und unter der Anheftungstelle der Aehren mit zwei grünen Punkten bezeichnet; die Aehren sind sechsreihig, angeordnet, die vier seitlichen sind unfruchtbar, gestielt und schlank, die mittlern sind dicker, zweigeschlechtlich, fruchtbar und fester; die nervenlosen, von kurzer Behaarung rauen Balge sind kürzer als die Klappe, die der fruchtbaren Aehren sind gleich, linealisch, am Grunde ein wenig verschmälert und mit einer kurzen Granne besetzt; die untere Klappe ist weichhaarig, linealisch-lanzettlich, meist dreinerzig und kurz begrannt; die obere Klappe ist kurz zweispizig.

Diese Art ist ausdauernd; sie wurde bei Montpellier, wohin sie mit fremden Samen gekommen war, von Godron entdeckt.

Zwei nur unvollständig bekannte Arten sind:

39) *Hord. bisorium Roth*. Der hin und her gebogene, kahle Halm hat purpurothre Knoten; die linealischen Blätter sind auf beiden Seiten von kurzen Haaren rauh; die Blattscheiden sind glatt, kaum nach Oben weichhaarig; die längliche, fast eiförmige Aehre ist zweizeilig; die Aehren sind sämtlich begrannt, auf dem Rücken kahl, die seitlichen fruchtbar, das mittlere geschlechtslos; die Hüllen sind borstenförmig, die innere nach dem Grunde zu auf der Innenseite bärtig; die rauen Grannen sind doppelt länger als die Blüthe.

Die Heimath dieser Art ist Sibirien.

40) *Hord. perversum Forsk.* Die mittlere Blüthe ist männlich und begrannt.

Sie wächst bei Constantinopel.

(Garcke.)

GERSTE (*Hordeum*), eine Getreideart. Das ursprüngliche Vaterland derselben soll Nordasien sein; Teutschland hat sie zuerst aus Italien erhalten. Man soll sie in Armenien wildwachsend finden, so auch in Sicilien und in der Gegend von Samara in Rußland. Ihre Benutzung ist gleich der des Weizens sehr alt;

ihre gedanken schon das zweite Buch Moses und andere Bücher des alten Testaments. Homer, Viegil, Plinius, Placcus, Suetonius und andere alte Schriftsteller erwähnen sie ebenfalls. Die alten Römer bereiteten aus der Gerste mancherlei Speisen und Getränke. Sie weichten dieselbe z. B. eine Nacht in Wasser ein, trockneten, rösteten und mahlten sie dann; aus dieser Polenta bereiteten sie mit Wasser, Milch, Wein oder Honig eine Art Brod, dem sie den Namen *Maja* gaben. Eine Abkudung der entküllten Gerste nannten sie *Pitana*. Den römischen Soldaten war es eine Strafe, wenn sie eines Verbrochens halber Gerstenbrod essen mußten. Das aus Gerste bereitete Bier war schon den Griechen, Aegyptern und besonders den alten Teutschen bekannt. — Nach *Dichon*, Köchlin und *Way* enthält die Asche der Gerstenfamen im Mittel 15,61 Kali, 5,03 Natron, 8,04 Zalkerde, 3,06 Kali, 35,68 Phosphorsäure, 1,22 Schwefelsäure, 28,97 Kieselerde, 1,71 Eisenoxyd, 0,45 Chlorwasserstoff. Nach *Way* enthält die Asche des Gerstenstrohs im Mittel 22,17 Kali, 0,84 Natron, 7,59 Kali, 3,55 Zalkerde, 3,22 Phosphorsäure, 2,61 Schwefelsäure, 46,50 Kieseläure, 9,37 Chlorwasserstoff, 4,35 Eisenoxyd. Nach *Hernstädt*, *Kroder* und *Boussingault* enthalten lufttrockene Gerstenkörner 12,88 Proc. Kleber, 0,30 Eiweiß, 4,06 Amylon, 3,87 Gummi, 3,75 Traubenzucker, 13,34 Zellstoff, 0,54 fettes Del, 3,56 Aschenbestandtheile, 13,90 Wasser; wasserfreie Gerstenkörner 14,96 Proc. Kleber, 0,55 Eiweiß, 55,80 Amylon, 4,50 Gummi, 4,36 Traubenzucker, 15,50 Zellstoff, 0,40 fettes Del, 4,13 Aschenbestandtheile. 100 Gewichttheile lufttrockene Gerstenkörner enthalten ferner 13,18 stickstoffhaltige organische, 56,02 stickstofffreie organische Substanzen, 12,34 Zellstoff, 3,56 Aschenbestandtheile, 13,90 Wasser; 100 Gewichttheile wasserfreie Gerstenkörner, 15,31 stickstoffhaltige, 85,96 stickstofffreie organische Substanzen, 4,13 Aschenbestandtheile. 100 Gewichttheile lufttrockenes Gerstenstroh enthalten im Mittel 1,70 stickstoffhaltige, 49,78 in Kallilauge lösliche organische Substanzen, 32,34 in Kallilauge unlöslichen Zellstoff, 5,24 Aschenbestandtheile, 10,94 Wasser. 100 Gewichttheile wasserfreies Gerstenstroh enthalten 1,91 stickstoffhaltige, 55,90 in Kallilauge lösliche stickstofffreie organische Substanzen, 36,30 in Kallilauge unlöslichen Zellstoff, 5,88 Aschenbestandtheile. Durch eine mittlere Gerstencrnte werden den Boden einer Hectare an Aschenbestandtheilen entzogen 83,23 Kilogramme in den Körnern und 250,89 Kilogramme in dem Stroh, zusammen 336,12 Kilogramme. Eine mittlere Gerstencrnte liefert auf einer Hectare Landes in den Körnern stickstoffhaltige Substanzen 315,53, Amylon z. B. 319,36, stickstofffreie Substanzen 1341,12, Aschenbestandtheile 85,23, Wasser 332,76, zusammen 2394,00 Kilogramme; im Stroh stickstoffhaltige Substanzen 81,40, Amylon 3931,90, Aschenbestandtheile 250,82, Wasser 523,81, zusammen 4788,00 Kilogramme, in Summa in Körnern und Stroh 7182,00 Kilogramme. — Von der Gerste kommen verschiedene Zweiten vor. Die bekanntesten sind: 1) Die große zweizeilige Gerste (*H. distichon*), die am

häufigsten angebaute Sorte, welche auch über Winter gezogen werden kann. Abarten davon sind die zweizeilige schwarze und die Stauden- oder Blattgerste. Erstere unterscheidet sich bloß durch die schwarzen Ähren, letztere durch die kleineren Samenkerne, durch ihr schnelleres und üppigeres Wachstum und daß sie ein feuchteres Gerodrich als andere Gerstenforten verträgt. 2) Die *Pauen*, *Keiß*, *Wart*, *Hainfeldgerste* (*H. zeocriton*), trägt sehr reichlich, eignet sich vortreflich zur Herbstsaat. 3) Die zweizeilige nackte oder große Himmelsgerste (*H. distichon nudum*), hat unter allen bekannten Gerstenforten das größte und schwerste Korn, verlangt aber einen gut zubereiteten Boden und dünne Saat; dann befruchtet sie sich aber auch sehr stark, scheidet aber nicht mehr als die gemeine Gerste. 4) Die vierzeilige oder gemeine Gerste (*H. vulgare*), nächst der großen zweizeiligen Gerste am häufigsten angebaut, kann auch als Winterfrucht gezogen werden. 5) Die vierzeilige nackte oder kleine Himmelsgerste (*Hordeum coeleste*), sie hat Körner ohne Hülsen, ist daher dem Ausfällen und dem Vogelfraß sehr unterworfen. 6) Die sechszeilige Gerste oder Wintergerste (*H. hexastichon*); Abarten davon sind: die schwarze gemeine Sommergerste, die große sechszeilige Sommergerste, eckragend und wenig empfindlich gegen Spätschnee; die sechszeilige norwegische Gerste mit weißgelben Körnern von mittelmäßiger Größe. 7) Die *Himalayagerste*, auch *Kampyogerste*, *Kintburggerste*, *Weizeng*, *Phönixgerste* genannt, ist weder in botanischer, noch in ökonomischer Hinsicht in etwas von der Himmelsgerste verschieden. Der Ertrag ist gut, das Korn schwer, doch ist der Ausdruck schwierig. Die Samen eignen sich unter allen Getreidearten am besten als Kaffeesurrogat. 8) Die *Chevaliergerste*, verdient, wenn sie bei guter Pflege konstant bleibt — bei weniger guter Pflege wird sie der gewöhnlichen zweizeiligen Gerste sehr ähnlich — die Aufmerksamkeit in hohem Grade. Sie liefert einen weit höheren Ertrag an Körnern und Stroh als die gemeine Landgerste, und das Verhältnis der Körner zum Stroh ist ungemein groß; denn 56 Pfund Körner geben 100 Pfund Stroh. Da sich die Chevaliergerste ungemein befruchtet, so muß sie um  $\frac{1}{4}$  dünner gesät werden als die gemeine Landgerste. Das Korn ist schön gelb, voll und gewichtig. Jede Staube treibt 12–24 Balme und jede Aehre enthält 32–40 Körner. Die Balme werden  $\frac{1}{4}$ –1 Fuß höher als die der gemeinen Gerste, und deshalb der größere Ertrag an Stroh, welches zwar hart ist, aber von dem Vieh sehr gern gefressen wird. Das Wehl ist schöner als das von der gemeinen Gerste, und liefert untermischt ein in seiner Art vorzügliches Brod. Nur den Nachtheil hat die Chevaliergerste, daß sie sich schwer drischt. Da die Chevaliergerste 8–12 Tage später reift als die gemeine Gerste, so verlangt sie möglichst frühzeitige Saat. 9) Die *Jerusalemgerste* (*H. distichon erectum*), gibt auf reichem Boden einen sehr hohen Ertrag, schlägt jedoch in geringem Boden mehr als andere Gerstenforten zu-

räd. Der Halm schießt lang aus und ist weit seltener als die andern Gerstensorten dem Lager unterworfen, weshalb sich die Jerusalemgerste vorzugsweise als Dedfrucht für den Acker eignet. Die Jerusalemgerste hat aber den Uebelstand, daß bei dem Dreschen viele Aehren theils ganz, theils halb abspringen. Desswegenachtet verdient sie wegen ihres reichen Ertrages vorzüglich Aufmerksamkeit. Megger behauptet von der Jerusalemgerste, daß sie die längst angebaute gemeine nackte Gerste sei. 10) Die schottische Annatgerste. Das Korn derselben ist größer, dicker und handiger als das der gemeinen Gerste, sehr mehlschwer und besonders für Grauen geeignet. Auf gutem Boden schießt der Halm lang aus, befruchtet sich ungemein — ein Korn bei dünner Saat bis zu 20—30 blätterreichen Halmen — und bildet eine mehr breite Ähre, oft mit 40 Körnern, welche dicht an einander gereiht sind. Sie reift 6—8 Tage später als die gemeine Gerste und behält nach der Reife ein weißes Ansehen. Nach Megger soll die Annatgerste unsere kurze zweizählige Gerste sein. 11) Die Repaulgerste (*H. hastatum*), sechszeilig, die Ähren sind in der Form eines vierseitigen Prismas gestellt. Die inneren Spelzen sind dreizählig, grannenlos, und der nackte Same hat große Ähnlichkeit mit der Himalayagerste, nur ist seine Farbe nicht so bläulichgrün. Das Wachsthum ist sehr kräftig. 12) Die Haubengerste, zweizählig, nackt, Räte der Grannen mit kleinen Hauben versehen, sehr ertragreich, reift um zehn Tage früher als die andern Gerstensorten, treibt aber nur kurze Halme. 13) Die neue vierzeilige Gerste, Victoriagerste, sehr ergiebig, hat einen schönen, hohen Büsch, bis 4 Zoll lange Aehren und die Samen keimen sehr gut. 14) *Critico uergieras*, eine neue, sechszeilige Gerste, ergiebig und sehr schwer, hat wenig Hülse und keine Grannen, läßt sich aber schwer dreschen. Das Stroh ist sehr gut. Ausführlich über die verschiedenen Gerstensorten verbreitet sich Viborg in seiner „Botanisch ökonomischen Abhandlung von der Gerste.“ (Kopenhagen 1802.) — Die Gerste gedeiht am besten in einem tiefen, reichen Auerboden, in einem milden, warmen Lehm- und in einem sandhaltigen Lehm Boden. Bei guter Cultur und bei hinlänglicher Bodenkraft gedeiht die Gerste aber auch noch in ihr minder zureichenden Bodenarten. Am ausgereichnesten geräth sie in einem milden, warmen, kalkhaltigen Lehm Boden. Ueber die Vegetation der Gerste in verschiedenen Bodenarten haben Peltstorf und Magnus Versuche angestellt. Ersterer ließ die Gerste unter genau bekannten, aber verschiedenen Verhältnissen vegetiren. Die Resultate waren folgende: Die Gerste kann sich in einem rein unorganischen Boden, welcher die Bestandtheile der Gerstenohe enthält, vollständig ausbilden, dennoch können ihre organischen Stoffe, welche sich in diesem Falle unter dem Einflusse der Vegetation erzeugen, nur aus der Atmosphäre und dem Regenwasser kommen. Die Entfaltung und Anhäufung von stickstoffhaltiger Substanz ist nicht abhängig von dem Stickstoffgehalte des Erdbodens; es scheint vielmehr, daß

der letztere eine relative Vermehrung der stickstoffreichen Substanzen bewirkt. Das humusfreie Ammoniak übt keinen bedeutenden Einfluß auf den Vegetationsproceß der Gerste aus. Nach den Versuchen von Magnus erreicht die Gerste ohne Gegenwart von mineralischen Stoffen im Boden nur eine Höhe von etwa 5 Zoll und stirbt dann ab. Bei Gegenwart einer sehr geringen Menge von mineralischen Stoffen findet eine vollständige Entwicklung statt. Ist eine etwas größere Menge vorhanden, so entwickelt sich die Pflanze kümmerlich oder gar nicht. In reinem Feldspath erlangt die Gerste eine vollständige Ausbildung und bringt Samen hervor. Je nachdem der Feldspath als gröberes oder feineres Pulver angewendet wird, ist der Verlauf der Vegetation verschieden. — Was das Klima anlangt, so ist die Gerste darin nicht wählerisch, vielmehr verträgt sie jedes Klima und kommt selbst in hohen Gebirgsgegenden noch sehr gut fort. — Auch hinsichtlich der Vorfrucht ist die Gerste nicht eitel, sobald sich nur der Acker in reinem Zustande befindet. Die gewöhnlichsten Vorfrüchte sind gebüngtes Wintergetreide und gedüngte Hackfrüchte, namentlich Kartoffeln. Letztere sind die geeignetste Vorfrucht für die Gerste. — Frischen Dünger verlangt die Gerste nicht. Macht sich aber doch eine frische Düngung nöthig, so wird der Acker am vortheilhaftesten schon im Herbst gedüngt. Nach Magnus' Versuchen über die Ernährung der Gerste übt auf dieselbe der Dünger auch aus der Entfernung seine befruchtende Wirkung aus. Er wirkt daher nicht allein, indem er dem Boden gewisse mineralische Substanzen zuführt, sondern seine organischen Bestandtheile tragen auch wesentlich zur Beförderung der Vegetation bei. Uebrigens wirkt nach den Versuchen Hübner's Composterde und nächst dieser Pferdemist am günstigsten auf die Gerste. Nach Polkstorff liefern die in Substanz angewendeten thierischen Excremente einen weit höheren Ertrag als die aus denselben gewonnene Asche. Ammoniaalfreier Mineraldünger erreicht sich als hemmend für die Vegetation der Gerste; phosphorsaurer Ammoniakalkali, allein angewendet, ist wirkungslos für die Körnerbildung, schädlich für die Stambildung; beide genenzt geben dagegen einen höheren Ertrag als ungrüngetes Land. Bei der Anwendung von Mineraldüngern ist jedenfalls die Form, in der er gebraucht wird, von sehr großem Einflusse auf die Wirkung der Gerste. — Die Gerste verlangt zu ihrem besten Gedeihen eine sehr sorgfältige Bestellung des Ackers. Kann derselbe schon vor Winter fast völlig ausgerichtet werden, dann ist für das Gedeihen der Gerste schon viel gewonnen. In der Regel reicht es aus, wenn man dem Stoppelselbst im Herbst zwei, im Frühjahr eine Furche, und zwar die Saarfurche, gibt. Folgt aber die Gerste nach Kartoffeln, dann wird in den meisten Fällen das Pflügen im Frühjahr überflüssig, und es bedarf nur eines tüchtigen Bereggens oder der Anwendung des Erspirators. Uebrigens ist es gut, wenn, sobald dieses die Lederheit des Ackers gestärkt, im Frühjahr statt des Pfluges der Erspirator oder Krümmer angewendet wird, um dem Boden die für das

Gedeihen der Gerste so nothwendige Winterfeuchtigkeit zu erhalten. In allen Fällen muß aber der Acker gehörig klar und rein vom Unkraute sein, denn die Gerste verlangt zu ihrem Gedeihen durchaus Klarheit, Lockerheit und Reinheit des Bodens. — Die Gerste wird theils über Winter, theils über Sommer angebaut. Die Wintergerste eignet sich mehr dahin, wo das Klima gemäßigter und mehr feucht als trocken ist. Auch der Boden muß mehr feucht als trocken und sehr düngerkraftig sein. Die besten Vorfrüchte für Wintergerste sind Kaps, Bohnen, Klee. Auch kann man sie in die Brache säen. Die Bestellung des Ackers ist ebenso wie zu Winterweizen und zu Winterroggen, die beste Saatzeit Ende August und Anfang September. Die Ernte fällt in den Anfang des Juli. Im Körnerertrage stehen im Allgemeinen drei Morgen Wintergerste vier Morgen Sommergerste gleich. Die Körner sind sehr mehrtheilig; das Mehl ist ausgiebiger als das der Sommergerste; besonders eignet sich die Wintergerste zu Perlgrauen und Bräue. Das Stroh der Wintergerste hat einen höheren Futterwerth als das der Sommergerste. — Die Saatzeit der Sommergerste hängt von der Beschaffenheit der Witterung und von der Gerstenforte ab. Je zeitiger im Allgemeinen die Gerste gesät wird, desto voller wird sie in den Körnern; je später sie gesät wird, desto flacher wird sie in den Körnern; deshalb ist eine späte Saat nicht ratsam, besonders bei trockenem Boden und trockenem Klima. Da aber bei Kälte im Frühjahr die junge Gerstenfaat roth wird und fügen bleibt, selbst wenn Wärme nachfolgt, so darf die Saat auch nicht zu zeitig im Jahre geschehen. Die erste Hälfte des Mai dürfte, je nach der Wärme des Bodens, im Allgemeinen die passendste Saatzeit sein. Stets muß aber dabei die Beschaffenheit des Bodens berücksichtig werden; vor Allem muß derselbe trocken sein. Wird die Gerste eingesäet, so kann man schon im Voraus von dem Mißerfolge überzeugt sein. Die Samenmenge richtet sich hauptsächlich nach der Kraft des Bodens. In gutem, fruchtbarem Boden befruchtet sich die Gerste dicht und macht Stöcke von 6-7 Salmen; daher muß hier dünn gesät werden; in geringem Boden dagegen macht sie bei zu schwacher Bepflanzung zu spät Schatten und treibt nicht, und deshalb muß hier stärker gesät werden. Das Mittel der Samenmenge ist für den magdeburger Morgen  $1\frac{1}{2}$  berliner Scheffel. Einen vorzüglich günstigen Einfluß hat der Samenwechsel. Man hat dabei hauptsächlich diejenige Gegend zu berücksichtigen, in welcher die Gerste in besser Qualität erzeugt wird und im vortheilhaftesten Ruhe steht. Dabei hat man die Erfahrung gemacht, daß der Same von trockenem, namentlich kalthaltigen, etwas sandigen, thätigen Ländereien, auf Lehmböden einer anderen Gegend gebracht, besonders gut gedeiht. Das Unterbringen der mit der Hand gesäten Samen geschieht entweder durch die Egge oder durch den Pflug, oder man wendet auch Egge und Pflug zusammen an, indem man die eine Hälfte des Samens unterpflügt, die andere Hälfte einregt; aber keine von diesen Methoden ist empfehlenswerth, denn

wenn bald nach der Saat trockene Witterung einfällt, dann entsteht zweifelhafte Gerste, welche nur einen halben Ertrag liefert. Sicherer ist es deshalb, die Gerste flach unterzupflügen oder mit dem Eskripator unterzujäten, weil dann sicher auf ein gleichzeitiges Aufgehen gerechnet werden kann. Zägt sich die junge Saat über der Oberfläche des Ackers, so ist bei trockener Witterung zu wälzen; das Einmalen des Samens ist nur bei großer Dürre rathlich. — Außer für sich allein wird die Gerste auch im Gemenge mit anderen Früchten angebaut; sie ist dann nicht nur sicherer, sondern der Acker liefert auch einen höheren Ertrag. Gebräuchlich ist besonders die Linagerste, ein Gemenge aus Linen und Gerste, welches ein sehr gutes Brodgetreide liefert, und die Widagerste, das Widfutter, ein Gemenge von Widen und Gerste, das sich besonders gut zu Viehfutter eignet. — Ist die junge Gerstenfaat sehr verunkrautet, so lohnt sich das Jäten. Kränfelt sie in Folge kalten, regnerischen Wetters, nimmt sie eine gelbe Farbe an, so erweist es sich als hilfreich, dieselbe mit stickstoffreicher Compost, Kaltenfalpeter oder Guano zu überstreuen. — Die Gerste ist zwei Krankheiten unterworfen: der Puppengerste und dem Gerstenbrande. Die Puppengerste wird verursacht von einer zur Gattung Phalaena gehörenden Raupe, welche den Gerstenhalm anfrisst. Ein Mittel dagegen gibt es nicht. Der Gerstenbrand (Uredo hordei) bewohnt die Blüthenhülle der Gerste. Es werden nach Gerda neue, nicht zu dem Brande gehörende Organe im Fruchtknoten entwickelt, welche im normalen Zustande dem Fruchtknoten sowohl als dem Samen mangeln. Es bilden sich nämlich zwischen den Brandblagen wirkliche Holzbündel. An den vom Brande befallenen Fruchtknoten erkennt man kaum die Form der gesunden Fruchtknoten wieder. Alle Blüthenorgane, Kelchblätter, Blumenblätter und Grannen sind verkümmert, mit Brand behaftet und dadurch mehr oder weniger aufgetrieben. Die Grannen sind vielfach normwidrig verdickt und tragen oft kleine Brandpusteln in ihrem Gefüge. Die Oberhaut des brandigen Fruchtknotens ist vollkommen erhalten, die Brandmasse selbst von der Oberhaut aus mit weißen, durchsichtigen, scheinbar wässerigen Adern durchzogen. Unmittelbar unter der Oberhaut bestehen die Adern, welche die Brandmasse durchziehen, aus einem großcelligen, mit wasserklarem Safte erfüllten Gewebe, zwischen welchem, in feste, schmierige Massen geballt, die Brandkörner liegen; mitten unter denselben findet man einzelne Holzbündel zerstreut. Die Sporenmasse dieses Brandpilzes selbst bilden frisch eine unangenehm riechende, schmierige, schwarze, ins Olivengrüne schillernde Masse, und die Sporen sind bei sehr starker Vergrößerung eiförmig rundliche Körper, deren helle, durchsichtige Sporenhaut gelbbraun und deren loser, freiliegender, vereinzelter Sporenkern schon grün gefärbt und als eine ziemlich konsistente, wachstartige Materie erscheint. Die Sporen sind klein und ihr Durchmesser schwankt zwischen 0,000590 — 0,000380 pariser Zolltheilen. Anderer Ansicht über Entstehung und Wesen des Gerstenbrandes ist Müller. Nach

demselben bildet sich bei der Gerste zuerst Mutterkorn aus, das später ganz in Brand übergeht, d. h. sich ganz in schwarzes Pulver auflöst. Die mikroskopische Untersuchung zeigte Müller dieselben Körnchen beim Brande, wie beim Mutterkorn, nur daß bei der Gerste die Körnchen völlig vernichtet waren. An eine Pilzbildung sei daher nicht zu denken. Vielmehr sei der Gerstenbrand die Folge einer nicht kattsgetundenen Befruchtung. Der Gerstentrand verkäuft noch vor der Ernte auf dem Felde. Er erscheint in frischen, kühlen Jahren auf nassem Boden und bei nachlässig gereinigtem Saatgetreide sehr häufig. Um ihm vorzubeugen, ist sorgfältige Auswahl und Aufbewahrung des Samens zu empfehlen. Besonders ist zu verhindern, daß sich das Saat Korn in den warmen Frühlingstagen auf dem Speicher erwärme. Wo möglich soll man das Saatgetreide erst kurz vor der Saat ausstreichen. Außerdem ist Zrodenelegung des Bodens notwendig. — Die Ernte der Gerste muß in ihrer Gekreife erfolgen; nicht nur, daß dann ein geringerer Körnerverlust stattfindet, sondern das Korn erhält auch eine bessere Farbe und das Stroh hat mehr Futterwerth. Da die Bierbrauer beim Einkaufe der Gerste ihr Augenmerk hauptsächlich darauf richten, daß dieselbe in der Ernte nicht beregnet werde und in der Scheune sich nicht erbbe, indem sie in beiden Fällen für die Braude der Bierbrauerei gar nicht oder doch minder brauchbar sein würde, so muß, um beide Uebel zu vermeiden, die Gerste in Haufen aufgesetzt auf dem Felde nachreifen. Man bindet dazu die Gerste in kleine Bunde mit ihrem eigenen Stroh auf, stellt je 12—15 Bunde gegen einander gleicht auf und bedeckt sie mit einem Bunde, dessen Wurzelenden in die Höhe stehen. Die Gerste bleibt auf diese Weise mehrere Tage stehen, ist vor Regen geschützt und behält ihre weiße Farbe, die sie, wenn sie auf dem Halme überreif wird oder in den Schwaden zu lange der Sonnhitze ausgesetzt ist, also selbst bei günstiger Witterung verliert; auch der Aler, welcher sich sehr häufig unter der Gerste befindet, kann so auf das Vollständigste austrocknen. — Der Ertrag ist im Durchschnitt von der kleinsten Gerste acht Scheffel, von der großkörnigen Gerste, je nachdem sie nach Wintergetreide oder Hafrtrüben folgte, 9—14 Scheffel und 11—16 Centner Stroh von magdeburger Mogen. — Da die Gerstenkörner Grannen haben, welche vor dem Verkaufe entfernt werden müssen, so hat man dazu einen besondern Granneneiniger erfunden. In einem passenden Holzgestelle liegt eine aus eisernem Drahtgeflecht gebildete hohe Trommel. Die durch dieselbe führende Ase trägt eine große Anzahl kleiner Messer, welche bald spitz-, bald stumpfspreizig gegen einander stehen und bei der raschen Umdrehung, welche durch Steinrad und Arie erfolgt, in vielfache Verwundung mit der durch einen Rumpf zugeführten Gerste kommen. Der ganze Apparat liegt etwas schräg, so daß die Gerste allmählig an dem einen Ende des Cylinders Auslauf findet. Eine andere Maschine zur Entfernung der Grannen von der Gerste ist Garret's Gersteneinigungs-maschine. Ein kleiner, hoher Cylinders, über welchem

ein Rumpf angebracht ist, schließt eine hölzerne Welle ein, so daß zwischen dem Cylinders und dieser Welle ringum ein Raum von 1 Zoll frei ist. Die Welle ist mit kurzen Zähnen schneidensformig ringum besetzt. Ist nun der Cylinders mit Gerste gefüllt, so wird die Welle in Umdrehung gesetzt und die Zähne arbeiten die Gerste durch, wobei die Grannen abgebrochen werden, treiben aber auch zugleich vermöge ihrer schraubenförmigen Stellung die Gerste vorwärts und in ein cylindrisches Siebwerk, wo die Grannen und Unreinigkeiten abgefondert werden, die Gerste aber vollkommen gereinigt abläuft. — Die Gerste dient als menschliches Nahrungsmittel, als Viehfutter, als Heilmittel und zu technischem Gebrauche. Die ganzen Körner werden getrocknet und gereinigt und als eins der besten Kaffeeurrogate angewendet. Das Gerstenmehl findet in der Hauswirthschaft vielfache Anwendung zum Backen und Kochen, ist auch ein nicht erbigendes, dem Salep und Arrowwchle sich anreihendes Nahrungsmittel gegen Fieberkrankheiten und Darmsucht der Kinder. Das Gerstenmehl mit einem Zusatz von Mezzgermehl bereite Gerstendrod ist wohl-schmeckend und gesund. Brod aus reiner Gerste wird von den Eimen als schwer und schlüpfig, von den Andern als zu angegeben, wenn es nur gehörig bereitet werde; man muß den Teig stark säuern und nur vier Pfund schwere Brode daraus machen. Je größer übrigens der Alergehalt der Gerste ist, desto besser ist sie zum Brodbaden. Bei geringem Alergehalte geht der Teig schlecht auf und ist selbst bei der besten Bereitung immer schwer, trocken, hart, rissig, die Krume weder weich, noch löcherig und nur kurze Zeit nach dem Backen saftig; solches Brod ist aber kräftig und schmeckt nicht unangenehm, satzig stark und ist für Handarbeiter verdaulich genug, während es Andern leicht Blähungen macht. Werden die Gerstenkörner entkult, abgekoffen und an den Spizen abgerundet, so entstehen die Grauen. Auf ähnliche Art verfertigt man aus der Gerste auch Graue und Gries. Aus dem ganzen Gerstenkorn wird mit süßen Mandeln und Zucker die Orgade oder Gerstenmilch und mit Zucker der Gersten-zucker gemacht. In einigen Orten brandt man die Körner zum Beizen der Bierhause. In abgekochtem Zustande, als Gerstenkleim, dient die Gerste gleich der Hafergrube als Heilmittel. Der ausgedehnteste Gebrauch wird aber von der Gerste zur Bierbrauerei gemacht, da sie das süßeste Malz gibt, aus dem man auch einen guten Sprup fertigen kann. Auch zur Spiritusfabrication und zur Essigbereitung wird die Gerste verwendet. Als Viehfutter ist die Gerste sehr geschätzt. Sie ersetzt im Nahrungswerte die doppelte Menge Hafer, muß aber gekroten oder geaugethigt gefüttert werden, weil sie sich sonst im Magen der Thiere nicht auflöst. Die Pferde bekommen bei der Gerstefütterung, wenn sie dabei nicht unmäßig angestrengt werden, ein gefälliges Ansehen, drehes Fleisch, guten, ausdauernden Athem und sind später bei anstrengenden Arbeiten weniger stark Ermüden ausgesetzt. Die Reinsperde erhalten zwar Anfangs nach der Gerstefütterung einen schweren Gang,



zeigen aber Ausdauer und später leichten Gang und kräftige Gewandtheit, wofür auch die Dauer und Schnelligkeit der arabischen Pferde spricht. Die Gerste darf aber nicht in zu starken Portionen und nur mit Häcksel vermischet verfüttert werden; auch darf es nebenbei nicht an kräftigem Heu fehlen, das man eine Stunde vor der Verfütterung reicht. Tränken darf man erst zwei Stunden nach der Gerstefütterung. Versäumt man diese Vorkehrungsregeln, so leiden die Pferde leicht an Kolik, Verfall, Verstopfung, Durchfall oder Blindheit. Der Werth des Gerstestrohs als Futter richtet sich theils nach der Gersteforte, theils nach dem Reifegrade. Unter allen Stroharten ist das Gerstestroh das zarteste, hat aber nur wenig Nährkraft. (Dr. William Löbe.)

GERSTEN (Christian Ludwig), geb. im Februar 1701 zu Gießen, wo sein Vater Johann Justus Gersten Regierungsadvocat und Stadthandels war, erhielt den ersten Unterricht durch Hauslehrer, unter denen sich auch sein nachheriger Schwager Dr. Wahl befand. Auf der Universität seiner Vaterstadt studierte er Jurisprudenz, doch machte er größere Fortschritte in der Mathematik, für die ihm zeitlebens ein ungeschwächtes Interesse blieb. Zur Erweiterung seiner Kenntnisse in der genannten Wissenschaft unternahm er, aus der landgräflichen Cassé unterstützt, eine Reise nach England. Während seines dortigen Aufenthalts, im Mai 1733, erhielt er einen Ruf zum ordentlichen Professor der Mathematik in Gießen. Durch seine mechanische Geschicklichkeit bei Verrichtungen von verschiedenen mathematischen Instrumenten erhielt er sich bei dem Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Cassel und dessen Nachfolger in fortwährender Gunst. Mit beiden Fürsten fand er in Briefwechsel, und er rühmte selbst in einem Schreiben an einen Freund, daß er der geistreichen Unterhaltung mit dem Landgrafen Ernst Ludwig manche neue Principien in der Lehre von der Perspective zu verdanken hätte. Diese günstigen Verhältnisse wurden getrübt durch seine Familienangelegenheiten, die er nach der Rückkehr aus England vollständig zerrüttet wiederfand. Von seinem väterlichen Vermögen, das außer dem Mobiliar und einer schönen Bibliothek, in 10,000 fl. bestanden hatte, war ihm wenig übrig geblieben. Durch unglückliche Processe und durch die Einmischung seiner Schwäger Hahn und Wahl in die Angelegenheiten seiner Mutter hatte diese den größten Theil des von ihrem Gatten hinterlassenen Vermögens eingebüßt. In Folge eines gegen seinen Schwager Wahl eingeleiteten Process, den er verlor, legte Gersten seine Professur in Gießen nieder und verließ seine Vaterstadt im Juli 1744. Für die Universität war dieser Schritt ein bedeutender Verlust. Seine mathematischen Vorlesungen fanden ungetheilten Beifall. Als Dozent war er rathlos thätig und demüth, seine Kenntnisse durch fortgesetzte Studien zu erweitern. Dabei zeigte sich sein Charakter seinen Zuhörern durch Uneigennützigkeit von einer sehr liebenswürdigen Seite. Dem Altona aus, wohin er sich begeben hatte, meldete er dem akademischen Senat in Gießen die Beweggründe seiner Entfernung. Vergebens suchte der damalige Rector der

Universität, Professor Ahmann, ihn zum Wiederantritte seiner Professur zu bewegen. Gersten forderte seinen Abschied, den er auch endlich den 29. April 1745 erhielt. Das Entlassungsschreiben war von den geheimen Räten Schwarzgau und Bieger unterzeichnet. Mißtrauen und Argwohn verleitet ihn, seine Dimission für unecht zu halten, und sie noch mehrmals zu fordern. Er begab sich nach Petersburg, in der Hoffnung bei der dortigen Akademie eine Anstellung zu finden. Sein Plan mißlang. Mangel an Unannehmlichkeiten und das ungewohnte, seiner Gesundheit nachtheilige Klima verleitete ihn den längeren Aufenthalt in Petersburg. Er begab sich wieder nach Teutschland zurück. Im Darmstädtischen an verschiedenen Orten, meist aber in Frankfurt, lebte er seitdem, von einigen seiner Verwandten dürftig unterstützt, in großer Bedrängniß. Er ließ sich nicht bewegen, zur Wiedererlangung seiner noch immer vacanten Lehrstelle in Gießen die geeigneten Schritte zu thun. In seiner gereizten Stimmung erneuerte er seinen verlorenen Preß, besaßte sich laut über das ihm zugesagte Unrecht, und bestürmte seinen Landesfürsten durch wiederholte Schreiben und Vorstellungen, bei denen ihn seine gereizte Stimmung zu den bittersten und beleidigendsten Ausdrücken verleitete. Er ermüdete dadurch die Geduld seines ihm noch immer gewogenen Fürsten in solchem Grade, daß er auf dessen Befehl den 7. Sept. 1748 zu Frankfurt am Main verhaftet und zu lebenslänglicher Gefangenschaft nach dem besten-darmstädtischen Schlosse Marburg bei Braubach gebracht ward. Er genoß dort einen Jahrgehalt von 200 fl. Der Festungskommandant, sein alter Freund, suchte ihm seinen Aufenthalt möglichst zu erleichtern. Um sich nützlich zu beschäftigen, theilte er während dieses Arrestes jungen Leuten Unterricht in der Mathematik. Durch fortgesetzte Beobachtungen des Himmels erwarb er sich eine seltene Geschicklichkeit, den Witterungswechsel zu prophezeien. Hartnäckig verwarf er den ihm oft theilten Rath, durch ein offenes Geständniß seiner Schuld sich den Weg zur Wiedererlangung seiner Freiheit zu bahnen. Durch beleidigende Bittschriften fiel er vielmehr dem Hofe fortwährend zur Last. Sie hatten bestenungeachtet zur Folge, daß er den 2. Juni 1760 aus seiner hiesigen Haft entlassen und nach Braubach gebracht ward. Dort lebte er in stiller Zurückgezogenheit, mit der Ausarbeitung eines Werkes über die Perspective beschäftigt, von welchem er sich einen großen Erfolg zu versprechen schien. Außer dem Manuscripte dieses Werkes nahm er Nichts mit sich<sup>1)</sup>, als er im März 1762 heimlich Braubach verließ. Er hielt sich abwechselnd zu Wiesbaden, Offenbach und Frankfurt am Main auf. In der zuletztgenannten Stadt starb er in großer Dürftigkeit den 13. Aug. 1762. Sein ganzer Nachlaß soll an Werth kaum 2 fl. betragen haben, und seine zu Braubach zurückgelassenen Effecten ebenfalls so wenig, daß seine unbeträchtlichen Schulden nicht bezahlt werden

1) Wo das Manuscript hingekommen, ist nicht auszumitteln. Unter seinen nachgelassenen Papieren befand es sich nicht.

konnten. Sein biederer, redlicher Charakter erwarb ihm, verbunden mit seinen Kenntnissen, unter denen, die ihn näher kannten, allgemeine Achtung. Mehr Biegsamkeit und Selbstkenntniß wurden ihn vor dem trüben Loos bewahrt haben, das ihm den größten Theil seines Lebens verbitterte. Sein Unglück beugte nicht seinen Ertartinn und machte ihn nicht vorsichtiger in seinen Äußerungen. Fast bis ins Lächerliche ging sein Mißtrauen. Auf die Post warf er den grundlosen Verdacht, daß man seine Briefe öffne. Er änderte daher bisweilen das Siegel, bediente sich bei der Adresse einer fremden Hand und vergaß nicht, dem Couvert seiner Briefschristen die Worte: ad manus proprias hinzuzufügen. Er ist Verfasser mehrer physikalischer und astronomischer Schriften. Zu nennen sind darunter vorzüglich: *Tentamina systematis novi ad mutationes barometri ex natura elateris aërei demonstrandas; cui adjecta sub finem dissertationis vocis decidui errorem antiquum et vulgarem per observationes experimenta nova executione.* (Frankf. ad Moen. 1733.)<sup>2)</sup> *Methodus nova ad eclipses terrae et appulus lunae ad stellis supputandas.* Subnecitur de observatori Academiae Gissensis statu brevis narratio. (Gissa 1740. 4.)<sup>3)</sup> *Exercitationes recentiorum circa roris meteora No. 1.* continens dissertationem peculiarem ad *Martinum Folker*, Armigerum, Reg. Societ. Londinens. Praesidem, anno 1746 transmissam, in qua phaenomena roris praecipua enarrantur, causas eorum adaequata traduntur, ac denuo error vulgaris circa lapsum meteori refutatur. (Offenbach ad Moen. 1748.) Außer diesen Schriften hat Gersten noch mehrer Beiträge zu Journalen geliefert, besonders zu den *Philosophical Transactions*. In diesem Journale (Vol. 43. No. 473. p. 22 seq.) steht unter Anderem von ihm die Abhandlung: *Methodus nova calculi eclipsium terrae specialis, vel quorumcumque eorum lunae cum stellis, tum errantibus quam incurrentibus.* Die von ihm verfaßte Abhandlung: *Mercurius sub sole visus et observatus in specula astronomica Academiae Gissensis* sich Gersten aus den *Philosophical Transactions* (Vol. 44. No. 482. p. 376 seq.) wieder abdrucken in den *Novis Actis Eruditorum*. (Lips. 1745.) p. 669 seq.). (Heinrich Döring.)

GERSTENBACH (die), im Herzogthume Sachsen-Altenburg, kommt aus der Gegend von Zeitz und

Göbern, läuft über Ködla, Ober- und Unter-Molschig, Ober- und Unter-Zessha und Gerstenberg nach Pelschwig und auf die Westseite von Zeitz und fällt dem Dorfe Serbig gegenüber in die Pleiße. (H. E. Häusler.)

GERSTENBERG oder GERSTENBERGK (Georg Friedrich Konrad Ludwig von), genannt Müller, ein beliebter Dichter und geistreicher Schriftsteller, wurde in glücklichen Verhältnissen am 22. Oct. 1779 (nicht 1760) zu Koneburg im Herzogthume Sachsen-Altenburg geboren, wo sein Vater, Georg Friedrich Müller, Stadthandicus und Patrimonialgerichtsdirector war; seinen Schulfuß machte er unter dem Rector des dasigen Lyceums, Namens Roth, von 1797 bis 1800 besuchte er die Universitäten zu Jena und Leipzig, wo er die Rechte, nebenbei auch die philosophischen Wissenschaften studirte. Bei seiner Rückkehr in das väterliche Haus wurde er nach wohlbestandener Staatsprüfung bald zum Advocaten in Koneburg ernannt. Schon 1804 rückte er in die Reihe der Hofadvocaten ein, nachdem er sich durch die Vertheidigung eines Raubmörders vor Gericht ausgezeichnet hatte. Zu gleicher Zeit wurde er seinem Vater theils in den städtischen Saden als Vicestadthandicus, theils für dessen viele Gerichtshalterien als Retuar zur Seite gestellt. Zu letzteren gehörten auch die Gerichte der geistlichen und berühmten Herzogin Wittve Anna Charlotte Dorothea von Kurland und Sagan, die ihren Hof häufig auf Schloß Ködichau im Altenburgischen hielt und stets einen Kreis von Gelehrten und Künstlern um sich versammelte, wie namentlich Tiegel, Feuerbach, Ehrhard, Jean Paul, Erizer diesen Kreis belebten. Müller schloß sich an diese Männer an und suchte durch sie seinen Geschmack zu veredeln, seine Bekanntschaft mit der schönen Literatur zu erweitern und seinen Styl auszubilden. Seine Bekanntschaft mit dem damaligen Herzoge Karl August von Sachsen-Weimar, welcher als preussischer General 1805 sein Hauptquartier in Koneburg aufgeschlagen hatte, bereitete unterdessen seine Berufung nach Weimar als Assessor an der dasigen Landesregierung im J. 1810 vor. Hier wirkte bei seiner Ankunft sogleich, wie zu Ködichau, zu seiner weiteren geistlichen Ausbildung, zur Läuterung seines Kunstsinnes und Geschmacks der Umstand vortheilhaft mit, daß er von der berühmten Schriftstellerin Johanna Schopenhauer, so lange dieselbe ihren Wohnsitz zu Weimar aufschlug, als Hausfreund in ihre Wohnung aufgenommen wurde und in ihren glänzenden, angenehmen Abendbesuchen näherer Bekanntschaft mit Goethe, Stephan Schüpe, Bernow, Heinrich Meyer und andern hervorragenden Männern der Literatur und Kunst, gleichwie mit vielen durchreisenden fremden Gelehrten, die bei der Schopenhauer einsprachen, zu machen Gelegenheit hatte. Derselbe gefällige Verkehr, welchen auch der damalige Erbprinz, nachmals Erbgroßherzog Karl Friedrich von Sachsen-Weimar fleißig besuchte, brachte Müller'n auf lange Zeit, wenn nicht auf die ganze Dauer seines Lebens, mit diesem Fürsten in ein vertrauliches Verhältniß, wie es wol selten zwischen Fürst und Staatsdiener besteht.

<sup>2)</sup> Regal. Nova Acta Erud. (Lips. 1733.) p. 276 seq. Hamburger Berichte aus getrichen Saden. 1732. Nr. 56. S. 472.  
<sup>3)</sup> Am Schluß dieser Abhandlung schreibt Gersten: „Taceo machinam meam, quam ad accommodanda ad solis motum medium horologia et ad determinandum meridiei momentum excogitavi et fabricavi.“ Diese Maschine soll sich ehemals unter den Instrumenten der Universität Gießen befinden haben. Sie ist jedoch nicht mehr vorhanden, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Gersten sie, als er Gießen verließ, mitgenommen. <sup>4)</sup> Regal. der Darmstädtischen Versteigerer auf das Jahr 1781. S. 24 fa. Striebers's Heilige Gelehrtenbiographie. 4. Bd. S. 273 fa. Weidmann's Fortsch. und Ursprung. zu Jöcher's Gelehrtenlexicon. Zweites's Theil von dem Jahr 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 1. Bd. S. 134 fa.

Schon 1803 hatte sich Müller durch die Herausgabe eines Bändchens romantischer Erzählungen (Berlin) bekannt gemacht, dann in einer Menge, doch nicht gedruckter Gelegenheitsgedichte, wozu er ein besonderes Talent besaß, versucht, und auch ein Trauerspiel: „das Kreuz von Jerusalem," das nicht gedruckt wurde, geschrieben. Erst 1814 trat er öffentlich mit seinen kalendrischen Erzählungen (Zübingen) und 1817 mit seinen Gedichten, Epithäliden genannt (Leipzig), wieder hervor. Mehrere von seinen Gedichten sind in Wußt's geistl. worden. Auch lieferte er in Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, in Schüge's Taschenbuch für Liebe und Freundschaft und in Adrian's Rheinisches Taschenbuch mehrere werthvolle poetische Beiträge. Uebrigens soll er, da er die teutsche Sprache mit besonderer Corretheit handhabte, der Schopenhauer, so lange er bei ihr wohnte, in ihren schriftstellerischen Arbeiten stypographischen Beistand geleistet haben.

Was seine amtlichen Verhältnisse zu Weimar betrifft, so erwarb er sich, durch gründliche theoretische und praktische Rechtskenntnisse auszeichnet, sowie um Verbesserung des veralteten Konzepts verdient, in denselben rasche Beförderungen. Schon zu Einzuge von 1813 wurde er zum Regierungsrathe, ein halbes Jahr darnach zum geheimen Archivar und 1817 zum geheimen Regierungsrathe befördert. Am 1. 1829 wurde er binnen einem Vierteljahre Ratskanzler und wirtsch. Kanzler bei der Landesregierung zu Eisenach. Bald darnach erhielt er zur äußeren Auszeichnung das Ritter- und Komthurkreuz des großherzoglich sächs. Falkenordens.

Inzwischen hatte ihn der einzige Bruder seiner Mutter (Johanna Christiane geb. v. Gerstenberg), der herzogl. sächs. Kreisamtmann Konrad Ludwig v. Gerstenberg zu Kahla, der keine Söhne hatte und ein begüterter Mann war, im October 1814 vermöge einer kais. schwaburg-rudolstädter Urkunde adoptirt. Diese Adoption, welche vom damaligen Herzoge Karl August von Sachsen-Weimar bestätigt wurde, legte Müller'n und seinen ehelichen Lebensbesiden die Verpflichtung auf, den Namen seines Adoptivvaters zu führen, verschaffte ihm dafür auch, sobald dieser 1837 gestorben war, den Besitz von dessen Vermögen. Dieser sein Adoptivvater war in direkter Abstammung ein Nachkomme von Michael Gerstenberg oder Gerstenberg, dem ältesten Bruder des berühmten sächsischen Staatsmannes Marcus Gerstenberg (s. d. Art.), und führte auch des Letzteren Namen, welches Kaiser Rudolf II. demselben und seinen beiden Brüdern Michael und Joachim erneuert hatte<sup>1)</sup>. Die Vererbung eines neuen Adelsdiplomes durch Sach-

sen-Weimar auf auswärtige Anregung im J. 1824 wurde dem adoptirten v. Gerstenberg abgeschlagen. Durch seine Gattin aber, eine geb. Gräfin Fälsler, erwarb er sich aus der Erbschaft des Grafen Leopold v. Buß, der ihr mütterlicher Großvater war, die Rittergüter zu Berg- und Stabsfusla im Großherzogthume Sachsen-Weimar, während er 1837 durch testamentarische Verfügung eine Frau v. Lowenflau in den Besitz des Rittergutes Rautenberg bei Altenburg gelangte. In Folge dieser Erwerbung wurde v. Gerstenberg zugleich auch Erb-, Lehn- und Gerichtsherr von einem Theile des Dorfes Gerstenberg bei Altenburg, welches seine mütterlichen Vorfahren beharrlich für den Stammsitz ihres Geschlechtes gehalten hatten. Doch genoß v. Gerstenberg diese Glücksumstände nicht lange; denn drei Jahren krankend, mußte er bei Zunahme seines Siechtums seinen Kanzlerposten zu Eisenach noch im J. 1837 niederlegen; er starb den 14. Febr. 1838 auf seinem Gute zu Rautenberg und hinterließ einen Sohn und zwei Töchter<sup>2)</sup>.

(B. Riese.)

**GERSTENBERG** (Hans Wilhelm von), war am 3. Jan. 1737 zu Zennern im Herzogthume Schleswig geboren. Dort lag sein Vater im Quartier, der kurz zuvor, im Herbst 1736, mit dem Oberbefehlshaber der dänischen Truppen aus dem Rheinfelde nach Holstein zurückgekehrt war, und später als Rittmeister in dänischen Diensten starb. Bis zu seinem 10. Jahre besuchte Gerstenberg die Schule zu Altona, wo er sich durch Fleiß und sittliches Betragen auszeichnete. Schon in dieser Zeit wagte er einige poetische Versuche. Im J. 1757 bezog er die Universität Jena. Er trat in die dortige teutsche Gesellschaft, die viele talentvolle junge Männer, unter anderen Mafius, den bekannten Verfasser der Volksmärchen, zu ihren Mitgliedern zählte. Zum Gegenstande der Vorlesungen, die er in jenem Institute hielt, wählte Gerstenberg die poetische Satyre in der Horasischen Bedeutung des Wortes. Um Gellert's Bekanntschaft zu machen, begab er sich nach Leipzig. Durch den von der Bibliothek der schönen Wissenschaften damals für das gelungenste Trauerspiel ausgelegten Preis, um welchen zwei talentvolle junge Dichter, Grevolt und Bräve, sich bewarben, ward auch Gerstenberg veranlaßt, sich in der dramatischen Poesie zu versuchen. Zum Stoffe eines in Alexandrinern geschriebenen Trauerspiels, Turnus betitelt, hatte er eine Episode aus Virgil's Aeneide gewählt. Dieser Tragödie, die jedoch bald nachher von ihm verworfen wurde und ungedruckt blieb, verdankte Gerstenberg seine Bekanntschaft mit Weiße, dem bekannten Verfasser des Kinderfreundes, der auf seine literarische Thätigkeit einen großen Einfluß gewann. Eine Reise nach Paris, welche Weiße um diese Zeit (1759) antrat, ward für ihn die Veranlassung, seine

1) Diese Familie und die erstere Seitenlinie des Gerstenbergs hielten sich für aradten Adel, glaubten ihre Wägen, doch ohne streng genealogische Beweise, bis ins 13. Jahrh. zurückzuführen zu können, und nahmen das Dorf Gerstenberg im Kreisamtsbezirk Altenburg für ihren Stammsitz. Am 15. und 16. Jahrh. herabgekommen (doch findet sich urkundlich 1413 ein Witzelmuß Gerstenberg als Domherr zu Altenburg), entzogen sie sich sämtlich des Prädikats von, ließen aber 1712 durch Kaiser Karl VI. ihren Adel erneuern oder vielmehr feststellen. Vergl. Joh. Chr. Becker's Memoria de gente Gerstenbergiorum p. 7.

2) Vergl. Meusel's Hist. Deutschl. im 19. Jahrh. X, 347 und die literarischen Mittheilungen zu Gerstenberg's Repertorium der gesammten deutschen Literatur (1838) XV, 41. Besonders wichtig aber waren für diesen Aufstiege die handschriftlichen Mittheilungen des Hrn. Rth. Dr. Ernst Müller zu Weimar, des jüngeren Bruders vom Kanzler v. Gerstenberg.

Freunde, zu denen auch Gerstenberg gehörte, zu Beirathen für die von ihm rechtigte Bibliothek der schönen Wissenschaften aufzubereiten.

Den Eindruck, den diese Auszeichnung auf ihn machte, schilderte Gerstenberg in späteren Jahren mit Offenheit und rühmlicher Bescheidenheit in folgenden Worten: „Ich fand mich durch diese, meinen kritischen Blicken so rühmlich auszeichnende Auszeichnung nicht wenig geschmeichelt, und ermannte mich, ohne mich lange zu bedenken, sofort mit rührender Hingabe zum Werke zu schreiten. Aber der seltsame Contrast, den eben dieser Blickpunkt mit dem umhüllenden Tone machte, weidete unser Publikum, nur gar zu nachgiebig, mit dem guten Tone der Kritik zu verwechseln pflegt, und ohne den die Bibliothek meines Freundes vielleicht gerade damals ihr bisheriges Ansehen nicht einmal hätte behaupten können, wurde für mein eigenes, noch nicht genug abgekühltes, kritisches Gewissen doch oft so schmerzhaft, daß ich mich der unwillkürlich sich aufdringenden Selbstfrage: woraus meine so zweifelsüchtig hingeworfenen Urtheile sich denn wohl eigentlich gründen möchten? nie ganz habe erwehren können.“ An diese Äußerungen knüpfte Gerstenberg das Gesandnis: „Zerst durch die freundschaftlichen Beziehungen, in die mich mehr dergleichen Sorgen von Zeit zu Zeit mit meinen Mitarbeitern verwickelten, wurde dieser immer dringender und immer unausweichlicher wiederkehrende Nachdruck nach bestimmten, auf alle Nationen und auf jedes fortschreitende Zeitalter der Cultur anwendbaren Principien, auch bei andern Gegenständen, wo es auf Meinungen, Sitten, Lebensgepflogenheiten, und was die Folge ist in dieser Richtung positiv principien nennen, an dem, was jetzt so gewöhnlich, daß ich nachher nie wieder habe aufhören können, auch meine alten Tage damit zu plagten. Ich führe diesen Umstand nur an, um es bezeuglich zu machen, durch welche verborgene Magie der Metaphysik gefesselt, oder vielmehr durch welche inneren Sehnsucht nach irgend einem letzten Bezugspunkte der menschlichen Forschungsbegehr in mir selbst umhergetrieben, die kritischen Untersuchungen auch für mich so unüberwindlich anziehend wurden, und durch welche fernbarlichen Veranlassungen ich am Ende zu jener metaphysischen Schriftstellerei meiner letzten Jahre kam, von der meine Freunde nicht recht wußten, wie sie dieselben mit meinen früheren Ausflüssen aus einer ganz andern literarischen Gegend vereinigen sollte.“

Die Reizung zur Poesie war während seines Aufenthaltes zu Leipzig in Gerstenberg so vorherrschend, daß sie jedes andere Interesse verdrängte. Für seinen früher erwähnten dramatischen Versuch, den *Turnus*, fühlte er sich, trotz des günstigen Urtheils, das Weiske darüber gefaßt hatte, nicht lange begeistert. Eine *Idylloginette*, die *Grazien*, *Thalia*, *Euphrosine* und *Agaja* mit einer *Hühnerne* voll Frucht darstellend, zierte eine kleine Sammlung von Erzählungen, zum Theil aus der griechischen Mythologie, die Gerstenberg zu Altona 1759 drucken ließ. Durch eine wohlthätige Prosa und manche naive und schalkhafte Züge, denen der Reiz der Neuheit nicht schied, empfahl sich diese kleine, längst aus den Augen des Publikums verschwundene Sammlung, welche fünf Gemälde enthielt: *Cyprien*; den *Abend*; den *Tabak*; die *Hochzeit* der *Venus* und des *Bacchus* und *Wald*“<sup>1)</sup>. Größeren Beifall, als seine prosaischen Gedichte, fanden die von Gerstenberg gleichzeitig

(1759) herausgegebenen „*Ländeleien*.“ Bereits 1760 erschien von diesen anmuthigen Spielen einer reichen jugendlichen Phantasie eine zweite verbesserte Auflage, eine dritte, wesentlich vermehrt, zu Leipzig 1768<sup>2)</sup>. Zu den gelungensten Dichtungen in dieser Sammlung dürften vielleicht gehören: Die *Grazien* (S. 42)<sup>3)</sup>, *Pappos* (S. 5), *Amor's Triumph* (S. 22), *Der Geschmack eines Kusses* (S. 19), *Kriegslied des Amor* (S. 52). Das *schlafende Mädchen* (S. 50), *Lied eines Weibens* (S. 56), *Der* (S. 54), *Bacchus* und *Amor* (S. 40). Bei den verschiedenen Ausgaben seines Werkes hatte Gerstenberg zu allerlei Verbesserungen die Hülfe der Kritik und besonders Lessing's benutzt<sup>4)</sup>, der dem Publikum den ihm noch unbekannten Verfasser als einen vorzüglichen Kopf empfohlen hatte.

Unterbrochen wurden diese Beschäftigungen durch die politischen Ereignisse. Durch den zwischen Dänemark und Schweden ausgebrochenen Krieg ward Gerstenberg, als er wieder in seine Heimath zurückgekehrt war, veranlaßt, die militärische Laufbahn zu betreten. In einem noch erhaltenen Fragment einer Selbstbiographie erwähnt Gerstenberg nicht, in wiefern diese veränderte Lebensweise mit seinen Neigungen harmonirt habe. Doch bemerkt er, daß sie ihm zu seiner Beförderung heilsam gewesen sei. „Ich hatte“, schreibt er, „das seltsame Glück, in weniger als fünf Jahren, in denen ich auch den unblühenden, aber darum für Dänemark nicht minder hehrwürdigen Aufstieg gegen die Russen unter dem Feldmarschall Grafen St. Germain, als Fide beim Generalquartiermeisterstabe, mitgemacht hatte, vom Garnison zum Stabskapitän emporzuheben, als der Tod Friedrich's V. im J. 1766, bei dem Abgang St. Germain's, meine Fortschritte, zur Folge hatte, mir auf einmal die Aussicht verschloß, in dem bährigen Geiste weiter fortzuschreiten, aber zugleich die gegenwärtige Ursache wurde, mir den Uebergang aus dem Militair in den Civilstand, der sonst seine Schwierigkeiten hat, zu erleichtern. Eine neue Einzeichnung im Kriegspactement, als der König starb, enthielt unter andern den bereits vom Könige approbirten Entwurf, in diesem Colosse drei Referenten anzustellen, unter die vier schriftliche und mündliche Vortrag über die dänischen, norwegischen und schlesischen Verwaltungsgeschäften vertheilt werden sollte. Der Graf Bartholin von Bernhoff wußte, als dieser Plan bei dem neuen Regierungsantritte durch einen andern verdrängt wurde, daß ich zum Referenten für die schlesischen Angelegenheiten bestimmt gewesen war, und machte sich daher die vortheilhafteste Vorstellung von mir, daß, da man mich zu einem Posten, der doch hauptsächlich mit der Feder in der Hand verwalter wird, hatte brauchen wollen, ich wol auch im Civildienste zu etwas Nützlichem brauchbar sein könnte. Er nahm mich im J. 1768, mit dem Prädicate eines geheimen Confrengenssecretärs, als Mitglied der wichtigsten Kanzleisessionen in die ordentliche Kanzlei nach Kopenhagen hinüber.“

Nach während seiner militärischen Lebensperiode schrieb Gerstenberg die „*Kriegsglieder eines dänischen Grenadiers bei Eroffnung des Feldzugs*“<sup>5)</sup>. In diese Zeit fällt auch sein unter dem Namen „*Die Mädchen*“ her-

1) Im Allgemeinen günstig beurtheilt wird diese Sammlung in den von Lessing, Nicolai und Wendtelschön herausgegebenen Briefen, die neueste Literatur betreffend. 4. Th. Wr. 50. S. 210 sq. und in der Bibliothek der schönen Wissenschaften. 5. Wr. 2. St. S. 301 sq.

2) Eine Nachausgabe mit lateinischen Lettern veranstaltete 1803 der Buchhändler J. F. Degen in Wien. 3) Die *Grazien*, eine Cantate im Glorietanze nach der Poesie des Herrn v. Gerstenberg, in Musik gesetzt von Friedrich Benda. (Berlin 1791. gr. 4.) Vergl. Neue Leipziger Literaturzeitung. 1803. 2. Bd. St. 76. S. 1245. 4) Die Briefe, die neueste Literatur betreffend. 2. Th. Wr. 32 u. 33. S. 227 sq. 239 sq. 9. Th. Wr. 156. S. 161 sq. Bibliothek der schönen Wissenschaften. 6. Wr. St. 2. S. 323 sq. 5) Altona 1762. 12.

ausgegebenes „Handbuch für Reiter“<sup>6)</sup>, welches, in Frage und Antwort abgefaßt, manche brauchbare Bemerkungen über den Cavaleriebetrieb enthält. In die Zeit, wo er noch als Rittmeister in Schleswig stand, fällt Gerstenberg's Bekanntschaft mit Klopstock und Sturz. Von dem Letzteren hat sich eine interessante Schilderung seines Zusammenlebens mit Gerstenberg erhalten. Er hatte sich damals, bald nach beendetem Feldzuge (1762) mit einer gebornen Kriegerin in Schleswig verheiratet, und führte im Kreise der Häuslichkeit ein sehr gemüthliches Leben, das durch sein früh gepflegtes musikalisches Talent noch einen neuen Reiz erhielt. „Wie oft,“ schreibt Sturz, „lachten wir, Klopstock und ich, an unsem Gerstenberg's Clavier, wenn er den goldenen Weltaktung (Ramer's Protenus und Demetrius) mit seiner zärtlichen Gattin anstimmt. Gerstenberg lebte damals in Lingöpe (einem Dorfe in einer anmutigen Gegend, eine Meile von Kopenhagen). Durch eine Auktion hatte er den größten Theil seiner Einkünfte verloren, aber in seiner Hütte wohnten heitere Ruhe der Tugend und alle Freuden der Liebe. Dort sang er seinen unsterblichen Ekliden<sup>7)</sup>, manches Gattinliche Lied, und erkund die Träume des guten, liebenden Gatten<sup>8)</sup>. Von ihm kiennt die Dilettante lernen, daß die Blume der Freude nicht auf ihren Parterren allein blüht, daß sie auch für die Sterne und Gerstenberg in einer Sandwüste keimt.“

Noch frohere und genussreichere Tage, als in Lingöpe, verlebte Gerstenberg in Kopenhagen, wohin er, wie bereits erwähnt, durch den Staatsminister v. Bernstorff berufen worden war und die Stelle eines geheimen Konferenzsekreterars bekleidete. Die genannte Residenz war durch die Liberalität Friedrich's V. und durch Bernstorff's Interesse an der Literatur und Kunst ein Sammelplatz der ausgezeichnetsten Männer. Johann Andreas Gramer war dort Hofprediger, Resewig Prediger an der Peterskirche, H. Schlegel Professor und Historiograph. Klopstock und Sturz wohnten in Bernstorff's Hause. Mit diesen vielseitig gebildeten Männern kam Gerstenberg in vielfache Berührung, wodurch das Interesse an der Literatur im weitesten Sinne des Wortes in ihm immer aufs Neue angeregt und lebendig erhalten wurde. Durch das Ansehen, zu welchem die Kritik durch Lessing, Mendelssohn, Nicolai, Meißer, Abbt u. A. sich erheben, war Gerstenberg schon früher (1763) zur Herausgabe einer in dänischer Sprache geschriebenen Zeitschrift (Samling af afslidige Skrifter til de stönnest Videnskaber og de danske Sprøgs Oblems og Fremtids) bewegen worden, bei welcher er, wie er selbst in spätern Jahren berichtete, zwei der dänischen Sprache kundige Männer, den Etatsrath Richter und den Dreifriedgecommissair Klein zu Mitarbeitern hatte. In eine noch frühere Zeit (1763) fällt das Journal der „Hypochondrist“<sup>9)</sup>. In Bezug

auf diese Zeitschrift bemerkt Gerstenberg in spätern Jahren in seiner Selbstbiographie: „Ich kann nicht mit Still-schweigen übergehen, daß der eigentliche Herausgeber jener Zeitschrift nicht ich, sondern der nachtrüge Prediger in Odessa, Jacob Friedrich Schmidt, war, ein durch seine biblischen Reden schon vorher nicht unberühmter Dichter, noch bekannt in der Folge durch seine Uebersetzung der Horazischen Oden (welche er mit einer poetischen Zudrucht an meine verstorbenen Gattin im J. 1781 herausgab) und durch sein Leben der Jungfrau Maria, eine protestantische Marien-Biographie, an der er, von Wien aus, nicht nahe zum Vortrüge geworben wider, die ihm aber eben darum, durch einen schwachen Widerspruch des Kirchenglaubens, eine einträgliche Piarre in Odessa, seiner Vaterstadt, zu West brachte. Er war es, der aus Privatlektion für den englischen Kaiser, ein ähnliches Blatt unter dem Titel eines teutschen Hypochondristen, während seines Aufenthalts in Schleswig, zu scheiden beabsichtigte, und mehr seiner dortigen Freunde beredete, ihn zu diesem Besuche mit ihren Beiträgen zu unterstützen. Zu diesen gestellte auch ich mich, und am Ende ward ich sogar für den Redakteur selbst gehalten, ohne es gewollt zu haben, oder verhindern zu können.“

Einen größern und vielseitigern Einfluß auf die Kritik, als durch das erwähnte Journal, den Hypochondristen, gewann Gerstenberg durch die von ihm herausgegebenen „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur“<sup>10)</sup>. Außer Gerstenberg lieferte Sturz, Funke,

berg. (Schleswig 1763, mit neuem Titel unter dem Verlagsorte Frankfurt und Leipzig 1767. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Hamburg und Schleswig 1772 2 Bde., mit neuem Titel: Berlin und Schleswig 1784.) 3 Theile. Gegenstände der Satire, Moral und Literatur bilden abwechselnd den Inhalt dieser Zeitschrift. Bergh. Allgem. Deutsche Bibliothek. 21. Bd. St. 2. S. 334 f. Bibliothek der schönen Wissenschaften. 9. Bd. St. 2. S. 220 f.

10) Schleswig und Leipzig 1766 u. 1767. Samml. I. Nr. 1. Anzeige des Buchs vom Verdienste (von Th. Abbt). Neue Edition der Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerei, vom Ritter v. Menges, während der Uebersetzung dieser Gedanken. Nr. 2. Beurtheilung der Observations on the Fairy-Queen by Th. Warton. Nr. 3. Ein unerschöpfliches Schatzkammer aus Berlin, nebst einer noch unerschöpflichen Antwort. Nr. 4. Fortsetzung des zweiten, nebst deilussigen Betrachtungen des Triests. Nr. 5. Beantwortung des vierten. Nr. 6. Nachricht von der londoner Privatsektion zur Aufmunterung der Kunsttugenden u. von der Statue des Königs Friedrich V. zu Kopenhagen. Nr. 7. Ueber die Gesellschaft der Freie eines teutschen grammatikalischen Wörterbuchs: Von der Bildung der Sprachen übersehen. Nr. 8. Bemerkungen eines Schöners über die Dänischen Gelehrte: Reliques of Ancient English Poetry; Dänische Klänge; Dier. Nr. 9. Käl's Abhandlungen über wichtige Begebenheiten aus der alten und neuen Geschichte; August Buchner's Urtheil von der Affektation der schweizerischen Orthographie. Nr. 10. Brunnic's Ornithologia borealis; Fehler der drentheimischen Sammlungen in Verwechselung einiger Vogelarten; Brunnic's Kometologie, nebst einigen andern Werken von der nämlichen Materie; Nachricht von der Insektensammlung Herrn Schäfers in Regensburg. Nr. 11. Von der alten römischen Poesie. Nr. 12. Einige zusammenhängende Anmerkungen über die Dierse, die neuere Literatur betreffend. — Samml. 2. Nr. 13. Gramer's Freilagen, verursacht durch die Krankheit und den Tod Königs Friedrich's V.; Richter's Elegie auf Herrn die Brandenburg. Nr. 14—18. Versuch über Shakespeare's Briefe und Genie. Nr. 19. Nachricht von der dänischen Gesellschaft zur Aufnahme des Geschmacks; Die neue Odessa, aus dem Dänischen. — Samml. 3. Nr. 20. Huber's Choix de Poésies Allemandes; Fieber der Deutschen von der Natur des Luchses; vom poetischen Genie. Nr. 21. Collectaneen über die Geschichte eines Ekliden. Nr. 22 u. 23. Anfang einer Untersuchung des Don Quixote, nebst Ant-

6) Altona 1763. 7) Das Gedicht eines Ekliden erschien zu Kopenhagen, Dresden und Leipzig 1766. 4. Bergh. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. 4. Bd. St. 2. S. 290 f. Allgem. Deutsche Bibliothek. 5. Bd. St. 1. S. 210 f. (Gerstenberg's) Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur. Samml. 3. Nr. 21. S. 413 f. (Collectaneen über das Gedicht eines Ekliden.) 8) In seiner später vollendeten Tragödie Ugoine. 9) „Der Hypochondrist“, ein holländische Wochenblatt von Hrn. Zacharias Frankrup, herausgegeben vom Hrn. v. Gersten-

Schönborn u. A. Beiträge zu dieser Zeitschrift, die als ein Pendant zu den berliner Literaturbriefen zu betrachten war, mit denen sie jedoch nicht immer harmonirte. Das erwähnte Journal enthielt interessante Bemerkungen über die vorzüglichsten griechischen, römischen, englischen und deutschen Schriftsteller, daneben wichtige Notizen über die ältere dänische und englische Literatur. Besonders machte er Shakspeare und die dramatischen Werke einiger Zeitgenossen des großen Briten zu einem fortgesetzten Studium. Wie ernstlich er dies Studium betrieb, zeigten die kritischen und biographischen Abhandlungen über Shakspeare, Ben Jonhson u. A., welche er seiner Uebersetzung der „Braut,“ einer von Beaumont und Fletcher verfassten Tragödie voranschickte<sup>11)</sup>. In seiner „Kriadne auf Maros“<sup>12)</sup>, die er tragische Cantate nannte, versuchte sich Gerstenberg in einer damals noch wenig gekannten Gattung der Poesie, in dem Maledram. Den Beifall, den dies Gedicht fand, in welchem Gerstenberg die Sprache und den Ausdruck der Leidenschaft im Allgemeinen gut getroffen hatte, verdankte es hauptsächlich mehreren gelungenen Compositionen<sup>13)</sup>. Durch seinen „Ugelino“<sup>14)</sup> beförderte Gerstenberg nicht wenig die durch Lessing eingeleitete große Revolution in der dramatischen Literatur der Deutschen. Die Kühnheit der Wahl des Stoffes aus Dante's Divina Comedia, einem damals in Deutschland noch wenig bekannten Gedichte<sup>15)</sup>, und die Behandlung der schauerhaftesten Situationen in der Form des bürgerlichen Trauerspiels, verschafften dieser in Prosa geschriebenen Tragödie

um so mehr Eingang beim Publicum, da es sich durch die kraftvolle, wenn auch nicht immer ganz natürliche Sprache des Gefühls und der Leidenschaft von diesem dramatischen Gemälde angezogen fühlte. Für die theatralische Darstellung eignete sich diese Tragödie übrigens eben so wenig, als die später von Gerstenberg gedichtete „Minna“<sup>16)</sup>. In Bezug auf das Product bemerzte Gerstenberg in spätern Jahren in dem mehrfach erwähnten Fragmente seiner Selbstbiographie: „Gern möchte ich auch noch ein Paar Worte über diese Minna sagen, ich fürchte nur, daß zwei Worte über diese Minna schon zu viel find. Man hat meinem Ugelino die Ehre erwiesen, ihn vornehmer, Minna den Vorzug zu geben. Wie ich das annehme, übersteigt mich ungeachtet der Fehler, die ich selbst in dieser dramatischen Nachahmung des Griech-Umarmhahnbaren zu bemerken glaube, doch etwas darin sein muß, was die Fehler überwiegt.“ „Wissen denn aber,“ fügt Gerstenberg hinzu, „alle dramatischen Werke darum, weil sie zu einer und derselben Gattung gehören, auch nach einer und derselben Idee gemacht sind? Ich wünsche vielmehr, daß auch in dem letztern der beiden genannten Stücke Manches vorkommt, was ich jetzt anders wünsche. Der schlaumste Kritiker in diesem hiesigen Melodrama möchte jedoch wohl den sein, daß der Verfasser sich schmeichelt, mit demselben Hume'schen und Gibbon'schen Interesse gelesen zu werden, den er sich selbst erweilen wollte, da er sich keine Angestachlen, kein Bismarck und Gernsteinen, kein Schenkendorf, kein Schenkendorf dachte, und daß er sich gewislich nicht persönlich eine solche Vision zu geben, und doch nicht im Stande war, sie auch seinen Lesern (die wenigen etwa ausgenommen, bei denen sich das bairische Interesse voraussetzen läßt) bis zur Lebhaftigkeit einer mehr als theatralischen Zerknirschung mitzutheilen — eine Erfahrung, die ihn auch in der Folge gereizt, sich nicht zu fed an Gibbon'sche Geschichtsfacta zu wagen, für die man sich erst ein eigenes Porträt erschaffen mußte, um sie auch dramatisch darstellbar zu machen — ich will nicht einmal sagen zu können, sondern nur zu dürfen.“

Außer den erwähnten Werken lieferte Gerstenberg in dem Pöfischen und andern Musenalmanachen, im Genius der Zeit (1795), in dem Morgenblatte für gebildete Stände<sup>17)</sup> und in andern Journalen mehrere lyrische Gedichte, die zum Theil componirt<sup>18)</sup> und auch in mehrere Sprachen übersetzt wurden, ins Englische in den Reviews, ins Französische in dem Journal étranger (1760), Août et Decembre, und in Huber's Choix de Poésies Allemandes (T. II.), ins Italienische in Birch's Nye historisk Magazin af Fortællinger (3. Bd. St. 2). Auch Gerstenberg's dramatischen Werke widerfuhr die Auszeichnung, in fremde Sprachen übertragen zu werden, so ist der „Ugelino“ ins Dänische von J. B. M. (Mayer) (Kopenhagen 1779.) und „Kriadne auf Maros“ ins Italienische übersetzt worden. (Napel 1782.)

wert darauf. St. 24. Nachricht von einem Shakspeare untergeordneten Trauerspiele, dessen Inhalt aus der Novelle des Gardenio im Don Quixote genommen ist. St. 25. Kritische Sammlungen einer Einsicht Privatgesellschaft; Fortsetzung der neuen Edda. — Eine vierte Sammlung erschien unter dem Titel: „Kritische Sammlungen der Literatur.“ Der Fortsetzung 1. Theil. (Hamburg und Bremen 1774.) ebenfalls in Dänisch: Fragmente und Zulienmisse (von Kleppel) S. 1 f. Warum behält und verbessert der Uebersetzer der Bibel (Richardson) nicht Luther's? S. 53 f. Von der Scheidart des britischen Handels S. 106 f. Schlichte Einrichtung des italienischen Zinnhandels; warum ahmen Deutsche sie nach? S. 116 f. (aus gedruckt in G. F. Gramer's Magazin der Wissf. Jahrg. 2. 1785. St. 5. u. 6.) Uebersetzung der neunten pythischen Ode des Pindar S. 137 f. — Vergl. neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. 3. Bd. St. 2. S. 303 f. S. 1108, Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften. 1. Bd. St. 1. S. 101 f. St. 4. S. 96 f. 6. Bd. St. 74. S. 607 f. Allgemeine Deutsche Bibliothek. 22. Bd. St. 2. S. 608 f.

11) Sie erschien, mit einem Schreiben an den Kreistheuer-einnehmer Chr. F. Böke, zu Leipzig 1763. 12) Kopenhagen 1767, mit viel wesentlichen Verbesserungen in dem ersten Stücke des Theatricals für Deutschland. 13) Von J. A. Schriebe (Kopenhagen 1767. 8el.), von J. G. F. Bach, Generalmeister zu Weichburg (Hemgo 1774. 8el.) und von J. A. Reichardt, ferner, preussisch Kapellmeister. (Leipzig 1780. Duerfel.) 14) Eine Tragödie in fünf Acten. (Hamburg und Bremen 1768. Pl. 4.) Vergl. Allgemeine Deutsche Bibliothek. 11. Bd. St. 1. S. 8 f. S. 1108 in der von ihm herausgegebenen Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften. 2. Bd. St. 8. S. 600 f. Chr. F. Schminke's Auflage zu seiner Theorie der Poesie. Samml. 4. S. 351 f. 15) Vergl. Schönborn's Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. 5. Bd. S. 214 f. Deutsches Museum. 1785. 2. Bd. December. S. 409 f.

16) „Minna oder die Angestachlen,“ ein tragisches Maledram in vier Acten. Die Musik vom Herrn Kapellmeister J. F. Schultze. (Hamburg 1788.) Vergl. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. 34. Bd. St. 1. S. 121 f. St. 2. S. 270 f. S. 283. St. 2. S. 217 f. Den Deutschen Merkur. 1788. December. S. 201 f. Gedächtnis der Zeitungs. 1790. St. 85. S. 709 f. Allgemeine Literaturzeitung. 1798. 1. Bd. Nr. 90. S. 716 f. 17) 1800. Nr. 95. S. 377 f. (Funder an Fr. Leopold Stolberg; Wahltheil.) 18) Die Amerikaner, ein lyrisches Gemälde, in Pöfisch gedruckt von J. G. F. Bach. (Haga 1776.) (Vergl. Allgem. Deutsche Bibliothek. 35. Bd. St. 2. S. 513.) Vomms an den Kaiser, componirt von F. A. F. Kunzen u. a. m.

Mit seiner poetischen und schriftstellerischen Thätigkeit vereinigte Gerstenberg eine ungemeine Thätigkeit und Gewandtheit in einem völlig heterogenen Geschäftskreise. Von der früher erwähnten Stelle eines geheimen Konferenzsecretairs hobte er sich, nach seinem eigenen Gesandnisse, den Weg in andere Civildepartements. „Ich durchwanderte sie“, schrieb er, „in späteren Jahren, fast ohne Ausnahme der Reize nach hinter einander bis zum Jahre 1775, wo ich als Resident der Ägypten Botschaft bei der kaiserlichen Reichshofkammer angestellt ward. Ich habe in der Konferenz einer Staatskanzlei, die noch aufgehobenem geheimem Geheile unter der Steuerkanzlei Administration zusammenberufen wurde, die Stelle eines Secretaires vertreten. Von da bin ich als Committierter in die deutsche Kammer, die außer der ordentlichen Landescontribution zugleich die Admittenden, nebst einigen andern, nicht eigentlich dahin gehörigen Angelegenheiten der Herzogthümer unter ihre Aufsicht hatte, von der deutschen Kammer in die Commerzdeputation, eine andere Committée für die Geschäfte des gleichfalls aufgehobenen General-Landescommercium und Oekonomieressurums, von der Commerzdeputation in die nach der Steuerkanzlei Kasse des Reichs wieder neu organisirte Kammer versetzt worden. Kurz, ich bin so ziemlich überall mit dabei gewesen, ohne daß ich mir selbst von allen diesen Kreuz- und Querzügen durch so viele und verschiedene Departements in dem Laufe so weniger Jahre einen andern Genuß, als den Genuß des damaligen Zeitalters anzugeben wüßte.“

Erst dem Jahre 1783, in welchem Gerstenberg, wie er in späteren Jahren selbst erzählte, mit Bewilligung seines Hofes die von ihm bisher bekleidete Residentenstelle in Lüneburg für 20,000 Rthlr. verkauft hatte, lebte Gerstenberg in der vier Meilen von Lüneburg gelegenen Stadt Cutin, die er zu seinem einflussreichen Aufenthaltsorte gewählt hatte. In Lüneburg hatte er sich besonders an Duerbeck angeschlossen. In ein noch engeres Freundschftsverhältniß trat er zu Voss, der damals eine Rectorstelle in Cutin bekleidete. „Es war im Sommer des Jahres 1783“, erzählt Voss<sup>19)</sup>, „als Gerstenberg sich in Cutin häuslich einrichtete. Seine seit längerer Zeit krankende Gattin hatte sich so weit erholt, daß sie ausging, und mit Mühe für Kinder und Hauswesen sorgen konnte. Gerstenberg kam häufig zu uns, wenn er seinen Nachmittagspaziergang beendigt hatte, und war dann sehr liebenswürdig und theilnehmend an dem, womit ich mich grade beschäftigte. Dies regte im Gespräche Manches wieder auf, was zum Theil vollendet war, zum Theil noch fremd in ihm lag. Zu letzterem gehörte die „Minna“, an welche er im Winter die letzte Hand legte.“ Schwer ward Gerstenberg der Abschied von seinem Freunde. Mit dem Jahre 1785 endete sein bisheriger Aufenthalt in Cutin. Gerstenberg zog um diese Zeit nach Altona, wo er Vicedirector des Lotteriewesens ward. Noch in Cutin war 1783 seine Gattin, eine geborene Trochmann, gestorben, mit der er mehrere Kinder erzeugt hatte. Im J. 1796 verheirathete er sich zum zweiten Male mit einer geborenen Steman, einer Engländerin, die ihn mit Liebe und Zune in seinem Alter pflegte.

„Hier in Altona“, schrieb Gerstenberg, „wo ich als Vicedirector des Lotto-Lotteriewesens für die Provinzen des ersten Landes, Zül-land mit einbezogen, angestellt bin, lebe ich im Ganzen genom-

men glücklich und mit meiner Lage zufrieden, seitdem die meisten meiner sieben Söhne und Töchter, zum Theil in meiner Nähe, zum Theil auch entfernter, um mich vertheilt sind, und ich meines Orts mit einiger Zuversicht darauf rechnen kann, in der freundlichen Stadt am Ufer der Elbe, die den Jahren meiner Kindheit die erste Beziehung gegeben hat, auch mein letztes Alter für den noch übrigen letzten und entscheidenden Schritt meiner lieblichen Laufbahn mit der erforderlichen Hoffnung und Ruhe immer noch genüßlicher selbst zu reizen.“

In Altona beschloß Gerstenberg, wie er es gewünscht hatte, sein Leben. An seinem Todestage, den 1. Nov. 1823 fand er in seinem 77. Jahre. Dieses hohen Alters ungeachtet, hatte er bis zum Ende seines Lebens seine Geisteskräfte, eine heitere Gemüthsstimmung und den freien Gebrauch seiner Sinne behalten. Seine Augen waren so ungezwungen, daß er selbst bei der kleinsten Schrift nie zu einer Brille seine Zuflucht nehmen durfte. Gestorben war er ohne vieles Leiden, nach einem kurzen Krankenlager an einer Verhaltung natürlicher Functionen, und erst wenige Stunden vor seinem Tode hatte ihn die Besinnung verlassen.

Seine früher erwähnte Stelle als Mitglied der Lotto-Zuständigkeitsdirection hatte Gerstenberg 1812 niedergelegt. Er widmete sich seitdem fast ausschließlich wissenschaftlichen Beschäftigungen. Ein besonderes Interesse fand er an dem Studium der Kirchengeschichte. Nach Unterredungen mit Gerstenberg bemerkt einer seiner Freunde hierüber: „Der Zweck, den Gerstenberg mit diesem Studium verband, war gänzlich verschieden von dem eines Theologen. Es lag ihm weniger daran, gewisse von der Kirche angenommene Dogmen historisch nachzuweisen, als vielmehr die reine Wahrheit hinsichtlich der Entstehung und Ausbreitung des Christenthums zu ergründen. Das Resultat dieser Forschungen fiel nicht zum Nachtheile der wahren, von allen kirchlichen Jansen geringsten Religion Christi aus, gar sehr aber zum Nachtheile des Kirchenthums, aus welchem, als das Christenthum Staatsreligion ward, die größten Gräuelt thaten entsprangen, Hierarchie und Gewissenszwang, Verheerungen und Verfolgungen der Andersdenkenden von Seiten der Gewaltigen der Erde, Religionskriege und Kreuzzüge, Inquisitionen gegen angebliche Ketzer, oder der Häretiker und des Umganges mit dem Teufel verdächtige, wodurch Millionen Menschen hingerichtet worden, gemeinschaftliche Mönchs- und Nonnenklöster, Gastungen und andere abergläubische Gebräuche, religiöse, oft mit den größten Unthaten verbundene Schwärmereien u. s. w.; mit Einem Worte Gräuelt, welche mit dem Zweck des Stiftere einer, auf Grundbitten der Barmherzigkeit, der allgemeinen Menschlichkeit und eines beseligenden, vernünftigen Glaubens beruhenden Religion, der dieselbe nicht durch gewaltthätige Mittel, sondern nur durch Belehrung und Ueberzeugung gepflanzt haben wollte, keineswegs übereinstimmen, vielmehr denselben ganz verriethen.“

Vertieft in diese Forschungen, zu denen später noch das Studium der Kant'schen Philosophie trat, lebte Gerstenberg so eingegeben, daß er in den letzten Jahren seines Lebens nur selten seine Wohnung verließ. Er war gewohnen, mit großer Aufmerksamkeit zu lesen, und

19) F. Briefe von Joh. Heinr. Voss. (Hallestadt 1832.) 3. Bd. S. 36.

was ihm besonders merkwürdig dünkte, zugleich mit seinen eigenen Gedanken und Beurtheilungen niederschreiben. Er machte diese Citate immer in der Originalsprache der Bücher, da er außer den älteren Sprachen, auch die meisten neuern vollkommen verstand. Von solchen Excerpten fanden sich einige mehre Bogen starke Hefte in seinem Nachlasse, meistens sehr klein geschrieben, doch leserlich und mit wenigen Correcaturen. Die zweckmäßig Gerstenberg dies Verfahren fand, geht aus den nachfolgenden Bemerkungen hervor, mit denen er das erste Heft seiner Excerpte begleitet hatte. „Das Abschreiben und Extractiren aus einem gedruckten Buche, auch wenn man es selbst besitzt, hat nicht nur den Nutzen, daß sich das Abgeschriebene in dem Gedächtnisse fester einprägt, sondern es gibt auch Anlaß zu weitaufgigen Bemerkungen, die beim Lesen des gedruckten Buches selten so lebhaft gemacht werden, und wenn sie auch da gemacht werden, doch leichter verloren gehen.“

Manche Notizen, die er in die ererbtenen Hefte eingetragen, namentlich Bemerkungen, die Kant'sche Philosophie betreffend, fanden sich am Rande mehrerer Bücher seiner nachgelassenen Bibliothek. Was Gerstenberg auf diese Weise sorgfältig und correct niedergeschrieben, verrieth den denkenden und scharfsinnigen Kopf. Er pflegte überhaupt nicht leicht etwas zu sagen und zu schreiben, was er nicht reiflich durchdacht und erwogen hatte. Die Gemeinheit, sich immer beständig und geregelt auszuwirken, brachte ihn oft in Verlegenheit über den Gegenstand der Unterhaltung mit fremden Personen, die ihn besuchten. Er beschreiben er auch war und so wenig Werth er auch auf die Vorzüge seines Geistes legte, war es ihm doch nicht gleichgültig, sich Anderen von einer schwachen Seite zu zeigen. Er liebte daher dergleichen Besuche nicht, und noch weniger große Circel, die ihn in den letzten Jahren seines Lebens nach seinem eigenen Geändnisse durch die Mannichfaltigkeit der Gespräche verwirrten und schwindlich machten. Nicht Menschenfurcht war daher der Grund, weshalb er oft Einladungen dieser Art von sich ablehnte. Dazu kam, daß er aus Liebe zur Bequemlichkeit nicht gern seine Hauskleider mit einem für fremde Herren und Damen passenden Anzuge vertauschen mochte. Gewöhnlich kamen ihm jedoch immer die Besuche von geistesverwandten Bekannten und Fremden.

Am meisten beschäftigte sich Gerstenberg in den letzten 30 Jahren seines Lebens mit der Kant'schen Philosophie, die seinem Forschungsgeiste ein weites Feld eröffnete. Er war eifrig bemüht, in den Geist dieser Philosophie tief einzudringen, und sie gegen andere philosophische Systeme, die dadurch veranlaßt worden waren und mit Kant's Behauptungen in offenbarem Widerspruch standen, gründlich in Schutz zu nehmen. Dafür streichen unter Anderem seine scharfsinnigen Bemerkungen, welche Gerstenberg einem Exemplare der Fichte'schen Wissenschaftslehre, das sich in seinem Nachlasse fand, beifügte hatte. Seine Abneigung gegen das Fichte'sche System zeigte Gerstenberg auch in den auf dem Titelblatte der Wissenschaftslehre notirten treffenden Bemerkungen:

„Wissenschaft verhält sich zur Erkenntniß, wie das höfemäßige Gange zu einem Abtheilgriff. Wer uns lehren will, was wir wissen können, muß von dem ausgehen, was uns erkennbar ist. Nun geht aber Fichte in seiner Wissenschaftslehre von dem Begriffe eines Ich aus, worin kein Mensch sich selbst erkennen kann (denn der Begriff eines absoluten Ich ist auf keinen Menschen, ist nur auf Gott anwendbar). Die Fichte'sche Lehre ist also nicht einmal Wissenschaft, geschweige eine Lehre von dem, was der Mensch wissen kann.“

Fäßbar geworden war ihm jedoch bei dem fortgesetzten Studium Kant's der Mangel eines gemeinschaftlichen Princip's der theoretischen und praktischen Vernunft, zu dessen Aufstellung sich doch Kant selbst in seiner Grundlegung der Metaphysik der Sitten anheischig gemacht hatte. In einem über diesen Gegenstand an Charles de Villers (1802) gerichteten Aufsatze \*) äußerte Gerstenberg: „Bei einem nicht unbedeutlichen Theile des trauten Publicums würde ich ohne Zweifel meinen Zweck viel besser erreicht haben, wenn ich, anstatt durch eigenes Nachdenken der Quelle eines gemeinschaftlichen Princip's nachzuspüren, verfußt hätte, alle die Stellen, wo in den drei kritischen Systemen unseres Kant auf eine solche gemeinschaftliche Quelle hingewiesen wird, unter einen einzigen Gesichtspunkt zusammenzufassen, und die Idee, die ihnen allen zum Grunde liegen mußte, mit der erforderlichen Genauigkeit und Klarheit aus ihnen zu entwickeln. So verdienstlich aber ein Versuch von der Art, wenn er gut ausfällt, unstreitig sein würde, und so gern ich darauf rechte, daß sich unter den Kennern der Vernunftkritik Jemand finden möge, der sich dies Verdienst noch in der Folge jurignete: so lag es doch außer meinem Plane, mich selbst darum zu bewerben. Meine Absicht war, mich so kurz als möglich zu fassen, und ich sah voraus, daß ich, wenn ich ihnen schwereren Weg einschläge, mein Ziel nicht ohne große Umschweife würde erröthen können. Ob ich es erreicht habe, müssen meine Leser entscheiden; wenigstens wünsche ich es, und zwar wünsche ich es, wie Jeder mir leicht zutrauen wird, der meine Entfernung von aller schriftstellerischer Selbstsucht kennt, gewiß nicht der Wähe wegen, die ich an die Ausarbeitung einiger Bogen verwandt haben kann, sondern der Sache selbst wegen. Es wäre doch schlimm, wenn es der kritischen Philosophie wie dem Nile ergeben sollte, der seine Segnungen durch sieben große und tausend kleine Ströme ergoß, ohne daß ein Jemand, bis ganz vor Kurzem, zu erzählen wußte, wo er denn eigentlich entspringt.“

Nicht ohne Bedenklichkeit wagte sich Gerstenberg, in seinem Eifer, den Kant'schen Principien überall Eingang zu verschaffen, an eine populäre Darstellung jener Principien. Mit den besten Kritikern seiner Zeit stimmte er darin überein, daß sich sehr viel dafür und dawider

20) Gerstenberg ließ diesen Aufsatz (Gemeinschaftliches Princip der theoretischen und praktischen Philosophie) in einzelne Abschnitte zerfallen: I. Erfahrung, was sie ist II. Erfahrung, wie sie möglich ist III. Gesetzgebende Idee für äußere Gegenstände, wie sie möglich ist IV. Architectonische Idee eines Systems V. Gemeinschaftliches Princip der theoretischen und praktischen Philosophie.



sagen lasse. Wie strenge Anforderungen er in dieser Hinsicht machte, geht aus den Äußerungen hervor, die er einer von ihm aufgestellten Theorie der Kategorien (1795) als Einleitung vorausschickte. „Ich finde,“ schrieb er, „die Bemühungen englischer und französischer Schriftsteller, die durch dieses Mittel die Werke ihrer tiefsten Denker aus den besten Köpfen außerhalb der Schule zugänglich zu machen wissen, der größten Nachsicht würdig, aber nur unter der Bedingung, daß die Begriffe, die dadurch in Umlauf gebracht werden, den Geist des Systems, nicht den lebten Buchstaben aufdecken, daß sie hell und freundlich sind, daß sie ein Interesse für die Menschheit haben, daß nicht der barockste Jargon der Verwirrung sondern die nöthigsten, die glänzendsten Anzeichen der Auffklärung durch sie gefördert werden. Auf Lehren und Lernen kann es bei keinen journalistischen Aufsätzen nur selten abgesehen sein. Lernen kann Niemand ein System, als wer es im Zusammenhange studiert. Wer man kann sich die Erlernung desselben erleichtern, wenn man sich den einzelnen Theilen, die das Studium vorzüglich erschweren, eine vorläufige Uebersicht verschafft hat. Die gegenwärtige Schrift“ war Anfangs für ein Journal vermischten Inhalts bestimmt und sollte sich in einem mittlern Tone zwischen dem populären und dem Lehren des Katheders erhalten. Sie sollte die Kategorien auf den Principien selbst entwickeln, und doch zugleich keinen verständlich sein, denen die Sache schwerer wird, als zu den Principien hinanzugreifen. Er sollte sich mit strengem Treuen an das System angeschlossen und durfte doch, als ein aus dem Ganzen gebrochenes Bruchstück, von den Hauptthesen der transcendentalen Aesthetik und des Schematismus kaum einmal bittweise Gebrauch machen — eine Verlegenheit, die der Demuth der Kenner, besonders da, wo Grundzüge zu beneiden waren, nicht entgehen wird.“<sup>1)</sup> Abschneiden fügt Gerstenberg hinzu: „Ich wünsche mehr, als ich hoffe, daß es mit gelungem sei, so vielen Schwierigkeiten auszuweichen, ohne meine verehrte Aesthetik einer kurzen, lesbaren und doch nicht oberflächlichen Darstellung zu verfallen.“

Aus der Erfahrung nahm Gerstenberg den Beweis dafür her, daß, so viel man auch zur Erläuterung der Kant'schen Kritik der reinen Vernunft geschrieben, doch kein Theil dieses Systems so häufig mißverstanden oder vielmehr gar nicht verstanden worden, als das Hauptstück von den Formen der objectiven Erkenntniß oder den Kategorien. „Nicht bloß gewöhnliche Leser und Leserinnen,“ äußerte Gerstenberg darüber, „auch Denker von Profession, auch wohlachtbare Geisteskräfte geräthen, daß es ihnen noch immer schwer fällt, sich von diesen Formen einen lebendigen, vom Schleier der Terminologie entblößten und dennoch rund und deutlich bestimmten Begriff zu machen. Sie sollte sich einen bestimmten Professor der Logik gefannt, der die Kant'sche Deutung der Kategorien ausdrücklich in der Aesthetik gelesen hatte, um darüber zu schreiben, und am Ende mit Rücksicht auf und in einem familiär-gelegenen Tone die zunehmende Gemüthsamkeit des königsbergischen Reformators bewunderte, daß er die Zahl der Kategorien, anstatt auf 4 oder 12, oder 16, nicht lieber auf 305, und bei Schätzahlen noch auf ein drittes, gesetzt hatte. Von denen, die bei den Formen des Denkens zugleich an Schreier und Kugelschützen, an Orisposten, an Adressen, an Werbeblätter und andere dergleichen äußere Formen der Materie, oft nicht ohne trefflichen Scherz, denken, will ich hier nicht einmal erwähnen. Man erleichtert sich, zuweilen die Uebersicht eines großen, verwickelten und schwer zu umfassen Ganzen bloß dadurch, daß man die Haupttheile desselben nacheinander in Gedanken aneinander rückt. Ein zulässiger Schatten, mit dem sich die Eichtamsen einzelner Partien kontrastiren, bringt nicht selten in einer zeitpäßigen Composition Mächtigkeiten hervor, auf die der Künstler bei dem ersten Ueberfluge seines Werks kaum gerechnet hatte. Meine

Wünsche sind erreicht, wenn ich nur durch die nähere Zusammenfassung der Theile, durch den Abzug des Licht und des Schattens, zur lebendigen Darstellung des unsterblichen Werks, das seit einigen Jahren so viele Köpfe und Hände in und außer Teutschland beschäftigt, etwas beigetragen habe. Das Verdienst der Kürze wird meine Darstellung auf jeden Fall haben.“

Noch näher erklärt sich Gerstenberg über seine Absicht und über den bei seiner Abhandlung zum Grunde gelegten Plan, um möglichen Mißverständnissen zu begegnen, in den Worten: „Ich habe mich anheischig gemacht, die Kant'schen Kategorien zu erläutern, das heißt soßlich, wo möglich populär, darzustellen. Aber Populär, dem allgemeinen Menschenverstande, nicht Plebeusale, dem gemeinen Unverstande. Wer in der Einleitung unserer Selbstbewußtseins Nichts als Schlingen wahrnimmt, die sich entwickeln, um selbe Fäden zu verwirren, der sei auf seiner Hut, aber erpore sich die Mühe der Analyse ganz; er streite aber, wenn er seine Bequemlichkeit allen andern Betrachtungen vorzieht, nicht über Dinge, die außer seiner Sphäre liegen. Des Widerstandes in einer Angelegenheit, wo Alles von Anfang bis zu Ende aus Denken ankommt, meine Leser durchaus zu übergehen, steht nicht in meiner Macht, wenn ich es auch möchte. Das Einzige, was ich im Vorwege versprechen kann, ist, daß ich den ernstlichen Voratz habe, keine Schmeicheleien zu machen, wo keine sind. Ich werde sehr wohl zufrieden sein, wenn der Leser seinerseits nur ebenso wenig macht. Ich schmeide mir keineswegs, für jeden Leser ohne Ausnahme, weder für den, dem Vergleicherungen dieser Art überhaupt noch fremd sind, noch viel nützlicher für den, der die Gedanken der Logik einerseits und des metaphysischen andererseits, d. h. vor der Kritik abspiegender Systems wie in einem Baubesteck herumdreht, verständlich schreiben zu können. Wer je über die Mittelung unserer Gedanken durch das Medium der Sprache nachgedacht hat, und zugleich aus eigener Erfahrung weiß, wie schwer es fällt, sich in eine ungewohnte Gedankenfolge hineinzuordnen, der wird einen unentrichtbaren Obad der Verständlichkeit nie von einem Schriftsteller mit Billigkeit erwarten. Mein Augenmerk bei der gegenwärtigen Schrift ist einzig und allein auf diejenige Classe veruthachteter, im Denken grübeln und zugleich wahrheitsliebender Leser gerichtet, denen daran gelegen ist, sich von den Gründen zu unterrichten, auf denen die Kant'sche Deutung der möglichen Erfahrung a priori, oder die Theorie der synthetischen Erkenntniß beruht, und denen die Entwidlung dieser Gründe, ob sie gleich in der Kritik der reinen Vernunft mit musterhafter Genauigkeit und Vollständigkeit zu Stande gebracht ist, doch nicht so klar einleuchtet, daß sie die nachgerigsten großen Folgerungen, die dem gesunden Menschenverstande schon fastlinder sind, selbst daraus herleiten könnten. Dieser, freilich nur kleiner, aber der Uebersetzung vorzüglich fähigen und nützlichen Classe von Lesern habe ich hier durch die That zu beweisen gesucht, daß rechte Wahrheit etwas mehr als Terminologie ist, und daß man die Kritik, als ein System, mit dem Besstände fassen könne, ohne sie wie ein Wörterbuch dem Gedächtniß einzuverleihen.“

In engem Zusammenhange mit seiner „Theorie der Kategorien“ stand die von Gerstenberg 1796 verfaßte Abhandlung: „Ueber die erste und zweite Substanz des Aristoteles.“ An dem Lebensgebiete der Substanz, wie ihn dieser denkende Kopf in seinem Tractate von den Kategorien aufgestellt hatte, wies Gerstenberg nach, wie durch das Verwerfeln der Principien, wovon Niemand nachdrücklicher gewarnt hatte, als Aristoteles selbst, die Entdeckung der Wahrheit erschwert werden könnte. „Gäbe dieser große Denker des Alterthums,“ äußerte Gerstenberg, „es über den ganzen verschiedenen Ursprung der Kategorien und des logischen Princip nachgedacht, so würde er nicht allein den ärgsten Irrthümern vorbeugen haben, die späterhin Jahrhunderte lang den sogenannten Realismus mit dem Nominalismus

21) Theorie der Kategorien.

H. Gerst. I. B. u. Z. 8te Section. LXII.

entzweien, sondern er hätte sich vielleicht um die ganze Kritik der Principien (oder der seinen Vernunft) schon vor Jahrtausenden das Verdienst erworben, das wir erst jetzt unserm Kant verdanken. Es würde mich zu weit führen, wenn ich das ganze dritte Capitel aus dem Buche der Kategorien übersehen wollte, wo Aristoteles von der Substanz handelt. Für meinen jetzigen Zweck wird es genug sein, wenn ich nur die Hauptbestimmungen anführe, durch die er den Begriff der ersten und zweiten Substanz von seinen übrigen Prädicamenten auszeichnet.“<sup>23)</sup>

Nach den Gesprächen mit seinen Freunden war Gerstenberg sehr überzeugt, daß nur in der Habrilität im Studium des Kant'schen Systems und in der ungewöhnlichen, wenn auch unvermeidlichen Terminologie, die Viele zurückgeschreckt, verbunden mit dem Widerständnisse einzelner Stellen, der wahre Grund zu suchen sei, weshalb jene Philosophie so viele Gegner gefunden. Ebenso lebte Gerstenberg aber auch der Ueberzeugung, daß, wenn man noch eine Zeit lang mit den Seifenblasen anderer Systeme gespielt, nothwendig zu dieser, auf unfehlbaren Principien beruhenden und einzig wahren Philosophie zurückkehren müßte.

Erfolgung von so ersten Studien fand Gerstenberg in der Musik, die er, wie früher erwähnt, von Jugend auf geliebt hatte. Er schätzte besonders die Compositionen eines Händel, Graun und Bach wegen ihres eigenrhythmischen Ausdrucks und ihrer schönen und reinen Harmonie, liebte aber auch neuere Kunststücke, wenn sie nur seiner musikalischen Idee entsprachen. Mit Carl Philipp Emanuel Bach und seinem Bruder, dem Concertmeister Joh. Christoph Heinrich Bach in Bückeburg correspondirte Gerstenberg über musikalische Gegenstände. Jener hatte, wie früher erwähnt, seine „Grazien“ dieser sein „Lied eines Möhren“ unter dem Titel: „Die Americaner“ componirt, auch sich ansehnlich gemacht, seine „Kriade von Raros“ in Musik zu setzen. Auf seine Veranlassung componirte auch später der talentvolle Kammermusikus Kuhlau einige ungarisirte Lieder Gerstenberg's. Er selbst hatte sich im Clavier- und Violoncellspiele, sowie im Gesange fleißig geübt, und es darin zu einer nicht geringen Fertigkeit gebracht. Ein Verehrer der Musik blieb er zeitlebens, wenn er sich auch in den letzten Jahren mit der Ausübung dieser Kunst nur selten befaßte. Er schrieb selbst Verschiedenes über Musik. Einen zuerst in seinen Briefen über Werthwürdigkeiten der Literatur bekannt gemachten Aufsatz über die Einrichtung des italienischen Singebüchchens und der Nachahmung desselben in Teufelsbach, ließ Gerstenberg später unter dem veränderten Titel: „Ueber Recitativ und Arie in der italienischen Singsongcomposition“ in seinen vermischten Schriften (3. Bd. S. 352 ff.) wieder abdrucken, begleitet von einem durch diesen Aufsatz veranlaßten Schreiben eines Freundes. In dem göttinger Magazine für Wissenschaft und Literatur (1780. Jahrg. X. St. 4.) veröffentlichte Gerstenberg den Versuch einer neuen Art, den Generalbass zu begreifen,“ was jedoch nicht besonders Anklang fand, ungeachtet Gramer durch

den Abdruck dieses Aufsatzes in seinem musikalischen Magazine ihn möglich zu verbreiten gesucht hatte. Einigen Instrumentalkonfusen, die ihm vorzüglich gefielen, legte Gerstenberg singbare Poesen unter, wie der trefflichen Phantasie in Emanuel Bach's Probenfonaten einen Monolog des sterbenden Socrates und einen anderen Hamlet's, welche beide in der von C. F. Gramer 1787 herausgegebenen Flora sich befinden.

Mit seinem weit vorgedrungenen Alter von beinahe 50 Jahren entschuldigte sich Gerstenberg, als ihn einer seiner vertrauten Freunde, der Conferenrath Göbler in Altona, zu einer Sammlung seiner Schriften auffoderte. Sein Alter, meinte Gerstenberg, werde ihm nicht gestatten, unter seinen Geistesproducten eine gehörige Auswahl zu treffen und die neue Ausgabe seiner Schriften mit Änderungen und Verbesserungen zu begleiten, die er für unerlässlich hielt. Ausdrücklich schiederte er seine Bedenkllichkeiten in einem Briefe an den oben erwähnten Freund. „Der Fall, worin ich mich befinde,“ schrieb Gerstenberg, „ist das gewöhnliche. Unter den Lesern, die auf eine eventuelle Ausgabe dringen, sind außer unserm traulichen Circle, meistens nur drei oder vier, die sich des Zusehens der älteren Ausgaben mit der wirklichen Lebhaftigkeit einer alten Vorliebe erinnern. Die übrigen theile ich ein: in die Wenigen, die aus eigener Anteil etwas von dieser ehemaligen Erstling wissen, und in die Vielen, die sich von jenen haben erzählen lassen, daß wirklich Ausgaben der ersten Hand da gewesen sind, und alle eine Ausgabe der letzten Hand war nicht eben so ganz überflüssig sein mochte. Dabei sehr ich doch immer auch nur die zumuthigsten aus der buntesten lesenden Classe heraus, die gefällig genug sind, die Veränderungen, die ich seit meinem ersten Schritte auf der Autorbühne in unserer Literatur überhaupt zugetragen haben mögen, mit in den Schlag zu bringen. Wie Mancheß mag nicht, in dieser langen Reihe von Jahren, theils durch Nachschöpfung abgenutzt, theils durch wahre oder scheinbare Verfeinerung des Geschmacks veraltet sein, und durch das höchste Alter der sich stetig umwandelnden lebenden Volks- und Büchertrage dem unvermerkt mit ihr sich um- oder vertheile den Zeitgenius als unlesbar ausfallen, was bei der ersten Ausstattung die unbedingteste Wirkung that. Ich weiß wol, daß der echte Kenner, das enger Publicum, nicht so denken darf, und daß die wahre, jedem Wechsel des Zeitgeschmacks verlegene und unter dieser Bedingung die funktionsfähige genannte Kritik etwas ganz Anders ist, als jene rechtliche Diätetik, die ihre Keime einzigen Verhörungen zum Maßstabe des abstrakten Schönsinn macht. Aber noch höre ich das hier! Auch nicht die neue Ausgabe ihr Publicum nehmen, wie sie es findet? — Dazu kommt, daß bei der ungelassenen Krammstätt, die ich mir habe zu Schulden kommen lassen, dies und jenes auf meine Rechnung gesetzt wird, was nicht mein ist, z. B. in dem „Historischen Hypothesentexten“, in den „Briefen über Werthwürdigkeiten der Literatur“<sup>24)</sup>, in dem „Dänischen kritischen Journal“<sup>25)</sup> das ehemals so viele Streitigkeiten veranlaßte, und in andern, mir selbst kaum mehr einmüthigen Mittheilen, an denen ich mehr oder minder Antheil gehabt habe. Selbst das Letzte darin, wie kann ich mit aller, nun noch darüber verwandten Mühe erwarten, es meinem heutigen Leser nur einigermaßen schmackhaft zu machen!“

Am Schluß seines Briefes ruft Gerstenberg seinem Freunde die Worte zu: „Kann brauche ich Ihnen mehr zu sagen, um Ihnen die Verlegenheit zu zeigen, in die mich, auch

<sup>23)</sup> J. Aristotelis Opera omnia, ed. Jo. Th. Buhle. Vol. I. p. 450.

<sup>24)</sup> So ist unter andern die in der Fortsetzung dieses Journals (Hamburg 1770. St. I. S. 137 ff.) befindliche Uebersetzung der neunten De Plinius nicht von Gerstenberg, sondern von Schönbach.

<sup>25)</sup> Sammlung of abstrakter Strifter till der Rönne Sörensöns och det Danske Sprogts Ofskaff og Fremme.

in Beziehung auf den vorerwähnten Charakter unserer Sprache und Literatur, Ihre freundschaftliche Aufforderung folgt. Ich bitte Sie, wenn noch irgend ein anderer Ausdruck übrig ist, so mittheilen Sie mir ihn. Ich bin alt und müde, obgleich, dem Himmel sei Dank, noch nicht lebensfähig; kann noch viel, sowohl im politischen als literarischen Range, leisten, was mich die Aussicht in eine bessere Zukunft dieses und jenseits eröffnet, wenn ich nur so glücklich bin, seiner Nichts schreiben zu dürfen, was mich, statt der Freude, die ich mich von der gelungenen Anstrengung meiner letzten Kräfte versprache, nur die Unannehmlichkeit der Radersee über eine vergessene Mühe zugeht.

Zu der Uebersetzung seines oben erwähnten Freundes, des Conferenzraths Gähler, traten noch ökonomische Verhältnisse, durch welche Gerstenberg sich endlich bestimmen ließ, den Wünschen seines Freundes nachzugeben. Mit einer fast jugendlichen Lebendigkeit unterzog er sich nun einer in vielfacher Beziehung nicht leichten Arbeit. Vorzüglich beschäftigte ihn die Umarbeitung der letzten Acte seines Drama's *Minona* oder die Angelfischen. Gerstenberg hegte immer eine Vorliebe für das Product, so wenig auch die Aufnahme, die es im Publikum fand und das Urtheil der Kritik seinen Wünschen entsprochen hatte. Die Mühe des Umarbeitens dünkte ihm eine angenehme Bestrafung. Der Brief, den er darüber an seinen Freund Gähler richtete, ist merkwürdig, weil er zugleich eine Art von Selbstkritik seiner dramatischen und lyrischen Gesteßproducte enthält. „Das doch“, äußerte Gerstenberg, „was ich in meinen jüngeren Jahren schrieb, wenigstens mit Selbst, wenn auch sonst Niemandem, machte große Stunde gemacht. Was konnte ich mir Leichter wünschen, als wenn das gleiche Aufführen und Aufgehen meines Geisteslebens mit auch noch in meinem hohen, beinahe hundertjährigen Alter zu einiger Aufbesserung gereichte! Demgemäß habe ich folgende Hand ans Werk gelegt, ausgeführt, unter, über und neben einander geordnet, Uebersetzungen entworfen, kurz Alles geleistet, wozum man sich die Zeit verleiht oder verleiht, wenn man in seinen eigenen längst vergessenen Papieren blättert. Am längsten hat mich bei dieser vorläufigen Musterung meine arme *Minona* aufgehalten. An der muß viel nachgeholfen werden, wenn sie mir nicht die ganze Sammlung verdrängen soll. Wozu es lag, wie ich selbst nicht recht mehr, ob an der britischen Romantischeit, die ich eben damals mit dem ersten Huldigungssatz, und die mit ihren Nachriden von den Befreiungskriegen viel machen machte, auch noch die Heroische in meinen Plan aufzunehmen, oder ob an der *Notitia Dignitatum Imperii Romani*, die in ich mich etwas tiefer hindurcharbeitete, als es der Mühe werth war, und darüber die Hauptstücke vernachlässigte? Wenig, der Mangel an Einheit zwischen den beiden ersten und den beiden letzten Acten der *Minona*, auch wenn man sie nur als freie Darstellung und von allen Verbindungen entbunden betrachtet, ist offenbar; und wenn es irgend ein Mittel gibt, diesem Uebelstande abzuheben, so muß es versucht werden. Mit den Ossianischen Helden, über die mancher damalige Kunstfreund den Kopf schüttelte, bin ich weniger verlegen; sie sind die Unterlage des Ganzen, und ich brauche der Erlaubnis nach ihnen nur mehr Spielraum zu verschaffen. Mein Drama von den Angelfischen wieder nicht zugleich meine Oper von *Minona* und der Zukunft sein, wenn ich die Hefen aus dem Spiele lasse. Auch in dem Tone und Style des Gedichtes werde ich so ungeschickte Fortsetzen müssen, wie ich angefangen habe; und vielleicht gemahe ich dabei, wenn ich nicht nöthig habe, die Noten aufzulösen und meine lyrische Aonart bis zur phrygischen Anaphora auszuheulen; oder vielmehr, mein Melodrama wird dieses harten Uebergehens aus einer Aonart in die andere nicht einmal mehr empfindlich sein, wenn ich nun nach die letzte Spur des tragischen Pathos darin verweise, wie ich sehr Mühe bin, das der herrliche Ton, mit dem sich die Handlung schließt, dieses fremdartigen Zustates ohne Nothwendigkeit zu kennen scheint,

und das Ganze mehr auf heitern als schwermüthigen Eindruck berechnet ist.“). Um die meiner Umarbeitung der beiden ersten Acten die den Zweck der Einheit besser als vorher zu erreichen, werde ich nicht bloß der Handlung wegen auf meine Art sein müssen, daß ich nicht wieder wie dort von einer Idee zu andern abdringte, und so, mit Selbst unmerklich, das Thema (mit dem Ruffen zu reden) aus dem Gesicht verliere. Auch der Styl hat seine Weise der Einheit, deren Uebersetzung und bei der Darstellung um diese unangenehme aufsteht, je unmittelbarer sie unsere Gefühle beschlägt. Ob ich mich zwar eben nicht rühmen kann, gegen jede, selbst etwas bizarre Excentricität der poetischen Compositionen, wie man sie besonders den Engländern und Italienern Schuld gibt, vor lauter Einheit des Gedankens je mehr als ehemals eine Antipathie zu haben, so muß ich doch diesen Theil der Composition betreffend schreiben, daß die geistvollste Bemerkung der beiden Hauptkategorien des dramatischen Stils, der komisch-familiären und des tragisch-romantischen, noch immer, wie von jeher, fast ein wenig gar zu baur, und einen gewissen Widerspruch in der theatralischen Darstellung zu enthalten scheint.“

Zu den Äußerungen über seine „*Minona*“ fügte Gerstenberg noch einige minder ausführliche über seine übrigen Gesteßproducte. „*Vom Ugelino*.“ Ich hielt er, „hatte Lessing, nicht eben als Einmüde, aber doch als eine Bemerkung, die mir späterhin treffender, als damals, vorzukommen ist, in einem freundschaftlichen Briefe geknüpft.“), daß mich die Arbeit, in die sich der sonst so schmeichele Heil, auf das unschätzbare Loburtheil seines Reindes, ergeht, vielleicht nicht so gleichsam den Selbst zu vertheilen geschienen haben würde, wenn ich mich nicht gar zu pünktlich nach dem unaussprechlichen Umfasse des großen Dante gerichtet hätte. Die Haltungen waren verschieden; warum sollte es nicht auch die Behandlung sein? Ich werde nun überlegen müssen, wie ich mir diese gute Bemerkung noch jetzt zu Nuzen machen könne. — An den kleinen gräcischen Dichtungen, die ich Alexander überschrieb, wird man besonders das mythologische Gewand zu tabeln finden, in welches ich meine Gedächtnisse einschloß, und woran man seit einiger Zeit, unter dem Vorwand einer mit dem neuen Jahrhundert eintretenden totalen Veränderung des ästhetischen Geschmackorgans, mehr Anstoß zu nehmen scheint, als ich im vorigen Jahrhundert habe erwecken können. Möchte ich mir nur von diesem Anstoß einen hinlänglichen Grund anjagen! Mich dünkt, wenn die Individualität irgendwo berechtigt sein kann, sich zum Polytheismus der Griechen hinzuneigen, so ist es in der Poesie und mit derselben verwandten Künsten. Ich sehe nicht, worin das Gegentheil bestehen sollte, was ein heutiger Alogist aus einem, in höherer Rücksicht nicht bloß unbilligen, sondern sogar vortheilhaften Spiele der Phantasie schöpfen dürfte, das gar keine Propheten machen kann, wenn es auch wollte. Und um bei dem vorliegenden Falle stehen zu bleiben, was könnte mich wol erwünscht sein, als wenn unter demaliger Herrere und Lessing, gleich ihren beiden vorerwähnten Vorgängern, fortsetzten, sich bei einigen meiner jugendlichen Entwürfen in das Gebiet der alten griechischen Mythologie, ganz aus heidnisch-polytheistischem Originale (gute oder schlechte) zu denken, welche ihnen ihrer Natur nach auf die Tolanz des modernen Lesers vorausgesetzt, das er überhaupt mit Discretion zu lesen versteht) das Ansehen machten, wo sonst allerlei Mißgriffe auszugleichen sein würden, die ausschließlich dem modernen Dichter

25) Gerstenberg schreibt, weil er sich überzeugte, daß seine *Minona* sich nicht zur theatralischen Darstellung eigne, dieß Drama in eine bloße Erzählung ein, die den Titel erhielt: „*Program für das Dören zu den Hören und Sängern aus Gerstenberg's *Minona**“ f. den Kreis Retektor der Deutschen. Jahrg. I. Hft. 2. S. 716. 26) Rom 25. Febr. 1768, abgedruckt in dem Antiquarischen Blatt der Zeitschrift Literaturzeitung. März 1805. S. 495 ff. Bregl. ein späteres Schreiben Lessing's vom 18. Oct. 1768 in dem Briefwechsel zwischen Lessing und Herder S. 192 ff.

zur Lust haben, wie J. B. dem Paradiesvogel?") — Das war den Wenigen zu der Zeit, so es im Druck erschien, fast nur meinen damaligen feyenbahnen Freunden völlig erschöpfende Gedichte eines Staliden wird, nebst der Ariadne auf Karos und den kleinen Gedichten und Liedern, wol am meisten zu schaffen machen."

Ueber das erwähnte Gedicht äußert sich Gerstenberg höchst bescheiden und anspruchslos in dem mehrfach citirten Fragmente seiner Selbstbiographie: „Den Gebrauch, den ich in dem Gedichte eines Staliden von der nachdenklichen Poesie machte, war neu und mir eigen. Dieser Gebrauch lag mir ob, da ich den Töten eines alten Grabhügels aus der Hellenheit lebend einführen wollte, so nahe, oder vielmehr er drang sich mehr gleichsam so ganz von selbst auf, daß ich mir von der einen Seite eben so wenig auf diese Kunst etwas zu Gute thun konnte, als ich von der andern Seite befürchtete, von einer billigen Kritik darüber in Anspruch genommen zu werden. Er würde sich also hier kaum zu einer billigen Kritik eignen, dieser von mir im kleinen gemachte Versuch, wenn nicht die unerwartete Wirkung, die dadurch auf das plastische Genie des originellsten unter unsern deutschen Dichtern, und zwar nicht ohne Grund hervorgerufen wurde, schon an sich selbst eine literarische Wichtigkeit wäre, die in der Geschichte der deutschen Poesie weitestgehende Epoche machte, in sofern Klopstock von da die einseitige Mythologie zu dem Range einer ursprünglich germanischen Poesie erhebt, und ihr in Zukunft beizunehmende Stelle in unserer eigenthümlichen Poesie vindicirte, in die sich bisher die griechische, durch die ungeliebte und widersinnige Nachahmungssucht oder neueren Jahrhunderte dazu aufgemunter, nur gleichsam usurpatorische Weise einzuführen gewohnt hatte — eine wahrhaft schöpferische Idee, von der ich wol nicht zu sagen brauche, mit welchem nun Verwundern entsprechenden Entschlusse er sie, besonders in seinen Barbaren, zur wirklichen Ausführung gebracht hat, und dadurch, wenn auch der Jodet selbst nicht zu erreichen sein möchte, doch der unsterbliche Lieder einer durch aus neuen Gattung, wenigstens in unserer deutschen Poesie, geworden ist. Mein Verdienst scheint sich hierbei auf den nur wenig erheblichen Nebenstand ein, das Klopstock von dem Stalidengedichte Anlaß nahm, seine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu richten, der durch das, was er in ihn hineinzulegen mußte, vorzüglich für seine bodenständigste Originalität, mo möglich noch entscheidender, als selbst die früher errungene seiner episch-lyrischen Angewohnheit am Schluß der Hefische aufgespalten ist, oder vielleicht nur mir, aus alter Liebe für etwas, das zufälligerweise mich mit anzieht, so zu sein scheint."

Ohne Gerstenberg's Mitwissen und Zustimmung hatte der Buchhändler Schrönd in Wien 1794 eine Sammlung seiner poetischen Schriften veranstaltet"). Was der Dichter selbst unter seinen Werken des Aufbewahrens für würdig hielt, vereinigte er, um der weiteren Verbreitung jenes Nachdrucks vorzubeugen, in der bereits mehrfach erwähnten Sammlung, mit welcher er sich in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte").

27) f. Gerstenberg's „Ländlein" in seinen Vermischten Schriften. 2. Bd. S. 59 fg. 28) Bezahl. Morgenblatt für gebildete Stände. 1809. Nr. 95. S. 377 fg. 29) Sie erschien unter dem Titel: „Gerstenberg's vermischte Schriften", von ihm selbst gesammelt und mit Verbesserungen und Zusätzen herausgegeben. (Wien 1815.) 3 Bde. 1. Bd. „Rinome oder die Angestachten." Ein Melodrama. S. 35 fg. „Ugolino." Eine Tragödie. S. 379 fg. „Zwei Fragmente, aus den frühern Ausgaben dieses Tragedie wieder abgedruckt. S. 510 fg. 2. Bd. „Ländlein." aus einer griechischen Volksdichtung. S. 5 fg. „Ariadne auf Karos." Eine Cantate. S. 75 fg. „Der Stalide." S. 99 fg. „Poetisches Bildchen." S. 115 fg. 3. Bd. „Philosophie. Gemeinschaftliches Princip der theoretischen und

Proben seiner Gedichte findet man in Eder. Heiner. Schmid's Anthologie der Deutschen. 1. Th. S. 295 fg. in dessen Theorie der Poesie S. 374 fg. 2. Th. S. 359 fg.; in Hohl's Kurzem Unterrichte in den schönen Wissenschaften für Frauenzimmer. 2. Th. S. 605 fg.; in Kamler's Verführer Blumenlese. 4. Bd. Nr. 49.; in Gerstenberg's Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. 6. Bd. S. 385 fg. 7. Bd. S. 627 fg.; in Martini's Verführer Anthologie. 5. Th. S. 41 fg.; in Rambach's Odeum. 3. Th. S. 333 fg. und in anderen Sammlungen.

Gerstenberg's Bildnis steht vor dem von J. H. Ros herausgegebenen „Rufensalmanach" auf das Jahr 1777 und gestochen von Schulze vor dem 50. Bande der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften").

(Heinrich Döring.)

GERSTENBERG (Marcus), der Ältere, Kantsler und geheimer Rath in sächsischen Diensten, kamme aus dem thüringer Landstädten Buttsfeld, wo sein Vater, Jacob Gerstenberg, Stadtrichter war"). Er war geb. den 14. März (Sonntag Äolator?) 1553, unter

praktischen Philosophie. S. 3 fa. „Theorie der Kantslerien." S. 64 fg. „Ueber die erste und zweite Substanz des Kristalls." S. 230 fg. „Literatur. Atmos über Zerkalpar." S. 251 fa. „Ueber Metastor und Arie in der italienischen Eingangsposition." S. 352 fa. „Schreiben eines Freundes, durch den vorstehenden Aufsatz veranlaßt." S. 382 fg.

30) Bezahl. Biographie S. 2. v. Gerstenberg's von S. T. Schmid von Lüber (in dem Frühmühnen. 1808. Nr. 210. S. 837 fg. Nr. 211. S. 843 fg.). Anhang zu dieser Biographie, von Gerstenberg selbst. (Ebenfalls. Nr. 212. S. 847 fg.) Nachtrag zu den biographischen Notizen über Gerstenberg. (Ebenfalls. 1809. Nr. 2. S. 7 fg. Nr. 3. S. 9 fg.). Pantheon berühmter deutscher Dichter S. 155 fg. Korrek in f. Perlon der Schleswig-Holsteinischen Schriftsteller S. 132 fa. Lüber's und Schröder's Leben der Schleswig-Holsteinischen Schriftsteller. 1. Abth. S. 188 fg. (Kötner's) Geschichte deutscher Dichter und Prosaischen S. 284 fa. Nachträge zu Ulmer's Theorie der schönen Künste. 8. Bd. St. 1. S. 155 fg. Gerstenberg's Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. 6. Bd. S. 385. 7. Bd. S. 626 fg. Kitzinger und Gerstenberg, ein Aufsatz von Herder, in dessen Fragmenten über die neuere deutsche Literatur. Samml. 2. S. 389 fa. Ruzel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 549 fg., nebst Nachträgen in den folgenden Bänden. Jörden in f. Perlon deutscher Dichter und Prosaischen. 2. Bd. S. 101 fa. 6. Bd. S. 163 fg. Eichhorn's Geschichte der Literatur. 4. Bd. 2. Abth. S. 904. 906. 908. 914. 909 fg. Souverain's Geschichte der Poesie und Dichtersamkeit. 11. Bd. S. 281 fa. 283. 245. Fr. Horn's Poesie und Dichtersamkeit der Deutschen. 3. Bd. S. 127 fa. Boder's Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 2. Th. S. 195 fa. Grotius in f. Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. 5. Th. S. 224 fa. H. Döring's Gallerie deutscher Dichter und Prosaischen. 1. Bd. S. 239 fa. Einige Worte zur Erinnerung an S. v. Gerstenberg von Amalie Schoppe (in der Kempnitzer. 1819. Nr. 155). Nachrichten von Gerstenberg (ebenda. Nr. 185). Schleswig-Holsteinische Provinzialliteratur. 1823. Heft 4. S. 141 fg. 1824. Heft 2. S. 163. 1825. Heft 4. S. 747. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 1. Heft 2. S. 698 fg.

1) Wir haben hier die allgemein bekannte und angemessene Vorform Gerstenberg und nicht die aus dem Mittelalter her stammende monströse Form Gerstenberg angewendet, obwohl dieser Kantsler und seine Ehre sich letztere stets bedient haben. In Druckschriften wird er aus Gerstenberger genannt.

dreien Brüdern der Letzte, und wurde von seinen Aeltern, die sich in demittelten Umständen befanden zu haben scheinen, zu aller Eucht und Ehrbarkeit und zum Besuch der Schule fleißig angehalten. Er muß schnelle Fortschritte gemacht haben, da er die Universität zu Jena sehr frühzeitig bezog und in seinem 20. Jahre daseibst Magister wurde. Sein Hauptstudium blieb jedoch die Rechtswissenschaft, worin er sich 1576, also in seinem 23. Jahre — was Aufsehen erregte — unter großem Beifalle die Doctorwürde erwarb. Von hier nahm ihn der Graf Volkmar Wolf von Hohenstein, Kettnerberg und Lohra (Kohra) in seine Dienste. Der geschickte jenes Student mochte zwar der Wichtigkeit derselben gewachsen sein, aber keine der Specialgeschickterwerke über diese Grafschaft, die uns in die Hände gekommen sind, gedankt seiner antiken Wirksamkeit. Also mag seine Stellung am gräflichen Hofe nicht so bedeutend, als sie gegriepen wird, gewesen sein, wie schon aus dem Umstande erhellt, daß er als 23 oder 24jähriger Student Kanzler eines Grafen werden konnte. Im J. 1580 starb der alte Graf, ihm folgte sein unmündiger Sohn Ernst VII. oder Jüngere, unter der Vormundschaft des Grafen Wilhelm von Schwarzburg-Rudolstadt und des Grafen Albrecht von Barbü. Von diesen, hauptsächlich dem schwarzburg. Grafen, wurden die wichtigsten Staatssachen besorgt. Graf Wilhelm mag dabei sehr willkürlich gehandelt haben, denn er nahm seinen Mündel das hohensteinische und waltersrieder Ärdig weg, erstere behielt sein Haus nachmals für immer. Die Hauptstaatsbündel dieses Grafenhauses bestanden in einem Kampfe mit Braunschweig-Wolfenbüttel, welches die Erbverbrüderung desselben mit den Grafen von Stolberg und Schwarzburg-Rudolstadt nicht dulden und beständigen wollte. Unter diesem Kampfe wurde Ernst VII. im J. 1582 mündig. Was Gerstenberg vor- und nachher für ihn gethan, haben wir nicht ermitteln können; er war eine macht, keineswegs aber verdienstliche Person, da er zwischen dem Herzoge Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel und dem trügigen Grafen von Schwarzburg-Rudolstadt eingeklemmt für seinen Herrn wirken mußte. Aus dieser änerquidischen Lage zog ihn im J. 1588 ein junger, erst zur Regierung gelangter Fürst, Herzog Friedrich Wilhelm I. von Sachsen-Weimar, der in vielen Stücken zwar der Leitung sehr bedurfte, die guten Rathschläge aber selten benutzte. An den Hof eines solchen Fürsten ging Gerstenberg wol um so lieber, als er seine Partidubelci hier fand, sich aber in die Raunenhaftigkeit der Großen zu fügen gelernt hatte. Dieses Talent und seine tüchtigen Geschäfftskenntnisse machten sein Glück und ihn bald zum reichen Ränke. Er war bereits verheirathet und Vater mehrer Kinder. Seine Gattin Anna war die Tochter des Hofkammerers Johann Kohler zu Altenburg. Diese Familienverbindung vermittelte wahrscheinlich seinen Rücktritt in sein Vaterland. Hier fand seine eigene Familie noch in gar keinem Ansehen. Sie bildete sich zwar ein, vom alten Adel und rechte Nachkommen der Herren von Gerstenberg zu sein, welche im 13. und 14. Jahrh. als Zeugen in Urkunden vorkommen; es ver-

schwindet aber ihr Adel im 15. u. 16. Jahrh., indem das Unrecht der Zeit sie in den Bauernstand versetzte. In Weimar hielt man wenigstens den Dr. Gerstenberg für einen armen Gefellen, der aus einer Bauernfamilie stamme; bald aber hatte er mehr Macht und Ansehen, als der vornehmste Adelige im Ernestinischen Sachsen. Denn den edeln Ernestinern des sächsischen Fürstenhauses ist schon frühzeitig nachzuräumen gewesen, daß sie das bürgerliche Talent, wenn es ihnen brauchbar erschien, dem Adel vorzogen. Gerstenberg trat gleich als Rath und Kanzler bei Friedrich Wilhelm auf. Er diente demselben 14 und seinen unmündigen Söhnen 7 Jahre lang. Kein Staatsmann und Liebling seines Fürsten, oder doch nur wenige, sind so überschüssig belohnt und begnadigt worden als dieser Gerstenberg. In den ersten zwölf Jahren war er, der arme Gefelle, bereits im Besitze von sechs ansehnlichen Ritter- und anderen Gütern, ungerednet die Komtur- und anderen Höfe, die auch sein Eigenthum waren. Unter jenen ragen hervor Schwerstedt bei Weimar und Drakenburg bei Jena. Daher konnte er auch außer der nebenher geübten Freigebigkeit im J. 1600 zwölf Freistellen für arme Studenten zu Jena stiften und dafür 4000 Thl. Kapital auslegen. Dieser Freistift wurde seit 1818, sowie alle anderen Stiftungen dieser Art, in Geldstiften verwandelt. Sie ist die bedeutendste der Art unter den von einem Privatmann vorordneten Stiftungen.

Freilich war es kein Wunder, daß der „arme Gefelle“ in Kurzem ein reicher Mann von mehr als einer Tonne Goldes wurde. Sein Fürst schenkte ihm nicht bloß 5000 Thl., sondern sogar 10,000 Thl.-Weise. Die Stärke seiner Befoldung kennen wir nicht. In Dresden bezog er vom 1609 u. f. J. als geheimer Rath 1574 Thl. 18 Gr. an baarer Befoldung, so viel hatte er als weimarischer Kanzler gewiß nicht. Dagegen stand er in dem Rufe eines besessenen Staatsmannes. Seinem Herrn gab man Aehnliches Schuld, da er, gleich seinem fugsamen Kanzler, die wichtigsten Interessen seines Hauses zuweilen vernachlässigte. Gerstenberg fand bei Eintritt seines Amtes die weimarische Kammer aus den Zeiten Herzogs Johann Wilhelm her tief verschuldet. Friedrich Wilhelm, der nicht wirtschaften und sich nicht einschränken konnte, machte alle Jahre neue Schulden, Gerstenberg aber setzte mittels eines eigenthümlichen Gelfens durch, daß die Kammer zur Erhaltung ihres Creditcs alljährlich einen Theil ihrer Schulden abtrug, zugleich auch in einem Zeitraume von 12 — 13 Jahren (bis 1602) 389,000 Thl. auf den Einkauf neuer Grundstücke und auf Verbesserung der Güter und Aemter überhaupt verwenden konnte. Zum Verhältniffe der damaligen Kammerzustände ist zu bemerken: der Fürst büdete z. B. von 1588 — 1593 der Kammer eine Schuldensatz von 297,247 Thl. 13 Gr. 9 Pf. auf, während in derselben Zeit sein Kanzler von sämmtlichen Kammer Schulden 129,678 Thl.

2) Im J. 1594 führte er bereits ein vollständiges adeliges Wapen, welches die seines Geschlechtes noch heutzutage gebrauchten. Kaiser Rudolf II. hatte es ihm und seinen beiden Brüdern Wilhelm und Joachim durch eine Urkunde erneuert und bestätigt.

5 Gr. 8/10 Pf. bezahlte. Wir trauen Gerstenberg'en wol zu, daß er seinem Fürsten und dessen Kammer glänzender Dienste hierin geleistet haben würde, wenn nicht des Ersteren Leichtsinn ihm so oft hindernd in den Weg getreten wäre. Er und seine Collegen Dietr. Bightum von Eckstedt und Schwerin von Brandenstein versäumten keine Gelegenheit, ihm deshalb ins Gewissen zu reden, er versprach auch immer Besserung, that aber doch, was er wollte. Am 22. Mai 1590 erließen diese drei Räte, ein von Gerstenberg verfaßtes, sehr herablassendes Bedenken, worin dem Fürsten eigentlich der Bankrott angelündigt wurde. „Es ist hohe, hohe, hohe Zeit, daß J. K. Gn. zur Besinnung kommen; wenn man aber, wie bisher so fort fährt zu wirtschaften, so wird Gott strafen, J. K. Gn. werden in Mangel und Noth kommen, die Landtschaft wird unwillig werden und der Bruder (Herzog Johann III., der unter Friedrich Wilhelm's Vormundschaft damals noch stand) wird auf eine Landestheilung dringen, wobei J. K. Gn. leer ausgehen werden. Die Diener aber, denen ihr Amt ein Ernst ist, heißt es in dieser Vorstellung weiter, werden dabei ihres Dienstes nicht froh werden können. Denn S. Paulus sagt: „Wer ein Amt hat, der sorge; Sorge aber frist Muel und Wein, Leib und Leben auf.“ Die Folgen dieses brüderlich gewordenen Bedenkens waren, daß der Fürst erst seinem anscheinend von Sorgen fast verzehrten Kanzler den Mund mit einem Gnadengeld von 10,000 fl. stopfte und daß der arme Bruder, Herzog Johann III., dem man die Rettung des Ganzen doch hatte verheißt, in dem Vertrage vom 21. Juni 1590 Alles gut zu heißen und für immer zu genehmigen genöthigt wurde, dergestalt, daß Friedrich Wilhelm in Absicht seiner toßen Wirthschaft sowohl wegen der vergangenen, als auch wegen der nachfolgenden sechs Jahre vor jeder Verantwortlichkeit und vor jedem Vorwurfe von Seiten seines Bruders sicher gestellt wurde. Dieser brüderliche Vertrag besudelt das Gerstenberg'sche Bedenken auf die ungeweidenhafte Weise, und der sonst patriotischgesinnte V. Meier hätte sehr wohl gethan, wenn er vor dem Abdrucke seiner Lobsschrift auf Gerstenberg sich in der sächsischen Geschichte genauer umgesehen und den einseitigen Citaten des sächsischen Annalisten gemistret hätte, ehe er eine solche Posaune der Unbelohntheit, Uneigennützigkeit und musterhaften Dienstschrift für Gerstenberg anstimmte, wie im Neuen patr. Archiv s. D. Bd. I. 469 ff. leider zu lesen ist. Gerstenberg war für die Zukunft zwar gegen den Herzog Johann gedreht, er blieb aber nicht bei dem Buchstaben des Vertrages stehen, sondern arbeitete von nun an auch dahin, daß der Prinz ein opianigiertes Verhältnis ringhen, sich zu keiner Landestheilung erheben und wenn möglich unverwundt bleiben sollte. Als sich derselbe aber gleichwol mit einer anhaltischen Prinzessin (Dorothea Maria) verloben wollte, suchte es Gerstenberg zu hintertreiben, sogar mit der Verstellung, die Braut und ihre Brüder würden ihn an der Wittelsbach bringen. Im Uebrigen gekand er diesem Prinzen, der die Anhaltsthe noch nach heirathete, während Friedrich Wilhelm zehn Jahre lang in

Zorgau resdirte und das Kurfürstenthum Sachsen als Vormund verwaltete, trotz der Jahre seiner Minderjährigkeit, in diesem Zeitraum keine Theilnahme an der Regierung zu, vielmehr jagte er ihn, um seinen Brodächter in Weimar zu haben, nach seiner Rückkehr aus Zorgau von da nach Altenburg. Seit dieser Zeit arbeitete er auch ununterbrechend an den Dinerissen, welche das immer lauter werdende und wiederholte Verlangen des Prinzen nach einer Landestheilung verticelte. Dies gelang nur, so lange Friedrich Wilhelm lebte, der fortfuhr die treuen Dienste seines Kanzlers fürstlich zu belohnen. So edirte er ihm am 6. Nov. 1592 eine Originalschuldverschreibung von 10,000 fl. auf Kaiser Rudolph II. und am 1. März desselben Jahres ertheilte er ihm die Anwartschaft auf 4 ansehnliche Dörfer mit Wäldern und anderen Lehnstücken, die vormalig saalfelder Stiftslehen gewesen, dann aber in den Besitz des Reichsbermarfchall's Christoph Ulrich von Papenheim gekommen waren, dergestalt, daß wenn dieser ohne männliche Leibesnachkommen sterben werde, alsdann Gerstenberg und seine Erben diese Lehnstüde als ihr wohlverordnetes Eigenthum einnehmen und nach Gefallen gebrauchen sollten. Wir sind nicht im Stande, jede fürstliche Günst urkundlich nachzuweisen, lernen aber aus den noch vorhandenen und hier mit benutzten Proceßacten Gerstenberg's, daß dieser in seiner Art allmächtige Minister zu Weimar mit Geld, Dörfern, Komtharschen, Gütern und andern Vortheilen von seinem Herrn wahrhaft aalschüttet worden war, mit der ausdrücklichen, für jene Zeit fast unerbörten Günst, seine Lehn- und Rittergüter auch als Weiberlehen verwenden zu dürfen. Am 7. Juli 1602 stand Gerstenberg sammt den Kindern seines Fürsten um das Sterbedette Friedrich Wilhelm's. Derselbe empfahl ihnen und seiner Gemahlin, sonderlich dem älteren Prinzen Johann Philipp, seinen Kanzler mit den Worten: den Schwanzkopf da, so pflegte er seinen lieben Kanzler zu nennen, nimme in Acht, er hat mehr bei mir gethan, als ich und ihr demselben werdet vergelten können! Der freche Emporkömmling aber wußte sich gleichwol nun freilich nicht mehr sicher, da der Prinz Johann die Vormundschaft aber seine unmündigen Retsen erhielt, und von diesem zu erwarten stand, daß er gegen ihn sofort Untersuchungen einleiten werde. Der schlaue Sunkling aber berebete den sterbenden Herzog zu seiner Sicherheit dahin, daß er den Kurfürsten Christian II. von Sachsen der vormundschastlichen Verwaltung seines Bruders zur Seite stellte. Dies geschah zwar, erhielt aber die Kadefühle noch mehr.

Unter diesen Umständen mußte Gerstenberg die Landestheilung zwischen Herzog Johann und den unmündigen Söhnen seines Bruders selbst gegen seine früheren Ansichten besträumen, um die gemeinschaftliche Unterthanen, Raths-, Vasallen- und Ritterpflicht los zu werden, gegen welche er unter dem Schutze seines fürstlichen Gönners bisher drauf und drein gesündigt hatte. Die am 13. Nov. 1603 vollzogene Landestheilung, die dem Herzoge Johann das neue Herzogthum Sachsen-Weimar mit der Residenz gleichen Kamens,

und dessen Mündeln das neue Herzogthum Sachsen-Altenburg mit der Residenz gleichen Namens zuwies, brachte den Kanzler zwar dienstlich aus der Gemeinschaft mit Herzog Johann, nicht aber wegen seines Rittergutes Schmerstedt. In dessen Augen der Fönie und anderer Verbrechen schuldig, hatte Gerstenberg keine Hoffnung, die Lehn über dieses herrliche Gut zu erlangen. Als er selbst kam, um vor zu bitten, wurde er ungeschert zurückgeschoben, auch nicht zur üblichen Audienz und Audienz zugelassen. Unterdessen ließ der Fürst eine Menge Stoff zum Proceß gegen Gerstenberg einsammeln, über einzelne Punkte auch verschiedene Juristenfacultäten befragen, von welchen Hofsch, Heidelberg und Warburg wegen seiner Verbindlichkeiten zu dem Schuld buche sehr ungünstig für ihn geurtheilt hatten; er konnte aber wegen seines frühen, den 31. Oct. 1605, erfolgten Todes das Ziel nicht erreichen. Die Fürstin-Witwe, Dorothea Maria, welche Gerstenberg einst eine Bettelprinzessin genannt und sonst mit geringfügigen Ausweisungen geschmäht, auch wegen ihrer vielen Kinder verhöhnt haben sollte, erklärte nachmals, Gerstenberg's Schimpf, Hohn und Spott habe ihren Gemuth in unbeschreiblichen Schaden und Nachtheil, in Kummer und Schande gebracht.

Die Oberoormundschafft über die unmündlichen Prinzen zu Altenburg ging ausschließlich an den Kurfürsten Christian II. über, gegen welchen sich Gerstenberg schon früher ergeben bewiesen hatte. Christian bestellte ihn von Neuem zum Kanzler und Kammerathe der altenburgischen jungen Herrschaft. Er ertheilte ihm auch die bisher von Weimar verweigerten Lehen über das Gut Schmerstedt, rief aber dadurch eine feierliche Protection der Herzogin-Witwe von Sachsen-Weimar nebst einer umständlichen Klageschrift derselben gegen den Kanzler hervor. In derselben wird Gerstenberg beinahe als ein Majestätsverbrecher geschildert und bei Kurfürst Christian auf Unterjudung und Bestrafung angetragen. Christian forderte den Kanzler zur Rechtfertigung auf. Gerstenberg wußte sich aber, da keine urkundlichen Beweise gegen ihn sprachen, sehr gut auszuweichen. Dies erkannte die Herzogin Dorothea Maria nicht an, sondern drang auf Eröffnung des Proceßes, welchen der Kurfürst vermied, da derselbe zumal, auf bloße Klatscherei und Ohrenbläselei hin, in streng rechtlicher Form nicht füglich gewagt werden konnte.

Glücklicher glaubte die weimarische Regierung, die, beiläufig bemerkt, ebenso wie die altenburgische, damals unter kurfürstlicher Vormundschafft stand, gegen den Kanzler Gerstenberg verfahren zu können, wenn sie seine Finanzwirtschaft unter Friedrich Wilhelm I. angriffe. Sie verlangte also seit Ende Juni's 1607 von ihm volle gewissenhafte Rechenschaft über Ausgabe und Einnahme in der Kammer und in den Ämtern von 1579 bis 1603, über das, was Friedrich Wilhelm I. und was dessen Bruder Johann jährlich von diesen Einkünften erhalten hatten, über das Stögen und Fallen des Schuld buches in derselben Zeit, über das Verschweigen der verzinlichen Schuldposten bei der Rentkammer, über die 10,000 fl. henneberger Gelder, welche der kurfürstliche

Landtagsausschuß 1593 den Herzogen von Sachsen jährlich als Ertrag für den vom Kurfürsten August an ihnen veräußerten Betrag zu Lögau verwilligt hatte, und über die 10,000 fl., welche Herzog Friedrich Wilhelm 1590 dem Kaiser Rudolf geliehen hatte, gleichwie über ein der dresdener Rentkammer gemachtes Darlehen. Auf diese Fragen gab Gerstenberg kein gutes Wort. Auch ist bewußt, antwortete er den weimarischen Räten, daß Herzog Friedrich Wilhelm auf seiner Rechnung geirren, sondern als Fürst die Lande rühmlich und nützlich gubernirt und ansehnlich verbessert hat, ist auch aller Rechnung, Calculation und was dem ähnlich durch fürstliche Briefe, Siegel und Verträge statlich entladen und befreit. Wonach ihr euch zu achten habt! Doch konnte damit kein Schweregen verbreitet werden, das ganze Jahr 1607 wurde in einem Schriftwechsel zwischen beiden Theilen über diese Angelegenheit hingebracht. Gleichzeitig kam auch Gerstenberg's Bedenken vom 22. Mai 1590, das späterhin eine große Berühmtheit erhielt, erst zu Tage, aber in den vorhandenen Acten nicht zur Sprache. Ende Septembers 1607 bestellte der Kurfürst, der die Klagen Weimars doch nicht niederschlagen wegen konnte, einen Vergleichstäg zu Kneußtal a. d. V., wo der Streif dahin gerich, daß sein Gegenstand an 15 Universitäten und an 1 Spruchcollegium geschickt wurde. Von diesen Facultäten sprachen sich Hofsch, Warburg, Heidelberg, Frankfurt a. d. O., der Leipziger Schöppenstuhl und Altorf für Weimar, die beiden kurfürstlichen Universitäten Wittenberg und Leipzig für Altenburg aus, die übrigen zehn blieben, so scheint es, mit ihrer Erklärung im Rückstand. Unterdessen fuhr Gerstenberg fort, gegen Alles zu protestiren, was dem Inhalte des fünfbrüderlichen Vertrags vom 21. Juni 1590 zuwiderließ. Morasische Gründe wirkten auf seine ekkalte Politik nicht ein, Kurfürsten unterstützte ihn. Die Acten darüber werden besonders seit dem neußährigen Vergleichstage sehr lüdenhaft, die Gutachten der Universitäten sind verschwunden. Gerstenberg schien gesiegt zu haben und wurde zu Ende 1609 oder zu Anfang 1610 in die kurfürstlichen Dienste als geheime Rath gezogen. Die Hauptirrtum zwischen ihm und der Regierung zu Weimar wegen des von letzterer gesonderten Schadenersatzes wurde zwar, wie es scheint, der Unfände halber von dieser bis zu günstigeren Zeitverhältnissen bei Seite gelegt, gab aber doch der Herzogin Dorothea Maria im J. 1613 frischen Muth, gegen den ihr verhassten Kanzler am kurfürstlichen Hofe bei der erneuerten Lehnjudung desselben über Schmerstedt durch eine gisige Protection ihrem Herzen Luft zu machen. Einige Monate darnach, den 22. Aug. 1613, starb Gerstenberg zu Dresden, sein Tod aber stellte die Ver-

3) Das gemeinschaftliche Archiv zu Weimar besitzet von diesem bis 1607 absichtlich verschwiegen gehaltenen Document zwei (ohne Handschriften unter dem Titel: „Unterthänigst u. Wohlmeinend bedenkten von den leghen Aufstand des kurfürstlichen Beschließens Hoffwens zu Weimar, und verenderung desselben.“) zuerst wurde es abgedruckt in *Pistorii Amoenitatis libri juris. VI.* 1775, woraus es v. Roser in f. *Patriot. Archiv III.* 273 fg. übergetragen hat.

folgungen nicht ein. Denn sobald der älteste Sohn Herzogs Johann III. von Sachsen-Weimar, Johann Ernst der Jüngere die Jahre der Mündigkeit erreicht und die drückende kurfürstliche Vormundschaft von sich abgestoßen hatte, so griff er auch nach den aufgehäuften vorhandenen Acten der Gerstenberg'schen „Verbrechenssache“ und sandte dieselben einem rorbürgischen Rechtsgelahrten zur Begutachtung zu, in wie weit der Proceß und das Gericht darauf zu formiren wären.

Dabei handelte es sich ursprünglich zwar nicht um eine nachtheilige Prostitution des verstorbenen Staatsmannes, sondern um die Frage, ob Sachsen-Weimar die Lehen desselben auf seinem Gebiete mit Recht einziehen, oder den sechs Erben des Verstorbenen aus Gnaden reichen solle? Nach eingeholten verschiedenen Gutachten und Rechtsinformationen setzte der Fürst 1617 eine zahlreiche Commission, bestehend aus seinen Rathgebern, unter ihnen Hortsleder, und aus mehreren Gliedern seiner Ritterschaft, nieder, welche eine Menge Anklageartikel gegen den verstorbenen Gerstenberg zusammenstellte, prüfte und für geeignet hielt, den alten Mann noch im Grabe der Helonie zu züchtigen und deshalb seinen Erben die weimarischen Lehen zu nehmen. Obenan stand der Satz als etwas ganz Notorisches, Gerstenberg habe sich durch vielfältige Offensionen und Widersehtlichkeiten vor, während und nach der Landestheilung die tiefste Ungnade Herzogs Johann zugezogen; dies aber an ihm thatschlich auszulassen, habe des Letzteren früher Tod verhindert. Die übrigen Anklagepunkte, die man mit lebendigen und schriftlichen Urkunden bekräftigen wollte, bezogen sich auf Gerstenberg's fast allmächtiges Schalten und Walten zur Zeit Friedrich Wilhelm's, auf die drückenden Clauseln der fürstbrüderlichen Verträge, deren Urheber er gewesen war, auf das Schuldbuch, das er verborgen gehalten, auf die Verbergung der Diener gegen den Herzog Johann durch Gerstenberg, auf den Primogenitur- und Präcedenzstreit (wozu man wahrlich keinen Grund hatte), auf die gemeinsame Pfandschaft Mühlberg und Dondorf, auf willkürliche Verfahren im Kausleiste gegen vorangegangene Vergeltung und auf viele andere Eingriffe in die mit Weimar in Gemeinschaft behaltene Städte dem darüber abgeschlossenen naumburger Abschiede von 1607 zuwider. Fernst machte man ihm zum Verbrechen, daß er trotz seiner gesamten Lebens- und vor der Landestheilung, trotz seiner gesamten Rathspflicht, in Allem, wenn es Weimar galt, die Feder giftig geführt, keine Stachelreden und Injurien gespart, außerdem die Zagschreien und Verhandlungen mit Weimar erschwert, allerhand Excesse und Beirwege, weil er nicht auf dem Wege Rechtens geblieben, gesucht, die weimarischen Diener offenkundig zu machen und an dem kurfürstlichen wie am kölnischen Hofe anzuschwärzen versucht habe. Sodann wurde hochangefchlagen, daß er am 27. Aug. 1609 auf dem Tage zu Raumburg ganz im Interesse Pfalzneuburgs gegen die Ansprüche des Hauses Sachsen an den Erbansfall von Cleve-Jülich protestirt, auch früher 1591 — 1593 dieselben bei einer anderen Gelegenheit vertuscht habe. Aus diesen

Punkten schließt die Commission, daß Gerstenberg als Rastal und Lehnmann der Herzoge von Sachsen-Weimar schon vor 1605 die Lehen vertriebt habe und es ganz recht sei, dieselben einzuziehen, wie auch die Landstände schon ausgesprochen hätten. Gleichwohl wollte Herzog Johann Ernst der Jüngere sich nicht übereilen, sondern ließ die Erben Gerstenberg's am 13. Jan. 1618 vor genannte Commission nach Weimar laden. Sie mußten die Vergehen und Strafbarkeit ihres Vaters mit anhören und gefragt, ob sie Gnade des Fürsten für Recht annehmen oder lieber in einen Proceß mit ihm eingehen wollten, gaben die beiden Söhne und vier Schwiegersöhne des Angeklagten in ihrer Bestürzung die Erklärung, sie mußten und könnten als Kinder ihren Pflicht- und Schuldigkeitsgefühlen zufolge nur Liebes- und Gutes von ihrem Vater sagen, und beriefen sich zur Entschuldigung desselben auf die fortwährende Günstigkeit, die derselbe am herzoglichen Hofe zu Altenburg und bei den Kurfürsten Christian II. und Johann, Georg I. von Sachsen ununterbrochen bis an seinen Tod genossen hätte. Sie, für ihre Personen, hätten den weimarischen Hof nie betrieblig, sondern sich in treuer Lebenspflicht stets gehalten. Auf diese Erklärung erhielten sie am 15. Jan. 1618, nachdem drei Tage lang mit ihnen vergebens unterhandelt war, den fürstlichen Befehl: Gewalt soll in Absicht auf Einziehung der fraglichen Lehnstücke im weimarischen Gebiete nicht angewendet werden, allein der Herzog und seine Brüder beizulassen sich alle Rechte und Gerechtigkeiten in der Sache des Processess halben ausdrücklich vor, und werden die Erben deshalb anderweit förderlich vorladen und vorbeistehen lassen).

In einer sehr ausführlichen noch vorhandenen juristischen Deduction, welche in dieser Sache an die auswärtigen Akademien geschickt wurde, wird der Proceß Gerstenberg's bis zu Herzogs Johann III. Tode 1605 als vollkommen eingeleitet, aber dessen Fortgang nur durch dieses Ereigniß, welches aus Gerstenberg verschuldet haben sollte, als gehindert bezeichnet. Hierauf wären jenes Fürsten unumwundene Lebenserben, heißt es darin weiter, gänzlich verlassen gewesen, so daß sein Verhaben bis zur Mündigkeit des ältesten Sohnes in der Ausübung habe verschoben werden müssen, obgleich die Fürstin Witwe inzwischen, freilich ohne günstigen Erfolg, nicht unterlassen hätte, die Rechte ihrer Söhne in dieser Sache zu wahren, während welcher unentledigten Händel aber Gerstenberg verstorben sei. Der mündige Fürst hätte nun zwar nach eingeholten verschiedenen Rechtsinformationen und Rechtssprüchen sofort aus eigener Macht zur Einziehung der Gerstenberg'schen Lehen schreiten können,

4) Als Erben des Kanzlers werden in den Acten genannt: Marx und Johann Gerstenberg, Joachim Goldstein, Hans Zeiler, genannt Heßmann, Kaspar Goldstein und Drinich Willwig. Im weissen unter ihnen war Hans Zeiler bezeugt, welcher am Tode zu Scherfede 1609 81. zu Jahren hatte, und reichte deshalb eine schenkliche Abschrift bei d. Johann Ernst ein. Sie waren aber nicht alle persönlich erschienen, während Hans Zeiler nicht eigentlich als Erbe zu betrachten ist, sondern als Gläubiger des Erben.



hätte es aber ohne Zugiehung des Lehnhofes und der Ritterschaft nicht thun wollen, welche zu einer Verleumdung der Erben gerathen hätten, dadurch aber, weil dieselben mit dem Fürsten nicht hätten rechten, auch ihren Vater selbst nicht hätten angriffen wollen, zu seinem Ziele gelangt wären.

Indessen fühlte sich der Fürst von der Strafsache, in die sich der verheerende Fall aus Uebermuth vorläufig geführt hatte, durch Beweise vollkommen überzeugt; da derselbe aber nicht mehr zur Verantwortung und Strafe zu ziehen war, so kämpfte er fortwährend in seinem Gewissen mit der Frage, ob wol die Erben des Schuldigen zur Strafe zu ziehen wären oder nicht. Hierüber wurden nun mehr auswärtige Spruchcollegia und Juristenconsulten befragt. Von den eingegangenen Erkenntnissen hat sich dies das der kaiserlichen Juristenfacultät vom 22. Sept. 1619 erhalten, welches in seiner schwerfälligen Geschraubtheit die Urfachen nicht für wichtig genug erklärt, die Gerstenberg'schen Erben ihrer Lehnzuteil schon zur Zeit zu entziehen, sondern, wenn der Lehnherren sie des Spruches nicht erlassen wolte, ihnen unvorderrst ein unparteiisches Gericht unter Gleichen zu stellen, vor welchem sie ihre rechtliche Nothdurft einzubringen hätten. Was in der Sache weiter geschehen und wie sie ausgeführt worden sein mag, ist unbekannt. Die lebendige Aethelnahme der Herzoge von Sachsen-Weimar an den Unruhen in Teutschland zogen sie vermuthlich von diesem Prozesse ab, wenn derselbe außerdem nicht freiwillig beigelegt worden ist. Der Mannsfloß des Kanzlers erlosch schon 1637 in seinem Enkel Johann Marcus Gerstenberg. Er war der einzige Sohn Johann Gerstenberg's und dieser der zweite Sohn des Kanzlers, dessen Erstgeborener Marcus der Jüngere (s. d. Art.) ebenfalls kinderlos gestorben war.

Das Leben dieses berühmten Staatsmannes ist von Verbrechen nicht frei zu sprechen; er hat dieselben nicht bloß an dem Herzoge Johann III. zur Zeit, als dessen Bruder Friedrich Wilhelm I. von Jorgau aus die kursächsischen Lande in Vormundschafft zehn Jahre lang regierte und seinen Liebling Gerstenberg in Weimar acht Jahre lang — die beiden ersten Jahre mußte Gerstenberg auch in Jorgau das Directorium führen — mit unumschränkter Willkür schalten und walten ließ, sondern auch am ganzen Erbköniglichen Hause Sachsen verübt. Genau genommen war er kein Minister in den Interessen dieses Gemalthaus, daher Sachsen-Weimar, welches dieselben stets mit seltener Ausdauer und Unerfrockenheit besorgte, zu allen Zeiten sein hiesiger Widerfacher war. In Hinsicht des unzeitigen Primogeniturkreites hatte er gegen Weimar zwar vollkommen recht, allein wegen der Prædign zwischen Weimar und Altenburg war er im Irrthum, weil der Vortritt im gesammten Hause Sachsen beider Hauptlinien von jeher nach dem Alter der Prinzen geregelt und vorkommende Fehler dagegen streng gerügt wurden<sup>5)</sup>.

So sehr übrigens Gerstenberg die Landesbestheilungen haßte, war er doch 1596 der Hauptstifter der Landesfondierung zwischen den Herzogen Zeb. Kasimir und A. Ernst von Sachsen. Durch Friedr. Wilhelm I. war er frühzeitig im Reiche wegen seiner Raubbarkeit in Staatsgeschäften und später durch Kursachsen allenthalben in großes Ansehen gekommen. Kaiser Rudolf II., der ihn mehrfach gebrauchte, wolle ihn auf dem Reichstage zu Regensburg 1594, mit Zustimmung von Kurmain, zum Reichsvicelänger machen; allein er lehnte die Ehre ab. Derselbe Kaiser gebrauchte ihn 1608 in einigen Irrungen mit Ungarn und seinen Brüdern. Im folgenden Jahre sandte er ihn mit Zustimmung seines Kurfürsten zur Beilegung der Unruhen an die böhmischen Stände und er vermittelte hier den berühmten Majestätsbrief mit freier Uebung der evangelischen Religion. Aus Dankbarkeit dafür trugen ihn die Böhmen das Bürgerrecht sammt der Ritterschafft an, was er nicht annahm. Im Herbst 1610 gebrauchte ihn Kursachsen zu einer Sendung in die Niederlande und an den Rhein in Sachen der ehere-jüdischen Erbschafft. In den folgenden Jahren übernahm er die Vermittelung der Irrungen der Erbherzoge von Oesterreich mit dem Kaiser, soobann in Reichs- und anderen Angelegenheiten verschiedene wichtige Aufträge und blieb bis zu seinem Tode stets thätig, sowie den beiden Kurfürsten zu Dresden sehr ergeben, was ihm vielfältig verangt wurde, da er zumal als Inhaber von mehr denn einer Tonne Goldes ein sorgenfreies Privatleben hätte führen können. Er liegt in der Sophienkirche zu Dresden begraben, wo sein Monument noch zu sehen ist. Außer den beiden schon erwähnten Söhnen hatte Gerstenberg noch sieben Töchter, von welchen ihn nur vier überlebten, nämlich Anna, vermählt mit dem merseburger Kanzler Joachim von Goldstein, Margarethe mit Dr. Kaspar von Goldstein, Salzgrafen zu Halle, Christine mit Burhard Lucan, altenburgischem Consistorialpräsidenten, und Justine mit Heinrich von Wilsing verheirathet. Gerstenberg war frühzeitig Wittwer geworden, trat aber den 5. Oct. 1606 mit der Witwe Katharina Raudendorff in eine zweite kinderlose Ehe.

Nach der Sitte damaliger Zeit studirte er auch fleißig theologische Werke und las emsig in der Bibel. Seine eifrige Anhänglichkeit an die reine augsbürger Confession machten ihn, sowie seinen Gebieter Herzog F. Wilhelm zum Verfolger des kursächsischen Kanzlers Grell, der bekanntlich Calvinist war. Derselben rigorosen Religionsgesinnungen ließ Gerstenberg allenthalben durchblicken und brachte sie, wo nur immer möglich, zur Anwendung. Bei der Stiftung seines jenseitigen Freistiches setzte er urkundlich fest, daß die Benutzer desselben einen Röcker ausstellen und sich in demselben verpflichten mußten, nie von dem unwürdlichsten augsbürger Glaubensbekenntnisse abfallen und zum Calvinismus

5) Hertfelder schreibt ihm die 1613 erschienene anonyme Brochüre zu: *Wieber der Durchlauchten hochg. Fürstin und g. Gem. d. M. u. A. Gräfin Erben. LXII.*

Frauen, Fr. Dorothea Maria Herzogin zu S. Witwe Wahren und gegründeten Bericht von dem beschwerlichen Proceß: den- und Primogenitur-freit, ohne Ort in d.

übertreten zu wollen. Ähnliche Beschränkung mag er auch in Beziehung auf die armen Schüler, deren er in Menge alljährlich in seinem Hause zu Altenburg speiste, geübt haben. Im J. 1596 entwarf er für Herzog Friedr. Wilhelm I. die Statuten zu einer kaum ein volles Jahr dauernden Bruderschaft gegen alles anfehlige Reden, Klüßen und Schwören<sup>6)</sup>. (H. Ruse.)

GERSTENBERG (Marcus), der Jüngere, ältester Sohn des gleichnamigen sächsischen Kancellers, von welchem der vorhergehende Artikel handelt, war am 5. Juni 1583 zu Pleichersdorf am Harze in der ehemaligen Grafschaft Hohenstein geboren, bezog nach der zu Hause erhaltenen Vorbildung schon in seinem zwölften Jahre die Universität Jena, um hier die Sprachen und die Rechte zu studiren. Nach sechs Jahren (1601) hielt er hier am 20. Febr. der Lection halber, wie er sich erklärt, eine öffentliche Rede, die unter dem Titel *Synopsis institutionum duoi Justiniani* zu Jena 1601 in 4. erschien. Hierauf besuchte er Marburg, Strasburg und Basel, bereiste alsdann Frankreich und kam erst 1604 nach Altenburg zurück, wosin sein Vater inzwischen verstorben worden war. Seine Mutter traf er nicht mehr am Leben. Nicht lange nachher, 1607 oder 1608, zog ihn Kurfürst Christian II. von Sachsen als Hofrath nach Dresden in seine Dienste, wo er im diplomatischen Fache gearbeitet zu haben scheint; ob er aber Mitarbeiter an der großen gelehrten und gründlichen Streitschrift des Hauses Sachsen in der slavisch-jüdischen Erbschaftsfrage, die in 60.000 Exemplaren durch ganz Europa verbreitet wurde, gewesen sei, steht zu bezweifeln; dagegen ist gewiß, daß er zu der glänzenden durch jene Schrift veranlaßten Gesandtschaft gezogen wurde, die Kurfürsten im October 1609 und im folgenden Jahre nach Frankreich, England und Belgien, an die Generalstaaten, die Fürsten von Lothringen und Grafen von Nassau und an Kurmainz in gedachter Erbschaftsfrage abschickte. Der Chef derselben war ein Graf Wollfgang von Mansfeld, dessen hervorragende Eigenschaft das Trinken war. Er richtete bekanntlich Nichts aus, da Kurbrandenburg in der Sache mit Glück schon vergriffen hatte.

Nach seiner Rückkehr verheiratete sich Gerstenberg mit einer Dame aus bürgerlichem Stande, und wurde vom Herzoge Johann Philipp von Sachsen-Altenburg vor 1617, während er bei Hofe zu Weimar beinahe so verkehrt war, wie sein Vater, zum Amtmann oder Hauptmann auf der Leuchtenburg und in den Ämtern Roda und Erlamünde bestellt, welchen Posten er aber schon 1624 wegen Krankheit niedrigeren mußte. Er begab sich als wohlhabender Privatmann mit seiner Gattin nach Dresden und starb hier ohne Erben am 14. Dec. 1634. Dieser Gerstenberg ist, da seinem Vater

wegen dessen bekannter Dienstbarkeit gegen das Haus Habsburg eine solche Schrift nicht zugeschrieben werden kann, unbezweifelt auch Verfasser der jedenfalls in dem ersten Jahrzehend des 17jährigen Krieges geschriebenen publicistischen Broschüre: *Discursus de praesenti Germaniae statu contra Monarchiam ab Hispanis affectatam*, ohne Jahr, die aber zufolge einer Notiz in der bibliotheca Uskenbachiana Ms. p. 1061 nicht im Druck erschienen ist und hier ohne nähere Bestimmung der Person einem Marcus Gerstenberg zugeschrieben wird. (H. Ruse.)

GERSTENBERGER (Wigand), einer der besten heftigen Chronisten in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. Er stammte aus einer Böttchersfamilie zu Frankenberg in Oberhessen, die den Beinamen Buddenbender (Buttenbänder oder Fassbinder) führte, ebendeshalb heißt auch er bei seinen Zeitgenossen gleichfalls Fassbinder. Er war den 1. Mai 1457 geboren. Frühzeitig den wissenschaftlichen Studien, welche grade damals durch die Wiederbelebung der altclassischen Literatur eine neue Richtung erhielten, zugewendet, widmete er sich der Theologie, vernachlässigte aber dabei das classische Alterthum nicht und pflegte überdies noch mit Vorliebe die Geschichte, wozu ihm damals freilich noch beschränkte Hilfsmittel zu Gebote stehen mochten. Was aus ihm nach Vollendung seiner Studien geworden, ist unbekannt, denn unmöglich wird er sogleich an den landgraflich-heßischen Hof gekommen sein, wo er jedenfalls erst in späteren Jahren Kaplan des Landgrafen Wilhelm des Jüngeren wurde. Derselben begleitete Gerstenberger im Frühherbst 1495 zum Reichstage in Worms, wo er seiner Vaterstadt Frankenberg bei dem römischen Könige Maximilian wesentliche Dienste geleistet haben soll. Nach seines Fürsten Tode im Februar 1500 ging er nach Frankenberg zurück, wurde Altarist bei einer der dortigen Kirchen und starb den 27. Aug. 1522 in diesem Berufe<sup>7)</sup>. Während seiner priesterlichen Verhältnisse setzte Gerstenberger seine historischen Studien, die für die Geschichte Heßens und vor der Trennung dieses Landes von Thüringen im 13. Jahrh. auch für die Geschichte dieser Landgrafschaft in wichtige Forschungen übergingen, mit großem Eifer und Thätigkeit fort, durchsuchte die heßischen Klöster und Bibliotheken, benutzte Urkunden und jede andere Gattung von handschriftlichen Nachrichten mit einer solchen Aufmerksamkeit, daß ihm nicht leicht etwas Werthwürdiges dieser Art entging. Gleichwohl fand er, einige Legendenreiber abgerechnet, fast keine einzige einheimische Quelle, die dem Zeitraume vor der Absonderung Thüringens von Heßen angehört, außer einer herförsder Chronik, die ins 11. Jahrh. fällt und icht nicht mehr verwendet sein soll; alle übrigen reichen, der Zeit ihrer Abfassung nach, nicht über das 14. Jahrh. hinaus, und von diesen hat er glücklicher Weise Handschriften benutzt, welche man theils im 18. Jahrh. nicht mehr kannte, theils weit vollständiger waren, als die

6) Vergl. hierüber den Art. Friedrich Wilhelm I. in der 1er Section I., 73. Außerdem wurden noch benutzt J. S. Müllers's Sächs. Annalen und v. Moser's Neues patriot. Archiv f. Teutland I., 486–516, wo auch ein Auszug aus Doe von Deeneag's auf Gerstenberg geäußerten Urtheilspreis zu finden ist, nebst den Correspondenzen und Prothesen dieses Staatsministers im großherzog. und herzog. sächs. Hofmarstall zu Weimar.

1) Die ersten Nachrichten über Gerstenberger gibt Abraham Saur in seinem *Diaris historico* p. 149.

späteren durch den Druck bekannt gemachten Ausgaben davon. Zu den inzwischen verloren gegangenen und bis zu Wend's Zeiten (1783) noch nicht wieder entdeckten Chroniken, welche Gerstenberger mit großer Ausföhrlichkeit benutzt hat, gehört vorzüglich das für den Zeitraum von 1232 bis 1327 sehr wichtige Zeitbuch Johann Riedel's<sup>1)</sup>. Dasselbe gilt auch von einer heßischen Chronik für das 13. und 14. Jahrh., die Gerstenberger ebenfalls ausbeutet hat. Dieser gewissenhafte und umsichtige Sammlerlei erhöht den Werth der hiesigen Arbeiten Gerstenberger's, in welchen er, soviel als immer möglich, zugleich seine Gewährsmänner anführt, aber die kritische Beurtheilungskraft, die jener Zeit noch gänzlich fremd war und lediglich auf der Nachweisung beruhte, daß schon ein Anderer dasselbe erzählt hätte, zum Schaden der hiesigen Treue und Glaubwürdigkeit vermischen läßt. Warf er auch, wie er selbst gesteht, jegliche mündliche Volks- und Privattradition als untaugliches Material bei Seite, so hielt er sich gleichwol ohne Auswahl und Ausnahme gewissenhaft an die Berichte aller seiner geschriebenen Quellen, und brachte dadurch in seine Forschungen, vorzüglich in die für die Geschichte der ersten Hälfte des Mittelalters, viel Ungeordnetes, Widersprechendes und Legendenartiges. In der alten Geschichte ist er ebenfalls noch ziemlich unvorsichtig. So behauptet er z. B., Thüringen und Hessen seien Alexander dem Großen unterworfen gewesen und beginnt eben deshalb mit diesem Monarchen seine Geschichte dieser beiden Landschaften. Bis zu den Zeiten des Landgrafen Ludwig des Bärtigen, wo seine vaterländische Geschichte erst helleres Licht bekommt, verdient dieselbe keine Aufmerksamkeit; und auch in dieser Zeit weiß er den Lambert von Aschaffenburg, welchen er wirklich benutzt hat, von dem Lambert aus Lütlich nicht zu unterscheiden. Für die teutsche Reichsgeschichte, die er hin und wieder in sein genanntes Werk einwirft, hat er bloß solche Quellen benutzt, so z. B. das unter dem Titel Fasciculus 1481 zuerst gedruckte historische Werk, die Chronik des einbeder Priesters Dietrich Engelshausen, Vincentii Speculum historicum, die essener, schwabische und mainzische Chroniken u. a., die er ebenfalls in der Vorrede zu seinem Werke umständlich anzeigt. Daraus ergibt sich jedoch, daß für jene Zeiten seltene Verdienst, daß dasselbe seine Quellen durchweg gewissenhaft angibt, oft auch lange Stellen aus ihnen wörtlich mittheilt und dadurch einen schätzbaren Ersatz für die im Laufe der Zeit an den besten einheimischen Quellennachrichten erlittenen Verluste liefert. Gerstenberger schöpfte dieselben namentlich aus der vortrefflichen Chronik Riedel's<sup>2)</sup>, ganz besonders aber aus der bekannten, damals schon sehr verbreiteten, thüringischen Chronik des eisenacher Mönchs Johann Rothe und zwar in einem solchen Umfange, daß dieselbe seiner

thüringisch-heßischen Chronik für die Zeit vor der Theilung dieser beiden Landschaften, einige Legenden ausgenommen, fast als einzige Quelle gedient und er aus ihr für den Zeitraum seit jener Periode bis 1408 wenigstens diejenigen Stellen herausgehoben hat, welche die heßische Specialgeschichte ausschließlich betreffen, daher er, wie so viele Andere, ihre Forschungen so wenig gekannt hat, als ihm auch der Name des wahren Verfassers derselben, welchen 300 Jahre später Wend noch nicht wußte, verborgen geblieben ist<sup>3)</sup>. Außerdem mißte er, nach dem Erlöschen des Mannsstammes der alten thüringischen Landgrafen aus manche eigene Nachrichten in seine Erzählungen mit ein, besonders genealogische Bemerkungen über die Grafen von Hagenbäumen und Ziegenhain, die in der That meistens richtig sind, und beruht sich endlich oft auf Stadt- und Klostersnachrichten oder Urkunden, die er zu Ziegenhain, Frankenberg, Haina, Georgenberg, Kappel und andernwärts entdeckt hatte. Mit der Geschichte des L. Ludwig des Friedfertigen von Hessen in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. gingen ihm alle sicheren handschriftlichen Nachrichten plötzlich aus, daher er für die Lebensumstände dieses Fürsten und seiner Nachfolger genöthigt war, nach eignen eingezogenen Erkundigungen, welche zu erlangen ihm durch seine Stellung zum landgräflichen Hofe ungemein erleichtert wurde, zu schreiten; er beruht sich zu seiner Rectification deshalb in seinem Werke ausdrücklich auf die damals noch lebenden Zeitgenossen dieser Fürsten. Wenn er in seinem Buche gegen die Sitte der Chronisten seiner Zeit, die im folgenden Jahrhundert aber desto stärker geübt wurde, zuweilen Mißanwendungen für die Leser anbrachte, so verleitete ihn vielleicht dazu das Beispiel des 1490 zu Straßburg erschienenen Speculum exemplorum. Hinsichtlich der Zeitbestimmung ist Gerstenberger in seiner Chronik so gewissenhaft, als ihm möglich war, verfahren.

Er schrieb übrigens dieses wichtige Chronicon Thuringico-Hassianum, nach eigenem Geständnisse, 1493 in seiner vaterländischen Mundart nieder, die Zufüge bis zu seinem Tode mag er wol selbst noch hinzugefügt haben, die späteren bis 1549 aber sind von fremder Hand, wie aus dem Exemplare des cassel'schen Manuscriptes, des besten von allen, die es davon gibt und welches für Gerstenberger's eigenhändigen Exemplar gehalten wird, nachgewiesen werden kann. Alter Vorzüge, die dieses Werk unbestritten beßet, ungeachtet wurde es doch erst im J. 1746 vom Professor Chr. Friedr. Byermann zu Gießen und zwar nach einer, wenigstens bald nach Gerstenberger's Tode copirten, doch fehlerhaften und sehr verunstalteten Handschrift der Weberschen Bibliothek durch den Druck bekannt gemacht und in dessen

3) Wend sucht sich in seiner heßischen Landesgeschichte I. S. IX. §. 6, wenn er diese Rothe'sche Chronik zur Vermeidung von Wiederholungen richtig bezeichnen will, dadurch zu helfen, daß er sie diejenige thüringische Chronik nennt, welche von J. v. Sack Winkelmann unter dem seltsamen Titel: „Die Chronica und Zeitregister von Roach“ angeführt zu werden pflegt, und zwar deshalb, weil sie mit der Gäntheit beginnt.

2) Da ich außer Stande bin, die historischen Leistungen der heßischen Geschichtswissenschaft einzeln, so ist mir auch unmöglich, nachzuweisen, ob es den Forschungen derselben gelungen sei, die eine oder andere heßische Chronik des Mittelalters, die Gerstenberger nach benutzt hatte, aber nachher verschwunden war, wieder zu entdecken.

Sylloge Anecdotorum omnis aevi etc. I, 3—168 aufgenommen<sup>4)</sup>. Weil aber diese Ausgabe voller Fehler und Unvollständigkeiten ist, und die Erzählung der Begebenheiten auch nur bis zu Karl's des Großen Tode im Zusammenhange, von diesem Zeitpunkte an aber bis 1549 bloß in einem dem Herausgeber vorgelegten mageren Ansatze, dessen Ueherer Wymann selbst nicht hatte ermitteln können<sup>5)</sup>, und zwar mit besonderer Verurufung auf die frankenbergische Chronik von demselben Verfasser, als Ersatz für den Verlust, dessen derselbe hier wirklich voraussetzen sei, gegeben ward, so übernahm der Regierungskath F. Ch. Schminde zu Cassel in den Jahren 1747 und 1748 aus der besten bis jetzt bekannten Handschrift auf der dortigen Bibliothek nicht nur Zusätze und Verbesserungen zu der Wymann'schen Ausgabe des Buches bis zum Abschnitte von Kaiser Karl des Großen Tode zu liefern, sondern auch von diesem Zeitpunkte an die ganze vollständige Chronik Gerstenberger's in dessen eigenthümlicher Sprachfassung, welche Wymann allenthalben modernisirt hatte, nebst erläuterten Anmerkungen in seinen Monumentis Hassiacis I, 31—293 und II, 293—374 wieder abdrucken zu lassen<sup>6)</sup>.

Aus Liebe zu seiner Vaterstadt Frankenberg trug Gerstenberger auch eine Chronik derselben zusammen, deren Stoff zum Theil aus seiner allgemeinen heffischen Geschichte, zum Theil aus den Quellen derselben entnommen ist, und somit diese auch, nur nicht in der Masse, wie Wymann behauptet, ergänzt. Derselbe beginnt mit der Gründung der Stadt unter den Merowingern, gedankt nebenher auch der teutschen Städtebündnisse im 14. Jahrh. und endet mit dem Jahre 1525, folglich mit Zusätzen von späterer fremder und zwar protestantischer Hand, wie der Artikel über Zetel's Ablass zum Jahre 1517 offenbart. Diese Chronik gab Joh. Friedr. Faust von Aschaffenburg nach einer ziemlich unvollständigen Handschrift 1619 unter dem Titel: Frankenbergische Chronik und Zeitbuch zusammengetragen durch Weygand Gerstenbergern, senken Bübbendebner genannt, zu Friedberg in Hol. heraus; weil aber diese Ausgabe bald vergriffen und sehr selten wurde, so daß der Rath Joh. Phil. Kuchendeker zu Weissen kein Exemplar davon mehr aufstreichen konnte, so entschloß sich derselbe, diese Chronik, freilich aber auch nach einer unvollständigen und fehlerhaften, namentlich mit drei anderen Copien verglichenen Handschrift 1731 wieder abdrucken zu lassen

und in seine Analecta Hassiaca, Collectio V, 145—240, jedoch nicht in der heffischen Mundart Gerstenberger's, sondern in modernisirtem Teutsch aufzunehmen<sup>7)</sup>. Wymann, der die Mängel dieser Ausgabe bald entdeckte, aber auch die Faust'sche nicht zu Händen bekommen konnte, lieferte daher 1746 im ersten Bande seiner Sylloge Anecdotorum omnis aevi p. 623—672 aus einer gleichfalls unvollständigen Handschrift unter der Aufschrift Excerpta Chronici Frankenbergensis eine Menge Zusätze, z. B. für die allgemeine heffische Geschichte in den Zeiten der Merowingern und Karolinger, nebst Berichtigungen, welche, wie Schminde schon bemerkt, eine neue sorgfältigere Redaction als dringendes Bedürfnis übrig gelassen haben, wenn man zumal diese Abdrücke mit der Handschrift vom Jahre 1493 genau vergleicht, welche vormalig der Stadt Frankenberg selbst angehört hat<sup>8)</sup>.

Man hat zuweilen, so Hert und Weber in ihren Schriften, diese frankenbergische Chronik mit den sogenannten Excerptis Chronici Riedeselini verwechselt, welche eine Geschichtserschließung, nach Wend von 290 bis 1547 (1552), nach Kuchendeker aber (mit Verursachung auf eine Handschrift in der ehemaligen uffenbacher Bibliothek zu Frankfurt a. M., welche dort die Chronik von Geschichten der Herren und des Landes zu Weissen heißt) von 298—1522 in sich faßt, und die der Letztere auch, freilich nach einer sehr fehlerhaften und verstümmelten Handschrift in seinen Analectis Hassiaticis, Collectio III, 1—71 im J. 1730 herausgegeben hat, wiewo Prof. Wymann 1731 in derselben Sammlung VI, 457—473 aus einer besseren Abschrift Berichtigungen und Ergänzungen geliefert hat. Es ist jedoch diese Schrift nicht nach ihrem bekannten verschiedenen Titel zu beurtheilen, auch keineswegs für einen wirklichen Auszug der Riedeselschen Chronik anzusehen; vielmehr ist sie bloß ein vermuthlich von W. Gerstenberger selbst gemachter Auszug aus seiner allgemeinen heffischen Chronik, da derselbe zumal, in Folge sorgfältiger Prüfungen, durchaus keinen Umstand und keine Epithete mehr erzählt, als eben jene Chronik selbst. Auch hier finden sich von 1524—1547 Zusätze von fremder späterer Hand. Die uffenbacher Handschrift dieser Excerpte schreibt dieselben W. Gerstenberger'n unbedenklich zu, und wenn diese Bemerkung auch eine Glosse des Verfassers vom Manuscripte ist, so zeugt sie doch von einer verständigen Vermuthung hinsichtlich ihres Urhebers<sup>9)</sup>. Im Uebrigen ergibt sich daraus,

4) Hierbei sind die incorrect geschriebenen prolegomena des Herausgebers des §. 1—14 nicht zu übersehen. 5) Denn in seinen prolegomenis zu dieser sylloge §. 3 sagt Wymann: „Sed iuxta ejus tabulam in Caroli magni Imperatoris rebus desinit, exemplo meo subducuntur, ex quoque, quod eidem auctori tribuenda sint (7) pronuntiare veror.“ Bepgl. hierzu §. 14 ebendasselbst. 6) Es ist hierzu noch Schminde's Vorrede zu beiden Theilen seiner Monumenta wegen der werthvollen Literaturnotizen zu vergleichen. Die Handschrift der cass. Bibliothek, welche Schminde hierbei benutzte, ist hin und wieder mit Wörtern von leichten Redegewandlungen gezieret und wird von einigen für Gerstenberger's eigenhändige Exemplar gehalten.

7) Kuchendeker gesteht in der Vorrede zu der V. Collectio seiner Analecta Hass., daß er für seine Ausgabe eine Menge, nicht zur heffischen Geschichte gehörender Dinge, sowie Alles, was der Zeit nach über den Ursprung der Stadt hinaus reicht, dar aus weggelassen habe. 8) Bepgl. Schminde's Vorrede zum zweiten Theile seiner Monumenta Hassiaca. Der ehemalige städtische Kanzler Heber besaß von dieser Chronik auch eine lateinische, doch nicht getreue Uebersetzung. 9) Bepgl. Wend's Wymann's Prolegomena §. 90 zum I. Bande seiner Sylloge anecdot. 9) Bepgl. d. B. Wend a. a. O. I. S. XVIII. Not. 3. Hiernach muß es zwei verschiedene handschriftliche Exemplare von diesen Excerpten in d. uffenbach'schen ehemaligen Bibliothek gegeben haben, deren eins die Erzählungen mit 1522, das andere mit 1552 schließt.

daß diese Excerpte an sich gar keinen besonderen historischen Werth haben, sondern dieser an der größeren Chronik Gerstenberger's völlig überwiegen wird.

(B. Röse.)

**GERSTENBERGK** (Johann Lorenz Julius von), außerordentlicher Professor der Mathematik zu Jena, stammte aus Buttfeld im Weimariſchen, wo sein Vater Christoph Julius Hofadvocat und Gerichtsdirector war. Dieser Gelehrte publicirte mehrere Schriften auf dem Gebiete des Gemeinrechts, d. h. der Ingenieurwissenschaften und der gemeinnützigen Literatur. Zuerst machte er sich bekannt durch seine Beschreibung einiger Panthographen (die er vermuthlich erfunden hatte), um Pläne zu copiren, mit 1 Kupfer. (Jena 1782.) Seine theoretisch-practische Anleitung zur Winerkunst mit 3 Kupfern erschien 1793, ebendaf. Vorher erschien seine Anleitung zur gesammten praktischen Werkkunst (ebendaf. 1792.), dann folgte seine Beschreibung eines Winzirkels mit Kupfern. (1797.) Sein Versuch einer militairischen Methodologie zur Bildung junger Krieger vor und in dem Felddienste 1. Bdch. (Jena 1803), ist nicht beendet worden. Anleitung zur mathematisch-topographischen Zeichnungslehre, nach eigenem Systeme bearbeitet, nebst einem Anhange, enthaltend die Beschreibung der topographischen Lage von dem Schlachtfelde bei Jena mit tactischen Bemerkungen und einem ausführlichen Plane (Jena 1808.), mit 5 Kupfern. Ferner schrieb er Verhandlungen über topographische Landestvermessungen überhaupt und in militairischen Beziehungen insbesondere u. f. w. mit Kupfern (Jena 1809), sodann Beschreibung einer practischen Methode, Gegenden zum militairischen Gebrauche aufzunehmen und zu zeichnen, mit Kupfern 2. Aufl. (Jena 1809.) Auch schrieb er über Feuerlöschanstalten, mit Vorschlägen, die Spritzen vor dem Einfrieren zu sichern, mit Kupfern. (Jena 1801.) Eine wichtigere Abhandlung von ihm ist über die Anfertigung von Bergarten, abgedruckt in den Annalen der mineralogischen Societät zu Jena, 3. Bd. Nr. 11 (Jahrgang 1806\*). Er starb zu Jena am 12. Sept. 1813 und hinterließ einen Sohn, Johann Alexander Julius von Gerstenbergk, der sich als Künstler (Plastik) bekannt machte und zu Jena 1818 im 27. Jahre seines Alters starb.

(B. Röse.)

**GERSTENKORN**. Das Gerstenkorn (Hordeolum) ist eine nur wenig ausgedehnte furunculartige Entzündung am Rande der Augenlider, die am häufigsten im Knakenalter vorkommt, auch häufiger im Frühjahr und im Herbst. Bisweilen entwickeln sich gleichzeitig mehrere Gerstenkörner, oder es folgen sich mehrere in ununterbrochener Reihe. Unter Jucken und Brennen entsteht eine Rötung des Augenlidrandes, das Augenlid erscheint voll schwach erysipelatös geröthet und ödematös, an einem Punkte des Randes aber entwickelt sich eine unschriebene Geschwulst etwa von der Größe eines Gerstenkorns, die schon bei den Bewegungen der Augen-

lider, noch mehr aber bei directer Berührung schmerzhaft ist; dabei ist wol die Schleinabsonderung an den Augenlidern vermehrt, so daß sie verkleben. Bei sehr sensiblen Individuen können sich bisweilen leichte Zitterbewegungen bis zur Schlaflosigkeit damit verknüpfen. Die Geschwulst spitzt sich in 24—48 Stunden zu; auf ihrer Spitze ragen Cilien hervor, die weiterhin aufsaufen; es bildet sich aber ein gelbliches Eitertröpfchen in der Geschwulst. Mit dessen Enttörrung sinkt die kleine Geschwulst zusammen und vertieft sich, ohne einen Nachtheil zu hinterlassen. Eine Zerrthlung des beginnenden Gerstenkorns soll nach manchen Angaben durch kaltes Waschen oder durch kalte Umschläge möglich sein; auch soll nach Zeis zeitiges Ausziehen der entsprechenden Wimperhaare die Ausbildung des kleinen Abesses hindern: in der Regel jedoch kommt es zur Eiterung, die man nöthigensfalls durch erweichende warme Umschläge befördern kann. — Dieser Verlauf des Gerstenkorns nun soll nach der gewöhnlichen Angabe hin und wieder in sofern eine Störung erleiden, als unter Abnahme der Entzündungserscheinungen eine Verhärtung entsteht und eine bis zur Größe einer Erbse wachsende Geschwulst sich ausbildet, die man dann als Hagellorn (Chalazion) bezeichnet hat, und die unter den Integumenten des Augenlides, aber auch auf dessen Innenfläche unter der Conjunctiva wahrzunehmen wird. Die Application zusammenziehender Umschläge, grobe diätetische Fehler, eine schlechte Atmosphäre, eine bestehende Dyskrasie, namentlich die ferussüße, sollen den Uebergang ins Chalazion herbeiführen können. Wenn sich bei Ectropiosen wiederholte Chalazien am Augenlidrande bilden, so kommt es zuletzt zur nothigen Verhärtung des Lidsrandes, zur Tylosis.

Die Frage, ob und welcher Theil des Augenlides beim Gerstenkorn leidet, wurde früher auf sehr verschiedene Weise beantwortet. Wenn einige der Haarballgrüden der Cilien als dessen Sitz bezeichneten, so nannten Andere dagegen die Meibom'schen Drüsen; oder man hielt auch wol beiderlei Drüsen als leidend gelten, zu welcher Annahme man dadurch genöthigt wurde, daß das Gerstenkorn zwar auf der Außenfläche der Lider, das Chalazion aber auf der Conjunctivalseite durchbricht; Erst endlich bezeichnete den Augenlidknorpel, den Tarsus, als Sitz des Gerstenkorns.

Diese Dunkelheit ist nun in neuerer Zeit durch Roba in Prag (Prager Vierteljahresschrift 1844. Heft 1 und 2. 1845. Heft 4) auf befriedigende Weise aufgehellt worden. Nach Roba nämlich sind Gerstenkorn und Hagellorn nicht zwei auf einander folgende Stadien der nämlichen Krankheit, sondern zwei von einander unabhängige Entzündungen. Das Hordeolum ist nach Roba stets eine Entzündung der Haarballgrüden der Cilien, und wahrscheinlich auch des umgebenden Zellgewebes; der dahinter liegende Augenlidknorpel bleibt dabei immer frei. Ein Gerstenkorn kann sich daher auch im inneren Augenwinkel bilden, wo sich zwei Drüsen in der Caruncula lacrymalis finden, aber kein nennenswerther Knorpel. Das Gerstenkorn geht stets binnen kurzer Zeit

\*) Vergl. Meusel's Ges. Teutschland im 19. Jahrh. I. 462 und X. 347.

in Vereiterung über. Das Chalazium, dagegen ist eine schmerzhaft, mehr oder weniger vorragende Geschwulst von der Größe eines Haselnusses bis einer Haselnuss, über welcher die Augenlidhaut verschiebbar ist, und die sich ohne auffallende entzündliche Erscheinungen langsam entwickelt. Es kommt neben dem Augenlidrande und an denselben vor, aber niemals an Stellen, welche des Tarsus entbehren. Denn diese Geschwulst entwickelt sich stets im Tarsusknorpel und wahrscheinlich zuerst immer in einer Meibom'schen Drüse. Die Verschiebbarkeit der unbedeutenden Integumente und die langsame Entwicklung der Geschwulst unterscheiden das Chalazium deutlich vom Hordeolum. Doch ist die Ähnlichkeit mit dem Hordeolum allerdings groß, wenn der freie Rand des Tarsus in Form eines rundlichen Knötchens anschwellt. Am stärksten pflügt das Chalazium an der Conjunctivalseite hervorzufragen. Hier bildet sich allmählig durch Verwachsung eine kleine Oeffnung, aus welcher etwas Flüssigkeit sich entleert, worauf dann eine kleine Höhlung im Tarsus gefunden werden kann: aus der entstandenen Oeffnung ragen aber auch wol fleckige oder jottenartige Wucherungen hervor, die man durch Cuprum sulphuricum leicht zu beseitigen vermag. Wahrscheinlich beruhen aber die Chalazien auch manchmal nach Außen in das Augenlidbinnen Gewebe, und schließen sich dann wieder, bis die neue Ansammlung von Neuem zur Verstopfung führt. Wenigstens bemerkt man an pflanzem Chalazium ein wechselndes Größere und Kleinwerden. Ein Chalazium muß aber nicht notwendig heilen; beim Gebrauche passender Mittel (Salben und Pflaster von Quecksilber, Zink, weißem Präcipitat, Digitalis, Gummiata ferulacea) resorbtirt es sich bisweilen und wird wol gänzlich resorbtirt. Man kann wol Chalazium acutum und chronicum unterscheiden. Durch mehrfach entwickelte Chalazien ist bisweilen ein ganzer Tarsusknorpel gleichmäßig angeschwollen.

Vom Gerstenkorn und Hagelkorn unterschieden ist das Hirsenkorn (Milium), eine zergrastete Fettschwulst in der Haut der Augenlider. (*Fr. Willh. Theile.*) **GERSTENMEHL** (Amylum hordei, Hordeum praeparatum), wurde von Lillienus (Hufeland's Journ. 14. Bd. 3. St. S. 103) als leicht verdautliches und kräftiges Nahrungsmittel bei Abzehrungen, bei Lungen- und Halschwindhusten empfohlen, wenn bereits heftiges Fieber eingetreten ist. Hufeland (ebendaf. 16. Bd. 1. St. S. 181) rühmt dann ebenfalls seine Anwendung. Gerstenmehl wird in einen leinenen nicht eng anliegendenbeutel eingebunden; dieser wird schwabend in einem Topfe voll Wasser erhalten und 24 Stunden lang gekocht. Man findet dann in dem Beutel eine Art Klebflüssigkeit mit einer etwas gelblichen Rinde. Diese wird mittelst eines scharfen Messers entfernt, und als Kern zeigt sich dann im Innern das reine kleberfreie Stärkemehl, welches getrocknet, zerstoßen, gesiebt und trocken aufbewahrt wird. Es bildet ein zartes, puderartiges, ins Gelbliche spielendes Pulver.

Ein bis zwei Eßlöffel dieses Kraftmehls werden mit einem Eßel voll frischer Milch über gelindem Kohlen-

feuer und unter beständigem Umrühren zu einem Breie angemacht, ohne daß es eigentlich zum Kochen kommt. Eine solche Portion, mit etwas Zucker versetzt, genießt der Kranke Morgens und Abends. — Auch für schwächliche Kinder ist ein solcher Brei, vielleicht mit dünner Feischbrühe bereitet, ein passendes Nahrungsmittel.

(*Fr. Willh. Theile.*)

**GERSTENSYRUP** (Syrupus hordeatus), wird dadurch bereitet, daß gekochene Mandeln in einem mit Zucker in hinreichendem Maße versetzten Gerstenwasser zugesetzt werden, worauf das Ganze zu gehöriger Dichte eingedickt wird. Später wird dann auch wol noch Pomeranzblüthenwasser zugesetzt. Der Gerstensyrup ist nicht officinell. Derselbe findet aber bei leichten katarrhalischen Affectionen Anwendung gleich dem Gerstenzucker.

(*Fr. Willh. Theile.*)

**GERSTENWASSER** (Aqua hordeata, Decoctum hordei), nennt man geklärte Abkochungen von rohen Gerstenkörnern. Es werden etwa zwei Unzen Gerste auf zwei Pfunde Wasser gerechnet. Das Kochen wird so lange fortgesetzt, bis die äußere Hülle der Gerstenkörner platzt, worauf die Flüssigkeit abgeseigt und durchgeseigt wird. Auch die Abkochung der entküllten Gerstenkörner oder der Graupen verdient den Namen Gerstenwasser, wenngleich dieselbe häufiger als Graupenschleim bezeichnet zu werden pflegt. Zwei Unzen Graupen werden zuerst durch kaltes Wasser vom anhängenden Mehle befreit; dann werden sie einige Minuten lang mit etwa  $\frac{1}{2}$  Pfunde Wasser gekocht, welches wieder abgeseigt wird, und nun erst übergießt man sie neuerdings mit vier Pfunden Wasser, die man bis auf zwei Pfunde einkochen läßt.

Außerlich findet das Gerstenwasser als reizmilderndes Mittel bei Fluor albus, bei Hautgeschwüren Anwendung; innerlich wird es als demulcirendes, einhüllendes Mittel bei Reizungen des Darmkanals und der Respirationsorgane, und als schleimig, indifferentes Getränk bei fieberhaften und entzündlichen Zuständen gebraucht. In dem zuletzt genannten Falle wird dem Gerstenwasser wol noch Zucker oder Himbeerzucker oder Cremor tartari u. dgl. zugesetzt. Als demulcirendes Getränk bei Brustaffectionen ist der Wechsel oder selbst die Verbindung mit den sogenannten Expectorantia gebrauchlich, wie denn so die Verbindung mit Süßholz, Feigen und ausgeleerten Kirschen als Decoctum hordei compositum (zusammengesetztes Gerstenwasser oder Graupenwasser, Barleywater) in die Londoner und Dubliner Pharmacopoe aufgenommen worden ist.

Die Verbindung des eigentlichen Gerstenwassers mit Essig und Honig ist schon von Hippocrates empfohlen. Hydrocithie (Gerstenwasser), welche weiterhin unter dem Namen der Pimpertrassen Trisane in der Materia medica aufgeführt wurde. (*Fr. Willh. Theile.*)

**GERSTENZUCKER** (Saccharum hordeatum), wird dadurch gewonnen, daß man weißen Zucker in Gerstendecoct löst und die Flüssigkeit so weit eindicken läßt, bis sie beim Ausgießen erstarrt. Manchmal wird etwas Crocus zugesetzt. Man gibt der Masse die Form

von Lästeln, oder man schneidet sie,\* während sie noch warm ist, in lange Streifen, die etwas gedreht werden. Der Gerstenpuder findet bei Hirschart, Husten, überhaupt bei trichten Katarrhen eine zweckmäßige Anwendung und als Hausmittel wenigstens wird er bei dergleichen Zuständen häufig gebraucht, namentlich in der Kinderpraxis.

**GERSTLACHER** (Karl Friedrich), ward den 12. Juli 1732 zu Böttingen im Württembergischen geboren. Sein Vater, Canonicus regularis in dem bairischen Augustinerkloster Beuerberg, ward nach seinem Uebertritte zur Lutherschen Kirche (1727) Physikus in dem württembergischen Amte Schorndorf. Gerstlacher war kaum zehn Jahre alt, als er (1742) seinen Vater und bald nachher seine Mutter verlor. Im J. 1747 bezog Gerstlacher die Universität Tübingen. Er widmete sich dort dem Studium der Rechte. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn (1751) bekleidete er einige Hauslehrerstellen, 1754 ward er Kanzliaradvocat in Stuttgart und 1759 ordentlicher Advokat. Bei der Erlaubnis, seine juristische Praxis in Stuttgart fortsetzen zu dürfen, erhielt er 1761 eine außerordentliche Professur der Rechte auf der Universität Tübingen. Im J. 1762 ward er Titularrath und 1763 Mitglied der neuerrichteten Polizeideputation. Er empfing gleichzeitig den Hofrathskarakter. Im J. 1767 folgte er einem Rufe nach Karlsruhe, wo er zum Hofgerichtsassessor und 1768 zum wirklichen Hof- und Regierungsrath ernannt ward. Im J. 1775 erhielt er die Stelle eines geheimen Referendars, mit dem Range eines geheimen Hofraths. Seit 1791 war er zugleich Assessor des neuerrichteten Revisionscollegiums. Er starb den 15. Aug. 1795, geschätzt als ein trefflicher Geschäftsmann und gründlicher Gelehrter, der außer der Jurisprudenz auch in der Geschichte, Philosophie und anderen wissenschaftlichen Zweigen sehr bewandert war. Zu seinen frühesten Schriften gehört außer einigen lateinischen Abhandlungen<sup>1)</sup> sein unumstößlicher Beweis, daß einer, der nach beschworbenen Klostergeboten sich zur evangelischen Religion bekennt, von einer ihm nachher bei den Katholischen zugesallenen Erbschaft durch das Kloster, dessen Mitglied er ehemals gewesen, nicht ausgeschloffen werden könne. (Frankf. 1754. 4. R. v. Karlsruhe 1771. 4.) Diese Schrift war die Widerlegung eines von dem ingolstädter Professor der Rechte, Benedict Schmidt, herausgegebenen juristischen Gutachtens und Bedenkens über den erwähnten Gegenstand. Die Veranlassung zu diesem Schriftwechsel, bei welchem auch ein ungenannter Benedictinermönch zu Krümling in Baiern in seiner 1758 ohne Angabe des Druckorts erschienenen *Diga Discussionum Ecclesiastico-Publicarum*) gegen Gerstlacher Partei

nahm, gab der Umstand, daß dessen Vermögen, gegen 4500 fl. geschätzt, nach seiner Aelteren Tode dem Kloster Beuerberg gegen Revers anheim gefallen war. Auch noch in späten Schriften kam Gerstlacher auf diesen Gegenstand zurück. Dahin gehört seine rechtliche, mit neuen Beweisen versehene Untersuchung: ob ein katholischer Erbschaftsbesitzer, wenn er mit Verlassung des Ordens zur evangelischen Kirche getreten, wiederum erbschaftsfähig sei? (Karlsruhe 1771. 4.) Von seinem Landesfürsten, dem Markgrafen zu Baden-Durlach kräftig unterstützt, ließ Gerstlacher, da seine Petitionen an die kurfürstlich-bairische Regierung unbeantwortet blieben, 1773 ein in dem Namen des Markgrafen abgefaßtes Schreiben in das Corpus Evangelicorum drucken, und gleichzeitig eine Bekräftigung der rechtlichen Untersuchung: ob ein katholischer Erbschaftsbesitzer, wenn er mit Verlassung des Ordens zur evangelischen Kirche getreten, wiederum erbschaftsfähig sei? (Karlsruhe 1773. 4.) Der Erfolg jenes mehr Jahre dauernden Rechtsstreites, der von katholischer Seite viele Fäden in Bewegung setzte<sup>2)</sup>, ist unbekannt geblieben. In literarischer Hinsicht schätzbar war die von Gerstlacher herausgegebene Juristische Bibliothek, in welcher er von den vorzüglichsten Schriften aus dem Gebiete der Rechtsgelahrtheit nähere Auskunft gab. Dies Werk erschien zu Stuttgart 1756—1762 in zwei Bänden, von dem ersten das erste bis vierte Stück, von dem zweiten jedoch nur das erste und zweite. Einer von ihm herausgegebenen Sammlung aller einzeln erlassenen herzoglich-württembergischen Gesetze und anderer Normen (Stuttgart 1759—1760. 2 Bde. 4.) schloß Gerstlacher eine Einleitung in die alte und neue gesetzliche Verfassung des Herzogthums Württemberg voraus. Eine ähnliche Sammlung veranfaßte er von allen baden-durlachischen Verordnungen. (Karlsruhe und Leipzig 1773—1774. 3 Bde.) Anonym gab er ein *Corpus juris Germanici et privati* heraus, in welchem er den möglichst echten Text wiederherzustellen suchte. (Frankf. 1783—1789. 4 Bde.) Den möglichst vollständigen Text legte Gerstlacher auch zum Grunde bei einem in systematischer Ordnung abgefaßten Handbuche der teutschen Reichsgesetze. Dies

1) *Ja. Nepom. de Geharta*, Diss. sub titulo: *Causa theotico-practica ex Jure Ecclesiastico, Civili et Criminali* (Ingolst. 1773. 4.) *Ja. Geo. Xaver Koeniger*: *Meditationes de desertore catholico ordinis religiosi bona et Jura quaecunque, quibus vivendo renuntiavit, nec vi Pacis Westphalicae, nec alio quocunque titulo aut obtentu recuperant*. (Aug. Vindel. 1773. 4. Nachtrag dazu ebend. 1773. 8.) 3. R. v. Gebardt, Kurzgefaßtes Antwortschreiben auf die Gerstlachersche Befästigung der rechtlichen Untersuchung u. (Regensburg 1774. 4.) *Anonymi* Diss. ex Actis publicis-alternis, et praesentionibus C. F. Gerstlacheri, Consilarii Aulici Badensis, opposita, qua demonstratur, a Religioso professore ad Protestantem transiente Jus hereditarium non recuperari (Ratisbon. 1774.) u. a. m. *Wetzel*, *Wittlich's Biographische Nachrichten von den jetzt lebenden Rechtsgelehrten*. I. Abt. S. 219 ff. Gründlich widerlegt werden dieselben von Karstlens verfaßten Schriften durch den tübinger Rechtsgelehrten Goltz. Dan. Hoffmann in seiner Diss. de hereditate Religioso post mutationem Religionis delata. (Tübing. 1775. 4.) f. *Wetzel* a. a. D. S. 220.

1) *Commentatio de questione per tormenta*. (Francof. et Lipsiae 1753. 4.) *Commentatio de positione ad acta, qua per conculsum iudici Imp. aulici decernitur*. (Ulm. 1754. 4.) 2) Diese Schrift ist in zwei Abtheil. von denen besonders der erste: *Quid iuris recuperari Religiosus ad communionem Protestantium transiens vi Pacis Westphalicae, als eine Widerlegung von Gerstlacher's Ansicht zu betrachten ist*.

Wert erschien zu Frankfurt (Karlsruhe) 1786—1794 in elf Bänden. Mit Anmerkungen über Joseph's II. Wahlcapitulation und Vorschläge zu einer verbesserten künftigen Wahlcapitulation (Stuttgart 1789. 4.) beschloß Gerstner seine schriftstellerische Laufbahn.

In dem größten Hefte von Bod's und Moser's Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer (1794) befindet sich Gerstner's Portrait, gestochen von Wed.<sup>\*)</sup> (Heinrich Döring.)

GERSTNER (Franz Anton von), war 1795 zu Prag geboren. Nach vollendeten philosophischen Studien in dem dortigen polytechnischen Institute, das damals unter der Leitung seines kühnlich bekannten Vaters Franz Joseph von Gerstner blühte, beschäftigte sich Gerstner selbst mit der Technik, besonders mit dem Situations- und Maschinenzeichnen. Im J. 1818 erhielt er eine Anstellung als Professor der praktischen Geometrie an dem polytechnischen Institute zu Wien. Von den Kenntnissen, die ihn zu seinem Lehramte befähigten, gab er einen vollständigen Beweis in seiner zu Wien 1818 herausgegebenen Schrift: *Lehrgegenstände der praktischen Geometrie*. Ein Gegenstand, der ihn lebhaft interessirte, war das Eisenbahnenwesen. Um dasselbe von seiner praktischen Seite genau kennen zu lernen, unternahm Gerstner 1822 eine Reise nach England. Nach der Rückkehr von jener Reise entstand unter seiner Direction die erste österreichische Eisenbahn zwischen Rudweis und Linz. Im J. 1826 besuchte er England zum zweiten, und 1829 zum dritten Male. Zu einem anerkannten classischen Werke erbob Gerstner durch wichtige Zusätze und Verbesserungen das von seinem Vater verfaßte Handbuch der Mechanik. Die von Gerstner besorgte neue Ausgabe dieses Werks erschien zu Prag 1831—1838 in vier Quartbänden.

Um die Ausführung einer Eisenbahn zwischen St. Petersburg und Moskau zu bewirken, reiste Gerstner

1834 nach der erstgenannten Stadt. Während seines Aufenthalts in Petersburg veröffentlichte Gerstner mehrere, zum Theil sehr ausführliche Berichte über den Fortgang und die Vollendung jenes Unternehmens. Im J. 1838 begab sich Gerstner nach Nordamerika. Für die wissenschaftliche Welt, besonders in technischer Hinsicht von hohem Interesse war die Bekanntmachung der Resultate seiner dortigen Beschäftigungen. Im J. 1839 erschienen zu Leipzig seine „*Berichte aus den vereinigten Staaten über Eisenbahnen, Dampfschiffahrt, Bauten und andere öffentliche Unternehmungen*.“ Sein rastloses Streben und Wirken, vorzugsweise auf das Praktische gerichtet, endete zu früh der Tod zu Philadelphia am 12. April 1840. In seinem Nachlasse befand sich handschriftlich der erste vollendete Theil eines umfassenden Werkes über die vereinigten Staaten von Nordamerika. Um das Eisenbahnenwesen hatte sich Gerstner große Verdienste erworben. In seinem Charakter als Mensch empfahl er sich durch hellen Verstand, Gemüthlichkeit und Herzengüte.<sup>\*)</sup> (Heinrich Döring.)

GERSTNER (Franz Joseph von), geb. den 22. Febr. 1756 zu Komnetau in Böhmen, erhielt den ersten Unterricht in dem Jesuitencollegium seiner Vaterstadt. Besonderes Interesse fand er an der Mathematik. Auch auf der Universität zu Prag widmete er sich vorzugsweise der genannten Wissenschaft. Er machte darin so rasche Fortschritte, daß er bereits 1779 als Ingenieur angestellt ward. Zwei Jahre später ging er nach Wien. Den Entschluß, sich der Medicin zu widmen, gab er wieder auf. Eine feinen Reigungen und Kenntnissen entsprechende Anstellung fand er bei der Sternwarte in Wien und später (1784) bei dem dortigen Observatorium. Mehrere astronomische Beobachtungen, die er in den nächsten Jahren drucken ließ<sup>1)</sup>, waren unzweideutige Beweise seiner Thätigkeit. Im J. 1787 ward er als Ingenieur bei der Katastervermessung Böhmens gebraucht, 1788 zum Hülfslehrer der Mathematik an der Universität zu Prag und 1789 zum wirklichen Lehrer ernannt. Im J. 1795 folgte er einem Rufe nach Wien. Er ward dort Beisitzer einer für die Studienvereine niedergelegten Committée. Auf diesem Posten machte er die Regierung auf die Wichtigkeit technischer Studien aufmerksam, die er als einen vorzüglich beachtenswerthen Gegenstand des öffentlichen Unterrichts empfahl. Die polytechnische Anstalt in Paris und mehr im Auslande errichtete Gewerkschulen stellten er als Muster dar. Hauptsächlich auf die Bildung der Vorsteher technischer Gewerbe war die Lehranstalt berechnet, zu deren Gründung in Prag er 1801 beauftragt ward. Dem neuen Institute fanden, in der damals vielfach bewegten Zeit, nur geringe Mittel zu Gebote. Im J. 1802 übernahm

4) Bd. 1. Von den Reichsfürsten, Reichserzherzogen, Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 2. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 3. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 4. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 5. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 6. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 7. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 8. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 9. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 10. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 11. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 12. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 13. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 14. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 15. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 16. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 17. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 18. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 19. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 20. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 21. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 22. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 23. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 24. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 25. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 26. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 27. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 28. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 29. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 30. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 31. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 32. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 33. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 34. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 35. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 36. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 37. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 38. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 39. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 40. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 41. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 42. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 43. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 44. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 45. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 46. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 47. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 48. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 49. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 50. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 51. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 52. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 53. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 54. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 55. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 56. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 57. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 58. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 59. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 60. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 61. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 62. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 63. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 64. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 65. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 66. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 67. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 68. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 69. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 70. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 71. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 72. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 73. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 74. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 75. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 76. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 77. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 78. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 79. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 80. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 81. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 82. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 83. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 84. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 85. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 86. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 87. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 88. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 89. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 90. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 91. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 92. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 93. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 94. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 95. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 96. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 97. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 98. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 99. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w. Bd. 100. Von den Reichsfürstenthümern u. s. w.

\*) Berol. Intell.-Bl. zur Allgem. Literaturzeitung. 1840. Nr. 31. Den neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XVIII. 1. Th. S. 413 fg.

1) Die Bestimmung der geographischen Längen (in den Verhandlungen der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. 1785.). Der Vorübergang des Merkur vor der Sonne, den 4. Mai 1786 beobachtet (ebendas. 1786.) u. a. m.



men die böhmischen Stände die Errichtung jener technischen Anstalt, die jedoch erst 1806 ins Leben trat. Gerstner erhielt die Direction des Instituts und ward am denselben als Lehrer der Mathematik und Mechanik angestellt. Im J. 1807 ward ihm die Leitung der Arbeiten einer hydrotechnischen Privatgesellschaft übertragen. Veranlaßt fand er sich dadurch zu vorbereitenden Untersuchungen, in wieweit eine schon im 14. Jahrh. projectirte Idee, die Donau und Moldau durch einen Schiffsfahrtskanal zu verbinden, bewerkstelligt werden konnte. Die Ausführung dieses Plans unterlag jedoch so vielen Schwierigkeiten, daß Gerstner in seinem Berichte rief, jene Verbindung auf wohlfeilere Weise durch eine Eisenbahn zu bewerkst. Ausführlich erklärte er sich hierüber in einer später herausgegebenen Schrift<sup>1)</sup>. Mit Beibehalt seiner bisherigen Functionen erhielt Gerstner 1811 den Auftrag, eine eigene Wasserbaudirection für Böhmen einzurichten. Das früher erwähnte polytechnische Institut ward nach seinem Antrage, den er 1819 in einer eigenen Schrift<sup>2)</sup> näher entwickelt hatte, 1827 wesentlich erweitert. Bei herannahendem Alter war Gerstner genöthigt gewesen, seit 1822 einige bisher besetzte Stellen, unter andern das Lehramt der Mathematik und die Wasserbaudirection niederzulegen. Im J. 1831 gab er auch das Lehramt der Mechanik ab. Doch behielt er die Oberleitung der technischen Anstalt, die seiner Sorgfalt ihr Gedeihen verdankt. Er starb den 25. Juni 1832. Organische der Hydrodynamik bildeten meist den Stoff seiner Schriften. Er verband damit besonders den Zweck, Vorleser landwirthschaftlicher und bürgerlicher Gewerbe auf die Vortheile mathematischer Studien aufmerksam zu machen. Seine Schriften wurden aber auch die Veranlassung, daß er oft bei der Einrichtung von Industrieanstalten, bei Verbesserungen der böhmischen Eisenwerke und bei anderen Gelegenheiten um Rath gefragt ward, und daß in dem Raume von 50 Jahren kaum irgend ein bedeutendes Unternehmen ohne seine mittelbare oder unmittelbare Theilnahme zu Stande gekommen. Seine vielfachen Verdienste fanden gerechte Anerkennung. Im J. 1809 hatte er das Ritterkreuz des Leopoldordens erhalten. Späterhin war er in den Adelstand erhoben worden. Seine literarische Laufbahn eröffnete er mit einer Einleitung in die statische Baukunst. (Prag 1789.) Seitdem verging eine Reihe von Jahren, ehe er, außer mehreren Abhandlungen in Zeitschriften, wieder mit einem selbstständigen Werke hervortrat. Im J. 1804 erschien zu Prag seine Theorie der Wellen, und 1809 ebenfalls eine Abhandlung über die oberflächigen Wasserräder, besonders abgedruckt aus den Abhandlungen der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. In zwei Abhandlungen „über die Frachtwagen und Straßen“ (Prag 1813.) untersuchte Gerstner besonders die Frage über die Ausführung des früher erwähnten Projectes einer Verbindung

der Moldau und Donau durch einen Kanal. Sein Hauptwerk war ein nach seinem Tode von seinem Sohne Anton von Gerstner mit Zusätzen herausgegebenes Handbuch der Mechanik. (Prag 1831—1834. 3 Bde. gr. 4. Mit 110 Kupfertafeln.) Der erste Band enthält die Mechanik fester, der zweite die Mechanik flüssiger Körper, der dritte eine Beschreibung größerer Maschinen, vorzüglich solcher, die beim Bau- und Hüttenwesen vorkommen. Außer seinen größeren Werken lieferte er mehr Aufsätze in Zeitschriften: Untersuchungen der geographischen Länge von Prag. Beobachtungen der Sonnenfinsterniß vom 4. Juni 1788. (In Bode's astronomischem Jahrbuche f. 1791. S. 184 fg.) Leicht und genaue Methode für die Berechnung der geographischen Länge aus Sonnenfinsternissen. (Ebendaf. S. 243 fg.) Beweise zu den Formeln, welche in dem astronomischen Jahrbuche für 1791. S. 243 fg. zur Berechnung der geographischen Länge aus Sonnenfinsternissen gebraucht werden, mit einigen Zusätzen. (Ebendaf. für das Jahr 1792. S. 193 fg.) Ueber die, der wechselseitigen Anziehung des Jupiter und Saturn wegen, erforderlichen Verbesserungen der Beobachtungen des Uranus, zur richtigen Auffindung der Elemente seiner wahren elliptischen Bahn. (Ebendaf. S. 214 fg.) Werth vor der Sonne, den 5. Nov. 1789 zu Prag beobachtet. (Ebendaf. für das Jahr 1793. S. 110 fg.) Beobachtungen über den Gebrauch des Barometers bei Höhenmessungen. (In den Beobachtungen auf Reisen nach dem böhmischen Riesengebirge [Dresden 1791.] S. 271 fg.) Ueber den Gebrauch einer Luftpumpe bei Höhenmessungen. (In Gren's Journal der Physik. 1791. 4. Bd. 2. Heft S. 172 fg.) Theorie des Wasserstoffs in Schußgeräthen, mit Rücksicht auf Erfahrung und Anwendung (in den neuen Abhandlungen der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. 1795. 2. Bd.) u. a. m.

Gerstner's Bildniß befindet sich vor dem dritten Bande seines Handbuches der Mechanik<sup>3)</sup>.

(Heinrich Döring.)

GERSTNER (Karl Friedrich), geb. den 15. Dec. 1764 zu Stuttgart, gestorben als Doctor der Philosophie und Prorector zu Alpirsbach im Bärtenbergischen den 20. Aug. 1799<sup>4)</sup>, machte sich als Ingenieursteller rühmlich bekannt, besonders durch seine zweckmäßig geordneten Elementarbücher. Außer einem anonym herausgegebenen Liederbuche für Bürger und Landleute (Stuttgart 1792.) schrieb er eine lateinische Grammatik in logisch-praktischen Regeln und Beispielen (ebendaf. 1793.) und Elemente für die ersten Anfänger der lateinischen Sprache. (Ebendaf. 1794.) Ein zweiter Theil dieses Werkes erschien 1797 unter dem Titel: Lehrbuch der lateinischen Sprache oder Anleitung zum Latein-Lernen. Der erste Theil erlebte 1800 eine verbesserte und umgearbeitete Auflage. Kurz vor seinem Tode (1799) erschien von ihm noch zu Frankfurt ein Lehrbuch der fran-

2) Ueber die Vortheile der Anlegung einer Eisenbahn zwischen der Moldau und Donau. (Wien 1813.) 3) Lehrgegenstände der praktischen Geometrie am k. k. polytechnischen Institute. (Wien 1819.)

4) Quers. 1. u. 2. 8. 4. 8. 11. LXII.

4) Bergl. Meusel's Mel. Deutschland. 2. Bd. S. 551 fg. 13. Bd. S. 463. 17. Bd. S. 708. 72. Bd. Liefer. 2. S. 348. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. X. 2. Th. S. 501 fg.

1) Nach einer minder verbürgten Angabe 1801.

jössischen Sprache. Die aus seinem Nachlasse gedruckten Grobreden (Stuttgart 1800. 2 Bde. N. u. Ebenda. 1813.) begleitete J. F. v. Süsskind mit einer Vorrede. Das ebengenannte Werk empfiehlt sich durch lebhafteste Darstellung, reine Schreibart, Gedankenfülle, Popularität und besonders durch die praktische Tendenz).

(Heinrich Döring.)

**GERSTUNGEN.** Ein Marktflecken im Großherzogthum Sachsen-Weimar, Provinz Eisenach, ist der Sitz eines Justiz- und Rentamtes, eines Pöblistat und einer Apotheke, einer Ephorie, Kirche, Pfarrei und Schule mit 1470 Einwohnern und 250 Häusern. Der Amtsbezirk, womit seit 1713 das Gericht Hausbreitenbach unter dem Namen Gerstungen und Breitenbach verbunden (nachdem der gemeinschaftliche Besitz zwischen Hessen und Sachsen, durch Abtretung der v. Boineburg'schen Gerichtsorte Dippach, Kleinleins, Bessersdorf, Rasdorf, Süß und Gesperde in Hessen aufgehört hatte), umfaßt 2 Marktflecken, 11 Dörfer, 6 Höfe, 2 Domainen, 6 Rittergüter und 22 Mühlen mit 7550 Einwohnern und 1350 Häusern. — Gerstungen selbst liegt am Ende eines großen fruchtbaren Thales, am linken Ufer der Werra, die von hier zwischen hohen waldigen Bergen (rechts vom Pöller, links vom Ringelberge), mit den malerischen Ruinen der ehemaligen Schloßer Brandenburg und Brandenstein gesäumt, ihren Lauf nach Kreuzburg fortsetzt. Es ist hier der Vereinigungspunkt zwischen der thüringischen und Friedrich-Wilhelm's-Nordbahn, und wird wahrscheinlich noch der Anknüpfungspunkt künftigen Eisenbahn werden, welche auf der kürzesten Linie den Norden mit dem Süden bis nach Lichtenfels verbindet, eine Strecke von 13 Meilen, die schon vor 1848 abgekehrt und nivellirt wurde. Wie Gerstungen, die ehemalige königliche Pfalz durch seinen im Mittelalter hier gehaltenen Reichstag und Schlachten geschichtlich, bald durch einen Hauptknoten von zwei sich durchkreuzenden Eisenbahnen von Neuem bekannt und merkantilisch gehoben werden wird, so steht auch in Aussicht, daß durch die Schiffarmachung der Werra von Wanfried bis hieher Gerstungen bedeutender Depot von Colonialwaaren aus Bremen werde. Im Jahre 1602 wurden von L. Moritz von Hessen und 1658 vom Herzog Ernst von Sachsen-Weimar Verträge gemacht, von Wanfried die Werra mit beladenen Schiffen, sogar bis nach Meiningen gemacht, welche ein glückliches Resultat versprachen. Durch die bald darauf erfolgte Theilung der sächsischen Lande durch die Söhne des Herzogs Ernst gerieth die fernere Schiffarmachung ins Stocken 1690. Hundert Jahre nachher, 1761, im siebenjährigen Kriege besaß der Herzog von Kurland, Dörborschkehaber der in der Nähe stehenden französischen Armee, die Werra

von Bernshausen aus, einem Dorfe zwischen Gerstungen und Meiningen, dieses auszufahren. Nur vier Schleusen fand man für notwendig unter Anleitung eines hessischen Wasserbauamtes anzulegen, und nach Gutachten französischer Schiffbauleute erhielten für das Erste der Bau von fünf Schiffen zu 60 Fuß Länge hinreichend. Die Eisenerthe, fürte auch dieses Mal die von französischer Seite so rasch betriebene Unternehmung, unter dem Vorgeben, daß der Kostenbetrag von 4000 Thiren zu ihrem Theil zu groß sei. Die schon angekommenen Schiffbauleute mußten deshalb wieder zurückgeführt. Aus diesem älteren Versuche ergab sich wenigstens so viel, was sich durch die im J. 1845 neuerdings gemachten Versuche bestätigte, daß nicht der Fluß (Mangel an Tiefe des Fahrwassers), sondern der Eigenthum der Werra-Mühlen, die Unvollkommenheit der Schiffe, die Unerschöpflichkeit der Schiffer und die politischen Verhältnisse, herbeigeführt durch die verschiedenen Staatsregierungen, die größte Schuld daran trugen, daß die Sache scheiterte. Die jetzige Zeit möchte jene Hindernisse aus dem Wege zu räumen eher im Stande sein. Man las in den öffentlichen Blättern, daß von Seiten der großherzoglich sächsischen Stände, während des Landtags 1844 bei der Regierung der Antrag gestellt war, um wegen der Schiffarmachung der Werra mit Kurpfaffen in Unterhandlung zu treten, wozu sich auch diese bereit erklärte; auch daß in Hanoversch-Bründen ein kleines Dampfschiff von 90 Fuß Länge erbaut, um für das Erste bis nach Wanfried zu fahren; aber auch bald darauf, daß die kurbesische Staatsregierung die Erlaubniß, sowohl auf der Werra, als auch auf der Fulda, mit Dampfschiffen zu fahren verweigert habe (1846). Die älteren Geschichte Gerstungen's geht bis in die dunkle Zeit der Sage hinauf. Die Umgebung unseres Ortes bildet ein großes Thalbecken, an beiden Seiten der Werra, anfangend von Salzmanshausen bis nach Gerstungen sich erstreckend, in deren Mitte sich ein See befand (der Säulingsee), und soll dichter Eichenwald ein der Gertha gebräutiger Hain gewesen sein. Daß ein solcher Urwald in dieser Niederung sich ausgebreitet, bezeugen nicht allein der Name „Gerth“, den jener fast unabherrschbare Wiesengrund führt, sondern auch die einzelnen fast zu Stein verknorpelten uralten Eichen, und viele bei Verarbeitung des Holzes zu Lager geförderten Stämme derselben Baumgattung. Der heilige See (Säulingsee), an dessen beiden Enden die Dörfer Großen- und Kleinen-See liegen, ist erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Kanäle trocken gelegt worden, so daß die Mitte desselben grünländ wasserlos geblieben ist. Selbst bei dem Dorfe Herda, dessen Namen man von Gertha ableitet, am rechten Ufer der Werra, Gerstungen gegenüber, mit zwei Rittergütern, derer von Herda und Weineburg, zeigt man noch einen großen öden Platz, den heiligen Aesen genannt, aus welchem das Bildniß der Gertha vererbt worden sein soll.

Geschichtlich kommt Gerstungen im 11. Jahrh. als eine königliche Pfalz oder Pfalz vor, erbaut auf einem

2) Vergl. Stadmann's Geol. Schwaben S. 171 und 844. Meusel's Geol. Deutschland 2. Bd. S. 553. 9. Bd. S. 421. 11. Bd. S. 269. 17. Bd. S. 707. Meusel's Verh. der vom J. 1750—1800 verstor. deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 140. Meusel's Verh. biogr.-histor.-literarisch. Handwörterb. 6. Bd. S. 496 ff.

Reisen, dicht an der Bertra, woran der Markt sich anschließt. Von der ehemaligen Pfalz scheint der hohe und große vieredrige Thurm herzuweisen, der sich in der Mitte des später erbauten Schlosses, welches jetzt zur Wohnung der Beamten dient, erhebt. Im J. 1074 hielt Kaiser Heinrich IV. einen Reichstag darin, um die oberländischen Fürsten zu einem Zuge gegen die sächsischen Fürsten und Grafen, mit denen er, wie bekannt, in ständigem Unfrieden und Geben und nehmen, zu bewegen. Die Fürsten hatten aber seine Lust, gegen die Sachsen und Thüringer zu streiten; und erst in Dornheim, als sich der Knecht Heinrich diesen versammelten Fürsten zu Füßen warf, erhielt er das Versprechen, ihm gegen die Sachsen beizustehen. Zwischen Gerstungen und Eppa, wo sich das sächsische Heer unter Anführung des tapfern Grafen Otto von Nordheim, aus dem Weineburg'schen Geschlechte, aufgestellt hatte, überwand Heinrich mit Hilfe der Schwaben und Franken die Sachsen (1076). Das Volk streckte die Waffen, die Fürsten ergaben sich und wurden ins Gefängnis gesetzt — nur Otto von Nordheim, der übermüdete Feldherr, wurde begnadigt, und bekam vom Kaiser sogar die Verwaltung von Sachsen übertragen. Zum dritten Male wird Gerstungen während Heinrich's IV. Regierung genannt, als dieser 1085 aus Italien zurückkehrend eine Versammlung der Fürsten daselbst hielt, um sich mit ihm gegen ihn aus Reue feindseligen sächsischen Fürsten, im Bündnisse mit dem Grafen von Luxemburg, der als Gegenkönig aufgetreten war, zu versöhnen. Die Verhandlungen blieben fruchtlos, nur mit Hilfe des Schwertes wurde Hermann und seine verbündeten Sachsen besiegt. In dem thüringischen Kriege zwischen Landgraf Albrecht von Thüringen mit seinen Söhnen erhielt der Abt Heinrich von Fulda, der als Anverwandter des römischen Königs Wolf von Nassau auf dessen Seite saß, die eroberten Schlösser und Aemter, Gerstungen, Wildes, Salungen nebst Frankenstein (1290). Ein anderer Abt, Heinrich von Fulda, verpfändete Schloß und Amt Gerstungen an Albrecht von Buchenau und dessen Schwester Adelheid, Witwe des Ritters Wenzel von Stein zu Liebenstein, um 2000 gute Zehnrosen (1371). Diese Pfandsumme wurde bis zu 4700 Gulden erhöht, als der Abt an die Pfandbesitzer alle übrigen sich noch vorbehaltene Rechte, als geistliche und weltliche Lehen, Rechte, Landsteuer, Folge und Herberge, den See und die Fischerei in der Bertra mit übergab. Nach Albrecht Albrecht's von Weineburg fiel die Pfandschaft an dessen Sohn und Löhtermänner, Hans von Goltmisch, Heimbrot von Weineburg und Hans von Herba. Ihre Nachkommen waren 1402 noch in dem Besitze, wie Abt Johann von Fulda dem Landgrafen Walther von Thüringen das Recht der Ablösung gegen ein Aufgeld von 1500 Pf. übertrug. Als dieses geschehen, übergab der Landgraf Schloß und Amt von Neuem an Heimbrot's Sohn: Heinrich von Weineburg, Ritter, der sich Erbsamtmann zu Gerstungen nannte.

Fulda wollte 1483 das Amt von Sachsen einlösen, borgte sogar von mehreren Adelligen Geld dazu, aber da

Sachsen milder sprach, so ist die Ablösung nicht erfolgt, und seit dieser Zeit bei Sachsen geblieben.

Es gab ein adeliges Geschlecht, welches den Namen Gerstungen führte. Rudolf von Gerstungen kommt schon 1187 urkundlich vor und seine Nachkommen erscheinen bis 1358. Rudolf IV. von Gerstungen und seiner Gattin Sophie von Eppenrode Tochter Ciza (Abtissin zum Kloster See) war die letzte dieses Namens (1370). Wahrscheinlich war diesem Geschlechte die Burgab übertragen, denn nach dem Tode Rudolf's werden 1360 Volkwin von Hornberg, Friedrich von Goltmisch, Hermann Bügel, Heinrich von Herba als Besitzer der Burggüter und Burgmannen zu Gerstungen genannt. Diese Burggüter kamen 100 Jahre später käuflich als ein sächsisches Lehen in die Hände des oben erwähnten Heinrich's von Weineburg, was nicht schon vorher von seinen Vorfahren gerbt war. Diese Linie Weineburg, die früher 1344 das Schloß Wildes ebenfalls als eine sächsische Pfandschaft besaß und den Weinenamen davon führte, nennt sich schon urkundlich, seit 1376, zu Gerstungen, und erlosch mit Christoph Friedrich von Weineburg zu Gerstungen, sächs.-eismach. Landoberster (1736). Die Lehnserben Weineburg zu Lengsfeld veräußerten bald darauf alle diese im Amte Gerstungen liegenden Güter an das sachsen-weimarische Haus, woraus die jetzige große Domäne entstanden ist.

(Albert Freich von Weineburg-Lengsfeld.)

**GERSEWEILER**, Dorf im Kreise Saarbrück des königlich preussischen Regierungsbezirks Trier mit 750 Einwohnern, Steinkohlengruben und einer Glashütte.

(H. K. Haeuser.)

**GERTE** (die), virga, französisch verge, wurde im Mittelalter frühzeitig der Bezeichnung der englischen Baronien gebraucht und deutete die geleistete Huldigung (homagium) an, während man sich bei Uebertragung der Grafschaften des Schwertes daselbst bediente. Bei den Dienstmannen (servientes, ministeriales, sergeants) galt die Gerte, sei es eine goldene oder silberne, als Entgelt für das Lehen der mit ihrem Dienste verbundenen Amtsgewalt. In England trugen sie dieselbe sogar vor den Justiziatoren her, wie die Riktoren in demselben Sinne die fasces (zuweilen auch virgae Serrenbündel genannt) vor den Senatoren zu Rom. Am byzantinischen Hofe war die goldene Gerte ebenfalls das Zeichen der Amtsgewalt, so bei den obersten Palastbeamten.

Die Gerte war im Mittelalter auch das Zeichen der königlichen Gewalt und Oberherrschaft, und es kam daher nicht selten vor, daß Scepter und Gerte mit einander verwechselt wurden, folglich auch für gleichbedeutend gehalten werden mußten. So kommt z. B. diese Verwechselung in den alten handschriftlichen Krönungsritualen Frankreichs und Englands vor. So man ging noch weiter und sog in diese Verwechselung auch den Stab (baculus) als signum regiae potentatis, worüber unter den Gelehrten viel gestritten worden ist; doch wurden diese drei Wörter mitunter in ihrer Bedeutung frühzeitig wieder unterschieden, da der Stab (baculus) in der Regel die Länge von des Fürsten Statur hatte,

und die Gerte bloß eine Eile oder etwas darüber maß. Der Art Suger unterscheidet in der vita Ludovici VI. cap. 13 das Scepter von der Gerte, während der alte Ordo ad coronandum regem Stab und Scepter unterscheidet, gleichwol aber Scepter und Gerte für gleichbedeutend hält. Ebenso drückt sich der codex Senonensis hierüber aus<sup>1)</sup>. Bei Krönung der französischen Könige und Königinnen im 14. Jahrh. waren schon Scepter und Gerte in der Bedeutung und Form verschieden. Letztere lief nach Oben in eine eisenerne Hand aus und wurde dem Gekrönten in die linke, das Scepter in die rechte Hand gegeben. Hier ist Scepter Symbol der königlichen Gewalt und Gerte das der gerechten Regierung. Auch am römischen Hofe wurde bei Beileidung italienischer Fürsten Scepter und Gerte verwandt, so von Papst Paul II., welcher die Gerte bei diesen Gelegenheiten die *virga directionis et iustitiae* nannte.

Die englischen Thronerben wurden mit dem goldenen Ringe und abwechselnd mit der silbernen oder mit der goldenen Gerte ins Fürstenthum Wales eingeweiht, d. h. durch jene Symbole mit diesem Lande betheilt. Eduard III. bediente sich dabei der silbernen, aber Heinrich VI., Eduard IV. und Heinrich VII. der goldenen Gerte. Sie hatte aber damals Kannelirungen. Bei ausschließlicher Beileidung mit der Grafschaft Chester wurde gleichmäßig verfahren. Bei Beileidung des Herzogthums Cornwall unter Eduard III. fiel dieses Ritual weg, insofern bei den übrigen englischen Fürstenthümern, bis in spätere, so noch zu des gelehrten Erden Zeiten, auch bei diesen Beileidungen, oder bei Erhebung in die herzogliche Würde der Gebrauch der goldenen Gerte wieder zum Vorschein kam. In Teutland wurde die Gerte, offenbar in diesen Fällen mit dem Stabe (*baculus*) verwechselt, jedoch auch bei der Investitur der Bischöfe gebraucht. So bediente sich Herzog Heinrich der Löwe von Sachsen 1149 bei der Investitur Bismarck's in das wägrische Bisthum Oldenburg der Gerte (*virga*)<sup>2)</sup>.

Im Uebrigen wurde Gerte (*virga*) wie das französische verge auch für ein Ademaas, Ruthe (*pertica*), gebraucht, so schon im sächsischen Landrechte und für den gewöhnlichen Gebrauch noch im 16. Jahrh., während die weiße Gerte (*virga alba*) das Symbol des Friedens war. (B. Rose.)

GERTMAN (Matthias), aus Turnhout gebürtig, Doctor und erster Professor der Theologie zu Douay, wo er diese Wissenschaften auch studirt und in derselben sich 1640 die Doctorwürde erworben hatte. Neben seinem akademischen Lehramte, das er mit großem Beifalle

und unter großem Zulaufe verwaltete, verfas er noch den Pfarrdienst an der St. Peterskirche daselbst, bei welcher er Esherrn und später Propp war. Im J. 1643 Director des königlichen Seminars daselbst geworden, erhielt er später auch noch das Rectorat der Universität. In Abticht auf Zuchtigkeit, Gelehrsamkeit, unermüdete Thätigkeit, Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit in seinem Verhalte soll er, gleichwie in Hinsicht seines unerschrockenen Wandels seinen Zeitgenossen als Muster vorangeleuchtet haben. Die ihm angetragene bischöfliche Würde zu S. Emers schlug er beschönigend aus und blieb seinem akademischen, wie geistlichen Lehrberufe in Douay getreu. Der Universität erwies er viel Gutes, unterstützte auch seine Pönbkulte aus Turnhout, die in Douay studirten, und andere Unbemittelte, setzte deren mehr zu seinen Erben ein und vermachte dem königlichen Seminare seine ansehnliche Bibliothek. Er starb am 29. Nov. 1683 in einem ungelanten Alter, da das Jahr seiner Geburt verschwigen geblieben ist, und wurde in der St. Petruskirche S. Amas, an welcher er zuletzt in ähnlicher Weise, wie zu S. Peter, geweiht hatte, unter einem Denkmalde begraben.

Da Gertman mehr als Lehrer und Prediger thätig gewesen war, denn als Schriftsteller, so ist von ihm bloß die gegen die Jansenisten gerichtete Streitschrift über die Vererbung der Mutter Gottes: *Jesu Christi monita maxime salutaria de cultu dilectissimae matris Mariae exhibendo* (Douay 1674.), bekannt geworden. Ueberdies soll er noch mehrere theologische Schriften in Handschrift, die vielleicht noch zu Douay verwahrt werden, hinterlassen haben<sup>3)</sup>. (B. Rose.)

GERTRUD, GERDRUD, später auch wol Gertraut. ist ein alter Frauennamen von echt teutschem Grot und Korn, und gehört somit von Seiten seines ersten als zweiten Compositionsgliedes zu einer zahlreichen Namensfamilie (Graff, Sprachsch. IV. 225. V. 473. Förstemann, Namenb. I. 478). Es ist nicht zu verwundern, wenn kriegerische Völker ihren Personennamen gegen eine Fassung geben, welche an kriegerische Thatkraft und Waffentruhm erinnert. J. B. *Αἰγυλάκης*, *Κλειζύγιος* (*Agvalos* (durch den Speer Ruhm gewinnend, ungefahr = Kämpfer, Kämpfer), *Agvalos* statt *Agvalos*, Speerschwinger. *Κυζυλαγός* (mit Speien wühend, vergl. *Agvalos*, *Agvalos*) ist Name einer Amazonen. *Μιχαήλος*, den Speer erweckend, d. h. dem Kampfe nicht ausweichend. So kommt nun auch *abg. ger, asg. ger, nord. geir, speer, spieß*, in vielen germanischen Namen von Männern und Frauen vor, wie *Germa* (speerbühmt), *Gerbert* (durch den Speer glänzend), *Gerhart* (mit dem Speere stark), *Wolfsger* (mit der Ger drein fahrend, wie der Wolf, etwa wenn er in die Herde fällt u. s. w. Von Frauen: *Gerhilt* (*Agvalos*), *Gerlind* (mit der Ger suchbar, wie die Lindwurm?), *Gerberga* (mit der Ger bergend, d. i. schügend und heßend) und vor allen Gertrud. Abt. trät (traut,

1) Wenn Gerte, wie im franz. verge, auch einen Ring bedeutet, so hat das Wort in Beileidungsfällen diese Bedeutung im Mittelalter nicht gehabt.

2) Vergl. Helmold's Chronicon Slavorum. edit. Hergert, p. 163. Außerdem werden noch mehr J. B. Erden's Titel honorum. nach J. B. Knecht's Ausgabe. (Frankf. 1696. 4. 2 Bde.) Für das Mittelalter findet man zur Beileidung über diese Geschichte gute Bemerkungen noch in Borcholt's Rituale, und für das 16. Jahrh. in Throd. Gede-fro's Ceremonial de France. (Paris 1619.)

3) Vergl. Joh. Fr. Foppens, Bibliotheca belgica II, 572.

lieb) und als Subst. Trauter (Geliebter, Freund) bildet im letzten den zweiten Bestandtheil. Ueber die wahre Auslegung des Namens, als Ganzes betrachtet, kann man jedoch zweifeln. Schwerlich ist die Meinung, darin, wie im griechischen Adj. *δοξαστος*, ein Bündniß zu Schutz und Trut zu andeuten zu wollen. Eine Person, welche dem Euer zu ihrem Geliebten erkor, selbst gleichsam dessen Traute, und wenn auch nicht dessen Ange- traute, doch mit ihm wohlvertraut (vergl. *δοξαστορος*) ist, wäre keine dem allgemeinsten Sinne ungemessene und fremde Benennung. Vergl. als nächstes Analogon *Gerwinus*, d. i. Speerfreund. Indessen Abel, Personenn. S. 18 entwickelt noch eine etwas abweichende Ansicht. „Schon den Römern,“ sagt er, „ist es nicht entgangen, daß das Weib bei den Germanen eine Art von göttlicher Verehrung genoß. Als Weissagerin und Zauberin stand das Weib in einer näheren Beziehung zu der Gottheit.“ Höchst bezeichnend ist es in dieser Hinsicht, wie sich die Begriffe weiblicher Benennungen entwickelten und verdrängten. Das althoch. *Ides* (sächs. *Ides*, altnord. *Dis*) heißt ursprünglich nichts Anderes als Weib; aber schon in früherer Zeit erhielt es die Bedeutung übermenschlicher weiblicher Wesen. Unser Name *Ida* ist ohne Zweifel davon hergeleitet, ferner *Idisburg*, *Alfdis*, *Widis*, *Waldis*. Ebenso heißt *Drud* (Thrud nord.), womit das Wort trut, traut, liebt, gewiß verwandt ist, ursprünglich einfach (?! Jungfrau; aber auch hier trat bald der Begriff des Göttlichen hinzu und verdrängte den alten, Thrud wurde eine Walfrau (Edsa S. 340 von *Sinrod*), daher dann weiter die zahlreichen Weibernamen Gertrud, Himildrud, Pletrud, Rotrud, Regindrut, Armindrut, Adaldrut und viele andere. Auch einige Mannsnamen gehören hierher, wie Trutwin, Frauenlieb (? Eher: geliebter, trauter Freund), Trutpert etwa „durch seine Freunde, oder in deren Kreise, glänzend, hervorleuchtend,“ nach ungefährem Uebereinkommen mit *Philogünz*, *Erzogünz*, *Erzogün* u. s. w. Und weiter Abel S. 25: „Von den weiblichen Namen mit *ger* hat sich unter dem Schutze der Heiligen fast allein Gertrud im Brauche erhalten. Er verdient übrigens noch besondere Beachtung; uralte mythologische Zuge haften daran. Bei den heidnischen Opfermahlen wurde aus den Getreren Speise und Trank vorgelegt und ihre Minne, d. h. ihnen zur Ehre und zum Gedächtniß getrunken (denn aus Minna, Andersen, hat sich erst allmählig Andersen des Geliebten und endlich Liebe selber entwickelt); demgemäß blieb das ganze Mittelalter hindurch die Gütte, Anwesenden oder Abschiedenden zu Ehren St. Gertrud's und Johannes' (Evang.) Segen zu trinken; der Letztere ist da an die Stelle des Gottes Fro (nord. Freyr), jene an die der Frauwa oder Freya getreten; sie ist daher auch Schutzpatronin der Reisenden. Noch merkwürdiger ist ein anderer Glaube, daß nämlich die Seele, wenn sie vom Leibe scheide, die erste Nacht bei St. Gertrud, die zweite bei St. Michael zubringe und in der dritten erst an den ihr bestimmten Ort gelange, was ganz deutlich an die Theilung der Seelen zwischen Freya und Odin erinnert.“ (Pott.)

GERTRUD. Unter den Frauen dieses Namens treten besonders folgende in der Geschichte hervor:

1) Gertrud, Tochter des Markgrafen Leopold IV. von Oesterreich und Halbschwester Kaiser Konrad's III. (geb. 1119), ward 1140 an den neuverählten Herzog Wladislaw II. von Böhmen verheirathet. Diese Heirath hatte die unmittelbare Folge für das Land Böhmen, daß in den Grenzstreitigkeiten zwischen Wladislaw und Sebestian die Ueberrmacht sich entschied auf des Erstern Seite neigte, indem Kaiser Konrad zu seinen Gunsten seinen Einfluß in den böhmischen Angelegenheiten geltend machte. Da aber der Herzog einen selbständigen und festen Charakter zeigte, als die Männer erwarteten, welche ihn auf den Thron erhoben hatten, so wandten sich bald die meisten und mächtigsten Großen des Landes von ihm ab, und schlossen gegen ihn mit den inährischen Fürsten ein Bündniß. In dem daraus sich entwickelnden Kriege (vergl. Palacky, Gesch. von Böhmen. I. Bd. S. 418 fg.) mißte sich auf Seiten Wladislaw's Kaiser Konrad ein, indem er schnell ein Heer sammelte und zum Entsatz des belagerten Prag eilte. Seine Annäherung hatte dem Erfolg, daß die Belagerer, ohne eine Schlacht zu versuchen, nach Mähren abzogen. Die aufrührerischen Großen wurden hart bestraft. Wie es auf diese Weise dem Herzoge gelang, das fürstliche Ansehen über die widerspenstigen Vasallen fester zu begründen, so trugen Gertrud und ihre mächtigen Verwandten auch wesentlich dazu bei, wichtige Reformen im Lande durchzuführen, z. B. die strenge Durchführung des Götzbaß der Geistlichen. In einer päpstlichen Bulle wird das Verdienst der Herzogin um die katholische Kirche in Böhmen ausdrücklich anerkannt. Gertrud bekam drei Söhne: Friedrich, Swatopluk und Adalbert, und eine Tochter Agnes. Sie starb am 4. Aug. 1151.

2) Gertrud, Tochter des Herzogs Leopold VII. von Oesterreich, ward nach 1231 die zweite Gemahlin des Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen. Wenn die Angabe von Wegele (auf der Geschlechtsstafel des landgräflichen Hauses älterer und jüngerer Wettinischer Linie in den von ihm herausgegebenen Thüringischen Geschichtsquellen, I. Bd. S. 311–314) richtig ist, daß sie im J. 1244 gestorben sei, so muß sie mehrere Jahre früher von ihrem Gemahle geschieden worden sein, da es unrichtig fest steht, daß dieser im Mai 1241 Beatrix von Prabant geheirathet hat.

3) Gertrud, Tochter des Herzogs Heinrich des Graufamen von Wöbling, welcher 1228 starb. Die Frau des nachherigen Kaisers Friedrich II. schlug sie aus, heirathete dagegen Wladislaw von Mähren, den Sohn des Königs Wenceslaw III. von Böhmen. Nachdem sie diesen Gemahl im J. 1247 durch den Tod verloren hatte, heirathete sie den Markgrafen Hermann V. von Baden. Sie brachte ihm, da 1246 das badenberger Haus in Oesterreich in männlicher Linie mit Friedrich dem Streibaren erlosch, Erbansprüche auf das Herzogthum Oesterreich zu. Hermann ließ sich 1248 von den Ständen von Oesterreich und Steiermark hulbigen und ward vom Papste als Herzog anerkannt. Aber

nicht alle Stände beider Lande unterworfen sich ihm, und mächtige Mitbewerber um diese Gebiete, vor Allem Kaiser Friedrich II. und Ottokar von Böhmen, traten gegen ihn auf. Nur mit Mühe behauptete er sich. Von ihm ward Gertrud die Mutter desjenigen Friedrich von Baden, den Ottokar von Böhmen vertrieb, und welcher 1268 mit Konradin in Neapel hingerichtet wurde. Schon 1260 starb Hermann, und sie war nun nicht im Stande, ihrem unmündigen Sohne die ererbten Lande im Kampfe gegen die mächtigen Gegner zu erhalten. Sie floh mit demselben nach Meissen und heirathete später zum dritten Male nach Kusland. Von da zurückgekehrt, zog sie sich in das Kloster zu Seufels zurück, wo sie 1288 starb.

4) Gertrud, Tochter des Herzogs Berthold IV. von Merane, von ehrgeiziger und ränkefüchtiger Charakter, heirathete Andreas II., den zweiten Sohn des Königs Bela III. von Ungarn. Dem Einflusse, welchen sie über ihren Gemahl gewann, wird es zugeschrieben, daß dieser wiederholte Versuche machte, sich des ungarischen Thrones widerrechtlich zu bemächtigen. Nur mit Mühe wurde er von seinem ältern Bruder Emerich abgewendet, der dann die ihm feindselige Gertrud aus dem Lande entfernte und ihrem Vater zurückgab. Als aber Emerich am 30. Nov. 1204 starb und seine Witwe mit einem noch unmündigen Sohne zurückließ, benutzte Andreas seine Stellung als Vormund und des jungen Königs, um seine Gemahlin wieder zu sich zu berufen; ihrem Einflusse und Antriebe wird es zugeschrieben, daß sich Andreas kurz darauf, trotz der ernsten Ermahnungen der hohen Geistlichkeit des Landes, zu des Papstes selbst, des Thrones bemächtigte. Konstanja, die Witwe des verstorbenen Königs, floh mit dem jungen Könige nach Oesterreich, wo sie bei dem Herzoge Leopold dem Oesterreichen nicht nur freundliche Aufnahme, sondern auch thätige Unterstützung fand. Der Krieg zwischen Leopold und Andreas brach aus, aber ehe noch die Waffen entscheiden konnten, starb der vertriebene König, und Andreas II. ward dadurch der rechtmäßige Thronerbe (1205). Auch in dieser neuen Stellung soll seine Gemahlin Gertrud, welche als eine Frau voll unternehmenden Sinnes und männlichen Muthes geschildert wird, auf ihn bestimmend eingewirkt haben; so wurde Andreas in manchen der glücklichsten Unternehmungen durch Rücksichten auf sie gelähmt: z. B. hatten sich kaum die Palästinenser und Wabimircr, deren Gebiet sich einzurichten Polen vor Kurzem gewaltsam versucht hatte, der Oberhoheit des Königs von Ungarn unterworfen (1206) und auch anfänglich Hülfe von demselben erhalten, als Andreas auf die Nachricht, daß seine Gemahlin ihrer Entbindung entgegensehe und seine Heimkehr wünsche, jene neu erworbenen Schutzlande im Stiche ließ und nach Ungarn zurückging. Die hieraus entstehenden Fehden, die der Königin mit steigender Bitterkeit vorgeworfene Begünstigung der Ausländer, der auf Gertrud's Bruder, dem Bischofe Eberhard von Bamberg, losende Veracht, an der Ermordung des teutschen Königs Philipp Antheil zu haben, verwickelten Andreas II. in so viele machtzerpflündernde Zwistigkeiten, daß ihm für eine großartigere

Regierungsthätigkeit Zeit und Kraft gebrachen. Noch vergrößert ward die Unzufriedenheit der Ungarn gegen die Königin, als nicht nur der aus Teutland von seinem Bischofssitze vertriebene Eberhard, sondern auch der Propst Adolf, der frühere Lehrer Gertrud's, hohe Aemter im Lande erhielten und mit bedeutenden Gütern ausgestattet wurden. Der ungarische Magnatenstolz empörte sich vollends, als die Königin bei der glänzenden Verlobung ihrer Tochter Elisabeth mit dem Landgrafen Ludwig von Thüringen (vergl. Chron. Reinhardsbrunn. p. 122 u. 130. ed. Wegele) als unumschränkte Herrscherin von Ungarn aufzutreten und ihren Gemahl in eine untergeordnete Rolle herabzudrücken schien (1212). Viele ungarische Große, verbunden durch den Haß gegen die freideutigefördernde Ausländerin, vereinigten sich zum Untergange der Königin, und benutzten im J. 1213 die Zeit, wo Andreas wegen einer Reise abwesend war, um dieselbe zu ermorben. Herzg. Fessler, Geschichte der Ungarn. 2. Bd. S. 403 fg.

5) Gertrud, aus braunschweigischem Fürstenthume, vermählte sich am 1. März 1226 mit dem Herzoge Friedrich II. dem Streitbaren von Oesterreich. Sie starb schon wenige Wochen nachher gegen Ende April desselben Jahres.

6) Gertrud, den bessern Quellen zufolge Tochter des Herzogs Hermann von Sachsen (während andere Quellen ihr andere Abkunft zuschreiben), heirathete den Grafen Florenz I. von Holland, welcher 1061 im Kampfe gegen den Bischof Wilhelm von Utrecht seinen Tod fand. Sie hatte diesem zwei Töchter und zwei Söhne geboren, von welchen letzteren der Ältere, Dietrich V., noch unmündig war, als Florenz starb. Gertrud regierte nun zwei Jahre lang als Vormünderin ihres Sohnes das Land. Sie hatte gegen Robert, den zweiten Sohn Balduin's V. von Flandern, zu kämpfen, nahm aber 1063 den Antrag desselben mit Bewilligung der Stände des Landes an und heirathete ihn, um ihrem Sohne eine kräftigere Stütze zu geben. Robert wies die wiederholten Angriffe des Bischofs von Utrecht mit Glück zurück. Gertrud zog sich gegen das Ende ihres Lebens nach Gent zurück, wo sie, wie einige Quellen schreiben lassen, wahrscheinlich im J. 1113 starb. Andere Quellen nennen Turnes in Flandern als den Ort ihres Todes.

7) Gertrud, Tochter des Markgrafen Eberhard I. von Meissen, vermählte sich zuerst, wie der Annalista Saxo bezeugt, mit dem Grafen Dietrich II. von Kollenburg, den sie einen Sohn, Dietrich III., gebor. Noch vor 1090 heirathete sie den Herzog Heinrich den Fetzten von Nordheim. Als im J. 1090 ihr älterer Bruder Eberhard II. getödtet ward, erbte sie die braunschweigischen Lande und brachte sie ihrem Gemahle zu, von dem sie zwei Töchter hatte: Richenza, die nachherige Gemahlin des Kaisers Erhard II., und Gertrud. In den Kämpfen Kaiser Heinrich's IV. gerieth sie auf einige Zeit in feierliche Gefangenschaft. Als im J. 1101 ihr Gemahl in Friesland erschlagen worden war, heirathete sie zuletzt den Markgrafen Heinrich den Ältern von Eilenburg,

welcher 1103 starb und sie schwanger hinterließ. Durch Intriguen veranlaßt, durch welche ihrem noch ungeborenen Kinde die Anwartschaft auf das Erbe seines Vaters entzogen werden sollte, betraf sie eines Tages alle Dienstmannen des verstorbenen Heinrich von Eilenburg zu einer Versammlung, entzündete vor ihnen ihren Krib und bewies ihnen durch den Augenschein, daß sie von ihrem Gemahle schwanger sei. So scherte sie ihrem nachgeborenen Sohne, Heinrich dem Jüngern, den Besitz von Eilenburg, obgleich ihre Feinde die Behauptung aufstellten, ihr Sohn sei untergeschoben. Vergl. Grotzschel, Geschichte des sächsischen Volkes und Staates. I. Bd. S. 33. Gertrud muß eine Frau von entschlossenem Charakter gewesen sein, welche in die Fehden und Fehrwürnisse ihrer Zeit thätig eingegriffen sich nicht scheute. So machte sie, als ihr einige ihrer Erbgüter an der Pforte gewaltsam entzogen wurden, mit Muth ihr Recht geltend; so unterstüzte sie ihren Schwiegersohn, den Pfalzgrafen Siegfried, im J. 1112 gegen den Kaiser Heinrich V. und half ihm seine Ansprüche auf die rheinischen Länder durchsetzen; so mußte sie sich eine geachtete Stellung als Vormünderin für ihren nachgeborenen Sohn zu erhalten. Sie starb im J. 1117.

8) Gertrud, die Tochter der Vorigen vom Herzog Heinrich dem Fetten von Nordheim, ward an den rheinischen Pfalzgrafen Siegfried verheirathet, welcher sich wegen seiner Erbansprüche auf die Grafschaft Dalmatien (vergl. darüber den Artikel Orleanländer in dieser Encyclop. I. Sect. 5. Bd. S. 301 fg.) vermöge einer Vermählung seiner beiden Ältern hier und da als Pfalzgraf Siegfried von Dalmatien bezeichnet findet. Sie verlor ihren Gemahl am 9. März 1113 in Folge der schweren Wunden, welche derselbe im Kampfe gegen den kaiserlichen Feldherrn, den Grafen Hoyer von Pfalzfeld, erhalten hatte. Sie muß ihren Gemahl um mehrere Jahre überlebt haben, denn noch in einer Urkunde vom J. 1119 wird sie als Zeugin genannt; vergl. Schultes, Direct. diplom. T. I. p. 252.

9) Gertrud, Tochter Kothar's II. und der oben erwähnten Richenza, der Tochter Herzog Heinrich's des Fetten von Nordheim, ward im J. 1115 geboren, wie der Annalista Saxo zu diesem Jahre bezeugt. Ihr erster Gemahl wurde 1127 Herzog Heinrich der Stolze von Baiern, mit welchem die öffentliche Verlobung auf dem Reichstage zu Merseburg und die glänzende gefeierte Vermählung auf dem Reichsfelde bei Augsburg stattfanden. Sie brachte ihrem Gemahle die bedeutenden Allodialgüter und Lehen ihres Vaters in Nordthürland zu; doch läßt sich nicht bestimmen, ob die förmliche Uebertragung derselben auf ihren Gemahl sogleich nach der Vermählung oder später geschah. Vergl. Gervais, Kaiser Kothar III. S. 76. Von ihm gebar sie 1129 einen Sohn, den später so berühmten gewordenen Herzog Heinrich den Löwen von Baiern und Sachsen. Als Heinrich der Stolze im J. 1129 gestorben war, verdrängte er der jüngerer Sohn desselben vorzugsweise der Klugheit seiner Mutter, daß ihm das Herzogthum Sachsen zunächst erhalten blieb. Sie war es auch,

welche zu einer Ausgleichung des erbitterten Kampfes der Welfen und Hohenstaufen beitrug, indem sie 1142 den Markgrafen Heinrich II. Isomirgott von Oesterreich heirathete. Kaiser Konrad III. beehrte in Folge dieser Verbindung ihren Gemahl mit dem Herzogthume Baiern, welches ihrem noch unmündigen Sohne Heinrich abgesprochen worden war. Diese zweite Ehe Gertrud's dauerte nur bis 1143, und ihr Tod mag wesentlich dazu beigetragen haben, die nur vorübergehend beizugleichen Kämpfe der Hohenstaufen und Welfen wieder zum Ausbruch zu bringen.

10) Gertrud, Tochter des Grafen Bringer von Sulzbach, ward die Gemahlin Kaiser Konrad's III., welcher am 15. Febr. 1152 starb. Sie hatte von ihm zwei Söhne und eine Tochter: a) Heinrich, im J. 1147 zu Frankfurt zum römischen König erwählt, starb schon 1150; b) Friedrich, welcher in manchen Quellen Herzog zu Rothenburg, in andern Herzog in Franken genannt wird, starb 1166 an der Pest; c) Judith, vermählt 1150 an den Landgrafen Ludwig den Eisernen von Thüringen. Gertrud starb 1166 und ward in dem von ihrem Gemahle gegründeten Kloster zu Ebrach begraben.

11) Gertrud, Tochter des Grafen Burkhard von Hohenberg, ward die Gemahlin des Kaisers Rudolf I. von Habsburg. Es ist dieselbe, welche in vielen Quellen Anna genannt wird. Sie gebar ihrem Gemahle 14 Kinder, unter denen folgende der Erwähnung werth sind, weil die Familienverbindungen, in welche sie das Haus Habsburg brachte, wesentlich zur späteren Größe desselben beigetragen haben: a) Albrecht, Herzog von Oesterreich; b) Rudolf II., Herzog von Schwaben, geb. 1270, gest. 1290; c) Mathilde, Gemahlin des Pfalzgrafen Ludwig des Strengen von Baiern und Mutter des nachherigen Kaisers Ludwig IV. des Baiern; d) Agnes, Gemahlin des Herzogs Albrecht von Sachsen; e) Hedwig, Gemahlin des Markgrafen Otto des Kleinen von Brandenburg; f) Clemenzia, Gemahlin des Fürsten Karl Martell von Neapel und Mutter Karl Robert's, welcher über Ungarn herrschte; g) Judith oder Gutta, Gemahlin des Königs Wenzeslaw von Böhmen, deren Sohn Wenzel die Tochter Herzog Heinrich's von Kärnten, Anna, heirathete. Die übrigen Kinder blieben ohne Bedeutung. — Gertrud (Anna) starb im J. 1281.

12) Gertrud, Gemahlin des Grafen Ludolf von Sachsen, welcher ein Sohn der nachherigen Gemahlin des Kaisers Konrad II., Gisela, war, und am 23. April 1088 starb. Ihre Söhne waren Bruno, welcher bei Dietrop erschlagen wurde, und der sie lange überlebende Markgraf Ekbert.

13) Gertrud, eine Tochter des Herzogs Heinrich des Löwen von Sachsen und Baiern, ward schon in ihrer Kindheit an den dänischen Prinzen Waldemar, den zweiten Sohn des Königs Waldemar I., verlobt. Diese Verbindung bewirkte, das Bündnis zu befestigen, welches Heinrich der Löwe mit Waldemar I. zur Unterwerfung der benachbarten Slawenstämme geschlossen

hatte. Vergl. Barre, Allgem. Geschichte von Deutschland. 3. Bd. S. 608.

14) Gertrud, Tochter des Grafen Albrecht von Dachsburg im Elsaß, ward an den Herzog Thiebald von Lothringen vermählt, heirathete nach dessen Tode einen Grafen von Champagne, ward aber von ihm bald geschieden, da sie in zu nahem Verwandtschaftsgrade mit ihm stand. Endlich ward sie noch die Gemahlin des Grafen Simon von Keinigen. Mit ihr erlosch die im Elsaß mächtige Familie von Dachsburg (1225), und es begannen langwierige und wichtige Erbfolgestreitigkeiten zwischen Baden, Keinigen und Brabant, welche sogar für die Machtstellung des deutschen Kaisers Friedrich II. in diesen Gegenden von Bedeutung waren. Das Nähere vergl. bei Barre, Allgem. Geschichte von Deutschland. 4. Bd. S. 22 sq. (Dr. H. Brandes.)

GERTRUDIS, Abtissin zu Altenburg, eine Tochter Ludwigs VI., Landgrafen von Hessen und Thüringen, und der heiligen Elisabeth, geboren im J. 1227 auf der Wartburg und das letzte Kind dieses durch seine Frömmigkeit berühmten Ehepaars, wurde schon im Mutterleibe von ihren Aeltern Gott gewidmet und fast noch als Säugling in das dem Prämonstratenserorden angehörende Kloster Altenburg bei Weimar gebracht, wo sie auch, da sie bald darauf ihre Aeltern verlor<sup>1)</sup>, blieb und ihre Erziehung erhielt. Ihrer großen Tugenden und weil auch ihrer Abkunft wegen wurde sie in ihrem 21. Jahre (1248) zur Abtissin dieses Klosters gewählt und stand diesem Amte mit der größten Sorgfalt und Frömmigkeit 49 Jahre lang vor. In der Pflege der Kranken und Unterstützung der Armen wett-eiferte sie mit ihrer Mutter, Streitigkeiten in der Umgebung des Klosters suchte sie stets gleich einem Engel des Friedens zu schlichten und ihren Untergebenen gegenüber zeigte sie eine so tiefe Demuth, daß sie sich den niedrigsten Arbeiten in dem Haushalte unterzog. Sie starb im J. 1297 in einem Alter von 70 Jahren; der Papst Clemens VI. ertheilte im J. 1348 dem Prämonstratenserorden die Erlaubniß, ihr Andenken an ihrem Sterbetage zu feiern<sup>2)</sup>, und der Papst Benedict XIII. sand sich im J. 1729 veranlaßt, diese Erlaubniß zu erneuern. Die Nachrichten über diese fromme Tochter der heiligen Elisabeth sind übrigens sehr spärlich; J. B. Söller hat sie in den Act. SS. Augusti T. III. p. 142 seq. zusammengestellt. (Ph. H. Kalth.)

GERTRUDIS (Truthe), eine durch ihre Wissenschaften bekannte Nonne des Benedictinerordens, um das Jahr 1270 zu Eisleben geboren, stammte aus dem alten Geschlechte der Grafen von Haderborn und wurde, als sie kaum das fünfte Jahr erreicht hatte, den Benedictinerinnen zu Adersdorf im Fürstenthume Halberstadt<sup>3)</sup>

zur Erziehung übergeben. Sie erlernte daselbst auch die lateinische Sprache, wodurch sie in den Stand gesetzt wurde, sich eine nicht gewöhnliche Kenntniß der Schriften des alten und neuen Testaments und aller auf die Religion bezüglichen Gegenstände zu verschaffen. Sie schenkte aber ihre Aufmerksamkeit ausschließlich der apostolischen Seite und widmete dem größten Theil ihrer Zeit dem Gebete und der Betrachtung. Nachdem sie das vorgeschriebene Alter erreicht hatte, legte sie in demselben Kloster die Ordensgelübde ab und wurde im Jahre 1294 zur Abtissin erhoben<sup>4)</sup>, aber schon im folgenden Jahre übernahm sie die Leitung des eine halbe Stunde von Eisleben entfernten Klosters Helfta (Helfta), in welchem sich ihre ebenfalls durch Wissenschaften berühmte Schwester Mechthildis (s. d. Art.) befand. Trotz ihrer Liebe zur Beschauung vernachlässigte sie doch nie die ihr als Oberin auferlegten Pflichten, und sie forate mit gleichem Eifer für die geistlichen und leiblichen Bedürfnisse ihrer Töchter. Auf sie selbst scheinen übrigens die fortwährenden Nachtwachen, Fasten und andere Bußwerke einen nachtheiligen Einfluß geübt und ihr körperliches Wohlbefinden gestört zu haben; eine Zurechtweisung dieses krankhaften Zustandes auf ihre äußerst lebhafteste Phantasie konnte nicht ausbleiben und gibt sich nicht selten in ihren Offenbarungen kund. Denn wenn auch die in denselben vormalende Grundidee, nämlich Anregung der Seele zur Entsagung der Welt und ihrer selbst, zur reinen Liebe Gottes und zur gänzlichen Ergebung in seinen Willen, mit bewundernswürdiger Gewandtheit, Innigkeit des Gefühls und Mannichsichtigkeit des Ausdrucks durchgeführt ist, und zu dem, besonders von katholischer Seite ausgesprochenen, Urtheile, daß dieses Werk nach jenem der heiligen Theresia der heilsamste Wegweiser sei für Alle, welche ein beschauliches Leben führen<sup>5)</sup>, berechtigt, so kann doch auch nicht verhehlt werden, daß darin viele allzuwüthige Auswüchse der Phantasie unangenehm berühren und zu gegründetem Tadel, ja zu dem Ausspruche, daß das Buch nur zur Andachtsübung am Gehirne leidender Frauen taug<sup>6)</sup>, Veranlassung gaben. So enthalten in ihren häufigen Zwiegesprächen mit Christus die Reden des Letzteren nicht selten Aeußerungen, welche über allen Zweifel erhabenen historischen Thatsachen und sogar der Lehre der Kirche widersprechen. Selbst die eifrigsten Vertheidiger der Bissenen vermögen diese Irrthümer nicht hinwegzuleugnen und schreiben sie dem Trage der Phantasie oder auch der Einwirkung des Teufels zu<sup>7)</sup>. Es wurde zu

1) Die in viele literarhistorische Werke, auch in Gräfers Lebebuch der Literaturgeschichte (II. 2. 142) übergenommene Angabe, Gertrudis sei schon im J. 1251 Abtissin zu Adersdorf geworden, ist falsch; denn sie steht in ihren Offenbarungen (I. l. c. 3) noch dem Tode des Kaisers Rudolf von Dachsburg (1291) zu Gott um einen Nachfolger, und um die Zeit war sie, wie aus ihren eigenen Worten hervorgeht, noch nicht Abtissin. 2) Vergl. Alth. Butler, Leben der Heil. und Märtyr., bearbeitet von Mäz und Weik. 16. Bd. S. 474. Biographie universelle. Vol. XVII. p. 235. 3) Opus devotionis mulierum cerebro laborantium apissimum, [sagt Cef. Dufin] in Commentar. de scriptor. eccles. T. III. p. 237. 4) Cufin. Amert (De revelationibus, violen-

1) Ludwig starb auf seinem Kreuzzuge nach dem geliebten Lande zu Etranto im September 1228, Elisabeth am 19. Nov. 1231 zu Marburg. 2) Man hat an der Geheiß der betreffenden Nonne geweiht, aber ohne allen Grund.

3) Der Ort gehört jetzt zu dem preussischen Regierungsbzirkje Magdeburg, Kreis Haldersleben.



weit führen, näher auf den Inhalt der Visionen der heiligen Gertrudis einzugehen; eine einzige\*) mag als Beispiel der sonderbaren Phantasiebilder dienen. Einst sah sie in ihrer Verzückung, wie kleine Thiere verschiedener Art unter das Kleid der im Himmel thronenden Mutter Gottes krochen und wie diese eins nach dem andern hervorjag und es häßliche und stachelte, wie man einen jungen Hund streicht; in diesen Thieren erkannte Gertrudis deutlich ewige Sünder, welche von der Mutter des Herrn gnädig aufgenommen und durch Fürbitte derselben von ihren Sünden befreit wurden. Endlich wurde der in den Offenbarungen unablässig ausgesprochene Wunsch der Gertrudis, mit Gott innigst vereint zu werden, nach längerem Leiden erfüllt; sie starb im J. 1334, nachdem sie 40 Jahre das Amt einer Äbtissin bekleidet hatte<sup>1)</sup>. Ihr äußeres und inneres Leben wurde vielfach beschrieben, am besten von Jos. Mege bei der weiter unten anzuführenden Uebersetzung ihrer Visionen und von Gasp. Ant. Campacci (Vita S. Gertrudis [Venetiis 1748. 4.]). Sie wurde später den Heiligen beigegeben und die katholische Kirche feiert ihr Andenken am 15. Nov. Die in vielen Legendenfassungen enthaltene Bemerkung, daß ihre sterblichen Ueberreste zu Hanover in einem kostbaren, mit Edelsteinen und Perlen verzierten Kistchen aufbewahrt werden, beruht auf einem Irrthume, denn diese Reliquien gehören der heiligen Gertrudis von Nivelles (s. d. Art.), mit welcher die deutsche Gertrudis nicht selten verwechselt wird, an<sup>2)</sup>. Gertrudis schrieb ihre Visionen in teutscher Sprache, sie sind die jetzt aber nur in modernisirter Fassung bekannt gemacht, und zwar unter dem Titel: „Offenbarung und Leben der heil. Jungfrauen Gertrudis in fünf Büchern; als Anfluß göttlicher Gürtigkeit und Andacht, begriffend den Inhalt der ganzen christlichen und geistlichen Vollkommenheit.“ (Erfn 1637. Ebenfalls 1674.) Ins Lateinische wurden sie übersetzt von Jo. Just. Lantsperg und herausgegeben unter dem Titel: Libri quinque insinuationum pietatis. (Parisii 1513. 8. Ibid. 1578. 8. Colon. 1578. 8. Ibid. 1579. 4.) Später wurde dieselbe Uebersetzung verbessert herausgegeben von Ric. Gentileu (Parisii 1662. 8.) und von Laur. Clement (Salisburgi 1662. 12.), ebenso von Ant. Jos. Mege unter dem Titel: Insinuationum divinae pietatis exercitia. (Parisii 1664. 12.) Derselbe lieferte auch eine französische Uebersetzung unter dem Titel: La Vie et les Oeuvres de Ste. Gertrude. (Paris 1676. Ibid.

1687.) Die Offenbarungen der Schwester Gertrudis und Visionen wurden schon in älterer Zeit als Gebetbuch bearbeitet und unter dem Titel „Gertrudsbuch“ im 17. und 18. Jahrh. in unzähligen Abdrücken verbreitet; eine neue Ausgabe besorgte Mich. Singel (Regensburg 1842.), und die bereits erschienene fünfte Auflage (ebendas. 1855.) bereist zur Genüge, daß dieses alte Gebetbuch immer noch Anklang findet.

(Ph. H. Kuth.)

GERTRUDIS, die erste Äbtissin des ehemaligen Benedictinerinnenklosters zu Nivelles in Brabant, ist beheimatet die berühmteste unter den zahlreichen Heiligen dieses Namens. Was von ihren Lebensverhältnissen erzählt wird, gründet sich auf den Bericht eines ungenannten Verfassers, der sich als einen Mönch des neben jenem Nonnenkloster vorhandenen Benedictinerinnenklosters dargibt, und nach seiner Versicherung auf den Wunsch der dritten Nachfolgerin Gertrudis, der Äbtissin Dominica, theils als Augenzeuge, theils nach den Mittheilungen anderer bewährter Zeugen geschrieben hat<sup>1)</sup>. Diese in ziemlich einfachem Legendenstyle gehaltene Darstellung mäßigen Umfangs, welche in zwei Büchern oder Abschnitten von dem Leben und den Wundern der Heiligen handelt, ist herausgegeben worden von den Holländern und in verbessertem Abdrucke von D'Acbery und Mabillon<sup>2)</sup>. Später ward dieselbe alte Lebensbeschreibung wiederum von einem Ungenannten (den Mabillon gleichfalls für einen niederländischen Mönch hält und ins 10. Jahrh. setzt, während ihn der Holländer dem 11. oder 12. Jahrh. zweifeln überreicht und zu drei Büchern erweitert; seine Zusätze aber erweisen sich, nach dem einstimmigen Urtheile Mabillon's und der Holländer, theils als falsch, theils als unentscheidend<sup>3)</sup>. Nach jenem alten Berichte nun war Gertrud, geb. im J. 626<sup>4)</sup>, eine Tochter des austrasischen Major domus Pipin von Landen und seiner Gemahlin Rita oder Irburga,

1) „De . . . Gertrudis vita et conversatione . . . iuxta id quod vix vidimus, vel per idoneos testes audivimus . . . sacra puella Dominica abbatissa ac sancta congregatione Nivellesis monasterii (ubi sancta virgo praesens videbatur) postulat, scribendo conabor caritati vestrae intimare.“ d. Acbery et Mabillon, Acta Sanctorum ordinis Benedicti. Saec. II. p. 463. — „Et ne cui hoc incredibile fortasse videatur, testem Deum invoco, quod oculis meis vidi, et per idoneos testes didici hoc quod scripsi.“ Ibid. p. 472. 2) Acta Sanctorum Martii, ed. Henrichus et Psychroctus. T. II. (Austperg 1684.) p. 592 — 604. — Acta Sanctorum ordinis Benedicti, ed. d. Acbery et Mabillon. Saeculum II. (Lutet. Paris 1699.) p. 462 — 475. 3) Die drei Bücher handeln: de carnali generositate Sanctae Gertrudis, de spirituali nobilitate S. G., de virtutibus S. G. Gertrudis ist diese zweite Lebensbeschreibung in einem mit seiner ungenügend geliebten Buch: Josephus Goldolphus a Ryckel, Historia S. Gertrudis, principis virginis, primae Nivellesis abbatisae. In quo libro multa etiam de stemmatibus familiarum Belgicarum ac Leodiensium. (Bruxellae typis Godef. Schovartii 1637. 4.) Koch mehr bedauere ich, daß ich die Schrift von D'Acbery abbatissae de Nivelles nicht habe erlangen können. 4) Diese und die folgenden Jahresangaben sind die von Mabillon aufgestellten. Die Holländerin rücken die ganze Erzählung um fünf Jahre brach und setzen demnach die Geburt Gertrudis ins J. 631 und ihrem Tod ins J. 664.

nibus et apparitionibus regulae tuta<sup>5)</sup> [Aug. Vind. 1744. 4.] p. 160] sagt, nachdem er die Offenbarungen der heiligen Gertrudis einer weitläufigen Prüfung unterworfen hat: „ex omnibus hucusque dictis liquet, non esse demonstratum, revelationes S. Gertrudis esse falsas, nec esse positive demonstrationem, omnes et singulas esse divinas, ita ut non potuerit aliquoties intervenire illusio phantasiae sui aliquando etiam daemonia.“

6) L. IV. c. 49. 7) Das Todesjahr 1290, welches man in den meisten literarhistorischen Werken angegeben findet, ist offenbar falsch, wie aus der weiter oben mitgetheilten Bemerkung über den Anticrit ihrer Mutter hervorgeht. 8) Wie ausdrücklich in der Lipsanographia sive thesaurus reliquiarum electoralium Brunsvico-Luneburgiensis. (Hanov. 1713. 4.) p. 12 gesagt wird.

R. Gessl. u. B. u. A. Erste Section. LXII.

und von Jugend auf unter Anleitung ihrer Mutter geistlichen Dingen zugewendet. Sie mochte etwa zwölf Jahre alt sein, als der Sohn eines aufräufenden Herzogs bei einem von ihrem Vater gegebenen Gastmahle den König Dagobert und den Hausmeier selbst ersuchte, sie ihm zu verloben; aber das herbergerufene Mädchen erklärte auf Befragen des Königs mit vollster Entschiedenheit, sie wolle weder diesen noch irgend einen andern, sondern Christus allein zum Bräutigam haben. Nach des Vaters Tode (640) folgte sie der Mutter in das Witthum, und lebte ihr erbauliches und beschauliches Leben fort. Eines Tages kam zu ihnen der Bischof Amandus, und berebete die Mutter, ein Kloster zu erbauen. In Folge dessen nahm die Mutter den Schleier, widmete sich und alle ihre Habe dem Herrn, und setzte die Gründung des Klosters zu Nivelles ungestört vieler und heftiger Anfechtungen durch; der Todter aber schnitt sie die Haare ab, um die Möglichkeit der Anknüpfung irgend eines weltlichen Verhältnisses zu vermeiden<sup>5)</sup>. Als endlich die Gegner sich mit dem Vorhaben ausgezöhnt hatten, ward auch Gertrud als Nonne eingekleidet, ging mit der Mutter (647) in das neugegründete Kloster zu Nivelles, und übernahm auf den Wunsch der Mutter die Leitung desselben, obgleich sie erst 20 Jahre alt war. Nach der Ausgabe ihres Biographen besaß sie eine seltene ihrem Alter vorangeückte Reife des Geistes, würdevolles Benehmen und gemessene Rede, war ausgezeichnet durch makellose Reinheit, unermüdet im Gebete, mild und freigebig gegen Arme, Kranke und Schwache, liebedoll gegen Alle, aber kräftig in Handhabung der Zucht und streng gegen sich selbst. Sie baute Kirchen und Klostergebäude und besorgte tägliche Almosen für Witwen, Waisen, Gefangene und Fremde. Von Rom her, und sonst aus fernem Gegenden ließ sie Schriften und fromme gelehrte Männer kommen, um Belehrung und Stoff zu geistlicher Betrachtung zu erhalten. Den beiden Schwestern, den Gebrüdern S. Joannis und S. Ultanus, überwies sie Land zur Erbauung des Klosters Hofe in der Nähe von Nivelles, und unterbielt namentlich mit S. Joannis einen regen geistlichen Verkehr bis an dessen Tod. Nach dem Tode ihrer Mutter (652) fand sie jedoch die Last der Verwaltung des Klosters für sich allein zu drückend und zu zerkleidend, und übertrug deshalb die

Leitung der äußeren Angelegenheiten einigen bewährten Brüdern, und theilte die Sorge für das Innere mit einigen Schwestern. Darauf gab sie sich gänzlich abentheuerlichen Übungen hin, und der Lesung und Betrachtung der heiligen Schrift, die sie fast auswendig wußte, und sogar in schwierigeren Stellen zu erklären verstand. Als sie das 30. Jahr erreicht hatte, entsagte sie auch dem Reste ihrer Würde, erhob mit Zustimmung der Nonnen ihre Rechte auf Strubus zur Abtissin, und bereitete sich durch beständiges Gebet, Betrachtung und Übung auf den Tod vor, dessen Herannahen sie voraus wußte. Sie starb in ihrem 33. Lebensjahre, den 17. März 659, und ward, ihrem Wunsche und Befehle gemäß, ohne alles Gepränge begraben; ihr Todestag aber ward durch ganz Brabant ein gebotener Feiertag, auch schon sehr früh in verschiedene Martyrologien aufgenommen, und nicht nur in mehreren benachbarten Sprengeln, sondern weithin durch ganz Lothringen gefeiert, wie er auch noch bis auf diesen Tag in unserm Kalendern ihren Namen trägt. Die Nachfolgerin der Altfrau, Abtissin Agnes, erbaute in Nivelles eine Kirche zu Ehren der Gertrud, wozin auch ihr wunderthätiges Bett gebracht wurde, das bis dahin in der S. Paulskirche zu Nivelles gestanden hatte, desgleichen auch ihre Geweine selbst und andere Reliquien. Auch anderwärts wurden ihr so viel Kirchen geweiht, daß Kypel deren allein über 40 aufzählt, und Reliquien von ihr finden sich verstreut in Boulogne, in Köln und an mehren anderen Orten.

Die Wunder, von denen die ältere Legende und die Ueberarbeitung derselben berichten, sind nicht eben zahlreich, und auch ihr Inhalt hat an und für sich wenig Auffälliges. — Zehn Jahre nach Gertrud's Tode entstand im Kloster ein heftiges Feuer, welches man zuerst vergeblich zu dämpfen versuchte. Da erschien S. Gertrud in ihrem gewöhnlichen Kleide auf dem Firken des Refectoriums und wehrte mit ihrem Schleier die Flamme ab, worauf das Feuer bald gelöscht wurde. — Bei ihrem Tode ward eine Blinde sehend, desgleichen eine andere Blindgeborene an ihrem Grabe, und eine dritte blinde Frau erlangte das Gesicht wieder, als ihre Augen mit dem Oele bespritzt wurden, welches aus einer verlöschenden Ampel in der Gertrudenskirche auf sie herabgekommen war. — Eine Gelähmte kam durch die hülfreiche Erscheinung der Heiligen wiederum zum freien Gebrauche ihrer Glieder. — Ein von Kindern gefangener Knabe und ein gebundener Mann wurden durch Anrufung der Heiligen ihrer Fesseln ledig. — Ein erkrankter Knabe ward auf Gertrud's Bett und noch im J. 1244 ein in einem Brunnen ertrunkenes Mädchen an Gertrud's Altar wieder lebendig. — Endlich wird in der Legende beiläufig erzählt, daß, noch zu Lebzeiten der Heiligen, Leute, die in Angelegenheiten des Klosters auf dem Meere fuhren, plötzlich durch ein gewaltiges Seeräuberheer erschreckt und in Lebensgefahr gebracht wurden. Die Schiffe thaten angstvoll ihren Höllern Gelübde; die Boten des Klosters dagegen riefen den Namen Gottes an, und einer derselben rief dreimal: Gertrud, hilf uns, wie du versprochen hast! Da

5) Lange Haare waren ein Vorrecht des herrschenden Standes und wurden besonders gerühmt im fränkischen Königsgehlchte. Vergl. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer S. 232. Kurzgeschnittenes Haar war ein Zeichen der Knechtschaft und dem weltlichen Geschlechte schon im höchsten Alterthume verächtlich. Vergl. Tacitus, Germania c. 19. Seit dem 6. Jahrh. aber wurde eine freisinnig gekürzte Platte auf dem Scheitel ein Abzeichen nicht nur der Könige, sondern auch der christlichen Geistlichkeit des Abendlandes überhaupt. Auf der vierten Sonete zu Toledo (633) wuerd: solche den Geistlichen geistlich vorgeschrieben und in Erinnerung an Christi Dornenkrone die priesterliche Krone genannt. „una solche Krone ist gemeint, wenn unter Artz erzählt: „mater capillis sanctae puelle ad instar coronae abscidit. Sancta autem sancta Christi Gertrudis agens de gratia gaudebat, ne quod meruisset in hac brevi vita pro Christo in capite coronam accipere, ut illis perpetuam coronam, corporis et animae integritatem digna rasos habere.“

fuhr das Ungeheuer sogleich in den Abgrund, und sie gelangten unverletzt in den Hafen“).

Die alte Legende zeigt uns also in Gertrud ein Muster köstlicher Tugenden, aber fast eben nur ein solches, wie es sich hundertmal in Legenden wiederholt; denn sie gedenkt keiner charakteristischen Eigenthümlichkeit, durch welche sich Gertrud wesentlich aus der Schar anderer heiliger Jungfrauen hervorhebe, und in welcher der zureichende Grund ihrer ebenso hohen als weit verbreiteten Verehrung deutlich zu Tage läge. In einer ganz andern Gestalt dagegen erscheint uns die Heilige, wenn wir sie im Lichte der Volküberlieferung — des Cultus, der Sage und des Volksglaubens — betrachten. Da gewahren wir sofort, daß Gertrud in die Zahl derjenigen Heiligen gehört, auf welche vorzugsweise uralte heidnische mythologische Vorstellungen in christlicher Umbildung übergegangen sind“).

Weil die Göttinnen der germanischen Mythologie nicht, gleich den griechischen, zu scharf ausgeprägt und bestimmt unterschiedenen Persönlichkeiten durchgebildet worden sind, sondern einander häufig vertraten und mannichfach in einander verfließen, werden wir auch in Gertrud nicht das Abbild einer einzelnen bestimmten Göttin errathen, und uns nicht wundern dürfen, wenn wir in

ihr bald Eigenschaften einer Waltpre, bald Züge der einen oder der andern großen Göttin wiederfinden: doch entspricht sie im Allgemeinen jenseit der Tregia. Die Grundzüge ihres Wesens, sowohl die ursprünglich christlichen als die ursprünglich heidnischen, sind trefflich zusammengefaßt in ihrer üblichen symbolischen Darstellung, wenn sie abgebildet wird als Heiligin, mit dem Zeichen fürstlicher Abstammung, eine Krone in der Hand, am Meere stehend, und umgeben von Ratten und Mäusen, oder Ratten auf Kopf, Schultern und Armen tragend“). Diejenige Erklärung, welche in dem letztgenannten Symbole nur überhaupt unsere Thiere, ein Sinnbild der Dämonen, erblickt, und dadurch den Sieg der Heiligen über die Dämonen ausgeprochen meint, ist deshalb unzulässig, weil sie viel zu allgemein ist, von der besondern Art des Thieres absieht, und nur etwas auslegt, was von allen Heiligen gilt. Dagegen zeigt auf Entschiedenheit die wahre Bedeutung des Symbols der Volksglaube, daß das Wasser aus dem in der Krypta der heiligen Gertrud zu Niesles befindlichen Brunnen an Häuser und Felder gegossen die Mäuse vertreibe, und der weitere Glaube, daß an ihrem Festtage nicht gesponnen werden dürfe, weil sonst die Mäuse Roden und Spule abtragen“). Es ist die alte große Erbgöttin, welche Entseesgen fördern oder hemmen kann; und grade das Räumemachen hat sich auch als stehende Beschuldigung in den Drenproceß erhalten“). Wenn aber die Maus mit dem Spinnroden in Beziehung gesetzt wird, so verknüpft das nur eine andere Seite derselben Göttin. Spinnend und webend erscheinen die Göttinnen nicht nur der teutschen, sondern auch der griechischen Mythologie, und diejenigen der teutschen greifen mannichfach ein ins häusliche Leben der Menschen, führen die Aufsicht sowohl über den Feldbau als über die strenge Ordnung im Haushalte, besuchen die menschlichen Wohnungen, und achten namentlich auf die Arbeit der Spinnerinnen. Solche wie Bertha verbrennen oder besudeln den Spinnroden der Trägen oder Unordentlichen, und äußern ihren Zorn, wenn sie an ihrem Festtage den Roden unabgesponnen vorfinden“). Solche Einleite bei den

6) Die Legende der heiligen Gertrud von Niesles ist, wie Möbilen beiläufig bemerkt, auch auf die heilige Montana übertragen worden. Annal. Ord. Benedicti I, 461: „Neque vero alia deum exemplum, in quibus diversis sanctis eadem acta tribuuntur. Sie Alberto abbati Casabronensi acta sancti Alkuin abbas Uicensis supplicavit: sic Montana virgini Bisturicensi acta sanctae Gertrudis abbatisse Nivalensis: ut patet ex collectione a Carolo Cointa accurate facta in annalium suorum tomo tertio (1659. no. 6).“ 7) Die mythologische Bedeutung der Gertrud hat zuerst Grimm in seiner deutschen Mythologie (Göttingen 1835. 2. Ausg. 1844.) nachgewiesen, und noch eingehender Simrod in seinem Handbuche der deutschen Mythologie. (Bonn 1855.) Unter den trefflichen Combinationen des Letzteren findet sich jedoch Einiges, welches wol zu gewagt ausgreift. Er vermuthet (S. 403), daß Niesles ein Hauptort des Dienstes der teutschen Göttin Nibelheim gewesen, aus welcher dieser dann später auch den der heiligen Gertrud beistellt setzen worden sei, und andererseits wieder bringe er den Dietnamen mit den Nibelungen in Beziehung, indem er sagt: „Auch verleiht aber der Name Niesles, daß die Nibelungen in Nibelheim in den unterwanderten Sprachen durch einen Lautwandel ersetzt war: auch sei war die vorhergehende, in Nibel gebaute Göttin, unserer in Niesheim, der nördlichen Nibelheim, wohnenden die nahe verwandte und mit den Nibelungen beschleiht, die zuerst in den Niederlanden, ja in dem westlichen Theile des Meeres, dem auch Gertrud angehört, als geschlechtliche Feldern nachgewiesen sind, wie auch der mythologische Zusammenhang mit Nibelheim unverkennbar ist.“ Der Dietname aber heißt, nach Möbilen, Ann. Ord. Benedicti I, 378: „Nivalia, von Nivigella, recentioribus Nivella.“ b. i. Niv-nilla, Niv-grila, Niv-ella, was nach Analogie von nival-indr, nival-indr, nival-brucht te. wol zu übersetzen wäre durch novis pellex, von abd. ella (b. i. alia, nilla), kella, grila, abd. grile, amelle, pellex (vergl. Grassi, Wdt. Sprachschatz I, 202. Bened. Wörterb., Wdt. Wörterb. I, 428); wobei es dahin gestellt bleiben mag, welche spezifische Bedeutung dem zweiten Worte in der Zusammensetzung des Dietnames gebühren könne, ob es vielleicht zusammengefallen werden dürfte mit den Nordseiden angelle, windgelle, wasser-gelle, nassgallen (vergl. Bened. Wörterb. a. a. D. Bacher, nagei in Haupt's Schriftst. für deutsch. Alterth. VI, 201. Schmeier, Boler. Wörterb. II, 30).

8) Christliche Kunstsymbologie und Iconographie. (Frankfurt 1830.) S. 29. 130. 1. J. Gueland, Dictionnaire iconographique des monuments de l'antiquité chrétienne et du moyen âge. (Paris 1845.) 2. Bd. S. 18. 9) Christl. Kunstsymbologie S. 131. An kraitischen Bauernhäusern sind zwei Mäuse ver-gestekt, die an einer Spindel mit Klackzahn hängen. Grimm, Mythol. S. 248. „Gertrudis aurea a colis mulierum abigit.“ Joh. Lascus, De illis Samagitarum eorumque Sarmatarum et suborum Christianorum. (Basel 1615.) p. 32 in Haupt's Schrift. für deutsch. Alterth. I, 144. 10) Grimm, Mythol. S. 1044. Daß in einem bestimmten Theile des Germaniens nur ein verzerrtes Bild der altschwedischen Göttinnen und Priesterinnen zu erkennen sei, ist nachdrücklich genügend anerkannt. Vergl. Einhold, Die deutschen Frauen in den Mittelalt. (Bonn 1851.) S. 66—73. Die Maus als Symbol der über Mitternacht und Wittertag wachenden Göttheit zu wählen, liegt so nahe und so sehr in der Natur der Sache, daß bekanntlich auch die Griechen im Apollo Smintheos dasselbe ausgesprochen haben. 11) Grimm, Mythol. S. 247. 252. Einhold, Frauen S. 35. Ueber die mannichfaltigen Erscheinungsweisen der großen Göttin vergl. Simrod, Bertha die Spinnerin. (Frankf. 1853.)

Menschen geschah aber besonders dann, wenn die Göttingen ihren Umzug auf der Erde hielten, was theils auf einem Schiffe, theils auf einem Wagen, theils mit einem Fluge geschah<sup>13)</sup>; und der Wagen, auf welchem Gertrud umhergezogen wurde, wird noch heute in Nivelles bewahrt<sup>14)</sup>; Schiffsgestalt aber hatte das Glas, aus welchem ihre Minne getrunken ward<sup>15)</sup>.

Im heidnischen Alterthume ward bei Versammlung und Wahlzeit der Abwesenden oder Verstorbenden, bei festlichen Feiern und Gelagen der Götter gedacht und ihre Minne, ihr Gedächtniß, getrunken. Dieser Sitte entsagte man auch nach der Bekehrung nicht, sondern trank nur die Minne Christi<sup>16)</sup>, Maria's und der Heiligen; vorzugsweise aber waren es zwei Heilige, deren Minne im Mittelalter getrunken wurde, S. Johannes der Evangelist und S. Gertrud; und so lebendig wurzelte Gertrudenminne in Volksglaube und Volksglauben, daß manche halbmythische Sage sich an sie knüpfte. — Ein niederländischer Ritter, Namens Ribbert, der auf dem alten Schlosse Berckhof bei Nijmegen wohnte, hatte sich für großen Reichtum dem Tausel auf sieben Jahre verschrieben. Und als die Frist abgelaufen war, gab er allen seinen Verwandten und Bekannten ein großes Gastmahl zum Abschiede, verkündend, er müsse nun sein ritterlich Ehrenwort halten und zu der Linde auf dem Sande reiten, wo Satan seiner harre. Da bat ihn die Gaste, wenigstens noch S. Gertruden Minne oder S. Johannes Geleit mit ihnen zu trinken, was er auch that und alsdann fortzog. Als er zur Linde gelangte, hub der bereits wartende Tausel an zu heulen und zu klopfen: „Es sitzt eine himmlische Jungfrau hinter dir auf deinem Kisse, und weicht die nicht, so kann ich dir Nichts anhaben.“ Da schaute sich der Ritter um und erkannte verwundert die heilige Gertrud, sank reuenvoll vor ihr nieder und gelobte, sich fürder dem Dienste Gottes zu weihen, und als er das gethan, da warf ihm der Tausel die Verschreibung zerrissen vor die Füße<sup>17)</sup>. Hier erscheint Gertrud in dem Charakter einer Walfreye, die, hinter ihrem Schutzhingee zu Kasse sitzend, ihn siegreich in den Kampf begleitet<sup>18)</sup>. — Gewöhnlich aber

ward S. Gertrud's Minne getrunken bei einer Sühne<sup>19)</sup>, und besonders von Scheidenden und Reisenden beim Abschiede, und demgemäß ist Gertrud die Schutzheilige der Reisenden zu Lande, wie zu Wasser, die auch um gute Herberge angerufen ward<sup>20)</sup>. Ja endlich gibt sie auch die letzte Herberge nach der Lebensreise, indem, wie einst bei Freya, so nun bei Gertrud, die Todten während der ersten Nacht geherrbergt werden, die zweite bei S. Michael (d. i. Mucatan) oder den Erzengeln, und dann die dritte da, wo sie sie verdient haben<sup>21)</sup>. Wenn aber die Sterblichen durch den Brunnen zu Holba gelangten<sup>22)</sup>, so fällt von diesem Volksglauben auch noch ein Licht auf die Bedeutung der Legende, daß Gertrud gerade im Brunnen Ertrunkene dem Leben wieder zurückgab. (J. Zacher.)

GERTRUDIS heißen auch zwei andere alte Heilige verehrte Frauen, welche ebenfalls dem fränkischen Königsstamme angehören sollen, über deren Leben aber die Quellen so spärlich und unläuter fließen, daß daraus für die Familiengeschichte dieses Hauses wenig Gewinn zu ziehen sein dürfte. Die eine dieser Gertruden soll nach Einigen eine Nichte der Gertrudis von Nivelles<sup>23)</sup>, nach Andern aber die Tochter eines heidnischen Königs oder Herzogs von Brabant gewesen sein. Sie nahm heimlich das Christenthum an und gelobte ewige Jung-

lich häufig vor. Hieraus und aus den mythologischen Stellen, welche an der Heiligen haften, erklärt es sich, daß manche Leute den Namen Gertrud für einen unchristlichen Namen halten. Vgl. Grimm, Mythologie S. 394.

17) Im sogenannten Liber oculorum heißt es nach der münchener Handschrift bei Darstellung eines Kaufbittels:

Hujus ad edictum nullus pae percutit letum,

Sed per clamorem poscunt Gertrudis amorem,

und in der münchener Handschrift des Latinarius metricus eines Andreas rector scholarum wird Gertrud ausdrücklich als Pridendistinen bezeichnet:

O pia Gertrudis, quae pae commoda cudas,

Bellaque concludas, nos caeli merito ludas.

Schmeller in Haupt's Zeitschrift für deutsch. Alterth. I. 422. Grimm, Mythol. S. 53 f., wo reichliche Nachweisungen über Gertrudenminne gegeben sind. 18) Saut Gerdrit der guot herberg ge. Schenbura, Dentschler altdeutscher Dichtkunst. (Weimen 1799.) S. 281. Do sceyze ouer lud: cya, junevrauwe, saute Gertrud, do myder herberge kund, dat yk beholde wyne kunt. Schmidt, S. 241; vgl. Schmeller und Grimm a. a. O. Hiernach gewinnt die oben aus der Legende angeführte Erzählung ihre völlige Richtigkeit, indem der durch Gertrud vor dem Sterbengewalt beschützten Beten des Kirsche. — In welcher Beziehung der Gertrudsbogen (der ritterschaftliche Schwammfisch, oder ein Walfreier, lanus infansus) zu unserer Heiligen stehen möge, ist mir nicht deutlich. 19) Grimm, Mythol. S. 54; 282. 298. Schmeller in Haupt's Zeitschrift I. 422. 20) Grimm, Mythol. S. 240.

1) Da Pipin der Alte drei Kinder hatte, nämlich Grimoald, den späteren Merowinger, Wega, die Gemalin Andragis, des Baters Pipin's von Herball, und Gertrudis, die Wittbin von Kireles, so könnte die hier in Frage stehende Gertrudis eine Tochter Grimoald's oder Wega's gewesen sein. Die Geschichte leidet übrigens bis jetzt nur eine Tochter Grimoald's, welche Wulfstribus hieß; vgl. Georg, ab Echard, Commentarius de rebus Franciae orientalis. Tom. I. p. 212. 236.

13) Ueber die etymologische Verwandtschaft der verschiedenen, in den indogermanischen Sprachen vorhandenen Wörter für die Begriffe Fluge, Schiff, Wagen handelt Grimm, Geschichte der deutschen Sprache. (Leipzig 1848) S. 55 ff. 14) Simrod, Mythologie S. 403. 15) J. B. Wolf, Niederländische Sagen. (Leipzig 1843.) S. 698. 16) Wolf, Niederländ. Sagen S. 433 ff. Schmidt, S. 433 f. 17) Nach einer andern Sage, welche erzählt, wie Gertrud in ähnlicher Weise durch einen dazwischen tretenden einen Ritter erlöste, der durch Gift des Tausels ihr Hand zu erweichen gehofft hatte. 18) Nicht wenige Frauennamen sind mit trit oder drat zusammengefaßt, wie Alprät, Weichantrit, Hilmträt, Pliktträt (Pleutdrat), Milmträt, Sigdrät, und in sofern hat der Name Gertrud nichts Unwillkürliches. Das alt. trät bedeutet, wie das ahl. trydan, Gürtel, Lappet, (wornach Gertrud zu übersetzen ist „die Speerzwangliche“), dann aber „Jungfrau“ überhaupt, und endlich ist es Eigennamen einer Walfreye. Im Hochdeutschen nimmt das Wort „die Trut“ allmählich die Bedeutung „der“ an (daher der „Trutenfuß“ oder das Pentagramm, welches mit dem Druden der Kriech zu thun hat), und kommt in diesem Sinne etwa seit dem 13. Jahrh. zum

frauhaft; als sie deshalb die ihr bestimmte Hand eines mächtigen Fürken aufschlug, entbrannte ihr Vater das Geheimniß und entbrannte in solchem Grimme gegen sie, daß sie dem Tode nur durch die schnellste Flucht zu entgehen vermochte. Ihre beiden Brüder verfolgten sie aber und hielten sie in dem jetzt größtentheils gelichteten großen Walde Argonne in Fesseln, wo sie bei einer Quelle saß und ihren Durst kühlte, ein. Da sie dieselbe aber weder durch freundliche Worte, noch durch Drohungen bewegen konnten, mit ihnen zurückzukehren und den Willen ihres Vaters zu erfüllen, so durchbohrten sie in blinder Wuth die Schwester mit ihren Pfeilen, schnitten ihr den Finger, woran sie einen Ring trug, ab und köhlten mit diesem Beweisstücke ihrer That nach Nivelle, dem Wohnorte ihres Vaters, zurück. Der Ort, wo sie den Körper verscharrten, blieb lange unbekannt, bis daselbst ein Blinder sein Gesicht wieder bekam und andere Wunder geschahen. Man erob also die Gebeine und erbaute an der Stelle eine Kapelle, welche jetzt einen Theil der Abtei Valbuis oder Baurdissel (etwa vier Stunden von der Stadt Senay am Ufer der Maas) ausmacht. An den Funden dieser Kirche sah man noch im vorigen Jahrhundert Malereien, welche die Flucht und den Tod der Gertrudis darstellten<sup>2)</sup>. — Noch unsicherer sind die Nachrichten über die andere Gertrudis, welche eine Tochter Pipin's des Kurzen und eine Schwester Karl's des Großen gewesen sein soll. Die Sage erzählt, Gertrudis habe, da sie trotz ihres Gelübbes, Jungfrau zu bleiben, sich wider ihren Willen verheirathen sollte, sich zuerst mit Beihilfe ihrer Mutter vor ihrem zürnenden Vater verborgen, dann aber mit dem Priester Alotangus und dem Diakon Bernard die Flucht ergriffen und sich im östlichen Franken an einem Orte im Speßart, welcher später Karleburg<sup>3)</sup> hieß, niedergelassen. Daselbst habe sie eine Kirche gebaut und der Leitung der mit ihr entflohenen Geistlichen anvertraut. Als aber später der Mann, welchem sie bestimmt war, starb, kehrte sie nach Hause zurück und verheirathete sich mit ihrem Vater, welcher fortan der Erfüllung ihres Gelübbes kein Hinderniß in den Weg legte<sup>4)</sup>. An einem Orte nicht weit von Karleburg lag ein Jagdschloß der Pipine, Rohlach genannt, wohin Gertrudis oft zu gehen pflegte; hier erbaute Karl der Große auf die Bitte seiner Schwester das Kloster Reusstadt<sup>5)</sup>. In diesem wurden auch bis auf die neuere Zeit noch einige der Gertrudis angehörende Gegenstände, unter welchen ein seidenes Gewand<sup>6)</sup> der merkwürdigste ist,

aufbewahrt. Der Priester Alotangus soll zu Karleburg zurückgeblieben und Bonifacius, dem Apostel der Deutschen, die Veranlassung zur Gründung des Bisthums Würzburg geworden sein<sup>7)</sup>. Da nun dieses Bisthum bekanntlich im J. 741 gegründet wurde, Pipin der Kurze aber um diese Zeit noch ein Jüngling war und sich kaum mit Bertrada vermählt hatte, so kann keine Tochter von ihm zu der angegebenen Zeit nach Karleburg gekommen sein; auch wird nur eine Tochter Pipin's, nämlich Gisela, genannt<sup>8)</sup>. Ebenso wenig kann Gertrudis, wie Andere annehmen, als eine Tochter Pipin's von Herstall gelten, denn ihr Begleiter Alotangus müßte dann ein Alter von weit mehr als 100 Jahren erreicht haben; auch ist keine Tochter dieses Pipin bekannt, und ebenso wenig ist anzunehmen, daß zu dieser Zeit das Christenthum bereits in den Speßart eingebracht war. Noch weniger kann deshalb die flüchtige Gertrudis eine Tochter Pipin's des Alten und mit Gertrudis, Wittisin von Nivelle, eine und dieselbe Person gewesen sein, wie eine andere Sage<sup>9)</sup> erzählt. Aus dem Gesagten geht übrigens hervor, daß eine Verwechselung verschiedener Gertruden stattgefunden hat, und daß die Untersuchung über die Herkunft der beiden hier erwähnten einen historischen Boden nicht zu gewinnen vermag. J. G. v. Eckhart, der gelehrte Geschichtschreiber des Frankenlandes, hat sich deshalb vergebens abgemüht, zu einem annehmbareren Ergebnisse über die Abstammung der zweiten Gertrudis zu gelangen. Zuerst glaubte er sie in Githrdis, der Tochter Karl Martell's, und der Rotrudis zu finden; will man aber auch eine Verunstaltung des Namens zugeben, so kann doch Eckhart selbst nicht in Abrede stellen, daß diese Githrdis mit Otilio, Herzog von Baiern, verheirathet war<sup>10)</sup>. Später hielt er sie für eine Tochter des Königs Karlmann und der Giberga, und suchte den Beweis auf die in den Rand des oben erwähnten seidenen Gewandes der Gertrudis eingewirkten Worte zu stützen, indem er in dem Namen Berbera Karlmann's Gemahlin Giberga finden will<sup>11)</sup>. Daß solche Beweise nicht hinreichen, um irgend einen Fürken des fränkischen Hauses mit einer frommen Tochter zu beglücken, braucht wol kaum bemerkt zu werden. (Ph. H. Kahl.)

GERTRUDIS (Trupt, Trupken) von Döken, gegen das Ende des 13. Jahrh. in Südbolland in dem Dorfe Noorburg bei Haag geboren, ging, da ihre Aeltern arme Landleute waren, als Dienstmagd nach Delft, wo sie sich durch ihre Frömmigkeit vor Allen auszeichnete. Häufig pflegte sie mit mehreren gleichgesinnten Ge-

2) Bregl. Act. SS. Maji Tom. VII. p. 514 seq. 3) In Unterfranken am Main, jetzt ein Pfarrdorf nicht weit von Karlestadt. 4) So berichtet Ggilward in der Vita S. Killani c. 19. 5) Drei noch vorhandene Urkunden Karl's des Großen über Stiftung und Dotirung dieses Klosters sind offenbar falsch; vergl. Act. SS. Martii Tom. II. p. 603. 604 und Eckhart l. c. p. 705 seq. 6) R. Böhmcr scheint sie in seinen Registern der Karolinger C. 15 als echt zu betrachten. 7) Auf den Rand des westphälischen Gewandes, dem welchem sich die Kaiserin Eleonore ein Bild nach Hause bringen ließ, um durch dessen Wirkung ihrem Gemahle Riccardi d. Rothfommeskraft zu geben, find mit goldenen Buchstaben die Worte BERBERTA ME FIRMI FECIT

IN DECOREM FILIAE eingewirkt. Auf sie hat man, wie wir weiter unten sehen werden, eine Hypothese über die Abstammung der Gertrudis gebaut.

7) Man findet diese Uebersieferungen zusammengestellt in den Act. SS. Martii T. II. p. 601—604 und in J. Mabillon, Act. SS. Ord. Benedict. Soc. III. P. I. p. 718. 719. 8) Eckhart l. c. p. 367. Zwei andere Töchter fanden in ihrer Kindheit, ibid. c. 368. 9) In einer Biographie dieser Gertrudis; vergl. Act. SS. l. c. p. 601. 10) Comment. de Francia oriental. Tom. I. p. 387. 11) l. c. p. 622.

föhrinnen an öffentlichen Plätzen ein altes Weib, welches mit den Worten: „Het daghet in den Dofen“ (es tagt im Ofen) beginnt, zu ihrer und Anderer Erbauung und Erheiterung zu fingen, weshalb sie den sie näher bezeichnenden Beinamen van Dofen bekam. Die Untroue eines bereits mit ihr verlobten jungen Mannes, welchen sie herzlich liebte, kränkte sie so tief, daß sie der Welt entfagte und in das Haus der Beguinen<sup>1)</sup> zu Delft eintrat. Ihre Nebenbuhlerin, welche sie vorher inftändig erlucht hatte, ihr den Verlobten nicht zu rauben, konnte nicht gebären und mußte so lange in den Geburtsschmerzen liegen, bis sie Gertrudis um Verzeihung gebeten und diese ihr verziehen hatte. Sie lebte äußerft ärmlich und bettete von Haus zu Haus ihren geringen Bedarf, wobei sie die Geder mit folchem Eifer zu einem frommen Leben ermahnte, daß sie öfter in Verwundungen gerieth. Als sie eink in einem Hause, wo man sie eingeladen hatte, zu Tische gehen wollte, blieb sie in der Hausflur verzußt ftehen, so daß man sie nicht von der Stelle bringen konnte, und als sie sich wieder erholt hatte, ob sie verschimmeltes Brod und gewonnene Milch, ohne daß sie es wußte. In ihrem Gebete war sie so emfig, daß sie in sieben Jahren nie ausfchließ, den größten Theil aber brachte sie in tiefer Betrachtung zu, obgleich sie darin häufig von dem Teufel gestört wurde, indem dieser sie hin und her zerete, auch öfter in die Höhe hob und wieder zu Boden warf, ohne daß sie jedoch dabei Schaden nahm. Einmal auf dieser Stufe der Verzuigung angelangt, mußte wol Gertrudis noch Wunderbarer erfahren. Als sie einst zur Weibnachtszeit in tiefe Betrachtungen über die Geburt des Herrn versunken war, füllten sich ihre Brüste mit Milch, welche von da an 40 Tage lang bis zu dem Feste Mariä Reinigung floß<sup>2)</sup>, und als sie später in der Nacht vom grünen Donnerstage 1340 vor dem Crucifix inbrünftig betete und betrachtete, fühlte sie sich, wie ihr von einer andern Beguine vorausgesehen war, mit den Wundmalen bezeichnet, und von da an bis zur Auffahrt des Herrn floß täglich siebenmal in den sieben kirchlichen Tageszeiten Blut aus diesen Malen. Das Wunder wurde alsbald ruhm- und der Zubrug des Volks so groß, daß Gertrudis kaum mehr ihren geistlichen Übungen obzuliegen vermochte; so sie überdies in die Sünde eifriger Ueberehrung zu fallen fürchtete, so dat sie Gott um Wegnahme der Wunden, und erhielt, was sie begehrte; es drang fortan kein Blut mehr vor und nur die Narben blieben; aber große Schmerzen um das Herz überfielen sie jetzt, wobei sie zugleich der Süße entbehrete, welche sie empfand, so lange die Wunden bluteten. Ihr Stieg deshalb wieder ein großes Verlangen nach ihrer Heilung auf; sie betete auch um dieselbe, aber vergebens<sup>3)</sup>. Auch

die Gabe der Weissagung besaß sie, und sagte in dem Kampfe zwischen Margaretha, der Witwe Ludwig's des Baiern, und ihrem Sohne Wilhelm um den Besitz von Holland den Sieg des Letzteren, zu welchem auch Delft hielt, in dem hartnäckigen Treffen an der Maasmündung im J. 1351 voraus, obgleich kurz vorher Wilhelm eine Niederlage erlitten hatte<sup>4)</sup>. Auch noch andere Dinge über die Zukunft ihrer näheren Umgebung sagte sie voraus und starb am 6. Jan. 1358. Sie ist in der Hippolituskirche zu Delft begraben und wird noch jährlich an ihrem Todestage, obgleich sie nicht förmlich von der Kirche als Heilige sanctionirt ist, verehrt, wobei auch das Crucifix, durch dessen Anschauung sie die Wundmale erhielt, auf dem Altare ausgelegt ist. Die Behauptung aber, daß Gertruydenberg in Nordbrabant nach ihr benannt ist, beruht auf einem Irrthum, denn diese Stadt ist weit älter und hat ihren Namen von Gertrudis von Nivelles. Die von einem unbekannten Mönche verfaßte alte Biographie der für die Geseftschreibung ihrer Zeit merkwürdigen Beguine Gertrudis theilte zuerst Jan. Surius in seiner Legendenfammlung unter dem 6. Jan., aber in veränderter Fassung, mit; in der ursprünglichen Gestalt nebst einigen Bemerkungen lieferten sie aus einer Handschrift der Martinusschule zu Utrecht J. Bolland und G. Henfchen in den Act. SS. Januarii Tom. I. p. 348—353. — Mit dieser Gertrudis darf eine fremde Beguine gleichen Namens, welche ebenfalls in dem Beguinenhause zu Delft lebte, nicht verwechselt werden. Sie erschien nach ihrem Tode einem Klausner, von zwei Engeln begleitet, welche sie zum Himmel führten<sup>5)</sup>.

(Ph. H. Kähl.)

GERTRUYDENBERG, eine feste Stadt im Bezirke Oreda der niederländischen Provinz Nordbrabant, an dem kleinen flüßigen Dongen, welches unweit der Stadt in das Biedhofsch genannte Delta der Maas und Waal übergeht, unter 22° 31' 40" östl. L. von Ferro und 51° 42' 40" nördl. Br., hat 1600 Einwohner, welche starken Lachsfang treiben, und einen Hafen.

(H. E. Hüster.)

GERTRUYDENBERG, Belagerung von Gertruydenberg im Jahre 1593. In Folge der kriegerischen Unternehmungen, mit welchen Philipp II. von Spanien von den Niederlanden aus Frankreich bedrohte, war der hier zurückgebliebene königliche Statthalter Graf von Mansfeld vollständig auf die Defensiv beschränkt worden; dagegen nahmen seit dem Jahre 1591 die vereinigten Provinzen die Stellung der Offensiv ein, welche jener nothgebrungen hatte aufgeben müssen. Die

tion kann man die förmlich nur einseitig gehaltenen Darstellung von J. Görres in dessen *Christlicher Mythos* (Regensburg 1837.) 2. Bd. S. 410 ff. vergleichen.

4) Vita c. V. § 22: „Quod enim sciebat ea, quae se habent instantes et a longe, patuit anno Domini MCCCCL, anno fieri in Moss praelium, praefante magis imperatrice duces contra duces Wilhelmum filium suum, quo praefato perit diversimoda multitudo hominum.“ Ergal H. von Kampen, *Geschichte der Niederlande I*, 171 und *Prinz. etc.*, *Niederlande*, *Geschichte* I, 737. 5) Vita Gertrudis cap. VII. § 30.

1) Vergl. Encyclopädie I. Sect. 8. Bd. S. 354 fg. 2) Vita Gertrudis c. III. § 14. Der Biograph hält selbst diese Erscheinung für ebenso selten als wunderbar, aber doch für richtig, da ja alle wichtigen Jungfrauen Mütter der Herrn seien und also auch Mütter bekommen können! 3) Vita c. IV. § 15—18. Ueber die Geschichte und das Wesen der Befandten im 13. u. 14. Jahrh. in den Heiligenlegenden vorkommenden sogenannten Stigmatisa-

Republik besaß damals im Prinzen Moritz von Oranien den Mann, der einen Angriffskrieg trefflich zu leiten verstand. Moritz stand zu jener Zeit in der Blüthe und Fülle seiner jugendlichen Kraft. Die Hauptstärke seiner Kriegskunst bestand darin, daß er große Treffen ohne bringende Noth zu vermeiden und dafür dem Feinde durch kleine Gefechte Abbruch zu thun bemüht war. Außerdem zeigte er für die Belagerung und Vertheidigung fester Plätze, was bei der damaligen Art der Kriegsführung und bei der Natur des Landes von der größten Wichtigkeit war, eine besondere Befähigung.

Dieses hervorragende Feldherrentalent sollte aufs Neue durch die Belagerung von Gertruydenberg aus Licht gestellt werden.

Diese wichtige Grenzfestung war im J. 1590 durch die Treulosigkeit der Besatzung in die Hände der spanischen Partei gefallen. Mit Sehnsucht erwarteten die Niederländer deren Wiedereroberung, und Nichts konnte mehr als diese Moritzens Popularität bestärken. Schon im J. 1591 hatte man bereits einen vergeblichen Versuch gemacht, Gertruydenberg wieder zu nehmen. Diese Festung, in der Dismus van Berge, Herr von Waterdijk, commandirte, war aber durch die Spanier bedeutend verstärkt worden. Eine Expedition gegen dieselbe erbrachte also bedeutendere Vorbereitungen, die denn auch im Laufe des Winters 1592—1593 ins Werk gesetzt wurden.

Am 27. März 1593 erschien die niederländische Reiterei unerwartet vor Gertruydenberg und schloß die Stadt ein. Am folgenden Tage traf Prinz Moritz selbst mit der Infanterie vor der Festung ein. Das Heer des Prinzen belief sich auf nicht über 5000 Mann; der eine Theil der Truppen lagerte unter Prinz Moritz auf der westlichen Seite der Stadt, der andere Theil unter dem Grafen Hohenlohe auf der östlichen Seite.

Es kam vor Allem darauf an, sich Gertruydenbergs in möglichst kurzer Zeit zu bemächtigen, bevor noch Karl von Mansfeld aus Frankreich zu seinem Entsatz zurückzukehren vermochte, welchem Letztern der spanische Oberstatthalter, der ältere Graf von Mansfeld, sobald er die Einschließung Gertruydenbergs durch die Niederländer erfahen, den Befehl zum sofortigen Rückmarsch zugesandt hatte. Der Prinz Moritz wußte dies und traf demgemäß mit dem größten Eifer und der trefflichsten Sachkenntniß alle Anstalten zur Eroberung der Festung.

Nachdem er am 5. April die nicht weit von der Stadt entfernte, auf einem Damme gelegene Schanze Steelpoos genommen, wobei er sich durch persönlichen Muth und Tapferkeit ausgezeichnet, beschloß er sich der Prinz zunächst mit der Befestigung des eigenen Lagers, wobei er den doppelten Zweck im Auge hatte, sowohl die Festung eng einzuschließen, als auch das ihm untergebene Belagerungskorps gegen alle Angriffe von der Stadt und von Außen her zu sichern.

Das Lager ward in seinem ganzen Umfange von Bällen und Gruben umschlossen. Letztere konnten durch Schleißen unter Wasser gesetzt werden, und wurden

durch vier weiter vorgeschobene Werke kräftig besichert. Die Eingänge wurden durch große Batterien vertheidigt. In dem, wie schon oben bemerkt, in zwei durch den Fluß Dongen getrennten Abschnitten getheilten Lager der niederländischen Armee war die erforderliche Communication durch zwei Brücken hergestellt worden. Die Annäherung an die Wallgräben wurde durch Verschanzungen, die man noch durch hervorsteckende eiserne Spizen zu schwer zu überschreitenden Hindernissen umgewandelt hatte, sehr erschwert.

Außerdem hatte man die durch das niedrige Moorland nach dem Lager führenden Wege und Dämme an mehreren Stellen durch Flossbojen und mit Wolfsgruben, Fußangeln und Kladderminen versehen. Die Auscommunication der Stadt wurde durch holländische Kriegsfahrzeuge abgeschnitten. Die Verschanzungen hatten eine Länge von zwei Meilen, das Dorf Känsdorken wurde von ihnen mit eingeschlossen. Die weitausläufigen Linien wurden durch 100 Geschütze vertheidigt.

Eine Menge Landknechte und Soldaten (welche letztere dafür besonders bezahlt wurden) waren bei dem Bause dieser weitausläufigen Werke beschäftigt; weit und breit wurden diese Verschanzungen als ein Meierfeld der Kriegskunst bewundert. Moritz wußte überdies unter seinen Truppen eine so strenge Mannszucht aufrecht zu erhalten, daß die Bauern vom platten Lande sich zu ihrem Schutze in das wohlverschanzte Lager begaben, wo sie, ihre Familien und ihre Heerden ruhig weiden lassen konnten. An Lebensmitteln konnte es auf diese Weise im Lager nie fehlen.

Nachdem der Bau des verschanzten Lagers beendet war, ließ Moritz die Laufgräben eröffnen, es wurden Breshbatterien gegen die Stadtbefestigungen erbaut und man schritt sogar zur Eröffnung eines Miniertrüges. Allein diese Arbeiten gingen nur langsam von Statten, da ein anhaltendes Regenwetter und häufige Ausfälle der Besatzung vielfache Unterbrechungen verursachten.

Die Belagerten hatten ihrerseits den Muth nicht sinken lassen, sondern erwarteten zuversichtlich den Entsatz, den ihnen der alte Graf Mansfeld versprochen hatte. Und in der That beritt dessen Sohn, Karl von Mansfeld, seinen Rückmarsch aus Frankreich, und unerwartet schnell erschien seine Reiterei vor Turnhout, von wo aus sie sich mit der Besatzung Gertruydenbergs in Verbindung zu setzen suchte, was jedoch durch die Wachsamkeit, mit der alle Zugänge bewacht wurden, verhindert wurde. Auch erlitten die Spanier in kleinen kleinen Gefechten, die sie mit den Niederländern zu bestehen hatten, beträchtliche Verluste. Dem tapfern Hauptmannne Marcellin Bar gelang es, den Spaniern von Wreba aus die Zufahrt abzuschneiden und sie so zum Rückzuge zu nöthigen.

Graf Mansfeld war indessen mit einem 14,000 Mann starken Heere vor Gertruydenberg angelangt und nahm der Belagerungsarmee gegenüber seine Stellung ein, die er in der Folge einige Male zu ändern genöthigt war, sowie auch seine Angriffe aus dem vereinigten La-

ger erfolglos blieben. Dieselben beschränkten sich zuweilen nur auf Demonstrationen, da ein ernstlicher Angriff bei der Festigkeit des Lagers aus den getroffenen Vertheiligungsverrichtungen nicht ratsam erscheinen konnte, was Mansfeld mit tiefem Kummer erfüllte.

Mittlerweile hatte Prinz Moriz auch noch eine Verstärkung von sieben Tausen französischen Fußvolks erhalten, um so unerschrockener wurde nun von Seiten der Niederländer die Belagerung fortgesetzt. Durch einen Ueberfall gelang es am 24. Juni den beiden niederländischen Hauptleuten Jaen und Vereri mit sechs Mann ein feindliches Magazin zu ersticken und durch eine schnell herzugeeilte Unterstützung ihre Eroberung zu behaupten.

Die Besagung Gertruydenbergs wurde hierdurch von einem solchen Schrecken ergriffen, daß sie, in der gewissen Ueberzeugung von der Fruchtlosigkeit der Entsatzversuche, noch an demselben Tage auf ehrenvolle Bedingungen hin, die ihr auch zugestanden wurden, eine Capitulation abschloß.

In Folge derselben erhielt die Garnison freien Abzug mit Seitengewehr und Gepäc, doch mußte sie ihre Fahnen zurücklassen und auch diejenigen Leute austauschen, welche früher Gertruydenberg an die Spanier verkauft hatten. Man fand deren noch drei; sie küßten ihren Verrath mit dem Tode.

Das Commando in der eroberten Festung erhielt der Bruder des Prinzen Moriz, Heinrich Friedrich von Dranien. Das besetzte Lager wurde, nachdem es seinen Zwecken in dem größten Maße entsprochen, von den Niederländern demolirt.

Graf Mansfeld erfuhr den Verlust Gertruydenbergs erst durch das Vortragsstücken seiner Begnert. Eine Diversion des Prinzen Moriz befürchtend, suchte er diese durch einen schnellen Abmarsch zu verhindern und ging schließlich bis an die Maas zurück. (Vergl. Schiller's Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande.)

#### Einnahme 1793.

Das englische Parlament hatte auf die verhängnißvollen Ereignisse des 10. Aug. 1792 seinen Gesandten von Paris zurückberufen, und als nach Abschaffung der Königswürde in Frankreich der Botschafter der Republik in London erschien, ihn in dieser Eigenschaft nicht anerkannt, ohne jedoch jeden diplomatischen Verkehr abzubreden. Zum Kriege entschlossen, aber nicht dazu gerüstet, suchte es Zeit zu gewinnen, als die Hinrichtung Ludwig's XVI. alle politischen Rücksichten der Stimme der Ehre unterordnete. Der französische Gesandte erhielt die Weisung, binnen 24 Stunden London, in acht Tagen das Königreich zu verlassen. Der Convent fand hierin Veranlassung zur Kriegserklärung, die sich auch auf den Erbstatthalter von Holland, als dem Allirten Englands und Preußens, ausdehnte.

Holland, noch gar nicht zum Kriege gerüstet, durch politische Parteilungen getheilt, erschien als leichte Beute; Dumouriez mußte ohne Verzug die Feindseligkeiten gegen dasselbe beginnen.

In Folge dessen sammelte Dumouriez 14,000 Mann

bei Antwerpen, in der Absicht, gegen Amsterdam zu rücken, während der General Miranda mit 15,000 Mann Maastricht bombardiren sollte. 11,000 Mann standen unter Parville bei Ralmech, 25,000 Mann unter Valenciens längs des Röhr, 3500 Mann unter Lamareire bei Meermond zur Deckung der Belagerer, Champmorin sollte mit 6000 Mann Venlo erobern.

Dumouriez wollte sich demnächst mit Miranda bei Utrecht vereinigen und dann, wie schon oben gesagt, gegen Amsterdam vorgehen.

Die österreichische Armee von 40,000 Mann unter dem Prinzen Coburg cantonnirte hinter dem Erft und Röhr, 11,000 Mann Preußen unter dem Herzoge von Braunschweig. Dels standen von West bis an den Riers und deckten die rechte Flanke der Oesterreicher, die linke Flanke wurde durch Detachements gedeckt.

Den 17. Febr. 1793 brach Dumouriez auf, laagerte bei Brede, die Avantgarde gegen Kleverds und Willemsstadt vorgeschoben; d'Arcon schloß Brede mit 5000 Mann ein, ein Theil rückte gegen IJmkerbergen, wo die zum Transport der Truppen bestimmten 32 Schiffe lagen.

Nach 24stündigem Bombardement übergab der altersschwache General Byland am 24. Febr. die Festung Brede mit 250 Geschützen. Die 3000 Mann starke Besagung erhielt freien Abzug. d'Arcon rückte ohne weiteren Aufenthalt gegen Gertruydenberg vor. Die vorgeschobenen Werke dieses Platzes wurden von der Garnison geräumt, und nach einem unbedeutenden Bombardement von drei Tagen capitulirte der 54jährige Gouverneur, General Bedaull.

Die zur Belagerung verwendet gewesenen Truppen bezogen darauf, der Einschiffung gewärtig, ein Lager an den Ufern des Biessbosch. Der Herzog von Coburg brach nummehr am 26. Febr. von Jülich und Düren auf und warf die Franzosen mit großem Verlust über die Maas; der Herzog von Braunschweig führte sein Corps über Venlo und drängte die Franzosen auf Antwerpen zurück. Diese hatten am 9. März 50,000 Mann bei Namur, Diest und Löwen concentrirt. Den 16. März beschloß Dumouriez, um Belgien und sein eigenes Leben zu retten, die Schlacht von Nerwinde zu liefern, in welcher er vom Herzoge von Coburg besetzt ward und 29 Geschütze und 4000 Mann verlor.

In der Conferenz zu Löwen den 22. Mai mit dem Herzoge von Coburg entschloß sich General Dumouriez, die Sache der französischen Republik zu verlassen, die ihm untergebene Armee gegen den Convent der Republik zu führen und so mit Hilfe der Allirten die Regierungsform von 1791 unter einem constitutionellen Könige wiederherzustellen. Die französischen Commandanten von Gertruydenberg und Brede schlossen auf den Befehl von Dumouriez am 2. und 3. April eine Capitulation ab, in Folge deren die französische Besagung auf ihr Verlangen ihren freien Abzug nach Frankreich erhielt.

Dumouriez wurde indeß von dem Convent seines Amtes entsetzt und mußte im österreichischen Lager Schutz suchen, ohne daß er seine Pläne durchzuführen vermocht hatte.





teht hat:." Man wollte sich zunächst dazu verstehen — was die holländischen Staatsmänner stets als unerlässliche Vorbedingung gefordert hatten — Spanien und das spanische Amerika dem Erbprinzen Karl zu überlassen und selbst Mailand anzugeben; dafür sollte Philipp nur Neapel, Sicilien und Sardinien behalten. Die holländischen Minister zeigten sich nicht ganz abgeneigt, auf Grund solcher Vorschläge zu verhandeln. Im Januar 1709 ward dem Grafen von Berghel durch den Pensionair van der Duffen mitgetheilt, vertrauliche Unterhandlungen wären nicht unmöglich, wenn Ludwig XIV. seinen Antrag, Spanien, „Indien," Mailand und die Niederlande abzutreten, erneuere und einen vortheilhaften Handelsvertrag mit Holland abzuschließen verspreche. Lorey nahm das an, und nachdem er sich mit dem Haag in das nöthige Vernehmen gesetzt und einen holländischen Vasi für einen französischen Bevollmächtigten in Empfang genommen hatte, schickte er Mitte März 1709 den Präsidenten Rouillé nach den Niederlanden. Rouillé hatte die Instruction, „der Republik Holland günstige Bedingungen für ihren Handel, zu ihrer äußeren Sicherheit aber eine sogenannte „Barrière“ in den spanischen Niederlanden auszusprechen; für Philipp V., außer Neapel und Sicilien, Sardinien und die spanischen Küstenplätze in Toscana zu fordern." Jedoch sollte er, wenn er es nöthig finde, erst Sardinien, dann auch die Seeräube aufgeben, und nach Regulirung des Tractates erklären, daß Ludwig XIV., wenn Philipp V. seine Zustimmung verweigert, die französischen Truppen aus Spanien zurückziehen werde.

Rouillé hatte im März und April d. J., zuerst in dem Dorfe Stroten in Südholland, dann auf dem Kanale bei Wörden und zuletzt im Dorfe Bedegraven, mit van der Duffen und mit Bugo, dem Pensionair von Amsterdam, den beiden Deputirten der Generalsstaaten, mehrere geheime Conferenzen. Die Holländer verwarfen sogleich die Forderung von Sardinien und der spanischen Plätze in Toscana, verlangten statt der von Rouillé für den trauischen Kaiser und das Reich angebotenen Herrschaft des römischen Reichs die Herrschaft des münsterischen, wie ihn die Truischen auslegten, und zogen in die Unterhandlung auch die Interessen ihrer andern Bundesgenossen hinein, deren Grütierung Ludwig XIV. den Verhandlungen über den allgemeinen Frieden zuweisen wollte. Die Hoffnung des Königs, die Republik von ihren Verbündeten loszureißen und zu einem Separatfrieden bewegen zu können, scheiterte, weil die Holländer — obwohl sie die Lasten des Krieges bitter genug empfanden — wohl erkannten, daß ihnen eine freiwillige Hülfsleistung noch gefährlicher werden mußte. Indessen zeigten sie sich doch in Betreff der Forderung von Neapel und Sicilien für Philipp V. nicht völlig unangenehm; in Betreff der Barrière waren besonders die Städte Kassel, Dornick und Naumburg freilich. Inzwischen war die Runde von diesen Unterhandlungen nach Wien und London gedungen und hatte dort großen Unwillen erregt. Eugen und Marlborough legten sich daher (den 8. u. 9. April 1709) nach dem Haag und forderten von den

Generalsstaaten, sie sollten diese Unterhandlungen abbrechen, wenn Frankreich seine Concessionen zu Gunsten Englands und des Kaisers (Joseph I.) nicht erweiterte. Eugen stellte als unumgängliche Präliminarrbedingungen die Abtretung der ganzen spanischen Erbschaft an das Haus Oesterreich und die vollkommene Herrschaft des münsterischen Friedens auf. Die holländischen Staatsmänner, nicht gewillt, um Ludwig's willen mit ihren Verbündeten zu brechen, und geträgt von der öffentlichen Stimmung in ihrem Lande, die dahin ging, daß man an Frankreich, welches in den letzten Tagen liegt, jetzt die früheren Unbilden rächen müsse, eigneten sich Eugen's Forderungen an und eröffneten sie in der letzten Conferenz zu Bedegraven dem Rouillé, der nun natürlich unverrichteter Sache abreisen mußte.

Da jedoch die Jahreszeit den Beginn des neuen Feldzuges bald erwarten ließ, der Finanzminister Desmaretz aber die Aufbringung der Kosten für ein neues Kriegsjahr für beinahe unmöglich erklärte, so erbot sich der Minister Lorey, sich persönlich nach Holland zu begeben, um einen letzten Versuch zu machen, den Frieden zu Stande zu bringen, oder mindestens die gegebenen Pläne der Feinde Frankreichs zu erschöpfen. Er erschien, mit fast unumschränkter Vollmacht ausgerüstet, ganz unerwartet am 6. Mai d. J. 1709 im Haag bei dem Rathspensionair Heinfius und conferirte seiden, mit Zugleichung des Rouillé, mehrere Wochen lang mit demselben, sowie mit Bugo und van der Duffen. Seine Bemühungen, die Holländer dadurch von ihren Bundesgenossen zu trennen, daß er ihnen besondere Vortheile versprach, und namentlich das gewünschte Besatzungsrecht in Naumburg, Dornick und selbst in Kassel zugesagt, schritten an der Bundesstreue dieser Staatsmänner, die ohne Zugleichung der englischen und truischen Bevollmächtigten Nichts abschließen wollten. Die Ankunft Marlborough's, den der Viscount Townshend, und Eugen's, den der Graf von Singendorf als Agenten ihrer Höfe begleiteten, im Haag (18. Mai 1709), gab denn zu großen Conferenzen Anlaß. Da jedoch die officiell und nicht officiell ausgeprochenen Forderungen der englischen und kaiserlichen Bevollmächtigten — denen selbst die unbedingte Abtretung der ganzen spanischen Monarchie nicht zu genügen schien<sup>1)</sup> — keine Aussicht auf ein Resultat dieser Verhandlungen gaben, so begannen Lorey und Rouillé schon Abschiedscluse zu machen. Hier noch hielt Heinfius sie auf. Man sann von Neuem auf einen Vereinigungspunkt, und Lorey schlug noch vor, „die Verbündeten möchten alle ihre Forderungen schriftlich aufsetzen, damit man sie in ihrer Gesamtheit übersehen könne." Das ward angenommen. Heinfius, Eugen, Singendorf und Marlborough vereinigten sich über den Entwurf eines Friedenstractates, der dann, 40 Artikel umfassend — von Heinfius redigirt, von

1) Eugen forderte den Elß und eine Barrière von mehreren Festungen für Savoyen. Singendorf ließ gegen Petrum fallen, daß er Auftrag habe, die Abtretung von Bourgogne und der französ. Comté zu verlangen. Marlborough sprach von der Abtretung Neu-Frankreichs.

ihm und den beiden Erbprinzen unterzeichnet — am 27. (nach einigen Angaben am 28.) Mai 1709 Herrn von Torcy übergeben wurde. (Was findet dieser Entwurf vollständig in der *Histoire du congrès et de la paix d'Utrecht* p. 107 — 127. Die wesentlichsten dieser Artikel, 29 an der Zahl, sind auch abgedruckt bei *Schöhl, Histoire abrégée des traités de paix* sqq. T. II. p. 66 sqq.)

Torcy gab zu einem großen Theile dieses Entwurfes seine Bestimmung. Er erklärte, König Ludwig XIV. werde den Erbprinzen Karl als König der gesammten spanischen Monarchie anerkennen (Art. 3), und „so handeln, daß binnen zwei Monaten, vom 1. Juni 1709 an gerechnet, denselben Fürsten Sicilien übergeben werde, und der Herzog von Anjou (Ludwig's Enkel) Spanien verlasse.“ Ludwig XIV. werde, falls Philipp nicht dazu bereit sei, in Uebereinstimmung mit den Verbündeten passende Maßregeln ergreifen, um die vollständige Ausführung der Convention zu sichern (Art. 4); innerhalb der stipulirten zwei Monate die französischen Truppen aus Sicilien und Spanien zurückziehen und den Herzog von Anjou in keiner Weise unterstützen (Art. 5). Torcy versprach ferner, daß sein Monarch „den König von Preußen (Friedrich I.) in dieser Eigenschaft anerkennen“ und ihn nicht in dem Besitze von Rußhede und Balengin stören werde (Art. 21). Er wüßte in die Zusage von Straßburg und Neßl an den Kaiser und das Reich (Art. 8); in die Anerkennung der Königin Anna und der protestantischen Erbfolge in England (Art. 14 und 15), sowie die das Parlament schickte hatte; in die Abtretung von Neu-Fundland an England (Art. 16); in die Schließung der Befestigungen und die Zusperrung des Hafens von Dünkirchen (Art. 17) und in die Entfernung des Präsidenten (es war der Sohn des vertriebenen Königs Jacob II. von England, Jacob Eduard Franz Stuart) aus Frankreich (Art. 18). Er gestand den Generalstaaten die Abtretung von Furnes, Fort Knott, Menin, Roffel, Ipern, Warneton, Comines, Barrois, Yperingen, Dornid, Combe und Mennebe als Barriereplätze zu (Art. 22), sowie die Wiederherstellung des Tarifs von 1684; er versprach endlich, daß jene Plätze, soweit sie noch in den Händen der Franzosen wären, und die von ihnen noch besetzten Festungen der spanischen Niederlande sämmtlich bis zum 15. Juli 1710 geräumt werden sollten (Art. 35). Dagegen verlangte Torcy für die unbedingt geforderte Zurückgabe von Breisch (Art. 9) die Heimgabe von Landau. Er verweigerte die Verschonung der französischen Besatzungen im Elsaß auf den buchstäblichen Sinn des westfälischen Friedens (die „Randverträge über die zehn Reichsstädte.“ Art. 10); er verweigerte die Schließung aller französischen Befestigungen am Rhein von Basel bis Philippsburg (Art. 11) und die Abtretung von Ertles, Frenstelles und Chaumont an Savoyen. Nachdem Torcy (wie übergeben alle Streitpunkte, die entweder von nur untergeordneter Bedeutung, oder von keinem Einflusse auf die weitere Entwicklung dieses diplomatischen Schachspiels waren) die ihm mitgetheilten 40 Artikel ange-

maßen beantwortet hatte, kehrte er sogleich nach Versailles zurück, um seinem Monarchen Rechenschaft abzulegen und dessen Entscheidung einzuholen, welche dann Rouillé, der im Haag zurückblieb, der Genferung übergeben sollte. Inzwischen vereinigten sich die Bevollmächtigten des londoner und Wiener Hofes mit den Holländern, entschieden bei den 40 Artikeln zu beharren.

Ludwig XIV., der gern zum Frieden gelangt wäre, gab auf Torcy's Bericht selbst die Bereitwilligkeit zu erkennen, die verlangten Forderungen an Savoyen abzutreten, die im Elsaß angelegten französischen Schanzen zu schleifen und (vergl. Art. 2), was Torcy gleichfalls verweigert hatte) seine deutschen Verbündeten, Baiern und Köln, fallen zu lassen. Aber — und daran scheiterte Alles — wie schon Torcy den Verbündeten eingewandt hatte, alle diese Zugeständnisse konnten den Franzosen keinen gesicherten Frieden verschaffen, sondern nur einen zweimonatlichen gefährlichen Waffenstillstand. Denn durch den 37. Artikel des Entwurfes war eine Verlängerung des Stillstandes bis zum Abschlusse und zur Ratification der Friedensverträge (der Friedenscongress sollte nach Art. 40 am 15. Juni im Haag eröffnet werden) von der Bedingung abhängig gemacht, daß die gesammte spanische Erbschaft dem Erbprinzen Karl übergeben würde. Nun stand jedoch, ganz abgesehen von dem Widerwillen seines Hofes und Hauses, zumal des Dauphins, gegen Ausnahme dieser demüthigenden Bedingung, die Erfüllung dieser Bedingung um so weniger in Ludwig's Macht, als Philipp V. entschlossen war, Spanien nicht aufzugeben, und man von den castilischen Spaniern den beharrlichsten Widerstand gegen den Habsburger zu erwarten hatte. Und während König Ludwig seine Ehre dadurch empfindlich gekränkt fand, daß, wie man im Haag indirect zu verstehen gab, die Verbündeten den 4. Artikel so auslegten, als solle er eventuell selbst seine Waffen mit denen der Verbündeten verbinden, um seinen Enkel aus Spanien zu vertreiben, mußte er fürchten, durch Erfüllung der andern Bedingungen (zumal durch Räumung und Schließung vieler Festungen in den spanischen Niederlanden) die Grenzen seines Reiches den Feinden zu öffnen, wenn auf Grund der Nichtauslieferung der spanischen Erbschaft nach Ablauf des Stillstandes der Krieg doch wieder beginnen sollte. Unter diesen Umständen blieb ihm nichts Anderes übrig, als die Präliminarartikel der Verbündeten zu verworfen und die Unterhandlungen abubrechen. Rouillé überreichte nach kurzen Unterhandlungen am 7. Juni ein Ultimatum, dem zufolge der König alle Artikel annehmen wollte, mit Ausnahme des 37.; da die Verbündeten darauf nicht eingingen, so erklärte der französische Agent an Preußen, daß Ludwig die von seiner Seite gemachten Anerbietungen als nichtig betrachte, und wiederum das Glück der Waffen zu versuchen beschloßen habe; am 8. Juni verließ dann Rouillé den Haag.

So begann denn der Krieg von Neuem; es ist bekannt, daß der Feldzug des 3. 1709 ebenso unglücklich für Frankreich ausfiel, wie alle der letzten Jahre; zugleich nahm das Elend im Lande in grauenerregender

Weise zu. So sah sich denn Ludwig genöthigt, die im Frühlinge abgebrochenen Unterhandlungen im Herbst noch einmal anzuknüpfen. Torcy hatte auch während des Kampfes den Briefwechsel mit Vettelum fortwährend unterhalten; man hatte sich ohne Erfolg bemüht, Garantien ausfindig zu machen, welche den Verbündeten zu Gute kamen, bis Spanien an Erzherzog Karl übergeben wäre. Nun machte Vettelum im Herbst d. J. 1709 eine Reise nach Versailles. Bei seiner Rückkehr nach dem Haag im December brachte er vom französischen Hofe den Vorschlag mit, die durch den Winter gebotene Waffenruhe zu benutzen, um wegen eines allgemeinen Friedens zu verhandeln, und zwar zunächst ohne Rücksicht auf die früheren Präliminarartikel. Aber die Generalsstaaten wollten von solcher Zurückweisung der 40 Artikel Nichts hören. Nachdem ein neuer Versuch Torcy's, auf Grund eines andern Entwurfs, welcher den wesentlichen Theil jener Artikel in sich schloß, Unterhandlungen zu Stande zu bringen, gescheitert war (im Januar 1710), willigte der französische Minister ein, der Forderung der Generalsstaaten nachzugeben und die 40 unveränderten Artikel zur Grundlage weiterer Verhandlungen zu machen. Als nach mehrfachem Briefwechsel Heinsius und Torcy sich darüber verständigt hatten, daß Ludwig XIV. die Artikel mit Ausnahme des 37. annehmen wollte, kamen sie — unter Zustimmung des londoner und Wiener Cabinets — überein (im Februar 1710), neue Conferenzen zu eröffnen, um über ebenjenes 37. Artikel in Verhandlung zu treten. Dem Wunsche der Franzosen, die Conferenzen im Haag, in Breda, Bergen op Zoom oder einem andern Plage im Gebiete der vereinigten Niederlande abzuhalten, willfaherten die Holländer nicht, weil sie den französischen Agenten die Möglichkeit abschneiden wollten, unter den Ständen der einzelnen Provinzen, mit den einzelnen „hochwährenden Herren“ und im Falle heimliche Verbindungen anzuknüpfen. Die Generalsstaaten bestimmten endlich kurzweg die kleine Stadt Gertruydenberg am Wiebelsch, auf der Grenze von Holland und Nord-Brabant und ziemlich weit entfernt vom Haag, zum Sitz der Conferenzen.

In den ersten Tagen des März begaben sich im Auftrage des Königs der Marschall d'Uxelles und der Abbé von Polignac nach Holland und wurden von den, durch die Generalsstaaten abermals dazu deputirten, Pensionairen Dupé und van der Duffen am 9. März auf einer Jagd, die sie dann nach Gertruydenberg führen sollte, bei Moorbroef (in der Nähe von Gertruydenberg) empfangen; bei dieser Begegnung wurden dann die ersten Beratungen abgehalten. Schon am folgenden Tage kehrten die Holländer nach dem Haag zurück und berichteten am 11. März einer Versammlung, die von Wardeburgh, Townshend, Einzenhof, Heinsius und den Deputirten der Staaten gebildet war, über den Beginn der neuen Conferenzen. Die Franzosen hatten vorgeschlagen, die Verbündeten sollten einen besondern Frieden mit Ludwig XIV. schließen und die spanischen Angelegenheiten vorläufig bei Seite lassen; der König wollte

sich feierlich verpflichten — ja sogar den Verbündeten zur Garantie mehrer Städte (die Generalsstaaten sollten bis zur Beendigung des eventuellen weiteren Krieges gegen Philipp V. die Städte Bergues, Douai, Charlemont und Aire besetzen) übergeben — seinen Enkel in keiner Weise mehr zu unterstützen. Dupé und Duffen hatten das abgelehnt und Ludwig's kräftige Mitwirkung zur eventuellen Uebergabe der spanischen Monarchie an den Erzherzog Karl gefordert. Da waren denn die Franzosen, die natürlich stark hervorhoben, daß der König seinen Enkel niemals mit Gewalt aus Spanien vertreiben werde, mit der Idee hervorgetreten: „Das sicherste Mittel, den Herzog von Anjou zur Verzichtleistung auf die spanische Erbschaft zu bewegen, bleibe immer, ihm einen Theil der betreffenden Länder zu überlassen.“ Indem sie so auf einen älteren Vorschlag (s. oben) ihres Hofes zurückkehrten, bezeichneten sie als solche Landschaften Neapel und Sicilien. Die Generalsstaaten fanden (obwohl einige Stimmen, besonders der Abgeordneten von Utrecht, die man von Frankreich gewonnen glaubte, die französischen Theilungsideen befürworteten), im Einklang mit den Agenten der verbündeten Höfe, sich nicht geneigt, auf solche Vorschläge einzugehen. Inzwischen baten die französischen Gesandten, die während der letzten Zeit von Moorbroef nach Gertruydenberg begeben und von Paris neue Instructionen erhalten hatten, um Fortsetzung der Unterhandlungen. Ihre Bitte, die Conferenzen nach Drift oder Leiden (um dem Haag näher zu sein) zu verlegen, ward nicht erfüllt. Dagegen begaben sich Dupé und Duffen am 20. März nach Gertruydenberg und hielten an den beiden folgenden Tagen Zusammenkünfte mit den Franzosen. Nachdem der abermals wiederholte Vorschlag der letzten Conferenz von den Holländern einfach abgewiesen war, trugen d'Uxelles und Polignac verschiedene neue Theilungsentwürfe vor. Philipp V. könne sich wol mit dem Besitze des Königreiches Aragonien begnügen, oder man solle ihm Sicilien (oder Neapel), nebst Sardinien und den spanischen Küstenplätzen in Toscana überlassen. Die Holländer dagegen erklärten ihr Erstaunen darüber, daß man noch Nichts von einem Mittel erwähnt habe, um den Verbündeten die anstatt des 37. Artikels verlangten Garantien zu leisten; nur hierüber und nicht über einen Theilungsvertrag wären sie instruir't zu unterhandeln. Die Franzosen antworteten hierauf nur: „daß Ludwig, falls man sich zu einer Theilung entschließen könnte, die Präliminarartikel erfüllen werde, unter der Bedingung, daß der Waffenstillstand bis zum Friedensschlusse dauere. Gegen Philipp V. aber würde er niemals die Waffen ergreifen.“ „Wenn“, so schlossen sie, „das Vorgesagte nicht genug wäre, so möchten die Bundesgenossen fordern, was sie ferner für dienlich hielten.“ Mit diesem Bescheide kehrten die Holländer nach dem Haag zurück; die Franzosen sandten einen Courier nach Versailles, um neue Verabstaltungsbefehle einzuholen.

Die Stimmung im Haag, die Anfangs den französischen Theilungsvorschlägen nicht ganz abgeneigt gewesen war, wurde durch die Vorstellungen des Grafen Einzen-

dorf und durch die Wahnungen von England aus, keinen Separatfrieden einzugehen, wider so energisch, daß alle Bemühungen Pettekum's, während des Stillstandes der Konferenzen den Franzosen Boden zu gewinnen, scheiterten. Marlborough reiste sogar zur Armer ab, weil er die Unterhandlungen für hoffnungslos ansah. Mittlerweile machte die Rückkehr des französischen Couriers den Fortgang der Konferenzen möglich; am 7. und 8. April fanden neue Beratungen statt. Diesmal sprachen die Franzosen nicht mehr von der Ueberlassung Siciliens und Sardinien's an Philipp V.; dafür bestanden sie auf der Abtretung von Argonion oder Neapel und der türkischen Küste. Dazu fragten sie — als man ihnen auch diesmal Nichts zugesessen wollte —, „welche Garantie denn die Verbündeten dem Könige von Frankreich böten für die Erfüllung der Präliminarartikel von ihrer Seite?“ Das schien den Holländern offenkundig Hoh — eine Vorbereitung zum gänzlichen Abbruch der Konferenzen; sie erklärten daher den französischen Bevollmächtigten rund heraus: „Die Verbündeten wären einer solchen Weise zu verhandeln müde; sie erwarteten wegen der Hauptfrage eine klare, deutliche und bestimmte Erklärung von Seiten des Königs, widrigenfalls sie die Unterhandlungen abbrechen würden.“ Die Gesandten entschuldigten ihr zögerndes Verhalten damit, daß Ludwig XIV. noch immer die letzte Entscheidung des Herzogs von Anjou erwarte, ohne welche er nicht abschließen könne; sie boten sich dann Zeit aus, um noch einmal nach Versailles zu schreiben. Es vergingen nun 14 Tage (während dessen hatten Eugen und Marlborough, ohne den Erfolg der Unterhandlungen abzuwarten, am 20. April den Feldzug wieder eröffnet), ehe sie dem Heinfus Nachricht gaben, daß sie Antwort bekommen hätten und die Konferenzen fortsetzen könnten. Aber auch diesmal (24. April) hatten die Franzosen nichts Neues und Bestimmteres vorzulegen, als bei den letzten Zusammenkünften. Ergürnt — überzeugt, daß es dem französischen Hofe mit dem Frieden niemals Ernst gewesen sei, daß Frankreich's König nur Zeit zu gewinnen suche, wol in der Hoffnung auf eine Systemveränderung in England — führten Buys und Düßen nach dem Haag zurück. Hier erhielt dann Pettekum den Auftrag, an die Franzosen zu schreiben, „daß, da sie Nichts mehr vorzutragen und die Verbündeten ihnen nichts Anderes zu sagen hätten, die Unterhandlungen vergeblich wären.“ Man wollte die Verhandlungen jedoch nicht gänzlich aufgeben, weil man von dem Erfolge der Waffen größerer Nachgiebigkeit der Franzosen erwartete; deshalb bedeutete man Herrn von Pettekum ausdrücklich, von seinem Befehle, abzurufen, etwas zu erwägen. Die Franzosen antworteten ihm am 4. Mai, „daß — da sie Nichts Neues vorzutragen hätten, sie die Rückkehr der Personalarie erwarten wollten, entweder um sich deutlicher zu erklären, als letztere pflegten, oder um ihnen ihren Abschied zu geben.“ Allein im Haag fand man es unnötig, die Abgeordneten wieder auf einen solchen Fuß nach Gertruydenberg zu schicken. Pettekum (9. Mai) meldete dieses den Franzosen, die ihm sofort erwie-

ten, „daß sie sich also zu ihrer Abreise fertig machen würden.“

Die Unterhandlungen schienen nun völlig abgebrochen zu sein, aber schon am 14. Mai erhielten d'Ursell und Polignac einen neuen Courier aus Versailles. Sofort schrieben sie an Pettekum und baten denselben, die Rückkehr der holländischen Deputierten nach Gertruydenberg zu vermitteln. Am 23. Mai trafen (nachdem man den Grafen Singenborn mit einiger Mühe von der Absicht mitzureisen abgebracht hatte) Buys und Düßen in der That dort ein. Die Franzosen erklärten nun, „daß Philipp V. sich mit Sicilien, Sardinien und den toscanischen Küstenplätzen begnügen wolle.“ Man fragte sie, ob sie den Verbündeten ernsthafte Garantien dafür geben könnten, daß der Herzog von Anjou Spanien und „Indien“ dem Erbherzoge Karl abtreten würde? Da hierauf keine bestimmte Antwort erfolgte, so erklärten die Holländer eudlich, „man erkenne nur immer deutlicher, daß der französische Hof die Unterhandlungen nur darum unterhalte, um sein Volk zu geduldriger Ertragung der Kriegskosten zu bewegen, ohne daß er den Frieden aufrichtig wünsche. Seitens der Verbündeten werde man also genötigt sein, die Konferenzen aufzugeben, die in solcher Weise nur Argwohn erwecken könnten.“ Wie schon so oft, erklärten die Franzosen auch jetzt, man werde einen neuen Boten nach Versailles abschießen; die Holländer gingen wieder nach dem Haag. Hier wurden die Vorschläge der Franzosen nochmals lebhaft besprochen, konnten jedoch nach keiner Seite hin Annahme finden: so tiefes Mißtrauen hatte Ludwig's XIV. früheres Verhalten in ganz Europa erregt. Indessen beschloß man, Herrn von Pettekum noch einmal nach Gertruydenberg zu schicken, damit er näher mit den französischen Agenten sprechen möchte, welche ihm letzten brieflich einige Hoffnung gemacht hatten, daß sie Mittel vorschlagen würden, wodurch dem Erbherzoge Karl der Besitz von Spanien und „Indien“ gesichert werden könnte. Aber seine Reise ward einige Zeit verschoben; ein gewisser Du Puy von Genf, früher Unterhofmeister des Prinzen von Dranien, hielt sich seit einiger Zeit zu Gertruydenberg auf, wo er, wie man glaubte, gebraucht werden sollte, Pettekum's Unterhandlungen zu hintertreiben; deshalb ließ Heinfus Letzterem wissen, er solle nicht ohne näheren Befehl der Generalkaaten seine Reise antreten. In der Zwischenzeit kam ein französischer Courier am 6. Juni mit neuen Depeschen von Versailles nach Gertruydenberg. Durch Pettekum's Hand ging ein Brief an Heinfus, und — so genügt zum Frieden war man im Haag, daß man die feste Meinung der Franzosen zur Hinhaltung von Unterhandlungen auch diesmal übernahm — Buys und van der Düßen wurden wieder nach Gertruydenberg abgeschickt. Auch diesmal machte Singenborn den Versuch, sie zu begleiten; er ließ sich indessen durch den Prinzen Eugen bewegen, dem Beispiele des englischen Gesandten Townshend zu folgen und den Bevollmächtigten der Generalkaaten die Unterhandlungen vorläufig allein und gänzlich anzuvertrauen.

In den neuen Besprechungen (15. und 16. Juni)

erklärten die französischen Gesandten, „der König wolle von den russischen Küstenplätzen absehen und sich mit Abtretung von Sicilien und Sardinien an den Herzog von Anjou begnügen. Er wolle alle Mittel anwenden, um seinen Enkel für diesen Theilungsvertrag geneigt zu machen; dazu verlange er vier Monate Zeit. Wenn aber Philipp V. sich durch des Königs Gründe nicht bewegen lasse, so wolle Ludwig XIV. — für den Fall, daß die Verbündeten nach Abschluß des Friedens mit Frankreich den spanischen Krieg fortsetzen müßten — den Verbündeten gewisse Summen Geldes bezahlen (und deswegen gute Sicherheit zu Umherdam geben), die zum Kriege gegen den Herzog von Anjou verwendet werden könnten.“ Uebrigens verlangten die Franzosen, daß man ihnen von dem, was die Verbündeten, und namentlich das deutsche Reich, weiter zu fordern hätten, Nachricht geben möchte. Auch diese Anerbietungen führten zu Nichts; die Holländer begaben sich, da sich immer neue Schwierigkeiten erhoben, am 17. Juni wieder nach dem Haag, nachdem sie ihre Aufträge nach Gertruydenberg für den Fall zugesagt hatten, daß die Franzosen neue Instructionen aus Versailles erhalten würden. Im Haag war man einmüthig der Meinung, daß die französischen Vorschläge ungenügend wären, Ludwig nur die Verbündeten aufhalten lasse. Man beschloß folglich, Herrn von Pettau nach Gertruydenberg zu schicken und den Franzosen die Erklärung thun zu lassen, „daß das Anerbieten des Königs, eine Summe Geldes zu den Kriegskosten herzugeben, im Falle der Herzog von Anjou binnen vier Monaten nicht zu bewegen sein würde, sich mit Sicilien und Sardinien zu begnügen, von den Verbündeten nicht angenommen werden könnte, welche einen allgemeinen Frieden suchten, während von der Annahme dieses Anerbietens nur ein besonderer Friede mit Frankreich zu hoffen wäre. Die Verbündeten befänden daher auf der Räumung Spaniens und Indiens zufolge den Präliminarartikel; wenn dieses bewilligt würde, so wollten sie die Unterhandlungen über die anderen Artikel fortsetzen.“ Pettau kam am 22. Juni nach Gertruydenberg, um zu dieser Erklärung noch mündlich andere Bedenken der Verbündeten hinzuzufügen. Die französischen Bevollmächtigten, verdroßen darüber, daß man ihnen so wichtige Erklärungen in so formloser Weise durch einen Mann zukommen ließ, der gar nicht in niederländischen Diensten stand, und ihrerseits ebenso überzeugt von der wenig friedlichen Gesinnung der Verbündeten, wie es diese von der der Franzosen waren, antworteten auf Pettau's Bericht nicht officiell, sondern erklärten auf eine Aufforderung vom Haag nur, sie könnten die letzte, in jeder Art formlose Eröffnung nicht als die wirkliche Willensmeinung der Generalsstaaten ansehen. Indessen erhielten sie aus Versailles neue Depeschen, vom 23. Juni datirt. Philipp V. hatte sich inzwischen entschieden dahin erklärt, er werde niemals freiwillig Spanien aufgeben, noch auch sich irgendwie durch ein Stück dieser Erbschaft abfinden lassen. Unter diesen Umständen trug Ludwig XIV. seinen Gesandten auf, nicht mehr über das Reich der Wünder einer eventuel-

len Entschädigung zu debattiren, die Fragen wegen Sicilien und Sardinien einzustellen. Seine früheren Subsidienanerbietungen erläuterte er dahin, daß er bereit sei, die eventuellen Hilfsgebeider (er hatte Anfangs an 500,000 St. für den Monat gedacht; soviel kostete ihm bisher der Unterhalt der französischen Truppen in Spanien) bis auf eine Million Francs monatlich zu stützen. Er wollte endlich auch den Eifer gänzlich absetzen, unter der Bedingung, daß dann keine neuen Forderungen an ihn gestellt würden, und daß man dafür keine deutschen Verbündeten, die Kurfürsten von Bayern und Köln, wieder in ihre Länder einsetze. Es war indessen vorauszusetzen, daß auch das Nichts helfen würde; die Verbündeten, zum Theil voll Uebermuth ob ihres Kriegsglücks und voll Rachsucht gegen Ludwig, zum Theil von Mißtrauen gegen ihn erfüllt, wollten nun einmal keinen Frieden schließen, der ihnen nur Frankreich gegenüber Ruhe gewährte und ihnen die Pflicht auferlegte, Spanien noch selbst zu erobern. Sie wollten Ludwig's Mitwirkung bei der Rückgabe der spanischen Monarchie an Habsburg, und da ihnen die Geldzahlung nicht angemessen erschien, so blieb ja nichts Anderes übrig, als daß der König seinen eignen Enkel bekriegte; das aber wollte Ludwig auf keinen Fall thun.

Sobald die französischen Gesandten in Gertruydenberg die neuen Depeschen erhalten hatten, schrieben sie (2. Juli) an Heinsius und bateten, man möchte die Deputirten der Generalsstaaten wieder nach Gertruydenberg schicken. Man fragte sie brieflich, „ob sie wegen der Abtretung von Spanien und Indien Garantien bieten wollten, sonst halte man eine neue Conferenz für unnöthig.“ Die Franzosen erwiderten (9. Juli), „man sollte nur zusammen kommen, sie wären draußtrug, den Willen ihres Königs näher zu erklären.“ Demol nun die Generalsstaaten hieraus schloffen, daß auch diese Conferenz ohne Resultat verlaufen würde, obwohl man allgemein die Unterhandlungen für bereits gescheitert ansah, so gingen Buys und van der Duffen doch nach Gertruydenberg ab, wo dann am 13. Juli die letzte Conferenz abgehalten wurde. Nach kurzen Erörterungen über König Ludwig's Anerbietungen erklärten die holländischen Diplomaten: „es sei der Willen der Verbündeten, daß der König es unternehme, den Herzog von Anjou zur Verzichtleistung auf die ganze spanische Monarchie entweder zu überreden, oder allein, nur durch seine Macht, zu zwingen.“ Alle andern Anerbietungen Ludwig's wurden abgelehnt. „Sobald Philipp V. nicht binnen zwei Monaten aus dem Bisthe der spanischen Länder in Europa und außerhalb Europa's verdrängt sei, so werde, auch wenn Ludwig alle andern Präliminarartikel ausführe, der Krieg aufs Neue beginnen. Nur wenn er jene Verpflichtung eingehe, würden sie sich über den Theil, welchen sie seinem Enkel lassen wollten, aussprechen und ein Uebereinkommen über die fernere zu machenden Forderungen erstirkern.“ An dieser maßlosen Forderung scheiterte natürlich Alles; die Verhandlung endigte mit großer Gerichtigkeit der Unterhändler. Von der Duffen warf den Franzosen unerbittlich und unehr-

ihres Spiel vor; Polignac dagegen beschuldigte die Holländer des Unbantes gegen Frankreich, dessen Macht ihnen einst bei Erlösung ihrer Freiheit beigestanden hätte. Man hatte Seitens der Holländer den Franzosen noch 14 Tage zugesagt, um die Antwort des Königs auf dieses Ultimatum der Verbündeten zu erwarten. Der Courier, den die Gesandten nach Versailles abschickten, lebte schnell nach Getruidenberg zurück; die Entscheidung Ludwig's XIV. fiel natürlich vernünftig aus. Am 20. Juli liefen d'Utrecht und Polignac einen langen Brief an Heinsius ergeben. Durch diese letzten Argumente erklärte der König: „es sei ihm unmöglich, sich zu Bedingungen zu verpflichten, deren Ausführung nicht in seiner Macht stehe. Er wünsche wahrhaft und aufs Lebhafteste, seinen Unterthanen den Frieden wiederzugeben; allein es werde weniger niederschlagend für diese und weniger schmerzhaft für einen Krieg gegen dieselben Feinde, die er seit zehn Jahren bekämpfe, fortzusetzen, als die Zahl derselben noch durch seinen Haß zu vermehren. Selbst wenn seine Liebe zu demselben einem solchen Entschlusse nicht widerstünde, so würde es gegen alle Klugheit sein, sich unbekannter Weise dazu zu verpflichten, binnen zwei Monaten Spanien und die außer-europäischen Länder dieses Staates zu erobern, da es gewiß sei, daß — wenn es ihm nicht gelinge — er noch dieselben Feinde mit den Waffen sich gegenüberfinden und ihre Macht noch durch den Haß der Völk, welche er ihnen übergeben haben werde, verstärkt sein würde.“ Im Uebrigen war das betreffende Schreiben eine ausführliche Apologie des Verfahrens und Vertrags, welches die französischen Gesandten während der Conferenzen angenommen hatten; dagegen ward das Benehmen der beiden holländischen Abgeordneten hart getadelt, wie sich d'Utrecht und Polignac denn auch sonst beschwerten, daß man in Holland allerlei Schwäbchereien gegen Frankreich ungestraft habe drucken und austreuen lassen, ja selbst ihre eigene Correspondenz ibidam behandelt habe. Zudem sie ferner in Betreff ihrer Vermuthungen um den Frieden an das Urtheil von Europa appellirten und alle Schuld des Scheiterns dieser Conferenzen den Verbündeten allein beimaßen, erklärten sie dann einfach den Abbruch dieser Verhandlungen, „da es unnöthig und unnütz sei, unter den obwaltenden Umständen den Ablauf der letzten ihnen zugesagten 14 Tage (s. oben) abzuwarten.“ Abschriften und Abdrücke dieses Schreibens liefen die Gesandten in Amsterdam und den übrigen niederländischen Städten in Masse verbreiten. Wenige Tage nachher empfingen die französischen Gesandten dann die vom 23. Juli datirte Abschiedsantwort des Katholikens Heinsius; sie verwies auf die Schlussscheidung der Generalkaaten, welche in der Gestalt eines gleichfalls vom 23. Juli datirten Abschiedsbriefes der Herren Vuur und van der Dußen den Franzosen nach Getruidenberg geschickt ward. „Weil die Gesandten,“ hieß es da, „kein Mittel, wodurch die Räumung Spaniens gesichert würde, vorgeschlagen hätten, und die Verbündeten, ohne solche Garantie, sich in keine weiteren Unterhandlungen einzulassen könnten, so wollte man

es bei ihrer Erklärung bewenden lassen, daß ihr Aufenthalt zu Getruidenberg oder an einem andern Orte in Holland künftig unnütz sein werde.“ Der Warschall d'Utrecht und der Abbé von Polignac verließen dann am 25. (nach Wagenaar und Escholl am 26.) Juli 1710 Getruidenberg, um nach Versailles zurückzufahren. Im Haag aber ward am 23. Juli den Gesandten der verbündeten Mächte, denen man schon vorher den französischen Brief zugesellt hatte, ein Auctumt mitgetheilt, welches die kurze „Resolution der Generalkaaten“ über diesen Brief enthielt. Die Generalkaaten sandten es ferner für passend, gegenüber dem Briefe der Franzosen an Heinsius, ein Rundschreiben oder Manifest abfassen zu lassen, um die französischen Auffstellungen zu widerlegen. Man gab darin eine kurze Uebersicht der Verhandlungen von Getruidenberg; suchte nachzuweisen, daß die holländischen Abgeordneten sowohl und im Interesse der verbündeten Mächte gehandelt hätten; siesch alle Schuld wegen des Scheiterns der Unterhandlungen auf die Franzosen zurück; die persönlichen Beschwerden der französischen Gesandten wurden als unbegründet bezeichnet. Dies Manifest wurde am 27. Juli 1710 veröffentlicht, dem Gesandten der verbündeten Höfe mitgetheilt und zugleich mit dem Briefe der Franzosen durch den Druck bekannt gemacht. Die Königin Anna von England gab auch bald nachher zu erkennen, daß sie das Verhalten der Franzosen und den Brief an Heinsius entschieden mißbillige; der Wiener Hof war mit dem Benehmen der Generalkaaten bei diesen Unterhandlungen so wohl zufrieden, daß er ihnen bei dieser Gelegenheit den Titel „Cesal et Potentes“ oder „hochmögende Herren“ zugefand. Der Krieg aber dauerte fort, und die übertriebene Härte der Verbündeten hatte es dahin gebracht, daß die Gelegenheit, Ludwig's XIV. Recht angemessen zu beschränken, unabweisbarlich versichert war. Es ist bekannt, wie nicht lange nach diesen Ereignissen zuerst der Sturm der Whigpartei in England (im Sommer 1710), dann die Niederlage des Generals Starbomberg bei Milavrisio (10. Dec. 1710) und endlich der Tod des Kaisers Joseph I. (im April 1711) die Lage der Dinge gänzlich zum Vortheile Ludwig's XIV. veränderten. Die hier dargestellten Verhandlungen sind mit der größten Genauigkeit, natürlich mit einseitig französischer Färbung und mit pikanter Malice, besonders gegen die Niederländer, beschrieben von Torcy, *Mémoires* sqq. Tom. II., s. besonders p. 177 — 268. (Londres 1757.) Ebenso einseitig im Interesse der Holländer gehalten ist die *Histoire du congrès et de la paix d'Utrecht* sqq. p. 99 — 214. (Utrecht 1716.) und Wagenaar, *Gesh.* der vereinigten Niederlande, *Überr.* von Teje. 7. Bd. S. 323 — 365. Vergl. ferner Schmidt, *Gesh.* von Frankreich. 4. Bd. S. 371 — 383. *Scholl.* *Histoire abrégée des traités* sqq. T. II. p. 60 — 76 und de Gardes, *Histoire générale des traités* sqq. T. II. p. 267 — 281. (G. F. Hertzig.)

GERTUS (Γερτς), eine Stadt, vielleicht der Castell, in der zu Epirus gehörenden Landschaft Dasse.

retia, welchen Ort einst Sterbinaidas nebst mehreren andern Plätzen dieser Gegend dem makedonischen Könige Philippos weggenommen hatte, als dieser den Krieg mit den Römern zu beginnen im Begriffe stand, und welchen dieser noch vor Beginn des Kampfes dem Sterbinaidas wieder abnahm. Derselbe Ort wird auch *Ἰεργόε* genannt. Polybios V, 108: τῆς δὲ Δαουαρτίδος ποταμὸν πέραν, τὰς μὲν Οὐραβίδας ἀναγχελάς (durch Ueberreidung), Ἀντινίκιαν, Χερσούριον, Ἰεργόερα u. s. w. (durch Ueberumpelung). Dann von dem Philippos ibid.: κατὰλατο δὲ τῆς μὲν Δαουαρτίδος ποταμὸν καὶ Ἰεργόερα u. s. w. Nach S. F. W. Hoffmann (Griechenland u. d. Griechen. 1. Bd. S. 241) wäre es derselbe Ort gewesen, welchen die Römer Gerunium nannten, was wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat. Vergl. Livius XXXI, 27. (Krause.)

**GERUCH, GERUCHSSINN und GERUCHS-ORGAN** (sprachlich). Das Wort Geruch bezeichnet 1) das Vermögen zu riechen (richtiger rüchen, wie schon Lessing bemerkt hat in i. Geleitenen zur Literatur), da es offenbar mit „rauchen“ zusammenhängt, von diesem nur in der Aussprache verschieden ist), d. h. die Fähigkeit besetzter Organismen, namentlich des Menschen, gewisse Ausdünstungen vermittelst des Geruchsorgans wahrzunehmen. Dieses Vermögen wird bekanntlich als eine eigenthümliche Erkenntnisfähigkeit einem eigenen der ( sogenannten fünf beim Menschen sich findenden) Sinne zugeschrieben, sodas in dieser Hinsicht das Wort „Geruch“ soviel als den Geruchssinn bedeutet, z. B. Geruch haben, den Geruch verlieren. Das auch das Geruchsorgan selber, jamaal bei Thieren und beim Menschen, in jener Bedeutung gebraucht wird, ergibt sich aus bekannten Redensarten, z. B. eine feine Nase haben, keine Nase haben u. s. w.; in der Jägersprache wird „Nase“ und „Geruch“ ganz gleichbedeutend gebraucht („der Hund hat die Nase, d. h. den Geruch, die Spur verloren“). Auch im Lateinischen, z. B. beim Horatius, bezeichnet *nasus* soviel wie Geruch, insbesondere seinen Geruch. Ferner bezeichnet Geruch 2) die Ausdünstungen selbst, und demgemäß Geruch haben oder riechen Ausdünstungen verbreiten oder aushauchen. (Manchmal kommt auch das einfache „Ruch“ vor: „Der Wä von Wandebéck roch den Ruch.“ Claudius.) Uebrigens ist der gewöhnliche Sprachgebrauch in sofern unbestimmt, so sich geradezu widersprechend, als „Geruch“ bald soviel heißt wie Wohlgeruch (z. B. wenn Klopstock von „geruchlosen“ Blüthen, Gekner von „geruchlosen“ Blumen spricht), während andererseits das Wort „riechen“ auch wieder schlechtmeg zur Bezeichnung übler Gerüche gebraucht wird (z. B. der Kraten riechet schon, anstatt er riecht faul, er stinkt).

— Offenbar ist in „Geruch“ der zweite Theil einerlei mit Rauch, nur nach einer andern Mundart ausgesprochen, welches Wort, wie Aelung zeigt, früher jeden auch noch so feinen Dunst bedeutete. Im Oberdeutsch wird (nach Campe) riechen oft für rauchen gebraucht. In der That ist auch ohne Zweifel bei der großen Rolle, welche von jeher in der Menschenwelt das Feuer (Prometheus!) gespielt hat und noch spielt, der durch dasselbe entstehende Rauch dasjenige, was am frühesten und häufigsten die Geruchsempfindung hervorgerufen hat. Da ferner eben der Rauch es ist, welcher vorzugsweise die an sich nicht wahrnehmbare Atmosphäre nach einer bestimmten Modifikation kenntlich macht, sich von der einen Stelle nach der andern sichtbar hinzieht, die Gegenstände selbst nicht bloß vorübergehend umhüllt, sondern sich auch in ihnen festsetzt (man denke auch an das „Rauchern“), so dadurch sehr merktlich macht, oft aus weiter Ferne zu erkennen gibt, und da dasselbe in noch höherem Grade von den mit einer prägnanten Niesbarkeit versehenen Substanzen gilt (Kampfer, Moschus u.), so sind offenbar hiervon die un eigentlichen Bedeutungen abgeleitet worden, wornach das Riechen auf das Erkenntnisgebiet überhaupt bezogen wird, und Geruch soviel wie Ruf oder Urtheil über Jemanden im Munde der Menge bedeutet, z. B. im Geruch der Heiligkeit, des Reichthums u. s. f. Reichen, keinen guten Geruch zulassen, Einen in üblen Geruch oder auch in ein böses Geruch bringen. In Bezug auf unsere Sprache ist noch bemerkenswerth, daß der jetzige Unterschied zwischen Geruch und Gestank, wornach letzterer einen widerriegen, ekelhaften Geruch bezeichnet, ursprünglich nicht stattand, indem früher stinken überhaupt soviel als riechen hieß, sei es angenehm oder unangenehm, und Gestank oder vielmehr das ehemals übliche einfache (auch bei Goethe öfters vorkommende) Stank soviel als Geruch).

Etymologisch erklärt sich diese ursprüngliche Synonymie jener beiden jetzt so verschieden gebrauchten Ausdrücke daraus, daß das Wort stinken vermittelst des so häufigen Einschleifens „n“ vor Gurgellauten aus Stachen entstanden ist, wie aus der Schreibart Stinken bei Willeram noch klarer erhellt, oder vielmehr auch zunächst aus Stiden, d. i. stark und oft riechen, von welchem es sich bloß durch den eingeschobenen Nasen-

### 3) Stinckente mit den bezesteten salben.

(Riechend von den besten Salben.)

Willeram, *Pos.* Lied 1, 2.

Thar blyent thir  
Lilla inli rosa,  
Suanzo es thir stinkent.  
(Da blühen dir  
Lilien und Rosen,  
Süß sie dir riechen.)

Diefried V, 23, 146—148.

und gleich darauf:

Thar stank thier blaset.  
(Der Wohlgeruch blüht. S. 153.)

1) Lessing's Samml. Schriften. (Berlin 1826.) 16. Bd. S. 122. 2) Im Oberdeutsch und in der alten Niederdeutschung heißt es *riechen*. — Nach einer noch andern älteren Mundart ward „Ruch“ gesagt („Wid der Ruch dann gelagt von der Luft.“ — Buch der Natur. 1483.); s. Oberhard-Rauch-Geruch's Synonym. a. v. Geruch 3. Bd. S. 170. Vergl. Aelung a. v. Riechen.



laut unterscheidet. Daß es in der That wahrhaft stehende, d. h. wie mit einem spizen Instrumente den Nervenenden affizierende Gerüche gibt, von denen man diese Bezeichnung mit noch größerem Rechte brauchen kann als den Ausdruck: stehende Blide, ist unzugbare und auch allgemein bekannte Thatsache, wie auch die Redensart zeigt: es steht ihm etwas in die Nase. Vgl. d. Synonym. a. a. D. Im Deutsche wird (nach Campe und Adelung) „riechen“ auch für das verwandte „rauchen“ gebraucht; ferner wird dieselbe, namentlich in Poeten, statt „riechen“ meistens „schmecken“ gesagt („die Rose“ „schmeckt“ „schön“); wie denn auch im Englischen so wohl riechen als schmecken bedeutet. Offenbar kommt dies von dem innigen Zusammenhang, in welchem Geruch und Geschmack mit einander auch physiologisch oder anatomisch stehen (daher man z. B. Rauch durch die Mundhöhle einziehen und aus der Nase herauskochen, und umgekehrt Dinge, die weit genug nach hinten in die Nasenhöhle gelangen, durch den Mund wieder auswerfen kann). Ueberdies gehen bei manchen Dingen, wie beim Genusse flüchtiger, alkalischer und geistlicher Speisen und Getränke, z. B. des Senfs, sehr starken Biers u. dgl. m., die Empfindungen beider Sinne ganz ununterscheidbar in einander über, sowie beide gewöhnlich in Hinsicht ihrer Schärfe oder Schwäche parallel laufen, auch meist zugleich mit einander verloren gehen). Der Geruch kann auch als ein Vorzeichen des Geschmacks angesehen werden, daher er den Nahrungstrieb bestimmt, wie es denn eine bekannte Thatsache ist, daß Gerüche bald Eßlust erregen, bald Uebelkeit und Erbrechen hervorbringen). — Schon sprachlich drückt sich die höhere Erkenntnisbeziehung, oder grade das, was die Physiologie und Psychologie gleicherweise als das Eigenthümliche des Geruchs ansehen, daß er nämlich gleichsam ein unsichtbarer Rote ist, welchen die Körper ihrer Annäherung voraussenden und der das Dunkel aus der Ferne erkennt und darum gleichsam das Vorbild der Ahnung ist, — durch die von „Geruch“ entlehnten Ausdrücke für das Erkennen des Dunkeln, nach Vorberogen aus. So das teufliche riechen und wittern (d. i. das duffige, das Wetter wahrnehmen), das lat. oliscere und odorari), das polnische wozham, das russische vonniam, Ausfragen, Eindringen in ein Geheimnis. Unser „Ahnen“ scheint von dem alten nordischen ande, Ahem und Geist, abzustammen, welches mit dem griechischen *ain* verwandt ist). — In unserer Sprache sind Riechen und Wittern bekanntlich im Allgemeinen in sofern Synonyme, als beide einen Eindruck bezeichnen, welchen die Geruchswerkzeuge von den Ausdünstungen der Körper erhalten. Doch unterscheiden sich beide so, daß Riechen bloß den Eindruck auf die Geruchswerkzeuge

selbst anzeigt, Wittern aber zugleich aus diesem Geruche etwas entdecken oder überhaupt erkennen (der Hund wittert den Hasen und das Wild wittert den Jäger); auch wird „Wittern“ in der Regel nur im eigentlichen Sinne von Thieren gebraucht, bei Menschen nur in Bezug auf Gegenstände, die man in einem verächtlichen Lichte darstellen will („ich wittere deine sanften Triebe!“); doch sagt auch der Geist im „Hamlet“ (I, 5): „mich dünkt, ich wittere Morgenluft“. Hierher gehört auch das Wort „Schmüffeln“ als passiver oder activer Riech- oder Spürsinn, bekanntlich von Jagdhunden und Schweinen hergenommen, aber auch im uneigentlichen vom Menschen gebraucht, wie z. B. in einem in Berlin in der traurigen Priode, der Wollnriade, in einem auf das damalige Censur- edict und die Verkürzung des holländischen theologischen Nationalismus circulirenden Epigramm). Am nächsten sinnverwandt sind Schmüffeln und Spüren. So heißt es im „Faust“ von Gretchen's Mutter:

„Die Frau hat gar einen feinen Geruch,  
Schmüffelt immer im Schüßel  
Und riecht's einem jeden Nabel an,  
Daß das Ding heilig ist oder profan,  
Und an dem Schmutz da spürt sie's klar,  
Daß dabei nicht viel Sorgen war.“

Uebrigens ist „Spüren“ in sofern von „wittern“ verschieden, als seine Sphäre viel größer ist, indem es zunächst überhaupt sich auf Wahrnehmungen durch den Vital- und die Organ Sinne, nicht bloß durch den Geruch bezieht (man „spürt“ Hunger; es gibt Personen, welche ein herannahendes Gewitter durch ein Gefühl der Schwere oder Unbehaglichkeit ihres Körpers „spüren“;

„Den Teufel“ „spürt“ das Wölkchen nie  
Und wenn er sie beim Krachen hätte.“

(Wepphoyd.)

wie denn auch das Wort „Spüren“ von „Spüren“ abgeleitet wird (s. Eberhard-Gruber's Synonymik

9)

An Hermes und Hilmer.

Man schickte damals Invaliden,  
Gesund an Nase, lahm an Fuß und Hand,  
Zu schaffeln durch das ganze Land,  
Wo selbstgebrannter Kaffee wäre:  
Doch damals Contreband.  
Jetzt schickte man zwei Invaliden,  
Gesund an Nase und Hand,  
Doch lahm an Fuß und Hand,  
Zu schaffeln durch das ganze Land,  
Wo etwas Selbstgebacktes wäre:  
Denn selbstgebackt ist jeto Contreband!

(f. Köstel's Leben von Riemeyer S. 57). — Eine Parallele finden wir zufällig in einem Programm des oboburger Professors Eberhard 1844. Zwei Fragen aus der letzter vom Leben des August C. 36, in welchem von der Ausbildung auch der Sinne die Rede ist: „Der gewandte Musiker hört aus einem Meer von Tönen die regelmäßige Schallwelle heraus; der grübelnde und genervte Einzelner schmeckt die feinsten Schattungen im Geiste einer Falschheit; es ist soll im großen Mittelreize Leute geben, deren Kalkulationsfähigkeit bis zur Schärfe des Analysis geübt sind, an ungeraden Gedanken schon subversive Tendenzen zu entdecken!“

4) v. Baer, Vorles. über Anthropol. I. 292. 5) Scheid-ter, Physiol. 1833. S. 394. 6) Burdach, Bau des Gehirns. 3. Bd. S. 227. 7) Ueber olfactus vergl. Wier, Grundzüge einer neuen Wiss. üb. v. Weber. (Leipzig, Brockhaus.) S. 368.

8) Burdach, Bau des Gehirns. 3. Bd. S. 226.

9) Schepf. v. W. u. Z. Erste Section. LXII.

auf Fußstapfen. 2. Bb. S. 546). Sodann bezeichnet es auch beim Menschen das passive oder active, besonders eifrige Forschen nach dem Unbekannten, das Erkennen des Verborgenen oder Versteckten (z. B. Gretchen „spürte“ des Rephithrophels Anwesenheit in ihrem Schlafgemach, „es ist so schwül, so dumpfig hier“ u. s. w.); die Polizei spürt Dieben u. s. w. nach, entdeckt das Verbrechen oft aus sichtbaren Zeichen oder Anzeichen („Spuren“). Eben darum aber, weil es der Geruch ganz vorzüglich ist, durch welchen wir Daselbstes, was nicht gesehen oder gehört werden kann, in Folge der Affection unseres Geruchsorgans wahrnehmen, und weil die Function des letztern mit dem stets fortgehenden Athmungsproceß verbunden, daher immer in Bereitschaft ist, so wird der Geruchssinn vorzugsweise als „Spürsinn“ bezeichnet, und in der Sprache auf ein höheres Gebiet — Klugheit, Scharfsinn — bezogen; gleichwohl deuten viele sprachliche Ausdrücke auf die physiognomischen Folgerungen hin, welche man in dieser Beziehung aus der Beschaffenheit des Geruchsorgans zieht, wie später noch näher gezeigt werden wird.

In sprachlicher Beziehung ist für uns Deutsche ferner der Sprachgebrauch besonders interessant, in welchem das Wort Geruch in der Bibelübersetzung unseres Luther vorkommt, die nicht nur, wie Wachler und Hegel<sup>10)</sup> nachgewiesen haben, ein Rationalwerk von unschätzbarem Werthe ist, dergleichen kein anderes Volk sich rühmen kann, sondern auch (wie Jacob Grimm in seinem bekannten Geschichtswerke gezeigt) die Quelle oder Basis unserer ganzen modernen Christsprache<sup>11)</sup>. In derselben bezeichnet Geruch: 1) dem gewöhnlichen Sprachgebrauche gemäß das sinnliche Phänomen der Ausdünstung riechbarer Körper („der Herr roch den lieblichen Geruch“ 1. Mos. 8, 21. „Siehe der Geruch meines Sohnes ist wie ein Geruch des Feldes, das der Herr gesegnet hat.“ 1. Mos. 27, 27. [Der Geruch des Wassers Hiob 14, 9 ist die Fruchtigkeit des Wassers oder dessen Ausdünstungen, welche die Wurzeln der Bäume an sich ziehen.] Vergl. 3. Mos. 6, 21; 23, 13. 4. Mos. 15, 12; 28, 2; 29, 6. Sir. 50, 16. „Das Haus ward voll vom Geruch der Salben.“ Job. 12, 3; vergl. 1. Kor. 12, 17). — 2) In Folge der uralten Sitte der Brandopfer (1. Mos. 2, 2; 2. Mos. 2, 20. 2. Mos. 29, 38. 3. Mos. 1, 3; 4. Mos. 18, 3. Hiob 1, 5. Ps. 40, 7; 50, 8; 51, 18; 66, 8; vergl. Marc. 12, 33. Dehr. 10, 8, 6) und in Folge der daran sich knüpfenden Vorstellungen, namentlich der Bestimmung, daß ein Brandopfer rein und ohne Fehl sein mußte (2. Mos. 12, 5. 3. Mos. 1, 10. 4. Mos. 19, 12), bekam dann das Wort Geruch eine höhere Bedeutung, und zwar zunächst die von Gottes Wohlgefallen, Gnade, Verköstigung, Erfüllung seines Namens u. s. w. 1. Mos. 8, 21. 3. Mos. 6, 21; 23, 13. 4. Mos. 15, 3; 28, 2; 29, 6. Jer. 6, 10. Sir. 50, 17. Es

wird auch von Christo, der sich zur Gabe und Schlachtopfer Gott zu einem „süßen Geruch“ gegeben (Ephes. 5, 2) und diesen völlig mit dem menschlichen Geschlechte ausgekostet, gebraucht. „Denn es ist dem Herrn ein Brandopfer ein süßer Geruch.“ 2. Mos. 29, 18, 25.

„Das ist ein Feuer zum süßen Geruch dem Herrn.“ 3. Mos. 1, 9. Cap. 2, 2; 3, 5, 16; 4, 31; 6, 15, 7, 6. „Des Geruchts Opfer macht den Altar reich und sein Geruch ist süß vor dem Höchsten.“ Sir. 35, 8. — 3) Ein Bild einer angenehmen und lieblichen Sache; so heißt das Almosen ein süßer Geruch. Phil. 4, 18. — 4) Die Fama, der Ruf, das Gerücht, welches sich ausbreitet, wie riechbare Sachen den Geruch von sich zu geben pflegen: „Daß ihr unsern Geruch habt sinken gemacht.“ 2. Mos. 5, 21. „Der Geruch deiner Kleider (vergl. Off. 19, 8) ist wie der Geruch Libanons.“ Hohel. 4, 11. — 5) Die Stärke, durchdringende Empfindung, die Erfüllung von der Erkenntnis des Geangelioms, indem die Ausbreitung dieser Offenbarung mit einem Wüstenbuche oder Weidrauchdampf verglichen wird, gleichsam ein Räucherwerk mit Gottes Wort war, wodurch die verpestete Weltatmosphäre gereinigt, eine reinere geistige Luft, ein Gott angenehmer Geruch verbreitet wurde. „Gott sei gedankt, der und allezeit Sie gibt in Christo und offenbart den Geruch seiner Erkenntnis durch und an allen Orten; denn wir sind Gott ein guter Geruch Christi (der Bekenner Christi riecht nach dem, dessen er voll ist) beides unter denen, die selig werden und unter denen die verloren werden; diesen ein Geruch des Todes zum Tode (ein Gifthauch, durch ihre Schuld, durch Mißbrauch und Verachtung, s. 5. Mos. 32, 47, indem ein Geruch verschiedene Wirkung auf Verschiedene äußert, vergl. Luc. 2, 34), jenen aber ein Geruch des Lebens zum Leben.“ 2. Kor. 2, 14. — Hierher gehört ferner, daß auch das Wort riechen theils im gewöhnlichen Sinne in der Bibel vorkommt (z. B. 1. Mos. 27, 27. Dan. 3, 27), theils in dem höhern Sinne des Merkens oder geistigen Wahrnehmens, so z. B. Ps. 115, 6 („sie haben Nasen und riechen nicht“) — nämlich ob es wohl oder übel geriecht ist), ferner im Hohen Lied 1, 3. Namentlich bezeichnet es auch das Reflexische und gewisse Erkenntnis der wahren Gottesfurcht und sein Wohlgefallen daran, Jer. 11, 3, vergl. Matth. 9, 4, dergleichen Gottes Wohlgefallen, wie schon angegeben 1. Mos. 8, 21. 3. Mos. 26, 31. Analeiden bedeutet es nahe kommen, so zunächst dem Feuer, Richt. 16, 9, dann überhaupt („Ich bin euren Feiertagen gram und mag nicht riechen in eure Versammlung.“ Amos 5, 21). — Endlich ist hier auch der biblische Sprachgebrauch hinsichtlich des Geruchsorgans der Nase zu erwähnen. Zunächst kommt es vor in gewöhnlichem Sinne in der bekannten Stelle: „Und blies ihm einen lebendigen Eodem in seine Nase“ 1. Mos. 2, 7, vergl. Jer. 2, 22; „Wer die Nase hart schnäuzet, zwingt Blut heraus.“ Sprüche. 30, 33. Sodann figurlich (von der Bändigang der Stiere durch Nasenringe hergenommen): „Ich will dir einen Ring an deine Nase legen, d. h. deinem Treue Einhalt thun. 2. Kön. 19, 28. Jer. 37, 29. Ferner

10) Wachler, Philomathie. 1. Bd. S. 160. Hegel's Briefe. 9. Bd. S. 502. 12. Bd. S. 200. 15. Bd. S. 218. 11) Vergl. Gerding, Gesch. der deutschen Dichtung. 3. Ausg. 1853. 3. Bd. S. 18.

wird es gebraucht von Gott, dessen Mißfallen an der Sünde, seinem Borne und der daher rührenden gerechten Strafe. 2 Sam. 22, 9. 16. Ps. 18, 9 („Dampf ging auf von seiner Nase — des Erdbodens Grund ward aufgedeckt von dem Ddem und Schnauben deiner Nase“). Von der Kirche Habel. 7, 4 (vergl. Blätter für literar. Unterhaltung. 1835. Nr. 22 vom 28. Mai), welche Stelle auf die Gabe des heiligen Geistes, die Geister zu prüfen, von Christi Zukunft und Verdienst recht zu lehren, 1 Kor. 12, 10, und Alles geistlich zu richten, 1 Kor. 2, 13—15 bezogen wird. Die „Weinreben an die Rassen halten“, Gen. 8, 17, war ein abgöttischer Gebrauch, an den schändlichen Bacchusesten üblich, wo sie die Weinreben auf und nieder schlangen und auch öfters an die Nase hielten und küßten; (vergl. Büchters Pantconcordanz. 7. Ausg. 1844. S. 972).

(Dr. K. H. Scheidler.)

#### GERUCH, GERUCHSSINN (physiologisch.)

Das Niesbare wirkt in der Regel durch das Nebinn der Atmosphäre auf das Geruchsorgan des Menschen ein, es ist im elastisch-flüssigen Zustande in der Luft enthalten. Nehmen wir den Geruch einer Blume wahr, so findet seine unmittelbare Berührung zwischen dem Geruchsobjecte und dem empfindenden Organtheile statt, wie beim Schmecken, beim Fühlen, sondern wir beim Hören und Sehen ein Zwischenkörper den Schall und das Licht fortsetzt, so vermitteln beim Niesen gasförmige Substanzen die Einwirkung des riechenden Körpers auf das Geruchsorgan. Ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Niesen und jenen höhern Sinnesempfindungen, wenigstens dem Hören, liegt nun aber wieder darin, daß der Zwischenkörper, die Atmosphäre, mit diffusiblen Nieslichen erfüllt sein muß, daß also ungeachtet des räumlichen Getrenntseins des eigentlichen Niesobjects, dennoch in ähnlicher Weise eine Berührung des Niesstoffes mit der empfindenden Partie stattfindet, wie beim Schmecken und Fühlen. Der Wohlgeruch einer Hyacinthe oder einer andern Blume, die sich in der Nähe der Nase befinden, verschwindet im Augenblicke, wenn die Blume mit einer abschließenden Glasglocke bedeckt wird, sodaß nicht ferner Nieslichen in die Umgebung ausströmen können. Das Bestehen einer Niesstoffatmosphäre ist auch nicht zu bezweifeln, wenn wir sehen, daß die stark riechenden ätherischen Oele sich allmählig vollständig verflüchtigen; ebenso ist beim Dufteu lebender Blumen, bei faulenden oder gebateten Dingen die Ausbreitung eines diffusiblen Niesstoffes unschwer nachzuweisen. In andern Fällen scheint allerdings diese Diffusibilität des Niesbaren die messbaren Grenzen zu überschreiten, wenn wir z. B. hören, daß ein Gran Moschus ausreichend war, um einen großen Raum, dessen Luft fast täglich erneuert wurde, 20 Jahre hindurch mit seinem eigenthümlichen Geruche zu schwängern, oder wenn Haller für einen gegebenen Fall berechnet, daß ein Stückchen Papier von 1 OZell Ausbreitung, welches einem deutlichen Ambrageruch verbreitete, denselben der Anwesenheit von

Gran Umbra verdankte. Die Zerkbarkeit des Niesstoffes schreitet in diesen Fällen fast bis ins Unerfindliche fort. Denken wir und nun den Fall, daß einzelne Niesstoffe auf verschiedene thierische Organismen mit sehr ungleicher Intensität einwirken, daß z. B. die thierische Ausdünstung den Hund ebenso intensio afficirt, wie der Nieschuss den Menschen, so wird man nichts Unbegreifliches darin finden, daß der Hund, welcher seinen Herrn aufsucht oder ein Wild aufspürt, durch materielle am Boden und an den Gegenständen haftende Niesstoffe geleitet werden könne. Jedensfalls ist es bei solchen Vorgängen rationaler, eine fast unendliche Zerkbarkeit materieller Niesstoffe anzunehmen, als mit Rudolphi zu glauben, es finde bei manchen Gerüchen nur eine nicht näher bestimmbar Niesfication der Luft statt, wie beim Schalle, beim Lichte. In der That läßt sich auch aus den meisten riechenden Körpern eine mit der Geruchsfähigkeit speziell ausgestattete Substanz darstellen, z. B. die ätherischen Pflanzenöle, manche Harze, der Niesstoff des Blutes, des Darms n. s. w. Wir sind aber durch Nichts dazu berechtigt, ein den Gerüchen zu Grunde liegendes Radical, ein generelles Principium odoriferum oder einen Spiritus rector anzunehmen.

Die Fortleitung des Gerüches erfolgt weit langsamer, als die Fortleitung des Schalles oder gar des Lichtes; bei bewegter Luft ist sie von deren Bewegungsrichtung abhängig. Dagegen kann aber der in der Atmosphäre verbreitete Niesstoff, in einem Zimmer z. B., noch fortwirken, wenn auch die Geruchquelle selbst daraus entfernt wurde, während mit dem Auslöschen des Lichtes, mit der Hemmung der Schwingungen eines tönenden Körpers der Gehörs- und Gehörseindruck aufhört.

Es ist nun nicht schwer einzusehen, warum Temperaturverhältnisse, zum Theil auch Feuchtigkeit und Licht auf die Entwicklung des Niesbaren einen Einfluß ausüben. Aber auch der Einfluß des Lebensprocesses, der Förmende sowohl als der brennende, tritt in einzelnen Fällen auf sehr entscheidende Weise hervor; die lebende Nachtriviale, am Tage geruchlos, duftet des Abends stark; das blühende Kraut der Asperula odorata, im frischen Zustande fast geruchlos, verbreitet im trocknen Zustande einen sehr lebhaften Geruch.

Die verschiedenen Gerüche gestatten eine Vergleichung unter einander, was zu einer Eintheilung derselben führen kann. Am einfachsten scheint die ätherische Eintheilung zu sein, wonach die Gerüche entweder als angenehme (Wohlgeruch) oder als unangenehme (Geruch) bezeichnet werden. Doch muß man dann noch die Classe der indifferenten hinzusetzen und mit Haller (Odores suavescentes, mediis und foetores unterscheiden. Es gibt aber doch wieder sehr verschiedene Arten des Wohlgeruches und des Gestankes, und es beruht diese ganze Eintheilung auf einer subjection, ganz trügerischen Basis, da Moschus, gebrauchter Febern u. dgl. dem Einen angenehm, dem Andern widerlich duften, ja selbst bei dem nämlichen Menschen das Urtheil hierüber zu verschiedenen Zeiten sehr ungleich ausfallen kann. Es kann sogar der nämliche Geruch verschiedenen Men-

schen angenehm oder unangenehm oder selbst indifferent erscheinen. Nach Turner gaben 54 Personen über die Blumen von *Iris persica* folgende Urtheile ab: 41 fanden sie wohlriechend, 4 wenig riechend, 8 gar nicht riechend, 1 überriechend. Unter 30 Personen wurde die *Anemone nemorosa* von 23 für wohlriechend, von 7 für nicht riechend erklärt. Besonders erscheint es daher, gewisse scharf hervortretende und allgemein bekannte Gerüche als Cardinalgerüche anzunehmen, denen man jene subsumirt, welche nach allgemeiner Erfahrung damit eine gewisse Uebereinstimmung in der Qualität zeigen. Nun ist die Bestimmung dieser auf chemischer Grundlage beruhenden Cardinalgerüche der Willkür überlassen, weshalb auch die Classification verschiedener Schriftsteller verschiedentlich ausgefallen ist. So unterschied Linné den aromatischen oder gewürzhaften, den balsamischen, den ambrassischen, den fleischlichen, den böseindlichen, den widrigen, den steifhaften Geruch. Fourcroy nahm den schleimigen, den öligflüchtigen, den öligerdämpflichen, den aromatischen und sauren, den wasserstoff-schwefeligen Geruch an; Lorry dagegen den kampherigen, den narzotischen, den ätherischen, den flüchtigsäuren, den alkalischen. Einem jeden wird aber hin und wieder ein Geruch beigemessen, der sich unter keiner dieser Classen einreihen läßt.

Durch einfache Vereinigung mehrerer Schriftsteller, die sich nicht grade chemisch mit einander verbinden, entwickelt sich bisweilen ein Geruch, welcher ganz verschieden ist von dem Eindrücke, welchen die einzelnen Körper auf das Geruchsorgan ausüben. So soll eine Mischung von Sagenapenum, Galbanum, Opoponax und Bitumen judaicum den Moschusgeruch verbreiten.

Bei den Gerüchen kommt neben der Qualität auch die Intensität in Betracht, mit welcher sie das Geruchsorgan treffen, sowie ihre Expansibilität. Die Intensität hängt natürlich von der Quantität der wirkenden Riechmolekülen ab; daher denn z. B. der Moschusgeruch mancher Pflanzen ein fast unmerklicher ist, im Vergleiche zu jenem Geruche, welchen der Moschus in Substanz verbreitet. Die Expansibilität der Riechstoffe steht häufig in geradem Verhältnisse mit ihrer Intensität; die ganz frische *Asa foetida* riecht nicht nur unangenehm stark, sondern der Geruch breitet sich auch dergestalt aus, daß man sie befüßt des Transports an den Nasbaum bindet; die Gemürzjasen sollen sich schon in stundenweiter Entfernung dem Geruchsorgane vertheilen. Doch kommt auch das Gegenheil vor: ein Mal nämlich geringe Expansibilität bei großer Intensität, indem z. B. der faulige Geruch der Stapelabläthen, der angenehme Geruch der Hyacinthen, ungeachtet ihrer großen Intensität doch nur erst in ziemlicher Nähe empfunden werden; sodann aber auch große Expansibilität bei geringer Intensität, indem z. B. der im Ganzen schwache Geruch der Lindenblüthe schon in ziemlicher Entfernung sich geltend macht.

Der Olfactorius ist der Sinnesnerv des Geruchsorganes; die zahlreichen vom Trigemimus zur Nase gehenden Fäden vermitteln nur die Gefühlsempfindung. Das Riechen muß daher in der Ausbreitungssphäre des Olfactorius stattfinden, d. h. an der obern und mitt-

lern Naschel und an der entsprechenden Portion der Scheidewand. Wenn der Geruchsnerv ursprünglich fehlt oder einer pathologischen Zerstörung unterlag, so beobachtete man völligen Mangel des Geruchs, obwohl der Trigemimus vollkommen normal war. Andererseits kann man nach Durchschneidung des ganzen Trigemimus oder seines ersten und zweiten Astes die Nasenschleimhaut stechen, brennen, incipen, ohne daß die Thiere Schmerzen veratheten. Gegen diese Bestimmung der Nervenfunktionen sind übrigens von einigen Seiten Zweifel erhoben worden, die aber nicht begründet sind. Der berühmte pariser Physiolog Magendie wollte durch Experimente gefunden haben, daß Thiere, deren Trigemimus er durchschnitten hatte, keinen Geruch mehr besaßen, und daß Thiere mit durchschnittenem Olfactorius, aber unversehrt Trigemimus noch riechfähig waren. Die erste Behauptung kann richtig sein, ohne daß damit etwas gegen die olfactorische Energie des Olfactorius erwiesen ist; denn nach der Durchschneidung des Trigemimus muß ja die Ernährung der beim Riechen wesentlich theilnehmigen Nasenschleimhaut leiden. Die zweite Behauptung gründet Magendie auf die Wahrnehmung, daß Hunde, denen der Olfactorius durchschnitten worden war, für starke Riechstoffe, wie Essigsäure, Ammonium u. dgl. noch Empfindlichkeit besaßen. Dies soll nun aber Substanzen, durch welche auch schon die bloßen Gefühlsnerven afficirt werden, weshalb denn auch diese Hunde bei dem Versuche niesen, die Nase riechen u. s. w. Dagegen nahmen sie das in Papier eingewickelte Fleisch nicht wahr. Man will ferner in einzelnen Fällen, ungeachtet der pathologischen Zerstörung des Riechnerven, noch Riechfähigkeit beobachtet haben; nur fehlt dabei der Beweis, daß wirklich beide Geruchsnerven vollständig zerstört waren, ja in einzelnen dieser Fälle handelte es sich gradezu nur um einen Olfactorius. Die Bemerkung Kapp's endlich, daß bei den Säugethieren die Feinheit des Geruchs mit der Entwicklung der untern Naschel gleichen Schritt halte, die doch nur vom Trigemimus versorgt wird, kann um so weniger erheblich erscheinen, als wir über die nähere Beziehung dieses Gebildes zum Riechen noch keineswegs im Klaren sind.

Die in der Luft suspendirten Riechtheile dringen beim Einathmen in die Nasenhöhle und veranlassen in der Ausbreitungssphäre des Olfactorius die Empfindung. Es sind aber die Eingangsöffnungen, die Nasenlöcher, nach Unten, die Ausgangsöffnungen oder die Osnares nach Hinten gerichtet; demnach wird die inspirirte Luftmenge immer in einer nach aufwärts gerichteten Curve durch die Nasenhöhle streichen und mehr oder weniger an deren oberer Wand anprallen müssen, also im Bereiche des Olfactorius. Diese mechanische Beihilfe des Riechactes kann willkürlich gesteuert werden, wenn ein Geruchseindruck bestimmt wahrgenommen oder gesichert werden soll, indem wir die Inspiration rascher und stärker, auch wohl stoffweise ausführen, und zugleich auch, weil die Nasenöffnungen durch die vom Facialis beherrschten Erweiterer des Nasenlochs vergrößern und fixiren. Umgekehrt vermögen wir aber auch widerstehende Ge-

räche willkürlich zu schwächen oder abzuschneiden, indem wir die Nasenlöcher verengern und die Inspiration unkräftig ausführen, oder indem wir die Nasenhöhle von hinten abschließen und den Strom der geathmeten Luft durch den geöffneten Mund streichen lassen. Aus dem Mitgetheilten ergibt sich denn der Nutzen der äußeren Nase als Conductor der Riechstoffe. Daher beobachtet man auch bei Mangel der äußeren Nase eine Abnahme des Riechvermögens, die aber durch künstlichen Ersatz des Organs zum Theil ausgeglichen werden kann.

Ueber den Mechanismus des Riechens konnte Bidder mehrere Versuche bei einem Manne anstellen, dem rechterseits durch ein Kiefergewächs die äußere Nase, die Nuscheln und ein Theil der Scheidewand verloren gegangen waren. Der Mann noch deutlich beim Einathmen, wobei die Luft ebenso wol durch das unversehrte linke Nasenloch als durch die Öffnung der Scheidewand in die linke Nasenhöhle gelangte; er roch aber Nichts von verdünntem Salmiakgas, wenn er das linke Nasenloch zuhielt, obwohl dessen Dampf dann beim Einathmen durch die Öffnung der Scheidewand in die linke Nasenhöhle gelangen konnte. Hieraus scheint eintommen werden zu können, daß die mit Riechtheilchen geschwängerte Luft nicht bloß überhaupt zum olfactorischen Abschnitt der Nasehöhle gelangen, sondern auch auf einem bestimmten Wege dahin geführt werden muß. Ferner lehren auch die Versuche von Bidder und Anderen, daß die bloße Anwesenheit einer mit Riechmolekülen geschwängerten Luft nicht ausreicht, ein Geruchsempfindung hervorzuufen, das vielmehr diese Luft durch Athmung zugeführt werden muß. Wird z. B. die Kanüle einer mit Kampferdunst erfüllten Spritze ins Nasenloch gebracht und der Dampf durch den Druck des Stempels ausgetrieben, während das Einathmen sistirt, so entsteht keine Geruchsempfindung, sondern nur ein prickelndes Gefühl. Wird geathmet, während die Kanüle der mit Kampferdunst erfüllten Spritze in der Nase steckt, dann entsteht allerdings eine Geruchswahrnehmung; diese wird aber um so schwächer, je tiefer die Kanüle eingeschoben, d. h. je mehr die Ausfühnmündung dem olfactorischen Bereiche genähert wird.

Während der Inspiration werden die Gerüche weit stärker wahrgenommen, als während der Expiration. Wird ein Stückchen Kampfer bei geschlossenen Lippen in der Mundhöhle behalten, dann wirkt es weit schwächer auf das Geruchsorgan, als wenn man es vor die Nase hält, und dieselbe Erfahrung macht man auch, wenn man etwas Schwefeläther in einem Kößföhen innerhalb der Mundhöhle verdunsten läßt. Doch ist es nicht ganz begründet, wenn Auenreich meinte, es würden nur während der Inspiration Gerüche precipitirt, weil dieselben nun dann auf den Olfactorius wirkten, wenn das Gehirn beim Einathmen seines venösen Blutes entleert und mit desto mehr arteriellem Blute versorgt wird. Kräftigere Riechstoffe werden allerdings während der Expiration nicht empfunden, was sich wol daraus erklärt, daß die in dem eingeathmeten Luftquantum enthaltene Menge von Riechtheilchen durch Berührung mit der

Nasen- und Respirations Schleimhaut mehr oder weniger vollständig erschöpft werden ist. Dagegen wirken Riechstoffe aus den Höhlen des Körpers, sinkender Eiter aus den Lungen, Magensaure u. s. w. beim Exspiriren deutlich genug auf das Geruchsorgan.

Neben der Unversehrtheit des Olfactorius ist die normale Beschaffenheit der Nasenschleimhaut eine zweite Bedingung der Riechfähigkeit. Dieselbe muß einen gewissen Grad von Feuchtigkeit besitzen, es muß auch wol ihr Flimmerepithelium sich im normalen Zustande befinden und der Schirm darf nicht qualitativ verändert sein. Die verminderte oder ausgehobene Schleimabsorption im ersten Stadium des Nasenkatarrhs beeinträchtigt ebenso gut das Riechvermögen, wie die vermehrte wässrige Secretion in der spätern Zeit des Nasenkatarrhs.

Die Bedeutung der Nebenhöhlen des Geruchsorgans für das Riechen ist noch nicht mit Sicherheit festgestellt. Daß sie keinen unmittelbaren Antheil am Riechen haben, erhellt sattsam daraus, daß sie so arm an Nervenfasern sind, und vom Olfactorius gar keine Fasern empfangen; auch hat man sich in mehreren Fällen davon überzeugt, daß starkriechende Dünste, welche durch eine Nistel in die Stirnhöhle oder in die Oberkieferhöhle geleitet wurden, dem Geruche sich nicht kund gaben. Eine nähere Beziehung zum Geruchsorgane ergibt sich aber deutlich daraus, daß diese Höhlen mit dem nämlichen Flimmerepithelium bedeckt sind, wie die Schneider'sche Haut. Auch führt man dafür noch einen, mir jedoch zweifelhaften Umstand an, daß nämlich bei gutriechende Säugthieren diese Höhlen besonders groß sind. Eher mag man sich darauf berufen, daß bei Kindern in den ersten Lebensjahren die erst beginnende Entwicklung der Nebenhöhlen der geringen Geruchsausbildung entspricht. Ein Aufwachen der Riechtheilchen in diesen Höhlen, oder ein durch je gegebener Austausch zwischen erwärmter und nicht erwärmter Luft (Aeriranaus) dürfte wol kaum als eigentlicher Grund ihrer Existenz annehmbar sein. Man wird aber auch nicht mit Streifenland annehmen wollen, sie sollten nur das Gewicht des Schädels vermindern und zu einer bestimmten Conformation des Kopfes beitragen. Am nächsten liegt die Vermuthung, daß die zum Schutze des Riechens so notwendige Befruchtung der Nasenhöhle durch sie unterstützt wird, wenigstens eine solche nach der Lage der Einmündungsstellen der oberen Nasenhöhle und zumal der Scheidewand kaum oder gar nicht zu Gute kommt.

Obne Zweifel werden beim Riechen die materiellen Riechtheilchen aus der durchstreichenden Luft auf der feuchten Schleimhaut niedergeschlagen und wirken mittelst der Schleimhaut auf die Geruchsnervenfasern ein. Die Empfindung tritt sogleich bei Berührung der Schleimhaut ein; wenigstens möchte bei starken Gerüchen kaum ein merkbares Intervall zwischen dem Momente des Aufeinwirkens und der Empfindung nachzuweisen sein. Unter gewöhnlichen Verhältnissen überdauert aber auch die Empfindung nicht mehr als den Act der Riechstoffprecipitation. Wird z. B. das Einsprüngen eines Blumen-

duftes rasch durch eine Exspiration unterbrochen und wird in dem nämlichen Momente die Blume entfernt, so hört die Empfindung fast auf der Stelle auf und kehrt auch bei der nachfolgenden Inspiration nicht wieder. Man ist daher zu der Annahme genöthigt, daß die Riechtheilchen im Momente der Schleimhautberührung eine gewisse Modificirung oder eine Erschöpfung erfahren, wodurch sie selbst aufhören, als Riechstoff zu wirken, sobald nun die Möglichkeit der Einwirkung des nämlichen oder eines andern Riechstoffes gegeben ist.

Man nimmt flüschweigend an, die gesammte Ausbreitung des Olfactorius in der Nasenschleimhaut sei identisch, d. h. jeder Punkt derselben empfinde einen bestimmten Geruch ganz in der nämlichen Weise, wie jeder andere daneben liegende Punkt, und im Allgemeinen werde beim Wahrnehmen, zumal beim absichtlichen Wahrnehmen eines Geruches die gesammte olfactorische Partie der Nasenhöhle erreicht. Mit dieser Annahme scheint es übrigens nicht gut in Einklang zu bringen, daß manche Menschen nur für bestimmte Gerüche, für faulenden Koth oder unger Geruchsfähigkeit bezeugen, oder daß sie vollendendst Blumen, nicht aber die Vanille selbst rochen. Wie verhält sich nun aber das Geruchsorgan, wenn gleichzeitig verschiedene Geruchseindrücke dasselbe treffen? Die stärksten Gerüche scheinen sich in einem solchen Falle zum Theil auf Kosten der schwächeren geltend zu machen. In einem Blumenbouquet kann sich die eine oder die andere Blume vorzugsweise bemerklich machen, je nachdem es in verschiedener Entfernung gerochen wird. An einer besetzten Tafel kann ein bestimmtes Geruch vorzugsweise auf den Olfactorius wirken. Es scheint aber auch in einem solchen Falle die Aufmerksamkeit oder der Wille nicht ganz ohne Einfluß zu sein; wir können wol an einer besetzten Tafel den vielleicht nicht sehr starken Geruch eines Lieblingsgerichts in der Empfindung vorherrschend machen.

Ueble Gerüche lassen sich häufig durch Wohlgerüche decken. Man darf wol die Frage aufwerfen, ob diese Deckung bereits in der Luft, oder erst auf der Nasenschleimhaut stattfindet. Wahrscheinlich kommen je nach der Beschaffenheit des Falles beide Verhältnisse vor.

Die allgemeinen Nervenorgane gelten auch beim Riechen. Ein Geruch von einer bestimmten Stärke macht dann den stärksten Eindruck, wenn er den vorher ruhenden Nerven trifft, und es kumpft sich die Empfänglichkeit für diesen Geruch bei wiederholter Einwirkung ab. Hält man die Nase z. B. mehrmals nach einander über ein offenes Gläschen mit Naphtha, so ist der erste Eindruck der intensivste. Zu starke und anhaltende Geruchseindrücke können schwächend, ja selbst lähmend auf die Geruchenergie wirken.

Geruch erwähnt auch einer Nachempfindung beim Riechen, die sich dadurch zu erkennen gibt, daß ein bestimmter Geruch uns als ein anderer erscheint, je nachdem er unmittelbar auf den einen oder den andern vorausgegangenen Geruch folgt.

Die Intensität des Geruches, welcher von einem bestimmten Körper ausgeht, nimmt mit der Annäherung

an diesen Körper zu, weil die expandirten Riechtheilchen, je näher dem Körper, um so mehr concentrirt sind. Durch Beurtheilung der zu- und abnehmenden Intensität eines Geruches sind wir daher in den Stand gesetzt, die Quelle eines Geruches aufzufinden. Die Richtung, woher ein Geruch kommt, erforschen wir dadurch, daß wir die äußerste Nase nach verschiedenen Seiten drehen und prüfend untersuchen, bei welcher Stellung der Geruch am intensivsten empfunden wird. — Die Riechthätigkeit hat es im Ganzen nur mit relativen Gegenständen zu thun, und deshalb kommt es nicht grade häufig vor, daß die Entfernung eines riechenden Körpers in Frage steht. Bei einem bekannten Geruche stuft man sich dabei auf die Intensität des Eindrucks.

Die Schärfe des Riechens variiert gar sehr bei verschiedenen Menschen. Das eine besondere Erleuchtung dieses Sinnes möglich ist, dafür liefern die feinen Riecher einen ausreichenden Beweis. Reisende führen auffallende Beispiele von der Riechschärfe der Wilden in Nordamerika, in Neuholand an, wobei es noch zweifelhaft erscheinen mag, ob diese Riechschärfe eine angeborene oder eine durch Uebung erworbene ist. Uebrigens trifft auch unter den Civilisirten Einzelne darin Ausgezeichnetes. So kenne ich eine durchaus nicht an nervöser Verfassung leidende Dame, für welche die Menschen, die in ihre Nähe kommen, einen specifischen Geruch besitzen; ein Theil der Menschen afficirt ihren Geruchssinn angenehm, ein anderer unangenehm, und nur selten find die Menschen für sie ganz indifferente Geruchsubstanzen. Die Eindrücke sind übrigens stark genug, daß sie glaubt, sie würde im Stande sein, Personen, mit denen sie häufig zusammen kommt, schon durch den bloßen Geruch aus einiger Entfernung erkennen zu können.

Miosisntasten und Antipathien des Geruchssinnes kommen vielleicht häufiger vor, als bei den andern Sinnen. Vom Geruche der Kagen, der Rosen, der Aschel, der Kaute wird die Mehrzahl der Menschen vielleicht nur sehr wenig afficirt, während sie auf einzelne sonst ganz gesunde Menschen sehr heftig einwirken können, selbst bis zu drohender Dohnmacht.

Gegenannte subjective Empfindungen kommen im Ganzen im Bereiche des Geruchssinnes seltener vor, als bei den höhern Sinnen. Es können aber mechanische Erschütterungen des Olfactorius oder seiner Fasernausbreitung bisweilen schon eine Geruchsempfindung veranlassen. Bei Einwirkung des Galvanismus auf das Geruchsorgan erhebt Ritter vom negativen Pole einen ammoniakalischen, vom positiven Pole einen sauren Geruch, was sich jedoch in den Experimenten Anderer nicht in gleicher Weise herausstellte. Vorausgegangene heftige Geruchseindrücke, namentlich widerlicher Art, erhalten sich manchmal Wochen lang, und sie kehren wol bei lebhaften Vorstellungen wieder, also durch eine Art Geruchsgedächtnis. Sehr entschiedene subjective Geruchsempfindungen, denen kein wirkliches Riechobject zu Grunde liegt, treten nicht selten in Krankheiten auf, namentlich in Nervenkrankheiten. Pathologische Prozesse im Ol-

factorius werden wol von anhaltenden, meistens widerlichen Geruchsempfindungen begleitet. So kannte Dubold einen Mann, welcher nach einem Sturze vom Pferde mehrer Jahre lang bis zu seinem Tode immer einen Geruch wahrnahm.

Der Geruchssinn hat im Ganzen mehr eine somatische Beziehung; wir dürfen ihm einen realen Nutzen darin zuerkennen, daß er uns über die Nahrungsmittel und Getränke belehrt und deren Genuß erhöht. Menschen, denen von Kindheit an der Geruch fehlt, entwickeln sich doch ganz vernunftgemäß; nur bei der Aufnahme der Nahrungsmittel geht ihnen bisweilen ein reeller Genuß verloren. In einem wichtigsten Consensu steht dann der Geruch mit den geschlechtlichen Verrichtungen, was sich aber mehr bei den Thieren in einem hohen Grade geltend macht, bei denen auch häufig im Bereiche der Geschlechtsheile, zumal in der Paarungszeit, sehr intensive und charakteristische Entwidlungen von Riechstoffen vorkommen. Deshalb wird auch die Phantasie leicht durch Geruchseindrücke angeregt. Neben den wesentlichen somatischen Beziehungen ist aber diesem Sinne doch auch eine entschiedene geistige Einwirkung nicht abzuspüren. Die Wohlgerüche der Blumen machen nicht selten einen beruhigenden, den Geist erhebenden Eindruck ohne alle somatische Nebenwirkung. Einzelnen Gerüchen kommt dann nach der Individualität eine entschiedene Einwirkung auf das Nervensystem zu, indem sie eine freudige oder trübe Stimmung, eine Neigung zum Schlafen oder eine gewisse Munterkeit, aber auch Kopfschmerz, Schwindel, selbst Ohnmacht herbeiführen. — Der Geruchssinn ist im wachen Zustande stets zur Ausrückung seiner Energie in Bereitschaft, und er ist oftmals der Wächter und Schützer des Lebens, indem er uns von der Einwirkung schädlicher, das Leben bedrohender Dünste und Gase Kunde gibt.

Wenn wir uns nun noch zum Geruchssinne der Thiere, so dürfen wir den von Teucrianus ausgesprochenen Satz voranstellen, daß der Mensch Empfindlichkeit für mannichfaltige Gerüche besitzt, die Thiere mehr bloß für einzelne Gerüche, oder mit andern Worten, daß der Mensch einen vollkommenen Geruchssinn besitzt, als die Thiere. Unter den Säugethieren scheinen die Pflanzenfresser für pflanzliche, die Fleischfresser für thierische Gerüche empfindlicher zu sein, was aber in beiden Abtheilungen auffallende Ausnahmen erleidet; denn Hagen werden durch den Geruch von Nepeta cataria oder Teucrium marum zu den tollsten Bewegungen veranlaßt und die Wiederkäuer riechen den Jäger schon aus weiter Ferne. Die Nase der Säugethiere ist der Einwirkung von Riechstoffen stets zugänglich; nur die taugenden Robben können das Eindringen der Luft willkürlich verhindern, was aber natürlich nur im Dienste der Respiration geschieht. Den Einfluß des Geruchs auf die Wahl der Nahrungsmittel nehmen wir in auffallender Weise bei manchen Pflanzenfressern wahr, welche die giftigen Kräuter vermeiden, offenbar durch die Geruchsempfindung geleitet. Man kann aber bei den Säugethieren zweierlei Formen der Riechthätigkeit unterscheiden,

die man als Bittern und als Spüren bezeichnet. Das Spüren bezieht sich auf Gegenstände oder auf Riechstoffe, die ganz in der Nähe befindlich sind; das Bittern schließt dabei absichtlich die Luft ein, um die darin enthaltenen Riechstoffe zur Empfindung zu bringen. Durch das Bittern werden riechende Körper schon aus einer mehr oder weniger großen Entfernung wahrgenommen, indem die Riechstoffe durch die Luft bis zur Nase des Thieres gelangen. Beim Bittern muß die Luft ganz ruhig sein, oder sie muß vom Riechstoffe nach dem witternden Thiere hin bewegt werden; auf das Spüren dagegen hat die Richtung des Windes keinen Einfluß. Zu den Spürenden gehören die Raub- und Nagethiere, deren untere Nase im Allgemeinen die äftige Form besitzt; die gerundete untere Nase dagegen trifft bei den Wiederkäuern, den Pachydermen und Einhufern mit der Fähigkeit des Bitterns zusammen. — Lieber den Geruchssinn der Vögel gelangte Scarpa durch seine Versuche zu der Annahme, daß die hühner- und sperlingsartigen den kumpflsten Geruch besitzen; ferner ist derselbe bei den Klettervögeln, besonders den Papageien, noch scharfer bei den Raub- und Schwelmsvögeln, am scharfsten bei den Sumpfvögeln. Die Vögel scheinen niemals zu spüren, sondern immer nur zu wittern. — Das Geruchsorgan der Amphibien ist ebenfalls nach Außen absehbar; die Absehlung scheint aber nur im Dienste der Athmung statt zu finden. Die starken, moschusartigen Ausdünstungen mancher Eidechsen und Schlangen wirken wahrscheinlich im Interesse der Fortpflanzung auf den Geruchssinn. Sonst wissen wir nur Einiges über das Riechen der Frösche. Daß diese in der Wahl der Nahrung nicht durch den Geruch geleitet werden, ist daraus zu entnehmen, daß sie Alles verschlingen<sup>1)</sup>, was sich bewegt und was sie zu verschlingen im Stande sind. Es verrathen aber die Männchen eine ausgezeichnete Geruchsschärfe für die Weibchen zur Paarungszeit. Denn es genügt, die Hand, mit welcher ein Weibchen gefaßt worden war, ins Wasser einzutauchen, um alsbald Männchen aus der Ferne anzulocken. — Daß die Fische ein Riechvermögen besitzen, daran ist bei der Anwesenheit einer eigenthümlichen Organisation, in welcher sich auch ein noch Ursprung und Zusammenlegung des Olfactorius der höhern Thiere entsprechender Kern ausbreitet, nicht zu zweifeln. Auch werden erfahrungsmäßig manche Fische durch besondere riechende Substanzen angelockt. Bei der Lebensweise dieser Thiere kann aber ein Geruchseindruck nicht durch Riechstoffe bewirkt werden, die in der Luft suspendirt sind, sondern es müssen die Riechstoffe durch das Medium des Wassers auf die Geruchsorgane einwirken. Allerdings hat nun Lortz<sup>2)</sup> durch Versuche dargethan, daß flüchtige gasförmige Substanzen, wenn sie an Wasser gebunden in die menschliche Nasenhöhle eingespritzt werden, keine Geruchsempfindung erzeugen. Daraus folgt aber noch nicht, daß auch die Geruchsorgane der Fische für das mit Riechstoffen gesättigte Wasser unempfindlich sei: sie sind eben für Wasserwirkung und nicht für Luftwirkung organisiert. Wir dürfen

vielmehr mit Trevisanus annehmen, daß die Fische, gleichwie sie mittels ihrer Kiemen nicht das Wasser, sondern die darin enthaltene Luft atmen, auch durch die im Wasser vertheilten Riechstoffe einen Eindruck auf ihre Geruchsorgane empfangen. — Das Leben der Insekten liefert uns häufig genug überzeugende Beweise des Riechens, obwohl wir eine dazu dienende Organisation nicht mit Sicherheit kennen. Männliche Schmetterlinge sad man bisweilen anblühenden Schachteln umflattern, in denen Weibchen eingeschlossen waren. Daß der Geruch der honigreichen Blumen und des gesammelten Honigs die Bienen und zum Theil die Wespen, der Geruch des faulenden Fleisches und der sündliche Geruch von Stapeliablüthen, von Arum Dracunculus die Schmeißfliegen anlockt, daß ein in einem Dachzimmer verwehender Maulwurf die Käseart Neorophorus vesipillo herbeizieht u. s. w., das gehört zu den alltäglichen Erfahrungen. Ferner ist den Bienen jeder Rauch zuwider, namentlich aber der Tabakrauch, ferner der Dunst des Zerpentins, des Ammoniak, des Kampfers, wahrscheinlich in Folge einer Einwirkung auf ihren Geruchssinn; weit weniger der Geruch von Moschus oder von Asa foetida. — Gleich manchen Fischen gehen auch die Krebse dem Aase nach und sie lassen sich auch durch die Todtgerüche des rohen Fleisches fangen. — Auch für den Geruch der Kollusken scheinen einzelne Beobachtungen zu sprechen. Schnecken ziehen die Fühlfäden ein und senken vom Wege ab, wenn man ihnen während des Kriechens Kampfer oder andere stark riechende Dinge entgegenhält. Anderentheils sollen sie durch Rohrnugsmittel, die sie lieben, manchmal schnell aus dem Gehäuse gelockt werden. (Fr. Wilh. Theile.)

**GERUCH, GERUCHSSINN (psychologisch).** Vom Standpunkte der allgemeinen Psychologie in Hinsicht auf die Lehre vom Geruche zunächst die Ansicht zu beleuchten und als irrig zurückzuweisen, welche vom bekannten französischen Physiologen Birey in seiner „Osmologie“ aufgestellt worden ist, wornach alle psychischen Beziehungen dabei schlechtergegründet, die Geruchsempfindungen für rein körperlicher Natur erklärt werden, ebenso wie die Empfindungen von Hunger und Durst, Wärme und Kälte, Schauer, Kitzel und dgl. m.). Wäre dies begründet, so würde jene Lehre eben nur der Physiologie angehören und bei ihr von Psychologie keine Rede sein können. Man würde sogar den „Geruch“ gar nicht mehr zu den sogenannten fünf Sinnen rechnen, sondern als bloße Modifikation des allgemeinen Vitalfinnes (sogenannten Gemüthsgefühls, s. d. Art.) oder der Lebensempfindungen des Gefühlssinnes (s. lat.) ansehen müssen, worin zwar auch etwas Dasseiendes dem Bewußtsein angeklündigt wird, aber ohne alle Klarheit und Objectivität der Anschauung, indem das Bewußtsein dabei bloß bei dem subjectiven Empfin-

dungszustande des Angenehmen oder Unangenehmen stehen bleibt. Allein jene Behauptung ist irrig, der Geruch gehört ebenso wie das Gesicht und Gehör, das Geruch und der Geschmack zu den psychischen Phänomenen der Intelligenz, des objectiven Erkenntnisvermögens. Am unzweideutigsten ergibt sich dies aus der ganz unbestreitbaren Thatsache des Bewußtseins und der Erfahrung, daß auch bei den Gerüchen die Wirksamkeit des bloßen Vorstellungsvermögens im engeren Sinne, d. h. der Einbildungskraft, und zwar der sogenannten reproducativen Phantasie oder des Gedächtnisses sich äußert, indem bei manchen Gerüchen ohne alle körperliche Mitwirkung riechender Gegenstände eine theils unwillkürliche Reproduktion stattfindet, theils selbst eine willkürliche Hervorbringung von Geruchsvorstellungen). Wenn auch diese Empfindungen nicht mit gleicher Klarheit wie bei Gesicht- oder Gehörsvorstellungen in das Bewußtsein treten, so werden sie doch nicht nur durch gegebene oder verschiedene Geruchsempfindungen, sondern auch durch andere sinnliche Wahrnehmungen oft unwillkürlich wieder erweckt, (was u. a. Goethe so treffend in dem berühmten Wagnerseliede: „Kannst du das Land, wo die Citronen blühen u.“ angedeutet und benutzt hat), und wenn auch die willkürliche Reproduktion von Geruchsempfindungen unendlich schwerer ist, als die von Gehör- oder Gesichtsvorstellungen, weil ihnen die Anhaltspunkte von Zeit und Raum abgehen, so ist eine solche doch keineswegs unmöglich), und es scheint dabei nur mehr auf desfallsige Uebungen anzukommen, die auch bei diesem Sinne einer bedeutenden Rolle spielt). Zur Genüge widerlegt wird übrigens jene falsche Ansicht auch schon durch die im vororigen Artikel angeführten vielfachen, immer auf wirkliche objectiven Erkenntnis deutenden Ausdrücke des gemeinen Sprachgebrauchs.

Mit diesem Präliminarpunkte hängt noch ein zweiter zusammen. Man muß nämlich, wie überhaupt in der ganzen Lehre von den sogenannten fünf Sinnen, so auch beim „Geruch“ den wichtigen Grundbegriff festhalten, daß das, was die Psychologie „Sinne“ und „Sinnlichkeit“ nennt, Nichts ist als die Vernunft oder der Menschengestalt selbst in der Abhängigkeit aufwärts von äußerer oder sinnlicher (durch die Affektion der Sinnesnerven oder Organe vermittelte) Anregung). Streng genommen gibt es nicht fünf Sinne, sondern nur eine äußere Sinn mit fünf verschiedenen Modificationen, durch welchen der Menschengestalt die Außenwelt als ein

1) Bulletin de pharmacie. 1812. p. 305. Vergl. des Prof. Bence Auffass. über des Thema in Friedrich's Wagners für die Philosophie, medicinische und gerichtliche Zeitschrift. 1849. Sept. 2. S. 47 ff.

2) Am vollständigsten ist dies nachgewiesen in dem citirten Aufsatze des Prof. Bence. 3) Vergl. Schopenhauer, D. Welt u. 1. 376. 4) Bence sagt u. a. D. S. 49: „Ich wenigstens kann mir jeden Geruch, den ich mehr oder weniger oft schon empfunden habe und der nicht gerade zu den schwächsten gehört, wie z. B. die Gerüche von Chlor, schwefeliger Säure, Schwefelwasserstoff, Natrium, Rosenessenz, Zimmt u. zu jeder Zeit und leicht wieder vorzugenommen.“ 5) Bibbes in Rud. Wagner's Handbuch der Psychologie. 2. Bd. 1844. S. 924. 6) Fries, N. Kritik der Vernunft. 1. Bd. S. 14 ff. Dessen Logik S. 7 ff. Dessen Psych. Anthropol. IV. §. 6 (1820. 1. Bd. S. 24).



Farbiges, Tönendes, Schmekendes, Riech- und Tastbares erkennt, und einen inneren Sinn, der uns die Innenwelt unserer Gedanken, Gefühle und Willensbestrebungen offenbart. Nicht das Auge sieht, nicht das Ohr hört, sondern der Geist sieht durch das Auge u. s. w.), wie dies schon Herder ausgesprochen („sieht das Auge und hört das Ohr? — Dein innerer Sinn sieht“ u. s. w.), und erst kürzlich der berühmteste unserer deutschen Chemiker, Liebig, bei Gelegenheit seiner inertenstanten Verdrängung des berühmten modernen (von einem Feuerbach, K. Vogt, Roschsch, Büchner und Comenius gepredigten) Materialismus näher gezeigt hat<sup>7)</sup>. Demgemäss ist es nun auch nicht das Geruchsorgan, die Nase, welche riecht, sondern der erkennende Geist, dem durch jene die Welt der Düfte, wie durch das Auge die Welt der Farben u. s. w., aufgeschlossen wird; und daß der Geruch als ein vielstiller, ganz eigenenthümlicher Organinn anzusehen, erhebt sich schon daraus, daß keiner der andern Sinne seine Sprache versteht und keiner ihn erzeugen kann. Jene Geistigkeit ergibt sich nun auch daraus, daß, wenn die Sprache obengelegtermaßen den Geruch als einen Sinn für die Distanz, einen Boden des Entfernten, und zwar nicht nur dem Raume, sondern auch der Zeit nach („gilt, riechst du nun den Weizen?“ Leporello zur Zerline) bezeichnet, dies nicht rein physisch richtig ist; das entfernte riechbare Object wird nicht gerochen, sondern nur der von ihm ausgehende Duft, d. h. die freien, in der Luft schwebenden Partikeln, welche nur in unmittelbarer Berührung, grade wie die Objecte des Gefühls, durch ihre Action des wechselseitigen Anstoßens und Abstoßens die Geruchsempfindung erzeugen<sup>8)</sup>; das letztere auf einen entfernten Gegenstand bezogen werden, ist eine Einzuthat unserer Intelligenz, eine Schlussfolgerung, keine unmittelbare Anschauung. (Es verhält sich damit, wie beim Sehen, wo das bloße Gesicht durchaus nicht wahrnimmt, wie entfernt ein Gegenstand vom andern ist — die bloße Entfernung hat ja keine Farbe! — oder ob ein Körper groß oder klein, rund oder eckig ist u. dgl. m., welches Alles nicht gesehen, sondern durch Schlüsse erkannt wird, die sich der Anschauung so rasch und unmittelbar anschließen, daß sie in dem gemeinen [nicht wissenschaftlich gebildeten] Bewusstsein mit derselben zu Eins verschmelzen<sup>9)</sup>). Ohne anderweite Erfahrungen und Schlüsse würde der Mensch nie Gerüche auf Objecte außer ihm beziehen, sondern bei ihrem Vorkommen sie für eine Reification seines eigenen Bewusstseins halten, deren Grund ihm unbekannt sei. (Der Geruch entwickelt sich bekanntlich beim Menschen am spätesten unter allen Sinnen<sup>10)</sup>; es sollten daher Aelteren

oder Erzieher auf das erste Hervortreten desselben besser als bisher merken und die deshalb gemachten Beobachtungen mittheilen.)

Uebrigens steht bei diesem Sinne, wie beim Geschmacke, das physiologische und psychologische in so genauem Zusammenhange, daß die allgemeine Theorie desselben in beiden Auffassungen dieselbe ist. Daher ist hier in Beziehung auf den Begriff des Geruchs und der Art seiner Wirkung auf die Controvers, ob es einen Riechstoff gibt oder das Riechen nur eine rein dynamische (elektrische) Entsehung ist, ferner auf die Eintheilung der Gerüche u. dgl. m. auf das bereits im vorigen Artikel vom Standpunkte der Physiologie Geörterte zu verweisen. Indessen gibt es doch noch allerlei, in psychologischer Hinsicht speciell hervorzuhebende Momente, die hier kurz erörtert werden sollen. Da das psychologische Gebiet im eminenten Sinne dieses Wortes der Natur der Sache nach vorzugsweise das psychisch-anthropologische, mithin Alles umfaßt, was die Manifestationen des Menschengesistes angeht, so werden hierbei auch mehrere Momente zur Sprache kommen, welche in der herkömmlichen Schul-Physiologie in der Lehre von den Sinnen nicht gebracht zu werden pflegen, wie denn überhaupt in den Hand- und Lehrbüchern die Psychologie kaum ein anderes Capitel so flüchtig behandelt oder gar behandelt wird, als die Lehre vom Geruch. Die Auffassung derselben vom Standpunkte der Natur- und Transcendentalphilosophie oder Metaphysik, wie selbige (Dien<sup>11)</sup> und Suabedissen<sup>12)</sup> gegeben haben, gehört, natürlich nicht hierher.

Im Allgemeinen haben die Geruchsempfindungen folgende psychologische Eigentümlichkeiten:

1) Sie pflegen, wenn sie durch äußere Eindrücke entstehen und nicht an sich so schwach sind, von einer minderen oder größeren Lebhaftigkeit begleitet zu sein, was theils in der größeren Seltenheit der Reizung des Geruchsorgans, theils in der Verschiedenheit des letzteren liegt. Während z. B. das offene Auge, im wachen Zustande beständig vom Lichte gereizt, Gesichtsvorstellungen vermittelt, wird unsere Nase keineswegs von allen uns umgebenden Körpern, sondern nur von einzelnen afficirt, und die Geruchsvorstellungen tragen mithin den Charakter der Neuheit, womit sich von selbst jene Lebhaftigkeit verbindet; sobald ist jene mit Nerven bedeckte Schleimhaut, in welcher der Geruchsnerv sich ausbreitet, als nach für äußere Eindrücke sehr empfindlich, wodurch ebenfalls jene Lebhaftigkeit sich erklärt, wozu auch noch die unmittelbare Nähe des Geruchserregers beim Gehirn kommt.

2) So lebhaft die Geruchsvorstellungen sind, so schnell verschwinden sie gewöhnlich auch wieder aus dem Bewusstsein. Dies hat seinen Grund ohne Zweifel zunächst in dem allgemeinen psychischen Gesetze, daß Leb-

7) Scheibler, Psycholog. 1833. S. 389. 8) s. die Mittheilung seines in München im Januar d. 3. gehaltenen Vortrags in der Allgem. Zeitung vom 25. u. 26. Jan. 1856. Bergr. Fortlage in den Blättern für literarische Unterhaltung. 1855. Septbr., worin die neueste Literatur über dies wichtige Thema näher beleuchtet wird. 9) Zeller, Versuch in der organ. Psychol. 1804. S. 58. 10) Bergr. Drebart, Einleitung in die Philol. S. 41. 11) Burdach, Physiol. 3. Bd. S. 526.

K. Geyss. v. W. u. A. Orth. Seiten. LXII.

12) Dien, Ueber die Sinne, als Fortsetzung des Universums. 1808. S. 29 ff. 13) Suabedissen, Die Betrachtung des Menschen. 3. Bd. S. 214.

haftigkeit und Dauer der Empfindungen im umgekehrten Verhältnisse zu einander stehen. Nach der Ansicht Einiger, z. B. Klein's<sup>14)</sup> (oder eigentlich Olen's, von dem dies entlehnt ist), rührt es davon her, weil das Riechen selber eine elektrische, durch die Luft vermittelte Erscheinung und der Geruch eine dynamische, nicht mechanische Einwirkung des riechbaren Körpers auf das Geruchsorgan ist. Die riechbaren Körper theilen ihre elektrischen Zustände der sie umgebenden Luft mit und durch die Luft gelangen sie zu dem Geruchsorgan. Da nun zu jeder elektrischen Erscheinung entgegengesetzt wirkende Kräfte gehören, so müssen die elektrischen Zustände der Nase und der von ihr eingefangenen Luft verschieden sein, wenn ein Riechen erfolgen soll, und das Riechen dauert nur so lange, bis die verschiedenen elektrischen Zustände sich ausgeglichen haben, welches bekanntlich bald geschieht. — Nach Andern<sup>15)</sup> ist der Grund dieser großen Flüchtigkeit der Luft und, während die Gesichtsvorstellungen immer mit gewissen Raumesanschauungen gepaart und auch die Gehörsempfindungen an ein gewisses Zeitmaß gebunden sind, beim Geruche diese Beziehungen auf Raum und Zeit nicht vorhanden. Dies scheint auch ganz richtig zu sein, da Raum und Zeit, wie Kant lehrt, die uns Allen a priori einwohnenden Anschauungsformen und gleichsam die Rahmen sind, in welchen wir das unendlich Mannichfaltige in eine Einheit zusammenfassen, (was wäre die Geschichte ohne Chronologie!). — Daß es übrigens auch für den Geruch ein Gedächtniß, namentlich in der Regel ein schwaches, gibt, ist schon bemerkt worden<sup>16)</sup>.

3) Mit dem allgemeinen Lebensgeföhle oder sogenannten Vitalfinne stehen sie in einer weit innigeren Verbindung und Wechselwirkung, als die der andern Organfinne, indem Geruch jenes Gefühl so mächtig afficiren können, daß dadurch das Bewußtsein aufgehoben oder auch wieder erweckt werden kann (daher der Gebrauch der Riechstoffe bei Betäubung, Ohnmachten), wovon der Grund in dem unmittelbaren Zusammenhang des Riechorgans mit dem Centrum des Gehirns liegt. Daß nicht bloß nervenschwache Weiber, sondern auch starke Männer solchen Einwirkungen unterliegen, ist Thatfache; so berichtet z. B. der Genöser in Bran's Miscellen. 1845. 124. Bd. S. 287, daß die kräftigsten europäischen Gelehrte nicht im Stande sind, den Geruch des frischen Urino auf den Ghineaiseln länger als zwei Minuten auszuhalten. Das classische Urtumum liefert mehrere Beispiele von tödlichen Todesfällen, welche die Unversichtigkeit, auf Rosen zu schlafen, veranlaßt hatte<sup>17)</sup>. Daß tödtliche Vergiftungen durch bloße Parfüms hervorgerufen worden, ist öfters vorgekommen; z. B. bei dem Zeitgenossen Heinrich's IV., dem Prinzen von Porcian, Bruder des ältern Prinzen von Genöve, wie denn am Hofe der Katharina von Me-

dici dergleichen keine Seltenheit war. — Selbst in der Thierwelt zeigt sich eine ähnliche Macht; bekannt ist, daß das sogenannte Stinkthier sich alle seine Feinde durch den von ihm ausgehenden Geruch vom Leibe zu halten vermag. Merkwürdig sind auch die Phänomene der durch den Geruch hervorgerufenen Sympathien und Antipathien, besonders in Bezug auf das Geschlechtsverhältniß, und zwar selbst bei den Menschen<sup>18)</sup>.

4) Bei ihnen überwiegt überhaupt die Subjectivität die Objectivität sehr, in sofern als bei Geruchsempfindungen der Vorstellende weniger von dem die Vorstellung hervorbringenden vorgestellten Gegenstände sich unterscheidet, wie etwa bei Gesicht's- oder Gehörsvorstellungen. Dieser subjective Charakter spiegelt sich auch in einigen auf den Geruch sich beziehenden Ausdrücken der Sprache ab; so werden in denselben die Handlung des Empfindens („ich rieche“) und die Thätigkeit des die Geruchsempfindung hervorbringenden Object's („es riecht“) durch einen und denselben Ausdruck bezeichnet; so werden die Geruchsempfindungen nicht wie die des Gesicht's und Gehörs nach ihrem allgemein wirkenden Ursachen (dem Lichte, Schalle) als objective Gegenstände mit einem eigenthümlichen Worte benannt, sondern heißen überhaupt nur — ähnlich den subjectiven Phantasiebildern des Gesichtsinnes (den Visionen), Gesichten — Gerüche, und ihre spezifischen Verschiedenheiten sind nicht (wie die der Farben und Töne) sprachlich nach Objectivität s. str., sondern nur nach den Gegenständen bezeichnet, die sich für uns durch eine Eigenthümlichkeit des Geruchs auszeichnen. — In diese Subjectivitätskategorie gehören nun auch die bei diesem Sinne vorkommenden Illusionen, z. B. der Widerwille der Italienerinnen, besonders der Römerinnen, gegen Wohlgerüche<sup>19)</sup>; dasselbe fand bei Kaspar Hauser statt<sup>20)</sup>. Schiller hatte eine große Vorliebe für den Geruch saurer Aepfel, von denen er immer einige in einem Faße seines Arbeitsstisches liegen hatte<sup>21)</sup>; Goethe dagegen einen Abßohn gegen den Geruch des Tabaks und Knoblauchs, ihm „wie Gift und Schlangen zuwider“<sup>22)</sup>. (Beiläufig sei hier auch an das Wort des Erasmus erinnert: *stercus aum cuius bene olet!*)

5) In Bezug auf die praktische Bedeutung des Geruchs für das geistliche Leben wird derselbe von Kant<sup>23)</sup> im Vergleiche mit dem die Gesellschaft so sehr bedröckenden und Jedem die freie Wahl lassenden Geschmack als ungesellig bezeichnet, weil er alle Andern ihn, sie mögen wollen oder nicht, mitzuerpünden zwingt. Dies ist in sofern richtig, als von dem Tabakdampfe oder Qualme die Rede ist (worauf sich der englische Ausdruck bezieht, man müsse rauchen lernen to his own de-

14) Klein, Anschauungs- und Denktheorie S. 35. 15) Egl. Friedrich's Magazin a. d. S. 48. 16) Bgl. Camille, Rapport de physique et du moral de l'homme. (Paris 1824.) T. I. p. 193. 17) Morgagni. Nr. 24 vom 10. Juni 1855. S. 197.

18) Camille, Rapport etc. 1. 192. 316. 343. 346. Bgl. Bernoulli, Phys. Anthropol. 19) f. Gotta's „Ausland.“ 1833. Nr. 8. S. 32. 20) Feuerbach, Ueber Kaspar Hauser S. 108. 21) Bgl. einen Aufsatz Vogel's über Goethe in Jusztian's Journal. 1833. 22) Schiller, Phädog. S. 308. 23) Orig. aus Benedig. Nr. 66. 24) Anthropolog. in prog. Eins. S. 53 ff.

kenne); aber es paßt nicht auf Wohlgerüche, die man ja auch um sich verbreiten und wodurch man auch Andere in eine behagliche Stimmung versetzen kann (nicht zu gedenken des gemüthlichen Rübterens und Annehmens einer Prise Schnupftabak!), sowie in sofern, als grade die sich ausbreitenden Gerüche eben den Charakter der Geselligkeit haben, während der Geschmack, der notwendig nur für sich genieset, vorzugsweise egoistisch erscheint. Ueberdies vertritt nach Kant selber (S. 57) das Schnupfen und Rauchen des Tabaks, abgesehen von den medicinischen Wirkungen, als bloße Aufregung des Sinnungsgefühls („gleichsam ein oft wiederholter Antrieb der Recollection der Aufmerksamkeit auf seinen Gebrauchsstand, der sonst einschläfern oder durch Gleichförmigkeit langweilig sein würde, wozu jene Mittel sie immer stoßweise werden aufzuwecken“) die Stelle einer Gesellschaft, es ist eine Art der Unterhaltung des Menschen mit sich selbst, indem sie die Leere der Zeit mit immer neu erregten Empfindungen ausfüllt. Kant erklärt den Geruch ferner für den unanfechtbarsten und entbehrlichsten, es bedürfte nicht, ihn zu cultiviren oder gar ihn zu verfeinern, denn es gäbe keine Gegenstände des Gefels, besonders an volkreichen Orten, als der Annehmlichkeit, die er verschaffen kann, und der Genuß durch diesen Sinn könne immer nur flüchtig und vorübergehend sein, wenn er vergnügen soll; letztere Bemerkung ist nur halb wahr, wie das Beispiel starker Tabakraucher und Schnupfer beweist. Richtig ist dagegen Kant's Behauptung, daß Schmutz nicht sowohl durch das Widrige färs Auge und die Zunge, als vielmehr durch den davon zu vermuthenden Gestank Ekel erregt, weil die Einnahme durch den Geruch (in die Lungen) noch inniger sei, als die durch die einsaugenden Gefäße des Mundes oder Schlundes.

6) Der Geruch hat unmittelbar die praktisch höchst wichtige Bedeutung, der Wächter für das Athemholen und die Nahrungsmittel zu sein; er soll uns warnen (Kant a. a. D.), „schädliche Luft von Osen, dem Gestank der Mordale und Aser einzuziehen oder faulende Sachen zu vernehmen.“ Leider! aber wird diese Hauptbestimmung in letzterer Beziehung durch die Uebermacht des Geschmackes (s. h. B. des haut goût, der faulenden Fleisch vorseigt), in ersterer Hinsicht grade im civilisirten Leben, wo es wegen des Zusammenbranges der Menschen in engen Räumen und ihrer unvermeidlichen Verderbung der Luft am nöthigsten wäre, am wenigsten beachtet. Erst neuerdings ist auf diesen, für die socialen Probleme der Gegenwart wichtigen Punkt mehrfach hingewiesen worden. So z. B. in des Prof. Reichensbach ergreifender Schilderung der Uebernoth im sächsischen Erzgebirge im Dresdener Album 1847. S. 439, ferner in Prof. Rasse's in Bonn Schrift: „Aufzuruf zur thätigen Sorgfalt für die Gesundheit der Fabrikarbeiter“ 1849“), worin unter andern die Nothwendigkeit der reinen Luft in Werkstätten u. dgl. m. treffend nachgewiesen ist. In Bezug auf die

Locale unserer Schulen, besonders der Volksschulen, ist dasselbe gesehen von Feld, Reform der Jangendzucht. 1846. S. 13. 48. Wie gräulich es seigt in dieser Hinsicht z. B. in Baiern ausseh, ist aus Eugen heim's Kirchen- und Volksschulen und aus Schloffer's Recension in den Heidelberger Jahrb. 1844. Sept. S. 647 zu erhellen; in Bezug auf Hessen s. Didascalia Nr. 351 vom 21. Dec. 1847 und Nr. 28 vom 28. Jan. 1848; selbst von der Volksschule in Leipzig ward gesagt, daß im Sommer die Luft oft zum Erstickn sei! (Zeitung für die elegante Welt. 1849. Nr. 30. Feuille.). Dazu bedanke man, daß Zeitschrift im Ganzen über 80,000 Volksschulen zählt! — Unbekannt ist, wie in den großen, besonders den übergroßen Hauptstädten (nicht der alten Zeit, denn in Rom z. B. athmete man unter Domitian, wie Martialis erzählt, in allen Straßen betäubende Dünste von Kofengewinden), sondern hauptsächlich in unsern modernen Residenzen (obwohl der Pfahlwurzel unserer schlimmsten socialen Uebel, s. Hist. pol. Bl. 24. Bd. 7. S. 437) nicht nur der Geruchsfinn stet und fort auf das Größte delinquent wird, (Paris, Berlin und selbst Dresden, nach dem Morgenblatte 1850. Nr. 53 vom 2. März), sondern auch der Gesundheit und Lebensdauer viel Eintrag gethan wird, obwohl durch die Erfindung geruchloser Latrinen in Fauche Borel's Poudrette (s. Renwald, Das neue Europa. 1846. I. Bd. S. 262, vergl. Ragoz, f. d. Lit. d. Auslandes Nr. 92 vom 3. Aug. 1848“)) dies Uebel sehr gemindert werden könnte, wenn die hochstehende Polizei ihrer Pfaste statt in ungeschönte Ultracrepidamien, z. B. in die Angelegenheiten der Presse, lieber in jene Tiefen wölt! — Daß durch Cultiv der Gärtnerei für diesen guten öffentlichen Zweck viel geschehen und selbst manche „unserer Dorfgassen aufzuheben würden, verpfechten Kloaken zu gleichen“ ist nachgewiesen in Bran's Wiesen. 114. Bd. (Jena 1843). S. 255 „der Blumengarten“).

7) Es führt uns dies zugleich auf das geschichtliche und statische Capitel der Parfümerie, oder die durch Kunst hervorgebrachten Wohlgerüche“), welche Kunst bereits im Alterthum üblich war“ (ein Rosenöl kannte man nach Homer's Ilias XXX. B. 186 schon zu Zeiten des trojanischen Krieges) und fast in der ganzen civilisirten Welt, bei einigen Nationen mit wahrer Leidenschaft, cultivirt wird. — So z. B. in Chile, wo besonders die Damen in der Hauptstadt Lima auf das Gruesseste auf Parfüms versessen sind, und selbst die armen Frauen nur bestehn, um sich von den erhaltenen Almosen gleich Agua rica oder ein anderes wohlriechendes Wasser zu verschaffen“). Neuerdings (1855) erschien in London eine Schrift über die Parfümerie von

25) Morgenbl. Nr. 24 vom 10. Juni 1855. S. 557. 26) Vergl. Schilder, Drogengesch. 3. Ausgabe. 1847. S. 185. 27) Vergl. Augle's Untersuchungen am häuslichen Herd. 1854. III. Nr. 5. S. 72 fg. 28) Ausführlicher hierüber und über den oft colossalen Unsin in dieser Hinsicht s. in Wagemann's Unterhalt. von der alten Welt. 1854. S. 57 fg. 29) s. Stevenson's Reisen in Traura, Chile, Peru und Columbia, übersetzt von Schindler. 1826. I. S. 194.

24) Vergl. den Reichsanzeiger Nr. 207 vom 1. Sept. 1849.

Peiffe, nach welcher in England und dem englischen Indien jährlich 150,000 Kannen Patschouli verbraucht werden und in London allein jährlich für 20,000 Pf. St. oder fast für  $\frac{1}{4}$  Million Thaler rölnisches u. dgl. Riechwasser in die Taschentücher!!") — Hiermit hängen die ebenfalls schon ehedem und nicht minder in unserer Zeit üblichen, auch aus ihrer Kunst hervorgegangenen absichtlichen Täuschungen des Geruchsinnes durch das Parfümiren zusammen. Dahin gehört, daß man durch dasselbe gewisse Naturfehler, z. B. überdicke Ausdünstungen, angehende Schwindelsucht u. dgl. zu verbergen sucht, was schon im klassischen Alterthume Mode war, wie Plautus (Mostell. Act. I. sc. 3, "mulier tam recte olet, ubi nihil olet;" vergl. Cic. ad Attic. II, 1) und Martial's (lib. VI, epigr. 12: "non bene olet, qui bene semper olet") andruten. — Freilich helfen solche Warnungen nicht viel, wenigstens in der Periode der Verleththeit, wie Goethe treffend im Clavigo andeutet (Act. IV.), indem er auf eine Ausrufung des Lektors ("ich gestehe dir, ich erschrak, als ich Marien wieder sah! Wie entsetzt sie ist — wie bleich, abgezehrt! Das ist meine Schuld, meine Verrätherin!") den Carlos antworten läßt: "Poffen! Giffen! Sie hatte die Schwindelsucht, da dein Roman noch sehr im Gange war. Ich sagte dir's tausendmal, und — aber ihr Liebhaber habt keine Augen, keine Nasen!"

8) Die Geruchsvorstellungen oder Empfindungen sind, wie alle Sinnesanschauungen und in noch höherem Grade als die übrigen, auch mandertlei natürlichen Irrthümern unterworfen, und man hat nicht mit Unrecht behauptet, daß es mehr o. m. s. i. g. Täuschungen gibt als optische und akustische"). Schon durch die Structur des Geruchorgans, das zugleich ein Gefühlsorgan ist, kann man veranlaßt werden, manchen Gegenstand, der auf dasselbe wirkt, als eine Gerucherscheinung aufzunehmen, wenn sie, genau betrachtet, nur eine Gefühlserscheinung ist. So ist dies z. B. der Fall bei der Wahrnehmung des kohlenfauren Gases und noch mancher anderer, die einen sogenannten strechenden Geruch haben. Aber auch durch seine nahe Verbindung mit dem Geschmackorgane entstehen Irrthümer; so hält man einerseits manche Körper, als z. B. geriebene Metalle, Zinn, Eisen, Kupfer für schmedbare Körper, die doch nur riechbare sind, und andererseits manche für riechbare, als z. B. den Zucker, Kochsalz u. s. f., die doch nur schmedbare sind — Irrthümer, welche sich heben, wenn diese Stoffe in den Mund genommen und die Empfindungen, welche sie bei offenem und bei zugebrücktem Geruchorgane erregen, mit einander verglichen werden. Hierzu kommt natürlich die Leichtgläubigkeit des Irrthums in Folge des Umstandes, daß manche Körper, die sonst unendlich von einander verschieden sind, einen ganz gleichen Geruch haben. Der Moschusgeruch z. B., nach dem Moschusthiere benannt, kommt in manchen Abänderungen anderer Thiere, bei Cerambyx moschatus, Nicophorus Vespillo, Po-

lypus moschatus u. s. w. in faulenden thierischen Auflosungen und in vielerlei Pflanzen vor, die gewöhnlich davon den Trivialnamen haben. Coriandrum sativum hat einen Bienenaroma. Sterculia foetida hat in der Wurzel Olax zeylanica, im Holze den Geruch von Rosenkoth. Die Blumen der Stapelia hirsuta, der Stachys rugosa riechen wie faules Fleisch, es gibt eine Rose, die den Thiergeruch hat. Calceanthus floridus riecht nach Ursepin. Brassica, Eruca und Sisymbrium murale riechen wie Schwefelstein u. s. w.>").

9) So beschränkt im Allgemeinen die Bereicherung der theoretischen Erkenntnis durch den Geruch im Vergleich nicht nur mit dem Gesicht und Gehör, sondern selbst mit dem Geschmack ist, so ist sie doch in einzelnen Fällen wichtig, seine Cultivierung daher ebenfalls anzupfehlen, und auch oft in höherm Grade vorhanden. Hierher gehört zunächst seine Bedeutung für allgemeine Menschen- und Nationalkenntnis, in sofern als es eigenthümliche Rationalgerüche gibt, die nicht etwa bloß von der Nahrung herrühren (wie z. B. die Juden nach Knoblauch, die Grönländer ihres nach Thran riechen)"), so dafür findet sich eine interessante Stelle in Lavater's physiognomischen Fragmenten"). Daß auch dieser Sinn einer großen Aus-

32) Rudolphi, Physiologie. 2. Bd. S. 112. §. 391. 33) Grand, Geschichte von Oréland S. 169. Zimmermann, Geograph. Besch. d. Mensch. I. S. 69. 34) "Ich glaube, daß ein feiner Geruch die Nationen riechen und vielleicht eher unterscheiden könnte, als das Gesicht. Ich selbst habe zwar keinen so feinen Geruch, wie einer meiner Brüder, dessen Blut aus im dritten Bande dieser Fragmente vorkommt, von sich verströmt, daß er einen an einem Eingelenk ihm nahe an die Nase gehaltenen Dulanten von einer Silbermünze durch den bloßen Geruch, mit verbundenen Augen, unterscheiden konnte. Deswegen getraut ich es sein genug, das Dasein oder Vorhandensein gewisser Krankheiten zu bemerken, und wenn ich in gewisser leerer Zimmer eintrete, so kann ich manchmal mit Zuversicht sagen: „Hier muß ein Hecticus oder Maniacus, oder einer, der im Begriff ist, es zu werden, gewesen sein.“ — und zwar waren mehrmals solche Vorfälle, an deren Besichte sich die Krankheit nicht nicht zeigte. So kam ein einmal ein gewisser Herr, der die Ursache eines Streben in mein Zimmer, der ich natürlicherweise für ganz unbedeutend hielt und weiter nicht achtete. Mehr als ein halb Jahr hernach kam mir derselbe Geruch, von dem ich ein halb Jahr lang keine Spur mehr hatte, sowie ich vorher keine davon gehabt hatte, wieder mit einem Fremden in mein Zimmer. Bald darnach ist, daß dieser auf derselben Gegend kam. Ich mußte also langsam auf den Gedanken fallen, daß es Rationalgerüche geben könne. Diese Vermuthungen bekräftigten sich durch mehr Erfahrungen, und ich habe seitdem mehrmals sogar entfernende Familiengerüche, die von allen Wiedern so unangenehm waren, wie die Physiognomie, wahrgenommen. Nahrung, Lebensart, Gebilde und die Natur der Schwermüdigkeit können sehr heftige Gründe dieses charakteristischen Geruchs sein. Es ist nicht von Gerüchen der Unreinlichkeit die Rede, sondern von solchen, die nicht abzumachen sind. Es ist auch wohl bekannt, daß Köhnen, Kalmücken und die Juden, auch die, so am reinlichsten gehalten werden, gewisse eigenthümliche Rationalgerüche an sich haben. — „I j'avoit à Corte," sagt Lamberg, "un homme rare, qui distinguait au gout et à l'odorat des terres, la patrie de tout, qui ent de sa terre natale sur lui... L'Etat l'établit examinateur d'un homme, qui s'étoit caché et qui declinoit le pais d'où il étoit... Cet expert d'un nouveau genre commença ses séances en se faisant donner la valise du prisonnier, il tira ses

30) f. Kramf. Journal vom 28. Dec. 1855. (Diltsch.) 31) Brühl, Friedrich's Magazin a. d. D.



zur Anschauung bringt, namentlich auch Empfindungen hervorruft, mit denen sich ein über den bloßen Empfindungszustand hinausgehendes Urtheil verknüpft, namentlich ein Wohlgefallen oder Mißfallen, welches sich nicht bloß aus den subjectiven Empfindungszustand bezieht. Dies ist nun (wie aus Obigem erhellt) offenbar in negativer und positiver Beziehung in Bezug auf den Geruch der Fall, indem z. B. Gestank an sich etwas Unschönes, Häßliches, was nicht da sein sollte, und Wohlgeruch für etwas Schönes gehalten und als Wohlgeruch nur vom Menschengeficht aufgestellt wird (wie denn jedenfalls die Thiere nicht diese Art von Verbindung eines ad- oder disjunctiven Urtheils bei ihren Geruchsempfindungen haben können). Von diesem Gesichtspunkte aus meint auch Litzmann in seiner trefflichen Schrift „über die Schönheit und die Kunst“ S. 31, „daß, wie groß auch immer der Vorzug der höhern Sinne in Bezug auf das Gebiet der Ästhetik sein mag, wo dennoch auch den niederen das Edle nicht fremd sei, und wo das Edle ist, da hat die Schönheit eine Stelle. Ja wir möchten dem Geruche vor andern Sinnen zuschreiben, Boden für Edles und Unedles zu sein, da er das Dasein, Ergrünung und Stimmung erhöht und erniedrigt. Nicht nur, was üblen Geruch verbreitet, hat eine unedle und niedrige Ergrünung, sondern unser eigenes Dasein erscheint uns herabgesetzt, wenn wir uns in übler Atmosphäre befinden. Und Tabakgeruch in den Kleidern verunzelt die Person. Nicht ohne Grund hat man ferner bei dem Gottesdienste durch Räucherungen die Stimmung zu erheben gesucht. Kein anderer Sinn hat so sehr die Unterscheidung des Gemeinen und des Feinen in sich. So ist auch in dem Geruchschmahe Wahrnehmung des Edlen, und sogar dem Gefühle scheint das Annehmen milder Frühlingsluft Schönheit zuzutragen.“<sup>40)</sup>

Jedenfalls ist diese höhere ästhetische Beziehung des Geruchs in der Sprache der Literatur durch die von jenem hergenommenen Gleichnisse anerkannt. So heißt z. B. in einer Recension Rud. Gottschall's in den Blättern für literarische Unterhaltung (1855. Nr. 26 vom 28. Mai S. 468) von Puschkin's Roman in Versen,

40) „Hierbei bietet sich nun die Beobachtung dar, daß das Edle und die höhere Schönheit der Gegenstände der niederen Sinne nur in dem ist, was die Natur hervorgeroadt, nicht in dem, was der Mensch beibringt. Es ist die Macht des Ausdrucks des Lebens der Natur, woraus die Naturschönheit sich erzeugt, und schon darum kann die Schönheit nicht dadurch erniedrigt werden, daß sie auch der niederen Sinne Gegenstand ist; vielmehr ist darin Herrlichkeit der Schönheit, daß sie auch hier herrscht. Im Geruche der Aste und des Weichens erkennen wir Edles, und Schönheit kann am meisten, wenn wir ihn mit künstlich bereiteten Wohlgerüchen vergleichen. Und verglichlich im Bereiche mit den Weiden des Kochs oder des Conditors wird der Geschmack der Erdbeere und der Ananas allgemain für edel und schön gehalten werden. Es ist von der einen Seite die Macht der Natur, welche in ihren Erzeugnissen selbst als edel und groß erscheint, wie uns in dem Dufte der Gehirgswiesen an einem schönen Waimorgen die Herrlichkeit der Natur angewiesen scheint, von der andern Seite die Dhmacht des Menschen, die Werte der Natur nachzumachen.“

„Eugen Dnagin“: „Die Form dieser Dichtung ist unennbar gräßlich u. f. w., von einer Gewürzhastigkeit, in deren From man mit Vergnügen schwelgt, über vielen Stellen schwebt ein lyrischer Duft“ u. f. w.

Neuerdings hat besonders Professor Zennar in seiner schon angeführten Abhandlung<sup>41)</sup> jene höhere und nicht bloß ästhetische, sondern auch sittlich-erzögliche Beziehung der Geruchsempfindungen nachzuweisen gesucht. Er bemerkt, „daß, soviel auch sinnlicher Reiz an diese Arten von Gerüchen geknüpft ist, sich doch keine sinnlichen Begierden in das Urtheil über sie einmischen, daß also das Wohlgefallen an ihnen ohne Interesse erfolgt, daß ferner unter jenen Geruchsgegenständen viele vorkommen, die nicht bloß einzelnen Individuen, sondern Allen wohlgefallen, bei denen anders das Geruchsorgan gesund und seinen Diefenkräften unterworfen ist, daß man sich sogar bei manchen Fällen wundert, wenn gewisse Gerüche, die man für angenehm und lieblich hält, nicht auch von Andern geliebt und gelobt werden, und daß daher für diese Classe von Erscheinungen ein gewisser Gemeinfinn angenommen wird, an dessen Ansprüche appellirt werden kann, wie es bei der Classe der Geschmacks- und der Schörbererscheinungen, aber weder bei der Classe der Geschmacksercheinungen (einem bekannten Spruchworte zufolge), noch bei der Classe der Gefühlserscheinungen (in Bezug auf ihre subjectiven Verhältnisse) der Fall ist. Wegen dieses Anstich der Geruchsercheinungen läßt sich der Mangel an schöner Kunst, die auf ihnen beruhen sollte, nicht einwenden, da die Fähigkeit zu einer solchen nicht zu den Bedingungen des ästhetischen Werthes gehört, und durch das Obengesagte nur die Beziehung gewisser natürlicher Gerüche auf das Schönheitsgefühl ausgesprochen werden soll. Wenn man daher auch die mannichfaltigen Fabrikate von Wohlgerüchen, die uns als Luxusartikel angeboten werden, nicht für schöne Kunstprodukte erklärt, noch sich die Möglichkeit denkt, daß irgend ein Genie durch geschickte Mischung verschiedener Stoffe wohlriechende Compositionen hervorbringen könnte, die Jedermann gefallen und dem Kunstsinne eine neue Bahn eröffnen, so ließe sich doch schon die Natur in eben der Blumenwelt, die uns durch ihre schönen Formen und Farben so sehr ergötzt, Erscheinungen, die vom Geruchsorgane ausgenommen, in uns wo nicht dieselben, doch wenigstens sehr ähnliche Gefühle aufregen, und in der Reihe der ansehnlichen Erscheinungen Formen, Farben und Töne in ästhetischer Hinsicht den ersten Platz einnehmen; während Erscheinungen des Geschmacks und des Gefühls in dieser Rücksicht ganz zurücktreten, so gebührt doch den Geruchsercheinungen, mit denen die Vorfelungsstärke sich vom Sinnlichen in das Geistliche hinüberheben, die nächste Stelle nach jenen höheren Sinneserscheinungen. (Es sei hierbei an das erinnert, was in dem sprachlichen Artikel über die Beziehung des Riechens zur Ahnung gesagt worden.) — Manche Gerüche bringen bei ihrem Genuße eine Stimmung des Geistes

41) In Friedrich's Magazin der Seelenkunde.

hervor, die den sittlich-religiösen Gefühlen entspricht. Der Geruch aromatischer Pflanzen oder der sich verbreitende Dampf von wohlriechenden Kerzen erfüllt den Menschen nicht bloß mit sinnlich-angenehmen Empfindungen, sondern ruft in ihm auch, wie der Klang einer wohlklingenden Flöte, auf unerklärliche Art ein wunderbares Gefühl geistiger Empfindungen hervor, reißt ihn von der Gegenwart los und versetzt ihn bald in den Frühling seines Lebens, bald auf das Gebiet einer besiegenden Zukunft. Bei dieser Art von Entzückung, die kein bloßer Sinnesrausch ist, noch durch irgend einen Genuß von Speisen und Getränken hervorgerufen werden kann, wähnt er sich körperlos, veredelter und geneigter zu stillen Betrachtungen über sein Dasein, seine Bestimmung und Verbindung mit höheren Wesen. Von diesem Zusammenhange der Gerüche mit religiösen Gefühlen wahrscheinlich geleitet, umgab daher schon das Alterthum seine Götter mit Ambrosiastuft, begleitete die Opfer, die es ihnen brachte, mit Räucherungen, und ließ von dem Dreifuß, worauf Vesta ihre Opfer aus sprach, den brennenden Dampf aromatischer Kräuter aufsteigen; und daher betrachtet man noch jetzt diese Verbindung von Wohlgerüchen mit religiösen Übungen bei dem größten Theile der Christenheit als ein wirksames Mittel, den Menschen über die Sinnenwelt zu erheben und zu höheren Gefühlen der Andacht zu stimmen.

11) Ueber das Psychologische in Bezug auf den Geruch der Thiere ist bereits im vorigen Artikel Mehreres vorgekommen. In dem bekannten neueren Hauptwerke Schellin's (Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde. 2. Bd. S. 297) wird zunächst erwähnt, daß bei allen Thieren der Geruch oder Racheninn noch feiner als der Geschmackssinn ist, und dann hinzugefügt: „Auch die untersten Thiere erkennen vermuthlich die Nahrung mit einem Geruchssinn. Klar tritt er an viel tiefer Lebenden Thieren auf. Nicht nur sammeln sich die Adler (Geier), wo ein Has ist, sondern auch die Schmeißfliegen, die Motten u. s. w. riechen den Pflanz, der jedoch ihrem Geruchssinne durch Epidid, Kampfer, Zerpentin unaussprechlich durchs Uebergewicht des anbeterrartigen Geruchs gemacht werden kann. Der Elephant scheint sogar den geistigen Geruch der geistvollen Blumen zu lieben. Was jedoch ein Thier riecht, riecht darum nicht auch ein anderes, und was dem Geruchssinne des einen gefällt, mißfällt dem des andern gar sehr. Dem Rostfäßer ist der Mistgeruch, der Abtrittsgeruch der Abtrittsgeruch sehr erfrischend oder doch keineswegs widrig. Vom Hunde, wenn er wegen schlechter Verdauung einen üblen Geruch von sich ficht, sagt man nur im Scherz, er müsse zur Strafe mit riechen. Wirklich entdecken wir nicht, daß irgend ein Thier einer Art von Geruch eigentlich abhold ist, noch auch, daß es etwa einen angenehmen Geruch, z. B. von Rosen, Nelken, eigentümlich liebt.“ — Daß die Thiere, besonders die Vögel, Vierfüßer und Säugethiere, einen feineren Geruch haben als die Menschen, ist schon angeführt (s. d. vor. Art.); man will (wohl mit Hilfe hemopathischer Verdünnungen) berechnen haben, daß

eine Hundsnase  $\frac{1}{2,543,055,000,000}$  eines Grans riecht, eine Menschennase aber nur  $\frac{1}{226,378,000}$  <sup>1</sup>). Diesem

entspricht, daß bei manchen Thieren der ganze Kopf fast nur Geruchsorgan ist. Der Geruch ist für die Thiere ein sicherer Wächter in Betreff ihrer Nahrungsmittel <sup>2)</sup>, und zugleich für sie, was für den Menschen der Geschmack, nämlich der Despot <sup>3)</sup>; auch steht er zu ihrem Geschlechtsleben in unmittelbarer Beziehung, da er das leitende Organ zum Aufsuchen der Geschlechter ist, weshalb das am meisten Riechbare der Thiere sich grade in der Nähe der Geschlechtstheile findet. Der Mensch hat dagegen nicht nur eine größere Empfänglichkeit für die Verschiedenheit der Gerüche, sondern es kommt auch natürlich nur bei ihm allein jene schon erwähnte ästhetische Beziehung der Gerüche vor, da überhaupt, nach W. v. Humboldt's treffendem Worte, die Schönheit gleichsam ein über den Dingen hängender Schleier ist, den nur der Menschengeist wahrnimmt.

12) Schließlich ist der Stellung des Geruchssinnes vom Standpunkte der psychischen Anthropologie (also beim Menschen) im Verhältnisse zu den übrigen vier Sinnen noch zu gedenken. Die allgemeinen angenommene Einteilung der Sinne in die niederen und höheren beruht bekanntlich auf dem Verhältnisse derselben zu dem bloß subjectiven Vitalsinne oder allgemeinen Lebensgefühl und auf ihrem Verhältnisse zu der objectiven Erkenntnis. Man rechnet demgemäß in beiderlei Beziehung den Geruch wie den Geschmack zu den niederen Sinnen, was auch im Vergleich mit dem Gesicht und Gehör, sowie selbst mit dem (für die Objectivität eigentlich höchsten) Sinne des Taktes richtig ist. Dennoch wird aus dem Erörterten (besonders sub 10) sich ergeben haben, daß der Geruch nicht schlechthin in jene niedere Klasse gehört und jedenfalls über dem Geschmack steht, also eigentlich einen mittleren Platz zwischen jenen beiden Hauptklassen einnimmt. Interessant ist in dieser Hinsicht, daß diese höhere Stellung, und namentlich die Beziehung des Geruchs zur Intelligenz und zur Denkfraft, neuerdings auch physiologisch in einem der ausgezeichneten Werke über Anatomie und somatische Anthropologie, in Huschke's Schrift: „Schädel, Hirn und Seele des Menschen und der Thiere.“ (Jena 1854.) S. 188 näher nachgewiesen worden <sup>4)</sup>. Auch könnte man in dieser Hinsicht an die Thatsache erinnern, wie schon im Alterthume das bekannte, den Geruchssinnes so stark afficirende Kraut, die (schwarze oder weiße) Nieswurz

(1) Jean Paul, Museum S. 363. Vgl. Treviranus, Phil. 6. Bd. S. 352. (2) Linne, Amoen. acad. Vol. II. p. 206. Riecht, Geruch, d. menschl. Verstand. S. 174. (3) Carus, Physiol. I. S. 145. Vergl. Ennemond in Rasse's Jahresbericht für phys. Med. 1821. III. S. 92. (4) Huschke geht von der von ihm physikalisch, anatomisch und chemisch begründeten Annahme aus, daß es sechs Sinne, und zwar drei höhere und drei niedere gibt (welche Dreieit ihren Grund in der Dreieit der Kräfte in der Natur, der mechanischen, chemischen und electrischen Kräfte, hat). Er gibt darüber folgendes Schema:

oder Riechwurzel (*helleborus niger* und *veratrum album*) in ihrer Bedeutung für die Denkfraft oder deren Störungen berührt war (erwähnt sich das bekannte Sprichwort „*tribus Anticyris insaniabiles capita!*“ bezieht) — was Goethe einmal auf unsern Schnupftabak bezieht“); jedenfalls ist merkwürdig, daß Friedrich der Einzige und Napoleon der Große leidenschaftliche Schnupperer des Spaniels waren. Noch mehr gehört hierher die psychologische oder vielmehr physiognomische Bedeutung des Geruchorgans und die darauf sich beziehenden Ausdrücke der geistlichen Sprache; ein Punkt, der eine besondere Erörterung verdient.

(Dr. K. H. Scheidter.)

**GERUCHSORGAN** (physiologisch). Bei den höhern Wirbelthieren ist dieses Sinnesorgan immer mit der Ausmündung des Respirationssapparates in Verbindung gesetzt.

Das Geruchsgorgan des Menschen ist ein, von einer feuchten Schleimhaut ausgekleideter, durch eine mittlere Schridwand getheilter Hohlraum oder Kanal, woran man einen ins Gesicht vorspringenden Theil, die Nase oder die äußere Nase, und einen zwischen Gesicht und Schädel versteckten Theil, die Nasenhöhle unterscheidet. Beide Theile gehen ohne bemerkenswerthe Grenze in einander über. Den Anfangstheil der beiden Kanäle

#### Sinne.

Verwandte.	Stetliche.	Chemische.
Mutter: Weiss — Gerüche. Schwärze — Wärme. Geruchlos — Wasser.		(Speichelleim.)
Söhne: Gelb — Schall. Gelblich — Licht. Geruch — Luft.		(Pneumatische).

Nenn nun aus dem Strahlen, in welchem das Erkenntnissorgan seinen vorläufigen Sitz aufsucht, zugleich der Geruchssinn hervorgeht, so sieht beide Thätigkeiten nicht so heterogen, als es auf den ersten Anblick zu sein scheint. Der Chemismus, welcher das Wesen des Geruchssinnes ausmacht, ist der eigentlich analytische und synthetische Act der Natur. Er besteht in der Zerlegung der Stoffe, der Zusammensetzung einfacher Elemente zu den verschiedenartigen Combinationen und der Umsehung der Stoffe und ihrer Atome. Ist nun unsere Verstandesfähigkeit eine andere? Beim Denken handelt es sich, wie dort, um Analyse und Synthese, jedoch nach ein analytischer und synthetischer Geschickvermögen angenommen hat. Der ganzheit unserer Denkfähigkeit besteht im Allgemeinen zusammengesetzter Vorstellungen, in Scheidung der Beziehungen von den wesentlichen Eigenschaften des Objectes, in Combinationen und Umlegungen derselben, um neue Ideen zu gewinnen. Der Geruchssinn hat man ferner immer mit dem Gehörssinne und der Phantasie in Verbindung gesetzt. Es wäre auch die Frage, ob nicht das Vernehmen durch die Nase in Folge der Wirkung des Geruchsnerven, die damit ohne Zweifel verbunden ist, nebenbei auch bestimmt wäre, reizend auf das Gehör zu wirken. Die Beeinträchtigung des Verstandes durch Schnupfen, die lebhafteste Einwirkung heftiger Gerüche auf die Reiztheit des Denkens und des Bewusstseins, bei Dummhügeln, wie bei Genies (Schnupftabak!) u. s. w. zeigt auf eine lebendige Wechselwirkung zwischen Geruchssinn und Stimmen, oder Riechen und Denken hin.

46) „Weich“ ein heftig Gedränge nach diesem Leben! Die emsig Wagt man, empfangt man das Leben, reist man die Waare dahin!

Schnupftabak wird hier verkauft. Das heißt sich selber erkennen!

Riechwurzel heist sich das Volk, ohne Verachtung und Regt!

an der Nase bezeichnet man mit dem Namen der Nasenlöcher (*Nares*, *Nares externae*), die Enden der Kanäle, wo die Nasenhöhle in den Schlundkopf einmündet, heißen die hinteren Nasenöffnungen (*Nares internae*, *s. posticae*, *Chonae*). Mit der Nasenhöhle stehen nach die sogenannten Nebenhöhlen in Verbindung, die sich zur Seite zum Theil unter die Augenhöhlen, nach Oben zwischen den Augenhöhlen hinauf und nach Hinten oberhalb des Schlundkopfes verlängern. Uebrigens nimmt die Ausbreitung der Fasern der Geruchsnerven, also das eigentliche Geruchsgebiet, nur einen Theil dieser Ausdehnung oben am Siebbein ein.

Die Nase bildet einen dreieckigen Vorsprung im Gesichte zwischen beiden Augen und dem Munde, woran man das untere Ende (*Basis nasi*) mit der Nasenspitze (*Apex nasi*) nach vorn, die an die Stirn angrenzende Nasenwurzel (*Radix nasi*), den Nasenrücken (*Dorsum nasi*) und die Nasenlöcher (*Aperturae nasi externae*) unterscheidet, welche letztern nach Außen von den Nasenflügeln (*Alae s. Pinnae narium*), nach Innen von der Nasenschleimwand (*Septum narium*) begrenzt werden. Form und Grösse der äußeren Nase bieten mancherlei individuelle und Racenverschiedenheiten dar: der Nasenrücken ist bald stark vorspringend und erhaben bei der griechischen, der römischen, der Adernase, bald niedrig oder mehr oder weniger eingedrückt bei der Platt- und Stumpfnase; die Nase ist bald breit und zeigt eine stumpfe Spitze, bald ist sie schmal und ausgeprägt spitzig; die Nasenwurzel liegt bald in der nämlichen Ebene mit der Stirn, bald ist sie wieder durch einen mehr oder weniger tiefen Eindruck davon abgesetzt; die Nasenschleimwand steht an der Basis in gleichem Niveau mit den Rändern der Nasenflügel, häufiger jedoch ragt sie über die Flügelränder nach Abwärts; die länglichen Nasenlöcher nähern sich manchmal der rundlichen Form und sind meistens gerade abwärts gerichtet, aber auch wol am vordern oder hintern Umfange etwas erhoben.

Man unterscheidet an der Nase die knöcherne und die knorpelige Grundlage, mehrere Muskelbündel, die äußere Haut, die innere Schleimhaut, sowie Gefäße und Nerven. Die Schleimhaut, die Gefäße und Nerven werden am besten erst bei der Nasenhöhle beschrieben.

Die knöcherne Nase nimmt die Gegend der Wurzel, des obern Theils des Rückens und der Seitenflächen ein: sie wird durch die Nasen- oder Stirnschuppe der Oberkiefer und durch die dahinter eingeschobenen Nasenbeine gebildet. Die letztern zeigen nicht selten Formabweichungen; namentlich kommt eine auffallende Verschmälerung an den obern Enden bei der eingedrückten, abgeplatteten Nasenform vor.

Die knorpelige Nase entspringt dem untern vorderrn Theile dieses Organs. Man unterscheidet daran folgende Stücke, die alle zu den echten Knorpeln gehören:

a) Den Schridwandknorpel (*Cartilago septi*, *Septum nasi cartilagineum*), der dickste von den Nasenknorpeln, besitzt eine ungleich vierseitige Gestalt. Er liegt nach Hinten und Oben an den vordern Rand des



Pfughschaar und an die senkrechte Platte des Sieb-  
 beines; der vordere Rand stößt oben an die Verringerung  
 der breiten Raseneinde und trittspitz in seiner größten  
 Ausbreitung dem Raseneisen bis in die Nähe der Rasen-  
 spitze; der untere Rand liegt hinten auf der Crista  
 nasalis der Oberkieferknochen und verläuft horizontal  
 nach vorn, wobei er abtr 1/2 bis 3 Linien vom freien  
 Rande der Raseneisendwand entfernt bleibt. Auch von  
 der Rasenspitze bleibt der Scheidewandknorpel mehr Li-  
 nien entfernt, und sein vorderer und unterer Rand ge-  
 hen hier abgerundet in einander über. Ziemlich häufig  
 hat der Scheidewandknorpel eine asymmetrische Stellung,  
 indem er nach der rechten oder linken Seite gewölbt ist;  
 seltener wird er von einem rundlichen, mehr Linien  
 großen Loch durchbrochen, über welches die Schlim-  
 haut nicht weggeht, sodas eine offene Communication  
 beider Nasenhöhlen besteht.

b) Der Seitenknorpel oder dreieckige Knorpel (*Cartilago lateralis a. triangularis*) liegt in der Mitte der Seitenwand der Nase. Man kann daran einen vorderen, hinteren und unteren Rand unterscheiden. Der hintere Rand ist durch festes Gewebe an die Wand des Nasenbines und des Nasenfortsatzes vom Oberkiefer angeheftet; der untere Rand steht auf die nämliche Weise mit dem Flügelknorpel und den vordere Knorpeln in Verbindung. Der vordere Rand sollte nach den früheren Beschreibungen bloss an den Schädelformwandknorpel grenzen; allein ganz richtig ist die Beschreibung von Krause, von Huxley, nach denen der dreieckige Knorpel mittels seines vorderen Randes in der ganzen Länge mit dem Schädelformwandknorpel verschmolzen ist, so daß man diese Seitenknorpel eigentlich nur als seitliche Abgänge des Schädelformwandknorpels anzu sehen hat. Allerdings ist eben die Knorpelsubstanz an dieser Vereinigungsstelle durch größere Biegsamkeit ausgezeichnet.

c) Der Flügelknorpel oder untere Seitenknorpel (*Cartilago pinnalis s. alaris s. inferior*) liegt jederseits im unteren und vorderen Theile der Kasse. Man unterscheidet an diesem Knorpel zwei horizontale liegende Schenkel, die an der Rachenspitze unter einem Bogen oder Winkel in einander übergehen. Der innere Schenkel, schmaler und gerade verlaufend, liegt locker auf dem untern Theile des Schreibeckenknorpels und berührt zugleich den Knorpel der andern Seite; denn er reicht bis gegen den freien Rand der Rachen-Schreibewand herab. Der äußere Schenkel, welcher breiter und gewölbt ist, liegt im Rachenflügel, bleibt aber ein Paar Linien vom Rande des Rachenlochs entfernt. Die vorderen Enden beider Flügelknorpel überragen den Schreibeckenknorpel und bilden die ungeheißte Rachenspitze, indem sie durch ein kurzes Bindegewebe an einander gehalten werden. Zwischen bleibt aber auch ein größeres Interfritium vorn zwischen beiden Flügelknorpeln, welches durch ein mehr lockeres Bindegewebe ausgefüllt wird, und dann zeigt sich der Anfang einer Spaltung oder Theilung an der Rachenspitze.

d) Vieredige Knorpel (*Cartilaginee quadratae*). Gewöhnlich findet man jederzeit noch drei Knorpelstücken, die sich an das hintere Ende des äußeren Strahles vom Flügelknorpel anreihen. Das vordere Stückchen ist viereckig und gewöhnlich am größten, das mittlere ist ebenfalls viereckig, das hinterste mehr rundlich. Diese Knorpel sind unter einander, mit dem Flügelknorpel und dem dreieckigen Knorpel, desgleichen auch mit der Apertura piriformis durch Fasergewebe verbunden.

e) Sesamknorpel (*Cartilagine sesamoideae s. epaciales*) nennt Synthes die kleinen Knorpelrücken, welche man zwischen der *Cartilago triangulæ* und *pinnalis*, auch wol noch zwischen jener und den *Cartilagine quadratæ* in das faserige Gewebe eingebettet findet, zwei oder drei an der Zahl, manchmal aber auch wol vier bis fünf. Bisweilen scheinen sie auch ganz zu fehlen. Uebrigens pflegt man gewöhnlich die genannten Knorpel und die vieredrigen Knorpel zusammen unter dem Namen der *Sesamknorpel* aufzufassen.

5) Der Pflugschaarknorpel (Vomer cartilagineus) kommt nach Hufschies' Entdeckung am untersten Theile der knorpeligen Schidwand vor, läßt sich aber nur durch vorstehige Vaccaration darstellen, weshalb er früher gar nicht unterschieden worden ist. Wird nämlich nach gehöriger Vaccaration der Pflugschaarknorpel abgehoben, so bleibt ein rechter und linker Knorpelfreiß zurück, der sich vom vordern Ende des Pflugschaarbeins, welches amischen den beiden Knorpeln liegt, bis zur äußeren Hofenargröße erstreckt.

Die Muskeln der Nase rüthellen der knorpeligen Nase einige Bewegung, die im Allgemeinen auf Veränderung der äußeren Nasenöffnung abzielt. Man unterschreibt aber jederseits sechs besondere Muskeln oder Muskelfrüdel:

a) Der Pyramidenmuskel, der Heber des Nasenflügels und der Oberlippe (Pyramidalis, Levator alae nasi labique superioris) entspringt vom oberen Theile des Stirnsfortsatzes des Oberkiefers, verläuft zur Seite der Nase nach Unten, und vereinigt sich durch seinen hinteren Rand bald mit dem Aufsteher der Oberlippe. Ein Theil seiner Fasern endigt in der Haut des Nasenflügels nach Hinten und Unten, die übrigen aber gehen zur Oberlippe. Inner für die Nase bestimmte Portion des Muskels hebt den Nasenflügel in die Höhe und legt die Haut in mehrer der Länge nach verlaufende Runzeln; sie wirkt also als Nasenrümper.

b) Der Nasenmuskel der Oberlippe, der Riedergieher der Nasenschleimhaut (Nasalis labii superioris, Depressor septi mobilis narium) ist das Fascicel des Orbicularis oris, welches sich in der Nähe der Nasenschleimhaut von diesem Muskel isoliert und zum untern Rande der letztern begibt. Der leicht bewegliche untern Theil der Nasenschleimhaut wird durch die Contraction dieses Muskelbündels streffer und gespannter.

c) Der Herabzieher des Rufenflügels (De-

pressor alae nasi) entspringt am Oberkiefer vor den Wurzeln des zweiten Schneidezahnes und des Hundezahnes, und verläuft sich mit seinen Fasern am hinteren Umfange des Nasenlochrandes. Er zieht den unteren Theil der Nase etwas nach Unten und zugleich tiefer gegen den Oberkiefer hinein.

d) Der Zusammendrücker der Nase (Compressor narium) entspringt am Oberkiefer vor der Wurzel des Hundezahnes und zum Theil des ersten Backzahnes, steigt in der Rinne zwischen Nase und Bilde in die Höhe und verläuft sich mit einem Theile seiner Fasern am Nasenflügel, während der übrige Muskel, breiter werdend, über den unteren beweglichen Theil der äußeren Nase zum Nasenrücken aufliegt und hier mit dem Muskel der anderen Seite sich vereinigt. Er drückt die knorpelige Nase seitlich etwas zusammen, zieht aber besonders ihre Haut nach Unten und spannt sie an.

e) Der hintere Erweiterer des Nasenloches (Dilatator narium posterior) ist ein schwaches Muskelbündelchen im hinteren Theile des Nasenflügels. Die Fasern entspringen vom Rande des Stirnfortsatzes des Oberkiefers und von den Sehnartröpfeln und verlaufen sich am hinteren Theile des Nasenlochrandes. Er erweitert das Nasenloch in querrer Richtung.

f) Der vordere Erweiterer des Nasenloches (Dilatator narium anterior) ist ein ganz gartes Muskelbündelchen, welches weiter vorn auf dem Nasenflügel liegt und parallel mit dem Nasenrücken verläuft. Die Fasern entspringen vom Nasenflügelknorpel und verlaufen sich vorn am Nasenlochrande. Auch diese Fasern erweitern das Nasenloch.

Die Haut der äußeren Nase ist ziemlich dick und hängt durch ein straffes, fast fettloses Bindegewebe eng mit den Muskeln und Knorpeln der knorpeligen Nase zusammen. Sie bedeckt auch die Ränder der Nasenlöcher, sodas die Schleimhaut erst an deren innerem Umfange beginnt. An der Nasenpitze und an den Nasenflügeln besitzt diese Haut größere Talgdrüsen.

Die Nasenhöhle (Cavum narium, Nasus internus) ist eine von knöchernen Wänden umschlossene und mit einer Schleimhaut ausgekleidete Höhle, mit welcher noch sogenannte Nebenhöhlen in Verbindung stehen. Sie ist oben bedeutend schmaler, als in der Mitte und unten, und ihre Länge von vorn nach hinten ist bedeutender, als ihre Höhe von Oben nach Unten. Sie ist oben nur 2 bis 3 Linien breit, in der Mitte 12 bis 13 Linien und unten 10 bis 11 Linien; ihre Länge beträgt 2 Zoll, die Höhe in der Mitte 1 1/2 Zoll, an den Choanen 1 Zoll. An jeder Hälfte der Nasenhöhle kann man vier Wände unterscheiden: a) Die innere Wand, d. h. die Nasenschleimhaut wird durch den Flugschädel, durch das senkrechte Blatt des Siebbeines und zum Theil noch durch den Scheidwandknorpel gebildet. Bei ganz normaler Entwicklung liegt sie in einer geraden senkrechten Ebene, sodas beide Nasenhöhlen gleich große Räume umschließen. Von dieser Symmetrie kommt aber bei der Mehrzahl der Individuen eine Abweichung vor, nämlich eine gewisse Verengerung bald der rechten

bald der linken Nasenhöhle, indem entweder die ganze Scheldwand sich nach einer Seite anbiegt, oder indem auf einer Seite der Scheldwand ein mehr oder weniger ansehnlicher, meistens sammtartiger, von vorn nach hinten verlaufender Auswuchs sich zeigt, meistens am Flugschädel. b) Die obere Wand wird vorn von der Siebplatte des Siebbeines, hinten von den blattförmigen Ausbreitungen am oberen Theile des Flugschädel und am Processus pterygoideus, wodurch der Keilbeinhörper bedeckt wird, gebildet. Sie geht stumpfwinklig in den vom Nasenrücken gebildeten Theil der äußeren Nase über. c) Die untere Wand oder der Boden der Nasenhöhle liegt unter dem Niveau des äußeren Nasenloches; sie wird durch den Zwischenkiefer, den Gaumenfortsatz des Oberkiefers und den horizontalen Ast des Gaumenbeines gebildet. d) Die äußere Wand ist sehr unregelmäßig gestaltet und wird von zahlreichen Knochen begrenzt, nämlich vom Oberkiefer, vom Labirinth des Siebbeines, von der unteren Wuschel, vom senkrechten Blatte des Gaumenbeines, vom Processus pterygoideus des Keilbeines, endlich auch noch an einer kleinen Stelle vom Tränenbeine. Dadurch, das drei muschelförmige Knochen oder Knochenhülle von der äußeren Wand nach Innen und Unten hervortragen, entstehen drei Nasengänge (Meatus narium). Der obere (Meatus narium superior) liegt zwischen der oberen und mittleren Wuschel des Siebbeines und ist nur im hinteren Theile der Nasenhöhle vorhanden, da diese beiden Knochenvorsprünge nach vorn zusammenstießen. Er ist niedrig in senkrechter Richtung. Aus dem oberen Nasengange führen Oeffnungen in die hintere und mittlere Siebbeinzellen, sowie in die Keilbeinhöhle (Sinus sphenoidalis) und durch letztere in den nach Wayer bisweilen vorhandenen Sinus pterygoideus in der Wurzel des flügelartigen Fortsatzes. Der mittlere (Meatus narium medius) verläuft zwischen der mittleren Wuschel des Siebbeines und der unteren Wuschel fast in der ganzen Länge der eigentlichen Nasenhöhle. Er ist vorn etwas weiter, als hinten, überhaupt aber der geräumigste von den drei Gängen. In ihn öffnen sich die vordere Siebbeinzelle, sodann die Oberkieferhöhle (Sinus maxillaris, Antrum Highmori), welche nach Wayer auch wol noch als Sinus jugalis in das Jochbein ausgebuchtet ist, endlich nach vorn die Stirnhöhle (Sinus frontalis). Der untere (Meatus narium inferior) verläuft zwischen der unteren Wuschel und dem Boden der Nasenhöhle. Er ist etwas länger, als der mittlere, aber nicht ganz so geräumig. An dem zugespitzten Dache dieses Ganges, 4 bis 6 Linien von der Apertura piriformis, oder 1/2 bis 1 Zoll vom vordern Nasenloche entfernt, öffnet sich der Nasentränngang.

Die Schleimhaut der eigentlichen Nasenhöhle, die Ruchhaut oder Schneider'sche Haut (Membrana pituitaria s. Schneideriana) ist eine weiche, sammtartige, durch zahlreiche Gefäße geröthete und drüsenreiche Haut, welche mit der Knochenhaut der Nasenhöhle zu einer Hautschleimhaut vereinigt ist. Sie besitzt daher eine bedeutende Dicke, die zwischen 1/4 bis 2 Linien va-

wirt. Deshalb ist die Räumlichkeit der frischen Nasenhöhle bedeutend geringer, als jene der knöchernen Nasenhöhle, zumal da die Schleimhaut nach Hinten den freien Rand der untern und der mittlern Muschel fastenartig überragt. An diesen letztern Stellen ist sie auch zugleich besonders dick. Sonst ist die Nasenschleimhaut im oberen Abschnitte der Nasenhöhle im Allgemeinen dünner als im untern. An der Scheidewand liegt sie im Allgemeinen fester an, als im übrigen Umfange der Nasenhöhle. Sie besitzt hervorragende Zotten oder Wälzchen und mehrfache Faltungen. Die Schleimdrüsen bilden eine unterbrochene,  $\frac{1}{2}$  bis 1 Linie dicke Schicht zwischen der Faserhaut und der eigentlichen Schleimhaut; die größten Schleimdrüsen kommen aber im untern Abschnitte der Nasenhöhle vor. Die Schneider'sche Haut besitzt ein Kimmerepithelium, welches nach Hinten am Schande aufliegt, jedoch so, daß der obere Theil der hintern Fläche des weichen Gaumens noch davon bedeckt wird. Nach Vorn erstreckt sich das Kimmerepithelium nur noch auf den knöchernen Abschnitt der äußern Nase. An der knorpeligen Nase ist die Schleimhaut nur mit Plasterepithelium bedeckt, weniger zottig und mehr trocken; zunächst den Nasenöffnungen entwickeln sich in ihr beim Erwachsenen die steifen und kurzen Nasenhaare (Vibrissae).

Die Schneider'sche Haut setzt sich unter der untern Muschel in den Nasenfortgang fort, wo sie ebenfalls noch vom Kimmerepithelium bedeckt wird. Sie bildet ferner eine kanalartige Einkerbung, den Esten'schen Kanal in den Canalis incisivus der Oberkieferknochen und geht dadurch in die Mundschleimhaut über. Doch wird dieser schleimhäutige, im Anfangsstücke und bisweilen selbst in der ganzen Länge doppelte Kanal bei Erwachsenen öfterer vermischt als gefunden, und selbst bei kleinen Kindern fehlt er nach Hufschd häufig genug. Die Schneider'sche Haut setzt sich ferner an den verschobenen Stellen in die Schleimhaut der Nebenhöhlen fort, wo ebenfalls Schleimhaut und Beinhaut verschmolzen sind, aber nur ganz locker dem Knochen aufliegen. Dabei ist die Schleimhaut in den Nebenhöhlen nur  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{1}{4}$  Linie dick, durchscheinend, glatt, weshalb man ihr früher den Charakter der Schleimhaut absprechen und sie zu den trocknen Häuten zählen wollte. Inzwischen besitzt sie ein Kimmerepithelium gleich der Schneider'schen Haut, und nach manchen Anatomen ist sie auch mit kleinen, sparlichen Schleimdrüsen versehen.

**Gefäße.** Die Arterien der äußern Nase sind eintheiligs Aste der Maxillaris externa, die als Art. septi narium (aus der Coronaria superior), als Rami pinnales, Rami dorsales, Ramus angularis (der auch wol aus der Ophthalmica kommt) hinzutreten, andertheils gelangen aber auch von den Aesten der Nasenhöhle Zweige zur äußern Nase, namentlich von der Ethmoidalis anterior und von der Maxillaris interna. Die Nasenhöhle wird nämlich aus der Maxillaris interna durch die Sphenopalatina oder Nasalis posterior versorgt, und aus der Ophthalmica durch die Ethmoidalis anterior. Zur Leberhöhle kommen Zweig-

chen aus der Sphenopalatina, zu den Siebbrinzellen Zweigchen aus den Ethmoidales, zur Oberkieferhöhle Aestchen der Maxillaris superior und der Infraorbitalis, zur Stirnhöhle Zweigchen aus dem Stirnaste der Ophthalmica. Die Arterien der eigentlichen Nasenhöhle bilden in der Schleimhaut ein Gefäßnetz, dessen Nasenräume zum Theil enger sind als die Durchmesser der Gefäße selbst. — Die Venen der äußern Nase entsprechen im Ganzen den genannten Arterien und münden in die Vena facialis anterior. Doch verlaufen die beiderlei Gefäße nicht so gesellig, wie man es sonst zu beobachten pflegt; die Venen  $\alpha$ ,  $\beta$ , welche der Arteriae pinales und dorsales nasi entsprechen, verlaufen von Unten nach Oben gegen den innern Augenwinkel hin und treten ganz spitzwinklig an die Gesichtvene an. In der Nasenhöhle und in den Nebenhöhlen entsprechen die Venen ebenfalls im Allgemeinen den genannten Arterien, die sie aber nur in einfacher Anzahl begleiten. Die hintern Venen fließen mit dem Plexus pterygoideus in Verbindung, welcher dem Stamme der Maxillaris interna entspringt. Die Venae ethmoidales treten zur Vena ophthalmica, — Lymphgefäße von der äußern Nase verlaufen neben der vordern Gesichtvene zu den Glandulae submaxillares herab. Die Lymphgefäße aus der Nasenhöhle begeben sich zu den Glandulae faciales profundae s. maxillares internae, welche nach Innen und Hinten vom aufsteigenden Unterkieferaste vorfinden.

**Nerven.** Die Nerven des Geruchorgans stammen aus einer vierfachen Quelle:

1) Der motorische Facialis versorgt durch Zweigchen, welche aus dem Plexus ansersinus oder dessen Aesten abgehen, alle Muskeln der äußern Nase.

2) Der sensible Trigeminus sendet aus dem ersten und zweiten Kaden mehr Fäden zum Geruchorgane. Der Ramus primus verbreitet sich durch den Nervus infratrochlearis und ethmoidalis, der Ramus secundus durch den Nervus infraorbitalis an der äußern Nase und in der Stirnhöhle. Die eigentliche Nasenhöhle und die Nebenhöhlen werden durch den Ramus secundus mit zahlreichen Fäden versehen: Der Nervus sphenopalatinus s. pterygopalatinus, verstärkt durch Fäden aus dem Ganglion sphenopalatinum, gibt die Nasales superiores anteriores, die Nasales superiores posteriores, die Nasales inferiores und den Nasopalatinus Scarpa an die Schleimhaut, und der Nervus infraorbitalis gibt mehrfache Fäden an die Oberkieferhöhle und an den Boden der Nasenhöhle.

3) Der Sympathicus schickt theils mittelst der Beträglungen der Maxillaris interna Fäden zum Geruchorgane, theils gehen vom Ganglion sphenopalatinum aus Elemente dieses Nerven zur Nasenhöhle.

4) Der Olfactorius entsteht vom hintern und innern Theile der Unterfläch des vordern Gehirnlappens, am Anfange der Sylvischen Gebeir, mit drei markigen Streifen, die man als äußere, mittlere und innere Wurzel dieses Nerven bezeichnen. Die mittlere erhebt sich weniger markig, als die beiden andern, weil sie stärker mit

grauer Substanz bedeckt ist, und wird deshalb auch die graue Wurzel genannt. Diese drei Wurzeln vereinigen sich zu einer alsbald dünner werdenden Masse, die den Namen des Dreiecks (*Trigonum nervi olfactorii*) führt. Dasselbe setzt sich nach Vorn in den dreieckig pyramidenförmigen Riechstreifen (*Tractus olfactorius*) fort, welcher dann 7 bis 9 Linien vorüber das *Trigonum*, zu dem länglich-runden Riechfolken (*Bulbus olfactorius*) answülst. Der Riechstreif liegt in einer von Gehirnwindungen begrenzten Furche an der Unterseite des vordern Gehirnlappens, und der Riechfolken befindet sich neben dem Fahnennäse auf der Siebplatte. Graue Gehirnschicht liegt sich zwischen den drei Wurzeln in das *Trigonum* hinein; dieselbe ist aber auch im Riechstreifen zwischen den Nervenfasern eingelagert und in größerer Menge häuft sie sich wiederum im Riechfolken an. Diese bisher genannte Partie des Olfactorius hat nun aber weit mehr Ähnlichkeit mit einem Gehirnteile, als mit einem Nervenstamme, schon durch die größere Weichheit und die Anwesenheit der grauen Substanz. Auch gleicht der *Bulbus olfactorius* mehr einem Ganglion des Centralnervensystems, als einem peripherischen Nervenknotten, und bei der ersten Entwicklung findet sich eine nach Vorn blind geendigte Höhle im spätern Riechstreifen, die mit dem Seitenventrikel des Gehirns communicirt. Es obliterirt diese Höhle schon in früher Götterzeit; doch findet man selbst an gut gebärteten Gehirnen Erweichung auf Durchschnitten des Riechstreifs noch eine kleine, rundliche Lücke. — Aus der Unterseite des Riechfolkens gehen nun unter verschiedenen Winkeln die eigentlichen Geruchsnerven (*Rami bulbi olfactorii* u. *nervi olfactorii*) ab, und gelangen durch Öffnungen der über der Siebplatte befindlichen harten Hirnhaut und der Siebplatte selbst in die Nasenhöhle. Ihre Anzahl variiert bei verschiedenen Individuen sowohl als auf beiden Seiten, wie denn auch die Zahl der Siebplattenlöcher zwischen 13 und 27 schwankt. Die durchgetretenen Nerven verlaufen zwischen der äußeren und inneren Schichte der Schneider'schen Haut, und zerfallen in innere und äußere. Innere oder Scheidwandnäse gibt es 12 bis 16; sie bilden durch Auseinanderweichen rhomboidale Pterus und lassen sich etwa bis zum untersten Viertel der Nasenscheidwand verfolgen. Äußere oder Labryrinthnäse finden sich 12 bis 21, sie sind dünner als die innere, bilden ebenfalls Pterus, und versorgen die Schleimhaut an der obern Wulst und der Innenfläche der mittlern Wulst. Die letzte Endigungsweise der Geruchsnerven ist noch nicht ermittelt.

Das Geruchsorgan des Neugeborenen unterscheidet sich in manchen Beziehungen von jenem des Erwachsenen. Die äußere Nase ist breiter und niedriger, ihr Rücken mehr eingedrückt, die Spitze immer abgerundet, die Scheidwand breit; die Nasenhöhlen sind klein und mehr rundlich. Eine römische oder Sabicht'sche Nase findet sich bei keinem Neugeborenen. Die Nasenhöhle ist enge und zumal niedrig, was besonders an den Choanen auf fällt. Die Nebenhöhlen fehlen fast noch gänzlich beim Neugeborenen, nur die Oberkieferhöhle ist schwach an-

gedeutet. Eine stärkere Entwicklung der Nebenhöhlen tritt erst mit der Pubertät ein.

**Säugethiere.** Die echten Cetaceen ausgenommen zeigt das Geruchsorgan der Säugethiere mit jenem des Menschen in den wesentlichen Punkten eine Uebereinstimmung. Es ist bei ihnen ebenfalls ein durch eine Scheidwand getheilter Kanal mit zwei vordern und zwei hintern Öffnungen. Die Nasenhöhle und die äußere Nase werden von den nämlichen Knochen gebildet, und die äußeren Nasenöffnungen werden ebenfalls durch knorpelige Theile gestützt. Neben der knorpeligen Scheidwand kommen noch selbständige Knorpel vor bei den Affen, wo sie aber klein sind, bei den Einhufern, den Wiederkäuern u. s. w.; oder die knorpelige Scheidwand ist nach Außen röhrenförmig umgerollt bei Manatus, bei vielen Fenne, oder auch röhrenförmig verlängert und am freien Ende noch mit Einbrennungen und Hervorragungen ausgestattet, wie bei einigen Säugethieren und Insectivoren.

Die Nasenmuskeln scheinen schon bei den Affen der Zahl nach reduziert zu sein; der *Levator alae nasi labique superioris* ist bei ihnen der am meisten ausgebildete Muskel. Beim Maulwurfs gehen jederseits vier Muskeln zu der röhrenförmigen Nase, und ebenso besitzt das Schwein jederseits vier kleine Nasenmuskeln. Dagegen fehlen dem Schnabelthiere alle Nasenmuskeln.

Eine genaue Beschreibung des Geruchsorgans des Elefanten liefert Curvier. Die Nasenhöhle verlängert sich hier in der Form zweier Kanäle durch den Rüssel hindurch, die nur durch eine fettige Substanz von etwa ein Centimeter Dicke getrennt sind. Sie befinden sich näher der vordern als der hintern Fläche des Rüssels und haben in der ganzen Länge beinahe den nämlichen Durchmesser. Nahe der Rüsselbasis werden sie aber auf einmal so enge, daß, wenn das Thier nicht durch Muskelaction erweitern einwirkt, aufgestaute Flüssigkeiten nicht über diese Stelle hinaus anströmen können. Klappen für diesen Zweck gibt es nirgends; mit Unrecht wollte Perrault die Nasenknorpel dabei eine Rolle spielen lassen. Auf diese Verengung folgt eine erweiterte Stelle, die dann durch eine zweite Verengung an der Stelle, wo der Nasenknorpel befindlich ist, in die Nasenhöhle überführt. Die Rüsselröhren werden von einer ziemlich trocknen, mit fein gebrängten Erbsenähnlichen festen, grüngelblichen Haut ausgekleidet, die man nach Curvier nicht als eine Schleimhaut ansehen kann; weshalb der Geruch auch Nichts mit diesen Röhren zu thun hat, sondern lediglich auf die Nasenhöhle beschränkt ist. Die zahlreichen Muskelbündel im Elefantenrüssel, wodurch derselbe zu allen Bewegungen befähigt wird, lassen sich der Hauptsache nach unter zwei Ordnungen bringen: es sind nämlich äußere Längsmuskelfasern und innere querverlaufende Fasern vorhanden. Will man die in einem Theile ihres Verlaufes gesonderten Muskelbündel auch eben, so viele einzelne Muskeln gelten lassen, dann zählt man 30—40,000 Muskeln im Elefantenrüssel. — Der Tapirrüssel ähnelt in Betreff der beiden darin

enthaltenen Höhren und der Muskeln dem Rüssel des Elephanten.

Im Innern der Nasenhöhle kommen an der unteren Mündung der Säugethiere zwei Hauptformen vor, die man mit Harwood als die gewundene und die ästige bezeichnen kann. Es spaltet sich nämlich die an der Basis einfache Kammer sehr bald, und jeder Spalttheil rollt sich selbständig mehr oder weniger spiralförmig oder muschelförmig um (gewundene Form), oder die Basis der Mündung spaltet sich und diese Spaltung wiederholt sich mehr oder weniger oft, so daß dann ein senkrechter Durchschnitt der Mündung eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Arbor vitae des kleinen Gehirns zeigen würde (ästige Form). Haben bei der letzteren Form nur eine gewisse Anzahl von Spaltungen stattgefunden, dann rollt sich wol der freie Theil der einzelnen Blätter noch etwas um. Einfach sind die Mündungen vieler Beuteltiere, des Kängurus, des Koala, des Bombos, und jene der Affen der alten Welt. Bei den Affen der neuen Welt zeigt sich einigermassen die größte Form, die sich bei den meisten Wiederkäuern, bei vielen Nagern und den meisten Edentaten findet. Die ästige Mündungsform kommt den meisten Nagern und den meisten Fenne zu. Doch hat die Ratte eine gewundene Mündung, und unter den Fenne zeigt der Löwe z. B. eine ganz einfache Mündung.

Die Nebenhöhlen zeigen auch im Einzelnen manche Verschiedenheiten bei den Säugethiern. Die Stirnhöhle fehlt manchen Affen und ist überhaupt nur klein bei den Quadrumanen, sie fehlt ferner den Fledermäusen, dem Biesel, der Fischotter, unter den Nagern dem Murmeltiere, dem Eichhörnchen, dem Aul, dem Biber, dem Hasen, unter den Zahnlosen dem Ameisenfresser, dem Pangolin; auch dem Hirsche scheint sie zu fehlen, desgleichen dem Rhinoceros und dem Nilpferd. Bei den übrigen Säugethiern ist die Stirnhöhle vorhanden und sie erreicht oftmals eine sehr bedeutende Größe: beim Rinde, beim Schafe, bei der Ziege erstreckt sie sich in die Knochenmasse der Hörer hinein, beim Schweine, beim Faulthiere reicht sie bis zum Hinterhauptbeine, beim Elephanten endlich erstreckt sie sich durch das Scheitelbein und Schläfenbein hindurch bis zum Seitenhöcker des Hinterhauptbeines. — Die Oberkieferhöhle ist sehr beträchtlich bei den Einhufern und besteht hier sogar aus einer vordern und hintern Abtheilung, mit welcher letztern die Stirnhöhle in Verbindung steht. Auch bei den Wiederkäuern und den meisten Beuteltieren ist sie ansehnlich, klein dagegen bei den Quadrumanen; bei den Fenne, den meisten Nagern und Edentaten verschwindet sie fast ganz. — Die Keilbeinhöhle ist beim Elephanten am größten. Die Affen, die Wäse, manche Fleischfresser haben kleine Keilbeinhöhlen, den meisten Säugethiern aber fehlen sie gänzlich.

Die Stenosen'schen Gänge oder Kanäle sind bei vielen Säugethiern weit deutlicher entwickelt als beim Menschen und sie besitzen wol selbst eine knorpelige Grundlage. Daneben kommen aber bei den Säugethiern aus verschiedenen Ordnungen (Nager, Pferd, Wiederkäuer,

Manatus) die Jacobson'schen Organe vor. Dies sind lange und enge, von Knorpel umschlossene und mit einer drüsenreichen Schleimhaut ausgekleidete Kanäle, die am Boden der Nasenhöhle, zur Seite der Scheidewand liegen und mit ihrem verderten Ende gewöhnlich in den Stenosen'schen Kanal einmünden. Fächern des Olfactorius forset als des Nasopalatinus Scarpae begeben sich zu den Jacobson'schen Gängen.

Die meisten Säugethiere besitzen eine conglomerierte Nasendrüse, die an der äußeren Wand der Nasenhöhle oder im Sinus maxillaris liegt und sich vorn unter der unteren Mündung öffnet.

Das Geruchsorgan der Cetaceen liegt nicht horizontal über der Rumböhle, sondern es steigt fast vertical von Oben in die Nasenhöhle herab; der Eingang ist also weit nach hinten gerückt. Die Delphine haben übrigens gar keinen Geruchsnerv, bei ihnen kann daher von einem Geruchsorgane gar nicht die Rede sein; während die eigentlichen Cetaceen allerdings mit einem Olfactorius versehen zu sein scheinen. Bei den Delphinen findet sich nur eine einfache äußere Öffnung, und erst in der Tiefe entsteht durch den Vomer eine Theilung in zwei Hälften, welche in den Rachen münden. Bei den eigentlichen Cetaceen ist schon die äußere Nasenöffnung getheilt.

Der Olfactorius fehlt, wie erwähnt, einigen Delphinen gänzlich. Sein Verhalten zum Gehirne, nämlich Bildung eines Tractus olfactorius, aus dessen Bulbus die einzelnen Nervenfasern abgehen, ist nur noch bei den höheren Affen, bei den Phoken und den echten Cetaceen ähnlich wie beim Menschen. Bei den übrigen Säugethiern erstreckt sich eine Fortsetzung des vordern Gehirnlappens, in welche sich auch der Seitenventrikel verlängert, die sogenannte Caruncula mammillaris zur Grube des Siebbeines, wo einzelne Nervenbündel von ihr abgehen und in die Siebplatte eindringen. Diese Caruncula mammillaris liegt an der unteren Fläche des vordern Hirnlappens; beim Maulwurfs und einigen anderen aber vor demselben. Also die Säugethiere haben mit dem Menschen den Besitz einer Lamina cribrosa zum Durchtritte der Geruchsnervenbündeln gemein. Sie fehlt hier nur manchen Delphinen zugleich mit dem Olfactorius.

Vögel. Eine äußere Nase, namentlich ein bewegender Muskellappen fehlt den Vögeln gänzlich. Das Geruchsorgan beginnt mit den äußeren Nasenöffnungen, die wol durch straffe Flederchen oder selbst durch knorpelige flügelartige Bildungen geschützt werden: sie sind meistens ziemlich weit, bei manchen Wasservögeln jedoch so enge, daß man sie lange Zeit als fehlend annahm. Bei einigen Wasservögeln kennt man auch jetzt noch keine äußeren Nasenöffnungen. In der Regel liegen diese Öffnungen seitlich und etwa in der Mitte des Oberbisses; bei Apteryx jedoch befinden sie sich nach Owen's Untersuchungen an der Spitze des langen Schnabels, und bei Rhamphastos umgekehrt an der Schnabelwurzel. Die hinteren Nasenöffnungen, die auch wol zusammenfließen, liegen dicht vor der einfachen Öffnung der Eustachii

schen Röhre. — Die Nasenhöhle w. durch das Siebbein und den Muschelsaal und vorn durch eine knorpelige Grundlage in eine rechte und linke Hälfte getheilt. Doch ist die Scheidewand vorn zwischen den äußeren Nasenöffnungen häufig durchbrochen, sodass man in der Charakteristik der Vögel *Nares perviae* und *imperviae* unterscheidet. Die durchbohrten Nasenhöhlen kommen am häufigsten bei den Wasservögeln vor. Die Nasenhöhle der Vögel communicirt hiemit mit subcutanen Luftsäcken, auch wol mit den Knochenhöhlen des Schädels; Nebenhöhlen derselben, wie bei den Säugethieren, kommen aber nicht mehr vor. Sie wird von einer weichen, gefäßreichen, flimmernden Schleimhaut bekleidet und man unterscheidet in ihr meistens drei Rufen, die hiemit blosse häutige Einkülpungen sind, aber auch eine von der Scheidewand ausgehende knorpelige Grundlage, in selteneren Fällen (Rhinophantos) selbst eine knochenartige Grundlage besitzen. Man bezeichnet sie, gleich den zwischenliegenden Gängen, als obere, mittlere und untere; passender würde man sie vielleicht die hintere, mittlere und vordere nennen. Sie sind übrigens nicht genau mit den Rufen der Säugethiere zu vergleichen, da die untere und mittlere mit der Nasenscheidewand zusammenhängen. Auf der oberen Nusehl und dem Septum breitet sich der Geruchsnerv aus. Bei den Raubvögeln, namentlich den Eulen und bei vielen Wasservögeln ist die obere Nusehl am meisten entwickelt, bei den Hühnern und Störchen die mittlere. Die untere hat bei den Vögeln und zumal bei den Gansarten eine labyrinthartige Bildung. — Sehr allgemein, vielleicht ausnahmslos besitzen die Vögel eine paarige, braunrothe oder schwärzlich gefärbte Nasendrüse, deren einfacher Gang in die Nasenhöhle mündet. Die Drüse liegt außerhalb der Nasenhöhle am Stirnbein oder unter den Nasenbeinen, oder auch zum Theil in der Augenhöhle.

Alle Vögel besitzen am vordern Ende der Gehirnhemisphären graue Bulbi olfactorii oder Corpora mammillaria, deren Höhle mit dem Seitenventrill communicirt. Der davon abgehende Olfactorius tritt als Gang durch ein Loch oder einen Kanal in die Nasenhöhle und zerfällt dort pinselförmig in eine Menge Zweigchen. Nur bei Apteryx fand Owen eine wirkliche Lamina cribrosa des Siebbeins.

Reptilien. Das paarige Geruchsgorgan hat einen meistens pigmenthaltigen und immer flimmernden Schleimhautüberzug; es besitzt am Obertheil oder an der Oberlippe eine äußere Öffnung, in der Mund- oder Nasenhöhle eine innere Öffnung. Nur bei Proteus durchbohrt das Geruchsgorgan einfach die Oberlippe und mündet in die Mundhöhle; sonst findet sich überall eine von Gesichtsknochen umschlossene Nasenhöhle. Die beschuppten Reptilien haben immer eine knorpelige Grundlage in derselben. Es finden sich wol vorpringende Lamellen oder auch Vertiefungen darin. Die Vorpringer, den Rufen der höheren Thiere vergleichbar, sind nur Schleimhautfalten, oder sie werden auch wol durch Knorpelblätter gestützt. Einige Saurier und Schlangen besitzen selbst eine knochenartige Nusehl. Die äußeren Nasen-

öffnungen besitzen hin und wieder eine röhrlige, auch wol durch Knorpel gestützte Verlängerung; ferner kommt daran ein Muskelapparat vor bei den ungeschwänzten Batrachien und bei den meisten Sauriern, z. B. beim Crocodil. Hauptsächlich ist das Geruchsgorgan von Proteus organisiert; am Boden derselben besitzt nämlich die Schleimhaut zwei Reihen paralleler Streifen oder Plättchen, die durch einen mittleren Streifen von einander getrennt werden. — Eine Nasendrüse, deren Ausführgang aber in den Rachen mündet, ist bei den Ophidien und bei Varanus bekannt.

Die Batrachier und Chelonier besitzen ein eigenes vor den Hemisphären des Gehirns liegendes Tuberculum olfactorium. Den Sauriern und Crocodilen fehlt ein solches vor den Hemisphären und erst vor dem Eintritt in das Geruchsgorgan bildet der Nerv eine längliche Anschwellung, deren Höhle mit dem Seitenventrill communicirt. Der Nerv tritt ungetheilt in die Nasenhöhle und verbreitet sich dann mit zwei Ästchen auf der Scheidewand und auf der oberen Nusehl.

Fische. Das Geruchsgorgan besteht aus einer mehr oder weniger mit Falten versehenen und mit einem Zimmemerepithelium bedeckten Schleimhaut, an welcher sich ein Geruchsnerv ausbreitet. Bei den Knochenfischen und Störchen liegt diese Schleimhaut in Gruben zu beiden Seiten der Schnauze; die äußere Haut fest sich aber dergestalt über diese Gruben fort, daß eine vordere und eine hintere Öffnung in die Nasengrube führt. Nur die Labroiden eteoiden und die meisten Chromiden haben blos eine Öffnung jederseits. Die vordere Öffnung ist häufig mit einer Art Klappe versehen oder sie sitzt auf einer röhrenförmigen, mit Muskeleisen versehenen Verlängerung. Bei Lophius befindet sich die Nasengrube auf einer gestielten Hervorragung. Die Schleimhautfalten der Nasengrube sind bald radienförmig gestalt, bald reifenförmig entwickelt. — Die Nasengruben der Plagiostomen sind größer und haben eine knorpelige Grundlage; im Wesentlichen aber haben sie eine ähnliche Anordnung. — Bei Lepidostomen wird die Schleimhaut des Geruchsgorgans durch ein helmartiges Knorpelstück gedeckt und es führt eine Öffnung des Geruchsgorgans in die Mundhöhle. — Bei den Cyclostomen ist das Geruchsgorgan einfach oder doppelt. Bei Branchiostoma ist es eine einfache becherförmige Vertiefung, deren spitzer Theil unmittelbar dem centralen Nervensysteme aufsitzt. Bei Petromyzon führt ein häutiges Nasenrohr zu einer einfachen knorpeligen oder häutigen Nasenkapsel, die nach Innen in eine längere, aber blind geendete Röhre übergeht. Die Myxinoideen haben eine von Knorpelringen gestützte luftrohrartige Nasenröhre, welche sich über dem Munde öffnet und in die unmittelbar vor der Gehirnkapsel gelegene Nasenkapsel führt. Aus der Nasenkapsel führt dann noch ein unter der Gehirnkapsel verlaufender Nasengaugengang in die Mundhöhle.

Der Olfactorius kommt bei den Cyclostomen, den Störchen und den meisten Knochenfischen aus einer einfachen oder selbst doppelten vorn an den Hemisphären

figenden Anschwellung, aus dem sogenannten Tuberculum olfactorium. Fast ein solches Tuberculum unmittelbar vor den Geruchphärenlappen, dann schwillt der einfach abgehende Geruchsnerv vor seinem Eintritte ins Geruchsorgan zu einem Tuberculum an; so bei den Rochen und Hagen, bei Cyprinus, Cobitis, Gadus unter den Knochenfische.

Wirbellose Thiere. Bei den Cephalopoden hat Kölliker das Geruchsorgan in jenen Theilen nachgewiesen, die man früher für die äußeren Gehörgänge dieser Thiere hielt; doch war bereits Valencinnes in der Deutung dieser Theile bei Nautilus vorausgegangen. Es sind nämlich die Geruchsgorgane in der Nachbarschaft der Augen angebracht als eine von wulstigen Rändern umgebene Grube, oder als eine in die Cutis eingegrabene und mit einer Öffnung versehen Höhle, auf deren Grunde sich zuweilen ein papillenartiger, weißlicher Körper erhebt. Bei Argonauta und Tremoctopus sind es blos nackte Papillen, bei Octopus und Uledone häutige Höhlen. Die für diese Organe bestimmten Nerven entspringen neben den Schmerzern vom Gehirnganglion des Schlundringes. — Bei den Cephalopoden und Cephalen konnte man noch keinen Geruchapparat, bis Leuckart (Zoologische Untersuchungen. Zweites Heft 1854. S. 26) ein solches bei den Salpen gefunden haben will. Bei diesen Thieren nämlich bemerkt man in der Mittellinie des Rückens, vor dem Schwirne, eine napf- oder fassförmige Vertiefung, die von aufgewulsteten Rändern umgeben wird und durch eine Öffnung mit der Kiemenhöhle zusammenhängt. Im Umfasse des Randes stehen Fühlerhaare. Dieses Organ wurde von Meppen als Respirationstrich, von Vogt als Schleimorgan, von Purser als ciliated fossa bezeichnet; Leuckart erkennt darin ein Geruchsorgan.

Auch bei den Insekten kennt man noch kein Geruchsorgan mit Sicherheit, obwohl der Reihe nach die Antennen (Meaumur), die Windungen des Tracheensystems (Bast, Strauß-Durkheim), die innere Mundhöhle (Zerziranus), bei den Dipteren die Palpen (Marcel de Serres), bei den Musciden eine Grube unterhalb der Fühler (Kosenthal) dafür angesprochen werden sind.

Bei den Ektoscoelen hat Rosenthal im Basalgliede des ersten oder mittleren Fühlers ein Geruchsorgan nachgewiesen. Es kommt bei den Würmern und Naguren vor, und besteht aus einer von einer weichen Haut ausgekleideten Höhle, deren spaltförmige äußere Öffnung gewöhnlich von feinen Borsten eingefasst wird. — Bei den Arachniden, den Würmern und den Phytozoen kennt man noch Nichts von einem Geruchsgorgane.

(Fr. Wilh. Theile.)

**GERUCHSORGAN (physiognomisch).** In sofern, wie bekannt, die Physiognomik als die Wissenschaft oder vielmehr Kunst aus dem bleibenden Organismus des Körpers, nämlich aus den festen Theilen, dem Knochen Systeme, besonders des Kopfes oder der Gesichtshülle, das Bleibende in geistiger Beziehung, die Anlagen und ihre Energie, den Charakter, zu erzo-

hen (wie die Pathognomik aus dem Veränderlichen, dem Blutumlauf, den Nerven u. s. w., das Veränderliche der Gemüthsbewegungen) — als eine, und zwar wichtige, Hilfsdisziplin der Psychologie angesehen werden muß), und in sofern die Nase als Geruchsorgan ebenso wie der Schädel und die Stirn oder der Mund und Kehlkopf zu den physiognomischen Kennzeichen gehört, ist von jenem auch in dieser Beziehung hier zu reden. Hierin liegt zugleich, wie schon angedeutet, ein Hauptgrund der höheren Rangordnung des Geruchssinnes im Vergleich mit dem Geschmack und Geruch, so selbst mit dem Gehör, indem, während die körperliche Beschaffenheit der Organe dieser drei Sinne nur wenig, meist so gut wie Nichts für das Bedürfnis der Physiognomik abwirft, die der Nase hierin fast eine so bedeutende Rolle wie das Auge, der „Spiegel der Seele,“ spielt. Darauf deutet schon sprachlich ein Theil der bereits oben angeführten Ausdrücke, sowie einige der gleich noch zu erwähnenden; und selbst in Bezug auf die Thierwelt ist diese physiognomische Moment nachzuweisen, obwohl freilich dasselbe bisher nicht genügend beachtet worden. Am meisten jedoch natürlich gilt jenes vom Menschen, da das Geruchsorgan einer der Haupttheile des menschlichen Antlitzes ausmacht. Seine psychische Bedeutung hat dasselbe zunächst darin, daß sich in der Regel die Rationalität daran erkennen läßt (z. B. bei den Juden!); ferner darin, daß es offenbar vorzugsweise durch seine Gestalt dasjenige konstituiert, worin der ästhetische Charakter des Gesichts, die körperliche Schönheit desselben bestimmt wird. Auch ist es bekannt, daß die sogenannte Gesichtslinie und der Gesichtswinkel (oder das durch die Form der Nase und ihre Stellung zur Stirn bestimmte Profil) seit Peter Camper vorzugsweise dazu benutzt worden ist, um theils das psychische Verhältniß der Menschen- und Thierseele, theils das der edleren und niederen Menschenrassen nach festen Principien zu bestimmen). Wenn nun auch die bloße Schönheit einer Nase allein ein Gesicht nicht schon schön überhaupt macht und dies Organ demgemäß nicht in gleichem Range mit dem Auge steht, welches allein für sich schon eine selbständige und sich selbst genügende Schönheit bilden und als solche von den Dichtern bezeugen wird<sup>1)</sup>, so ist dagegen eine schöne Nase viel seltener als ein schönes Auge, und ebenso ist geruch, daß eine häßliche Nase auch das sonst schönste Gesicht entstellen würde, wenn letzteres überhaupt mit ersterer denkbar wäre. Noch klarer ist, daß ihr Mangel oder Verlust als die allgeringste Entstellung angesehen werden muß, was Aschaff auf eine richtige Weise ausgedrückt

1) Scheidler, Psychol. S. 105 fg. 2) Nur kurz ist hier erwähnt, daß auch pathognomisch das Geruchsorgan eine Bedeutung hat, in sofern das Schnauben der Nase ein Zeichen des Zorns ist (selbst bei Vögeln: 3 Sam. 22, 16; Ps. 18, 16), aber auch bei Thieren (Zerem. 8, 16) und Menschen (Kochschick, 9, 13). 3) Das Nähere s. in Gurlinger, Anthropol. S. 64 und Scheidler's Psychologie. 1853. S. 114 fg. 4) s. v. in Schepers's Lustspiel: „Der liebe Müß umsonst“ Act III. Sc. 2.

hat"). (Beiläufig sei hier bemerkt, daß das Nasencapitel in der schönen Literatur auch früher schon öfters abgehandelt worden, z. B. von Erasmus in einem der *Colloquia* (zwischen Pamphagus und Gortek), sehr ausführlich ferner von Stern im Tristram Shandy cap. 31 seq.) Nicht unmerkwürdig möchte sein, daß Schiller seine dünne, knorpelige, sehr gebogene und spitze Nase nach Danner's Versicherung sich mit der Hand selbst so gezogen hatte; s. E. Schwab's Leben Schiller's. 1840. I. S. 78. In Biskoff's humeristischem Aufsatze finden sich auch die meisten hierbei gehörigen Redensarten besprochen und erklärt: „seiner Nase nachgehen“, „einem an der Nase etwas anschauen“, die „Naseweisheit“, „auf die Nase fallen“, „die Nase hoch tragen“, „einem etwas auf die Nase binden“, „die Nase rümpfen“, „einem den Wurm aus der Nase ziehen“ u. dgl. m.

Die physiognomische Bedeutung der Nase ist schon von den älteren Physiognomen erkannt und näher bezeichnet worden; so von Aristoteles in seiner Schrift über die Physiognomie, welcher namentlich große Nasenlöcher als Zeichen der Tapferkeit bezeichnet, sowie Polemon bei Menschen mit aufgeworfener Nasenspitze Uebermuth und Unverschämtheit finden will; (die begünstigten Stellen aus Aristoteles und Polemon sind in extenso mitgetheilt in E. Huschke's Dissertation: Mimic. et physiogn. fragm. physiol. Jenae 1821.) p. 27). Bei Horaz, Martial, Seneca und Plinius bezeichnet die große Nase eines „nasutus“ einen Spötter, Naseweis, Spottvogel; ebenso ist dies überhaupt in den allgemeinen Sprachgebrauch schon bei den Alten übergegangen; so das *μυροειδὲς*, spotten, aliquem oder aliquid naso suspendere aduoco, sich über einen oder etwas mokieren; ferner *emunctae naribus homo*, ein Wüßling und scharf Beurtheiler; *obesae naribus juvenis*, ein dummer Hans, der die Nase hoch trägt, ein Hoffärtiger, schon von den Hebräern so genannt; das Rumpfen der Nase und Schnauben der Nasenlöcher bedeutet den Zorn: „Dampf ging auf von seiner Nase und verzehrendes Feuer von seinem Munde“ wird sogar von Goethe's Zorn gesagt, Ps. 18, 9; farnasig galt als ein Zeichen der Anlage zum Zorn; langnasig ist soviel wie hartmüthig, langmüthig, *μυροειδὲς*. Adler, Habicht's u. dgl. Nasen sind ebenfalls ziemlich allgemein als Zeichen von Muth, Stolz, Herrsch- und Streitsucht, Absicht u. dgl. sprüchwörtlich geworden"). In diesem Sinne sagt auch

5) „Es geht der Nase wie manchem andern erstschaffen und nützlichen Wanne in der Welt, aus dem man wenig macht, so lange er da ist, und den man nicht genug lobpreisen kann, hintermach, wenn er fehlt. Denn wenn ihr aus dem ebarsten und weisheitsvollsten Antlitzsicht euch die Nase wegdenkt, was bleibt übrig? Ein wahrer Kopftopf! — Wie mancher Titusfort unserer jungen Herren hat es nicht also seiner Nase zu danken, daß man ihn für keinen Kopftopf hält, mit dem er außerdem viel Wohlthaten haben kann.“ Biskoff, Gesammelte Aufsätze (Wien 1846.) S. 192. („Ueber die Nasen.") 6) Grunmeyer in Kasse's Zeitschrift für physische Ärzte. 1830. Heft I. S. 80. Nachdem Grunmeyer bemerkt hat, daß

Joannes ab Indagine, Buch der Physiognomies Cap. 4: „Von der Nase ist ein gemein geübtes Sprichwort, daß die Menschen, so ein gebogen, krummen Nasen haben, gemeinlich spöttig sind und selten jemand ungeheißt lassen fügen.“ Obwohl alle Physiognomist, wie heutzutage wol allgemein anerkannt ist, auf wahre Untrüglichkeit keinen Anspruch machen kann, so gibt dieselbe doch unleugbar mancherlei beachtenswerthe Beiträge zur praktischen Menschenkenntniß, und namentlich möchte sich, was das Geruchsorgan betrifft, im Allgemeinen nicht bestritten lassen, daß wahrhaft große und ausgezeichnete Personen nie ganz gewöhnliche Nasen, ohne allen auffallenden Charakter, haben, und daß ausgezeichnete Nasen besonders an Weibern ganz charakteristisch sind"). Die speciellere Theorie hierüber findet sich von dem bedeutendsten aller Physiognomen, Lavater, aufgestellt und verdient in Erinnerung gebracht zu werden. Derselbe gibt in dem V. seiner „physiognomischen Fragmente“ (Leipzig 1778.), „ein Wort über die Nase“, worin er zunächst den richtigen Spruch der Alten anführt, welche die Nase *honestamentum faciei* nannten und den aus der göttlichen Baukunst entlehnten Ausdruck adoptirt, welche die Nase für die „Widerlage“ des Gehirns erklärt, weil auf ihr eigentlich alle die Kraft des Stirngewölbes zu ruhen scheint, das sooft in Mund und Wange clend zusammenwürde. Er selbst bemerkt dann: „Eine schöne Nase wird nie an einem schlechten Gesichte sein. Man kann ein häßliches Gesicht haben und herrliche Augen, aber nicht eine schöne Nase und ein häßliches Gesicht. Auch finde ich tausend schöne Augen gegen eine einzige schöne Nase. Und wo ich sie fand, immer vortheilhaft, immer ganz außerordentliche Charaktere. Non cuique datum est habere unum! In einer vollkommenen schönen Nase erfordert ich Folgendes:

- a) Ihre Länge soll der Stirnlänge gleich sein.
- b) Bei der Wurzel muß eine kleine, sanfte Vertiefung sein.
- c) Von vorn betrachtet, muß der Rücken (dorsum, spina nasi) breit und beinahe parallel sein, jedoch über der Mitte etwas breiter.
- d) Der Knopf der Nase, die Nasenkuppe, der Nasenball (orbiculus) muß reber hart, noch fleischig sein, und sein unterer Umriß muß bestimmt und auffallend rein gezeichnet, nicht spitz und nicht sehr breit sein.
- e) Die Nasenflügel (pinnae) müssen von vorn bestimmt gesehen werden und die Köcher müssen sich darunter lieblich verkürzen.
- f) Im Profile betrachtet, darf sie unten nicht mehr als ein Drittel ihrer Länge haben.
- g)

bei den Thieren die Nase in physiologischer Hinsicht wol zu wenig beachtet ist, da doch der Geruch bei den meisten Thieren ein so ausgeschalteter Sinn ist, sagt er hinzu: „Nicht wär auch in physiologischer Hinsicht durch eine gehörige Aufmerksamkeit recht viel zu gewinnen, wie selbst mehr der bezeichnete Nasencharakteren mit vollem Rechte auf manche Arten von Thieren übertragen werden können; man achte beßhalb auf die Stumpf- und Schnäseln, Adler- und Schwänze u. s., wie man solche bei Pferden und andern Thieren nicht zu vernachlässigen pflegt.“

7) Schridder, Physiol. S. 116.





That oder auf der Verfolgung mit Gerüst ergriffen, so ward er sogleich vor Gericht gestellt, ohne daß der gewöhnliche Gerichtstag abgewartet wurde; ja niedere Gerichte oder für diesen Fall besonders vom Volk gewählte Bograsen waren zum Urtheilen competent, wenn ein beflagter Richter nicht zu erreichen war. Das Gerüst ward erneuert, indem eine solche Klage bei dem Gerichte angebracht wurde. Nur schwer gelang es in solchen Fällen, der Verurtheilung zu entgehen; denn nur, wenn er mit 36 Eidseideln beschwor, daß seine That aus Nothwehr geschehen sei, konnte er sich lösen. Die mannichfaltigen Wirkungen, welche das Gerüst nach sich zog, hat besonders außer Walter (a. a. O.) noch Böppl in seinem Werke: „Das alte Hamburger Recht als Quelle der Carolina“ (Hrbelberg 1839.) S. 136 fg. ausführlich dargelegt; auch gibt interessanten Aufschluß über die damit zusammenhängenden Formlichkeiten der zweite Anhang in Böppl's genanntem Werke (vergl. Urkundenbuch S. 129 fg.). (Dr. H. Brondes.)

**GERÜSTE** beim Bauwesen, oder auch Kistungen sind mehr oder minder zusammenge setzte Holzverbindungen, die dazu dienen, die Arbeiter während des Baues an jede beliebige Stelle desselben hinkommen zu lassen und dafelbst auch die nöthigen Baustoffe für den täglichen Bedarf vorrätzig halten zu können.

Man theilt diese Gerüste ein in stehende und in bewegliche, und erstere wieder in gewöhnliche und in abgebandene (künstlich verbundene) Gerüste oder Kistungen.

Die gewöhnlichen stehenden Kistungen werden in der Regel bei jedem Hausbaue angewendet und bestehen in senkrechten 4 bis 5 Fuß tief in die Erde eingegrabenen Stämmen (Kistbäumen) nach der Höhe des aufzuführenden Baues, die außen, etwa 6 Fuß von der Front desselben entfernt, je alle 8 bis 12 Fuß von einander, aufgestellt werden. Etwa 10 Fuß über der Erde, und weiter hinauf je in denselben Höhenabstände ungefahr, werden sogenannte Streichhänge, in der Regel Halbhölz, waagrecht an die Kistbäume, entweder durch Stränge (Kiststränge) allein, oder nach unter Zuhilfenahme von Klammern (Kistklammern) befestigt. Auf diese einerseits und andererseits auf die Mauer des Baues selbst werden etwa 3 bis 4 Fuß von einander schwache runde Hölzer (Schoß, oder Kestriegel) gelegt, welche wieder Bohlen oder Bretter (Kistbohlen, Kistbretter) zu dem Fußboden des Gerüsts, der der Arbeitsplatz und der Lagerplatz der Baustoffe ist, tragen.

Wo die Kestriegel nicht gerade in Fensteröffnungen oder auf weit vorspringende Gesimse zu liegen kommen, werden kleine Öffnungen (Kistlöcher) für sie in der Mauer ausgehauert, die bei den neuern Gebäuden zuletzt stets wieder zugemauert werden. Bei den mittelalterlichen Kirchen-, Thor- und Thurmgebäuden u. dgl. findet man sie aber mehr noch offen. Haben die Mauer mit der Mauer die Höhe erreicht, in der sie vom Fußboden aus mit Bequemlichkeit und Sorgfalt nicht weiter arbeiten können, so wird auf denselben eine Reihe sogenannter

Kistböcke aufgestellt, die aus einem Stücke Kestholz, an das vier Beine in schräger Richtung befestigt sind, bestehen, und über die wieder Kistbretter zu einem höhern Fußboden gelegt werden, und so fort bis sie die Höhe der nächsten Streichhänge n. erreichen. Diese beweglichen Gerüste werden auch zum Arbeiten an den Mauern im Innern des Gebäudes gebraucht, wo die Balkenlagen die Stelle der Streichhänge und Kestriegel vertreten.

Erhält das Gebäude eine solche Höhe, daß die gewöhnlichen Kistbäume nicht ausreichen, so wird eine zweite Reihe Kistbäume und von der nöthigen Länge auf die untere, die dann auch stärker als gewöhnlich sein muß, aufgestellt, dergestalt, daß beide sich etwa auf 5 bis 8 Fuß Länge berühren, und in dieser mit Strängen und Klammern oder Schraubenbolzen an einander befestigt werden können, wobei gewöhnlich noch die Einrichtung getroffen wird, daß die zweite Reihe Bäume auf den obersten Streichhänge der unteren Reihe aufsteht. Auch bringt man viel Verankerungen gegen das Verschieben des ganzen Gerüsts nach der Länge an, indem man schwache Hölzer, Bohlen oder Bretter in schräger Richtung an die Bäume und Streichhänge befestigt.

Stehen die Kistbäume sehr weit aus einander, oder ist es bei dem Baue voraussichtlich nicht zu vermeiden, daß bedeutende Lasten an Baustoff vom Gerüste getragen werden müssen, so versteht es sich von selbst, daß die Streichhänge so sorgfältig als möglich an die Kistbäume befestigt werden müssen, weshalb man sie dann auch wol noch durch angemagelte oder angebolzte Holznaggen unterstützt, und sie sowol als die Kestriegel stärker als gewöhnlich nimmt.

Auf die Gerüste werden die Baustoffe gewöhnlich mittels Leitern getragen, oder auch durch mehr oder minder künstliche Vorrichtungen aufgewunden. Löst es die Nothwendigkeit zu, und sind die Baustoffe der Art, daß die gedachte Weise des Hinauffchaffens nicht vortheilhaft erscheint oder sonst nicht ausführbar, so erbaut man noch schräge Gerüste, die in möglichst geringer Neigung vom Erdboden nach den verschiedenen Höhen der Kistung hinaufreichen. Diese, ähnlich wie die Hauptkistung konstruirt und mit Bohlen bedekt, dienen dann vorzüglich zum Hinaufkarrn oder sonstigen Hinauffchaffens der Baustoffe, und werden Kartenstege oder Laufstricken genannt. Auch ist man manchmal gezwungen, solche von Stochwerk zu Stochwerk anzulegen; sie erfodern aber natürlich alle eine bedeutende Raumaufdehnung.

Bei sehr hohen Bauwerken, deren Vollendung erst nach Jahren zu erwarten ist und die das Hinauffchaffens außerordentlicher Lasten erfodern, also z. B. bei Thurm- banten, reichen die gewöhnlichen Gerüste nicht aus und es müssen fast ihrer vom Zimmermann sorgfältig abgebandene Kistungen, die besonders stark in ihrem untern Theile, nach Oben aber schwächer sind, hergestellt werden. Diese Gerüste werden je nach dem Bedarfe, ihrem Zwecke gemäß mehr oder minder fest und zusammenge setzt angeordnet, im Allgemeinen aber nach den

Grundrissen, nach welchen überhaupt Fachwerkbauwerke (s. d. Artikel) erbaut werden.

Außer den schon gedachten beweglichen Gerüsten, die bei den Bauten an sehr verschiedenen Stellen nöthig sind und nach Bedürfnis in mehrfacher Weise, meistens mittels der Kistböcke hergestellt werden, gibt es noch solche, die man schwebende Gerüste nennt und die bei schon stehenden Gebäuden zu Ausbesserungen, zum Putzen und Anstreichen der Fronte und Giebel benutzt werden, um die größten Kosten der stehenden Kistungen zu sparen. Sie bestehen in schwachen Balkenbügeln, die man aus den Fenstern oder aus Lüchern, die durch die Räume gezogen werden, hinausstreckt, im Innern gehörig befestigt und außen mit Brettern belegt, worauf die Maurer arbeiten und auch wol noch Kistböcke und Leitern aufrichten. Zu diesen Kistungen gehören auch die sogenannten Fahrzeuge oder Hängegerüste, die man vorzugsweise auch fliegende Gerüste nennt. Sie bestehen aus einem mit einem Geländer umgebenen Fußboden, der den Arbeiter und seine Baustoffe und Geräte trägt, und der mittels Lauen und Flaschenzüge, die an Balken befestigt sind, die je nach dem Bedarfe aus dem Dache oder den Fenstern herausgestreckt werden, von dem auf dem Fahrzeuge befindlichen Arbeiter selbst, oder von einem außerhalb stehenden auf- und abgezogen werden kann. Solche Gerüste, nach der Dertlichkeit, dem Bedarfe und der Einsicht des Arbeiters oft sehr verschieden angeordnet, werden besonders auch von den Dachbedeckern beim Neubau und bei den Ausbesserungen der Thurnebächer, hier freilich in der einfachsten und leichtesten Art, angewendet.

Das Aufstellen und Anbringen aller dieser Gerüste nennt man Kisten. (Stapel.)

GERULATA, eine Stadt in Pammonien an der Straße nach Carnuntum. Vergl. d. Itinerarium Antonini 247. p. 114. ed. Parthey et Pinder. Diefelbe Stadt (Gerulata genannt) wird auch mehrmals in der Notitia dign. et administ. imperii (Tom. II, 725, auch Gerolote Tom. I, 98, Gerulata T. II, 718, 723, 726. ed. Böcking) erwähnt. Diefelbe Stadt wird auch Gerulata Castra genannt und es lagen dortselbst Equites auxilarii. Vergl. d. Notitia I. c. und die Tabula Peutingeriana IV, e. VI, c. ed. Mannert. Man hat diesen Ort für das heutige Droßmar, tathsch Carlsburg gehalten. S. d. Herausgeber des Itinerar. Antonini I. c. und im Index, sowie d. Herausgeber der Notitia imperii I. c.

GERULPH (Johann), oder Gerolph, aus Pals gebürtig, ein gelehrter Katholikarabener zu Löwen, welcher am 12. Aug. 1605 als Prior seines Ordens daselbst starb. Er war der griechischen, lateinischen und hebräischen Sprache mächtig und machte sich vorzüglich durch seine griechischen und lateinischen Werke verschiedener Geltung bei seinen gelehrten Zeit- und Ordensgenossen bekannt. Zu seinen größten Arbeiten, von welchen aber ungewiß bleibt, ob sie im Druck erschienen sind, bediente er sich theils des elegischen, theils des heroischen Versmaßes, als da sind: sein Liber senten-

tiarum griechisch und lateinisch, seine gestae Sanctorum Belgii, sein Martyrium Carthagois Anagiae sub Henrico VIII., der Prediger und die Sprüchwörter Salomonis und seine Uebersetzung eines gewissen Buchchens de Obedientia. Man schätzte zu seiner Zeit alle diese Arbeiten nicht mehr an dem, die er in Handschrift hinterlassen hat \*).

(H. Rose.)

GERUMA. Mit diesem Namen bezeichnete Forstäl eine Pflanzengattung, welche Endlicher zu der natürlichen Familie der Umbelliferen brachte, während sie De Candolle zu den Rutaceen stellte. Sie zeichnet sich durch folgende Merkmale aus:

Der Kelch ist klein, flach, fünfzählig und flehenbleibend. Die fünf absteigenden Kronblätter sind lanzettlich-abgeknippt. Die fünf Staubgefäße sind in einem dicken Ringe, der den Fruchtboden umgibt, eingefügt, die Staubfäden sind aufrecht, um die Hälfte kürzer als die Blumentrone, die aufrechten Staubbeutel haben eine dreikantige Gestalt. Der rundliche Fruchtknoten ist dem Ringe tief eingesenkt. Der Griffel ist fadenförmig und kurz, die drei absteigenden Narben sind keilförmig, an der Spitze ausgerandet. Die eiförmige Kapself ist vierfächerig und viertlappig. Die in den Fächern zu zweien stehenden, eiförmigen Samen sind einer dreikantigen, dreieckigen Masse eingesenkt.

Zu dieser Gattung gehört nur eine in Arabien heimische, nur ungenau bekannte Art mit wechselständigen, eiförmig-lanzettlichen, etwas gefägten Blättern, welche von Forstäl Geruma alba genannt wurde.

(Gärcke.)

GERUNDA wird im Itinerarium Antonini Augusti (390, p. 188. ed. G. Parthey et M. Pinder) als Stadt in Hispania neben Iuncaria und Barconone aufgeführt. Der Entfernung zufolge, welche das Itinerarium zwischen Gerunda und Barconone annehmen hat, muß Gerunda die heutige Stadt Gerona in Katalonien sein. Vergl. Mannert I. Ab. S. 416. 2. Ausg. Plinius (Hist. n. III, c. 4) erwähnt unter den zahlreichen kleinen Völkernschaften in Hispania auch die Gerundenses. Ptolemäus (II, 6, 70) führt Igepovia im Gebiete der Euthetani (Αἰθιοπία) auf. Prudentius, Peristeph. IV, v. 29 seq. Parva Felices decas exhibebat — artubus sanctis locuples Gerunda. Also bewahrte Gerunda die Gebirge des heiligen Felix, welche gegenwärtig der Papst der Königin Isabella von Spanien verehrt hat. (Krause.)

GERUNDA (Andreas), auch Gironda, ein gelehrter Jesuit aus Bari in Apulien gebürtig, und 1591 geboren, starb den 28. Juli 1652 im Professoren zu Neapel. Er wirkte zuerst als Professor der Philosophie und Theologie in seinem Orden, dann an der gelehrten Schule zu Fermo, wo er auch Studien-director wurde und endlich zum Kirchenvorstande in Neapel befördert ward. Er ist bekannt durch eine nach seinem Tode im Druck erschienene Schrift des Episcopo seu Episcopatus ratione libri IV, in quibus fuse disputatur de

\*) Vergl. Poggendorff, Biographisch-bibliographisches Lexikon d. Gelehrten.

praesulis electione, de persona eligenda et Justitia in electione servanda, 2 Epist. (Reapet 1653. Fol.)<sup>\*)</sup>. (B. Röse.)

**GERUNDIUM.** Das Wesen dieser, der lateinischen Sprache eigenthümlichen Form<sup>\*)</sup>, welche zwischen Verbum und Substantivum eine besondere Stelle einnimmt, wird sich am besten erkennen lassen, wenn nach kurzer Erörterung über Namen und Form der Gebrauch dargestellt wird. Eine kurze geschichtliche Erörterung kam sich daran schließen.

Die durch die neueste Sprachforschung allgemein verbreitete Ansicht, daß der Infinitiv eine Art Substantivierung des Verbums ist, dessen regeres Leben dabei aufhört, wird für das Lateinische dadurch nicht widerlegt, daß derselbe mit Präpositionen zusammengetreten ist, z. B. *Cic. de Fin. II, 13, 43: ut inter optime valere et gravissime aegrotare nihil prorsus dicerent interesse. Horat. Sat. II, 5, 69: nil sibi legatum praeter plorare*. Dem Sanskrit stehen zur Darstellung des Infinitivs vielfache Bildungsweisen zu Gebote, indem die nackte Verbalwurzel als abstractes Substantivum aufgefaßt und durch mehrer Gattungen (Accusativ, Dativ, Genetiv und Ablativ) abgeändert wird. Der Grieche verbindet mit dem an sich schon substantivartigen Infinitiv den Singular des Artikels *τὸ* in allen Gattungen. In dem Deutschen tritt der Infinitiv des activen Präsens mehrmals deutlich als Verbalsubstantiv auf. Unter den germanischen Dialecten hat das Gotische keine Flexion des Infinitivs, wol aber das Alt- und das Mittelhochdeutsche Gerundialformen gebildet, aus denen im Neuhochdeutschen ein hartes und ungelagtes Participium Passiv hervorgegangen ist<sup>\*)</sup>.

Der Mangel einer Flexion für den Infinitiv hat die lateinische Sprache durch das Gerundium ersetzt, in dessen geschichtlicher Entwicklung sich der enge Zusammenhang beider Formen klar herausstellt und dadurch das Schranken zwischen beiden in vielen Structuren leicht erklärt. Man bildet die Formen *amandi, amando, amandum, docendi, edendi, audiendi* u. s. w. für den Genetiv, Dativ, Accusativ und Ablativ. Nur bei den Verbis der dritten Conjugation trat auch die Endung *endi* ein, welche sogar bei denen mit der Vocalendung *i* als die gewöhnlichere zu betrachten ist. Anzuweisen wird es schwer sein, einen festen Gebrauch in diesen Formen nachzuweisen, theils weil offenbar Schranken sich zeigt, theils weil unsere diplomatische Kritik der Texte noch keineswegs schlüssig. So steht in den von Otfriedling herausgegebenen Römischen Urkunden in der lex de XX. quaestoribus col. 2. l. 15: *praeconibus legundeis sublegundeis*, in der lex Fundania col. 2.

<sup>\*)</sup> Vergl. *Toppi Bibliotheca Neapolitana* p. 13; dagegen hat Niegamb in seinem Werke über die Jesuiten, obgleich darauf von Jeddier und Böcher verwiesen wird, Nichts über Gerunda.

1) *Macrobi.* p. 1765 P.: *haec forma Latinitati non solum praenat ornatum, sed illud quoque ut aliquid habere videatur quae (sint quod) Graeci jure desiderant.* 2) Vergl. *Madvig. Cic. Fin.* p. 219. Wie gewöhnlich poßiren auch hier solche Stellen, z. B. *Lucrer. V, 945.* 3) *Grimm, Gr. IV, 66. 105. 113.*

l. 32 *capiandeis*, in dem edictum de Bacchanalibus l. 3 *exdeicendum* und l. 25 *rem capitale facienda*; in der lex Thoria öfter *fruentudo*, fragm. V. l. 28 *vendundeis* und einige Male *deducenda*; in der lex Servilia fragm. l. II. l. 12 *legundis* (Fragm. IV. l. 14 *legundeis*) 18 *scribundi*, fr. IV. l. 14 de nomine *deserundo*, in dem SCtum. Lutatianum p. 54. l. 7 *referundis*, in der lex pagana des pagus *Herculanus* l. 3 *resciendum*. Auch in andern Inschriften findet sich derselbe Wechsel in den Formen, der nur in bestimmten juristischen Formeln für alle Zeiten gleich geblieben zu sein scheint. So erhielt sich *repetundarum* und de *repetundis*, *familiae ereiscundae*, *communi dividundo*, *finium regundorum*, *juri dicundo*. Bei den Schriftstellern ist die Entscheidung schwieriger, weil die Handschriften einer jüngeren Zeit angehören und die Kritik der Texte nicht bei allen gleich sichere Grundlagen gewonnen hat. Ueberwiegend ist in den älteren, einem Plautus, Varro u. s. w. die alterthümlichere Form, so tritt gar bald *Schwanken* ein. *Salustius poenitundum* (Jug. 85, 28) steht so vereinzelt, daß wenigstens doch einer der neueren Herausgeber daran gewweifelt und es in *poenitundum* verandelt hat<sup>\*)</sup>. Caesar schreibt *potundis*, *faciundi*, *interficiundi* (vergl. *Oudendorp.* ad bell. gall. III, 6), aber ebenso ficher steht *faciendi* (bell. gall. I, 13, l. 31, 14) und Anderes der Art. Für Livius hat Drakenborch (qu. XXIV, 36, 11) die ältere Form vielfach nachgewiesen, obgleich eine genauere Einsicht der besten Handschriften bei *Ulfssjöfki* und *Weissenborn* ganz andere Resultate ergeben. Noch größer ist die Unsicherheit bei Cicero, für den ja die Begründung eines guten Textes durch Halm und Baizer erst begonnen hat; offenbar hat er die ältere Form mehr in den Reden als in den philosophischen Schriften oder gar in den Briefen angewendet und dort ist dieselbe auch häufig, besonders von Klotz, hergestellt worden. Zahlreiche Beispiele hat Otto (bei *Usann* ad *Cic. rep.* p. 182) und für *faciundi* Jordan (ad *orat. pro Caecina* p. 139), Einzelnes auch *Beier* (ad *Orator.* p. 2) zusammengestellt, aber Alles bedarf noch einer genaueren Revision. Seit dieser Zeit ist der Gebrauch der älteren Form zurückgedrängt; vereinzelt Spuren finden sich bei Dichtern der Augustinischen Zeit (*Heinsius* in *Ovid. Metam.* IX, 752; X, 569); gar keine bei *Seneca*, *Quintilian* (*Bonnell. Lexicon Quint.* p. XXIX), *Tacitus*, bis dann die alterthümlichere Epoche auch dergleichen Formen wieder aufnahm (vergl. *Oudendorp. Appul. Metam.* p. 491).

Ueber den Namen dieser Formen herrscht bei den alten Grammatikern große Verschiedenheit, die ihren Grund einerseits in dem Mangel einer Bezeichnung bei den griechischen Lehnwörtern, andererseits in der Verschiedenheit der Ansichten über das Wesen und den Ursprung derselben findet. Zunächst hatte *Probus* der Grammatiker (offenbar der aus *Vergilius*, vergl. *Hertz.* ad *Priscian.* T. I. p. 171) den Namen *Supina* sowohl für die

<sup>\*)</sup> Vergl. *Dietsch*, ad l. I.

Gerundial- als für die Supinumsformen in Gang gebracht. Zeuge dafür ist Diomedes p. 345. 347. und 333, der auch selbst diesen Namen öfter angewendet hat (p. 352. 354. 355), dergleichen Scharifus (p. 144. 147. 150) und besonders Priscian (p. 810. 822. 1135. 1166. 1172. 1279. 1315), Alcuin (p. 2111), selten Phocas (p. 351 Lindem.). Dieser Name erklärt sich aus der irrigen Ansicht, daß diese Formen aus den passiven Participle hergeleitet seien, und daß das Passivum bei den Stoikern *enior*, *enra* *epiata* hieß<sup>5)</sup>. Das läßt sich aus Diomedes (p. 333: quae Probus supina appellat merito, quoniam nec certum habent numerum nec personam nec significatur, quo solo ad impersonalibus differant) und noch deutlicher aus Priscian (VIII. p. 511: supina vero nominatur, quia a passivis participiis, quae quidam supina nominaverunt, nascuntur) erkennen, jama! die passivische Bedeutung der Gerundia unter den alten Grammatikern viele Vertheidiger hatte; nur Bernhard (Opusc. p. 111) glaubt mehr an die casus obliqui im Gegensatz zu der *epiata* oder *aditia* *enior* denken zu müssen.

Der zweite Name participialia wird in der Regel auf Varro zurückgeführt, allein de ling. lat. X. §. 34 fehlen drei Blätter und das in den gewöhnlichen Texten als Beispiel angeführte gerundi ist ungetrübte Vermuthung zur Ergänzung des sunt hoc ge., wo D. Müller besser an genus gedacht hat. Indessen ist er bei Priscian neben supina öfter zu finden und mit diesem geht Alcuin (p. 2111. 2121. 2132). Zunächst steht der modus participialis bei Diomedes (p. 333).

Der dritte Name adverbia wird von Plinius hergeleitet und unter den Grammatikern z. B. von Scharifus (p. 144) gebraucht.

Neben diesen ist aus dem modus gerandi (nur *Max. Victorin.* p. 1498 hat gerendi) oder verba gerundi, wobei aber das regierende Nomen auch weglassen wurde, die Bezeichnung gerundia a gerundiva entstanden, von denen jene oft bei Priscian (p. 806. 1239. 1261. 1265. 1281), diese bei Servius (in Donat. p. 1788), Phocas u. A. sich findet. Seit Donatus ist die erstere die allgemein übliche geworden und auch von den meisten neueren Grammatikern beibehalten, obgleich Einige, von Vossius, an der Richtigkeit der Namensform gewarnt und nur gerunda für das allein Zulässige erklärt haben<sup>6)</sup>. Diese Zweifel sind seit Perizonius für beseitigt zu crachten und seit ihm gehen die Meinungen nur noch über die Erklärung des Namens auseinander. Was soll das gerere in Verbindung mit modus? Sanchez<sup>7)</sup> erklärt: gerundia dicuntur a gerendo vel gerundo, quod a participio gerantur et gubernantur, oder Reig (Vorlesungen S. 238), weil *er* *eritas* in seiner Bedeutung führt, quia gerit aliquid in significacione. Dies und Ähnliches führt zu Nichts. Offenbar heißt gerere hier nicht „mit sich führen“, sondern

„ausführen, thun.“ Das sah schon Eubonius (p. 1873): gerundi ideo dicitur, quia nos gerere aliquid significat; obgleich diese Erklärung zu allgemein gefaßt ist, weil sie jedes eine Thätigkeit ausdrückende Verbum ergreift; doch auch wieder zu eng, weil dabei Gerundia ausgeschlossen werden, auf welche der Thätigkeitsbegriff nicht angewendet werden kann. Und doch wählte man gerade diesen Thätigkeitsbegriff, um die Missverständnisse, welche aus der Anwendung von *agere* hätten hervorgehen können, zu vermeiden und den Unterschied von dem Activum der Verbalformen hervorzuheben. Denn der Infinitivus läßt das *Gerus* des Verbums oft unklar. Wenn wir im Teufelschen sagen: ich höre erzählen, so ist das genus activum und das genus passivum gleich zulässig, denn Keiner sagt: ich höre erzählt werden. Und bei „lassen, lassen“ (sprechen wie ebenso<sup>8)</sup>). Ähnlich sagt der Franzose: cette pomme est bonne à manger, ce bois est propre à bruler. Und selbst unser: Das ist zu thun, das ist zu lassen, drückt ein *id faciendum*, *neglegendum* etc. aus.

Betrachten wir zunächst den Gebrauch der verschiedenen Casus, in denen natürlich dieselben Verhältnisse, wie bei den Casusverbindungen der Nomina überhaupst, obwalten müssen. Mit einem Genetiv werden mehrere Objectiven verbunden, die eine Eigenschaft bezeichnen, welche sich auf einen gewissen Gegenstand bezieht: So cupidus bei Cic. de orat. II, 4, 16: valde sum cupidus in longiore to ac perpetua disputatione audiendi, ebenso I, 35, 162 und sonst häufig, dergleichen cupiens bei Gell. V, 10; avidus bei Sallust. Jug. 35, 3; avidus consul belli gerundi und öfter (die Dichter gestatten sich den Infinitiv, wie Ovid. Metam. V, 75; X, 472); studiosus bei Cic. de orat. I, 59, 251: nemo dicendi studiosus, auch I, 20, 89, Epist. ad Attic. VIII, 3, 3: ille restitendi mei quam retinendi studiosior und öfter; peritus bei Cicero. pro Fonteio 15, 33: belli gerendi peritissimos, Min. Ep. II, 11: vir movendorum lacrimarum peritissimus, Tacit. Hist. V, 6: periti imperitico nandi, und daneben der Infinitiv Tacit. Agric. 8. Vergil. Eclog. 10, 32. Persius 2, 34; imperitus Cic. de orat. III, 44, 175: ab imperito dicendi ignaroque; ignarus bei Cic. de orat. I, 14, 63: ignarus faciundae ac poliundae orationis; memor bei Liv. II, 6: neuter sui protegendae corporis memor erat (ein Infinitiv bei Statius Silv. II, 4, 18); inusuetus bei Caes. bell. gall. V, 6: quod inusuetis navigandi mare timeret, Nepot. Dion. 7 (den Infinitiv hat sich selbst Livius gestattet). Dagegen sind mehr dichterisch certus bei Verg. Aen. IV, 554: Aeneas — jam certus cundi, Tacit. Ann. IV, 34: relinquendae vitae certus, Hist. IV, 14: desciscendi certus; ambigus bei Tac. Ann. I, 7: amb. imperandi, validus Tac. Ann. IV, 31: v. orandi, rectus regnandi Ann. VI, 44, furandis melior Ann. III, 74, apiscendae potentiae properis Ann. IV, 59, interficiendi Postumi Agrippae con-

5) Vergl. Persch, Sprachphilosophie der Alten II, 248—250. Schmidt, de Stoicorum grammatica p. 60. 62. Weissenborn p. 4. 6) Vergl. Weissenborn p. 6. 7) Sanctii Minerva I. p. 611.

8) Grimm, Gr. IV. §. 100.

scius Ann. III, 30 und Cicero, Tusc. disp. II, 22, 52, *utilem modicum Ovid. Heroid. 5, 147.*

In Substantiven tritt der Genetiv des Gerundiums theils in objectivem, theils in attributivem Verhältnisse, also zu Substantiven transitiver Bedeutung, und denen, welche eine Neigung, Kenntniß, Fähigkeit, Gewalt bezeichnen. Zunächst sind es die persönlichen, wie *auctor* (Cic. Epist. ad Fam. XII, 2: Cicero non auctor fuit Caesaris interficiendi), *princeps* (Cic. Philipp. VII, 8, 23: Firmani principes pecuniae pollicendae fuerunt, Off. II, 4, 14: principes invendendi), *dux* (Lael. 5, 19: naturam optimam bene vivendi ducem), *comes* (partit. orat. I, 3: omnis actio eloquendi comes est), *interpres* (in Verr. Act. I, 12, 38: sequestres aut interpretes corrumpendi iudicii), *artifex* (Fin. I, 13, 42: artifex conquirendae et comparandae voluptatis), *existimator* (Brut. 54, 209: intellegens dicendi existimator), *demonstrator* (de orat. II, 86, 333: demonstrator anisconjugisque nepeliendi), *praeceptor* (Cic. de orat. III, 15, 57: idem erant vivendi praeceptores atque dicendi), *magister* (Cic. ibid.: recte facienda et bene dicenda magistra). Die Zahl der sachlichen Substantiva ist natürlich sehr groß und der Gebrauch des Gerundiums so gewöhnlich, daß es kaum der Beispiele bedarf. Eine Reizung drücken aus: *amor* (Cic. Off. I, 1, 36. Ovid. Met. I, 135: amor sceleratus habendi), *animus, aviditas* (Cic. Fin. III, 2, 7), *cupido, cupiditas, illecebra* (Cic. Mil. 16, 43: maximam illecebram peccandi case impunitatis spem), *libido, studium, voluntas, voluptas, dulcedo* (Liv. X, 2, 8); ferner die Macht und Fähigkeit arbitrium (Cic. Ep. ad Attio. XV, 13), *ius, libertas, licentia* (Sallust. Jug. 103. Cic. in Verr. Act. II, 3, 1, 3: istam licentiam libertatemque vivendi, de Rep. I, 28), *potestas, vis* und dazwischen *conatus* (Cic. Tusc. IV, 3, 72): *copia, facultas* und *difficultas, necessitas* und *occasio*; die Kenntniß *ars, scientia, sapientia, prudentia, praeceptio* (Cic. de inv. II, 3, 8) und *praecepta, ratio* und *via; causa* und *gratia*, am meisten freilich in dem oberbairischen Sinne, *consilium* und *officium, initium, exordium* (Cic. de orat. I, 27, 122: in dicendi exordio), *principium* (Cic. Fin. V, 15, 43: et agendi aliquid et diligendi aliquos et liberalitatis et rectitudinis gratia principia in nobis continemus); ferner *dies, diversorium, locus, spatium* (Caes. bell. gall. IV, 14), *tempus*; endlich *metus, timor, fuga, spes, suspicio* (Cic. Milon. 27); *cura, modus, mos, natura* (Cic. de orat. II, 76, 307), *usus*. Im Zeitlichen werden wir bei der Uebersetzung überall den Infinitiv mit zu an, also *spes urbis hostium potiundae* (Liv. VIII, 2, 5) die Hoffnung sich der feindlichen Stadt zu bemächtigen.

Nicht selten liegt in dem Genetiv des Gerundiums eine Erklärung und nähere Bestimmung des in dem regierenden Substantivum liegenden Begriffs. Wenn

Cicero (Offic. I, 30, 136) sagt *videndi audiendique delectatione ducitur*, so bezieht er das in dem Schen und dem Hören liegende Vergnügen. Ähnlich sagt derselbe de orat. I, 20, 98: *eloquendi celeritatem*, de Fin. III, 14, 45: *crecendi accessio*, pro Flacco §. 34: *cautio defendendi*. Eben dahin ist die häufige Verbindung mit *consuetudo* zu ziehen und die Structur bei *nomen* (Cic. Tusc. I, 36, 87: *triste est nomen ipsum carendi*), *nox* und *corum* in den Schriften der Grammatiker. Dies geht selbst bis zu einer Fülle des Ausdrucks, indem gleichbedeutende Wörter pleonastisch verbunden werden, wie allgemein optio (Cic. Fin. I, 10, 33. Epist. ad Attio. IV, 18. Brut. 50, 189) und der viel angeführte Vers aus der Medea des Ennius (vergl. Nahten S. 125): *navis inclonandae exordium*.

Portio wird der Genetiv bei *genus, modus* und *pars*, zu denen er in einem Oppositionsverhältnisse tritt. Cic. de orat. III, 14, 52: *faciles partes eas fuerunt duae, quas modo percurram* — Latine loquendi planeque dicendi, d. h. nämlich die Wahl des guten lateinischen Ausdrucks und die Deutlichkeit der Darstellung; ibid. 24, 91: *haec duae partes quae mihi supersunt, illustrandae orationis ac totius eloquentiae cumulandae*; ibid. 38, 155: *tertius ille modus transferendi verbi*. Oder bei *genus* Cic. de off. I, 29, 103 und öfter.

Bei dem Gerundium im Genetiv findet sich zuweilen ein Genetiv des Nomens oder Pronomens, welches eigentlich als Object des im Gerundium enthaltenen Verbalbegriffs mit einem Accusativ oder auch Ablativ verbunden sein sollte. Zählen wir zunächst die bedeutendsten Beispiele auf. Plautus (Captiv. IV, 2, 72): *nommandi istorum tibi erit magis quam edundi copia hic apud me*, und V, 4, 11: *lucis das tuendi copiam* (was freilich nur für diejenigen bewiesen wird, die nicht wissen, daß lux ursprünglich Masculinum ist); Terenz (Heautont. prol. 29): *novarum qui spectandam copiam faciat*; Lucius (V, 1225): *poenarum grave solvendi tempus adultum*; Varro (R. R. II, 1): *sive enim aliquod fuit principium generandi animalium*; Cicero (de Invent. II, 2): *sunt exemplorum eligendi potestas*; Verr. Act. II, lib. II, 31, 77: *quibus ne rejiciendi quidem amplius quam trium iudicum praedictae leges Corneliae faciunt potestatem*; Verrin. Act. II, lib. IV, 46, 104: *eorum rerum nullam sibi iste neque instandi rationem neque defendendi facultatem reliquit*; Philipp. V, 3, 6: *facultas agrorum suis latronibus condonandi*; de univ. 9: *reliquoque siderum quae causa collocandi fuerit*; de Fin. I, 18, 61: *quarum potiendi spe inflammata*; ibid. V, 7, 19: *aut eorum quae secundum naturam sunt adipiscendi causa*; Sueton (Aug. 98): *licentia diripiendi pomorum et obduciorum*; Gellius (V, 10): *Enathus eloquentiae discendi causa*; Caesarius (de orat. II, § 118. Aelian. ibid. p. 302. Weissenborn p. 117.

9) Vergl. Madvig, Epist. crit. p. 78: ad Cicero. Phil. p. 424.

cupiens fuit; IV, 15: verborum fingendi et novandi studium; XVI, 8: sui magis admonendi quam aliorum docendi gratia; Dictys (IV, 8): qui potentes eorum qui in bello ceciderant humani veniam; Fronto (Epist. p. 294. ed. Rom.): tantus usus studiorum bonarumque artium communicandi. Dies dürfen die Stellen sein, an deren Echtheit nicht gewirfelt werden kann, denn andere sind längst dreifach oder fälschlich aufgeführt, z. B. *Liv.* VIII, 13, 18 heißt es nicht mehr ut omnium rerum vobis consulendi potestas esset, sondern ad consulendum, XXIV, 23, 1 steht jetzt comitia praetoribus creandis habita für praetorum creandi, XXV, 40, 2 initium mirandi Graecarum artium, wo opera in den guten Texten nicht steht, Appulcius (Florid. 17) exorocendi vocis, wo exorocenda zu schreiben, oder gar bei Cicerus (in *Vergil.* Aeneid. IX, 3) nicht usum stercorandi invenit agrorum, sondern stercorandum. Der Genetiv des Singulars findet sich, wie es scheint, nur einmal bei Cicerus (Tusc. V, 25, 70): studium incendii illius aeternitatis imitandi, was deshalb auch von mehren Kritikern in imitandae verändert werden ist<sup>10)</sup>. Es kann hier nicht darauf ankommen, die verschiedenen Erklärungsversuche, welche von Lenzus della Valle an (*Elegant. Lat. serm.* I, 20) bis auf die neuesten Grammatiker herab gemacht sind, aufzuzählen und zu beurtheilen (Weissenborn hat es in seiner besagten *Weise* S. 119 fg. ausführlich gethan), wol aber ist an die Analogie des Griechischen zu erinnern, wo gleichfalls zu einem Genetiv des Infinitivs noch ein anderer Genetiv konstruiert ist, z. B. *Demosth.* Olynth. I. p. 19: τοῦτον οὐκ ἐν ἑαυτῷ τὸν καὶ τὸν αὐτῶν λέγειν. Schon Heintich (epimetr. ad *Hesiod.* p. 73) und Hermann (ad *Sophocl.* Trachin. 57) u. A. haben darauf die Erklärung des aufstehenden lateinischen Sprachgebrauchs gegründet und ein Attractionöverhältniß angenommen, das viel natürlicher ist als die dem teuffchen Sprachgebrauche angepaßte Zusammenfassung des Nomens und Gerundiums zu einem neuen Substantivbegriffe, von dem dann der andere Genetiv abhängig gemacht sein solle, also spectandi copia Schensmöglichkeit novarum novae Stude, eligendi potestas Lesefreiheit exemplorum von Wuktern. Der Begriff des Verbalsubstantiums, der dem Gerundium anhaftete, hat die Structur erleichtert.

Wir Unrecht hat man zu diesem Gebrauche die Verbindung der Pronomina Personalia mit dem Genetiv des Gerundiums im Singular gezogen, wo an eine Mehrzahl zu denken ist. *Cicero.* Catil. I, 3, 7: multi principes civitatis non tam sui conservandi causa

profugerunt, de divia. II, 17, 39: doleo Stoicas nostros Epicureis irridendi sui facultatem dedisse; *Caesar.* de bell. gall. III, 6: neque sui colligendi hostibus facultatem relinquunt, vergl. mit V, 17, VII, 80; IV, 13: in castra venerunt sui porgendi causa und mehrere Stellen bei *Schneider* T. I. p. 223; *Lucius* XXI, 41, 1: ne quis me haec vestri adhortandi causa magnifico loqui existimet; *Quintilian.* inst. orat. III, 2, 2: accuratius loqui defendendi sui gratia instituerunt. Sind diese Genetiven der Pronomina auf den Singular des Neutrums zurückzuführen, wie die neuen Sprachforscher annehmen<sup>11)</sup>, dann ist gar keine Schwierigkeit in jenen Stellen, und es bleibt nur die Verbindung der Masculinarform, auch wo unter dem Pronomen eine Frau zu verstehen ist, auffallend. Dies aber haben sich die Dichter öfter gestattet, z. B. *Plautus* (Trucul. II, 4, 19): tui videndi est copia; *Terenz* (*Heeyr.* III, 3, 12): ego ejus videndi cupidus, *Phorm.* V, 7, 40: potestatem ejus habendi me dare; *Ovid* (*Heroid.* 20, 74): copia placendi alio modo parva tui, wie Heintich auf handschriftliche Auctorität für placendas geschrieben hat<sup>12)</sup>.

Eine Verbindung mit Verben ist eigentlich nur bei esse statthaft gewesen, wo der Genetiv als ein possessiver zu erklären und durch „dazu gehören, dazu dienen“ zu erklären ist. Natürlich konnte dies Verbum auch wegfallen und der bloße Genetiv stehen. Von Cicero gehört hierher die Stelle in *Verrem* Act. II. lib. II, 53, 138: quae res evitendae reipublicae solatio esse, was sogar ein Ciceronist für einen Dativ halten und unwillkürliche Abschreiber durch ein hinzugefügtes causa erklären konnten. Sehr häufig ist der Gebrauch bei den Historikern, wie *Sallust* (Catil. 6, 7: quod initio conservandae libertatis atque augendae libertatis fuerat, Jugurth. 88, 4: quae postquam gloriosa modo neque belli patranda cognovit), *Livius* (III, 31, 7: quaeque aequandae libertatis essent, ibid. 39, 8: quod numquam exaequandae sit libertatis, V, 3, 5: concordiam dissolvendae maxime tribuniciae potestatis rentur esse, XXVII, 29, 12: ea prodendi imperii Romani, tradendae Hannibali victorie esse, XXXIX, 16, 9: judicabant nihil neque dissolvendae religionis esse<sup>13)</sup>. Am freiesten hat diese Structur Tacitus angewendet, bei dem man sich sonst wol mit Elipsen, wie causa und dergleichen, zu helfen pflegte, während bald die Analogie dieser Verbindung mit esse, bald eine durch die übrige Ausdrucksweise gerechtfertigte Beziehung eines sonst mit dem Genetiv verbundenen substantivischen Begriffes vorliegt. Freilich werden auch hier manche unangehörige Stellen angeführt, wie *Caesar.* bell. gall. IV, 1 bellandi, wo nur Dubendorf das gut begründete causa geschrieben hat. Von Tacitus gehören hierher *Ann.* II, 37: conciliandae misericor-

10) Vergl. *Voss.* de construct. c. 53. *Rudmann.* II. p. 246. *Bumpp* §. 601. *Recher.* Untersuchungen III. c. 151. *Grammatik* S. 643. *Constr.* in *Suet.* Aug. 98. *Gronov.* in *Gellium* IV, 15, in *Liv.* XXIV, 23. I. *Drakenborch.* in *Liv.* XXV, 40, 2. *Ruhnken.* Schol. in *Sueton.* p. 207. *Garatoni* in *Cic.* Philipp. p. 98. *Africi.* in *Sallust.* Catil. p. 144. *Matthiae* in *Cic.* *Seneca.* c. 75. *Klein.* in *Virg.* *Tibull.* p. 584 und *Wachsmuth* *Bayr.* c. 193. *Escherer* zu *Cicero's* *Verrem.* c. 463. *Madvig.* in *Cic.* *Flin.* p. 112.

11) *Schmidt.* de pronomine p. 9. *Bezz.* vergl. *Gramm.* S. 435. 12) *Bezzari* in *Terent.* *Phorm.* V, 2, 40. *Ruhnken.* *dictio* in *Terent.* p. 242. in *Ovid.* *Heroid.* p. 114. 13) *Bgl.* *Drakenb.* in *Liv.* V, 3, 5. *Africi.* in *Sallust.* Catil. p. 28. *Jugurth.* p. 476. *Potter.* in *bell. Alex.* 85.

diae refero, II, 59: Aegyptum proficiscitur cognoscendae antiquitatis, III, 7: erectis omnium animis petendae e Pisone ultionis, III, 9: vitandae suspitionis Tiberi devectas, III, 27: multa populus paravit tendendae libertatis et firmadae concordiae und andere in dem Index von Ruperti p. 818<sup>14)</sup>, was dann zu Kühnheiten grñt, wie Ann. XV, 5: Vologeri vetus et penitus infirmum erat arma Romana vitandi, Ibid. 21: maneat provincialibus potentium tali modo insectandi, oder Ann. XIII, 26: nec grave manumissis per idem obsequium retinendi libertatem, wo überall nur ein gebogener ganz allgemeiner Substantivbegriff den Genetiv zu erklären vermag. Ganz neu ist auch Am. II, 43: Plancinum haud dubie Augusta movit emulatione muliebri Plancinum insectandi.

Die Anwendung des Dativs ist beschränkter als die des Genetivs, weil die Deutlichkeit der Rede öfter für denselben die Wahl einer Präposition oder einer ganz andern Structur verlangte, aber doch häufiger als unsere gewöhnlichen Grammatiken angeben. Er steht bei Verben, welche eine Handlung zum Bezielungsobject haben und drückt die Befähigung, den Zweck aus; aber auch bei Substantiven und Adjuncten. Am ältesten dürfte dieser Gebrauch in den Amtsbenennungen sein, decemviri legibus scribendis, triumviri aeri argento auro fando feriendo, quattuorviri viis purgandis, decemviri stilibus iudicandis, triumviri coloniae deducendae, Quinqueviri agris dandis assignandae, Triumviri aedibus reficiendis, Quinqueviri muris turribus reficiendis, triumviri reipublicae continendae, und in vielen andern Fällen, wo es sich um die Bildung besonderer Commissionen gehandelt hat. Dies ist auf gleichbedeutende Ausdrücke übertragen, wie bei Cicero de optimo genere orat. 7, 18: Demosthenes curator muris reficiendis fuit; collega bei Tacit. Ann. VI, 8: videram collegam patris regendis praetoriis cohortibus, und selbst abgesehen von der persönlichen Beziehung mit Ausdrücken wie lex, z. B. lex patrieti faciundo vom J. 105 vor Chr., comitia bei Livius XXII, 35, 2: ut in manu ejus essent comitia rogando conlegae, XXVI, 18, 4. Derselbe Bebrutung hat der Gebrauch bei Adjuncten, wie *aptus* (Tacit. Hist. III, 31: apta temperandis animis, Am. II, 6: aptae ferendis equis; Ovid. Metam. XV, 375: apta nato crura dat, woneben der Infinitiv Art. Am. I, 10 zu beachten), *accommodatus* (Cic. de senect. 19, 70: reliqua tempora demetutenda fructibus et percipiendis accommodata sunt), *idoneus* (Columella I, 9, 3: dammodo perpetuando labori soli idoneus), *par* (Cic. de orat. I, 56, 240: cum disserendo par esse non posset), *inceptus*, *habilis*, *utilis* (Martial. XI, 52, 6: ventri lactuca moveudo utilis<sup>15)</sup>); Plin. N. H. XIX,

58: ex his nullum ultra quadratum utile est dumtaxat serendo), *inutilis* (Plin. N. H. XIII, 23: emporetica inutilis scribendo; Quint. inst. orat. I, 3, 11: sunt nonnulli acutendia puerorum ingenia non inutilis lusus), *bonus* in dem Sinne „geeignet, tüchtig“ (Liv. XXIX, 31, 9: mons pecori bonus alendo erat), *opportunus* (Tac. Ann. II, 6: accipiendis copulis et transmittendum ad bellum opportuna), *natus* (Horat. A. P. 377: animis natum inventumque poema juvandas), *firmus* (Liv. II, 5, 4: ut area firma templis quoque ac porticibus sustinendis esset), *intentus* (Sallust. Cat. 4: neque vero agrum colendo aut vevando intentum acieatem agere). Indessen steht bei allen diesen Adjuncten viel häufiger der Accusativ des Gerundiums mit der Präposition ad. Von Verbis gehört hierher besonders *esse*, wo man den Dativ sonst nicht anders als elliptisch durch Singularen von *aptus* erklären zu können glaubte, während die häufige Anwendung dieses Kasus zur Bezeichnung des Zwecks vollkommen hinreicht. Dahin gehört das bei Cicero häufige (Off. II, 22, 79. Ep. ad Fam. III, 8, 2. ad Attic. XVIII, 10. Philipp. II, 2, 4) solvendo esse zahlungsfähig sein, wofür nur Vitruvius (X, 6) ad solvendum non esse sich gestützt hat; und weiter ausgebreitet Liv. II, 9, 6: ut divites conferrent qui oneri ferendo essent cl. Seneca. epist. 71; Liv. IV, 35, 9: sitne aliqui plebejus ferendo magno honori. Derselbe Gebrauch der Composita, wie *adesse* in der publicistischen Formel bei der Abfassung der Staatsbeschlüsse scribendo *adesse* bei Cic. Epist. ad Attic. VII, 1, 7: Cato scribendo adfuit, ad Famil. VIII, 8, 5 u. 6<sup>16)</sup>, *praeesse* (Cic. pro Rose. Amer. 18, 50): *praeesse* agro colendo, *interesse* Liv. X, 39, 7: absentes collegae consilia omnibus gerendis intererant rebus, *desse* Liv. XXIV, 29, 6: ut *desse* pro parte sua concitando bello, *inesse*, nicht zu begründen durch Cic. Fin. II, 34, 113: inest peritiendis laboribus adeundisque periculis firma et stabilis doloris mortisque contemptio, weil hier die Präposition in nicht fehlen kann, *praepositum esse* bei Festus p. 48: qui rei frumentariae agrisque divideudis praepositi sunt. Derselbe Gebrauch findet sich bei *operam dare*, z. B. Plaut. Epidio. IV, 2, 35: ego relietus rebus Epidicum quaerendo operam dabo, Poenul. I, 2, 13: esse nos lavando, eluendo operam dederunt; Liv. XXII, 2: consul placandis diis dat operam; *contentionem adhibere* (Cic. fragm. p. 480. cl. Or.): magna animi contentio adhibenda est explicando Aristotelem; Liv. VIII, 27, 5: si qua ars sereudis discordiis adhibetur; Tac. Ann. XIV, 4: ut occultando facinori nox adhiberetur; *studere* Flor. I, 9, 5: cum studere revocandis in urbem regibus liberos suos comperisset; *sufficere*

14) Beigl. Oudendorp. Caes. B. G. IV, 1. Wether. in Tac. Ann. II, 59. Rich. Escora. XXXI. z. Lucius' Egrotata p. 364. Rippertus in Ann. II, 59. XIII, 30. Boettcher. Lex. Tac. p. 217. Weissenborn p. 124. Wex Proleg. in Agricol. p. III. Dito zu den Wäulen S. 55. 15) Die gewöhnlich angeführte Stelle Plin. N. H. XXXI, 33: est autem

utilis bituminata aut nitrosa bibendo atque purgationibus, ist verkehrt, atque zu streichen und bibendo als Ablativ zu erklären.

16) Beigl. Manut. ad Cic. Epist. ad Fam. VIII, 8. p. 290. Ritsch. de formul. p. 177.



*Liv. XXVI, 36:* ut nec triumviri accipiundo nec scribae referendo sufficerent; *Tacit. Ann. III, 72:* quod nemo e familia restaurando sufficeret; *imperare Cic. pro Murena 4, 8:* ut meum laborem hominum periculis sublevandis non impartiam; *cooptare Cic. de Republ. II, 9, 16:* omnibus publicis rebus instituendis singulos cooptavit augures; *aptare Verg. Aen. XII, 88:* simul aptat habendo *causam; permittere Liv. II, 56, 2:* qui cum vexandis prioris anni consulibus permissurum tribunatum credebant; *adversari Liv. XXV, 30, 6:* omnes ad sensum sunt partibus dividendis; *temperare Liv. X, 12, 8:* uribus oppugnandis temperatum; *praepone- re Tac. Ann. II, 1:* fabricandae ciassi praepo- nuntur; *opponere Gell. I, 15, 3:* petulantiae verborum coercedae vallum esse oppositum. *Ger- nari bei Phrasen, wie diem dicere (Caes. bell. gall. V, 27:* omnibus hibernis Caesaris oppugnandis erat dictus dies) oder statuere (*Liv. XXXV, 35, 15:* diem patrandi facinori statuerat), dies advenit (*Liv. XXV, 3, 13:* multum dixerant, cui certandae cum dies advenisset), dies insumere (*Tac. Ann. III, 1*), lo- care (*Seneca, Epist. 44:* Cleanthes aquam traxit et rigando hortulo locavit manus), locum capere (*Liv. XXXIX, 22:* locum oppido condendo ceperunt), sedem eligere ( *Curt. VII, 40:* sex oppidis conden- dis electa sedes est). Die Sprache des sibirnen Zei- ters hat sich nicht auf diese und ähnliche Ausdrücke be- schränkt, sondern den Dativ überhaupt, besonders bei Verben der Bewegung, angewendet, um den Zweck zu bezeichnen, auf welchen die Thätigkeit gerichtet ist. Die größte Freiheit herrscht hierin bei *Tacitus* (<sup>17</sup>), *Ann. I, 26:* cur venisset neque augendis militum stipendiis neque adlevandis laboribus (*verg. VI, 43; XV, 24:* mittere *Ann. I, 60:* Caecianum distrahend hosti ad flumen Anisiam mittit, II, 1: partemque prolis firm- andae amicitiae miserat; *praemittere Ann. XV, 10:* quos visendis hostium copiis praemisera; *con- cedere Ann. III, 31:* Tiberius quasi firmandae va- litudine in Campaniam concessit; *egredi Ann. XI, 2:* quibus abluendis cubiculo egrediens; *pergere Ann. XII, 68:* refovendisque viribus Sinuessam pergit; *afferre Ann. VI, 51:* qui recreandae defectioni cibum adferrent; *instituere Ann. I, 54:* retinendis Sabinorum sacris sodales Titius instituerat; *ador- nare Ann. VI, 37:* ille equum placando anni adorna-asset; *debe- re Curt. IV, 2, 18:* materies ex Libano monte rutilius et turribus faciendis vehe- batur.

Der Accusativ wird gebraucht in Verbindung mit Verben, die eine Thätigkeit bezeichnen, namentlich bei denen, welche geben, übertragen, überlassen, nehmen, erhalten bedeuten, um als Aufsicht oder Zweck der Hand- lung zu bezeichnen, daß etwas am Object geschehen soll. *So dare Cic. Tusc. IV, 38, 84:* demus igitur nos

haec (*philosophiae*) excolendos; *curare Cic. Epist. ad Fam. XV, 10:* ut quam honorificentissimum se- natas consultum litteris meis recitatis faciundum cures; *tradere Nepos, Eumen. 13:* Antigonus Eumenem mortuum propinquis eius sepeliendum tra- didit: hi ossa eius in Cappadociam — deportanda curarunt (*Sorax* gebraucht in diesem Falle den Infinitiv *Carm. I, 26, 1*); *locare Cic. Philipp. IX, 7, 16:* ut eam basin statuatque faciendam et in rostris statuendam locent quantique locaverint, tantam pecuniam redemptori attribundam solvendamque curent; *conducere Plant. Aulul. III, 6, 31:* cae- dendum ego illum conduxi; *suscipere Cicero in Verr. Act. II, lib. IV, 38, 82:* qui laudem glori- amque P. Africanum tuendam conservandamque susce- pit; *relinquere Cicero, Epist. ad Fam. XVI, 12, 1:* domos nostras et patriam ipsam vel diripiendam vel inflammendam reliquimus; *mittere Justin. XIV, 6:* filium Alexandri cum matre custodiendos mittit; *objicere Liv. III, 19, 9:* inermem plebem hosti trucidandam objicere; *dividere Liv. II, 47, 12:* saucios milites curandos dividit patribus; *propo- nere, obsequi Cicero pro Murena XI, 25:* qui sin- gulis diebus discendos fastos populo proponerint jetzt durch das handschriftliche discendis vortrefflich her- gestellt ist; *mandare Verg. Aen. III, 50:* hunc Priamus furim mandar alendum; *committere Phaedr. I, 14, 6:* cui calcandos nemo committere pedes; *de- notare Cicero de imperio Pompeii 3, 7:* qui civis Romanos necandos trucidandosque denotavit; *ad- notare Plin. Epist. X, 97, 4:* quos adnotavi in urbem remittendos; *permittere Ovid, Met. I, 57:* his quo- que mundi fabricator habendam aera permisit; *ferre Plin. Ep. V, 15, 4:* quos actas nostra in utroque sexu acmulandos tulit; *deposcere Sueton. Vitell. I:* quam (coloniam) tutandam olim depoposcerant; *praebere Justin. XXXVIII, 5, 10:* quod non im- pune so Nicomedi lacerandum praebuerit; *edocere Liv. I, 20, 7:* iusta quoque funebria placandosque manes ut idem pontifex edoceret, wo freilich die Ver- bindung mit den wirtlichen Substantiven den Gebrauch des Gerundiums entschuldigt. Auch diese Verba haben neben dem einfachen Accusativ noch das Gerundium mit ad bei sich, wenn die Handlung das Object nicht un- mittelbar berührt. Wenn also gesagt wird aliquem sibi proponere ad imitandum, so drückt eigentlich aliquem sibi proponere die an dem Objecte vorgenommene Hand- lung vollständig aus, ad imitandum ist nur noch als Bestimmung des Zwecks der Handlung hinzugefügt. Oder *Cic. de Orat. II, 15, 65:* oratori plerique duo genera ad dicendum dederunt, wo die duo genera causarum angeführt werden, weli sie dem Redner den Stoff zum Reden darbieten).

*Habere, welches von Cicero an gleichfalls mit einem solchen Accusativ des Gerundivs verbunden ist, j. D. Cic. in Verr. Act. II, lib. I, 50, 130:* aedem Castoris

(17) Boettlicher, Lex. Tac. p. 142. 221. Dito zu Taet. Ann. I, 26.

H. Geyss. d. B. u. d. Geyss. Section. LXII.

(18) Krüger, Gr. §. 491.

*Junius habuit tuendam* und viel häufiger noch bei den Schriftstellern der silbernen Latinität, ist dann von diesen mit *dicendum, respondendum, statuendum, praecipendum* und ähnlichen verbunden in dem Sinne: ich habe zu sagen, zu antworten, zu entscheiden, wozu die Analogie wohl in der Verbindung mit dem Particium *Perfecti Passivi* zu suchen ist. So häufig bei dem jüngeren Plinius<sup>19)</sup>, Sueton (Caes. 68, 3), den älteren Plinius (N. H. X, 76), Columella (II, 9; V, 5, 3) und ganz besonders Tacitus (dialog. de orat. I, 31, 36, 37, Ann. IV, 40, XIV, 44 und öfter<sup>20)</sup>). Nicht zu verwechseln ist das mit der Anwendung des bloßen Infinitivs, der selbst in der besten Zeit zu haben gesetzt wird, um die Fähigkeit, die Möglichkeit auszudrücken, wie *habeo dicere* (Cic. Rosc. Amer. 35, 100. Balb. 14, 33. N. D. III, 39, 93), *polliceri* (Ep. ad Fam. I, 5, 3), *scribere* (ad Attic. II, 22, 6), *suaudere* (Horat. Epod. 16, 23)<sup>21)</sup>.

Sonst steht der Akrasivus des Gerundiums in der Regel nur nach Präpositionen. Am häufigsten ist ad gebraucht, wo es einer Nachweisung höchstens in den Structura bedarf, welche von den gewöhnlichen Regeln abzuweichen scheinen. Hier ist zunächst der Unterschied zwischen dem Akrasivus mit ad und dem Genetiv zu bemerken. Wenn Cäsar (B. G. I, 38) sagt: *oppidum magnam ad ducendum bellum dat facultatem*, so ist die Präposition nicht mit facultas, sondern mit dem Verbum und dem ganzen übrigen Satze zu verbinden. Daher ist es auch überflüssig, die große Zahl solcher Nomina aufzuführen, weil sie selbst keinen Einfluß auf die Wahl der Structur ausüben, insofern gibt Cicero bei Plaut (Liv. IV, 47, 3), *spatium* (Liv. II, 4, 3), *celeritas* (Cic. Acad. I, 20), *libertas* (Tacit. Ann. III, 51), *praecepta* (Cic. de orat. III, 26, 103), *hortatio* (Philipp. IX, 3, 6) u. a. fehlen<sup>22)</sup>). Und so findet sich die Präposition auch viel häufiger als der Dativ bei den vorher angeführten Adjunctiven *accommodatus, apius, idoneus, habilis, inutilis, paratus*. Ferner bei *inter*, wie *inter agendum* (Verg. Ecl. 9, 24) und ähnliche bei Plaut (Terrellius III, p. 407), wo die Zeit, während welcher etwas geschieht, ausgedrückt wird; ferner ob p. B. Cic. in Verr. Act. II. lib. II, 32, 78: ob rem iudicandam pecuniam accipere und gleich nachher a quo pecuniam ob absolvendum acceperis; *error* after dei Quintilian (de inst. orat. IV, I, 9): *illa veterum circa occultandum eloquentiam simulatione* IV, 5, 6: plus eloquentia circa movendum valet, V, 7, 36: *circa ejusmodi instrumenta firmanda vel destruenda multum habet operis oratio*, VI, 2, 46: *summa circa movendos affectus in hoc posita est*, aber auch bei Tacitus und anderen späteren

Schriftstellern; *erga* bei Ammian. Marc. XVI, 10: *sama erga haec explicanda quae Romae sunt absolescit*, XXI, 16, I. XXXI, 14; *ante* Verg. Georg. III, 206: *ante domandam, Liv. praef. §. 6: quae ante conditam condandamve urbem — traduntur*, „vor der Vollendung oder vor dem Beginn des Baues der Stadt.“, *ex* die Stadt gegründet werden sollte, wo dem Einflusse des oft gebrauchten *ante conditam urbem* die Anwendung des Gerundiums ihren Ursprung verdankt.

Der Ablativ endlich erscheint ganz in denselben Verbindungen, in welchen bei dem Substantivum dieser Kasus sich findet. Also als reiner Instrumentalis zur Angabe des Mittels oder Werkzeugs. Cic. de orat. I, 58, 247: *virtutem hominibus instituendo et persuadendo, non minus et vi ac metu tradi*, III, 19, 39: *omnis loquendi elegantia augeatur legendis ornamentis et poetis*, Tusc. disp. II, 14, 34: *leges Lycurgi laboribus eruditi iuventutem venando, curando, esuriendo, sitiendo, algendo, aestuando*, Off. I, 30, 105: *hominis manus discendo altius et cogitando*. Und da der Latiner oft das als Mittel, Grund oder Veranlassung faßt, was wir als Zweck denken, so hat auch Livius, III, 17, 2: *tam felix vobis corumpendis fuit: bei eurer Verführung hat er so günstigen Erfolg gehabt*. Nicht minder steht dieser Kasus als Modalis zur Bezeichnung der Art und Weise; eine Auffassung, die erst in neuerer Zeit allgemeiner geworden ist. Wenn Titius (XXX, 28) sagt *senex vincendo factus*, so meint er nicht einen Mann, der durch Siege, sondern unter Siegen, indem er siegte, grau geworden ist, I, 7, 4: *nando tragecerat*, schwimmend war Hercules über den Tiberstrom gekommen, III, 65, 4: *insertandis patribus tribunatum gessit*, indem er die Patrier verfolgte; II, 32, 4: *rem nullam nisi necessariam ad victum sumendo*, indem sie nur die zum Leben notwendigen Bedürfnisse nahmen. In allen solchen Stellen tritt eine dem Particium Präsens sehr nahe kommende Bedeutung heraus<sup>23)</sup>. Auf diesen Modalis hat Madvig auch die absoluten Ablative zurückgeführt, wie Cic. Off. I, 2, 4: *quis est enim qui nullis officii praeceptis tradendis audent se philosophum dicere, wo wir uns mit einem „ohne zu“ zu helfen müssen*. Dabin rechne ich das häufige *fando* p. B. Verg. Aen. II, 6: *quis tanta fando temperet a laetibus*. Auch als Causalis p. B. Liv. XXI, 5, 3: *quibus oppugnandis quia haud dubie Romana arma movebantur*, XXIX, 2 init.: *ne glisceret prima negligendo bellum*, Tacit. Ann. III, 19: *is finis fuit ulciscenda Germanici morte, eigentlich: durch die Rache für den Tod des Germanicus war dies das Ende*, oder XIV, 4: *ut explenda simulatione*, sei es, daß dieses dadurch herbeigeführt wurde, daß er die

19) Vergl. Böcking zu den Episteln G. 20 und Oierig in Kriest. I, 7, 8. 20) Vergl. meine Bemerkung zum Dial. c. 1. Nach in Hist. I, 15. Otto zu Ann. IV, 40. p. 654. 21) Vergl. Madvig §. 422. Ann. 2. 22) Vergl. Drakenh. Liv. VII, 13, 18. XXXVIII, 26, 7. Schenker in Caes. bell. gall. IV, 24, 2. Weissenborn p. 128.

23) Madvig §. 416. Ann. I. Kögelsbach, Stilistik G. 160. Rabl zu Liv. XXI, 43, 8. XXII, 32, 3. XXIII, 16, 2. Weissenborn zu Liv. II, 32, 4. Roth, Gr. XX zu Tacitus Agricola.

Handelstei vollständig zu Ende führte. Selbst der comparative Ablativ fehlt nicht, obwohl er sich nicht sehr häufig findet. Denn Cicero's Worte (Offic. I, 15, 47): nullum officium referenda gratia magis necessarium est lassen gar keine andre Erklärung zu als: keine Pflicht ist unabwieslicher als die Dankbarkeit. Dagegen ist die Verbindung mit Abiectiven selten, wie Livius, VI, 14, 11: nec jam possidendis publicis agris contentos esse.

Wel aber fehlt auch hier die Verbindung mit einer Anzahl von Präpositionen nicht. Selten ist *super*, wie bei Horat. carm. sec. 19: patrumque prosperos decreta super jugandis fominis, Tacit. Ann. XV, 24: super obtinenda Armenia; pro bei Lin. XXIII, 28, 11: pro ope ferenda sociis, Cic. Off. III, 5, 25: pro omnibus gentibus, si fieri possit, conservandis aut juvenandis maximos labores suscipere, Plaut. Aulul. III, 3, 8: pro vapulando herelo ego aba te mercedem petam; cum Quint. I, 4, 3: nam et scribendi ratio conjuncta cum loquendo est, XI, 3, 42: hi cum augenda intentione excitandi, cum summittenda sunt temperandi; ex Cic. Fin. IV, 5, 12: inest in explicatione naturae insatiabilis quaedam e cognoscendis rebus voluptas, Offic. I, 44, 157: virtus quae constat ex hominibus tuendis; de Cic. Fin. I, 7, 22: nihil de dividendo ne partiendo docet, Tuscul. I, 43, 102; de nihil sentiendo, Caes. bell. gall. VII, 10: cohortatus de supportando commentu; a und ab Cic. Brut. 78, 272: Pisoni nullum tempus unquam vacabat a scribendo ut a cogitando, Tuscul. III, 20, 47: nec distinguit a non dolendo voluptatem; endlich in Cic. de orat. II, 59, 238: adhibenda est in iocando moderatio, Catil. III, 3, 6: in litteris dandis praeter consuetudinem proxima nocte vigilat. Sehr oft steht diese Präposition, wenn die Umstände angebracht werden sollen, wo man nach einer Modification des Gedankens auch den instrumentalen oder causalen Ablativ hätte anwenden können<sup>34)</sup>. Aber verschiden ist Cic. Off. I, 9, 28: in inferenda ne: cui vocat injuria über pro Ligur: 2: in Q. Ligario conservando multis tu quidem gratum facies necessarii tuis von dem einflussenden inferenda injuria über conservando Ligario. Mit Recht ist die Präposition hergestellt Cic. orat. 22, 74: cum in immolanda Iphigenia tristis Calchas esset, mit Unrecht pro Planc. 34, 84: qui causis ponderandis omnes fere repudiatis, oder in Catil. III, §. 25: invidia conservanda. Selbst sehrbare Zeitbestimmungen werden dann mit der Präposition ausgedrückt, wie Cic. de orat. III, 31, 123: neque omnem terram in his discedis rebus notatem, bei der Erkennung dieser Gegenstände, und oft bei Livius (vergl. Fabricius XXII, 25, 4).

Schon die zahlreichen Beispiele, welche angeführt

sind, zeigen, daß bei einem transitiven, mit einem Accusativo verbundenen Verbum statt des Gerundiums und des davon abhängigen Casus das regierte Wort in den Kasus des Gerundiums gesetzt und dies in das Gerundium verwandelt werden kann. Für diesen prädicativen Gebrauch hat sich dann eine Adjectivform ausgebildet, die in die Bedeutung des Sollens und Müßens übergegangen ist. Inzwischen hat sich erst allmählich ein fester Gebrauch gebildet, wie denn z. B. Cicero und Cäsar lieber das Gerundium gebrauchen, andere, wo das Object ein Adjectiv oder Pronomen im Nominativ ist, lieber das Gerundium beibehalten. So ist es beim Genetiv beibehalten, Curt. IV, 15, 23: sacrum repetendi auctores erant und VI, 36, 31: dicendi primas causas (nur schlechte Bücher geben dicenda causas) debere fieri potestatem eo affirmans, Caes. bell. gall. V, 38: ulciscendi Romanos occasionem dimittant, Liv. II, 43, 3: potes detractandi militiam, IV, 1, 2: ut populo potestas esset consulis faciendi, Quint. IV, pr. 3: mores excolendi modus aut studia, Aeneid. VI, 1: creandi reges arbitrium permiscant. Andere Stellen sind jetzt verbessert, wie Cic. Sen. 12, 28: venisse tempus his ulciscendi sui statt se. Im Dativ Lin. XXI, 54, 1: equites quoque tegendo satis lutebrosam locum circumvectas, wo Weissenborn andere Beispiele dieser seltenen Construction anführt<sup>35)</sup>. Im Gerundio hat man Caes. bell. gall. III, 14: statuit expectandum classem trotz des Einpruchs von Drakenborn (in Sil. Ital. XV, 105): längst verbessert und noch mehr ist dies auf Velleius' der besten Handschriften bei vielen Gerundia mit der Präposition ad geschrieben. Für Cicero und andere hat Madvig (Opuscul. I, p. 382) die Stellen gesammelt. So steht in Catil. III, 8, 20 nicht mehr ad placandum deos statt placandos oder IV, §. 4: ad placandum calamitatem statt lamentandum, ebenso wenig Ep. ad Fam. V, 17, 5: neque ad consolandum neque ad levandum fortunam tuam für consolandum und levandum, V, 19: ad coeundum societatem für coeundam, ad Attic. VIII, 16: ad vastandum Italiam statt vastandam und nur Epist. ad Fam. IX, 16, 2 gibt Dröhl auch in der zweiten Ausgabe: ad istorum benevolentiam conciliandum et colligendum, de legg. II, 13, 30 setzt ad interpretanda praedicta und nur Fehlbügel hat im Texte interpretandum beibehalten, im Commentare aber richtig verworfen; desgleichen part. orat. 26, 97: ad ulciscendum injurias, Brut. 16, 62 hat nur Albius: ad illustrandum rempublicam geschrieben. Es steht de Rep. VI, 13: ad tutandum rempublicam ganz ungeschicklich; desgleichen de divin. I, 32, 71: ad confirmandum divinationem. Bei Cäsar geben bell. civ. I, 34 die besten Handschriften nicht: ad occupandum Massiliam, sondern occupandum und bell. gall. I, 38: ad occupandum Vesontionem konnte nur von solchen angeführt werden, die das Geschick dieses Städtenamens nicht rußten. Anders gestaltet sich die Sache

34) Vergl. Hand; Turs. III, p. 236. Heusinger, Cic. Off. I, 9, 28. Gerhardt, Lael. 8, 36. Zumpt. Verria. p. 690. Weissenborn p. 131. Albius in Cic. Lael. p. 132.

25) Vergl. auch Weissenborn, de gerundio p. 113.

bei Livius<sup>96)</sup>), wo Drafenbörch viele Beispiele des Gerundius beibehalten hat, die jetzt verbessert sind, wie VII, 5, 9: ad conciliandum gratiam, XXVI, 43: ad urbem unam oppugnandum; XXX, 37, 7: ad dissuadendum pacem; XXXVIII, 3, 7: ad tentandum ultimum spem und so fürste auch nicht XI, 49, 1: ad depopulandum Celtiberiam; eher noch XXVI, 44: ad incendendum militum animos sitzen bleiben. *Vellejus*, II, 59, 4: ad erudiendum liberalibus disciplinis singularis indolem juvenis, schon seit Ruhesten für erudiendum; *Seneca* (de benef. I, 1, 3) jetzt: ad liberandum fidem stat liberandum, *Sueton* (Claud. 26) nicht mehr: ad ducendum eam uxorem, *Plinius* N. H. VII, 41, 131: mortalitas ad circumscribendum se ipsam ingeniosa, VIII, 61, 145: ad spectandum animalis fidem, *Frontin* (Strateg. IV, 5, 21): cohortati ad patiendam fortiter mortem, III, 6, 7: ad liberandum eorum reipublicam; *Aquila Romanus*, §. 4: ad improbitatem eorum demonstrandam, *Appulsius* (Metam. X. p. 708): ad explorandam mansuetudinem; *Florus*, I, 2: ad examinandum (statt examinandum) homines, so daß auch *Apolog.* p. 420: ad similitudinem referendum, was der neueste Herausgeber beibehalten hat, zweifelhaft sein muß; *Florus* I, 9 (jetzt I, 9) ad augendum populi liberi majestatem statt augendum, *Regorius* (Paneg. 15, 4): ad remunerandam industriam, 20, 3: ad liberandam Italiam, bei *Monit.* I, 10 längst: ad tanta canendam statt canendum. So bleiben denn nur wenige Reliquien dieses viel besprochenen<sup>97)</sup> Gerundus, wie *Justin* XXII, 8, 15: ad persequendum belli reliquias duces in Siciliam miserunt; *Septimius*, bell. Troi. II, 18: ad conciliandum hostium animos, V, 13: ob coarctandum auri atque argenti materiam, *Celsus*, V, 26, 36: ad inducendum cicatricem, *Aurel. Victor*. vir. illustr. 10: ad recipiendum in urbem Tarquinios und in den Panegyriken (T. I. p. 115): ad petendum pacem, abgeben von den Rheten alterthümlicher Sprache bei *Barro* (L. L. IX, 42): ad discernendum vocis verbi figuras und R. R. I, 17: ad insciendum voluptatem. — Der Ablativ des Gerundiums ist sicher, wie *Cicero*, *Ligar.* §. 38: salutem hominibus dando und auch mit der Präposition, wo es auf eine bestimmte Form ankommt, wie *Tusc.* III, 9, 20: quod verbum ductum est a nimis intaendo fortunam altius ober *Legg.* I, 6: a suum cuique tribuendo und in dem sprödwörtlichen *Off.* I, 5, 14: in hominum societate tuenda tribuendoque suum cuique. In der *Sestiana* wird jetzt §. 2: in commemorando beneficio stat beneficia gescriben, bei *Cellius* (XVIII, 15) in efficiendo versa und so oft. *Livius* hat auch

hier das Gerundium beibehalten XXX, 13: 9: in alloquendo victorem, XXXVI, 3, 4: in comparando classem, desgleichen *Barro* (R. R. III, 9, 12): in supponendo ova.

In diesen Gebrauch der obliquen Casus mögen sich zwei andere Eigenthümlichkeiten der Sprache anschließen, welche die Hinnerrung der Gerundialformen zu dem Substantivum befähigen. Der eine ist, daß dieselben im Falle der Noth mit wirklichen Substantiven verbunden werden<sup>98)</sup>. So in Parastipelnern, wo Kürze nöthig ist, bei *Cic.* de orat. I, 25, 113: motus ad exegitandum acuti, ad explicandum uberes, ad memoriā firmi, I, 60, 257: non mediocri contentione est vel ad memoriā vel ad imitandum, oder *Plan.* 36, 87: sed erat non jure, non legibus, non disceptando decertandum, de divinat. II, 39, 83: non necesse est fateri partem horum errora susceptam esse, partim superstitione, multa fallendo, daß ein großer Theil dem Betrage seine Geltung verliert, bei *Liv.* VI, 13: sagae sequende non ante noctem fuisset, *Cic.* Lael. §. 64: blanditiis et assentando, §. 74: venandi aut pilae; *Cic.* Verr. Act. I, 18, 54: comitorum, ludorum censendique causa.

Damit hängt die Verwendung der Gerundien zu Appositionen zusammen, wo das Gerundium das Appositum wird, auch mit Weglassung der Präposition<sup>99)</sup>. *Liv.* I, 56, 2: ad alia — traducebatur opera, foros in circo faciendos cloacinae maximam sub terram agendam, VI, 11, 3: erat aeris alieni magna vis re damnosissima etiam divitiis, aedificando, contracta. XXI, 4, 3: nunquam ingenium idem ad res diversissimas, parendum atque imperandum habilis fuit. XXXII, 37, init.: moverunt eo maxime senatum, demonstrando maris terrarumque situm. Auch *Cicero* blieb diesem Gebrauche sogar in auffallender Weise nicht fremd: *Fin.* I, 10, 36: in quo enim maxime consuevit jactare se nostra oratio, tua praesertim, claris et fortibus viris commemorandis eorumque factis laudandis, id totum evitavit eo delecta rerum quam modo dixi. Umgekehrt stehen Substantiva als Apposition bei den Gerundien, wie bei *Sallust.* Catil. 4, 1: neque vero agrum colendo aut venando, scervilibus officiis, intentum acatatem agero.

Schließlich ist auch der Fälle zu gedenken, wo bei den mit esse und einem Substantivum gebildeten Redensarten, die auch wol mit dem Genetiv des Gerundiums vorkommen, der Infinitiv steht. Es ist dies kein freier Gebrauch des Infinitivs, sondern der Infinitiv ist dann Subject, esse die logische Copula und jenes Nomen das Prädicat. Dahin gehört besonders tempus est, wenn der Sinn ist: es ist gelegen, passende Zeit. Also *Cic.* de orat. II, 42, 181: tempus esset jam de ordine argumentorum aliquid dicere, *Liv.* XXI,

96) Bzgl. *Drakenb.* Liv. XI, 41, 1. *Fabii*, emendat. Liv. p. 3 ju. XXI, 54, 1. 97) *Voss* de constructione c. 53. *Daker* in *Flor.* I, 9, 4. *Corr.* Sallust. Jug. 23, 5. *Müller*. *Hygin*. p. 78. *Arctia* in *Aurel. Victor*. p. 95, 451 und *Orde*. *Frontin*. III, 6, 7. in *Cac.* *Bell. Gall.* III, 14, in *Appul.* *Metam.* p. 708, in *Suet.* *Claud.* 36. *Arctia* in *Panegy.* T. I. p. 115. *Weissenborn* p. 113.

98) Croffert zu *Cicero's* *Ligar.* S. 385. *Rügelebach*, *Beitr.* S. 102. *Weissenborn* p. 150. *Maer* in *Cic.* *Paradoxa* p. 86. 99) *Rügelebach*, *Beitr.* S. 102. *Fabii* zu *Liv.* XXI, 4, 3. *Weissenborn* zu *Liv.* I, 56, 2.

54, 2: nunc corpora curare tempus est, VI, 18, 12: tempus est etiam majora conari. Hat in diesem Falle der abhängige Satz sein eigenes Subject, so steht der Accusativ mit dem Infinitiv, wie bei *Liv. XXI, 43, 9*: tempus est jam opulenta vos ac ditia stipendia facere; *Cic. Tusc. I, 41, 99*: sed tempus est jam hinc abire me. Dagegen wird der Genetiv des Gerundiums stehen müssen, wo die Bedeutung von otium est, vacant, „es ist Zeit zum“ in dem Ausdruck liegt. Livius gebraucht aber diese Construction auch, wo sich die erstere Bedeutung findet<sup>30)</sup>. Grade so verhält es sich mit ähnlichen Substantiven, wie *consilium* *Sallust. Cat. I, 1*: non fuit consilium socordia bonum otium contere und öfter (vergl. *Gabri zum bell. Jug. S. 8* und zu *Liv. XXI, 63, 2*; *Nepos, Lysand. 3, 1*: inuit consilia reges Lacedaemoniorum tollere; *Caes. bell. gall. VII, 26*: consilium cepere ut urbe profugere etc. c. 71); *copia* (*Sall. Cat. I, 6*; quibus in otio vel magnifice vel molliore vivere copia est); *mos* (*Sall. Cat. I, 4*; quibus omnia vendere mos erat); *cupido* (*Urb. IV, 33, 3*: capido inaccesserat non interiora modo Aegypti, sed etiam Aethiopia inivisere; *Justin. XII, 1* extr.: captus cupidine Herculis acta superare); *libido* (*Sall. Jug. 3, 4*: nisi forte quem libido tenet potentia paucorum decus atque libertatem suam grabatari); *vis* (*Orat. Her. I, 109*: nec mihi sunt vires inimicos pellere tectis); *occasio* (*Plant. Capt. II, 3, 63*); *ratio* (*Cic. Caecina 5, 15*: nullam esse rationem amittere, es gebe keine Veranlassung, vergl. *Acad. II, 23, 74*. *Verr. Act. I, 9, 24*); *labor* (*Plin. N. H. XXVI, 72, 118*: lethargicos excitare labor est); *ars* (*Cic. Ep. ad Att. VII, 25*: erat ars difficultis recte rempublicam regere); *negotium* (*Tacit. dial. 3*)<sup>31)</sup>.

Die vielbesprochene Streiffrage, ob das Gerundium activ oder passiv Natur sei, hat für jetzt keine Bedeutung mehr, da sich schwerlich noch Jemand findet, der an der durchaus activen Bedeutung zweifelt<sup>32)</sup>. Die Substantiva Verbalia auf io, welche von dem Participium Perfecti Passivi gebildet sind, haben dieselbe Bedeutung sich erhalten. Wenn man trotz dem noch immer eine Anzahl von Stellen aufführt, aus denen die passive Bedeutung des Gerundiums klar erhellen soll, so hat dies Beginnen nur in der irrigen Erklärung derselben seinen Grund. Nimmt man z. B. *Cic. in Verr. Act. I, 18, 54*: haec frequentia solius Italiae, quae convenit uno tempore undique comitiorum, ludo-

rum censendique causa, so muß man nicht übersehen „um geschätzt zu werden“, sondern der Schätzung wegen, wozu die Schätzenden ebenso sehr als die Geschätzten nothwendig sind. Dasselbe gilt von *Cic. pro Flacco 13* und *Vell. Pat. II, 15*: ad censendum. Eder *Cic. de orat. III, 29, 111*: omnis res eandem habet naturam ambigendi, d. h. daß man über sie zweifelhaft sein kann; *Tusc. I, 23, 53*: hic fons, hoc principium est movendi „der Bewegung“; *Sall. Jug. 62, 8*: cum ipse ad imperandum Titidium vocaretur, d. h. zum Befehlen, damit man ihm befehle, was natürlich für uns im Zeitlichen durch Vertauschung der genera verbi passiver Bedeutung fähig wird. Cicero sagt ganz ähnlich *Epist. ad Fam. IX, 25*: nunc ad es ad imperandum vel ad parendum potius; sic enim antiqui loquebantur. Ede derselbe schreibt *Fin. III, 10, 34*: hoc autem ipsum bonum non accessione neque crescendo aut cum ceteris rebus comparando (darnach, daß man es mit andern Gegenständen vergleicht) sed propria vi sua sentimus et appellamus bonum, genügt die Aufzählung mit man; an andern Stellen, welche sich dieser Auflösung nicht fügen, ist das transitive Verbum intransitiv zu fassen, z. B. *Cic. ad Attic. XIV, 17, 5*: tantum accessit ad amorem. ut mirarer locum fuisse augendi in eo, da auget in dem Sinne von crescit stehen kann<sup>33)</sup>.

Aus diesem Gerundium ist das Gerundivum hervorgegangen, welches in Verbindung mit esso prädicative Bedeutung erhält und ein eigentliches Verbalobjectivum auf — adus, a, um wird. Der Begriff der Nothwendigkeit liegt in demselben: es bezeichnet etwas, was geschehen soll, aber nicht als befehlen, d. h. durch den Willen des Redenden gefordert, sondern als objectiv durch Verpflichtung oder durch die Lage der Umstände nothwendig. Ist das Subject, an welchem sich der Verbalzustand auftritt, genannt, so richtet sich das Gerundivum in seiner grammatischen Form nach demselben, wie jedes Objectiv; ist es aber nicht genannt, so steht das Gerundivum im Neutrum, was besonders bei intensiven Verben der Fall ist. Die treffliche Uebersetzung erfordert eine besondere Aufmerksamkeit, denn der allgemeine Begriff der Nothwendigkeit und der Verpflichtung läßt mehr Modificationen zu<sup>34)</sup>, also hoc considerandum est, es verdient eine Betrachtung, ist der Betrachtung werth; res visendae, Erhebendwürdigkeiten; nunc vigilandum est, jetzt gilt es zu wachen, si libertas conservanda est, wenn es gilt, die Freiheit zu wahren; ea quae diligentissime providenda sunt, was auf eine ganz besondere Verdict Anspruch macht, dieselbe erfordert, nöthig macht; demonstrandum mihi est, es ist meine Aufgabe, zu zeigen. Die Person, durch welche der Zustand erzeugt wird, steht der Regel nach im Dativ, wenn dieselbe mit angegeben ist. Einzelne Beispiele werden genügen, diese häufige Construction zu erklären. *Horat. Carm. I, 37, 1*: nunc est biben-

30) Vergl. *Gabri zu Liv. XXI, 43, 9*. *Drakenborch. in Liv. III, 4, 9*. 31) Vergl. *Voss. de constr. c. 51*. *Vechnr, Helmsol. p. 205*. *Krit. Sall. Cat. p. 139*. *Reiffig, Verlesungen S. 773*. 32) Die große Zahl derrer, welche von der passiven Bedeutung nicht überzeugt sind, habe ich einst zu *Voss. de ori. grammat. V, 9, p. 782* aufgeführt; ich füge hinzu *Gronov. in Cic. Epist. Att. VII, 20*; *Bormann. in Vellet. III, 60*; *Jacq. in Comm. graecorum vet. Constant. c. 12*. *Moser in Cic. Tusc. p. 179, 237*, in *Parad. p. 13*; *Haas zu Reiffig's Verles. S. 767*; *Drum. zu Repet. Titius p. 9*.

33) *Hägelbach, Schütz S. 101*. *Gabri zu Sallust, Jugurtha S. 296*. 34) *Creyffert zu Cicero's Ethica S. 175*.

dum, nunc pede libero pulsanda tellus; de senect. 20, 74: moriendum certe est et id incertum an eo ipso die; de orat. 1, 26, 119: oratori diligenter providendum est, non ut illis satisfaciatur quibus necesse est, sed ut iis admirabilis esse videatur, quibus libere liceat iudicare; de orat. II, 40, 167: pietati summa tribuenda laus est; I, 23, 106: gerendus est tibi mos adolescentibus; oder als Accusatus mit dem Infinitiv bei *caeso* q. B. Cic. Catil. IV, 4, 7: qui censet eos morte esse multandos; *intellego* ibid. §. 8: intellegebant non esse mortem ipsam pertinenscendum; *arbitror* Verr. II, 11, 28: ita vivamus, ut rationem reddendum nobis arbitremur; *statuo* Beispiele bei *Schneider* in *Caes. bell. gall.* III, 14, 1; *ratum* *Liv.* XXI, 34, 4 und so weiter bei allen Verbis, die überhaupt eine solche Structur verlangen und zulassen. Nach einer Negation und besonders nach der einschränkenden Partikel *vix* entsteht die Bedeutung der Möglichkeit<sup>35)</sup>, das, was sich thun läßt, z. B. Cic. Off. III, 3, 11: dubitandum non est quin nunquam possit utilitas cum honestate contendere; *Caes. bell. gall.* V, 28: vix erat credendum; Cic. *Tusc.* I, 1: illa quae natura assecuti sunt Romani, neque cum Graecis neque ulla cum gente sunt conferenda. Aber auch sonst findet sich *intellegendum* est und Ähnliches. Vergl. *Weissenborn* p. 136.

Hier ist einer Eigenthümlichkeit der älteren Schriftsteller zu gedenken, welche den unpersönlichen Ausdruck von transitiven Verben bilden und dann das Gerundium mit einem Objectaccusativ verbinden<sup>36)</sup>. So z. B. *Plautus* *Trinumm.* IV, 2, 27: mihi adveniendi hac nocte agitantur vigilias; *Lutetia* I, 112: aeternas poenas quoniam in morte timendum est; II, 492: addendum partis alias erit; III, 625: quinque eam faciendum est sensibus auctum; IV, 777: multaque vobis clarandum est; *Varro* seltener in der Schrift de lingua latina, als in den Büchern de re rustica I, 6, 1: primum videndum haec quatuor; c. 11: villam aedificandum potissimum; c. 12: dandum operam; c. 17, 51: praefectos alacrioris faciendum praenomis und unmaßliche andere Stellen in dem *Gerundium* Anderer unter Gerundium; *Terentius* *Phorm.* II, 1, 19: habendum compedes, *Terentius* *Phorm.* V, 4, 26: habendum überleitet, ohne Bedenken von der Richtigkeit zu überzeugen. Von *Cicero* gehören hierzu zwei Stellen, die eine de senect. 2, 6: viam, quam vobis quoque ingrediendum est und pro Scauro §. 13: obliviscendum vobis putatis scelera; andere, wie de off. I, 31, 112: tyranni vultum aspicendum fuit, sind bereits erwähnt. Gallus und Cäsar haben sich diese Eigenthümlichkeit nicht gestattet; bei *Livius* sind viel Stellen, welche sonst wol angeführt wurden, bereits verdrängt, wie II, 2, 5. IV, 13, 4; 35; §. VI; 35, 2. XXII,

16, 5. XLII, 43, 1. Von Dichtern werden angeführt *Bergil* *Aen.* XI, 230: aut pacem Trojano ab rege petendum und später *Silius* XV, 103: nec bona consulendum. In der silbernen Latinität ist *Quintilian* zu nennen (vergl. *Bonnet*, *Lexicon* *Quintil.* p. LXVII), *Plinius* der Jüngere ist zweifelhaft, denn die drei angeführten Stellen hat der neueste Herausgeber geändert: *epist.* X, 62 (54): distribuendum inter decuriones pecuniam in distribuendum; *ep.* 114: sequendum (ft. sequendum) cuiusque civitatis legem puto und *ep.* 117: concedenda esse invitationes statt concedendum iussi invitationes. Aus *Terentius* läßt sich kein Beispiel beibringen; dagegen aus *Columella* VII, 5: ulcera medicamentis curandum und aus *Terentianus* de pallio c. 3: multa dicendum fuit und c. 4: Phrysonem et Sardianopolum taendum est. Den Gebrauch der Juristen endlich hat *Brissotius* (*Opusc. min.* p. 404) an mehreren Beispielen nachgewiesen. Man sieht hieraus, daß es ein Rest alterthümlicher Sprache ist, den die Schriftsteller guter Zeit gemieden haben, den aber die Späteren wieder aufnahmen; ganz dasselbe Verhältniß, das wir bei der Verbindung des Accusativs und der Präposition ad oder ob schon vorher sahen.

Statt des Dativs des Subjects setzen die Latineer die Präposition a, wenn das Zusammentreffen zweier Dativen vermieden und überhaupt größere Deutlichkeit der Rede erstrebt werden muß. *Cicero*, *orat.* part. 29, 103: unicuique rationi opponendum est ab accusatore id; *Manil.* 2, 6: agantur bona multorum civium, quibus est a vobis consulendum, *Planc.* 32, 78: cui senatus pro me gratias agendas putavi, et ego a me referendum gratiam non putem, *Rabir.* 2, 4: magis ab omnibus vobis providendum, *Philipp.* XIV, 4, 11: supplicatio ab eo qui ante dixit decernenda non fuit oder in Stellen wie *Epist.* ad *Fam.* III, 11, 3: de mercenariis testibus a suis civitatibus notandis, XII, 23, 3: de provinciis ab iis qui obtinerent retinendis. Oder man wählte die Präposition mit Rücksicht auf die Gleichförmigkeit des Ausdrucks, wie *Cic.* *Muren.* §. 54: tertius ille locus est — porpurgatus ab iis qui ante me dixerunt, a me, quoniam ita *Murena* vultis, retractandus, oder auch zur nachdrücklichen Hervorhebung des Subjects, wie de *harusp.* resp. 3, 5: eum nunquam a me accusandum esse putavi, *Sest.* 18, 41: *Crassus* a consilium meam causam suscipiendum esse dicebat, ad *Herenn.* I, 3, 5: cum id defendendum, quod ab omnibus defendendum videtur. So frim Unbedenklichkeit zu beschränken war, hat man unbedenklich den Dativ des Subjects und den Dativ der theilhaftigen Person oder des Gegenstandes neben einander stehen lassen, wie z. B. *Cic.* de *orat.* I, 23, 103: gerendus est tibi mos adolescentibus; *Manil.* 22, 63: aliquando isti principes et sibi et ceteris populi Romani auctoritati parendum esse fateantur, *Deiot.* §. 35: cum existimares multis tibi multa esse tribuenda<sup>37)</sup>.

35) *Schneider* in *Caes. bell. gall.* V, 28. 36) Zu den Nachweisungen, die ich ad *Voss*, de art. gr. V, p. 790 gegeben habe, sind jüngst *Drake*, *Drake*, in *Liv.* VI, 33, 2. *Ged.* in *Justin.* XIII, 3. *Interp.* *Plin.* *Epist.* X, 117. *Relig.* *Marquand*, S. 765 und *Weissenborn* p. 133.

37) Vergl. *Kling* zu *Cicero's* *Reden*. I. 24. S. LI und

Die Nügnung zu diesem Gebrauche herrschte so vor, daß selbst von den einen Ablatio regierenden Verben *utor, fruor, fungor, potior* das Gerundivum gebildet wurde. *Cic. Off. I, 15, 48: ea quae utenda acerperis majore mensura jubet reddere Hesiodus; de Finib. I, 1: non paranda solum sapientia, sed fruenda etiam est; Liv. VIII, 2, 5: spes urbis hostium potiusdum* (vergl. *Oudendorp. in Caes. B. G. III, 6*); *de republ. I, 17, 27: muneri fungendi gratia; Plin. N. H. XX, 5, 20: coctas dysentericis vescendas dedere*. Die altchristliche Verbindung solcher Verbe mit einem Accusativ mußte zu dieser Structur veranlassen.

Ja es bildete sich ein rein adjectivischer Gebrauch dieser Form bei Dichtern und späteren Prosaikern aus, z. B. *Horat. Carm. IV, 4, 68: gerotus proelia coniugibus loquenda, Sat. I, 3, 114: dividit ut bona diversis, fugienda potiusdum*.

Es ist nicht nötig, auf die verschiedenen Ansichten der Grammatiker hinzuweisen, die an den betreffenden Stellen ihrer Bücher leicht gefunden werden können und nur noch der monographischen Arbeiten zu gedenken, welche sich auf diesen Gegenstand beziehen. W. v. Humboldt steht auch hier nicht bloß der Zeit nach voran, mit dem Aussage über das Wesen des Infinitivs und des Gerundivums in Schlegel's Indischer Bibliothek. 2. Bd. I. Hft S. 71—119. Darauf folgte im J. 1816 W. Bachsmuth in einem Aufsatze von dem Gerundio, Supino und den damit verbundenen Participien in dem Athenäum I. Bd. S. 39—73; 1825 A. G. Wenhard in der particula V. der commentationes grammaticae, welche de gerundio et supino verborum latinorum handelt, die mit einigen Zusätzen in den Opuscula p. 122. 133 wieder abgedruckt ist. I. v. Meuser's Versuch, dem Gerundio seiner Form gemäß eine passive Bedeutung zu vindiciren, steht in der Allgemeinen Schulzeitung 2. Abthl. 1813. Nr. 147. 148, womit die Berliner Jahrb. für wissenschaftl. Kritik. 1834. Nr. 24 zu vergleichen sind. Ein Zusammenstellung und Beurtheilung gab Haase zu Keisig's Vorlesungen S. 765. Nachdem Wadwig in den Bemerkungen über verschiedene Punkte des Systems der lateinischen Sprachlehre S. 28 seine Ansicht entwickelt, ging Wilhelm Weissenborn an eine gründliche und umfassende Sammlung und Beurtheilung des reichen Materials und entwickelte geschichtlich, was von den Grammatikern alter und neuer Zeit über diesen Gegenstand aufgestellt ist in der commentatio de gerundio et gerundivo latinae linguae. (Lenaeci 1844.) Man konnte damit die Sache für abgethan halten, wenn nicht eine genauere Durchforschung der Texte hier und da zu anderen Resultaten führte.

(F. A. Hekstein.)

GERUNG. 1) Gerung, Bischof zu Meissen, trat in den Benedictinerorden ein und erscheint zum ersten Male als Abt des Benedictinerklosters zu Bosau in einer

in Jahn's Jahrb. 40. Bd. S. 133. Denke ad Mamil. p. 153. Schneider in Jahn's Jahrb. 44. Bd. S. 442. Jordan ad vort. pro Carolina p. 165. Wiesbaden p. 122.

Urkunde des Jahres 1140; vergl. *Schultes. Directorium dipl. 2. Bd. S. 15*. Aus mehreren Urkunden jener Zeit ersieht man, daß er für den Reichthum seines Klosters eifrig bemüht war, und daß dasselbe ihm mancher Gewerben zu verdanken hatte. Dafür zeugen Urkunden aus den Jahren 1145, 1146, 1151 und 1153, deren Inhalt bei *Schultes a. a. D. 2. Bd. S. 60, 63, 88* fg. u. 99 dargelegt wird. Einflußreicher wurde seine Stellung, nachdem er 1154 zum Bischofe von Meissen erhoben worden war. Während er noch in einer Urkunde vom 6. Jan. 1153 als Abt zu Bosau genannt wird, erscheint er schon in einer andern Urkunde vom 8. März 1154 (bei *Schultes II, 103*) als Bischof zu Meissen. Wie es scheint, legte er kurz nach seiner Erhebung den ersten Grund zur Bibliothek des Hochstiftes zu St. Johannes in Meissen; diese Thatsache wird in einer Handschrift des Stiftsarchivs zu Meissen durch die Worte sichergestellt: „Gerungus, abbas Bosanus, bibliothecam episcopalem instituit.“ und man kann Fabricius wol Glauben schenken, der diese Stiftung in das Jahr 1154 setzt, wo die frühere Stellung Gerung's noch in lebendigem Andenken war. Ein nicht gering anzuschlagendes Verdienst erwarb sich Gerung ferner dadurch, daß er das teufliche Veröberungselement im Lande kräftigte, indem er flandrischen Vertriebenen „Coronam villam“ (das heutige Dorf Kübren bei Burgau) einräumte. Vergl. die Urkunde vom 22. Nov. 1154 bei *Schötzgen, Leben Conrad's S. 322*. Eifrig auf den Nutzen der Kirche bedacht, scheint er den Markgrafen Konrad von Meissen mit veranlaßt zu haben, das Kloster auf dem Petersberge bei Halle zu gründen und reich auszustatten. Auch in Reich's und allgemeinen Landesangelegenheiten war er thätig und nicht ohne Einfluß: in ersterer Beziehung theilte er sich 1160 an einer Fürstenerammlung zu Gersfurt, welche den Beschluß faßte, dem Kaiser gegen die Wälder Hilfe zu leisten. Das Letztere läßt sich deutlich erkennen aus den Berichten, daß *Wladislaw II.* von Böhmen, nachdem er 1157 in Meissen eingedrungen sei und das Land verwüßt habe, gerade dem Bischofe Gerung Erfolg geleiht habe für den zugesagten Schaden (1160). Die erfolgte Ausgleichung und die Abtretung des Derses Prezes bei Baugen bestätigte Kaiser Friedrich I. durch eine Urkunde vom 27. Febr. 1165 (bei *Calles, Series episc. Misn. p. 133—135*). Er war ferner thätig bei der Weidung einer Kirche bei Ratze, einer andern bei Broda, durch Erbauung des Schlosses Rügeln u. s. w. Erwähnt wird er in Urkunden der Jahre 1154, 1160, 1161, 1163, 1165, 1166, 1168, 1170 und 1172 (vergl. *Schultes 2. Bd.*). Noch lebend als Bischof zu Meissen finden wir ihn zuerst in einer Urkunde vom 21. Juni 1170 (bei *Schultes II, 269*). Nach dem Necrologium Kemnizensen starb er am 20. Nov. 1170 im Krankenhause des Klosters auf dem Petersberge. Vergl. über ihn *Calles, Series episc. Misn. p. 127—137*.

2) Gerung, Anfangs Mönch im Kloster zu Hirschau in Wittenberg, ward der erste Abt des im J. 1106 gegründeten Benedictinerklosters Paulinzelle in Thüringen.

Bergl. Nic. de Siegen, Chron. eccles. p. 271 (ed. Wegele). Derselbe Chronik erzählt von ihm (p. 297 seq.), daß er aus Schwaben gebürtig gewesen sei und sich schon zu Hirschau als „cantor et scriptor“ ausgezeichnet habe. Auch in seiner späteren Stellung als Abt zu Paulinzelle fuhr er fort zu schreiben („in libris conciliendis omni tempore vite sue studiosissimus, quippe scriptor ipse optimus“). Er ging zweimal nach Clugny, wo im Benedictinerkloster die alte strenge Regel dieses Ordens am strengsten durchgeführt wurde. Er wird in mehreren Urkunden genannt, z. B. in einer Urkunde Kaiser Heinrichs V. vom 26. Aug. 1114 u. a. Er starb im J. 1120. Bergl. über ihn Gresse, Gesch. des Klosters Paulinzelle S. 7, wo, wie es scheint, fälschlich gesagt wird, er werde noch 1124 als lebend erwähnt. (Dr. H. Brandes.)

Gierunium, f. Geronium.

Gerus, f. Gertus.

GERUSIA, γερυσία, γερυσία. In der Heroenzeit, als im alten Griechenland noch wesentlich patriarchalische Staatsformen bestanden, übten neben dem Könige solche Männer politischen Einfluß aus, welche wegen ihres Alters oder wegen ihrer Tüchtigkeit geschätzt waren. Solche Männer hießen vorzugsweise γερυσία, bei welchem Ausdrucke man weniger an ein höheres Alter, als an eine geschätzte Lebensstellung dachte: das ergibt sich einerseits daraus, daß auch offenbar jüngere Männer (wie Menelaos, Uas u. A.) in der Ilias so bezeichnet werden, und findet andererseits seine Bestätigung darin, daß Polybios das Wort γερυσία durch οἱ ἄνδρες erklärt. Die Könige pflegten mehrere Geronten um sich zu haben, um sich ihres Rathes zu bedienen (vergl. Dionys. Hal. II, 12); auch scheinen sie dieselben an ihre Tafel gezogen zu haben (Hom. II. IV, 259 mit d. Schol.). Ihr Einfluß und ihre Thätigkeit beruhte aber auf Gewohnheitsrecht, und wird in verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten den Umständen angemessen verschieden gewesen sein. Eine eigentliche Behörde bildeten sie damals noch nicht; doch zeigten sich schon in der Ilias Spuren, daß sich eine Körperschaft politischen Charakters aus den γερυσία zu bilden im Begriff war. Zu diesen Spuren ist zu rechnen, daß z. B. II. III, 149 im Ausdrucke ἀπογερυσία eine politische Bedeutung nicht zu verkennen ist, daß ferner einer πολεὺς γερυσίων (II. II, 53) Erwähnung geschieht, daß endlich nach II. XVIII, 503 sqq. die Geronten sich an den Völkerversammlungen betheiligten, darin aber einen besondern Kreis bildeten. Bergl. Littmann, Darstellung der Griech. Staatsverf. S. 79. — Erst dann, als sich aus diesen Geronten im Laufe der Zeit eigentliche Behörden derselben entwickelten, kam der Ausdruck γερυσία, γερυσία, γερύς auf. Obgleich aber die Geronten in der Heroenzeit in Hellas überall eine hervorragende Stellung eingenommen zu haben scheinen, und obgleich sich zunächst aus ihnen eine über dem Volke stehende Behörde in allen hellenischen Staatsgemeinden entwickelte, so erhielt diese doch den angegebenen Namen keineswegs überall. Anders nun γερυσία wörtlich übersetzt der Rath der Alten ist und

die Ehrfurcht für die Einsicht des Alters sich am ersten in aristokratischen Verfassungen findet, so ist es charakteristisch, daß die Behörde dieses Namens sich in der Blüthezeit Griechenlands nur in aristokratischen Staaten daselbst nachweisen läßt. In den demokratischen organisierten Staaten entsprach im Wesentlichen der Gerusia die πολεὺς, eine Behörde, welche Anfangs der ersten sehr ähnlich gewesen sein wird, aber im Laufe der Zeit in Athen und andern Orten von Grund aus abweichende Formen erhielt. Dabei läßt sich aber durchaus nicht sagen, daß die Gerusia allen aristokratischen, die Bule den demokratischen Verfassungen ausschließlich eigenthümlich gewesen sei; denn ungeachtet der mangelhaften Kenntniss, welche wir von den Verfassungen der meisten Hellenenstaaten besitzen, wissen wir doch, daß auch in vielen aristokratischen Staaten nicht eine Gerusia, sondern eine Bule an der Spitze des Staates stand: z. B. in Korinth, Krete, Epheuros, Samos, Gios u. a. Wo dagegen in Demokratien thatsächlich ein Rath geschätzter Greise bestand (z. B. in Athen der Areiopagos), da führte derselbe wenigstens nicht den Namen Gerusia. Wie nahe sich die Gerusia und die Bule in ihren Einfungen gestalten haben mögen, das beweist vor Allem die kritische Verfassung, in welcher (nach Aristot. Pol. II, 7, 3) eine πολεὺς γερυσίων bestand, eine Behörde, von welcher Epheuros bei Strab. X, 481 sagt: οὗτοι δὲ τῶν μεγίστων συμβουλῶν ᾗτις τοῖς γερύσαι καλον- μένοις καθίσταται δ' ἐς τοῦτο τὸ ἀνδρῶν οἰ τῆς τῶν κατῶν ἀρχῆς ἔχουσιν καὶ τ' ἅλλα δοκιμαὶ κατό- μνοι. Höf., Krete. 3. Bd. S. 53 sq. Eine eigentliche Gerusia aber findet man in der Blüthezeit Griechenlands in Lakdämon, Elis und Epheuros. Hinreichende Nachrichten besitzen wir nur über diese Behörde, wie sie in Sparta sich unter dem Namen γερυσία (Xenoph. de republ. Laccd. II) oder γερυσία (Aristoph. Lysistr. 980) gestaltet hat. Die Entstehung derselben wird auf Lykurgos zurückgeführt: vergl. Plat. Lycurg. 5; Plat. epist. VIII, p. 354. Daß diese Nachricht nur bedingten Glauben verdient, hat nicht D. Müller aus Kopfabt (De rerum Lacon. constitutionis Lycurgaeae origine et indole p. 107 sq.) genügend dargelegt. Ohne Zweifel gab es schon vor Lykurgos wie im übrigen Hellas, so auch in Sparta Verammlungen von Geronten, aber erst dieser Gesetzgeber mag die Gerontia als Behörde in bestimmter Form und mit verfassungsmäßig vermehrter Gewalt organisiert haben. So hat man z. B. keinen Grund zu bezweifeln, daß er die Zahl der Geronten auf 30 gesetzt habe, während vorher die Zahl ohne Zweifel eine schwankende gewesen war. Die Behörde bestand aus den beiden Königen und 28 Geronten: Plat. Lyc. 5. An das Zusammentreffen der Zahl der 30 Geronten und der Eintheilung des spartanischen Volkes in 30 Oben hat D. Müller (Dorier. 2. Bd. S. 79) die getreue, freilich nicht zu bemessende Vermuthung geknüpft, daß aus jeder Oben ein Geron gewählt worden sei. Hiergegen fällt der Umstand schwer in das Gewicht, daß es 30 Oben, aber nur 28 gewählte Geronten gab. Nur durch ein Gewerbe von



weiteren Hypothesen ließe sich die Meinung vertheidigen. Das Natürlichste ist, anzunehmen, daß jeder Spuriat, welcher über 60 Jahre alt war, zu diesem Amte gewählt werden konnte (Cic. de senect. 6; Plut. Lyc. 26). Dasselbe galt als die höchste Ehre, und allen Bürgern stand es frei, durch einen tadellosen Lebenswandel sich die Befähigung dazu zu erwerben. Aristot. Polit. II, 6, 15 nennt es daher mit Recht ἀρετῆς ἰσχυρὸν, und sagt weiter unten hinzu: — οὐδὲν αὐτῶν τῶν ἀρετῶν, ἢν ποιοῦνται τῶν γερωνῶν, — τὸ πᾶν αὐτῶν τῶν ἀρετῶν αἰώνιον τῆς ἀρετῆς, οὐκ ὁρῶντες ἔχειν, was beweist, daß eine formliche Verewerung um das Amt stattfand. Wie Aristoteles (a. a. D.) den zu Wählenden ἀνδραγαθία beilegt, so sagt Plut. Lyc. 26, daß der ἀρετῆς oder ἰσχυροῦς καὶ σώφρονος ἀνὴρος καὶ σωφρονιστικός κριτής gewählt ward. Wie jeder Spuriat Wählbarkeit erwerben konnte, so war auch die Wahlberechtigung eine allgemeine, indem die Wahl durch das Volk geschah: Aristot. u. Plut. a. a. D. Die Uebertragung des Amtes geschah auf Lebenszeit: vergl. Aristot. Pol. II, 6, 17. Plut. Lyc. 26 u. Agesil. 4. Polych. VI, 45. Die Gerontia war gestiftet worden, um das Ueberwiegen von einer der beiden übrigen Staatsgewalten, der Könige und der Volksversammlung, in soweit zu verhüten, daß eine nachtheilige Einflußausübung der einen oder der andern vermieden würde. Indem die Macht der Könige durch sie beschränkt ward, und die Volksversammlung nicht ohne Zuthun dieser Behörde zu Beschlüssen gelangen konnte, lag in den Händen der letztern thatsächlich die höchste Staatsgewalt: Demosth. adv. Lept. p. 489. Isokr. Panath. §. 154. Plut. Lyc. 26. Aristot. Pol. II, 6, 17. Dionys. Halic. II, 14. — Die Könige als Mitglieder der Gerontia hatten wenige nachweisbare Vorrechte vor den 28 übrigen Geronten: bei ihnen war offenbar das Alter von 60 Jahren und die Erwählung nicht erforderlich; sie hatten ohne Zweifel den Vorschlag bei den Zusammenkünften, und ihre Stimme ward berücksichtigt, wenn sie auch nicht persönlich anwesend waren. Herodot. I, 57. Aber zu irren scheint Herodotos an dieser Stelle darin, daß jedem Könige zwei ψήφοι beigelegt werden. Damals herrschte diese Ansicht, sobald Xerxes (I, 20) sich veranlaßt sah, diese gewiß weit verbreitete Voraussetzung ausdrücklich als einen irrthümlichen zu bezeichnen. Wenn nun der Scholiast zu Xerxes (I, 20) meint, daß die Könige nicht je zwei ψήφοι abgegeben hätten, aber die ψήφος jedes Königs für zwei gerechnet worden wäre, so wird dadurch der Widerspruch nicht gelöst, daß bei Herodotos ausdrücklich gesagt ist, daß, wenn ein König die Gerontia nicht besuchte, der ihm zunächst verwandte Geron für denselben zwei ψήφοι und für sich eine dritte abgegeben habe, während Xerxes gerade die zwei ψήφοι des Königs in Uebrede stellt. Dies ist offenbar ein Fall, in welchem ein Vermittelungsversuch, wie ihn der Scholiast vorschlägt, als unstatthaft zurückgewiesen werden muß. Xerxes berichtigt einen Irrthum seines Vorgängers, und ihm ist ohne Zweifel Glauben zu schenken. Der

Gerontia wurden die wichtigsten Staatsangelegenheiten zu entscheidender Berathung vorgelegt, und die Beschlüsse, welche sie faßte, waren keiner weiteren Besprechung in der Volksversammlung unterworfen, sondern das Volk entschied sich durch Gesandte für die einfache Annahme oder Verwerfung des von der Gerontia beantragten Beschlusses. Thuc. I, 87. Plut. Agis 8. 11 und Lyc. 6. Aus dem Umstande, daß die einzelnen Geronten für die Beschlüsse der Behörde nicht rechnungspflichtig waren (Arist. Polit. II, 6, 18 u. 7, 6), läßt sich mit Wahrscheinlichkeit auf geheime Abstimmung derselben schließen, jedoch im gewöhnlichen Falle wohl nicht bekannt wurde, wer für oder gegen einen Beschluß gestimmt hatte. Indem die Gerontia in die wichtigsten Staatsangelegenheiten entscheidend eingriff, erscheint sie als Regierungsbehörde; zugleich aber war sie die höchste richterliche Behörde, welche in Rechtsfällen zu entscheiden hatte, in welchen Tod und Leben von Bürgern in Frage kam. Xenoph. de republ. Lac. 10. Arist. Pol. III, 1, 7. Plut. Lyc. 26. D. Müller glaubte aus Aeschin. in Tim. §. 189 und Gell. XVII, 3 („quos tanquam arbitros et magistratos disciplinae publicae verebantur“) schließen zu dürfen, daß die Geronten eine Art von Sittenpolizei ausgeübt hätten; allein die erstere Stelle bezieht sich auf eine Zeit, wo die Stellung der Gerontia offenbar schon eine andere geworden war, da ja hier formliche Verathungen in der Volksversammlung und ein nur vorwärtendes Auftreten eines Geronten in derselben bezeugt werden. Schon Kopsch weist treffend auf die Veränderung in der Stellung und dem Einflusse der Gerontia hin, die er daraus zurückführt, daß die Elysurgischen Einrichtungen Ansetzungen erfahren mußten, sobald neben den anfänglich allein bestehenden Vollbürgern (ἐπίστοι) ein minder berechtigtes Bürgerthum der Hypomeionen und Neodamodeis sich geltend machte. Das Wachsen dieser neuen politisch berechtigten Bevölkerungselemente erschütterte und zersprengte die alte Verfassung und rief neue Formen in das Dasein. Wie dann die Untergewalt der Könige durch die Epchoren eine Schwächung erlitt, so war es sicher auch mit der der Gerontia der Fall. Abgesehen von der oben angedeuteten Veränderung, gehört ohne Zweifel erst in die spätere Zeit die Einrichtung, daß die Gerichtsbarkeit über Vergehungen der Könige der Gerontia in Verbindung mit den Epchoren zustand. Paus. III, 5, 3. Vergl. außer Kopsch (a. a. D.), D. Müller (Doric. 2. Bd. S. 91 fg.), Hermann (Lehrb. d. Griech. Staatsalt. §. 24), Schömann (Ant. jur. publ. Graec. p. 121 sq.), Litzmann (Griech. Staatsverf. S. 117 fg.) und Wachsmuth (Heil. Alterthumskunde. I. Bd. S. 463).

Wie in Sparta, so hatte in Elis die Versammlung der Geronten die höchste Staatsgewalt inne. Dort fand in der historischen Zeit kein König an der Spitze des Staates, sondern eine bevorrechtete Volksklasse, aus deren Mitte sich dann die Behörde der 90 Geronten entwickelte. Aristot. Polit. V, 5 sagt über

dieselbe: *Kατάλοιπα δὲ καὶ* (scil. αἱ ἀλλογενεῖς), *ἔταρ* *τῇ ἀλλογενεῖ ἰστέον ἀλλογενεῖν ὑπονοεῖται* τούτο δ' *ἔστιν*, *ἔταρ*, τοῦ παλαιῦ πολιτεύματος ὁλίγου ὄντος, τῶν μεγάλων ὄντων μὴ μετρίων αἱ ὁλίγοι πάντα; *ἔταρ* *τῇ* (ἴσως ἀντιφρ. πρὸς: τῆς πολιτείας γὰρ δὲ ὁλίγων ὄντος, τῶν γερουσίων ὁλίγοι πόλιον ἐβόηον, διὰ τὸ ἀδύνατον εἶναι ἐνεργεῖν ὄντας, τῇ δ' ὁλίγων δυνατεῖν εἶναι καὶ ὁποῦν τῇ τῶν ἐν Αὐξιδαισίνι γερουσίων. Hiernach hat es den Anschein, als ob in Elis in alter Zeit Geronten (vielleicht denen der Heroenzeit entsprechend, also von unbestimmter Zahl) der herrschende Stand gewesen seien; diese Verfassung sei später noch oligarchischer geworden, indem eine Körperschaft von 90 Geronten an die Spitze des Staates trat, welche lebenslänglich diese Gewalt inne hatten, durch gewählte Nachfolger aus ihren Familien ersetzt wurden, und allein berechtigt waren, Staatsämter zu besetzen. Vielleicht in Aelterlichkeiten war das Wahlverfahren dem spartanischen ähnlich. Die Verfassungskämpfe, deren *Xenoph.* *Hellen.* VII. 4. 15 erzählt, und welche zum Siege der Demokratie führten (*Plaut.* III. 8. 2), müssen diese Behörde umgestaltet haben. Das findet man bestätigt durch die *Rostrata* (bei *Plut.* *praecipue*. reip. ger. p. 255), daß durch einen Phormion nicht nur die Zahl der Geronten auf 600 gebracht, sondern auch die Criminalgerichtsbarkeit dieser Behörde beschränkt worden sei. *Vergl.* *Zittmann* S. 265 sq. Rortum, *Zur Gesch.* *Hellen.* Staatsverf. S. 95 sq. Endlich wissen wir, daß zu Ephefos eine Gerusia bestand (*vergl.* *Strab.* XIV. p. 640), welche später, wie es scheint, *ἀρχὴ* genannt zu werden pflegte. Diese Körperschaft hatte gesetzgebende Gewalt. Wiederlich gehört auch in eine spätere Zeit, daß in derselben Prostanen den Verhöf führten, deren Vorstand *πολιταρχος* hieß (*Corp.* *inscr.* *Graec.* no. 2897). Rortum S. 106 sq. *Guhl.* *Ephesiaca* p. 74 seq. — Wie aus dem Obigen erhellt, hatte die Gerusia ihre Entwicklungsstadien, und zwar gewiß mannichfaltig abweichend in den verschiedenen Staaten. Wie daher in Sparta die Gerontia der späteren Zeit eine ganz andere Stellung einnahm, als welche ihr ursprünglich angewiesen gewesen war, so wird eine Gerusia, welche erst in der Zeit des Verfalles entstand, sich von der alten Form wesentlich unterscheiden haben. Eine solche spät entstandene ist die Gerusia des achäischen Bundes, über deren eigentliches Wesen uns freilich Nachrichten fehlen. Daher lassen sich nur Vermuthungen darüber aufstellen. Die *γερουσία*, welche *Polyb.* XXXVIII. 5 nennt, war vielleicht identisch mit der *βουλὴ* der Achaer, wahrscheinlicher aber die engere Rathesbehörde, welche aus dem Bundesfeldherren, dem Anführer der Reiterei und den Demurgen (vielleicht auch dem Staatsreiber, dem *γραμματεῖ*) bestanden haben wird. *Merleher.* *Achaica* p. 86. *Wahner.* *De Achaeorum foederis origine atque institutis* p. 39 sq. Damit stimmt K. F. Hermann (*Griech.* Staatsverf. §. 186) in soweit überein, daß er die dem *εὐαγγεῖον* beigegebenen *πρωτογενεῖς* darunter versteht: *vergl.* *Polyb.* XXIV. 12. Hiernach wären alle Mitglieder der achäischen Gerusia wirkliche Magistrate

gewesen, und dies wäre eine so tief eingreifende Veränderung in der Natur dieses Instituts gewesen, daß man hierin eine dritte und letzte Entwicklungsstufe desselben finden müßte. Mit dem dahinsinken des Helrenthums, mit der Auflösung hellenischer Staatsformen schwand auch die Behörde der Gerusia. (Dr. H. Brandes.)

GERUZEZ (Johann Baptist Franz), ein vielseitig gebildeter Franzose, der sich auf dem Gebiete der Philosophie und Sprachforschung vielfach betannt gemacht hat. Geboren zu Reims am 25. Nov. 1764, studirte er vornehmlich Sprachen, Grammatik und Philosophie und vernachlässigte dabei die Erwerbung von gemeinnützigen Kenntnissen nicht. Nach erlangter gelehrter Ausbildung wurde er als Professor der allgemeinen Grammatik an die Centralschule des Departements befördert und von da an die königliche Lehranstalt zu Reims, wo er, wahrscheinlich im Privatstande, am 20. März 1830 starb. Ueberdies war er Titularabt und Mitglied mehrerer gelehrten und gemeinnützigen Anstalten, als z. B. der freien Gesellschaft der Wissenschaften und Künste zu Paris, der Gesellschaft des Vaterlands und Handels, sowie der Wissenschaften und Künste zu Chalons an der Marne.

Geruzez trat als Schriftsteller zuerst während der Revolution 1792 und 1793 mit mehreren gerühmten Artikeln in dem von Gerutti herausgegebenen Volksblatte *Feuille villageoise* auf. Hiernach machte er sich durch seinen *Traité de morale élémentaire*, à l'usage des élèves des écoles etc. (Paris 1799. 12.) bekannt; ferner durch seinen *Discours sur l'origine et les progrès de la langue française*, et sur la nécessité de l'étudier pour réussir dans les sciences (Paris 1800. [? Beauvais 1801.]); *Coup d'oeil rapide sur les révolutions de la philosophie depuis Thales jusqu'à l'université impériale*, abgedruckt im *Mercur de France*, Detoberst 1812. Nr. DXXXIV; *Description historique et statistique de la ville de Reims*, das. 1817. 2. Édit.; *L'étude des langues anciennes et de ses propres langues*, seul fondement de toute bonne instruction (Paris 1818.); *Dissertation sur une inscription trouvée à l'abbaye de S. Remy de Reims* (Chalons 1817.); *Flora médicale du département de la Marne* (Chalons 1819.); *Mémoire sur le saône à Reims* (ebendas. 1819.); *Sur l'instruction primaire*, discours qui a obtenu le premier accessit à l'Académie d'Arras in der Sitzung vom 23. Aug. 1820 (Paris 1824.); *Traité sur la langue française, ou Rhétorique française*, suivie d'un cours de littérature, de traités des ponctuation, des participes, de la versification française et de la préposition, à l'usage de l'un et de l'autre sexe. (Reims 1825.) Zuletzt lieferte er bis an seinen Tod Beiträge in die *Revue britannique* und soll auch an der Redaction dieser Zeitschrift Theil genommen haben. Am Uebrigen hinterließ er in Handschrift noch ein ansehnliches Werk: *Sur la littérature et une Analyse raisonnée des ouvrages de Linguet*, seines berühmten, sehr gelehrten

und freischütigen Verwandten, dessen vielbewegtes Leben er auch in einem Umrisse beschrieben hat \*).

(H. Röse.)

**GERVAIS (St.)** 1) Marktflecken von 2200 Einwohnern in Auvergne und Hauptort eines Friedensgerichtes im Bezirke Riom des Departements Puy de Dôme. 2) Dorf von 500 Seelen im Bezirke St. Marcin des Departements Aisne, an der Aisne, mit einer Kanonengießerei.

(H. E. Hüssler.)

**GERVAIS (Bad).** Die Bäder von St. Gervais liegen in Savoyen, 3000 Fuß über dem Meere, an der Nordseite des Montblanc, zwei Stunden von dem Städtchen Salanches. Es sind ein Paar seit dem Jahre 1806 entdeckte Quellen da, welche aus Stimmerschiefer und Kalkstein kommen. Das Wasser ist klar, riecht schwach hepatisch, hat einen bitterlich-salzigem Geschmack, enthält Gasblasen und besigt eine Wärme von 33 bis 34° R. In einem Pfunde Wasser fand man schwefel. Natron 20, schwefel. Kalk 11, salpeters. Natron 10, fals. Talkerde 3. Das Wasser wird getrunken und zu Bädern benutzt bei Hautausschlägen, Strophen, rheumatischen und nervösen Leiden, Drüsenanschwellungen. Im Bade wird die Haut weich und gleichsam fettig anfühlen.

(F. W. Theile.)

**GERVAIS (Charles Aubert)**, geb. am 19. Febr. 1671 zu Paris, war zu Ende des 17. Jahrh. Capellmeister bei dem Herzoge von Orleans. Später trat er in königliche Dienste. Er starb 1744 zu Paris. Von seinen Compositionen sind nur drei Opern bekannt: *Méduse* (1697), *Hypermetestre* (1716) und *les Amours de Prothée* (1720). Sie sollen auf den pariser Theatern mit großem Beifalle ausgeführt worden sein.

(Heinrich Döring.)

**GERVAIS (Pierre Nicolas)**, geboren zu Mannheim, einer der ausgezeichnetsten Schüler des Concertmeisters Fränkel, und einer der größten Violinvirtuosen seiner Zeit. Er starb zu Lissabon, wohin er von Paris aus gegangen war, ums Jahr 1795 an den Folgen eines Duchs. Erstochen wurden unter seinen Compositionen zu Paris 1789: *Concerto I. in C.*; *Concerto II. in D.*; *Concerto III. in Es pour le Violon*. Diese und einige andere seiner Concerte wurden noch zu Anfang des 19. Jahrh. von den Violinisten gern gespielt und in den Concerten auch gern gehört †).

(Heinrich Döring.)

**GERVAISE (Franz Armand)**, Trappist und geistvoller Schriftsteller †). Weiterer Bruder des Bischofs Nicolas Gervaise (f. d. Art.) und Sohn eines Arztes wurde er zu Paris, wenn nicht zu Tours, 1660 gebo-

ren, wendete sich dem geistlichen Stande zu und wurde zuerst Korntheilbarfüßer, trat aber dann, als ein unruhiger Kopf, aus diesem Orden wieder heraus, um sein Glück, wenn nicht zunächst bei den Cisterciensern, so doch wenigstens bei den Trappisten zu versuchen. Er brach sich in das Kloster Lastrappe in der Normandie und wußte sich bei dem dasigen hochbejahrten Abte von Rancé mit seinen Talenten und seinem Eifer so einzuschmeiçeln, daß ihn derselbe 1686 zu seinem Nachfolger erwählen ließ und ihm sogleich auch das Amt des Kloster-vorstehers übertrug. Bald aber änderte er an den strengen Regeln der Entfugungen und Büssungen des Klosters, welche Rancé erst eingeführt hatte, ohne auf dessen Warnungen und Rathschläge zu hören und ließ überhaupt dabei Herrschaft, Häre, widerlichen Eigensinn, Unruhe und andere Eifersüchtheiten, die an einem Klostervorsteher in so streng abgemessenen Verhältnissen, wie zu Lastrappe, durchaus unanständig und verwerflich erklart wurden, so fühlbar werden, daß der alte fromme Abt von Rancé, der seine Reformen bedroht sah, ihm zu seiner Entlassung Anlaß gab, während Andere erzählen, er habe dieselbe aus Neid selbst gesucht und genommen. Gervaise verließ Lastrappe und irrte nun, in eine unständliche Apologie über seinen Austritt aus diesem Eistie verflochten, aber die Lebensweise desselben beibehaltend, von Kloster zu Kloster in Frankreich umher, bis ihn der König nach Erscheinung seines Werkes über den Cisterciensorden im J. 1746 auf Anweisung des Abtes von Cîteaux in Paris verhaften und in der Abtei der Klausur zu U. E. fr. im Sprengel von Troyes einsperren ließ, wo er in seinem 91. Jahre 1751 starb.

Die Schriften, welche dieser wetterwendische und unverträgliche Mönch seit seinem Weggange aus Lastrappe bis zu seiner Verhaftung in der selbst gewählten unsterk Einsamkeit verfaßt hat, sind erstlich über eine Reihe von Kirchenheiligen, als *les Vies de Saint Cyprien* (Paris 1717. 4.); *de Saint Irénée* (Paris 1723. 12. 2 Bde.); *de Rufin, prétre de l'Eglise d'Aquilée, refondue par l'abbé Goulet* (Paris 1724. [? 1725.] 12. 2 Bde.); *de Saint Paul, apôtre des Gentils et docteur de l'Eglise, éclaircie par l'écriture sainte etc. avec des reflexions tirées des Saints Pères* (Paris 1734. 12. 3 Bde.); *de Saint Epiphane, archevêque de Salamine* (Paris 1738. 4.) und *de Saint Paulin*. (Paris 1743. 4.) Von allen diesen Schriften ist die Biographie des Apostels Paulus die beste und mit Geschmack geschrieben. Die Geschichte desselben wird in vier und die Schilderung seiner Tugenden in zwei Büchern abgehandelt. Die meisten der übrigen Biographien sind mit einer Analyse der Werke dieser Heiligen und mit historisch-kritischen Anmerkungen, sowie mit besondern Abhandlungen versehen, wozu er jedoch größtentheils den Stoff aus Tillemont's Memoiren genommen hat. 2) *Vie de Pierre Abeillard et d'Héloïse, son épouse* (Paris 1720. 12. 2 Bde.), wozu er deren Briefe in der französischen Uebersetzung aus dem Lateinischen (Paris 1723. 12. 2 Bde.) liefert. 3) *Les*

\*) Vergl. die Biographie universelle des Contemporains VIII, 118. *Quérard, La France littéraire* III, 335 und *La littérature française contemporaine* IV, 79.

†) Vergl. *Gerber's bibl. biograph. Lexikon der Tonkünstler*. I. Bd. S. 502. *Deffen Neues Tonkünstlerlexikon*. 2. Th. S. 316. *Göhner's Universallexikon der Tonkunst*. S. 342.

1) Man findet ihn auch *Armand Franz Gervais* geschrieben.

tres d'un théologien à un ecclésiastique de ses amis sur une dissertation touchant les Ordinations anglaises (vom Pater Le Courayer [Paris 1724. 12.]). Diese Briefe wurden unterdrückt und das Privilegium dazu zurückgenommen. 4) Histoire de Suger, abbé de S. Denis (Paris 1721. 12. 3 Bde.), ein zwar Quellenreiches, aber unfruchtbares Buch, worauf er 1725 seine Défense de la nouvelle histoire de Suger, avec l'apologie pour feu Mr. l'abbé de la Trappe (Rancé) contre les calomnies et des invectives de Dom Vincent Thuillier, repandues dans son histoire des contestations sur les études monastiques 1725 zu Paris in 12. folgen ließ. Gervaise hatte nämlich in seiner Lebensbeschreibung Suger's eine Abhandlung über den 1691 begangenen Streit des berühmten Diplomaten Mabillon mit dem Abte von Rancé zu La Trappe über die Emden monastiques zu Gunsten seines vormaligen Gönners einbringen lassen, und darin die Grenzen der Würdigung und Verschönerung gegen den ihm weitestem überlegenen Mabillon so sehr überschritten, daß der Benedictiner Thuillier in dem ersten Bande seiner Ausgabe der Ouvrages posthumes de Dom Jean Mabillon et de Dom Th. Ruinaut zu Gunsten seines großen Lehrmeisters eine scharfe Kritik gegen dieselbe richtete, welcher Gervaise, ohne dem Gegenstande gewachsen zu sein, in obiger Defensio so lebhaft und mit so vielem Zartsinne für seinen damals schon längst verstorbenen trappistischen Gönner entgegentrat, daß bei den gelehrten Zeitgenossen diese Gesinnung um so größeren Abdruck erweckte, als man von ihm wußte, daß ihm derselbe bei seinen Lebzeiten völlig gleichgültig gewesen und Rancé's Niederlage durch Mabillon in jenem Streite allgemein anerkannt war. Thuillier hielt es auch der Mühe nicht werth, seinem heuchlerischen Gegner öffentlich zu antworten, sondern las seine niedergeschriebene Entgegnung bloß seinen Freunden vor?). Gervaise mußte indessen allerdings später für seine Falschheit noch besonders büßen und zwar durch die Lebensbeschreibung des Abtes von Rancé, welche der Abt Marsollier verfaßt hatte, dessen Buch 1778 in einer neuen Auflage zu Paris wieder erschien von dem Pfarrer Maupreau zu Menanourt herausgegeben, und worin Gervaise sehr mißhandelt wurde. Zwar schrieb dieser ein Jugement critique, mais équitable des Vies du feu Mr. l'abbé de Rancé, réformateur de l'abbaye de la Trappe, écrites par les sieurs de Maupou et Marsollier (Londen [richtiger Tropes] 1742. 12. [? 1744]) dagegen, hob darin die Fehler jener beiden Schriftsteller, welche dem alten Abte gleichwohl geschmeichelt hatten, gegen die Wahrheit hervor und suchte sich so gut, als er vermochte, gegen deren Vorwürfe und

2) Rancé's Schrift über die Heiligkeit und die Pflichten des Mönchsebens war schon 1693 erschienen und hatte natürlich die Benedictiner, die mit seinen Überpannen und übertrieben, alle solche gelehrte Bestrebungen der Mönche gänzlich verwerfenden Ansichten höchst unzufrieden waren, zeitig, so den Vater Weg 1687, zum öffentlichen Kampfe gereizt, was diesem aber Bossuet und die Prinzessin von der Pfalz, Arbilsson von Raubuffen, sehr übel nahmen.

Beschuldigungen mit stolzer Genugthuung zu vertheidigen. Außerdem aber lernt man den berühmten Reformator des Trappistenlebens hierin sehr genau kennen. 5) L'honneur de l'église catholique et des souverains pontifes, défendu contre les calomnies, les impostures et les blasphèmes du P. Le Courayer, repandus dans sa traduction de l'histoire du concile de Trente par Fra Paolo, et particulièrement dans les notes qu'il y ajoutées (Nancy 1742. [? 1749.] 2 Bde.). 6) Histoire de l'abbé Joachim, religieux de l'ordre de Cîteaux, surnommé le prophète (Paris 1745. 12. 2 Bde.), worin der Verfasser auf unfruchtbar und abgeschmackte Weise nachzuweisen sich bemüht, daß alle Prophezeiungen dieses Abtes von den Päpsten, Kaisern, Königen, Wölfen und geistlichen Orden wirklich in Erfüllung gegangen wären und derselbe auch Wunderkräfte besessen hätte. 7) Histoire générale de la réforme de l'ordre de Cîteaux en France, Tom. I. (Avignon 1746. 4.), worin die beiden folgenden Bände, worauf das vollständige Werk berechnet worden war, nicht erschienen, sondern unterdrückt worden sind, da zumal der Abt von Cîteaux, welcher die Obern seines Ordens in jenem ersten Bande besitz angegriffen fand, so gleich nach dessen Erscheinen einen Verhaftsbefehl beim Könige Ludwig XV. gegen den Verfasser ausgewirkt hatte, und derselbe auch an ihm vollzogen worden war. Jener erste, indessen sehr selten gewordene Band dieses interessanten Werkes enthält viel Wichtiges über diesen Orden seit seinem Ursprunge bis zum Jahre 1726. 8) La vie du vénérable Père Simon Gourdan (Paris 1756. 12.). Ueberdies schrieb Gervaise noch fünf Briefe gegen die zu Paris 1726 erschienene vetus disciplina monastica des Benedictinermonchs Marquard Herzogt zu S. Blasien, welche im Journal de Trévoux 1727 abgedruckt worden sind, und außerdem hinterließ er noch mehrere Werke in Handschrift, unter andern einen Abrégé de l'histoire ecclésiastique par Mr. Fleury, einen Traité des devoirs des Evêques und la Vie de Dom Abraham Bragun, Pfarrer in der Diocese Arras, der aber sein Leben als Trappist endete. Irrig ist es indessen, wenn man ihm auch, wie Lucard es thut, die Biographien von dem heiligen Martin zu Tours und dem römischen Staatsmann Boetius zuschreibt, deren Verfasser sein Bruder, der Missionair (s. d. Art.) ist.

Im Uebrigen schrieb dieser Mönch einen vortreflichen, reinen, leichten, ausgebildeten Styl mit Erhabenheit und Würde, sowie mit Geist und Wärme in der Darstellung seiner Gegenstände und Gedanken, blieb sich aber darin nicht immer gleich, sondern wurde zuweilen nachlässig, oder überspannt, und so oft im Muthwill oder Leidenschaft bei der Sache übertrassete, vergaß er alle Schonung, Verschämtheit und Rücksicht, während es ihm sonst, seinem Charakter völlig entsprechend, nicht an sonderbaren Vorstellungen und falschen Begriffen fehlte?).

(B. Röse.)

3) Vergl. Leercf, Bibliothèque historique et critique etc.

GERVAISE (Nicolaus), auch Gervaise de Sainte-Foye genannt, Missionar und Schriftsteller. Sohn eines Arztes und 1662 oder 1663 zu Paris geboren, wählte er frühzeitig den geistlichen Stand und widmete sich zugleich dem Wissenschaften, so daß er sich, kaum 20 Jahre alt, zu einige Missionaire der Congregation von Saint-Nicolas de Paule angeschlossen und mit ihnen ins Königreich Siam reiste. Von seiner vierjährigen Wirksamkeit in der Bekehrung der dortigen Bewohner zum Christenthum ist indessen weniger bekannt, als von seinen dort eingesammelten und gerühmten Kenntnissen über das Klima, die Beschaffenheit und die Producte dieses Landes, gleichwie über die Sitten und Gewohnheiten des Volkes, dessen Religion und Staatsverfassung und über die königliche Familie daselbst. Er erwarb sich dieselben, da er der Landessprache mächtig war, durch eigene gründliche Erkundigungen, Forschungen und Beobachtungen, sowie durch das Lesen der Bücher in derselben Sprache und endlich nach seiner Rückkehr nach Paris durch häufigen Umgang mit den Randariern, welche sich als hameische Gesandtschaft am Hofe Ludwig's XIV. eine Zeit lang aufhielten und ihn über vieles Eigenthümliche jenes Landes belehrten, was den Fremden sonst verborgen bleibt. Hier wurde er nach seiner Heimkehr erst Erzieher zweier indischer Prinzen aus der königlichen Familie von Malakassar, welche der König Ludwig XIV., der nebst dem Dauphin bei ihrer Taufe die Patenschaft vertretend hatte, in einer der königlichen Unterrichtsanstalten unter Gervaise's Aufsicht erziehen ließ. Hierauf wurde Gervaise Pfarer zu Vannes in der Bretagne und bald darnach Propst oder Abt von Sudrevs an dem S. Martin'sstifte zu Tours. Von hier aus machte er, vom neu erwachten Wissenschaftler getrieben, 1724 eine Reise nach Rom und ließ sich vom Papste zum Bischöfe in partibus infidelium von Horren in Südamerika weihen. Nun schiffte er sich ungesäumt nach dem Orte seiner Bestimmung ein, wirkte hier auch mit Eifer zur Verbreitung des christlichen Glaubens, wurde aber in einem Aufspruche, der er stillen wollte, mit seinem Gefolge von den Caraiben am 20. Nov. 1729 ermordet.

Nach seiner Rückkehr aus Siam arbeitete Gervaise das zu seiner Zeit wichtige Werk *histoire naturelle et politique du royaume de Siam* aus und ließ es zu Paris 1688. in 4. drucken. Es ist zwar vom Verfasser dem Könige Ludwig XIV. als Beschüßer der Missionen gewidmet, aber vom Buchhändler mit einer für ihn außerst günstigen Vorrede dem Publicum empfohlen worden. Das Werk enthält keineswegs die Relation von Gervaise's Reise und Wissenschaften in diesem Lande, sondern eine in vier Abtheilungen verständig geordnete Natur-, Landes- und Volksgeschichte desselben, wie er selbst dasselbe eben damals gefunden und wie dasselbe

vor ihm noch Keiner beschrieben hatte. Auch findet man in der dritten Abtheilung eine Geschichte der ersten Bekehrungsversuche der Jesuiten und anderer geistlichen Ordensleute in Siam.

Die zweite Frucht seiner ostindischen Reise ist die gleich nach der ersten zu Paris auch 1688. in 12. erschienene und nach dem Plane des ersten Werkes bearbeitete *Description historique du royaume de Macassar*, wovon zu Regensburg 1700. in 12. ein neuer Abdruck besorgt wurde. In der Dedication an den Reichsrat Ludwig's XIV., dem Peter Raschise, berichtet er über die Fortschritte der beiden seiner Aussicht anvertrauten indischen Prinzen aus Malakassar in Kenntnissen und erweist sich sonst als großer Freund der Jesuiten, zu deren Gesellschaft er aber nicht gehört zu haben scheint. In der Vorrede des Buchhändlers zu diesem Werke vermahnt sich derselbe gegen befürchtete Verleumdungen, daß er das einem Jesuiten gewidmete Buch mit schonungslosen Angriffen auf die Holländer, deren Religion und wachsende Macht in Ostindien, in Verlaß genommen habe, obschon er dieser Nation große Verbindlichkeiten schuldig sei. Allerdings greift Gervaise in demselben den zweiten Theil von Tavernier's Voyage des Indes, in welchem die Holländer gegen die portugiesischen Jesuiten in Schutz genommen und letztere als die heftigsten Widersacher der ersten geschildert worden sind, mit Berufung auf eingezogene genaue Erkundigungen an, leugnet die den Holländern von den Jesuiten am chinesischen Kaiserhofe bereiteten Eshänen, sowie deren auf Verberührung abgewendeten eigenen Handelsverkehr in Ostindien und behauptet, daß die Holländer dem uneigennütigen Missionswerke derselben auf dem Inseln großen Nachtheil gebracht hätten. Aus diesem Grunde, bemerkt Gervaise weiter, hätten sie die Jesuiten auch aus dem Königreiche Malakassar, wo sie in der Gunft des dasigen Königs stehenden, nebst den portugiesischen Handelsleuten mittelst einer im Lande selbst angezeigten Empörung gegen den König im J. 1660 vertrieben und diesen von sich abhängig gemacht. In Folge dieses Ereignisses wäre der Bruder dieses Fürsten aus voller Entrüstung über dessen Nachgiebigkeit nach Siam entwichen, hier mit seiner Familie äußerst wohlwendend aufgenommen, aber nach Verlauf mehrerer Jahre aus Herrschaft das Haupt einer Verschwörung unter den mubamedanischen Malayen, deren Glaubensgenosse er gewesen, gegen seinen königlichen Wohltäter geworden, die ihm das Leben gekostet hätte. Seine beiden, schon oben erwähnten Söhne aber wären bei dieser Gelegenheit den Franzosen, welche dem Könige von Siam gegen die Rebellen Beistand geliefert hätten, in die Hände gefallen und von ihnen, wenn nicht von Gervaise selbst — was derselbe jedoch nicht ausdrücklich erzählt — nach Frankreich gebracht worden, wo der königliche Hof für ihren Unterhalt und ihre Zukunft Sorge trüge.

Seit seiner Rückkehr aus Ostindien bis zu seiner Abreise nach Südamerika arbeitete Gervaise noch an mehreren andern Werken, als an einer Vie de Saint-Martin, évêque de Tours, welche Schrift zu Tours

p. 476. Jallin's Gelehrten-Geschichte der Congregation von S. Maurice I, 336 fg. und II, 301; Dictionnaire universel VII, 401. *Academie, Dictionnaire historique etc.* I. 1743 und *Quérard, La France littéraire* III, 337 seq.

1699. in 4. erschien und wenig Begründetes in einem verkehrten Style enthält. Weil er aber in diesem Buche von seinem großen Heiligen behauptete, er sei nie Mönch gewesen, sowie überhaupt die Mönche in Tours der dazigen berühmten Stiftskirche niemals gehört hätten, so griff der damalige Benedictinerprior der Abtei S. Julien zu Tours, Johann Stephan Badiot, diese unbillige Behauptung auf und widerlegte sie mit Berufung auf Sulpicius Severus und Gregor von Tours in der Schrift: *La sainteté de l'état monastique, où l'on fait l'histoire de l'abbaye de Marmoutier et de l'église royale de S. Martin de Tours, depuis leur fondation jusqu'à notre temps. Pour servir de réponse à la Vie de S. Martin, composée par Mr. l'abbé Gervaise (Tours 1700. 12.)* auf das Bündigste, wenn auch nicht in anmutiger Sprache, allenthalben aber zum Ruhme des Mönchstandes, von welchem Gervaise in allen angesehenen Gesellschaften mit ebenso vieler Beachtung als Unwissenheit zu sprechen pflegte. Derselbe sah sich von Badiot so stark angegriffen, daß er schweigen mußte. Gleichwohl wurde sein Werk übergedacht Bischof 1828 unter dem Titel *Vie de S. Martin, évêque de Tours et histoire de la fondation de l'insigne église élevée à son honneur à Tours in einer neuen vermehrten und verbesserten Ausgabe in 12.* wieder gedruckt. Desto gründlicher und begiehriger ist seine *Histoire de Boèce (Boëtius), sénateur romain, avec l'analyse de tous ses ouvrages. (Paris 1715. 12. 2 Bde.)* Zu den unvollendet und ungedruckt gebliebenen Werken von ihm gehört die *Vie de Saint-Louis, welche zwei Bände in 4. umfassen sollte* \*).

(B. Röse.)

GERVAISE (Nicolas), ein pariser Arzt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., hat sich als medicinischer lateinischer Dichter einen gewissen Namen gemacht. Als er 1659 in Paris unter Renaudot disputierte, antwortete er seinen Opponenten in lateinischen Versen. Auch veröffentlichte er in lateinischen Versen: *De phlebotomia carmen heroicum. (Paris 1658.) Hippopotamia, sive modus profligandi morbos per sanguinis missionem. (Par. 1662.) Catharsis, sive ars purgandi. (Paris 1666.)* (Fr. Wih. Theile.)

GERVAISE DE LATOUCHE (Jean-Charles), Parlamentsadvocat zu Paris und berühmter Romanschriftsteller des 18. Jahrh. Geboren in den ersten Jahren desselben zu Amiens, widmete er sich in seinen reifen Jahren neben seiner advocatrischen Praxis, die ihm aber seinen Namen erworben haben soll, durch die große Sittenlosigkeit seiner Zeit in Frankreich begünstigt und hingezogen, der schmutzigsten Romanschreiberei mit solchem Eifer, daß dadurch wahrscheinlich sein wirklicher Lebenserwerb litt. Die französischen Litterarhistoriker insbesonders schreien sich, seine anonym erschienenen unanständigen Werke mit ihren Titeln zu nennen und ziehen lieber vor, sie zu unterdrücken. Nur ein einziges von ihnen führt Duclard an, welches unter dem Titel *Histoire de Dom B.... D.... des C.... écrite par lui-même 1750. in 8.* zum ersten Male, dann 1771 mit einer satyrischen Dedicatio an Hen. de Sarsine und endlich 1777. in 8. zu Rom erschienen war. Uebersetzen und später erschien das Buch auch noch unter andern Titeln, so als *Histoire de Couberdome etc.* und als *Mémoires de Saturnin, écrits par lui-même. (Londou 1787. 12. 2 Bde.)* Eine Ausnahme von diesen verurtheilten Schriften machen seine *Mémoires de Mademoiselle Unneval (Amsterdam [Paris] 1738. 12.)*, weil dieselben wenigstens mit einigen Anstalten geschrieben sind. Voltaire hält ihn auch für den Verfasser des kleinen Schauspiels: *le B.... et les diseurs sérieux, pour des personnages très graves qui ne savaient pas les faire eux-mêmes.*

Ungachtet dieser verachteten Schriften wird Gervaise doch auch als Verfasser einiger Denkschriften zu Gunsten verschiedener Gerichte genannt. Er verfiel übrigens nach dem Sturze des Hauses Guéméné, welchem er sein ganzes Vermögen anvertraut hatte, über seinen dadurch erlittenen großen Verlust in tiefe Schwermuth und starb am 28. Nov. 1782 in Armut \*).

Ein Bruder dieses Gelehrten, L. Alex. Gervaise, war Arzt und ist durch seinen Discours sur la clinique (Paris 1750. 4.) auch als Schriftsteller bekannt. (B. Röse.)

GERVASII (Henricus) oder Henry Gervais, eigentlich aber Heinrich des Gervais's Sohn, woraus jedoch, wenn auch Gervaisius nur Vorname war, der feststehende französische Geschlechtsname Gervais gebildet wurde, ein gelehrter französischer Dominikaner oder Predigermönch und Inquisitor des 16. Jahrh. In ungelassenen Verhältnissen und Zeiten zu Paris geboren und dem geistlichen Stande bestimmt, ließ er sich bei den Jacobinern daselbst in deren Mönchsorden aufnehmen, vollendete 1532—1533 den cursus als Licentiat der Theologie in der Sorbonne, trat dann als Lehrer dieser Wissenschaft und der Philosophie im Gymnasium jenes Jacobinerklosters, sowie als Prediger auf, wurde 1538 Prior desselben, nachmals Doctor der Theologie und Generalinquisitor. Nach einer Wirksamkeit von ungefähr sieben Jahren verlegte man ihn drei Jahre lang als Prior seines Ordens nach Compiegne und ebenso lange nach Troyes, wo er den 4. Mai, seinen Geburtstag, 1538 in hohem Alter starb, nachdem er das Jahr zuvor in Chambéry zum Generalvicar der Predigermönche in Frankreich war erwählt worden.

Zwar hat Gervaisius, wie behauptet wird, Mehreres geschrieben; allein die Handschriften davon sind, da sie nicht gedruckt wurden, durch die Ungunst der Zeitumstände verloren gegangen; und wenn ihm gleich Mallet in seiner

\*) Bepf. Laffin's Gelehrten-Geschichte der Gengregat. n. 6. Nov. II, 20 fg. in der deutschen Bearbeitung; Dictionnaire universel VII, 400. *Revue*, Dictionnaire historique etc. I, 1243 und die beiden obengenannten Zeitschriften Gervaise's &

\*) Bepf. Dictionnaire universel VII, 401 seq. *Quérard, La France littéraire* III, 338, welcher allein den Namen Gervais's Sarcob Karl nennt, und *Beausais, Dictionnaire historique etc. I, 1244.*

Geschichte der berühmten Jacobiner das Werk *Copulata in totum Summam (theologiae)* S. Thomae de Aquino zuschreibt, so verwechselt er ihn mit dem viel früher lebenden wahren Verfasser desselben, dem Dominikaner Lorenz Gervais (f. d. Art.)\*). (B. Röss.)

GERVASII (Laurentius) oder Gervais, ein gelehrter französischer Predigermonch oder Dominikaner des 15. Jahrh. Geboren in ungelannten Verhältnissen zu Lizeux (Lexovium) vor der Mitte des erwähnten Zeitraumes, lebte er sich, dem geistlichen Stande bestimmend, in das Dominikanerkloster seiner Geburtsstadt aufzunehmen, vollendete aber seinen theologischen cursus zu Paris und wurde Magister und 1436 (n. St.) Licentiat der Theologie. Als Lehrer dieser Wissenschaft zeichnete er sich besonders durch seine seltene Bekanntheit mit den Schriften des heiligen Thomas von Aquino aus, so daß er unter den Thomisten seiner Zeit vor allen den Vorrang genoß. Deshalb wurde er auch in der Folge zur Verbesserung der Universität in Göttinge ausgemählt und dahin geschickt, wobei er sich aber über das Maß seiner Kräfte anstrengte, auf dem Rückwege zu Dijon erkrankte und seinen Tod fand, ob 1483 oder früher, bleibt zweifelhaft. Verdrigt wurde er im dortigen Predigerkloster.

Gervais hinterließ ein Werk in Handschrift unter dem Titel: *Vitia valde opera, quae copulata M. Laurentii dicuntur super totum summam theologiae S. Thomae (de Aquino)*, welches von Wallat dem später lebenden Ordensgenossen dieses Klosters, Heinrich Gervais (f. d. Art.), fälschlich zugesprochen worden ist†). (B. Röss.)

GERVASII (Robertus) oder Gervais, ein gelehrter französischer Predigermonch des 14. Jahrh. und Bischof von Senes. In ungelannten Verhältnissen vor der Mitte des erwähnten Zeitabschnittes zu Anduze bei Nîmes geboren, wählte er unter dreien Brüdern den geistlichen Stand und wurde Dominikaner in dem Kloster zu Marciols (Marologii Mimentensis, d. i. das heutige Marciols) um die Mitte des gedachten Jahrhunderts, zeichnete sich aber in der Folge durch seine theologischen Ordensstudien, mit welchen er sich die Magisterswürde erwarb, so vortheilhaft aus, daß er vom Papste Urban V. zu Avignon zum Bischofe in Senes (Senecensis oder Sanctiemsis) 1369 befördert wurde, in welcher Eigenschaft er, blos Robert genannt, den Päpsten zu Avignon in verschiedenen Aufträgen diente, auch mit dem königlichen Hofe zu Paris, dem er sehr ergeben war, in Verbindung stand und um das Jahr 1396 starb. Zur den unglücklichen, nachmals bloßförmig gewordenen König Karl VI. schrieb er 1385 das *Speculum morale regum. seu de regimine principum*, welches Werk durch Abschriften der Dominikaner verbreitet, aber nachher nicht gedruckt wurde. Dieser Fürstspiegel ermahnt den König zur Tugend und zum

Ruhme und fordert ihn zur Rettung der Kirche aus den Stürmen des päpstlichen Schismas auf. An Clemens VII. richtete er vor 1389 seine zweite Schrift, den Tractatus des schismatis adversus Joannem de Lignano (? Linhano) et Baldum Perusinum, defensores Bartholomaei Barensis, womit er den Gegenpapst zu Rom, Urban VI., vor seiner Wahl Erzbischof zu Bari, bezeichnen will, welchen er nicht allein herabsetzt, sondern auch alle kanonische und Civilrechtsehrer, alle Theologen und Philosophen, welche es mit diesem Gegenpapste hielten, leibenschäftlich angreift, und nur dem Papste zu Avignon, der ebenso lauterhaft war, als jener, mit kriechender Demuth huldigt†). Außerdem soll dieser Bischof noch einige Schriften hinterlassen haben, die sich in den Archiven zu Embrun und Senes befinden sollen§). (B. Röss.)

GERVASIO (Augustin), ein Augustinermönch und Professor der dogmatischen Theologie an der Universität zu Wien im 18. Jahrh. Er war von Geburt ein Neapolitaner und schrieb *De legibus, peccatis etc.*, libri III. (Wien 1763.); *De verbo Dei incarnato*, libri III. (Wien 1764.); *De sacramentis in genere et in specie*, libri III. (Wien 1765—1774. 2 Theile.) und *De sacramento eucharistiae etc.*, libri V. (Wien 1766.) Sein Geburts- und Sterbejahr ist uns unbekannt. Vergl. Meusel's Gei. Zeitungsband I, 332.

(B. Röss.)  
GERVASIO (Petrus de), nennt sich der in seinen Namen veränderte Verfasser der genealogisch-historischen Abhandlung, welche mit der Aufschrift „Wahrscheinliche Nachricht von dem Geschlechte und Ursprünge Graff Ludwig's von Thüringen mit dem Barte“ im J. 1712 in der Neuen Bibliothek etc. (Frankf. u. Leipzig) Stück XXII, 146—155 abgedruckt erschien. Ihr wahrer Verfasser ist aber der berühmte, 1729 verstorben Professor Riechl. Hieronym. Gundling (f. d. Art.) zu Halle, welcher dergleichen kritische Arbeiten mehrere geschrieben hat, und besonders unter verschiedenem falschen Namen eine ansehnliche Zahl davon in jene gelehrte Zeitschrift einrücken zu lassen pflegte\*).

In obiger Abhandlung stellt er auf und vertheidigt mit großer Zuversicht die auf eine Stelle in Ademar's Chronik gestützte, der Arabierin der fälschlichen Fürstenhäuser verwandte, doch noch nicht allgemein anerkannte Ansicht, daß Randgraf Ludwig der Bärtige, ein Sohn des unglücklichen, von Hugo Capet gestürzten Herzogs Karl von Lothringen und der Agnes von Treves, in

1) Die *Vitae poporum Arvenionensis, Rebusit*, welche I. 1054 seq. über diesen Bischof Petrus mittheilt, geben obiger Schriftsteller das erste Mal Handreich folgende Titel: *Liber seu tractatus vocatus Mirra electa potestatem schismaticam pravitatis destruo et annullans, et sublimatorem Koeleasie et potestatem manifestans.* 2) Vergl. die *Scriptores ordinis Praedicatorum recensiti* von J. Durtis und J. Gharz I, 693 seq. und 906, mit *Sammarthianorum Gallia christ.* III, 1013.

\*) Vergl. Heim. Chron. *Sanderburg's* Selecta foris et interiorum III, 17 und Nic. Hieron. Gundling's unumständliche Leben und Schriften u. f. w. von C. G. F. (1736.) S. 7004. Note g, nach S. 7178. Note (kr).

\*) Siehe die *Scriptores ordinis Praedicatorum recensiti*, von Jacob Durtis und Jac. Gharz II, 106.

†) Vergl. die *Scriptores ordinis Praedicatorum recensiti*, von Jacob Durtis und Jac. Gharz I, 865.

deren Gefängnisse zu Orleans geboren worden, mit Kaiser Konrad II. im fünften und mit dessen Gemahlin Gisela, an deren beider Hofe er vor seiner Ankunft in Thüringen gelebt hätte, im vierten Grade verwandt gewesen sei, und folglich von Karl dem Großen väterlicher- und mütterlicherseits von Heinrich dem Finkler abstamme. Diese Ansicht war zum Theil damals zwar nicht neu, aber mit solchen Beweisen, wie sie der Verfasser gibt, noch nicht unterstützt worden, und fand in Schumacher nochmals einen eifrigen Vertheidiger. Im Uebrigen hat Gumbling selbst in seinem Discours über die Reichs-Geschichte p. 416. §. 467 vortragen, daß er der Peter von Gervasio sei, welcher diese kritische Abhandlung geschrieben habe. (H. Huse.)

GERVASIO (Petrus Martyr a Sancto-), auch Gervasius der Märtyrer genannt, obwol Märtyr hier nicht Prädicar, sondern Vorname ist, ein gelehrter Dominikaner der ersten Hälfte des 16. Jahrh. In ungelannten Zeiten und Verhältnissen zu Brescia geboren und daselbst in ein Kloster des Dominikanerordens, wo er vermutlich auch seine wissenschaftliche Ausbildung genossen hatte, getreten, besiedelte er alsdann in verschiedenen Städten, wo er in mehrern wissenschaftlichen Fächern mit Anerkennung und Erfolg Unterricht erteilte, verschiedene Schulämter nach einander, ehe er als Rector und Dirigent an das Gymnasium zu Bologna gerufen wurde. Von hier zog ihn Paps Paul II. auf Empfehlung seines Sohners, des Cardinals Thomas Badia, welcher seine Gelehrsamkeit und Geschäftsfertigkeit schätzen gelernt hatte, im J. 1546 nach Rom und gab ihm die Stelle eines Hauspfostmeisters in seinem Palaste (sacri palatii magister), die er aber kein volles Jahr verwaltete, weil er, den Ruf eines unbescholtenen und großen Theologen in Italien hinterlassend, schon 1547 starb. Nach Echard hat er mit Berufung auf Rovetta's Nachrichten folgende Abhandlungen, von welchen indessen ungewiß bleibt, ob sie gedruckt worden sind, geschrieben: de divini verbi incarnatione, de auctoritate seu potestate Papae und de conceptione B. Virginis \*). (H. Huse.)

GERVASIUS und PROTASIUS, zwei Brüder, welcher für den christlichen Glauben im 1. oder 2. Jahrh. zu Mailand den Märtyrertod erlitten, über deren Lebensverhältnisse jedoch nichts Näheres bekannt ist; die Sage \*) aber erzählt, wie folgt: Gervasius und Protasius waren Zwillingbrüder und Söhne des römischen Kriegers Vitalis und seiner Gemahlin Valeria, welche beide als Opfer ihrer Glaubensstreue fielen; nach dem

Tode ihrer Aeltern verkauften sie die ihnen zugesallene Habe und schenken den Erlös den Armen und ihren Sklaven, welchen sie die Freiheit gaben. Sie verschloffen sich darauf in eine Zelle, wo sie sich zehn Jahre lang eifrig dem Gebete und der Betrachtung widmeten, und durch ihre Frömmigkeit sich den Haß der Hohenpriester zuzogen. Diese beschloßen, sie zu verderben und warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, welche sich auch bald bot. Als nämlich der kaiserliche Feldherr Aulus \*) mit seinem Heere gegen die Marcomannen, welche den Römern einen Krieg erregt hatten \*), auszog, traten die Hohenpriester vor ihn und verkündeten ihm, daß er keinesfalls den Sieg davon tragen werde, wenn er nicht die Christen und insbesondere die beiden Brüder wegen ihrer Verachtung der Götter, welche über diese ihnen zugesagte Schmach erzürnt seien, züchtige. Aulus ließ die beiden Brüder vor sich kommen und befehl ihnen, den Göttern zu opfern; als er sie aber wieder durch Schmeileworte, noch durch Drohungen dazu bewegen konnte, ließ er Gervasius mit kleinen Keulen todt schlagen und den Protasius enthaupten. Ihr Leichname wurden von Philippus, einem frommen Manne, fortgebracht und begraben. Das Andenken an diese Märtyrer erlosch indessen gänzlich, bis ihre Gebeine nach zwei Jahrhunderten von Ambrosius, dem berühmten Bischof von Mailand, im J. 386 \*) in Folge eines Traumgesichtes aufgefunden und ausgegraben wurden, und zwar zu einer Zeit, wo die Christen zu Mailand durch die Verfolgungen der Arianer, welche an der in dieser Stadt wohnenden Kaiserin Justina, der Gemahlin Valentinian's, eine bedeutende Stütze hatten, in großer Gefahr und Betrübnis lebten. Die Wunder, welche nach dem Berichte des Bischofs Ambrosius durch die Gebeine der beiden Märtyrer geschahen, erfüllten die Rechtgläubigen wieder mit solcher Zuversicht, daß die Arianer, obgleich sie die Wunder leugneten, nicht die Oberhand zu erlangen vermochten. Ein Theil der Reliquien der Märtyrer wurde später an verschiedene Kirchen vertheilt; die Behauptung jedoch, daß die Leiber nach Altbreitach in Baden gebracht worden seien, wurde von Sari, dem Vorsteher der Ambrosianischen Bibliothek, gründlich widerlegt \*). Ihr Andenken wird von der Kirche am 19. Juni gefeiert. — Weniger bekannt ist ein anderer heiliger Protasius, welcher zu Anfange des 7. Jahrh. lebte \*). Er

\*) Siehe Jacob Quetif's und Jac. Echard's Scriptores Ordinis Praedicatorum recensiti etc. II, 132. Nach S. 348 s. v. sind obige Schriften nicht gedruckt worden.

1) Der dem heiligen Ambrosius zugeschriebene Brief (Epist. VII, 53), welcher diese Sage enthält, ist offenbar unecht, dagegen erzählt ein anderer echter Brief desselben Kirchenvaters (Epist. VII, 54) die Auffindung der Gebeine der beiden Märtyrer, ohne ihre Lebensverhältnisse zu erwähnen. Sämmtliche Nachrichten über sie hat Dan. Pappebroch in den Act. 88. Junii Tom. III. p. 817—846 zusammengefaßt und kritisch beleuchtet.

2) Ein römischer Feldherr dieses Namens ist nicht bekannt, auch klingt der Name nicht römisch. 3) Wahrscheinlich ist hier der sogenannte Marcomannenkrieg unter M. Aurelius Antoninus gemeint, in welchem im J. 164 die teutschen Heere bis nach Italien vordrangen und nur mit Mühe wieder über die Donau zurückgewiesen werden konnten. 4) Beryl. J. A. Maratori, De anno, quo 88. Protasii ac Gervasii corpora per S. Ambrosium sunt inventa, in dessen Anecdota Tom. I. p. 171 seq. 5) Jos. Ant. Sazzi Possevano 88. corporum Gervasii et Protasii martyrum Mediolanum vindicata. (Mediolani 1719. 4.) Appendix lib. 1719. 4.) 6) Die sehr verdächtige, etwa dem 8. oder 10. Jahrh. angehörige und an chronologischen und andern Dingen leidende Biographie dieses Heiligen ist nebst den nöthigen Erläuterungen in den Act. 88. Julii Tom. II. p. 312—316 mitgetheilt.



war zu Le Mans geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und machte eine Pilgerreise nach Rom; auf dem Heimwege fiel er in der Nähe von Chalons-sur-Saône in einem Walde \*) Räubern in die Hände und wurde von denselben, als er sie ermahnte, ihre schändliche Lebensweise aufzugeben, ermordet und zwar an der Stelle, wo sich jetzt das nach ihm benannte Dorf St. Gervais, etwa drei Stunden von Chalons, befindet. Die Kirche ehrt sein Andenken am 6. Juni \*).

(*Ph. H. Küh.*)

7) Dieser Wald, welcher in der Legende *Coriana sylva* heißt, ist jetzt gänzlich verschwunden.

\*) Gervasius, selten Gervasius geschrieben, ein Märtyrer zu Mailand angeblich in der zweiten Hälfte des ersten christlichen Jahrhunderts. Ohne irgend einen festen historischen Grund und Boden für die mythische Person, die Lebensverhältnisse und Verdienste dieses Heiligen um die christliche Religion und deren Kirche ergünden zu können, haben wir uns seine wegen lediglich an die spärlichen Nachrichten des Endreides seiner Gebeine, die in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. lebenden Bischofs Ambrosius in Mailand zu halten, welcher ihn und seinen Bruder Protasius als Märtyrer einer früheren, doch unbestimmten Zeit bezeugt.

Nach dem Vorgange Kaisers Konstantin des Großen, welcher der Heiligungswürde Pabst und sie auch anempfohl, war es seit dem 4. Jahrh. herkömmlich, die Namen berühmter Christen genannt, als und neuer Kirchen mit dem Gebeinen der Märtyrer zu schmücken, um die Gültigkeit der Religion und ihres Cultus gegen Ketzer und Heiden zu heben und auszuzeichnen, aber auch ihrer eigene Standeshoheit im Glauben durch die Wunderkräfte derselben in den Zeiten der harten Christenverfolgungen zu stützen. Das Verlangen nach dem Selbste selbe Überreste, die ursprünglich nur einen irdischen Werth hatten, erweckte bei Königen und Bischöfen allmählig sogar den Trieb, dergleichen Leichname zu hehlen, wenn sie ihrer sonst nicht habhaft werden konnten, wobei es jedoch, da die Tradition von ihnen nicht immer zuverlässig war, noch sein konnte, mit der Wahrheit oder Unrichtigkeit dieser gesuchten Glaubensbezeugnisse so gewissenhaft nicht umzugehen wurde, wodurch die Nachsprüche der damaligen Bischöfe, welche die Sancti Martyres, ohne deren wahre Namen eigentlich zu kennen, für die Kirche ihrer Sprengel schufen, ein solches leichtfertiges Vorgehen unterstützten.

Unter der Gunst einer solchen, bei den Christen jener Zeit zur Herrschaft gekommenen Sitte wurden auch die Gebeine der Zwillingstöchter Gervasius und Protasius zu Mailand vom damaligen Bischof Ambrosius 386 entdeckt; und weil derselbe auf eine Tradition, die er allerdings bei den ältesten Leuten der Stadt über sie einzugehen hatte, nicht sicher rechnen konnte, brachte er ihre Entdeckung in der Rede an das Volk auf Erklärung göttlicher Offenbarungen. Dagegen wollte er sie in seinem Bericht über diesen Fund an seine Schwester Marcellina zu Rom nicht mit Namen zu nennen, erbot er sie mit denselben unter Wundererscheinungen in Gegenwart des Kaisers und einer großen Volksmenge am 19. Juni des obigen Jahres unter dem Hochaltare der neuen (Ambrosianischen) Kirche feierlich beisetzen und sich neben, wenn nicht zwischen ihnen seine eigene Gruft vorbehalten ließ.

Der heilige Augustinus, der ein Jahr nach dieser Begebenheit in Mailand verweilte, und davon Kunde erhielt, zweifelte nicht im mindesten an der Richtigkeit der beiden entdeekten Personen und an der Wahrheit der diese Entdeckung begleitenden Umstände, ebenso wenig der Bischof Paulinus von Nola, der acht Jahre später dahin kam und den Ambrosius eine Überreste dieser Heiligen zum Geschenk erhielt. Der 300 Jahre später lebende Bischof Gregor von Tours ist ganz derselben Ansicht und hält es sogar für nicht abthun, nachzuergänzen, daß bei der festerlichen Beisetzung der Leiden des Gervasius und Protasius in der Kirche des heil-

GERVASIUS, ein gelehrter Capucinermönch aus Breisach in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., ist in

gen Ambrosius derselben, weil ein von der Decke der Kirche auf sie herabgefallenes Bret ihre Köpfe verlegt hätte, noch so stark geäußert hätten, daß mit den von diesem Brote benetzten Theilen die Kirchen Italiens und Galliens zur Heiligungswürde erndlich hätten veredelt werden können \*). Im Uebrigen wußten weder alle diese Berichtgeber, noch andere Kirchenschriftsteller, zu welchen auch Peter Damiani gehört werden muß, bei Erwähnung der beiden Märtyrer etwas wenig, als Ambrosius selbst, näherten sich jedoch über deren Versehen, Herkunft, Leben und Verdienste zu geben. Dies schloß die frommen Geister der katholischen Kirche gar wohl, und erkannten daher, um die heiligen Heiligen gegen Zweifel sicher zu stellen, im Sinne der Traditionen von anderen Zeugnissen die einzige über sie und bekannte Legende, welche der angelegentlichsten Glaubwürdigkeit des heiligen Ambrosius in dieser Sache zugleich zu Hilfe kommen sollte. Derselbe in die Form eines Hirtenevangeliums dieses Bischofs an die Christen Italiens gekleidet, erzählt die Herkunft, den Märtyrertod und den Verlauf der Entdeckung beider Märtyrer in einer Fassung, wie sie der obige Aufschuß in gedrängter Kürze vorträgt und wir man sie auch in anderen Schriften wiederfindet. Der wenigstens ein Jahrhundert später lebende Besseler dieser Legende schreibt sie einem Zeitgenossen des Gervasius und seines Bruders, Namens Philippus, unter, welcher mit Hilfe seines Sohnes, beide berühmte Christen, die beiden der Zwillinge des Kaisers gegeben und mit heiligmäßigen Nachrichten über sie in einem Gelege von Marmor in seinem Hause begrabten haben soll. Hiermit bringt die Legende ihre Beschreibung sogar ohne Schluß des Hirtenevangeliums, sowie ohne Erklärung, ob und wann Ambrosius die Kirche, welche er für beide Zwillinge erbauen sollte, auch erbaut habe, plötzlich als vielmehr wurde die hieraus verstandene nach seinem Namen genannt. Man hat indessen aus dieser Erzählung geschlossen, Vater und Mutter der beiden Brüder, Vitalis und Valeria, wären unter dem Kaiser Nero, sie selbst aber unter Domitian hingerichtet worden. Doch zweifeln schon die Palenobiten, während der früher lebende romanische Geschichtsschreiber Rubeus dieser hierin verfehlt, in den Acta Rationum an der Richtigkeit dieser Erzählung, gabm aber zu, daß ihr die Thatsache zu Grunde liege, es habe Zwillingstöchter Gervasius und Protasius gegeben, man habe aber nicht bestimmen können, in welchem der drei ersten Jahrhunderte sie gelebt hätten und ob Vitalis und Valeria wirklich ihre Mütter gewesen wären \*). Der scharfsinnige Benedictiner L. Rablitz bemerkt die Erzählung der jungen Ueberschreiter zwar nicht, weiß aber auch Nichts zur Begründung derselben aufzubringen \*), und sein würdiger Schüler Th. Ruinart befindet sich hinsichtlich ihrer in denselben Maße, vertheilt aber ihre Erzählung mit folgender Wendung: „Nach Einführung der Christenverfolgungen durch heidnische Fürsten wurden sehr viele Töchter christlicher Märtyrer, die völlig in Christenheit geboren waren, an verschönten Orten entdeckt. Hierin war nun der Bischof Ambrosius zu Mailand ganz besonders glücklich, indem er unter mehreren Anderen auch die Überreste der Heiligen Gervasius und Protasius entdeckte, welche vorher als Märtyrer nicht einmal den Namen nach bekannt waren, wie Paulinus in seiner Lebensbeschreibung jenes Bischofs berichtet, ob sie gleich neben dem Heiligen Nabor und Felix begrabten und deren Gebeine von den Mailändern häufig besucht worden waren. Man wisse dies von den Wundern zu erzählen, die bei ihrer Translation sich ereignet hätten, Nichts aber von ihren Thaten“ \*). Epistole Sammlungen von Trögen und Märtyrerkunden sahen, so z. B. die neueren und neuesten reifen Bearbeiter derselben, bis daher, wenn sie bei beiden mailändischen Zwillingen gesehen, aus äussere Mangel an glaubwürdigen Nachrichten sehr kurz, geben ihren Märtyr-

\*) Gregori Turon. de gloria Martyrum et confes. libri III, 168 seq. \*) Acta SS. mens. Junii III, 817—826.

\*) Greg. dessen Vetrum Auleator. T. II, 406. \*) Epist. Th. Ruinart Acta primorum Martyrum sincera et selecta p. 312.

1) Paulini Opera I, 210 und II, 53.

2) Gregori l. II, s. 2. Epist. Centes. LXII.

Hinsicht seiner Lebensumstände nicht bekannt, wol aber durch seine im Drucke erschienenen Schriften, die ihn

als den heiligen Patriarchen schuld, weil diese nicht dulden wollten, daß sie, um Hohen zu werden, ihre Glorien die Freiheit und den Frieden der ganzen Menschheit weggeben und sich nicht zum Wohlfahrt in den Eigennutzen hüten bewegen lassen. Ansehen wären sie so lange im Bergessinn gekommen, bis der heilige Ambrosius 386 ihre Gräber durch himmlische Offenbarung entdeckt hätte und dabei Wunder zur Befriedigung der Ungläubigen geschehen wären.

Die Beschreibung des Gervasius und seines Bruders Protasius (benn nur beide zusammen werden altemalben, so vorzugsweise in den Heiligtümern, genannt und nicht Söhne von ihnen besonders, ausgenommen, daß zu Mailand dem Protasius eine Kirche und dem Gervasius ein Hospital zur Pflege der kranken Pilger ausschließlich geweiht war) verbreitete sich seit ihrer Entdeckung durch Ambrosius zunächst über ganz Italien, alldenn nach und nach über Griechenland, Spanien, Frankreich, Belgien, Teufelsland und die übrigen nördlichen Länder. Nach Afrika brachte sie der heilige Augustin. Die Stadt Barenna, welche ihren Vater Vitalis zum Schutzpatron hatte, ehrte die beiden Brüder sehr eifrig und alle Parochialkirchen dorthat hatten eine besondere Verehrung für den Cultus des Gervasius. Man trug sich auch hier mit der Sage, daß beide Märtyrer dorthat und nicht zu Mailand von der Valeria geboren worden wären. In Rom wurde zu Anfang des 5. Jahrhunderts der Cultus und seinen Heiligschreibern eine Kirche geweiht. In der Stadt Mailand kam jedoch der Cultus, obwohl ihnen zu Ehren ein Kloster errichtet worden war, allmählich, selbst verfiel im 15. und im 17. Jahrhundert erneuert und ansehnlicher werden mußte. Unter diesen aber nur zwischen dieser Stadt und Breisach in Breisgau ein Streit über die Ehre, die Ueberreste beider Märtyrer zu besitzen, entstanden. Letztere Stadt behauptete, im 3. 1150 habe der Bischof Ernulf von Eisin, als der Cultus dieser Heiligen schon in Verfall gekommen wäre und Niemand mehr nach ihnen gefragt hätte, mit Zustimmung Kaisers Friedrich I. die Ueberreste des Gervasius und seines Bruders aus der Ambrosianischen Kirche zu Mailand entführt, und bei Eisin zu Schiff in Breisach dieser Stadt dem heiligen Gervasius geschenkt, als er aber mit dem heiligen Protasius seine Reise dem Strom hinab weiter habe fortsetzen wollen, sei das Schiff nicht den der Stelle zu bringen gewesen, daher er, von nur weiter zu kommen, und den Protasius jener Stadt habe überlassen müssen. Im 3. 1358 nun soll Herzog Albrecht von Oesterreich, bei seiner Anwesenheit mit seinem Sohne Rudolf in Breisach die Priester und Bürger um Ueberlieferung der getödteten Brüdermartyrer für die S. Stephanische zu Wien sich erbeten, aber nur die Hälfte von Jedem der beiden Heiligen empfangen und sie unter großen Reichthümern der Stephanische zu Wien überlassen haben. Diese soll im Besitze eines Urkunde vom Herzog Rudolf von Oesterreich aus dem 3. 1363 sein, worin der Verzicht dieser Stadt erklärt wird; die Schwestern scheinen indessen der Wahrheit derselben mit vollem Rechte gemeldet zu haben. Breisach im Besitze der anderen Hälfte von diesen Heiligen fuhr, so lautet die Sage, fort, zu behaupten, daß es im Besitze dieser Märtyrer wäre, was jedoch von Mailand aus bestritten worden ist, obwohl es wahrscheinlich bleibt, daß Reliquien derselben an beide Orte gekommen sein können.

Im Uebrigen gehören diese beiden Märtyrer zu der Classe von Heiligen der katholischen Kirche, welche durch ihre Wunderkraft im Laufe des Mittelalters ein Aufsehen erregt haben. Erzählungen von derselben sind nicht wie von Anderen ihres Gleichen vorhanden. Ihre Wunderthätigkeit hätte bald nach ihrer Feindschaft

zugleich als Lehrer der Theologie und Philosophie vertragen lassen. Diese sind: *Cursum philosophicus*, in tres partes distributus (Seleturn 1687.) und *Theologicus sex contentis tomis* (ebendaf. 1689 und 1732.). (B. Hise.)

GERVASIUS von Chichester, ein durch seine Gelerntsamkeit ausgezeichnetem englischer Geistlicher vor und nach der Mitte des 12. Jahrhunderts. Von seinem Geburtsorte Chichester, welcher im Mittelalter nach den verschiedenen einheimischen Mundarten *Caicey* und *Cissan* genannt wurde, mit dem Beinamen *Cicestrensis* auch jetzt noch bezeichnet, stammte Gervasius vermuthlich aus einer vornehmen und bemittelten Familie, in deren Schooße er eine vorrefliche und gebildete Erziehung genoß, welche in ihm frühzeitig einen brennenden Durst nach wissenschaftlicher Ausbildung erweckte, weniger eigentlich, um einst als Gelehrter unter den Weislichen, deren Stande er sich widmete, zu glänzen, als vielmehr aus fühlbarem Bedürfnisse seiner geistigen Anlagen und aus erwachtem Verlangen, dem sich auch das Verlangen angeschlossen, als Redner einst hervortreten zu können. Er besuchte daher die berühmtesten Schulen seiner Zeit, vor allen die pariser Universität, wo er Aufsehen erregt haben soll; wenigstens lehrte er aus Frankreich schon mit einem ungewöhnlichen gelehrten Rufe nach England zurück, trat hier in ein sehr vertrauliches Verhältniß zu dem Erzbischofe Thomas Becket von Canterbury, der ihn sehr hoch schätzte, und schloß Freundschaft mit zwei andern ausgezeichneten Prälaten, den Stiftheeren Rathus aus Chichester und Jordan von Moleburn oder Melleburne zu Chichester, wo auch er ein geistliches Amt bekleidete, in welchem Range aber, hat sich nicht ermitteln lassen. Nur soviel ist bekannt, daß er mit Salbung und Segen unter allgemeinem Beifalle predigte und in den öffentlichen Schulen mehrere Theile der Bibel mit Erfolg erklärte. Sein Styl in der Schriftsprache soll Germandische, Reineit und Geschmack verrathen. Das gewaltsame Ende seines Freundes und Gönners Thomas Becket (1170) scheint er überlebt zu haben und jedenfalls theilte er mit denselben auch die strengen Grandfänge zu Gunsten der Hierarchie gegen die Staatsgewalt.

Gervasius hinterließ mehrere Werke, die in Handschrift geblieben sind; dahin gehören vornehmlich seine *Commentarii* in Malachiam, welche wegen der eingestruuten Anwendungen auf den geistlichen Stand und der Bemerkungen über denselben auch *liber de sacerdotialis ordinis instructione* genannt werden; ferner

Befragung in der Ambrosianische zu Mailand auf und die Festhaltung des Schiffs auf dem Rheine bei Breisach, welches die Beide sehr, ist die nächste und letzte und bekannte Wundererscheinung an ihnen; jedoch gemessen sie keinen ausgezeichneten Ruf und kamen bei den Mailändern bald in Vergessenheit, selbst ihre Wegführung von da im 12. Jahrhundert wol nicht bemerkt worden wäre, wenn dieselbe eine historische Begründung genöthe. Unter ihrem Jahr und Kalendertage in der katholischen Kirche, den 19. Juni, ist nicht der Tag ihrer Geburt, sondern ihrer Befragung in die Ambrosianische Kirche zu Mailand zu verstehen. (B. Hise.)

(6) Siehe Hieronym. *Relic. Historia rer. Ravennatum* p. 68. 94. 361. 380 u. 401. Dem Verfasser haben außer der Legende Philipps noch mehrere Nachrichten über die beiden Jüngerbrüder und deren Aeltern zur Benützung vorgelegen, wie aus dem Entagten auf S. 23. 25. 36. hervorgeht.

Commentarii in Davidis psalmos et aliquot homiliae, oder liber homiliarum. Sein Geburts- und Todesjahr sind unbekannt, da auch der Mönch Elias von Gresham, der sehr vortheilsaft über ihn berichtet, in seiner Chronik davon schweigt \*).

(B. Röse.)

GERVASIUS oder GERVAIS DEGRIN, ein französischer Mönch des 16. Jahrh., ist bios durch sein ästhetisches Werk, unter dem Titel: les armes du chevalier chrestien et le vray refuge de tout bon catholique (Paris 1575.), bekannt †).

(B. Röse.)

GERVASIUS DE LA COURT, aus Soissons gebürtig und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. lebend, ist bios als technischer Schriftsteller durch das Werk la fabrique et usage de la lauge, ou Diapason, qui est l'instrument avec lequel on examine et mesure la grandeur et capacité des tonneaux et vaisseaux circulaires, livre fort necessaire a toutes republiques (Lyon 1567.) bekannt geworden, in Hinsicht seiner Lebensumstände aber unbekannt geblieben \*).

(B. Röse.)

GERVASIUS DUROBERNENSIS oder Dorobernensis, wie dieser gelehrte englische Benedictinermönch des 12. Jahrh. gewöhnlich genannt wird, das ist aber Gervas von Canterbury †). Von seiner Herkunft und seinen frühern Lebensumständen wissen wir Nichts. Nach Gase hatte er Theologie und die profane Literatur studirt, trat in den Benedictinerorden, wurde als dessen Mitglied, wie er selbst erzählt, 1162 von Thomas Becket im Erbserkloster zu Canterbury aufgenommen, von demselben Erzbischofe nachmals auch zum Priester geweiht und endlich zum Sacristan an der Kathedrale daselbst befördert, wobei er aber immer auch Mönch blieb. Doch lehrte er in demselben Kloster nehmend die Theologie und andere wissenschaftliche Dinge nicht ohne Weisfall und verwendete überdies außerordentlichen Fleiß auf die Alterthümer und die Geschichte Englands. Was er an alten handschriftlichen Nachrichten und Denkmälern zur Geschichte der alten Briten, Angelsachsen und Normannen aufzutreiben und erforschen konnte, dazu sparte er weber Fleiß noch Mühe. Er verarbeitete dann seinen gesammelten Stoff zu einer historia Brytannorum ab origine, Saxonum et Normannorum bis auf seine Gegenwart herab in vier Büchern, welches fleißige Werk aber in dieser ursprünglichen Ausdehnung nicht mehr vorhanden zu sein scheint, da uns nur seine eigenen Auszüge,

welche die englische Geschichte seines Jahrhunderts mit Rücksicht auf Frankreich und das christliche Königreich Jerusalem erzählen, daraus bekannt worden sind †). In denselben geht aus ihnen hervor, daß Gervasius kein gewöhnlicher Chronist, sondern ein sehr gebildeter, freimüthiger Geschichtsschreiber war, der seine Quellen mit Verstand und auch mit einer gewissen Kritik benutzte, deren Tendenz und die Form ihrer Abfassung zu würdigen sich bemühte und auch die verschiedenen damals schon üblichen Chronologien zu benennen und nach seiner Auffassung in Einklang zu bringen wußte. Für seine Zwecke nahm er, alle andere Berechnungsarten der Jahre verworfend, die Zeitrechnung nach den Jahren der Geburt Christi, d. i. von Reichthümern unter dem Namen Gnaubenchre ausschließlich an, ohne aber damit den spätern und heutigen chronologischen Anforderungen durchweg zuverlässig geworden zu sein, wie ihm bereits Wharton in seiner Anglia sacra hinlänglich nachgewiesen hat †).

Der Geist seiner Zeit wies ihn neben dem Studium der politischen Geschichte auch auf die Kirchengeschichte, auf den damaligen Kampf der Kirche mit dem Staate hin und er verwirklichte daher häufig die Schicksale und Streitigkeiten derselben, weil es ohnehin ihm unvermeidlich erscheinen mußte, in seine Geschichtserzählungen von den englischen Königen, daher es ihm auch leicht wurde, aus seiner Chronik der Könige noch drei, ja noch mehr andere in sich abgeschlossene Schriften heraus zu arbeiten, in welchen freilich entweder Wiederholungen des großen Werkes nicht selten aufstiehn, oder zur Vermehrung derselben Verweisungen auf dasselbe gefunden werden. Daher mag auch Roger Twysden bei Herausgabe seiner Historiae Anglicanae scriptores X. (Lond. 1652. fol.) vertheilt worden sein, nachst der Chronik des Gervasius von Canterbury auch diejenigen Abhandlungen von ihm aus Handschriften, welche mit dieser in Verbindung stehen, theilweise auch vom Verfasser selbst in einen innern Zusammenhang mit einander gebracht worden waren, nach der Zeitfolge ihrer Entstehung in seine Sammlung aufzunehmen und auf diesem Wege zum ersten Male im Drucke erscheinen zu lassen. Was derselbe aber in seiner hier vorgestellten Abhandlung de scriptoribus bisce nunc primum editis p. XLII—XLVI über sie und ihren Verfasser selbst sagt, bezieht sich auf seine Weise weder in rein kritischer noch in literar.-historischer Hinsicht, sondern er bespricht, ohne diese Schriften selbst mit Aufmerksamkeit durchgesehen zu haben, bios zwei darin vorkommende wichtige Stellen über die Rechte und Freiheiten des Erbserklosters zu Canterbury und die Rechte der Kirche überhaupt dem Staate gegenüber, woraus die Streitigkeiten zwischen Beiden während des 12. Jahrh. in England, nebst dem sublimären Bedürfnisse einer strengern als der bisherigen Gesetzgebung entstanden und Unlaß genommen wurde, Rechtsgelehrte (causidici) nach

\*) Beryl. Joh. Lelandi Commentarii de scriptoribus Britanniae p. 216 seq. Joh. Balei Catalogus scriptorum illustr. Britanniae p. 206. Thom. Turneri Bibliotheca Britannico-Hibernica p. 313 seq. und Guil. Cave, Scriptorum ecclesiast. historia literaria II, 233.

†) Du Verdier, La bibliothèque p. 457.

\*) Beryl. La bibliothèque d'Antoine du Verdier (Lyon 1585. fol.) 457.

1) Der alte Name für diese Stadt ist Durovernum oder Dorovernum und Dorobernica aiti. Cantiorum, welche Benennung noch zu des Gervasius Zeiten üblich war, doch auch damals schon Cantuarina in Schriften gebraucht wurde.

2) Im Prologe zu seiner Chronik bei Twysden Sp. 1337 heißt es: „Non laudem omnia memorabilia notare cupio, sed memoranda tantum, ea scribere, quae digna memoria esse videntur.“ 3) Siehe ebend. Sp. 1336 fg. und 1418.

England zu berufen und für sie einen Lehrstuhl in Oxford zu errichten.

Unter den vier Schriften des Gervasius, die Zwysden in genanntem Werke veröffentlicht hat, steht der *Tractatus de combustione et reparatione ecclesiae Cantuariensis* p. 1289 seq. oben an, worin der Verfasser die Chronik seines Vorgängers Gabner, der auch ein Benedictiner zu Canterbury war, mitunter wörtlich benützt hat. An diese reißt sich p. 1303 seq. die mit ihr inbegriffene, aber in Rücksicht auf ihren Gegenstand unvollendet gebliebene Schrift *Imaginationes de discordiis inter Monachos Cantuarienses et Archiepiscopum Baldeuwinum*, einen ehemaligen Cisterciensermönch, welchen König Heinrich II. unter dem Beifall des Papstes dem Erzbischof Canterbury 1184 aufdrang, wodurch die Wahlfreiheit der Benedictiner, ohne in Rom Schutz gefunden zu haben, stark verletzt wurde. Insofern suchte der Monarch sie durch Zugeständnisse für ihre Privilegien zu beruhigen; allein Baldwin bestrebt sich gleichwohl nochmals die Mönche zu drücken und ihnen nach des Königs Wünsche das Wahlrecht zu entreißen. Diese Streitigkeiten und ihre Veranlassung, welche Gervasius in dieser Schrift erzählt, hatte er mit Durchsicht und durchforscht, daher er auch in ihrer Darstellung seine mündliche Keidenschaftlichkeit stark durchschimmern läßt. Die Abhandlung ist eigentlich eine Schutzschrift für das Benedictinerkloster gegen die weltlichen und erzbischöflichen Annahmen, an den Papst Celestin III. gerichtet und mit Urkunden von diesem Papste sowie seinen beiden Vorgängern ausgestattet. An diese Schrift schließt sich die *Chronica de tempore Regum Angliae Stephani, Henrici II. et Richardi I.* mit einer Einleitung in theils ökonomischer, theils historisch-kritischer Fassung p. 1334 seq. an. In die Erzählung dieses Werkes, welches er zunächst auf Veranlassung seines Klosters für dasselbe verfaßt, hat eine Menge Urkunden und Briefe eingestreut, sowie die Geschichte des fortgesetzten Streites der Benedictiner zu Canterbury mit ihren Erzbischöfen und den englischen Königen aufgenommen, und am Schluß dieser wichtigen Chronik wird, weil sie nach dem Gekändnisse ihres Verfassers als erster Theil nicht süglich Alles umfassen könne, sondern mit dem Tode Königs Richard de consilio fratrum et ipsa ratione cogente habe abgeschlossen werden müssen<sup>4)</sup>, noch auf einen zweiten Theil verweist, worin von den Ursachen des fortdauernden Zwiespaltes in der Kirche zu Canterbury, sowie von andern Bege-

benheiten vollständiger gehandelt werden sollte. Unter diesem zweiten Theile seiner Chronik scheint aber Gervasius in der That eine wirkliche Fortsetzung derselben, mithin eine Geschichte der englischen Könige, vornehmlich Johann's und nicht etwa, was Zwysden völlig übersehen hat, seine *Actus* oder *Vitae Pontificum Cantuariensis* (Durobernensis) ecclesiae verstanden zu haben, welche der Herausgeber gleichwohl, ohne Rücksicht zu geben, stillschweigend und unmittelbar S. 1629 fg. an die Chronik dieses Mönchs anknüpft. Es darf daher, wenn wir auch nicht annehmen wollen, daß jene Schlussbemerkung im ersten Theile derselben ein Zufuß von fremder, späterer Hand sei, nicht irren, wenn der Verfasser darin sagt, daß der zweite Theil derselben mit dem Regierungsantritte Königs Johann und dessen Schicksalen (*eventibus*) beginnen werde. Dagegen aber fragt es sich, da Niemand das Lebensjahr unseres Mönchs angibt, ob derselbe Königs Johann Tod im J. 1216 erlebt, oder während dessen stürmischer Regierung seinen Untergang gefunden habe. Ueberdies muß man annehmen, daß er vor der Mitte des 12. Jahrh. geboren worden sei und seine Geschichte der Erzbischöfe von Canterbury, das letzte und bekannteste Werk von ihm, mit Hubert's Tode 1205 schließt. Auch weiß Niemand von einer wirklichen Fortsetzung dieser Chronik; sie scheint entweder verloren gegangen oder vielmehr gänzlich unterblieben und Gervasius bald nach 1205 gestorben zu sein, ein nicht geringer Verlust für die Geschichte jener Zeit von einem Augenzeugen. Seine letzten Lebensumstände sind unbekannt und es sind darum die englischen Kritiker auch in Zweifel gelassen worden, ob er zu Canterbury in den bekannten mönchischen und priesterlichen Verhältnissen aus dieser Welt geschieden sei, oder nicht. In seiner 1199 geschlossenen Chronik nennt sich Gervasius selbst noch *monachus Cantuariensis*. Erlebte er aber die Stürme, welche sein Kloster und alle dessen Mönche so empfindlich trafen, unter Johann's Regierung, so wäre er als Beichtvater mit seinen Klosterbrüdern landflüchtig geworden, in der Verbannung gestorben oder 1213 wieder nach England zurückgekehrt und daselbst bald nachher gestorben.

Die vierte von Zwysden in seiner mehr erwähnten Sammlung aufgenommenen Schrift des Gervasius sind die bereits genannten *Vitae Pontificum ecclesiae Cantuar.*, die er zu schreiben in seiner Chronik schon versprochen hatte und seinen eigenen Worten im Eingange derselben zufolge hat Gervasius die von Zwysden veröffentlichten vier geschichtlichen Arbeiten nach einander und zwar das Leben der Erzbischöfe von Canterbury zuletzt gefertigt. Er vermehrt aber in dasselbe zugleich auch das Schicksal der baskigen Kirche mit steter Beziehung auf das zu ihr gehörende Benedictinerkloster, sowie ausführlich auf dasjenige, was er bereits in seiner Chronik davon nur ganz kurz erzählt hat. Diese Biographien beginnen mit dem heiligen Augustin, dem Apostel der Angelsachsen und schließen mit dem Tode des berühmten Erzbischofs Hubert (1205). Derselben schildert uns Gervasius als einen tüchtigen Soldaten, der

4) So bei Zwysden in S. 1628, während Gervasius in dem Prologe zu seiner Chronik a. a. O. Sp. 1337 sich erklärt: „*Mo autem inter Chronicarum scriptores computandum non esse censuo, quia non bibliotheca publica, sed tibi, mi frater Thoma et nostrae famuloae pauperulae scribo. Et quia novi quid otiositas indulet et animae, otium meum hoc negotio curavi occupare.*“ Unter familiae ist das Kloster oder dessen Mönche, nach demselben Epochenbuche zu verstehen; doch hat Gervasius nicht immer sein Kloster vor Augen, für welches er diese Chronik schrieb, sondern auch icheden, der sie lesen werde, weil er in derselben und zwar schon unmittelbar nach obiger Anekdote zu einem „*lector bonus, quiaquis es,*“ spricht.

sich unter dem Könige Richard, den er noch als Bischof von Salisbury nach Palästina begleitete, vor Acon sehr heroergehen hatte<sup>1)</sup>. Er wurde auf des Königs Verlangen von den Mönchen der Benedictinerabtei zu Canterbury 1193 zum Nachfolger Baldwin's, der vor Acon gestorben war, gewählt, entsprach aber nachmals ihren Erwartungen keineswegs, da er mit ihnen ebenfalls im Streit gerieth. Unter dem Könige Johann, dessen Kanzler er wurde, rief das Ansehen dieses auch als Staatsmann höchst wichtigen Prälaten. Mit seinem Tode, also gerade zu einer Zeit, wo eine sehr wichtige Periode für das Erbstift, wie für das Benedictinerkloster und unsern Mönch selbst beginnt, bricht diese Schrift ohne eigentlichen Schluß plötzlich ab, wodurch zugleich über ihres Verfassers letzte Lebensumstände ein dichter Schleier gezogen worden ist.

Zur Charakteristik dieses Chronisten dienen die Stellen in seinen beiden letzteren Werken, welche von dem berühmten Erzbischofe Thomas Becket und dessen tragischem Ende handeln. Ganz ihn ergeben und ihn wie einen Heiligen verehrend erzählt Gervasius mit inbrünstiger Theilnahme das gewaltsame Ende dieses Primas von England, schildert die Trauer seiner Klostergenossen und des ganzen Königreiches über den Verlust dieses großen Mannes, gedenkt zwar der Wunder desselben an seinem Tode nur kurz, verweist aber dabei auf ein zwei Bände starkes Werk über dieselben, das die Kathedrale in Canterbury besitze und diese Zeichen der Wunderkraft als überirdische Erhebung des angebeteten Märtyrers von England betrachtend, schließt er mit einer Betrachtung über die Wandelbarkeit und Unbeständigkeit des irdischen Glanzes und den Lohn des Märtyrerehumes, wenn er sagt: „Quid autem memoria dignius est, quam hominem similem nobis passibilem, heri mundo odiosum, hodie mundo gloriosum referre; heri nobis comedentem et bibentem, hodie miraculis coruscantem; heri a vilissimis quibusdam contemptum, hodie a regibus et principibus preciosis muneribus honoratum, praesentialiter adoratum?“

Am Ueberigen hinterließ dieser fleißige Mönch, welcher die Unthätigkeit als ein Gift des menschlichen Geistes scheute, noch mehrere andere Werke, als Früchte seiner unermüdeten historisch-antiquarischen Forschungen über sein Vaterland, in welchem jedoch die Kathedrale zu Canterbury und deren Benedictinerkloster nicht, wie in den obigen Schriften, als Centralpunkt erscheinen sind. Diese Werke sind außer einigen andern nicht namhaft gewordenen 1) *Mappa mundi*, sive *descriptio Angliae*, 2) *De Regiunculis Britanniae primae*, 3) *De sedibus Pontificis Britanniae* und 4) *De Mo-*

nasteriis in Britannia a Nobilitate constructis, welche aber sämmtlich bis jetzt noch in Handschrift verblieben sind<sup>2)</sup>. (B. Ruse.)

GERVASIUS (Johannes) oder Gervais aus Exeter (Exonia) und nicht aus Oxford oder Hereford, wie Godwin behauptet, stammend, war ein um das englische Kirchenrecht verdienter und gelehrter Bischof zu Winchester (Winton) um die Mitte des 13. Jahrh. Von seinen früheren Lebensumständen und seiner Abkunft hat sich Nichts weiter ermitteln lassen, als daß er der Sohn eines gewissen Gervasius oder Gervais gewesen, von seinen Zeitgenossen und späterhin noch eigentlich Johann von Exonia, aber auch zu Folge einer aus der in den Zeiten, da die Geschlechtsnamen noch nicht üblich waren, gemachten Zusammenstellung seines und seines Vaters Namens Johannes Gervais scil. filius zur sichern Erkenntniß seiner Person nachmals gebildeten Namensbezeichnung Johann Gervais oder Gervais, unter welcher er mehrfach angeführt gefunden wird, Johannes Gervasius genannt worden sei<sup>3)</sup>; daher dieser Namenswechsel, wie er in Schriften gefunden wird, an seiner Personlichkeit nicht irren darf.

Als Kanzler des Erzbischofs York, welchen Posten er in seinen reifen Jahren bekleidete, stand Gervasius in naher Verbindung und genauer Bekanntschaft mit dem heiligen Stuhle zu Rom, wohin er sich daher auch, sobald das Bisthum Winchester durch den Tod Bonmar's, eines Bruders Königs Heinrich III. von England, zu Ende 1260 erledigt worden war, und die Mönche mit dem Stiftsherren daselbst über die Wahl eines neuen Bischofes sich nicht einigen konnten, in der Absicht sofort begab, um die Nachfolge in diesem Hochstifte zu forschen. Er war auch so glücklich, ohne Schwierigkeiten als Bischof von Winchester vom Papste geweiht zu werden, nachdem dieser nur aus Rücksicht gegen ihn oder aus andern unbekannt gebliebenen Gründen die endlich noch zu Stande gekommene Wahl Launton's durch das Hochstift verworfen hatte. Der Bischof Godwin von Landoff aber glaubt, nicht die Verdienste des Kanzlers Gervasius, sondern lediglich dessen Verwandungen hätten seine auffallende und räthselhafte Bevorzugung bewirkt, indem er dem Papste 6000 Mark und dessen Kanzler Jordan ebenso viel gezahlt hätte. Verneint, Gervasius wurde bei seiner Rückkehr aus Rom am 25. Dec. 1261

1) Benutzt wurden die Schriften dieses Mönches bei Immediat a. a. D. mit Joh. Leiland's Commentariis de scriptoribus Britannica p. 335 seq. auf welchen nicht allein Zweifeln, sondern auch Zanker S. 314, Carr II, 377 und Baluze I, 144 über Nachrichten über Gervasius meistens wörtlich gezeichnet haben. Carr gedenkt allein noch einer Schrift des Gervasius Imaginatio pro et contra R. abbatem S. Augustini, die sonst nirgends erwähnt wird.

2) Gervasius ist eigentlich die französische Wortform für Gervasius, die englische lautet Gervos und Gervais, gleichwie im Deutschen. Sonst war der latinisirte Name davon in England und Frankreich während des 11. bis 13. Jahrh. weniger selten als in Deutschland und anderswo. Auch König Stephan von England hatte einen Sohn, der Gervasius hieß und Abt von Westminster war.

3) Aufserdem sagt Gervasius von ihm: „Regni aegrotia incutitur, humana magna quam divina curabat, et omnia regni novit jura, et ecclesiae Cantuariensis conventum in oppressione Baldwin ex animo diligere videbatur.“ Ingleichen von seinem Verhältniß zu König Richard: „Tantaeque pax et dilectio inter regem et archiepiscopum, tanta devotio utriusque ad conventum (ecclesie Cantuar.) ut idem velle, idem velle unitatis vineculum esse videretur.“

in sein neues Bisthum eingewiesen und leistete dem Bischofe Bonifaz von Canterbury zu Wingham die Obediens. Seine Verewaltung dieses Hochstiftes wurde insofern durch in demselben ausgebrochene Unruhen und verübte Gewaltthatigkeiten bald gestört, wozu sich noch die Empörung der englischen Barone gegen König Heinrich III. gesellte, in deren Folge die Bischöfe 1264 zu Radingham eine Synode hielten, an welcher auch Gervasius Theil nahm. Ihre Beschlüsse, die nachmals für straffällig erklärt wurden, scheinen auf die Vermittelung der Sache zwischen beiden Parteien hinausgelaufen zu sein; denn sobald der König ihre Bedingungen dazu verächtlich zurückgewiesen hatte, warfen sich wenigstens die Bischöfe von Winchester, Elychester und London an der Spitze des sanftmüthigen Bischofs von Worcester (Wigornia) auf die Seite des aufsprücherrischen Königs unter der Leitung des Grafen von Leicester. Zu ihrem Unglücke aber erschien im November 1265 der Cardinallegat Erthobone in England, um Namens des Papstes diese Unruhen zu dämpfen. Derselbe begrünstigte dabei den König und excommunicirte im J. 1266 aus Gefallen für denselben jene vier Prälaten, gab ihnen aber nebenbei den Rath, sich persönlich beim Papste zu vertheidigen, zu entschuldigen, um die Absolution für sich auszuwirken. Sie fanden jedoch bei ihrer Ankunft am römischen Hofe zu Viterbo solche Schwierigkeiten, daß nur zwei von ihnen nach einer Reihe von Jahren dieses Ziel erreichten, während der Bischof von Worcester 1267 im Banne starb, und Bischof Gervasius, der Nichts gekostet hatte, um die Strafe los zu werden, gleichfalls auch in der Bufe am 19. (7. 20.) Jan. 1268 dort verstarb und zu Viterbo begraben wurde. Sein Hochstift, das inzwischen für ihn offen gehalten worden war, wurde nun erst wieder besetzt. — Im Uebrigen hat sich Bischof Gervasius um die Sammlung und Erhaltung der Constitutiones synodales XIV. verdient gemacht, welche in der Folge unter die gedruckten Concilia M. Brit. et Hib. Tom. II. 253 seq. aufgenommen wurden, dort aber fälschlich dem viel später lebenden Bischofe Heinrich Woodstock von Winchester zugeschrieben werden<sup>2)</sup>.

(B. Röse.)

GERVASIUS von Lincoln, Generalabt der Prämonstratenser und Bischof von Eves in der Normandie. Aus einer angesehenen edeln Familie zu Lincoln in England stammend<sup>3)</sup> und nach der Mitte des 12. Jahrh. geboren, wanderte er, nach nachdem erlangter guter wissenschaftlicher Vorbildung nach Paris, um hier die berühmten Lehrer der Schulen — eine wirkliche Unirersität gab es damals dort noch nicht — zu hören und nie wieder in sein Vaterland zurückzukehren. Er studierte mit glänzendem Erfolge die heilige Schrift, die dogmatischen Sagen der Kirche, die Kirchenväter, das canonische

Recht und die Geschichte der geistlichen Disciplinargewalt nebst der Beerdnankheit. Nachdem er Magister der Theologie geworden war, ergriff er den geistlichen Stand als seinen Lebensberuf und begab sich aus Neigung zum strengen Mönchsleben, worin die Prämonstratenser damals den ersten Rang einnahmen, in die Abtei derselben zu St. Just im Sprengel Beauvais, wo er sein Gelübde ablegte und vom Abte Balvain bald zu Disciplinarangelegenheiten gebraucht wurde. Mit dieser Aufsicht über die Sitten und Studien der Mönche dieses Stiftes aber vereinte Gervasius, durch das gestählte Bedürfnis dazu vermuthlich selbst aufgereizt, auch noch das Lehramt für die Jugend in der Klosterdisciplin, sowie in den theologischen und andern Wissenschaften mit so großem Erfolge und Nutzen, daß sein Ruf nicht bloß aus der Diöcese Beauvais, sondern auch aus andern Landschaften Zöglinge ihm zuführte und seine Klosterschule in eine öffentliche vermaubete.

Dieses Verdienst verschaffte ihm daher auch im J. 1195, als Balvain's Nachfolger, Abt Peter, zum Generalabte in Prémontré bei Compiègne ernannt wurde, die einstimmige Wahl seiner Klosterbrüder zu dessen Nachfolger in der Abtei St. Just. In dieser Stellung erwarteten ihn aber bald ganz andere Sorgen und Anstrengungen, als die seinigen bisher gewesen waren. Das sittliche und kirchliche Wohl des Bisthums Beauvais war nämlich den bedeutendsten Gefahren ausgesetzt worden durch die fünfjährige harte Gefangenschaft seines geistlichen Oberhauptes, Philipp von Dreux, der aus kriegerischer Neigung nach seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande in Handel gerathen, 1197 als Gefangener in die Hände Königs Richard von England gefallen war und von diesem bis 1202 in strenger Haft gehalten wurde. Das dadurch vermaiste Hochstift Beauvais unter dessen in Verwilderung gerathen, erhielt durch die darüber erhobenen Klagen keinen Beistand, bis Gervasius, von den Besten ermuntert, über die Zunahme der Sittenlosigkeit des bischöflichen Sprengels die ergreifendsten Reden am heiligen Stuhle zu Rom vernahmen ließ, sich dadurch aus der Gelfen III. die Verewmächtigung auflassete, Sucht, Ordnung und Besserung im Hochstift durch Lehren und Strafen wieder herzustellen. Mit rastlosem Eifer unterzog sich Gervasius zwar diesem schweren Auftrage, ward aber, weil er mit Kraft und Rücksichtslosigkeit einschritt, unglücklichem Verdrusse und bitteren Kränkungen verhasst ausgesetzt, daß er ohne Unterlaß den Papst mit Bitten bekümmern mußte, ihm die Aufsicht über das Bisthum wieder abzunehmen und unablässig auf die Befreiung des Bischofs Philipp aus englischer Haft hin zu arbeiten, damit die vermaiste Seebe, die den Unfällen der Wölfe allenthalben ausgesetzt wäre, wieder zu ihrem Hirten käme, der sie beherrsche, leite und vertheidige. Der Papst möge, fügte er seinen Vorstellungen hinzu, dem Sammergeleide der demüthigen Schafe sein Ohr nicht verklopfen und andererseits bedenken, daß sowohl er, Gervasius, der ihm aufgetragenen Last, weniger wegen des Umfangs ihrer Beschwerden, als vielmehr wegen seiner eigenen Untauglichkeit zu die-

2) Beigl. Thom. Tanneri Bibliotheca Britannico-hibernica p. 313, mit Beine. Wharton's Anglia sacra I. 298. 310 seq. 296 seq. 709 und Rran. Godwin's Commentarius de praesulibus Angliae p. 279. 513. 554 und 242.

3) Sanguine clares sagt sein Biograph Hugo und P. Honorius III. schreibt ihm eine nobilitas generis zu.

seinen Amte selbst unterliegen müsse, wenn dasselbe nicht einem angesehenern Administrator, als er wäre, übertragen würde, als auch die bischöfliche Kirche durch seine bereitwillige Dienstfertigkeit leicht ihrem Untergange angeführt werden könne. Der Papst aber konnte, da er vom Könige Richard schände abgewiesen worden war und keinen tüchtigern Stellvertreter des gefangenen Prälaten wusste, seinen Vorstellungen kein Gehör schenken, sondern vermehrte ihm sogar noch die Lasten der Arbeiten durch reichliche Aufträge in der Diöcese Amiens, als nämlich hier die Wahl der Äbte zu leisten, die schwierigen geistlichen Prozesse zu schlichten, die Ausübung der kanonischen Vorschriften zu überwachen und Zwietracht zu verhindern, d. h. in diesem Längel das päpstliche Vermittler- und Richteramt zu übernehmen. Hier machten ihm die Mönche des Klosters Corbie, welche über die von ihm geleitete Äbtwehler in Aufstand geraten waren, besonders viel zu schaffen. Uebligher Auftritte in andern Klöstern hatte er Mehre zu dämpfen.

Diese Geschäfte hatten den praktischen Ruf des Gervasius außerordentlich begründet und verbreitet. Als daher die Mönche des Prämonstratenserklosters zu Thénacelles (Thenolium) im Bisthume Laon über die Wahl eines neuen Äbtes nicht einig werden konnten, schritt ihr General, Abt Peter ein und nöthigte sie, den Abt Gervasius zu wählen, um in diesem für sich zugleich einen Schlichter in den Ordenssachen bei der Hand zu haben. Die Wahl erfolgte 1199. Gervasius gab aber nur mit Ueberwindung seines Widerwillens und in der Voraussicht nach, daß dieser Posten ihn den vielen fremdartigen und lästigen Geschäften entziehen würde. Dies täuschte ihn denn auch wirklich nicht. Fremde Geschäfte hielten ihn jetzt nicht mehr ab, seinem eigenen Kloster zu leben und in der ihm dabei geschenkten Ruhe sich mit Eifer wieder den theologischen Wissenschaften, wovon ihn die Administration des Bisthums Beauvais abgehalten hatte, hinzugeben. Hier schrieb er seine Commentarii in psalmos et prophetas minores, welche von seinen Zeitgenossen außerordentlich geschätzt wurden. Auch fing er wieder an, Theologie zu lehren, vor dem Volke und den Mönchen zu predigen und dem Generalabte Peter in Ordensangelegenheiten mit Rath und That beizustehen. Dieser aber starb 1201 und mit seinem würdigen Nachfolger, dem Abte Balduin von Chartreux, trat Gervasius gleichfalls in ein vertrautes Verhältniß, welches der frühe Tod desselben freilich schnell wieder löste, und von dessen Nachfolger Bermond nicht wieder angeknüpft wurde, weil derselbe aus Missethats an diesem hohen Posten und aus Arbeitsscheu schon 1204 auf denselben freiwillig verzichtete. Unter diesen Umständen drang sich ein Soldner und feiler Mensch, der Abt Wilhelm von S. Omer zu Concy in diese Stelle ein, welcher durch seine Gefräßigkeit und Schlemmerei allgemeinen Unwillen, besonders in Gervasius erweckte, so daß dieser kraft der Ordensstatuten die Chorherren des Stiftes auffoderte, den anstößigen Eindringling zu entfernen. Dies geschah und Wilhelm von S. Omer wurde zur Verantwortung nach Rom gefordert. Ungeachtet er sich

dort sehr bereut und geschmeidig zu vertheidigen wußte, so ging Innocenz III. doch auf des Äbtes Gervasius begründete Gegenvorstellungen lieber ein und bewilligte die Vertreibung des Schlemmers. Die Mönche oder Chorherren zu Prémontré brachten nun 1206 durch einstimmige Wahl den Abt Robert von Ardene bei Concy an seine Stelle, welcher aber binnen drei Jahren die Hoffnungen, welche sein bisheriger Lebenswandel von ihm gerechtfertigt hatte, gänzlich täuschte, indem er in dieselben Lasten versiel, welche seinem Vorgänger die Absetzung zugezogen hatten; und als die Censuren des Generalcapitels nicht auf ihn wirkten, donnerte Gervasius dergestalt gegen ihn, daß auch er 1209 seine Entlassung nehmen mußte. Sofort traten die Chorherren des Hauptstiftes berathend zusammen und wählten den Abt von Thénacelles zu ihrem Vorsteher. Gervasius widersand aber dieser Wahl so lange, bis die allgemeine Stimme ihn zur Nachgiebigkeit nöthigte. Durch diesen Posten wurde er das Oberhaupt seines Ordens und schrieb sich seitdem Gervasius, Dei patientia Praemonstrati dictus Abbas.

Als Gervasius den Sitz des heiligen Robert, des Stifteres seines Ordens, bestieg, gelobte er sogleich, nach dessen Vorbilde zu regieren und die theils geschwächte, theils ganz erloschene Disziplin der Prämonstratenserkloster wieder zu beleben. Kaftlos begann er auch dieses mühsame Geschäft, wirkte zur Befestigung der Ordensstatuten hin, drang auf gewissenhafte Seelsorge, berief die nahe und fern gelegenen Äbte, beförderte ihre Vertreibung, und das Studium der heiligen Literatur bei den Mönchen, schlichtete die Streitigkeiten unter ihnen und ihren Stiftern, löste die aufstossenden Zweifel und spärte die Mängel und Gebrechen der Klöster so glücklich und sicher aus, als wenn er Jeder von ihnen besonders verwaltet hätte. Dieser Eifer und richtige Lact in der Verwaltung erwarb ihm, verbunden mit seinen gelehrten Kenntnissen und Erfahrungen in ganz Europa einen großen Ruf. Daher Päpste, Bischöfe, Könige und andere Fürsten das Bedürfniß fanden, mit ihm sowohl in persönlichen als schriftlichen Verkehr zu treten und seinen Rath über wichtige Dinge zu hören, so vorzüglich die Päpste Innocenz III. und Honorius III. nebst dem Könige Johann von Jerusalem. Iene Päpste konnten in der That keinen tauglicheren Prälaten in Frankreich zu ihrem Beistande in gewissen Angelegenheiten ihres Hofes erwählen, als Gervasius war, welcher von einem unbescholtenen strengen Lebenswandel unterfucht mit seinem ausgezeichneten Rednertalente und seiner seltenen Gewandtheit in Geschäften ungemein viel leistete und wirkte, sowohl in seinen Ordensangelegenheiten und in Sachen des christlichen Königreiches Jerusalem als auch in Vertilgung der Abgrieffen des fudlichen Frankreichs. Er war nicht nur ein feuriger Kreuzprediger, sondern auch in Nothfällen ein klüßner Führer der Kreuzsoldaten in Frankreich. Als eiaßfichvoller Geistlicher wußte er sich die tüchtigsten Prälaten seines Ordens zu Schickern auszuwählen, um durch sie an den Orten, wohin er selbst persönlich nicht gelangen konnte, in seinem Geiste wirken zu kön-

nen. Sein Feuereifer für die Austrottung der Albigenser, welcher auch den Bischof Philipp von Beauvais gegen sie in die Waffen gebracht hatte, führte ihn ebenfalls in ein vertrautes Verhältnis zu dem berühmtesten Bekämpfer dieser Ungläubigen, dem Grafen Simon von Montfort<sup>1)</sup>.

Papst Innocenz III. blieb gegen die Verdienste dieses eifrigen Prämonstratenser-Generals nicht unerkennlich und als er ihn 1215 zur Theilnahme an der Lateransynode zu Rom besonders eingeladen hatte, so ertheilte er ihm bei seiner Ankunft die Würde eines päpstlichen Pönitentiar, die er auch unter Honorius III. bestrickte, und als solcher wie als General seines Ordens nahm er unter den hohen Würdenträgern der Kirche Platz in der Versammlung. Er hatte großen Antheil an den Entschlüssen derselben für die Aufrechterhaltung des katholischen Glaubens gegen die Neuerer, für die strenge Handhabung der Disziplin und für die Pilgerfahrten. Innocenz bewies sich bei seiner Anwesenheit überdies noch dadurch besonders dankbar, daß er ihm die Klöster S. Alexi in Umbrien (Dices Rieti) und Sanctae Mariae de Parvo-Ponte im Sprengel Brindisi mit der Nebenabtstift (schenkte<sup>2)</sup>), um nach Vertreibung der lutherischen und ganz entarteten Mönche dieser Stifter dieselben mit Mitgliedern seines Ordens besetzen zu lassen. Allein diese neuen Prämonstratensercolonien zogen ihm viel Verdruß und Arbeit zu, da er sich in der Wahl ihrer Vorsteher nicht so befriedigt fand, als er vorausgesetzt hatte. Er nahm aber auch seine schonenden Rücksichten gegen sie, sondern verhängte über ihre Verwaltung die schärfste Untersuchung. Der neue Abt Gerhard zu S. Alexi, ein ehemaliger Vertrauter des Ordensgenerals, hatte Anfangs nur das Versehen begangen, daß er dem Erzbischofe von Brindisi ohne Zustimmung des Ordenshauptes und dessen Rathes, Eingriffe in sein Kloster gestattet hatte, worauf Gervasius davon unterrichtet und über die Verletzung der Gerechtigkeit seines Ordens entrüstet, diesem Abte schrieb: „Gleider, was hast du gethan, daß du dem Erzbischofe von Brindisi die Visitation dieses Klosters und Ertheilung einer Zurechtweisung gestattetest, so eidiß dich gegen ihn verpflichtetest, eine Untersuchung vorzunehmen? Habe ich

dich deswegen dahin gefendet?“ In solchem Tone erklärte er ihn der Strafe würdig, wenn seine Kränklichkeit nicht Mitleid verdient. Bald aber zog sich derselbe Abt eine scharfe Untersuchung unter der Drohung seiner Abschwörung zu, weil er, ohne sich zu entschuldigen, die jährliche Versammlung des Ordens nicht besucht hatte. Gervasius wußte für diese Sache eine Menge Leute in Bewegung zu setzen, um der Welt und besonders den Prälaten der Kirche zu zeigen, daß er auf die Gesehe und Rechte seines Ordens wie auf die volle Anerkennung der Privilegien und Vorrechte desselben, welche Innocenz III. sogar noch vermehrt hatte, mit fester Hand und Strenge zu halten verstehe. Seine zweite italienische Pfründe bereitete ihm nicht geringere Sorgen und Arbeiten.

Unter Papst Honorius III. wußte sich Gervasius in denselben Ansehen am heiligen Stuhle zu behaupten, wie bei Innocenz III. Er war für denselben gleichfalls ein unermüdlicher Kreuzprediger, ein strenger Richter und kluger Vermittler bedeutender und verwickelter Angelegenheiten in Frankreich. Allein seine Dienstbarkeit für den heiligen Stuhl und sein glühender Amtseifer wurden von den französischen Bischöfen, welche doch die Schirmherren der Klöster sein sollten, schlecht belohnt<sup>3)</sup>. Diese traten ihm durch Angriffe auf die Vorrechte seines Ordens und durch Lästerungen seiner Person allenthalben hinderlich in den Weg, sobald er sich, als seine Beschwerden und seine vorsichtigen Gegenvorstellungen bei ihnen noch nicht Dreistigkeit erweckten, tief gekränkt an den Papst wenden mußte. Er erlitt selbst im J. 1217 nach Rom, um seine Verfolger bei Honorius zu belangen. Dieser bestätigte nicht nur die Vorrechte der Prämonstratenser, sondern erweiterte sie auch noch und die unruhigen Prälaten, die ihn geschmähet und seine Klöster boosgethät hatten, wurden zur ehrfurchtsvollen Rücksicht gegen ihn und zur Draufgabel dessen, was sie seinen Klöstern entzissen hatten, gezwungen. Um ihn indessen gegen die Ungebührlichkeiten der Bischöfe für die Zukunft noch sicherer zu stellen, gedachte Honorius, ihn selber zum Bischof zu machen. Als aber 1219 der bischöfliche Stuhl zu Sees (Segia, Saie, Sees) in der Normandie erledigt wurde, ließ er König Heinrich III. von England durch eine Botschaft ersuchen, die Bischofswahl in Sees auf Gervasius zu lenken, als auf einen Prälaten, welchem durch den Abt seiner Geburt sowie als seiner Tugenden dieser Vorzug gebühre. Der Antrag fand willkommene Aufnahme und Gervasius wurde mit Freuden zum Bischofe ernannt. Unter dem Jubel des Volkes und des Klerus hielt er seinen Einzug in Sees. Als Bischof bezieht er seine strenge, einfache, nüchternen und demüthig-frommen Lebensweise bei, änderte Nichts in seinen äußern Verhältnissen, sondern was er von seinen

2) Quem, dum viveret, sagt er in seinem Testamente vom Jahre 1219 an dessen Mönche, *tenerrime dileximus, sed et ipse, secundum quod credimus, tenerrime nos dilexit*. Zu seinem Gerächnisse ließ Gervasius in allen Abteien seines Ordens feierlichen Trauergottesdienste abhalten. Siehe die Kpp. Gervasi bei Hugo S. 86 und 87 Nr. 97 und 98. 3) Hugo nennt in seiner Vorrede das erste Kloster Monasterium S. Alexi in Urbe S. Quirici in dioecesi Reatina und das zweite Mon. Parvo-Ponte secus Brundisium, aber in den Briefen des Abtes wird es Ecclesia S. Mariae de Parvo-Ponte oder in Parvo-Ponte Brundiali genannt. Ferner nennt Gervasius in seinen Schreiben Monasterium S. Quirici in Trosculo, bald auch meistens in dioecesi Reatina, bald auch lateinisch Ecclesia S. Quirici. Für dieses Stütz erbt und erbt er 1217 des Kaisers Friedrich II. Schutzbefehl. Die Brüder S. Martini nennen es iherusalemisch Ecclesia S. Quirini. Dieses Kloster wurde zur Strafe seiner Mönche deshalb umgemacht, weil diese ihrem Abt getreulich und die Güter des Stiftes verprast hatten.

4) Siehe Gervasi Kpp. bei Hugo S. 27. Nr. 33 in der weiter unten angegebenen Drucksammlung. 5) Wie eifrig er gegen er dem heiligen Stuhle zu Rom war, davon zeugen J. 2. die Worte: *Si velis Sacra-Sancione Romanae Ecclesiae non comederet me etc.*, womit sein Brief an Honorius III. anfängt. S. Kpp. Gerv. Nr. 4.



Einkünften nicht selbst brauchte, das gab er den Armen. So oft er den Gesäften seines Amtes entbunden sein konnte, besuchte er das benachbarte Prämonstratenser-Kloster Silley oder Silly, um sich hier ungestört dem beschaulichen Leben zu widmen, aber auch seine Fürsorge für diesen Orden in Wirkksamkeit zu erhalten, die sein Nachfolger, Abt Konrad in Prémontré, gern anerkannte. Dieser Wechsel seiner Thätigkeit und seines Wandels gab Anlaß, daß man in ihm den Mönch in dem Bischofe und den Bischof in dem Mönche verwandern lernte. Er beschloß sein Leben am 22. Sept. 1228 ohne Testament, weil er Nichts zu vermachen hatte. Seine Leiche nahm das Kloster zu Silley mit Verehrung auf. Die Grabchrift, die auf seinem Denkmale zu lesen war, hatte er selbst gemacht, das Hochstift zu Eves und der Prämonstratenserorden betrauten seinen Verlaß tief und aufrichtig. Das Oberhaupt des letztern, Abt Konrad zu Prémontré, verlangte auf die Nachricht von seinem Tode von den Brüdern zu Silly genaue und umständliche Nachrichten über die letzten Lebensumstände und den Tod seines Vorgängers nebst Aufschluß darüber, ob derselbe auch des Ordens wegen noch Verfügungen getroffen hätte, wovon aber Nichts bekannt ist.

Dieser um seinen Orden hochverdiente gelehrte Prälat besaß außer den schon bemerkten Eigenschaften und Geistesgaben einen für seine Zeit seltenen Geschmack, übte einen meist leicht verständlichen, klaren und fließenden lateinischen Styl, drang bei seinen Ordensgenossen ebenfalls darauf, wie überhaupt auf Erwerbung von Kenntnissen, aber auch auf unbedingtem Gehorsam gegen ihr Oberhaupt zu Prémontré. Dieser Grundhaß machte ihn selbst zugleich dem heiligen Stuhle zu Rom völlig und aufrichtig ergeben, wodurch er sich hinwiederum bei den Päpsten Gelasius III. bis Gregor IX. ein so mächtiges Vertrauen erworben hatte, daß diese ihn in seinen stürmischen Kämpfen mit den Widersätsen der Prämonstratenser niemals fallen ließen. Seine Verwaltung des Stammklosters Prémontré führte ihn in weit verbreitete Verbindungen, die er nicht allein in ganz Frankreich, Belgien, den Niederlanden und in England, sondern auch in Italien, Teutschland, Böhmen, Ungarn und Nähren von Amtes wegen (für die nordischen Länder durchweg schriftlich) unterhalten mußte.

Nach der Angabe der gelehrten Brüder Saint-Marthe hinterließ Gervasius eine Sammlung von 250 Stück solcher Geschätsbriefe, welche in frühen Zeiten im Prämonstratenser-Kloster zu Etrinsfelden bei Soln aufbewahrt wurde. Der Abt Hugo von Etrival in Vorhingen benutzte diesen Vink und erbat sich die Sammlung von dem Abte jenes Klosters, um sie zu veröffentlichen. Er erhielt aber nur 135 Stück Originale, die er mit einer unkritischen Einleitung über Gervasius' Leben und Wirken 1725 in Sol. zu Etrival nach ihrer Inhaltsverwandtschaft geordnet im Druck erscheinen ließ<sup>6)</sup>. Die ein-

zelnen Briefe sind mit Personal-, Sach- und chronologischen Bemerkungen vom Herausgeber versehen worden. Der 136. Brief von 1223 geht unsern Mönche gar Nichts an, sondern enthält eine allgemeine Aufforderung des P. Honorius III. an die Fürstentümer und Fürstbischöfe zur Unterstützung der Kreuzfahrt des Kaisers nach Jerusalem. Der 137. und letzte Brief ist vom Prämonstratenser-General Konrad an ein Stift dieses Ordens in der Nähe von Eves mit warmer Theilnahme an dem durch Gervasius' Hinscheiden verursachten Verluste gerichtet. Die ganze Sammlung gehört der Zeit nach in die Jahre der Verwaltung des Stammklosters zu Prémontré durch Gervasius und ist für die politische, insbesondere für die Kirchengeschichte jener Periode von Interesse. Eine andere Sammlung solcher, doch nur 70 handschriftlicher Briefe entdeckte der Prior des Stammklosters Prémontré Norbert Gaillet in der Bibliothek zu Biogney, die er 1663 in 4. zu Valenciennes unter dem Titel: *Epistolae ad Personae sui temporis illustres* in Druck gab, mit dem Versprechen, die Anmerkungen dazu noch nachfolgen zu lassen. Norbert starb aber vor der Ausführung dieses Vorsages.

Diese und vielleicht noch viele andere Briefe waren zum Theil schon vor 1218 in Abschriften von Prämonstratensermonchen ohne Gervasius' Bemerkungen, im Geheimen unter ihnen selbst und unter den Augustinerherren verbreitet worden, weil sie bei ihnen damals für Muster des lateinischen Stiles galten und von ihnen ebenso begierig und fleißig studirt worden, als vielleicht Gregor's VII. Vorschriften *de stylo Romani dictaminis* und des Magisters *Transmundus summarius de arte dictandi*. Des Bischofs Gervasius eigener Schreiber Hugo, welchen sich derselbe selbst zur schriftlichen Ausnahme seiner Dictaten herangezogen hatte, erleichterte durch seine Gefälligkeit das Verlangen der Prämonstratenser und Augustiner nach Kenntnismache der Briefe seines Gelehrten. So sendete er im Sommer 1218 seinem Jugendfreunde dem Augustinerchorherrn Simon zu S. Eloy-Jontaine bei Chauny unter dem Siegel der Verschwiegenheit in gleicher Absicht eine solche von ihm angelegte Sammlung von Briefen des Gervasius<sup>7)</sup>. In England wurden dieselben, wie der Bischof selbst klagt, sogar von seinen eigenen Ordensleuten hin und wieder verfälscht, nachgemacht und in Umlauf gebracht, welchen Betrug Gervasius mit Absehung und andern empfindlichen Strafen bedrohte. Nicht nur die Briefe ihres Ordenshauptes, sondern auch dessen andere Schriften, von welchen uns, außer seinen schon erwähnten Commentarien, nur noch eine Sammlung von Homilien dem Namen nach bekannt worden sind, schrieben die Mönche auch nach seinem Tode fleißig ab; allein diese Copien sind im Laufe der Zeiten meistens verloren gegangen. Auch ist von ihm Nichts weiter, als die Briefsammlung, bis jetzt gedruckt worden. Eine Vita Gervasii befand sich, nach Hugo, ebendam in der Klosterbibliothek zu Biogney in Handschrift, welche die-

6) In der hier mit benutzten Sammlung alter Schriften unter dem Titel: *Sacrae antiquitatis Monumenta historica*, dogm. et diplom. p. 2 — 124.

II. Gesch. d. W. u. S. 2. Epst. Section. LXII.

7) Siehe Hugo a. a. D. Epp. Gerv. p. 1 seq. Nr. 1. 23

fer auch in der hier mit benutzten praefatio zu seinen Monumentis zu Rathe gezogen hat“). (R. Röss.)

GERVASIUS DE MELKELEYA, ein berühmter englischer Gelehrter und Magister zu Oxford zu Anfange des 13. Jahrh., welcher nicht mit Gervasius von Canterbury (s. d. Art.) verwechselt werden darf, wie es vormalig irrthümlich geschehen ist. Von seiner Abkunft und seinen Schicksalen ist Nichts bekannt, außer daß er durch Fürsorge seiner Väter eine sorgfältige und wissenschaftliche Erziehung empfing und sich dann selbst durch großen Fleiß auf der Universität zu Oxford weiter ausbildete. Sprachen, Rede- und Dichtkunst waren neben Philosophie und Mathematik diejenigen Fächer, in welchen er sich auszeichnete, und für letztere beide Magister oder Lehrer an genannter Universität wurde, während er sich durch seine Redner- und Dichtertalente beliebt machte. Viel Rühmliches berichtet von ihm Mathias von Paris. Im übrigen hinterließ Gervasius ein Werk de arte dictandi, oder de saluta lacteo, wie er es selbst nannte, ferner Epigrammata quaedam, de versibus edendis liber und Epitaphia quorundam virorum illustrium, die er selbst zwar in eine Sammlung gebracht hat, die aber auch wirklich als Grabchriften gebildet hatten“). (R. Röss.)

GERVASIUS PARCHENSIS oder auch Gervasius de Parco, Abt des Cistercienserklosters Louthpark bei Lincoln, ein gelehrter und angesehener Mönch, der um die Mitte des 12. Jahrh. lebte. Von seiner Abkunft und seinen Lebensumständen ist Nichts bekannt, außer daß er Anfangs Benedictinermönch des berühmten Norwichesters in Yorkshire war, aber im Drange nach strengern Lebensregeln diesen Orden nachmals freiwillig aufgab, mit elf andern Benedictinern seines Stiftes nach Fontaines-Abbey in Yorkshire wanderte und hier das Cisterciensergelübde annahm, das er auch Zeitlebens mit Inbrunst befolgte. Von hier aus besendete ihn der Bischof Alexander von Lincoln (Lindisinis) zum Abte des von denselben erst gegründeten Klosters zu Louthpark, von wo aus er mit dem gelehrten und ihm gleichgesinnten Cistercienserabte Celsus zu Rhevesby (? Rhevesbiensis) in vertraulicher Verbindung trat und denselben durch sein Ansehen vermittelte, das Speculum Charitatis zu schreiben, wozu Gervasius einen noch vorhandnen eleganten Prolog oder vielmehr eine Epistola

ad abbatem Alredum lieferte, in welcher er demselben den Auftrag zur Abfassung seiner Schrift ertheilte. Dieser Brief wurde 1631 zu Douai in Handschrift entdeckt. Außerdem hinterließ Gervasius, anderer von ihm verfaßten, doch unbekannt gebliebenen Schriften nicht zu gedenken, noch eine Sammlung von „Epistolae ad Alredum abbatem et alios.“ Auch soll sich in den Bedrikanischen Handschriften eine Lamentatio Gervasii de Parco befinden“). (R. Röss.)

GERVASIUS oder GERVAIS DE CHATEAU-  
DU-LOIR, einer der ausgezeichnetsten Erzbischöfe von Rheims und Erzkanzler von Frankreich. Aus dem angesehenen und reichen Geschlechte der Barone von Chateau-du-Loir (de Castro Ledi oder Lidi, auch Lidi und Lit genannt) in der Landschaft Maine stammend, war er der dritte und jüngste Sohn Aimoin's oder Hamelin's von Chateau-du-Loir und Hildegardis oder Hildeburgis, einer gebornen Gräfin von Alençon und den 5. Febr. 1004 auf der Burg Loir geboren worden. Dem geistlichen Stande bestimmt, erhielt er eine demselben angemessene gelehrte Bildung, vielleicht unter der Leitung seines mütterlichen Oheims, des Bischofs Wregaud (Avisgaulus) zu Le Mans (Cenomanum) in der dasigen Stiftsschule, wo er jedenfalls auch Geistlicher wurde. Als sein Oheim auf der Rückkehr aus dem gelobten Lande im November 1033 zu Verden gestorben war, folgte er demselben auf dem bischöflichen Stuhle, wurde aber vom Grafen Herbert Baron von Maine, der auch ein fester Verfolger Wregaud's gewesen war, nach sagt aus Reid auf seine Neichthümer, zwei Jahre lang von der Besetzung seines Bischofthums zurückgehalten. Nachdem diese endlich erfolgt war, setzte er die dasigen Stiftsherren auf eine ungewöhnliche Weise sowohl mit Einkünften, Gefällen, Gütern, Kirchen und Altären seines Bisthums, als auch zum Theil mit seinen eigenen Stiftseinkünften und sogar mit seinem väterlichen Erbtheile sehr reichlich aus, besonders zur Aufnahme des Klosters S. Vincent zu Le Mans, wo das Begräbniß der Bischöfe und seiner Väter sich befand. Der König von Frankreich bestätigte diese Schenkungen.

Inzwischen aber erneuerten sich seine Handel mit Herbert Baron oder Baron wegen seiner Schnupfnase

8) Die Notizen der Brüder E. Marthe (Sammertham) über Gervasius in ihrem großen Werke Gallia christiana III. 970 enthalten Nichts Neues, außer daß sich Gervasius seine eigene auch von Hugo genannte Schrift selbst gemacht habe. Sie lautet:

Anglia me genuit, nutritrix Gaii, Sanctus  
Justus, Theodorus, Praeceptorumque deditur  
Abbas nomen, sed mirum Sagis, timbum  
Hic bonus, creatus ut daret spiritus caris.

9) Engl. Joh. Balei Catalogus scriptorum illust. Britanniae II. 306 und Thom. Tanneri Bibliotheca Britannico-Libranica p. 314. Wenn Tanner a. d. S. 313 nach einen Gervasius Anglicus erwähnt, der auch de arte dictandi geschrieben haben soll, so ist mit diesen Worten mit dem Obigen einverstanden.

10) Pontes ad Nivolum Avulolum. 1) Parcheus: consobinum propter (prope) Ludam.

3) Engl. Joh. Balei Catalogus scriptorum illust. Britanniae II. 38 seq. mit welchem die Nachrichten von Joh. Icelandi De scriptoribus Britannicis p. 198 seq. und in Thom. Tanneri Bibliotheca Britannico-Libranica p. 314 seq. meistens wörtlich übereinstimmen.

1) Irrig wird er in manchen alten Nachrichten auch Gervasius de Barbet oder de la Roche-guon (de Rupe guidonia) genannt. Seinem Hause gehörten noch die Herrschaften Mayet, Yule und Disle, und es erhielt mit dem Namen dieses Prälaten, Gervasius de Ephebus-du-Loir, im Rannesshamme, dessen einzige Tochter und Erbin Warville seine Besigungen um das Jahr 1090 den Grafen von Maine durch ihre Heirat mit Elias (Helie) de Barthe übertrug. Die Tochter dieser Warville, Gertrude oder Germentrude, war in erster Ehe mit dem Grafen Ralph V. von Artois und Maine, nachmaligen Könige von Jerusalem, Gemahlin.

des jungen und unmündigen Grafen Hugo II. von Maine, welcher Sohn und Erbe Herbert's I. oder Hundewerth's (Hugula-cannem) war und unter der tyrannischen Vormundschaft Herbert Barcon's, seines Großvaters, stand, gegen dessen an seinem Mündel verübte Ungerechtigkeiten Gervasius aus Liebe zu dem jungen Grafen, seinem Vathe, schon früher gerisset hatte, und wozu hauptsächlich ebendeshalb zwei Jahre lang an der Befestigungsarbeiten seines Hochsitzes, trotz des ihm von den Bewohnern der Stadt le Mans dabei geleisteten Beistandes, gehindert worden war. Um aber jetzt den Gefahren, mit welchen ihn von Neuem Herbert Barcon bedrohte, zu entgehen, untermarf er in völlig rathlosem Zustande, da auch König Heinrich I. von Frankreich ihn nicht schützen konnte, mit dessen Zustimmung dem Schutze des Grafen Gottfried II. Martel von Anjou sein Bisthum auf die Dauer seines Lebens. Es gelang zwar allerdings, daß mit dessen Hilfe die Bewohner von le Mans Herbert Barcon, welcher nun in ein Kloster ging und Mönch wurde, verjagte und den jungen Grafen Hugo im Besitze seiner Rechte sichern konnten; weil aber jetzt der Bischof des Grafen Anjou Hilfe nicht mehr bedürftig zu sein glaubte, so setzte er entweder seine Verpflichtungen gegen denselben zurück, oder aber, wie andere Zeitgenossen berichten, er empörte denselben dadurch, daß er seinen Taufpaten 1040 mit der Tochter des Grafen Guido II. von Blois und Witwe des Grafen Alan III. von Bretagne ohne Wissen seines Schwvaters vermählte, welcher nach den Quellenschriften bei Bouquet<sup>3)</sup> selbst die Hoffnung bei sich genährt haben soll, einst die Grafschaft Maine zu erben. Soviel ist gewiß, Bischof Gervasius wird von seinen Zeitgenossen getadelt, daß er dem Grafen Gottfried II. Martel, als dieser bereits fast ganz Touraine erobert und sein Auge auf Maine und le Mans geworfen hatte, auch noch diese Gebiete als Lothpreis in seinen Schutz gegeben hatte.

Als nun Graf Hugo von Maine mit seinen Rittersn ausgezogen war, sich die Braut heimzuholen, fiel Gottfried Martel Götzen- und Leir mit Macht an, eroberte und zerstörte es; weil aber, wenn diese Angabe richtig ist, durch den neuen Aufbau des Schlosses des Grafen Rade erfolglos geblieben war, so mußte er jetzt wegen jener Heirath Zwietracht zwischen Hugo von Maine und den Bischof Gervasius zu bringen, belagerte alsdann unter diesen Umständen abermals den festen Platz, in welchem sich Gervasius befand, und griff, weil ihm unerwartet bestiger Widerstand geleistet wurde, zur List, indem er den Bischof unter dem Schutze vertraulicher Unterredung zur Einnahme in sein Lager lockte, ihn gefangen nahm und sieben Jahre lang gefesselt in einem finsternen Kerker schmachten ließ, während dessen Graf Hugo am 7. April 1051 starb, Gottfried Martel die Vormundschaft über seine unmündigen Kinder, die sammt ihrer Mutter aus der Stadt le Mans verjagt wurden, an sich riß und über die ganze Grafschaft Maine wie ein unbeschränkter Gebieter herrschte. Zwar hatte ihn das unter Papp

Leo IX. gehaltenes rheinischer Concil im J. 1049 mit dem Kirchenbanne bedroht, wenn er den Prälaten nicht in Freiheit setzen wollte, er gab aber nicht eher nach, bis ihm Gervasius, auf die Nachricht von Hugo's Tode, in seiner Verzeihung die Burg Leir und andere Plätze einräumte und zugleich versprach, le Mans zu verlassen und nicht wieder dahin zurückzukehren, so lange sein Widersacher leben werde.

So der Gewalt der Umstände weichen und auf sein Bisthum verzichtend, wo sofort zu einer neuen Bischofsnahl geschritten wurde, begab sich der hiesige Prälat an den Hof Herzogs Wilhelm II. (des Eroberers von England) in die Normandie, von welchem er mit Auszeichnung empfangen und mit Geld, Gütern und Ehren reichlich beschenkt wurde. Von hier rief ihn König Heinrich I. von Frankreich als einen klugen und hoch angesehenen Mann, wie kein zweiter in seinem Reiche zu finden war<sup>4)</sup>, in seinen Rath, und bot nach Erledigung des Erststiftes Rheims durch Wido's (Wido's) Tod Alles auf, ihm mit Zustimmung des Klerus und Volkes diese bedeutende Pfründe als Ersatz für seine großen Verluste zu verschaffen. Am 15. Oct. 1055 (nicht 1057) nahm Gervasius unter allgemeinem frohlocken Besitz von derselben).

Seine ausgezeichneten Eigenschaften und Tugenden, sowie sein Verhalten gegen die Ansehnungen und Widerwärtigkeiten zur Zeit, als er Bischof von le Mans gewesen, hatten dem Gervasius in ganz Frankreich einen großen Ruf erworben, und man rechnete jetzt darauf, daß er dem Erststift Rheims das Ansehen, welches es unter dem heiligen Remigius genossen hatte, wieder verschaffen würde. Allerdings tauschte er diese Erwartungen nicht; denn nicht nur die alten verfallenen Kirchen und Klöster in und vor der Stadt Rheims stellte er in größerem Glanze, als sie zuvor gewesen, wieder her, sondern er ließ es auch sonst an Unterstützungen nicht fehlen, gleichwie er seinen Strenge mit mehr Schärfe und Kraft, als es Vielen lieb war, überrachte. Daneben benutzte er die ihm zugewandte königliche Günst zu dem Vorhaben, Rheims wieder zu der Krönungshadt der französischen Könige zu erheben und seinem Erststift das Wahlrecht derselben mit dem Erzstiftsamt von Frankreich zu verschaffen. Auf den Grund der Traditionen vom Bischofe Remigius und anderer überlieferten Nachrichten vom Erzstiftschofe Hericus unter König Karl dem Einfältigen bewarb er sich mit Rücksicht auf das Verstreben der Gapingier, ihre Herrschaft in Frankreich immer mehr zu befestigen, bei dem Papste Victor I. um ein Privilegium über jene Vorrechte für seinen erzstiftlichen Stuhl, was ihm auch nicht erspart worden zu sein scheint; doch erfolgte die allgemeine Anerkennung desselben erst drei Jahre nach Victor's Tode.

3) „Vir nulli in regno sapientia et honestate secundus,“ sagen die Quellen von ihm. 4) Vergl. die Acta pontificum Cessomannia in urbe degentium in Joh. Mabillon'si Vetusrum annalorum Tom. III, 364 und ff. mit l'art de vérifier les dates IV, 30 ff. u. 18.

2) In dessen Kerr. gallicae. et franc. scriptoribus XI, 136.

König Heinrich I. von demselben Verlangen, wie einst sein Vater Robert, getrieben, seinem ältesten Sohne Philipp, der erst sieben Jahre alt war, die Herrschaft über Frankreich durch die damals noch übliche Wahl bei seinem heranwachsenden Alter zu sichern, beschloß, denselben, offenbar in Uebereinstimmung mit Gervasius, zu Rheims wählen und solchen zu lassen. In der hierzu ausgeschriebenen zahlreichen Versammlung daselbst erschienen, außer den beiden damals in Frankreich anwesenden päpstlichen Legaten und den beiden Erzbischofen von Sens und Tours, noch 22 Bischöfe und 20 Äbte, mehrere Fürsten und Grafen, viele Edle und Ritter, nebst einer großen Menge Volkes, vor welchen Gervasius am Pfingstfeste (23. Mai) 1059 in der Kathedrale nach gehaltenem Messe dem Prinzen in einer Rede den katholischen Glauben erklärte und anempfahl, mit der Frage, ob er in demselben beharren und ihn beschützen wolle. Auf die empfangene bejahende Antwort legte Gervasius dem Prinzen die Eidesformel schriftlich in die Hände, welche dieser alsdenn vor der zahlreichen Versammlung laut ablas und somit beschwor, daß er das kanonische Recht der Geistlichkeit und das derselben gebührende Gehör und Gerechtigkeit bewahren und vertheidigen, aber auch dem ihm anvertrauten Volke die seinem Rechte gemäßen Gesetze bewilligen wolle. Hierauf unterschrieb er die Schrift und gab sie dem Erzbischof zurück, der nun erst den Stab (baculum) des heiligen Remigius nahm und mit aller Festigkeit und Ruhe erklärte, wie ihm die Wahl und Salbung des Königs vorzugsweise zustiehe, da Remigius den König Chlodwig getauft und geweiht hätte, auch Papst Hormisdas denselben durch jenen Stab dazu bevollmächtigt und ihm noch das Primat in ganz Gallien ertheilt, so wie es Papst Victor ihm und seiner Kirche neuerdings gleichfalls zugesprochen habe. Sofort schritt er mit Beistimmung des anwesenden alten Königs Heinrich zur Wahl Philipps zum Könige von Frankreich, worin die Legaten, wiewol ohne Auftrag des Papstes, doch zu Ehren dieser Handlung, die geistlichen und weltlichen Großen, die Edeln und das Volk wie aus einem Munde mit den Worten einstimmten: Laudamus, volumus, fiat! Nachdem nun Gervasius sein päpstliches Privilegium der Versammlung vorgelesen und seinen Einspruch dagegen vernommen hatte, so beauftragte der junge König Philipp nicht nur dasselbe, sondern auch alle Vorrechte und Freiheiten der rheinischen Kirchen und Klöster in einer Urkunde, die auch Gervasius unterschrieb, und nun erst erfolgte von ihm die feierliche Salbung Philipps. Die ganze feierliche Handlung, die eine Schöpfung des Erzbischofs war, und unter dem Titel Coronatio Philippi in einer handschriftlichen Beschreibung in dem rheinischen Stifterarchiv niedergelegt worden sein soll, wurde ohne irgend eine Störung, noch mit Widerspruch verrichtet, während der Erzbischof gegen die Verammlung sehr gaffrei sich betrahen<sup>5)</sup>. Gervasius begleitete den alten König

nach Paris zurück und unterschrieb die Stiftungsurkunde desselben für das Kloster S. Martin aus Champé.

Der im August 1060 erfolgte Tod dieses Monarchen erfüllte den Erzbischof mit tiefem Schmerze, aber auch mit großen Besorgnissen, wie er selbst gesteht, propter nimium proua ad motus ciendos Gallorum ingenia: seitis enim, melior est dem Papste Nicolao II. in einem Schreiben, worin er denselben in diesem Zustande um Rath und Beistand bittet, quantum in saecula et in domum sunt Nostrates, quorum divisiones timeo, regni nostri fore desolationem. Jedoch waren seine Besorgnisse diesmal, obgleich der Papst inzwischen mit Tode abging, nicht begründet, weil die Vormundschaft über den unmündigen König geordnet und vom Grafen Baldwin von Flandern mit Klugheit und Kraft geführt wurde. Die Mündigkeit König Philipps I. erlebte Gervasius nicht. Nur die unerwartete Heirat Anna's, der Witwe Heinrich's I., mit dem Grafen Rudolf von Balais erfüllte ihn, wie andere Große des Reiches, mit Unmuth und Verdruß.

Noch mehr Sorgen bereitete ihm das durch die Doppelwahl Alexander's II. und Honorius' II. entstandene Schisma in der katholischen Kirche. Um die übeln Folgen davon zu Gunsten Alexander's, dem er sich unterwarf, von Frankreich entfernt zu halten, wirkte Gervasius mit Eifer, Kraft und Erfolg, auch gar deshalb auch sein Verbot, nach Rom zu reisen, auf. Eine andere nicht geringere Sorge für ihn war, dem eingerissenen Uebel der Simonie kräftig entgegen zu arbeiten. In keinem Lande war die Sitte, die geistlichen Würden zu verkaufen, als ergiebige Erwerbsquelle der Fürsten, so allgemein geworden, als in Frankreich, und nirgends gelangten so häufig zu denselben Menschen, welche ihren Stand durch Lareisserei und Sittenlosigkeit herabwürdigten. Doch kam zur Bekämpfung dieses Lasters dem rheinischen Prälaten und den übrigen Erzbischofen von Frankreich die Sendung des berühmten Bischofs von Liria, Peter Damian, durch Alexander zu Hülfe<sup>6)</sup>. Gleichwol blieb der Erzbischof wegen dieser Bestrebungen nicht ohne bedenkliche Verfolgungen in seinem Sprengel. In ähnlichen Verdruß und Kampf versetzten ihn die rohen Ein-

<sup>5)</sup> Duchesne und Bouquet in ihren Sammlungen der französischen Geschichtsquellen haben abdrucken lassen, auch in der Recension S. Martini Gallia christiana I. 506 und folgende und in Wilh. Martini's Metropolis Remensis historia II. 117 seq. nachgehenden Werken kann. Auf der einen andern, von Duchesne entzogen und von Martini a. D. S. 110 mitgetheilten alten, kurzen, handschriftlichen Nachricht über diese Begebenheit soll sich Gervasius in seiner Rede an die Versammlung wegen des von ihm angeführten Erbstankens des Primates auch auf das Beispiel seiner Vorgänger Verweis berufen haben. Vergl. noch Stamoni Hist. franc. IV. 268.

<sup>6)</sup> In dem Empfehlungsschreiben an Gervasius sagt Alexander: „Quoniam igitur pluribus ecclesiarum negotiis occupati ad vos ipsi venire non possumus, talia vobis virum doctissimum curavimus, quo ultimum post nos majorem in Romanam Ecclesiam introitus non habetur, Petrum videlicet Damianum, Ostiensem Episcopum, qui nimirum et noster est Deus et Apostolicæ sedis immabile firmamentum.“ Martini a. a. D. S. 120.

<sup>5)</sup> Das ganze Ceremoniell zu dieser Krönung ist in einem Notariatsinstrumente aufbewahrt worden, welches Andreas

bringlinge in die Vorstandschaft verschiedener Klöster und Bisthümer, während er überdies noch nicht nur mit dem Grafen Gottfried in den Ardennen gleichzeitig in Streit und Krieg verwickelt war, so daß der Papst Nicolaus II. zur Sicherheit der Straßen ihm Ruhe gebieten mußte, sondern auch durch die gewaltsamen Eingriffe eines gewissen Grafen Manasse, obsondern Vasallen seiner Kirche, in die Besetzungen und in die Gerichtsbarkeit derselben fast ununterbrochen beunruhigt wurde. Zwar hatte er denselben bald nach seinem Eintritte ins Erzbistum mit Glück gedemüthigt; allein der Graf erneuerte unter der Gunst der Bischöfe des rheinischer Sprengels, mehrer Eborherren und Einwohner der Stadt Rheims, die seine Freunde waren und den Erzbischof haßten, seine Händel, und fuhr fort, ihn in seinen Rechten zu stören und zu schaden. Seine deshalb am römischen Stuhle erhobenen Klagen erweckten zwar aufrichtiges Mitleiden, aber keinen wirksamen Beistand, weil der Papst Alexander selbst, nach seinen eigenen Bekundnissen, mit Widerstachern und Stürmen ähnlicher Art zu kämpfen hatte. Ueberdies hatte Gervasius auch mit benachbarten Grafen streiten zu bekümmern und daneben zu wachen, daß der König von Frankreich selbst dem heiligen Stuhle und den kanonischen Rechten folgen bliebe.

Unter Kämpfen solcher Art starb der hochangesehene Erzbischof am 4. April 1067 zu Rheims, nachdem er sich durch die Wiederherstellung der alten Klöster S. Nicaise und S. Denis daselbst und durch deren reichliche Ausstattung, sowie durch die Einführung der Benedictiner- und Augustinermönche von der strengen Regel ein bleibendes Andenken gestiftet hatte. Noch einkümlicher war seine Sorgfalt für die Wiederaufnahme der in Verfall gerathenen Schulen zu Rheims gewesen, wobei ihm der aus Cöln herbeigerufene gelehrte Magister Bruno, ein Schüler Berengars von Tours, wirksamen Beistand leistete. Demselben übergab er nicht nur die Oberraufsicht über die Lehranstalten, in welchen er selbst mit Beifall Unterricht theilte, sondern auch seiner Rechtskenntnisse halber noch das Erzbischofslageramt.

Ungeachtet der vielen Schmähungen und Anschuldigungen, die er von seiner Geistlichkeit, weil ihr seine scharfe Zucht zuwider war, ertragen mußte und die oftmals den Päpsten von den Widersachern persönlich, wiewol erfolglos, waren vorgebracht worden, hatte sich Gervasius in jener stürmischen Zeit als einen unerschrockenen, thätigen und ausgezeichneten Kirchenfürsten gezeigt und bei den besseren seiner Zeitgenossen große Achtung erworben. Seine Bredsamkeit, Frömmigkeit, Wachsamkeit, Klugheit und Gerechtigkeit, seine Kenntnisse, seine Gerechtigkeitliebe, Beschcheidenheit, Uneigennützigkeit und Anerkennung wahrer Verdienste waren so wenig als seine Wohlthaten, freilich als Tyrann verfahren, Strenge gegen die Laster des Klerus, wie die Chroniken melden, verkannt worden<sup>7)</sup>; vielmehr stellte

man ihn in der Folge seinen Nachfolgern als ein Muster in jeder Hinsicht vor<sup>8)</sup>. Gleichwol ging das Erzbischofslageramt von Frankreich unter ihnen doch für das Erzbistum wieder verloren, und dieses selbst sank unter seinen nachfolgenden in den Verfall zurück, aus welchem es Gervasius empor zu heben versucht hatte<sup>9)</sup>. Er hinterließ einen für die Geschichte seiner Zeit und seines Erzbistums wichtigen Briefwechsel mit den Päpsten Victor II., Stephan IX., Nicolaus II. und Alexander II., welcher sowohl von Pappus Massen und Paganus, als auch von Andr. Duchêne, Martot, Bouquet und Andreu in deren Werken benutzt, zum Theil auch ganz abgedruckt worden ist. Auch verwahrte ebendem ein Kloster bei Rheims seine Rede bei der Krönung Philipp's I. in Handschrift. Seine gelehrten Kenntnisse soll er, wie die Biender S. Martot und Andreu melden, in der von ihm beschriebenen *Vita Sancti Donatiani*, die in Handschrift geblieben, dargelegt haben<sup>10)</sup>. (H. Kiser.)

GERVASIUS DE RETESTO, RETESTO oder REGTESTO, d. i. Gervasius von Rheims, als Erzbischof von Rheims der zweite dieses Namens<sup>1)</sup>, ein weniger durch seine persönlichen Eigenschaften und Verdienste, als durch die Wechsel seines Schicksals merkwürdiger Prälat des 12. Jahrh. Dritter Sohn des Grafen Hugo I. von Rheims und jüngerer Bruder Baldwin's von Bourg, Grafen von Edessa und Königs von Jerusalem, wurde er in seiner Jugend dem geistlichen Stande zugewiesen und durch den in den Schulen zu Rheims empfangenen Unterricht dazu vorbereitet. Hier Erzbischof in der Folge geworden, gewann er nach dem Tode des Erzbischofs Manasses II. im September 1106 eine starke Partei unter den Stiftheuten, welche dem Könige Philipp I. ergeben war, für sich, und wurde von ihr zum Erzbischofe von Rheims gewählt, während die Gegner von ihnen im Erzbistum dem dasigen Proske Rudolf oder Raoul le Verd (dem Grünen) ihre Stimmen gaben. Papst Paschalis II. jedoch, der um diese Zeit eine Kirchenversammlung wegen des Investiturstreites zu Troyes (Trevis) hielt, benutzte diesen Umstand in der Absicht, um den gefährlichen Widerstand seines hierarchischen Planes und eifrigen Anhänger des deutschen Kaisers, den Erzbischof Richard zu Verdon, auf seine Seite ziehen zu können, daß er denselben den Stuhl zu Rheims anbieten ließ. Weil aber Richard vom Kaiser nicht ablassen wollte und von diesem mit dem Hochstifte Verdon belohnt wurde, so schlug er den Antrag ab, und der Papst wandte sich nun auf die Seite der Gegner des Gervasius, die Wahl Raoul's bestätigten.

ria, nobilior moribus, auri et argenti infinitarum divitarum copia non mediciorer redundans.“

8) Siehe die merkwürdige Stelle in Joh. Nabilian's *Veter. Annalorum* tom. I. 256 u. 278. 9) Beal. den Art. Gervasius von Rheims. 10) Benutzt wurden außer den schon genannten Schriften noch l'art de vérifier les dates IV. 30 seq. u. 18.

11) Gervasius I., Erzbischof von Rheims, f. den vorhergehenden Art. Gervasius oder Gervais du Chateau-du-Loir.

7) Eine derselben bei Martot a. a. D. I. 622 schildert ihn so: „Irat si quidem vis ille Catholicus, insignis secundum, iustitia insignis, humilis ad merita, ad vitia rigidus, nobilis gene-

Gervasius behauptete sich zwar unter dem Schutze des französischen Königs mit seiner Partei standhaft gegen Raoul und mochte denselben den Posten streitig, konnte aber mit seinen Vorstellungen bei dem Papste nicht durchbringen. Unterdessen regierten zu Rheims gleichwol zwei Erzbischöfe unter gegenseitigen Bannflüchen und Verschimpfungen in der Stadt neben einander und machten dadurch auch die Bürgerschaft und die Stifteunterthanen zwiespältig, sodaß nach König Philipp's im J. 1108 erfolgtem Tode dessen Sohn und Nachfolger, Ludwig VI., sowohl dieser Unruhen zu Rheims wegen, als auch wegen seiner bestigen Widersacher in der ganzen Monarchie an seine Wahl und Krönung zu Rheims nicht füglich denken konnte, vielmehr Ursache daraus nahm, das Wahlrecht seiner Vasallen und Unterthanen dabei nicht auf die Probe zu stellen, sondern lediglich zu seiner Sicherheit auf sein, wiewol bedrohtes, Erbrecht sich stützend, durch die Vermittelung des energischen Bischofs Ivo von Chartres seine feierliche Krönung im Weisem der übrigen ihm ergebenden Bischöfe vom Erzbischofe von Sens am 3. Aug. 1108 zu Orleans an sich vollziehen ließ, und somit das rheimsche Erzbischofsprivilegium, welches sein Vater noch bekräftigt hatte, gänzlich zurückschickte. Daher auch der feierliche Einspruch, welchen Raoul le Verd durch abgeschickte Boten in der Versammlung zu Orleans einlegen lassen wollte, umgekehrt zurückgewiesen wurde, und gewiß sonst kein Schor gefunden haben würde, wenn er auch nicht, wie es in der That der Fall war, zu spät angelangt wäre. Denn da Raoul nicht still schwiegen, sondern sich über die Verletzung jenes Privilegiums laut beschwerte und diese Beschwerde an den heiligen Stuhl brachte, so trat Bischof Ivo mit einer vom Drange der Umstände und von den Gründen der Nothwendigkeit unterstützten Vertheidigung jener willkürlichen Handlung gegen ihn siegreich hervor, sodaß selbst der Papst Nichts dagegen einwenden konnte. Gleichwol aber wußte Raoul zum Nachtheile seines Nebenbuhlers Gervasius darin Anknüpfungsgünde zu Verhandlungen mit dem Bischofe Ivo, so sehr derselbe ihm auch zuwider war, zu finden, um ihn zu gewinnen und seine Verschönerung mit dem Könige einzuleiten. Indessen erhoben sich, der päpstlichen Ermahnungen ungeachtet, wegen des vom Könige geforderten Lehneides, welchen Raoul aus des Papstes Eingebungen zu leisten sich weigerte, große Schwierigkeiten dagegen, die erst auf einem Hofstage zu Orleans 1109 unter der Bedingung beseitigt wurden, daß Raoul als Erzbischof und Befehl des Königs demselben nicht nur den bisher üblichen, sondern auch den wirklichen Lehnleid in die Hände schwören mußte.

Was den Gervasius aber abgehalten haben mochte, seinem Gegner unter diesen Umständen den Vorrang zu überlassen, wissen wir nicht. Vielleicht glaubte er sich in des neuen Königs Gnuß, der, wie sein Vater, Raoul's Wahl nicht hatte anerkennen wollen, gerade in dem Momente, wo das Erbrecht des Königs das Wahlrecht niederdrücken sollte, noch zu sicher, oder aber er wollte auch das Privilegium seines Erzstiftes nicht verletzen lassen, und

brachte dadurch den vielvermögenden Bischof von Chartres gegen sich auf, wenn nicht seine Partei zuletzt geschwächt worden war. Genug, jene Wendung der Dinge zu Gunsten des königlichen Erbrechts entziff nicht nur dem rheimschen Erzstifte das Wahlrecht und die Erbkönigswürde, sondern stieß auch den Erzbischof Gervasius von seinem Stuhle. Nach dreißigjährigem angedauertem Regimente zu Rheims wurde er als Rebelle aus der Stadt verjagt und spied nach S. Marthe 1115, nach dem Chroniken Ueberich aber erst 1117 aus dem geistlichen Stande, in welchem Jahre er auch förmlich abgesetzt worden sein soll. Aufolge einer Urkunde von 1115 bei Mariot indessen hatte er nach seines älteren Bruders Manasses Tode die Schutvogtei über die Klostersgüter des Stiftes St. Remigii übernommen und die Unterthanen desselben, wie zuvor sein Bruder, hart zu bedrücken sich unterstanden. Deshalb vom Erzbischofe Raoul verklagt, mußte er auf dem Generalkoncilie zu Rheims im April 1115, doch nicht mehr als Bischöflicher, vor dem päpstlichen Legaten und den versammelten Bischöfen persönlich angeloben, diese ungerechten Belastungen zu unterlassen. Nach dem Tode seines Vaters Hugo (1118, wenn nicht früher) trat er, als rechtmäßiger männlicher Erbe, in den Besitz der Grafschaft Briet, vermählte sich mit Elisabeth von Namur, mit welcher er eine Tochter desselben Namens zeugte, und starb im J. 1124. Seine Tochter vermählte sich mit Clarembaud von Roucy, Herrn von Kofry, in seiner Grafschaft aber folgte der Sohn seiner Schwester Mathilde, der Burgvogt Guithier oder Witer von Vitry<sup>2)</sup>. (H. Rose.)

GERVASIUS RICOBALDUS aus Ferrara, ein Chronist des 13. Jahrh. und Eborcher zu Ravenna, findet unter dieser in jener Zeit schon gebräuchlichen doppelten Namensbezeichnung hier seinen Platz, obschon er nur unter dem einfachen Namen Ricobaldo bekannt worden ist. Weil aber derselbe sich in seinen Schriften niemals selbst bei seinem Namen genannt hat, auch nicht erwiesen ist, ob die rhenanische Handschrift davon, auf welche man sich zu berufen pflegt, das Original sei, sondern bis jetzt bios der ravennatische Geschichtsschreiber Hieronym. Rubens ihn in seiner Historia rerum Ravenanum einmal nur Gervasius Ricobaldus, außerdem aber, sowie die späteren Aufschreiber der uns bekannten beiden Handschriften seiner Werke in Effe und Wolfenbüttel, bios einfach Ricobaldus, zuweilen mit dem Präfige Ferrariensis, nennen, so ist an ihm jener Vorname bezweifelt worden, ohne daß bedacht worden ist, daß Rubens, auf dessen Citate man sich dabei hauptsächlich zu berufen pflegt, bei Erwähnung seiner übrigen Quellschriftsteller des Mittelalters in dieser Hinsicht mit denselben grade ebenso abweichend verfährt, wie z. B. mit dem Eborcher Andreas Agnellus und Johann Peter Ferretti, während seinen gründlichen, umsichtigen und gewissenhaften Forschungen über die Geschichte seiner Va-

2) Vergl. Part. de vérifier les dates III, 2. 139. Gallia christiana I, 511 und Mariot, Metropolis Rem. historia II, 188 seq. 342 seq. u. 258.

terstadt. und der in ihr lebenden Prälaten wol zuzurechnen ist, er müsse Gründe gehabt haben, dem Ricobaldo noch den in Italien unter den Geistlichen üblichen Vornamen Gervasius beizulegen. Und dies thut er erst in der Stelle seines Werkes, welche (S. 482 zum Jahre 1292) zum letzten Male Bezug auf ihn nimmt, um, eines Besseren belehrt, zur genauen Bezeichnung der Person dieses Schriftstellers, vermuthlich nach dem Vorgange der von ihm benutzten Handschriften, jedenfalls des vatikanischen codex, hier gleichsam nachzuholen, was er früher anzugeben vergessen hatte. Darauf hin wird demselben gegen Eckard und Muratori, welche unter den älteren italienischen Schriftstellern nur in dem Predigerbüchse Guotano de la Flamma eine Autorität für ihre Zweifel daran gefunden haben, gedachter Vornamen als unbegründet ebt zugestanden, wie dies denn auch bereits der gelehrte Forscher G. J. Vogt und Heint. Warton in seinem Abhange zu Wilt. Goe's literarchistorischem Werke gethan haben).

Ein anderer Zweifel, welcher über des Gervasius Ricobaldus Person obwaltet, ist dessen Stand und Beruf. Hierfür ist es ebenfalls nur Ricobus von Ravenna die einzige Quelle. Derselbe nennt ihn S. 110 *Ravennatis ecclesiae canonici cardinalis* (eine in Italien damals übliche geistliche Würde) und S. 482 *liber Canonici Ravennas*. Gervasius Ricobaldus selbst aber gesteht, vorausgesetzt, daß die *Compilatio chronologica*, von welcher her nach die Rede sein wird, wirklich von ihm sei, in der ihr vorgesehnen Einleitung zu, er sei aus seiner Vaterstadt Ferrara vertrieben und von den Stifts Herren der Kathedrale zu Ravenna aufgenommen worden, habe in ihrer Mitte vertraulich gelebt, die Geschichte studirt und das Archiv der Kathedrale zu seinen Forschungen benutzt. Für gewisse Abschnitte der Universalgeschichte hatte er sogar Auftrag dazu von diesen Prälaten. Ob er wirklich der Chorherr unter ihnen gewesen sei, oder es vielleicht erst in den letzten Zeiten seines Lebens wurde, ist bloß wahrscheinlich, nicht gewiß. Dem geistlichen Stande mag er sich, geboren vor der Mitte des 13. Jahrh., in Ferrara schon gewidmet und den Grund zu seiner Verbannung von dort, deren er in seiner *Compilatio* gedenkt, mag seine freikönigliche politische und kirchliche Richtung, die zu Ravenna Schwab fand, gegeben haben. Gewiß ist, Gervasius Ricobaldo war, obgleich Geistlicher, vielleicht auch eine Zeit lang Mönch im Kloster Roncalla im Bobenschen und dann Oberherr in seiner Vaterstadt), ein Anhänger der päpstlichen Partei und Feind der sarkischen Hierarchie, welche alle freieren Geistesregungen sich zu unterwerfen trachtete, wenn er auch immer vom Wunder- und Überglauben sich nicht ganz frei machen konnte, und als strenger Sitzenruher seiner Standesgenossen erschien. Jedenfalls starb er in einem der ersten beiden Decennien des 14. Jahrh.

1) Siehe dessen *Scriptorum ecclesiasticorum historia literaria* II. append. 9 und *Gerh. Joh. Voisin, De Historicis latinis* (1651. s. 499). 2) Wenn Muratori ihn in seinen *Scriptoribus rer. Ital. IX. 666* Magister nennt, so kennen wir doch seine Gründe dazu nicht.

Im Uebrigen war er für seine Zeit ein sehr gelehrter Mann, der sich durch das Studium der altclassischen Literatur, der Poesie, die er aber nicht zu Gunsten der Hierarchie erklärte, der Kirchenwörter und der Schriften der vorzüglichsten Männer des Mittelalters bis auf seine Zeit herab ausgebildet hatte, der aber den großen Reichthum seiner Kenntnisse, den historischen Werth oder Unwerth seiner Quellen nicht kritisch zu benützen verstand, und sonach die Universalgeschichte, die er liebte und vorzugsweise studierte, mit allen Märchen und Legenden als Wahrheit, wie er sie in den Quellenchriften gefunden hatte, seinen Zeitgenossen gewissenhaft wieder mittheilte, in welche Artzeu man damals, wie theilweise noch im 16. Jahrh., das Verdienst und den Ruhm eines *gravissimus et diligentissimus historiarum scriptor*, wie er genannt wird, zu setzen pflegte. Was man in seinen historischen Schriften von der Schöpfung der Welt an bis auf Karl den Großen findet, ist für den jetzigen Standpunkt der historischen Literatur völlig unbrauchbar und kann in vielen andern Chroniken wiedergefunden werden. Von Karl dem Großen an aber bis auf seine Zeit sind sie desto brauchbarer und haben sogar, seinem geistlichen Stande gegenüber, manches Zugewinnliche und Eigenthümliche, sowohl in Abicht auf Ansichten, als auch auf Forschung. Die Quellen, die er für diesen Zeitschnitt in seinen Geschichtserzählungen benutzt, sind theils gereinigter und klarer, theils ist er in ihrer Auswählung glücklich gewesen, theils nimmt er auch nur dasjenige in ihnen auf, was er selbst — und hierin geht er bis in sein Ansehen zurück — gesehen und von andern glaubwürdigen Augenzeugen gehört hatte), jedoch er, obgleich nicht persönlich am politischen Verkehre theilnehmend, Verbindungen mit Männern seiner Zeit geknüpft haben mußte, welche seinem Stande fremd, doch in der Politik mit thätig gewesen waren. Dieser Umstand sowie, als seine eigenen Fähigkeiten, Kenntnisse und sein Fleiß, gaben den Chorherren zu Ravenna Anlaß, ihn zur Geschichtsschreibung aufzufordern und ihm das Erzkathedralarchiv dazu zugänglich zu machen). Das er daher zunächst schrieb, that er im Auftrage der Chorherren, unter welchen er lebte, doch nicht ausschließlich für sie allein, und alle seine Schriften sind die Frucht seiner zu Ravenna gewonnenen Rufe.

Den ersten Anlaß hierzu gab das Vorhandensein von „quibusdam mediocriter litteratis“, wie er selbst bemerkt, in dem Domarchiv zu Ravenna, welche die Chorherren entweder nicht lesen konnten, oder nicht verstanden, aber doch gern Kenntniss von ihnen haben wollten. Unter ihnen befand sich vornehmlich die lateinische Uebersetzung der *Chronik des Eusebios von Caesarea* vom heiligen Hieronymus, die von diesem bis auf die Zeiten des Kaisers Honorius fortgesetzt worden war, jedoch von Gervasius Ricobaldo, jedenfalls gegen besseres Wissen, irrig als ein Werk jenes Heiligen selbst genannt wurde.

3) Siehe hierzu besonders Muratori a. a. D. IX, 128. 4) Muratori nennt ihn a. a. D. IX, 101 einen *vir ingenio, sileo, gravitate et diligentia prout sua tempora ferebant, ac commendandus*.

Aus ihr machte er einen Auszug, nahm dabei noch die Schriften des Prosperus Aquitanicus, welcher die gedachte Chronik des Eusebius bis 449 fortgesetzt hat, des Miletus, Isidor, Eutrop, Paulus Diaconus, Rufinus, Peter von Trier, Paulus Drosius, Bede, Eigbert, Mar. Scotus, Titus Livius von Padua, welcher wunderlicherweise zuletzt genannt wird, und Anderer aus späteren Zeiten zur Hand und schrieb aus ihnen eine allgemeine Geschichte von der Schöpfung der Welt an bis zum Jahre 1298 zusammen, wozu er von 1251 an sich selbst und Andere seiner Zeitgenossen als Quellen benutzte. Das ganze Werk ersahen ihm, zufolge eigenen Geständnisses, als eine Ernte aus vielen Obstbaumstangen, die er wiederum als einen Obstgarten betrachtete und ihr auch den Titel Pomarium (nicht Pomerium oder Pomoerium, wie die Handschrift es nennt) als Kränzel des geistigen Appetites beilegte<sup>5)</sup>. Er widmete es dem Erzbischof Michoel zu Ravenna, welcher durch seine Ermunterungen dazu ihm die nächste Veranlassung gegeben hatte, in einer so bescheidenen Sprache, daß er eingesteht: „proinde si quae eleganter dicta repereris, scito quod non ex meo ingenio manaverunt; si quae vero ruditer dicta, mihi adscribito. Nec mirum, si non eleganter sunt dicta; tenuis est enim ingenii vena, et pluribus occupatum ad ea, quae valuisse, defecit, quasi praecipiti et praepropero studio scribendi.“ Nach seiner eigenen Angabe theilte er dieses Pomarium in sechs Hauptabschnitte, deren erster die Geschichte der Völker und ihrer Vöhrerren von der Schöpfung der Welt bis auf Abraham, der zweite bis zur Erbauung Roms, der dritte bis auf Christi Geburt, der vierte vom Kaiser Augustus bis zum Jahre 1298 erzählt. Der fünfte gibt eine Geographie nach Anleitung des Drosius; der sechste behandelt die Begründnisse der Heiligen des alten und neuen Testaments, das Leben der Päpste und der Bischöfe von Antiochien, Jerusalem, Alexandrien und Ravenna, doch oft nur in bloßer Namensverzeichnung, bis auf die Zeiten des Verfassers herab.

Die Handschriften davon im Vatican zu Rom und in den Bibliotheken zu Gese und Wolfenbüttel seien den ganzen Umfang des Werkes enthalten. Die erste genau Notiz von demselben gab der bereits erwähnte ravennatische Schriftsteller H. Rubens 1590, der es aus einer Handschrift des Vatican kennen gelernt zu haben scheint, wenigstens beruft er sich bei seiner Benennung desselben ausschließlich auf diesen codex<sup>6)</sup>. Gleichzeitig gedachte der Niederländer Peter Scriver, welcher eine Handschrift davon in einem Prachtexemplare

befas, es nebst anderen Chroniken herauszugeben; es kam aber nicht dazu, und weil dieselbe durch den Anlauf des Herzogs August von Braunschweig-Wolfenbüttel in die Bibliothek dieser Residenz gelangt war, so gerieth sie nochmals in die Hände Joh. Georg Eard's, welcher sie in seinem Corpus historicum medii aevi Tom. I, 1149—1224 mit der Aufschrift: Ricobaldi Ferrar. historia Imperatorum Romano-Germanicorum a Carolo Magno usque ad annum 1298 producta, mit Anlaffung nicht blos der praefatio des Verfassers, sondern auch des ganzen ersten und zweiten und des größten Theiles vom dritten Zeitabschnitte nebst dem fünften des vollständigen Pomarium abdrucken ließ. Auch ist darin die Beschreibung der alt- und neuzeitlichen Heiligengräber des sechsten Abschnittes gestrichen worden. Durch diesen Vergriff Eard's, der dadurch dem fleißigen Quellenschriftenfahmler Muratori widerfuhr, ließ sich dieser von seinem bereits gefaßten Vorfatze, das Pomarium Ricobaldi ebenfalls herauszugeben, nicht abhalten; vielmehr verglich er den Textabdruck bei Eard mit der ihm zu Gebote stehenden Handschrift der Bibliothek zu Gese, sammelte die abweichenden Lesarten, verbesserte die Fehler, füllte einige Lücken wieder aus und gab drei Jahre nachher dieses Buch zwar auch, wie bei Eard, abgedruckt, aber auch unter demselben Titel, wie dieser, in seiner Sammlung der Scriptores rerum italicarum Tom. IX, 107—192 nochmals heraus. Doch fügte er dieser Ausgabe die Vorrede des Verfassers an den Erzbischof Michoel zu Ravenna, die freilich nummehr bei so veränderten Umständen nicht mehr dazu paßt, sowie aus dem fünften Hauptabschnitte die Beschreibung de partibus Italiae secundum scripta Auctorum Sp. 187—192 hingu. Beide Herausgeber hatten bei Prüfung des vollständigen Werkes gefunden, daß dasselbe vieles Unbrauchbare für die Geschichte und noch mehr, was in anderen derartigen Chroniken zum Ueberflusse wiederholt zu lesen wäre, in sich faßte, und unbeschadet seines wahren historischen Werthes zur Ersparrung des Raumes füglich weggelassen werden könnte. Deshalb gaben sie dem von ihnen abgekürzten vierten Hauptabschnitte desselben auch einen anderen, zwar passenderen, doch mit der praefatio des Verfassers nicht zusammenstimmenden Titel und überschrieben den sechsten als eine historia Pontificum Romanorum.

Wir finden in diesem dargebotenen, sehr verstümmelten Werk unseres Prälaten gleichwohl das unverfälschte Bekenntniß von der ausgebildeten Richtung seiner politischen und kirchlichen Ansichten über den damals noch obwaltenden kirchenpolitischen Kampf zwischen den Beseßten und Abhellen, und der ersten Patrii abgeneigt, spricht er demgemäß im Sinne der letzteren auch vom Ursprünge des abendländischen Kaiserthums und seines Verhältnisses zum Papstthume so freimüthig und verständlich, als es sich von einem italienischen Geistlichen nicht, vielmehr von einem gelötischen Verbrecher des hierarchischen Epilemmes, deren es damals noch in Menge gab, erwarten läßt. Sogar der Verfechter zwar in dem Abschnitte de divisione Imperii dieses Werkes, daß das

5) Da der Verfasser selbst mit Angabe seines Grundes in seiner praefatio ad Michaelum dieser Schrift obliegen Kommen bezeugt, so ist höchst unwahrscheinlich, daß er nach Muratori's Vermuthungen derselben bei ihrer Ueberschrift nochmals erläutert haben sollte, wie in der Handschrift davon zu Gese zu lesen ist; vielmehr wird diese Bemerkung von einer andern Hand herühren.

6) Beigl. dessen Historia rerum Ravennat. p. 149 und 482. Nach dieser vatikanischen Handschrift hat Rubens jedenfalls den Namen des Ricobaldus durch den Vornamen Gervasius verdrängt.



weströmische Kaiserthum in der Zeit, als die Römer (Enat und Vell) mit ihrem Papste unter den von den Bangebarden erduldeten Bedrängnissen sich von ihrem Kaiser in Oßen, weil er sie hilflos gelassen, losgerunden und in Karl dem Großen, Könige der Franken, einen Schutzherrn und Kaiser für den Westen gewählt hatten, so hat er doch auch dabei zugleich den Ruch und die gewonnene feste Ueberzeugung, unversehrt einzugehen, daß eigentlich Karl der Große selbst das weströmische Kaiserthum geschaffen, und weil es nicht zu ändern gewesen wäre, die Römer und der Papst ihre Zustimmung dazu gegeben hätten. Er verräth sogar die Ansicht, daß dieses neue Kaiserreich unter den Karolingern erblich und nicht von des Papstes Zustimmung abhängig gewesen wäre, sowie er überhaupt auf die Gründung der weströmischen Kaiserwürde weniger dem Papste, als dem Volke und Senate zu Rom einen entschiedenen Einfluß zuschreibt. Doch hält er die Stadt Rom stets für die Wurzel und Hauptstadt dieses Kaiserreiches und ertheilt ihm ebendeshalb einen Vorrang vor dem oströmischen Kaiserthume zu Constantinopel, wenn auch das aus Schwäche der Kaiser wieder aufgeloßene Wahlrecht durch Nachlässigkeit der Franken und Italiener auf die Truifchen übergegangen sei. Darum gebühre seinen Inhabern der vornehmste Titel Imperatores Augusti, und den oströmischen Kaisern schlechthin der Titel Caesares. In die Schilderung der Regierung Kaiser Friedrich's II. webt der Verfasser ein merkwürdiges, bei den Italienern große Berühmtheit erlangtes Capitel de rudibus moribus in Italia ein, worin er sich als einen strengen Seitenrichter erheben läßt, und welches in spätere Chroniken oft wörtlich, so schon 1320 oder 1330 in die des mailänder Mönches Guastavicus de la Flamma übergegangen ist. In diese Kaiser geschichten sind außerdem noch viele Begebenheiten und Zustände von Italien, besonders von Ferrara und Ravenna, eingeflochten. Zur Geschichte der Päpste werden von den letzten 13, darunter auch die zu Avignon, nur die Namen derselben gegeben; sie sind aber ein fremder Zusatz aus dem 15. Jahrh. Doch ebenso kurz verfährt der Verfasser mit den Bischöfen des Borgenlandes; ein wenig mehr gibt er von der Geschichte der Erzbischöfe von Ravenna, die er bis zum Jahre 1294 fortführt, wie auch in den Handschriften ausdrücklich dabei bemerkt worden ist; hierauf folgt bei den Worten usque ad hunc Obisum scribit Ricobaldus von einer viel späteren Hand die Fortsetzung derselben.

Weil nun Rubens in seinem angeführten Werke zum Jahre 1292 Seite 482 von Gervasio Ricobaldo sagt, derselbe habe eine rerum Romanarum historia illiusque alio libro Epitome zu Ravenna geschrieben, in

qua cum nonnulla tractet de Ecclesia urbeque Ravennati, illi titulum ob id fecit Pomarium Ravennatis Ecclesiae, so schloß Eckard daraus, daß Gervasius Ricobaldus noch ein zweites, bis zum Jahre 1292 hineinreichendes Geschichtswerk geschrieben haben müsse. Dabei fügt er sich auf die Chronik des Guastavicus de la Flamma, der sie unter dem Namen Chronicon citirt, ferner auf die Bemerkungen der 1490 geschriebenen ferraresischen und eberanischen Annalen des Peregrinus Priscianus, sowie auf die in der Bibliothek zu Modena befindlichen Collectanen Caspar Zarbi's in Muratori's Antiquitates Estensisus 1, 79, und war ansänglich, ehe er eines Besseren belehrt wurde, der Meinung, diese nicht mehr in der Urchrift vorhandene Chronik sei nur noch in der italienischen Uebersetzung des Grafen Bojardo vorhanden. Allein das oben von Rubens ausführlich beschriebene Geschichtswerk ist, wie auch Muratori schon bemerkt hat, kein anderes, als das Pomarium, dessen der Geschichtschreiber Ravennas bereits S. 110 gedacht und welches Eckard selbst citirt hat, da man in der That doch die ebenfalls mit Karl dem Großen beginnende, bis auf Otto IV. herabreichende und dem Gervasius Ricobaldo irrig zugeschriebene Imperialis historia oder Romanorum Caesarum vitae nicht darunter verstehen kann, welche von dem Grafen Matth. Maria Bojardo 1475 zu Ferrara angeblich ins Italienische übertragen und von Muratori gegen seine bessere Einsicht im 9. Bde. seiner italienischen Querkritiksteller S. 291 — 420 mit dem Titel historia Imperiale di Ricobaldo Ferraresse herausgegeben worden ist, wovon der lateinische Urtext schon darum nicht mehr vorhanden sein kann, weil sie ein untergeschobenes Werk jenes Grafen selbst ist. <sup>7)</sup>

Ebenso hält Eckard ein drittes, im lateinischen Urtexte noch vorhandenes und Compilatio chronologica usque ad annum 1312 producta fälschlich überschriebenes Werkchen, jedoch mit Recht, für eine Arbeit des Gervasius Ricobaldo, und hat denselben, aus einer berliner Handschrift (dort mit der Chronik Zoo's von Charres und Jugo's von Fleury verbunden) entlehnt, auch unter dessen Namen in seinem Corpus histor. medii aevi 1, 1225 — 1298 einen Platz vergönnt. Es beginnt mit der Schöpfung der Welt und reicht angeblich bis 1312, richtiger aber bis zum Anfange 1313, wo es plötzlich abbricht und auf die 1402 stattgefundene Erscheinung eines Kometen in Italien überspringt, welchen ein nicht namhaft gemachter Bicar zu Mailand beobachtet und daraus Anlaß genommen hatte, diese Chronik mit seinen Betrachtungen über die Natur und Bedeutung der Kometen zu beschließen.

Muratori, welcher dieselbe im 9. Bande seiner genannten Sammlung S. 193 — 262 unverkürzt in Ermangelung einer anderen Handschrift davon mit dem Eckard'schen Texte wieder aufgenommen hat, bezweifelt die Auctorschaft des Gervasius Ricobaldo an derselben und theilt sie lieber einem Unbekannten zu. Denn, sagt er, da Gervasius Ricobaldus schon 1251 in seiner Hi-

7) Vergl. Muratori a. a. D. IX, 112. 8) Auch Muratori verkennt, wiewohl er diese Schilderung für eine Uebersetzung, namentlich der geistlichen Zustände, erklärt, es nicht, das ganze Capitel als ein Auszug des Ricobaldus in seine Antiquitates Ital. medii aevi II, 310 seq. wieder aufzunehmen.

9) Sceptil. v. G. a. R. Gese Ecclesie. LXII.

9) Vergl. Muratori a. a. D. IX, 261 ff.

istoria Imperatorum Roman. als Augenzeuge, ob-  
 schen damals noch Knabe, von Vorfällen spreche, also  
 1312 (1313) in hohem Alter gewesen sein müsse, so  
 fragt sich's, ob er dann noch gelebt oder in diesem Falle  
 auch noch Luß und Kräfte gehabt habe, Bücher zu  
 schreiben, zumal der codex, welchem diese Compilatio  
 entnommen worden ist, den Namen des Verfassers nicht,  
 sondern bloß Edward nach seinen Vermuthungen, welche  
 leicht täuschen können, angibt. Daher anzunehmen sei,  
 Gervasius Ricobaldus habe seine 1298 bereits fertige  
 größere Chronik, das Pomarium, Anderen mittheilen  
 können, welche sie schon 1314 zu ihrem Vortheile benutzt  
 hätten, unter welchen der den Gervasius Ricobaldus  
 überlebende Zeitgenosse desselben und Dominikaner Franz  
 Pipin ihm der wahre Verfasser der Compilatio gewesen  
 zu sein scheint, inwiewol dessen noch vorhandene Chronik  
 klar beweist, daß darin das Pomarium nur benutzt,  
 aber nicht, wie in der Compilatio der Fall ist, ausge-  
 schrieben worden sei. Auf Edward's Seite dagegen tre-  
 tend, find wir mit Beziehung auf die von Rubens ge-  
 gebene Notiz<sup>10)</sup> vielmehr der Ansicht, diese Compilatio  
 ehr. ist gar kein Auszug jener größeren Chronik, son-  
 dern ein von derselben ganz unabhängiges, für sich be-  
 stehendes Werk, zu dessen Grundlage aber für die Ge-  
 schichtserzählung von Adam und Abraham an bis auf  
 Kaiser Heinrich's VII. Aufenthalt in Oberitalien zu An-  
 fange 1313 dieselben Quellen gedient haben, welche im  
 Pomarium find benutzt worden, doch mit Zusätzen,  
 Veränderungen, Berichtigungen und sogar mit Wieder-  
 holungen. Der Auszug oder die Abkürzung eines größe-  
 ren Werkes pflegt, der Natur einer solchen Arbeit zu-  
 folge, niemals von seinen Quellen, wie diese Compilatio  
 es vom Anfang an gleichwol thut, Rechenschaft zu  
 geben, sei es aus Bequemlichkeit, oder aus Mangel an  
 Kenntnissen, oder Fäbigkeiten des Verfassers dazu, sonst  
 würde derselbe zur Rettung seines Verdienstes um eine  
 solche Arbeit sie gewiß anders eingerichtet haben. Allein  
 der gewissenhafte Verfasser der Compilatio schreibt dem  
 umwider da, wo er die Angabe seiner Quellen unter-  
 läßt, stets im Geiste und Style des Pomarium, oft  
 mit den Worten desselben, auch umwider unter denselben  
 Ueberschriften einzelner Abschnitte. Käpt er dort etwas  
 unbekannt oder im Irrthume, so trägt er hier die Be-  
 richtigungen, selbst mit Zusätzen, nach. Hier find auch  
 die eingestreuten kurzen Notizen über die Päpste oft  
 wörtlich aus der Historia Pontificum Romanorum des  
 Gervasius Ricobaldo wieder aufgenommen worden. Hier  
 wie dort find dem Verfasser die Begebenheiten und Zu-  
 stände Italiens, insbesondere der Lombardi während  
 der letzten 50–60 Jahre seiner Erzählung, von vor-  
 züglicher Wichtigkeit. Auch werden hier die Ereignisse  
 in Ferraro und Ravenna mit derselben Vorliebe wie im  
 Pomarium hervorgehoben, während dessen Verfassers  
 freisinnige Ansichten vom Ursprunge des weströmischen

Kaiserthumes und seiner Stellung zum Papstthume hier  
 wieder wörtlich vorgetragen werden. Ein Werk solcher  
 politisch-kirchlichen Richtung, wie das Pomarium, schrieb  
 damals schwerlich ein Anonymus auf eigene Rechnung  
 und Gefahr aus.

Entschuldigst sich endlich auch der Verfasser in der  
 praefatio zum Pomarium nicht wegen des Styles die-  
 ses Schrift, so tritt dagegen seine Gewissenhaftigkeit  
 unterkennbar hervor, wenn er in der Einleitung der  
 Compilatio erklärt: „Porro si in hoc opere appa-  
 ruerit quid erratum, Lector nequaquam miretur;  
 nam exemplaria ut plurimum depravata reperiu-  
 tur errore scriptorum; si in quoque ipse erravi,  
 veniam posco; nam quamquam non seite, at-  
 tamen egi fideliter.“ Dieser Entschuldigung bedarf die  
 Compilatio in der That auch für die Erzählung von  
 Vorfällen, die wenige Decennien oder Jahre ihrem  
 Schlusse vorangehen. Namensverwechselungen oder Wie-  
 derholungen und chronologische Irrthümer, wenn diese  
 nicht den Abschreibern zugemessen werden müssen, stoßen  
 hier hin und wieder allerdings auf und lassen, da sie in  
 der Historia Imperatorum und Paparum nicht vor-  
 kommen, wol auf einen hochbejahrten Verfasser, wie  
 Gervasius Ricobaldus war, schließen. Der ungenannte  
 mailändische Ricar aber, wie er sich am Schlusse dieser  
 Schrift nennt, ist derselbe nicht, weil er ohne Spuren  
 einer absichtlich oder ausfällig veranlaßten Austerlieude vom  
 Januar 1313 nicht so plötzlich auf den Februar 1402,  
 wie geschehen, in seiner Erzählung übergegangen sein  
 würde. Gervasius Ricobaldus konnte im J. 1313, wo  
 die Geschichtserzählung plötzlich abbricht, allerdings noch  
 leben, und damals etwa 72 oder 74 Jahre alt, mithin  
 noch fähig gewesen sein, die Compilatio, nach seit 1298  
 vorangegangenen Vorarbeiten, neuen angestellten Forschun-  
 gen und neuer Uebersarbeitung seines Pomarium und der  
 Historia Paparum, zu schreiben, und sie nicht nur mit  
 den Veränderungen, Zusätzen und Berichtigungen zu  
 versehen, sondern auch noch fortzusetzen. Hätten uns  
 die beiden Herausgeber seiner Schriften in den Stand  
 gesetzt, diese Compilatio ehr. mit einem vollständigen  
 Abdrucke des handschriftlichen Pomarium vergleichen zu  
 können, so würde sich auch der Umstand wegen des wahren  
 Verfassers der ersten Schrift ebenso sicher ermitteln  
 lassen, als es durch ihre Abkürzung der letzteren erschwert  
 worden ist. Uebrigens paßt auch in chronologischer Hin-  
 sicht die Ueberschrift dieser Arbeit nicht zum Texte, son-  
 dern ist vermuthlich erst von dem mailändischen Ricar  
 gemacht worden, der sich dafür nach der irrigen Angabe  
 des Verfassers in seiner Einleitung gerichtet zu haben  
 scheint, wo die Belagerung und Eroberung Brescia's,  
 womit die Schrift schließen sollte, ins Jahr 1312 gesetzt  
 wird, während die Geschichtserzählung derselben das  
 Jahr 1311 richtig angegeben hat. Ebenso ist hier  
 der Verfasser über die Vorfälle in Oberitalien in derselben  
 Zeit durchweg gut und richtig unterrichtet. Seine  
 Unwissenheit aber, ob Kaiser Heinrich VII. am Himmel-  
 fahrts- oder Pfingstfeste 1312 zu Rom gekrönt worden  
 sei, kann eher dem Gedächtnisse eines hochbejahrten Zeit-

10) In seiner Historia Ravennae. wo er S. 483 bemerkt:  
 Illucque alla libro Epitomen, was Edward und Ricartori über-  
 sehen haben.

genossen, der sein Werk 1313 schrieb, als einem hundert Jahre später lebenden Schriftsteller zur Last gelegt werden, weil dieser aus handschriftlichen Quellen für seine Zeit schöpfte, was bei Gervasius Ricobaldus in diesem Falle nicht stattfinden konnte, obgleich diesem sonst eher als einem anderen Compiler oder Epitomator seines Pomarium zuzutrauen ist, daß er sich seine Arbeit nicht erleichtert habe, da ihm die Quellenforschung für beide Werke aus Gewissenhaftigkeit unerlässlich ersähe.

Nimmt nun aber auch unser Verfasser das von ihm abgefaßte Werk, was bei einem anderen gleichzeitigen oder später lebenden Epitomator desselben weniger denkbar ist, nicht ausdrücklich, so weist doch die wesentliche Uebereinstimmung der praefatio zum Pomarium mit der Einleitung zur Compilatio ehr. ungenauungen darauf hin, daß diese aus jenem Werke geschöpft worden sein müßte, und beide unter den oben angegebenen Voraussetzungen nur von einem Verfasser herrühren könnten. Denn so gewissenhaft auch der Verfasser der letzteren Schrift sich an die Historia Imperatorum Rom. et Paparum meistens wörtlich gehalten hat, so sucht er sie doch auch schon vom Anfange derselben herein als ein Originalwerk dem Leser erscheinen zu lassen, wenn er z. B., abgesehen, was davon in seiner Einleitung gesagt wird, gewiß nicht im Sinne eines Epitomators, in der Compilatio bei der Regierung Constantins des Großen zu seiner Rechtfertigung bemerkt: „Eusebius Caesariensis hucusque scripsit historiam, ex qua Hieronymus suam chronica textuit, quam ego potissimum imitatus sum;“ oder bei anderen Gelegenheiten später, wo er von den alten Inschriften in der Kapelle der Lorenzkirche zu Ravenna, die er gelesen zu haben versichert, über von den Schicksalen des Boetius spricht: „sicut legi in quidam chronica.“ Indessen verschwenden mit der weströmischen Kaisergeschichte darin die Verfassungen auf Quellen, auch für die seiner Zeit sich nähernde Periode der Geschichtsverählung, wiewol sie dessenungeachtet die größere Chronik, d. h. die aus dem Pomarium entnommene Historia Imperator. Rom., welche für diese Zeiten ohne das schon als gewissenhaft erklärt worden ist“), mit Abänderungen, Verbesserungen oder Zusätzen anfüllt. In jener erscheint der Verfasser daher auch meistens als ein besser unterrichteter Chronist, als in diesem Werke, obgleich beide für die Geschichte des 13. und des Anfangs vom 14. Jahrhundert einen unentbehrlichen Quellenwerth besitzen. Die historische Treue, soweit sie nach damaligem Stande der Literatur vom Verfasser gefordert werden kann, hat er in beiden Werken bewahrt. Und gesetzt auch, wir hätten des Gervasius Ricobaldo Autorschaft an der Compilatio ehr. nicht retten können, so wird man doch zugeben, daß ihr unbekannter Verfasser die Glaubwürdigkeit desselben darin offenbar mehr in Ehren gehalten habe, als es in dem bereits erwähnten

elenden Nachwerke des Grafen Matteo Maria Bojardo (gest. 1494) geschehen ist, welcher dabei den Namen unseers Chronisten gemisbraucht und ihm dasselbe in seiner angeblichen italienischen Uebersetzung des Chronicon Imperiale, das im Uebersetzungs nichts zu finden ist, untergeschoben hat.

Im Uebrigen schreibt Jöcher dem Gervasius Ricobaldus auch ein, vermutlich in Handschrift gebliebenes, Compendium historiae romanae und eine Descriptio provinciarum orbis de origine urbium Italiae et ipsius Italiae primo incolatae zu, von welchen nur letzteres dem Muratori in Handschrift, doch als ein schlechtes Nachwerk, bekannt ist“). (H. Rürs.)

GERVASIUS TILBERIENSIS (nicht Tilgeriensis, wie er irrthümlich auch genannt wird) oder Gervase aus Tilbury in der Landschaft Essex, stammte wahrscheinlich aus einer vornehmen Familie dieser Stadt, welche mit den Plantagenets zu deren Verwandten in naher Verbindung gestanden haben mochte, woraus die, auch noch gegenwärtig von den Engländern geglaubte, Meinung hervorgegangen ist, Gervasius sei ein Neffe (nepos) König Heinrich's II. von England gewesen und eben deshalb von ihm zum Markschall des Königreiches Arclat erhoben worden, wovon er aber, wenn ersteres begründet wäre, in seinen und bekannten Werken gewiß etwas erzählt haben würde, da er sonst seine Verhältnisse und Beziehungen zu fürstlichen und andern hochgestellten Personen seiner Zeit in denselben gern erwähnt. Wäre er etwa, was gleichfalls nicht erwiesen ist, ein natürliches Kind der Familie Plantagenet und deswegen verschwiegern gewesen, so hätte doch jener Renard, der sein Recht an Arclat hatte, ihn nicht zu seinem Markschall in diesem Königreiche machen können. Man hat aber früher schon an diesen Ueberlieferungen in dieser sowohl als in jener ersten Beziehung mit Recht gezweifelt.

Gehoren um die Mitte des 12. Jahrh. oder bald nach derselben, genos Gervasius seinen Unterricht in englischen oder wol gar auch in französischen Schulen und legte hier den Grund zu seiner vielseitigen Gelehrsamkeit, die ihm bei seinen Zeitgenossen einen großen Namen verschaffte. Obgleich er die Chronologie und das canonische Recht, nebst der altclassischen Literatur fleißig studirt und sich die Würde eines Magisters erwerben hatte, so begab er sich doch frühzeitig und zwar zunächst an den Hof König Heinrich's II. von England, welcher Wissenschaft und Kunst liebte und für die gesammte geistige Bewegung in seinem Reiche der eigentliche Mittelpunkt war; und weil sich dieser König sammt seiner Familie oft, zuweilen auf längere Zeit, in seinen französischen Besitztungen aufhielt, so fand Gervasius in dessen Gefolge auch Gelegenheit, Frankreich kennen zu lernen. Wir wissen indessen dlos, daß er dem Prinzen Heinrich dem Jüngeren, der noch bei Lebzeiten seines Vaters als König von England gekrönt wurde, sei es als Lehrer oder als Rathgeber, nahe gestanden und jedenfalls mit

11) Vergl. Muratori a. a. O. IX, 216. 221 und 224.  
12) So z. B. Muratori in seinen Antiquitates Italic. medi aevi I, 1049.

13) Siehe Tom. IX, 292.

diesem eine sehr verhängnißvolle Zeit durchlebt hat; unbekannt aber ist, ob er auch Theilnehmer an dessen Empörungen gegen seinen Vater, dessen Liebhaber er war, oder Mitwirster derselben gewesen sei oder nicht. Er selbst erzählt uns blos, daß er diesem jungen ritterlichen Fürsten, welchen auch die Franzosen liebten, mit Wärme und Aufopferung ergeben gewesen war, und über dessen frühen Tod (1183) noch in seinen späteren Jahren in die Klage ausbrach: *Cum obiit Henricus, coelum essurit et mundus abiit mendicus*).

Ob mit dem Tode dieses auch von andern Dichtern gefeierten Fürsten unser Gervasius Verhältnisse zum königlich englischen Hofe erloschen und ob er darnach noch länger in Frankreich verweilte, wo Heinrich der Jüngere gestorben war und Heinrich II. nebst seinen andern Söhnen sich noch aufhielt, läßt sich nicht bestimmen: er hatte aber, durch des Verstorbenen Gemahlin Margarethe, eine französische Königs Tochter, mit dem Hofe Ludwig's VII. und Philipp August's bekannt, sowie mit dem Erzbischofe Wilhelm von Rheims, wie Pissius berichtet, vertraut, gewiß viele angenehme und belehrende Beziehungen dorthin gefunden, ehe er nach Italien ging. Hier wurde er Lehrer des kanonischen Rechts zu Bologna, wo er mehrere tüchtige Schüler, so z. B. den von ihm selbst gepriesenen Johannes Pinnarelli aus Neapel, bildete, und von dort wanderte er vermutlich schon vor 1188 nach Unteritalien, weil er, nach seiner eigenen Erzählung<sup>1)</sup>, in gedachtem Jahre, in dieselblichen Verhältnisse zum Könige Wilhelm II. von Sicilien, in Salerno, Neapel und anderen neapolitanischen Städten verwickelt und besonders von Neapel aus auf Befehl jenes Königs den Aufstand der Palermitaner abzuwehren sollte.

Die auf König Wilhelm's frühen Tod folgenden Unruhen und Verwirrungen in Unteritalien trieben den Gervasius von dort vermutlich wieder weg, obgleich man sich von diesem Zeitpunkt an in Ermangelung der Nachrichten außer Stande befindet, den Verlauf seiner ferneren Schicksale chronologisch anzugeben. Vielleicht fällt in diese Zeit sein erster Besuch in Rom, wohin er später von Arles aus, wenigstens auf kurze Zeit, unter dem Pontificate des von ihm gefeierten Innocenz III. wieder zurückkehrte und wo er stets einflußreiche Ver-

bindungen unterhielt. Seine erste persönliche Bekanntschaft mit dem Welfen Otto von Braunschweig, dem Sohne Herzogs Heinrich des Löwen, den er nebst seiner Familie jedenfalls schon am Hofe Heinrich's II. von England hätte kennen gelernt, datirt er wahrscheinlich bei König Richard Löwenherz, dessen Liebhaber der junge Fürst war und der (1197) aus seine Kaiserwahl mit bedeutenden Opfern in Deutschland eifrig betrieb, im südlichen Frankreich gemacht. Otto, als römischer Kaiser der Vierte seines Namens, lernte des Gervasius gelehrte Kenntnisse und Gewandtheit in den Geschäften schätzen, übertrug ihm die Ausrichtung mehrerer wichtigen Staatsfachen und bestellte ihn endlich, sei es bei Abreise des 12. oder zu Anfange des 13. Jahrh., zu seinem Marschall († Statthalter) in dem den truthesten Kaisern damals noch zustandigen, dem Kaiser Otto selbst aber ganz unbekannten Königreiche Arelat, ob auch mit Uebervachung seiner von dem Oben Richard empfangenen Ansprüche auf die Grafschaft Poitou, auf welche er niemals verzichtet zu haben scheint, läßt sich nicht bestimmen<sup>2)</sup>. Zu Arles, seinem festen amtlichen Wohnsitz, besah er einen Palast, das Geschenk seines Kaisers, auf welchen auch seine, übrigens unbekannte, Gattin ein Erbrecht hatte, wie in seinen *Otii Imperialibus* erzählt wird.

Auf diesem Posten, der ihm seine früher erworbenen ausgedehnten Bekanntschaften in Frankreich genutzbar erhielt und erweiterte, blieb Gervasius spätestens bis zum Sturze Otto's IV. nach der Schlacht bei Bovines im J. 1214, welche den nun hilflos gelassenen Fürsten in sein Erbland zurücktrieb; und weil auch der Vertrag von Chinon im September des genannten Jahres ihm die englische Stütze für das Arelat geraubt hatte, so ist nicht unwahrscheinlich, und die Forschungen des braunschweiger Archivars Joh. Heint. Hoffmann unterstützen es, daß er seinen Marschall von dort zurückrief und ihn am Hofe seines unmündigen Neffen, Herzogs Otto des Kindes von Braunschweig-Lüneburg, zum Notar und Kanzler beförderte. In dieser Eigenschaft stellte er für den Fürsten 1215 eine Urkunde aus. In dessen soll er bald darnach, aus Rücksichten auf sein heranwachsendes hohes Alter, von diesem Herzoge ob multum ac fidele servitium, progenitoribus suis in partibus peregrinis praestitum zum Prospekt oder Vorsteher des Klementiner zu Eberdorf (Ebedesdorf) befördert worden sein, welches Stift er durch die Gunst seines jungen Fürsten mehrfach zu bereichern wußte. Ebenso verdankte er es seinen früheren, den Welfen geleisteten Diensten, daß Herzog Albrecht I. von Sachsen ihm und dem Kloster im J. 1233 die Durchfuhr ihrer Lebensmittel durch sein Land gestattete, und zwar, wie die Urkunde über diese Freiheit in dem von Hoffmann hinterlassenen handschriftlichen Chronicon Ebstorfense

1) Fast 30 Jahre nach dieses jungen Königs Tode gedankt Gervasius desselben gegen Kaiser Otto IV., dessen Obdium der Verstorbenen war, mit jactantischer Anhänglichkeit, wie aus folgenden von ihm verfaßten Versen hervorgeht:

Rosa formae singularis  
Marec. perit alter Paris,  
Illecebrator alter occubuit.  
Alter primus, non secundus.  
Illi Troja, huic mundus,  
Et jus omne perit.

Bergl. die unten behandelten Otii Imperialia bei Leubner, da. rarr. Brunswic. I. 164 seq. 2) Arzel. Lettwin. I. c. p. 863 seq., wo es für die obige Zeitangabe heißt: *Nonne anno, quo fuit Acon (Ptolemais) obsessa etc.*, womit nur die im Sommer 1189 begonnene und einige Jahre dauernde Belagerung von Ptolemais gemeint sein kann.

3) In seinem Schreiben an den Prospekt Joh. Marquard oder Marcus von Hildesheim bei Leibniz a. a. O. I. 1005 nennt sich Gervasius auch in *regno Arelatensi Imperiali* *sive Marschalco*. Ueber Otto's IV. Ansprüche auf Poitou s. Pauli's Geschichte von England III, 273.

bei Rader ausdrücklich sagt, ob *ipsius dilectionem maxime ac iuge servitium, quod per multos annos coniunguere nostris carissimis de Lüneburg in partibus peregrinis exhibuit* <sup>1)</sup>. Nochmals erscheint Gervasius in einer Uebersicht Herzogs Otto des Kindes vom Jahre 1234 wieder und ist in derselben allen übrigen Zeugen vom Stande und Range vorgezogen worden, woraus Rader auf sein hohes Ansehen bei Hofe dieses Fürsten schließt. Nach demselben Schriftsteller soll er 1235 in hohem Alter gestorben sein. Alle anderen über ihn vorhandenen und bekannten Nachrichten kennen weder die erwähnten Verhältnisse, noch das Todesjahr dieses merkwürdigen Mannes.

Dass dieser Kanzler und Propst Gervasius der Kaiser Otto, wie auch andere Nachrichten erzählen, eine Reihe von Jahren mit Ergebenheit gedient hatte, gewesen sei, kann zwar nicht mit voller Uebergewissung nachgewiesen werden, ist aber durch die von Rader mitgetheilten urkundlichen Beziehungen auf die den Western im Auslande geleisteten Dienste sehr wahrscheinlich, und Gervasius hätte schon bei seinem Ableben ein Alter von mindestens 76 Jahren erreicht. Als er aus Frankreich nach Zeuthen kam, war er vielleicht schon Witwer; auch weiß man nicht, ob er Nachkommen hinterlassen habe, wie denn überhaupt seine Familien- und verwandtschaftlichen Verhältnisse in England gänzlich unbekannt geblieben sind. Kaiser Otto IV. war mütterlicherseits der Enkel Heinrich's II. von England; wäre nun Gervasius, wie schon erwähnt, Neffe dieses Königs gewesen, so würde nicht allein von diesem selbst, sondern auch ganz besonders vom Kaiser und dessen Neffen Otto dem Kinde ein namhaftes Gewicht darauf gelegt werden sein, wovon uns auch die Otia Imperialia wenigstens theilweise voraussetzlich Kunde hätten geben müssen; diese aber lassen uns den Gervasius vielmehr in sehr zweifelter Stellung vor dem Kaiser erscheinen <sup>2)</sup>, während die urkundlichen Nachrichten Otto's des Kindes, der durch seines Großvaters Heinrich des Löwen Gemahlin ein Großnkel Heinrich's II. von England war, ihnen wichtigen, wenn begründeten, Umstand zu seiner Bevorzugung am Hofe dieses Herzogs schwerlich verschwiegen haben würden, vielmehr nehmen sie hierzu ausschließlich seine langjährigen treuen Dienste zum Vorwande. Auf das Zeugnis der englischen und deutschen Literaturhistoriker, sowohl der früheren, als der neueren Zeit, ist, weil Einer dem Andern ohne Prüfung

nachgeschrieben und Keiner von ihnen die wichtigen, in den Otia Imperialibus eingeflochtenen Notizen über des Verfassers Leben berücksichtigt hat, in der That Nichts zu geben <sup>3)</sup>.

In den Jahren seiner Blüthe ragte Gervasius als ein kluger und gewandter Staatsmann hervor und hatte sich bei seinen Zeitgenossen einen ausgedehnten Ruf erworben. Seiner Staatsweisheit aber dienten, zufolge der politischen und sittlichen Richtung jener Zeit, nur die Grundzüge des kanonischen Rechtes und der Hierarchie zur Unterlage; daher er, wenigstens in den uns bekannten Schriften von ihm, niemals den Geistlichen verheimlichen kann, wenn er auch kein geistliches, vielmehr ein weltliches Amt, so wol deren mehr zu verschiedenen Zeiten bekleidet hatte. Er hatte diese Grundzüge in den Schulen, welchen er seine wissenschaftliche Ausbildung verdankte, eingeflozen, sich daneben aber auch mit dem klassischen Alterthume, besonders den römischen Schriftstellern, den Kirchenvätern nebst andern Schriftstellern des früheren Mittelalters und vorzüglich mit der Geschichte, welche er besonders liebte, sehr vertraut gemacht. Anziehende Stellen und Gemeinplätze aus römischen Prosaikern und Dichtern nahm er gern bei seinen schriftlichen Arbeiten in die Feder und wusste sie passend anzubringen. Er selbst machte Verse, und wenn er durch sie etwas erheben wollte, schrieb er in lateinischen Reimen. Seiner Arbeiten sind indessen viele, aber nicht alle zu unserer Kenntniss gekommen. In der Hauptsache haben sie — wozu eine der anderen zur Grundlage dient — den Kampf der Hierarchie mit der weltlichen Herrschaft, d. h. mit dem König- und Kaiserthume, zum Gegenstande, auf welchen Gervasius schon frühzeitig durch den Kampf seines ehemaligen Fürsten, Heinrich's II., mit der geistlichen Macht aufmerksam gemacht werden sein mochte; doch ist er nicht der finstere Vertheidiger der Grundzüge Gregor's VII., vielmehr sucht er diese zu mildern und mit denen der weltlichen Machtgeber zu versehen. Zwar sucht er auf den Grund der Ausprüche des alten und neuen Testaments zwischen der priesterlichen und weltlichen Macht eine Gleichheit herzustellen, zu der sie auch von Gott und Christus beschieden sei; weil er ferner aber eine höhere moralische Bedeutung als dieser unterlegt, sie auch von allen leibenschastlichen Verirrungen frei spricht und sie deshalb über jene setzt, so bringt er heide natürlich zu Gunsten der ersteren in ein so auffallendes Missverhältnis zu einander, dass ebendadurch die weltliche Macht in Abhängigkeit von dem Priester- oder Papstthume, in welchem die Fülle der Macht ihren wahren Sitz habe, herabgedrückt werden muß. Führt er dieselbe ihrerseits auch auf den Vertreter Christi, den Apostel Petrus, unmittelbar zurück, so behauptet er gleichwol andererseits, dass sie der Bischof oder Papst zu Rom (Solefiscus) erst vom Kaiser Constantin bei dessen Begegnung von da nach By-

4) Bergl. Joach. Joh. Mader, Gervasii Tilberienensis de imperio Romano etc. commentatio p. 146 seq., wo auch bemerkt wird, dass obige Urkunde 1209 dem Herzoge Erich von Sachsen-Lauenburg wieder erneuert und bestätigt worden sei. Herzog Albrecht I. war Schwiegersohn Herzogs Otto des Kindes. 5) Die Stelle in Leibnizens *Scriptoribus rer. Brunsv. I.* 964, wo Gervasius von einem vornehmen Besuche aus England bei ihm zu Salerno spricht, konnte wol auf seine Verwandtschaft mit dem englischen Königshause hindeuten, wenn er nicht seinem Vathe, dem Bischof Hilary von Exeter, die Hinförmigkeit selbst mit ihm selbst absprieche, sondern dieselbe für ihn lediglich dem englischen Königshause zuschreibe.

6) Sie alle, so Bulwin, Feland, Gare, Kanter, Pissus, Mader, Bess, Weidom und Andre, geben in ihren Werken nur das Jahr 1210 an, in welchem Gervasius gestorben soll.

lang für das Abendland zwar mit allen kaiserlichen Insignien (!) erhalten habe, aber ohne die eine weltliche Herrschaft, die der Kaiser für sich und seine Nachkommen auf dem Throne vorbehalten hätte, ausüben zu dürfen, gleichwol das pontificium gegründet habe. Erst durch Karl den Großen (in der That schon durch Karl Martell) sei auf Antrieb des Papstes diese Abhängigkeit vom griechischen Kaiserthume zerstört worden; und wenn dabei auch eine Doppelherrschaft in Rom entstanden wäre, weil dem neuen abendländischen Kaiser die Schutzherrschaft über die Kirche und Italien zugefallen werden mußte, so wäre doch die Abhängigkeit desselben, sogar bei dem Aufkommen der Kaiserwahl unter den Deutschen, niemals verschwunden, weil der Papst dieselbe zu bestätigen und zu weichen sich immerdar vorbehalten, dadurch sich die Obergewalt gerettet und den Kaiser zu seinem Diener gemacht hätte. In Ermangelung sicherer historischer Kenntnisse weiß Gervasius seit der Gründung dieses abendländischen Kaiserthums gleichwol sein helles Licht über die Stellung desselben zum Papstthume zu verbreiten, sondern sucht durch halb wahre, feichte und faule Gründe unter Verwirrung seiner mystischen Begriffe vom sacerdotium regnum und imperium die Abhängigkeit des ersteren vom letzteren als uralte göttliche Einrichtung zu beweisen und ihre Gleichstellung unter einander zu bezweifeln. Das Papst- und Priesterthum bleibt, dem Kaiser- und Königthume gegenüber, in seiner Schilderung jenes Verhältnisses, trotz der lauten Einreden der Geschichte, stets steckstein, unvergänglich und untheilbar, während er die weltliche Macht, wenigleich als ursprünglichen Bestandtheil der päpstlichen, von Reid, Eifersucht und Zwietracht erfüllt, als verunreinigt, theilbar und vergänglich erschein lassen und als Gnadengeschenk (beneficium) des heiligen Stuhles zu Rom betrachtet, damit ihre Inhaber sich stets zur Dankbarkeit, Hochgiebigkeit und Verträglichkeit gegen den Papst verpflichtet halten sollen. Sei auch die Person des Papstes, meint er ferner, zuweilen die gehorsamen Rücksichten nicht werth, so müßten sie doch des Stuhles wegen, auf welchem derselbe sitze, gewissenhaft befolgt werden<sup>1)</sup>. Nichtsderoweniger erscheinen ihm alle Dinge auf dieser Welt, die Kirche ausgenommen, die nur nach Vollkommenheit strebe, der Veränderung und dem Wechsel der Zufälle, der Bewegung und Unruhe, der Freude und der Trauer bloßgestellt, sobald es nur in lichten Augenblicken fogar der kaiserlichen Majestät vergönnt sei, die trostenden Töne der Harfe David's zu vernehmen. Zur Tröstung der Gewalthaber in solchen Fällen können, schließt er, die leichtfertigen und trügerischen Vorpiegelungen und Erzählungen fader Schwärmer und lügnerhafter Spasmacher, welchen gleichwol die Großen nur zu oft ihr Ohr gönnen, nicht dienen, sondern ernsthafte, auf die Geschichte und Erfahrung gestützte Schilderungen von dem Wechsel der Zustände auf Erden.

1) Bzegl. hierzu den Schluß des Capitels der Otia Imp. de Imperatoris Romanorum post Karolum M. und des 35. Cap. der *Mirabilia de virgula*, quae per obedientiam ferunt.

Solche Gedanken und Ansichten beschäftigten den geistvollen Magister Gervasius schon zur Zeit seines Aufenthaltes am englischen Königshofe, und er unterhielt damit auch den König Heinrich den Jüngeren, welcher, davon eingenommen, ihm auftrag, sie niederzuschreiben und ihm mitzutheilen. Dies that Gervasius auch in seiner Schrift *liber facietiarum*. Derselbe ist, wie sich leicht vermuthen läßt, keine Staats-, sondern bloße Unterhaltungsschrift für jenen jungen Monarchen, und wenn uns nur durch ihren Titel und durch einige auf sie gemachte Bezeichnungen seiner Otia Imperialia betanet, so müssen wir sie doch mit diesen als inhaltverwandt erklären.

Die Otia Imperialia, welche er als kaiserlicher Marschall zu Arles nach Ablaufe des Jahres 1211 (nicht im J. 1210, wie allgemein behauptet wird) als eine Trost-, Belehrungs- und Warnungsschrift für Kaiser Otto IV., der damals im Streite mit Innocenz III. lag, verfaßte, enthalten außer der Zugewand an den Kaiser, worin er sein wohlgeimeintes, doch mystisches und verwirrtes politisches Glaubensbekenntniß ablegt, in dem ersten Hauptabschnitte die Geschichte von der Schöpfung der Welt an mit Bekämpfung der Ansichten der Albigenser von derselben bis zur Sündfluth, und in dem zweiten die Geschichte von der Theilung der Söhne Noah's bis auf des Verfassers Gegenwart in gedrängter Kürze mit geographischen, statistischen und topographischen Notizen durchzogen. In dem dritten aber, *Mirabilia uniuscujusque provinciae, non omnia, sed ex omnibus aliqua überfriesen*, erkennen wir ein großes Durcheinander und Allerlei, womit der Verfasser seine seltene Belesenheit, seine auf Reisen eingesammelten Kenntnisse, seine fleißigen Erundigungen und Beobachtungen über die Wunder der Natur und zugleich auch, wenn nur immer möglich, über das Verhältniß der weltlichen zur geistlichen Macht, folglich im Ganzen seine jener Zeit eigenthümlichen flüster, leichtgläubigen, abergläubischen und priesterlichen Ansichten unterheben zur Schau stellt.

Man hat diese Otia Imp. genannte Schrift fälschlich oft eine Chronik genannt, was sie in der That nicht ist. Sie ist auch keine Weltgeschichte in unserem Sinne, sondern in der Hauptsache eine geschichtliche Darstellung der Ansichten ihres Verfassers von der Entstehung der verschiedenen Reiche seit der Welterschöpfung bis auf die Zeiten Kaiser Otto's IV., mit Rücksicht auf das Verhältniß des Priesterthums zu den Staaten, und ebendeshalb mit vielen Zusammmenhang für des Kaisers Verhalten, für welchen sie zunächst, doch nicht ausschließlich geschrieben worden war, gegen jenen, insbesondere gegen den Papst Innocenz III., mit welchem Otto damals im Streite lag. Je nach der ihr vorgesetzten Zugewand könnte man sie zwar für eine Staats- oder publicistische Schrift erklären, was auch in der Ansicht des Verfassers lag, in der Ausführung aber nicht gelungen war<sup>2)</sup>. Gern hätte er dieses *devotum opus*

2) Heinrich Weiborn der Jüngere nennt sie eine *paramecia dehortatoria*, die er dem Kaiser nach Italien geschickt habe.

servitutis suae, heißt es dort, dem Oheime des Kaisers (Heinrich dem Jüngeren von England) gewidmet; da ihm aber dieser (durch seinen frühzeitigen Tod) entziffen worden sei, so sehe er sich ihn, den Kaiser, als den Würdigeren dazu aus. Doch bittet er um dessen Gnade, ut non ex Vestra voluntate (? dignitate) iudicetis, quod oblatio, sed ex affectu offerentis, qui, quod desuit in oblationis tantillae pretio, suppletivo votivo mihi auctori desiderio. Gleichwol sandte er dem Kaiser diese Schrift nicht unmittelbar, sondern dessen Secretair, dem ihm vertrauten und freundschaftlich ergebenden Propste Johann von Hildesheim mit der Aufseherung zu, erst zu prüfen, ob sie auch eines ansehnlichen kaiserlichen Geschenkes würdig wäre. Aus dieser Erbeten, auf eigennützig Absichten hindeutenden Vermittelung geht hervor, daß Gervasius als Imperialis aulae Mariscalcus im Königrich Arelat, wie er sich in dem Schreiben an diesen Fürsten nennt, dem Kaiser eigentlich persönlich nicht so nahe stand, als man wol glauben möchte. Die Wirkungen davon auf den Kaiser zu Gunsten des Verfassers kennen wir nicht; doch möchten wir vermuthen, daß Gervasius nun erst bleibend in dessen Nähe oder doch als Rathgeber an den Hof von dessen unumgänglichem Besien, Otto dem Kinde, vielleicht schon 1212, oder bald nachher gerufen worden und nach Otto's IV. Tode (1218) auch ein treuer Diener der Wesen geblieben sei.

Obgleich dieses Werthen durch Abschriften in England und Frankreich, wo es fleißig gelesen und benutzt wurde, früher bereits bekannt war, als vielleicht in Teutschland, so wendeten doch nachmals nur teutsche Gelehrte ihm die meiste Aufmerksamkeit zu. Der Professor Joachim Joh. Mader zu Helmstedt gab 1673 (nicht 1663) dasselbe aus einer eben nicht correcten und unvollständigen Handschrift unter dem nicht täuschenden Titel: Gervasii Tilberiensis etc. de Imperio Romano et Gothorum, Lombardorum, Brittonum, Francorum, Anglorumque regnis commentatio ex ipsius Otii Imperialibus ad Ottouem IV., Imperatorem rhodensibus in 4. heraus, setzte ihm seine umfangreiche Abhandlung de Arelati praecipue atque Arelatensi regno voraus, und theilte sonach bloß vier Capitel des zweiten Hauptabschnittes vom ganzen Werke öffentlich mit, wodurch freilich die falsche Meinung unter einigen Gelehrten hervorgerufen wurde, diese Abhandlung sei ein von den in ihr erwähnten Otii Imperialibus ganz verschiedenes Werk. Erst Leibniz widerlegte diesen Irrthum, indem er aus einer vollständigeren Handschrift die Otia Imperialia ad Ottouem IV., Imperatorem im ersten Bande seiner Scriptores rerr. Brunsvic. von

Seite 881 — 1004 veröffentlichte. Weil er aber in der von ihm dazu benutzten Handschrift mehrere Textstellen, sogar eine sehr große auf S. 912 entdeckte, so versäumte er nicht, dieselben mit Hilfe sehr alter codices zu Paris durch die angestellten Vergleichen des Pater Leong daselbst auszufüllen und die übrigen Fehler seines abgedruckten Textes durch die Emendationen et supplementa Otiorum Imp., welche er im zweiten Bande seiner genannten Sammlung S. 751 — 784 abdruckte, und für das volle Verständniß des Ganzen unentbehrlich sind, zu verbessern.

Im Uebrigen hatte bereits 1641 Franz Duchesne in seinen Historiae Francorum scriptoribus conatibus 1. 19 — 22 den Abschnitt De provinciis et urbibus Galliae der Otia Imp. bei Leibniz a. a. D. I, 915 aus einer pariser Handschrift abdrucken lassen, so wie derselbe auch im dritten Bande derselben Sammlung S. 363 — 373 unter der Aufschrift: Fragmentum de regibus Francorum et Anglorum ex libro de mirabilibus Mundi, qui alias Solatium Imperatoris, seu Otia Imp. nominatur etc., die Capitel 18 — 20 des zweiten Hauptabschnittes der Otia Imperialia bei Leibniz I, 933 — 947, ebenfalls aus einer pariser Handschrift zum ersten Male veröffentlicht hatte.

Durch seine Handschriften verleiht, hielt dieser gelehrte Franzose den dritten und letzten, Mirabilia mundi überschriebenen Theil der Otia Imperialia irrtümlich für das ganze Werk selbst, obgleich sein Auszug bloß dem zweiten Theile desselben angehört; andern Gelehrten dagegen, Engländer, Franzosen und Teutsche, unter diesen der Professor Mader und Jacob Thomasius, mit Berufung auf den Verfasser des Speculum exemplorum und auf das Urtheil Vincenz's von Beauvais, sind in einen andern Irrthum verfallen, wenn sie die Mirabilia orbis oder mundi des Gervasius für ein von den Otiiis völlig unabhängiges Werk halten, ungeachtet sie die denselben vorgesezte Praefatio Gervasii, welche ihnen nicht unbekannt geblieben sein konnte, noch mehr aber der Inhalt des Ganzen eines Besseren hätte belehren können. Gleichwol ist dieser Irrthum verzeihlich, da aus der Fassung der Mirabilia selbst gefolgert werden kann, Gervasius habe diesen Abschnitt nicht bloß für seinen Kaiser geschrieben, sondern auch zur Kenntniß des Papstes Innocenz III. bringen, ja jedem andern wißbegierigen Leser nicht entziehen wollen, worauf die beiden ersteren nicht so auffallen hinweisen. Der Titel Solatium Imperatoris, welchen mehrere alte Handschriften dem ganzen Werke geben, darf nicht befremden, noch weniger irr leiten, da dasselbe nicht bloß eine Ermahnungs-, sondern auch eine Trostschrift für den in Bedrängniß versetzten Kaiser sein sollte. Die Mirabilia mundi hängen, was man freilich übersehen hat, wegen ihrer Tendenz mit den andern beiden Abschnitten des ganzen Werkes der Otia Imp. zusammen, weil auch in ihnen, wie so oft in jenen, der Verfasser auf das untergeordnete Verhältniß der Kaiser unter die päpstliche Macht Bezug nimmt und den Kaiser Otto den schuldigen Gehorsam gegen den Papst Resz zur Pflicht macht,

9) Wie sehr ihm aber an des Propstes Beistand dabei lag, erübt sich aus dem oben an denselben gerichteten Schreiben, worin es heißt: „ut ergo inter dulcedinem principis et devotionem subditi liberalitas vestra dextra medietur, ut quod in me operatur pia devotio ad merendum, te mediatore operetur effusa Principis largitas ad gratificandum. Profecto non modica vestri meriti portio redundabit in nos, si gratiam Augustulem ex gratia vestrae interpretationis sonserimus augeat.“

ja hier sogar die schroffen Grundsätze der Hierarchie vorträgt, was er sonst vermeiden hat. Sucht er sich auch allenthalben in dem Werke, sowie in der Vorrede dazu gegen jeglichen Vorwurf der Leichtgläubigkeit und Leichtgläubigkeit, gegen den Gebrauch lügenhafter und täuschender Nachrichten forgsam zu verwahren, so nimmt er doch in seinen *Mirabilibus* mündlich die Volkssagen, Legenden und andern Ueberlieferungen ohne alle Prüfung und ohne alles kritische Urtheil an, weil auch bei ihm, wie bei allen seinen Zeitgenossen, die Leichtgläubigkeit und die daraus fließende historische Geistesfaulheit mit dem Wunderglauben in enger Verbindung stehen. So nimmt Gervasius z. B. es mit andern seiner Zeitgenossen, zu welchen besonders der Bischof Konrad von Hildesheim gehört, für eine unbewiesene Wahrheit an, daß Virgilus, der zu der Ehre gelangt war, für das Ideal eines Zauberers zu gelten, durch seine mathematische Geschicklichkeit, welche der mit ähnlichen Zauberern sich gern beschäftigende, so eben genannte Bischof Konrad wenigstens nur magische Kunst nannte, eine Fliege aus Erz gemacht habe, vor welcher aus einer Stadt von großem Umfange alle lebendigen Fliegen geflohen wären, oder daß auf einer Seite des Fleischmarktes zu Neapel ein Stück Fleisch eingemauert worden wäre, in welches derselbe eine solche Kraft zu legen gewußt hätte, daß dort das Fleisch, wie lange es auch immer aufbewahrt werde, nicht fäulend, noch übelriechend würde; und dann vollends, daß der große römische Dichter mittels jener mathematischen Kunst durch zwei an einem Stadttore angebrachte Gesichter einen sympathetischen Einfluß auf die Begegnisse der Hereintretenden für alle Zeiten sollte zu Stande gebracht haben. Daher die Meinung von besonderen Kräften der Edelsteine, von ihrem Einflusse auf die Menschen u. s. w., wie im 28. Cap. der *Mirabilia* de virtutibus quorundam lapidum weitläufig abgehandelt worden ist <sup>10)</sup>. Ebenso treuherzig nimmt er unter seine Wunder und Werkvermögen die Fabel von dem englischen Schweinehirten auf, der durch ein Loch des Erdbores kriechend die Antipoden der nördlichen Erdhälfte auf der südlichen entdeckt hätte. Ingleichen gelte ihm die Täuschungen und Betrügerien der Geistlichen mittels der Heiligenbilder für wahre Wunder der Welt. Gleichwohl ernst und erhebt sich dieses Schriftchen in England ein so großes und bleibendes Andenken, daß es in der Uebersetzung von seinem innern Werthe seit 1380 mittels mehrerer Emissionen als Lehrbuch auf der Universität zu Exford empfohlen und vorgeschrieben wurde, dergestalt, daß den Studenten täglich nach Lese daraus vorgelesen werden sollte <sup>11)</sup>.

Wirklichen historischen Quellenwerth hat dieses ganze Werk des Magister Gervasius, obgleich es auch Chronicon genannt wird, nicht, ist dafür auch niemals erkannt, sondern im Allgemeinen, so von Heinrich Heimbom dem Jüngeren, sehr herabgesetzt worden. Es ist

vietmehr geeignet, die Begriffe und Vorstellungen seines Verfassers von der Bildung und dem geographischen Bestande der Staaten alter und mittlerer Zeit, von dem Ursprunge des Papst- und Kaiserthums, sowie von dem Verhältnisse des einen zu dem andern und endlich — der eingetragenen naturhistorischen und astronomischen Gegenstände dabei nicht zu gedenken — von dem kirchlich-geographischen Umfange der päpstlichen Herrschaft in den drei damals bekannten Theilen mit Aufzählung der Patriarchate, Erzbischöfthümer und Bischöfthümer, wie sie zur Zeit des Verfassers eben bestanden und wozu ihm die Benutzung der päpstlichen Archive geöffnet worden waren, und zu vergegenwärtigen <sup>12)</sup>; worin ein von den Geschichtsforschern noch nicht genug beachtetes Verdienst liegt. Freilich wird die schlechte Beschaffenheit des lateinischen Textes von der Benutzung des Buches abschrecken, und darum bleibt eine verbesserte kritische Ausgabe mit wiederhergestelltem vollständigen Texte zu wünschen übrig. Inmitten aber bietet die teutsche Monatschrift Jahrgang 1792. Band I, 138 fg. in einem kleinen Aufsatze von Lucanus unter dem Titel „Gervasio Untersuchungen für Kaiser Otto den Vierten“ allen Vorkommnissen und namentlich solchen, welche das Mittelalter in des Letzters schreien, durch seine, wenn auch nicht durchweg treffende Auswahl von charakteristischen Stellen der *Otia Imperialia*, einen schwachen Ersatz.

Die Gervasius an dieses Hauptwerk seiner gelehrten Thätigkeit die Hand legte, hatte er schon mehr andere Abhandlungen geschrieben, auf welche er in jenem theils aufmerksam macht, theils dafür aus ihnen auch geschöpft haben wird, als z. B. das *tricololumium*, i. e. de triplici statu regni Angliae, ecclesiae, regis et populi (auch *Tripartita Angliae historia* genannt), die Schrift de institutione Sancti regis, die *Historia terrae sanctae*, der er auch in den *Otia Imp.* einen Abschnitt widmet, de origine Burgundionum und die *Mappa vel descriptio mundi* ad Imperat. Ottomem IV. (wenn nicht dieses Werk einerlei mit den *Mirabilibus orbis* ist) dergleichen sind, während zu der ersten Classe seiner Schriften, außer den *Facetiae* ad Henricum Juniorem, das Buch de vita beatae Virginis et discipulorum gehört, welches wir auch, und zwar von ihm selbst, in den *Otia* bald unter dem Titel: de Vita beatae Virginis et sociorum, et eorum transitu, bald unter dem: de transitu beatae Virginis et

10) Von Portugal, das er mit Spanien zusammenrechnet, und von Teutschland scheint er sehr wenige Kenntnisse gehabt zu haben. Dagegen erfahren wir aus I. 900 bei Leibniz, daß Gervasius sich in seinen *Otia* ebenfalls auch bemühte, dem Kaiser Otto richtige Kenntnisse von seinem künftigen Aelste beizubringen. Ausführlich spricht von dem Buche G. Heimbom der Jüngere in seiner *Apologia pro Ottone IV.* p. 375 der Ausgabe vom 1660. Die Urtheile der andern älteren Historiker, die von dem Gervasius handeln, hat Madzer, wiewohl nur als mögliche Citationsquellen, in seiner Ausgabe der *Commentatio Gervasio de Imperio Romano* etc. p. 134 seq. unter der Aufschrift: *Judicium virorum clarissim. de Gervasio Tilber. scriptis, summopere exactis*, zusammengefaßt, wovon bloß die aus des Virgilius A. D. Hoffman's handschriftlichen Chronicon Historicoe geschöpften Nachrichten über Gervasius die meiste Beachtung verdienen.

10) Meissl, *Leibniz* a. a. D. I, 909 fg. mit S. 900 und 903. 11) *Wörter's Geschichte der Literatur* III, 260 fg.



gestis discipulorum angeführt lesen. Es ist darunter die mit Wundererzählungen angefüllte Geschichte von der Gründung einer der Mutter Gottes gewidmeten Kirche an der Meeresküste im südlichen Frankreich und von den Schicksalen der aus Judäa dahin geklüfteten Stifter derselben die Rede, wie sich auf einer Stelle der Otia bei Leibniz I, 944 errathen läßt.

Alle diese so eben angeführten kleineren Schriften des Gervasius sind nicht gedruckt, auch bloß dem Namen nach bekannt geworden. Dasselbe gilt auch von seinem Commentare oder den Illustrationen in utriusque Brytanniae historiam (Galfriedi Monacemutensis (Gosfrid's von Monmouth) libri IV, die er dem Kaiser Otto, wie Johann Pitseus behauptet, ebenfalls gewidmet haben soll, und von dem Dialogus inter magistrum et discipulum, wenn nicht, wie Tanner schon vermuthet hat, darunter die bei uns seltene Spottschrift Liber niger Scaccarii, seu Dialogus de Scaccarii iuribus, consuetudinibus et officariis verstanden werden muß, welche Thomas Wader 1711 zu London mit Anmerkungen in correctem Texte in Fol. herausgegeben hat. In einer diesem Buche vorgelegten Abhandlung zweifelt der Herausgeber an der Autorschaft des Gervasius, und glaubt vielmehr, daß es von dessen Lebzeiten von dem londoner Bischofe Richard von Ely, Rigels's Sohne, geschrieben worden sei, wiewol derselbe ein Zeitgenosse unseres Gervasius war<sup>13)</sup>. Einen besonders Werth legt mit großer Vorliebe der irländische Bischof Johann Nealeus auf das von ihm in seiner Jugend herausgegebene, sehr selten gewordene Werk des Gervasius: de tripartita regni Angliae historia sub illustrissimo Anglorum rege Henrico II, worin, außer einer Menge englischer Familiennachrichten, von den aus Wunderbare grenzenden Thaten jenes Königs, von der englischen Kirche und den königlichen Gerichtshöfen auf eine ebenso betrachtende als ansehnliche Weise gehandelt worden sein soll<sup>14)</sup>. Auch soll Gervasius, nach Tanner, Verfasser der Dialogorum liber unus<sup>15)</sup>, die aber Niemand weiter kennen will, sowie nach Meibom und dessen Quellen einer metrischen descriptio Balnearum Puteolanorum gewesen sein. Endlich schreibt man ihm, wöl ohne allen Grund und mit Verwechselung des Gervasius de Riktelepa (s. d. Art.), seines Zeitgenossen, welcher über diese Gegenstände unter denselben Titeln geschrieben

hatte, eine Schrift de saltu lacteo und eine de arte versificatoria et modo dictandi zu. (B. Ruse.)

GERVASIUS TORNACENSIS, Gervais von Tournay, nach Andren aus der Picardie stammend, lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., war Geborherr zu Soissons und dieselbst zugleich Lehrer an der Stiftsschule. Man hat von ihm eine Schrift: de divina quatuor energumenorum liberatione facta apud Suessones anno 1582, in qua sacrosanctae Eucharistiae vis et virtus eluxit (Paris. 1583.). Als eifriger Freund und Lehrer der Rednerkunst studirte er die alten und neuen Redner, sowie die Rhetorik überhaupt. Als Ergebnis seines auf dieselbe verwendeten Fleißes gilt nun sein zwei Bände starkes Werk unter dem Titel: les oraisons et harenques de Demosthène, prince des orateurs grecs, sur le fait et conseil des guerres contre Philippe roy de Macedone, avec les arguments de Libanius sophiste sur icelles philippiques. Im zweiten Theile befinden sich vier Reden gegen Demosthenes und Aeschines. Auch ist er Uebersetzer der Aeneide des Virgil ins Französische<sup>16)</sup>. (B. Ruse.)

GERVILLE (Ch. Alex. André Duhérisier de), ein sehr verdienstvoller Forscher im Gebiete der französischen Alterthümer. Geboren zu Gerville im Manche-departement am 19. Sept. 1769, verlebte er seine Jugend in uns unbekannten Verhältnissen und mochte seine wissenschaftliche Ausbildung kaum vollendet haben, als er 1792 sein Vaterland unter den Stürmen der Revolution verließ und nach England auswanderte, wo er an verschiedenen Orten als Lehrer der italienischen und lateinischen Sprache wirkte und sich daneben noch mit historisch-antiquarischen Untersuchungen beschäftigte, deren Resultate in den Proceedings of the Archaeolog. Association of Great-Britain abgedruckt worden sind. Nach Frankreich 1811 zurückgekehrt, lebte er in der Normandie in uns nicht bekannten Verhältnissen, wurde aber durch die Fortsetzung seiner historischen und antiquarischen Untersuchungen auf heimischem Boden des Mittelalters in mehrer gelehrte Gesellschaften gezogen; so war er Correspondent der pariser Akademie der schönen Künste und Inschriften und der königl. alterthumsforschenden Gesellschaft von Frankreich und Mitglied eines ähnlichen Vereines in der Normandie, welchen allen er mehrere werthvolle Abhandlungen und Denkschriften lieferte. Diefelben sind auch nur in solchen Vereinschriften abgedruckt worden.

So fanden seine Recherches sur les pays des „Unelli“ et sur les villes qui y ont existé sous la domination Romaine, dann sur les anciens noms des lieux en Normandie ein Aufnahme in den Mémoires de la Société des Antiquaires de France T. IV. 1823. und T. V. 1824., und seine Recherches sur

<sup>13)</sup> Walcott, Athenae Belgicae p. 288 und la Bibliothèque du Vardier p. 457 seq.

<sup>14)</sup> Walcott, Athenae Belgicae p. 288 und la Bibliothèque du Vardier p. 457 seq.

l'architecture des églises du département de la Manche in einem Briefe an den Präfecten dieses Bezirkes, de Bouffay, in den Mém. de la Société des antiquaires de Normandie Tom. I. 1825. Eine ebendasselbst befindliche Fortsetzung dieser Untersuchungen bilden seine Détails sur l'église de Mortain et sur la cathédrale de Coutances, wo auch sein Mémoire sur les anciens châteaux du département de la Manche und in Tom. II. 1825, seine Recherches sur les abbayes du département de la Manche und das second mémoire sur les anciens châteaux du même département zu finden sind. Seine Notice sur les temps romains dont on remarque encore les traces dans le département de la Manche mit zwei Kupfern stehen in den Mém. de la soc. des Antiquaires de France Tom. VII. 1826., während seine Recherches sur l'état des ponts de Cherbourg et de Harfleur pendant le moyen-âge mit seiner Réponse à ce dernier mémoire in den Archives am. de la Normandie 1826. gesucht werden müssen. Gerville starb in hohem Alter zu Bologne in der Normandie am 26. Juli 1853 \*).

**GERVILLIA** (Paläontologie). Im J. 1820 rkannte DeFrance (Diction. des sc. naturelles XVIII. p. 502) in zahlreichen, sehr gut erhaltenen Steinernen aus dem dichten Kalksteine von St. Colomb und Umgegend im Département Manche den Typus einer eigenthümlichen Conchiferngattung, die er unter dem Namen Gervillia mit folgenden Charakteren zeichnete: gleichklappig, ungleichseitig, sehr verlängert, schwach gebogen und flach, höchst wahrscheinlich flachinn in der vordern Ende, wo das Schloß liegt und jede Klappe in der Richtung der Schalenkrümmung schwach aufgeworfen ist; drei schiefe Gruben für eben so viele Bänder, zwei derselben unter den Wirbeln, die dritte etwas weiter davon entfernt, 5 bis 6 kleine, schiefe Zähne unter den ersten beiden, zwei lange parallele und einige andere kleinere über der dritten Grube; ein Muskeleindruck dem Schlosse gegenüber. Für die einzige Art, welcher alle jene Steinernen angehörten, schlug DeFrance wegen der äußern Ähnlichkeit mit Solen die Benennung Gervillia solenoides vor und bildete sie im Atlas des Dictionnaire ab. Sowerby nahm die neue Gattung sogleich in seiner Mineral-Conchologie Greatbritanniens auf, verwechselte die Charakteristik und bildete drei Arten Englands ab. Darauf fügte Cubes Dreßlungschamps (Mém. soc. Linn. Calvados 1824. I, 129) vier weitere Arten aus dem französischen Juragebirge hinzu, Phillips in seiner Geologie von Yorkshire II, 211 noch 5, Römer in seinem norddeutschen Vollst. und Kreidegebirge 7, Graf Mün-

ster in seinen Beiträgen zur Petrefactenkunde IV, 11, Dunker 4 und einzelne Arten verschiedener Lagerstätten Dröbages, Krauß, Portlock, Klipstein, Forböt u. A. So ist die Zahl der Arten dieser Gattung auf etwa 40 gesteigert worden und ihre Verbreitung in allen Formationen vom deronischen Gebirge an bis zum Kreidegebirge nachgewiesen worden. Das Maximum ihrer Entwidlung fällt in das Juragebirge; flurische, tertiäre und lebende Arten aber sind noch nicht beobachtet worden. Leider sind die Exemplare häufig in einem zur systematischen Bestimmung sehr ungenügenden Zustande und darauf hin dennoch viele Arten aufgestellt worden, so daß sich bei einer strengen Prüfung die Zahl der wirklichen Arten mindestens auf die Hälfte reduciren würde. Einen besondern Monographen hat die Gattung noch nicht gefunden, weil es schwierig ist, von den verschiedenen Localitäten zur Untersuchung hinlänglich brauchbare Exemplare zusammen zu bringen. DeFrance hatte gleich zuerst den Gattungstypus sicher erkannt und nur einige Charaktere der einzigen ihm vorliegenden Art mit in deren Diagnose aufgenommen. Die terminale Stellung der Wirbel, und der dicke, gradlinige, schiefe gegen die Längsachse der Schalen gerichtete Schloßrand gehören zu den wesentlichsten generischen Charakteren. Ihre systematische Stellung findet Gervillia neben der ebenfalls nicht über das Kreidegebirge hinaus existirenden Gattung *Lococeras* und den lebenden *Crenatula* und *Melina*, mit denen sie eine besondere Abtheilung in der Familie der Malleaceten den *Utriculaeren* gegenüber bildet. (Giebel.)

**GERVINUS**, der 23. Abt in dem Benedictinerkloster zu Saint Riquier in Pontthieu (im jetzigen Département der Somme)<sup>1)</sup>, stammte aus einer angesehenen und wohlhabenden Familie im Gebiete von Loon, wo er zu Anfang des 11. Jahrh. geboren wurde. Zum geistlichen Stande bestimmt, erhielt er seine geistliche Ausbildung an der Kathedralschule zu Rheims, „geriet aber durch das Lesen der alten Dichter auf unsittliche Abwege und war schon dem Abgrunde des Verderbens nahe, als er noch zeitig genug zur Einsicht gelangte und für immer dem Studium der alten Literatur entsagte, um sich ausschließlich frommer Lectüre zuzuwenden.“<sup>2)</sup>

1) Das Leben dieses Abtes erzählt sehr weitläufig Hariulfus, ein Zeitgenosse desselben in seiner Geschichte des Klosters Saint Riquier (Chronicon Centulense I. IV. c. 13—36), abgedruckt in E. d'Hervey's *Spicilegium veterum aliquot scriptorum* Tom. IV. p. 419 seq. (K. u. v. 3. de la Harre. Tom. II, 291 seq.) Im Auszuge gibt die Biographie von S. Mabillon in den Act. SS. ord. S. Benedicti Saec. VI. P. II. p. 318 seq. Ein anderer sehr dürftiger Auszug aus einer neueren Chronik desselben Klosters findet sich in den Act. SS. Martii Tom. I. p. 282 seq. 2) Als Beitrag zur Charakteristik der letzteren häufig angestrichenen Frage, ob die alten Schriftsteller in den christlichen Schulen zu lesen seien oder nicht, mag die betreffende Stelle der Chronik (I. IV. c. 13) hier Aufnahme finden: „Sed, ut fieri solet, cum adolescens grammaticae operam daret, et paulo senius ipsorum jam carminum vim perpendere, animadvertit inter ea quaedam, quorum omnis intentio haec erat, ad utriusque luxuria

\*) Bregl. Quérard, La France littéraire III, 338 und das vollständige Repertorium von Gerdsdorf. 1854. I. Bd. S. 312. Auf die Notice sur la vie et les ouvrages de M. de Gerville par Lép. Delisle (Valognes 1853.) können wir bloß verweisen, da diese Schrift, auch aus Frankreich 1853, nicht mehr verschafft werden konnte.

Nach der Beendigung seiner theologischen Studien erhielt er ein Kanonikat an der Kathedrale zu Rheims und vermalte, da dessen seine Ältern gefordert waren, das Vermögen der Familie, überließ jedoch alsbald diese Sorge seinem Schwager und trat als Mönch in das Benediktinerkloster zum heiligen Vito zu Verdun. Mit Richard, dem Abte dieses Klosters, machte er um das Jahr 1027 eine Reise nach dem heiligen Lande und bald nach seiner Zurückkunft wurde er (wahrscheinlich um das Jahr 1035) auf Verlangen des Königs Heinrich I. zum Abte der reichen Benediktinerabtei zu Saint Riquier ernannt. Sein hauptsächlichstes Bestreben ging nun vorerst dahin, die finanziellen Angelegenheiten seines Klosters zu ordnen und den Besitz der bedeutenden Güter, welche dieses in Frankreich und England erworben, aber gegen die Infraktionen mächtiger Nachbarn zu verteidigen hatte, zu sichern und die Lasten und Verbindlichkeiten, welche an diesem Besitze haften, abzulösen. Er machte zu diesem Zwecke mehrere Reisen nach England und wurde von dem Könige Eduard stets mit Auszeichnung aufgenommen und von Edith, der Gemahlin desselben, mit großem Wohlwollen behandelt. Als er einst in das Schloß eintrat, kam ihm diese sogar entgegen, um ihn mit einem Kusse zu empfangen, er wehrte jedoch demselben so entschieden ab, daß ihm die beleidigte Königin Anfangs zürnte, sich jedoch bald wieder besänftigen ließ, und später über die Entschamung des frommen Mannes so gerührt war, daß sie ihn mit einem kostbaren Gewande beschenkte. Nachdem Gervinus für die Verstärkung aller Befestigungen des Klosters gesorgt hatte, dachte er auch an die innere Ausschmückung desselben. Er erbaute eine prächtige Krypta und brachte darin eine Menge Reliquien berühmter Heiligen zusammen, welche er theilweise wieder anderen Kirchen und Klöstern schenkte; auch legte er eine Bibliothek an und schenkte keine Kosten, um sich Handschriften ausgezeichneter Werke der kirchlichen Literatur zu verschaffen<sup>4)</sup>. Trotz aller dieser Bestrebungen aber vergaß Gervinus seine geistlichen Pflichten nicht; seine Frömmigkeit war musterhaft und eine gleiche verlangte er auch von seinen Untergebenen, welche er übrigens sehr liebevoll behandelte. Er besaß eine seltene Rednergabe und bekehrte durch seine Ermahnungen viele Sünder. Da er übrigens keine Erlaubniß besaß, außer seinem Kloster solche Busspredigten zu halten, so wurde von mehreren eine Klage gegen ihn bei dem römischen Stuhle erhoben. Der Papst Leo IX. beschied ihn vor sich, um ihn zur Rede zu stellen, wurde aber alsbald von der Frömmigkeit und

den Tugenden des verehrten Mannes mit solcher Bewunderung erfüllt, daß er ihm die Erlaubniß ertheilte, zu jeder Zeit und an jedem beliebigen Orte zu predigen. Gervinus widmete sich bei vorgerücktem Alter nur frommen Betrachtungen und sein Geist wurde immer mehr von allem weltlichen Treiben abgezogen, so daß er Engel zu sehen und ihnen Gesang zu hören glaubte. Der Ruf seiner Heiligkeit verbreitete sich weithin und viele Kranke wurden, wie sein Biograph erzählt, durch den Genuß des Wassers, worin er seine Hände wusch, gesund. Am Ende seines Lebens hatte Gervinus noch schwere Leiden zu erdulden. Er wurde nämlich von einem böartigen Ausfusse befallen, welcher allen Bemühungen der Ärzte widerstand und welchem er am 3. März 1075 erlag<sup>5)</sup>. Nach seinem Tode waren die Spuren des Ausfusses verschwunden, die Merkmale fortdauernder Kastriungen aber waren geblieben<sup>6)</sup>. Die Kirche feiert sein Andenken am 3. März.

Gervinus, der zweite Abt des Benediktinerklosters Dudenburgh, nicht weit von Ostende in Flandern<sup>7)</sup>, um die Mitte des 11. Jahrh. geboren, war von geringem Herkommen, verschaffte sich aber dennoch die Mittel, um zwei Reisen nach dem heiligen Lande zu machen und Rom, sowie andere durch ihre Heiligthümer berühmte Städte zu besuchen. Da er nach seiner Heimkehr seiner Frömmigkeit wegen von Verwandten und Bekannten angefeindet und überhaupt sein höheres Streben von seiner Umgebung verkannt wurde, so widmete er sich dem geistlichen Stande, bezog sich in das Kloster St. Winoc in der Diöcese Ypern und wurde nach Beendigung der nöthigen Vorbereitungen von dem Bischofe zu Therouanne zum Priester geweiht. Er lebte nun einige Zeit als Einsiedler in einem Walde bei der Abtei Corbie, wohnte dann als Klausner neben der Peterskirche zu Dudenburgh und ließ sich darauf wieder als Einsiedler bei der Bergstadt Cassel nieder. Der Ruf seiner Frömmigkeit verbreitete sich bald durch ganz Flandern und veranlaßte die Mönche des Klosters zu Dudenburgh, ihn zu ihrem Abte zu wählen. Er nahm die Wahl nur mit großem Widerstreben an und übertraf alle seine Untergebenen an Demuth und heiligem Lebenswandel. Besondere Vertrauen hatten zu ihm die Geistlichen und er heilte, wie sein Biograph erzählt, viele vom Teufel Besessene und Wundschützige. Gegen Gottlose verfuhr er mit unerbittlicher Strenge und von Ungerechten, mochten sie auch noch so hoch stehen, nahm er unter keiner Bedin-

referant, aut quomodo quis exploraverit vel explorare poterit, recensent: et dum talium acidus meditatio polluitur juvenis mens casta, tum juvenili fervore, tum turpium verborum auditione, maxime vere diaboli instinctu ad hoc coepit impelli, ut ea feceret quae tantorum poetarum acutissimae narratione celebrari.“

3) In der angeführten Ehrenmittheilung (s. 32) das Benehmen des von Gervinus erworbenen Bistums mitgetheilt; es enthält aber nur theologische Schriften.

4) Nach der Feststellung Robillon's in der Einleitung zur Biographie; Andere geben unrichtig das Jahr 1071 oder 1073 oder 1074 an. 5) Cap. 36: „In ipsius autem funtibus tantus virgine honoris decor apparuit, ut non tam virilis quam venerabilia septennem puerum imitaretur. Ex assidue autem geniculacionum in duplitis sed cubitis inventa est abducta cula excrevisse.“ 6) Geistliche Nachrichten über diesen Abt finden sich in der neuen Vita S. Gertrudis Confessoris et Abbatis collecta et edita per F. Gervinium Oetkenum (Cologne 1860.) beschäftigt sich meist mit Bekendungen; vergl. Act. SS. Aprilis Tom. II. p. 495 seq.

gung Geschenke für sein Kloster an. Für ihn selbst gab es ohnehin keine Bedürfnisse, wie er denn 40 Jahre lang weder Fleisch noch Fett genoß. Das Klosterleben beagte ihm indessen wenig, er legte deshalb sein Amt nieder und begab sich als Einsiedler nach dem Walde Gossfort im Raude Wars (im jetzigen Bezirke von Dennermonde), wo er sich ein Bethaus baute, worin er am 17. April 1117 starb. Die Kirche ehrt an demselben Tage sein Andenken. (Ph. H. Kuhl.)

GERWICUS (auch Gerwich, Gerwig, Herwig, 1) Herwig, Bischof zu Meissen seit 1106, dem dieselbe Bischofthum mehrere Erwerbungen verbandte; vergl. p. 8. die Urkunde vom 30. Mai 1108 bei Horn, Commentat. ponnallae in epist. Adelgoti p. 7. Ungeachtet der Noth, in welche Weisen um jene Zeit durch die Raubzüge slawischer Stämme gerathen war, machte Herwig die Gründung und Dotirung eines Mönchsklosters in Burzen möglich, sodaß man auf ihn die Entstehung des dortigen Collegiatstiftes mit Recht zurückführt (im Aug. 1114). Herwig starb wahrscheinlich im J. 1118 (nach Fabricius am 27. Juni). Vergl. *Cultes, Series episc.* Misa. p. 104—113.

2) Gerwid, Abt zu Rempen seit 1451, stammte aus der adeligen Familie von Simmetingen. Er wurde in die damaligen Kämpfe gegen die aufständischen Bauern im Allgau und gegen die Schweizer verwickelt; im J. 1460 am Buchenberg von den Schweizern geschlagen, legte er die Würde als Abt nieder. Daß er übrigens auch für die Hebung geistiger Interessen Sinn hatte, zeigt sich am deutlichsten aus dem Umstande, daß während seiner Amtsverwaltung die lateinische Schule des Klosters zu Rempen errichtet ward. Er starb im J. 1463.

3) Geremicus, aus dem Geschlechte Wolmundstein, ist bekannt als der Gründer des Klosters zu Waldsassen in Baiern, welches 1133 erbaut ward. Vergl. *Reusskii Chronologia monasteriorum Germaniae illustrum* p. 242 seq. (Dr. H. Brandes.)

GERY (Andreas Wilhelm de), ein gelehrter Augustinermönch oder Genovefianer des 18. Jahrh. In unbedenkten Verhältnissen am 1. Febr. 1727 zu Rheims geboren und dem geistlichen Stande zugewiesen, trat er, nach erlangter wissenschaftlicher Vorbildung, 1742 in die Congregation von S. Genoveide zu Paris, lehrte hierauf in seinem Ordensbause S. Vincent zu Sens die Philosophie, dann als Unterprior zu Ham die Theologie, predigte aber auch fleißig unter großem Zulaufe mit segensreicher Salbung und solchem Beifalle, daß er bald zum Pfarrer von S. Eger zu Soissons, hernach von S. Irenäus zu Lyon befördert wurde. Von Einfluß auf ihn waren die Bekantschaften, die er am ersten Orte mit Jib. James, am letzteren mit Rantagat machte. Doch ging er von da schon 1755 auf erfolgten Ruf als Chorherr in das Kloster S. Genoveide zu Paris zurück und trug hier wieder Theologie und Philosophie bis 1761 vor, in welchem Jahre er Abt desselben Stiftes geworden zu sein scheint; wenigstens bekleidete er diese

Würde späterhin wirklich. Unterdessen traf ihn, da er das Predigen vorzüglich in der Fastenzeit auch in Paris fortsetzte, das Mißgeschick, daß er sich durch einige improvisirte Stellen in seinem sermou sur le baptême die Ungnade des Erzbischofs von Paris zuzog, deshalb zwar eine Zeit lang nicht predigen durfte, aber sonst das Mißfallen jenes Prälaten in allen andern Verhältnissen so lange empfinden mußte, bis er 1778 zum Obergenerals seines Ordens in Frankreich erhoben wurde. Er starb übrigens, nachdem er kurz zuvor wieder entlassen war, die Kanzel von Neuem zu betreten, plötzlich zu Paris am 7. Oct. 1786 am Schlagflusse und hinterließ den Ruf eines ausgezeichneten Redners seiner Zeit.

Von seinen bei verschiedenen Gelegenheiten gehaltenen Reden und geschriebenen Abhandlungen sind viele, schon bei seinem Leben, gedruckt und nach seinem Tode mit andern seiner Schriften gesammelt worden, die unter dem Titel: *Sermons pour l'aveu, le carême, l'octave du Saint-Sacrement, et autres solennités; panegyriques, oraisons funèbres, prières, instructions diverses sur le symbole des Apôtres, la première communion, le renouvellement des vœux du baptême, la profession de religieuse et plusieurs autres sujets* zu Paris 1788. 12. in 6 Bänden erschienen. Seine sermons und instructions, die sehr beehrt und salbungreich sind, haben sich einen Kreis von Lesern auf die Dauer zu erwerben gewußt. Unter seinen Lehren zeichnen sich die auf den heiligen Augustin (1758) und auf den heiligen Ludwig (1777) aus, ebenso seine Leidenrede auf den König Ludwig XV. (1774), gleichwie sein Kloge de Jeanne d'Arc, dite la pucelle d'Orléans, welchen er in der Kathedrale zu Orléans gesprochen und 1781 zu Paris im Drucke hatte erscheinen lassen.

In seinen jüngeren Jahren gab Gery auch, als der Abt Valart in einer 1758 veröffentlichten Schrift die Ansicht der Benedictiner über den Verfasser des Buches von der Nachfolge Christi erneuerte und bekräftigte, eine vorzügliche Widerlegung desselben in seiner dissertation sur le véritable auteur du livre de l'imitation de Jesu-Christ, pour servir de repoudre à celle de l'abbé Valart (Paris 1758. 12.) heraus. Diese Schrift, aus den Papieren des Abtes von Saint-Eger, die ihm derselbe überlassen hatte, hervorgegangen, vertheidigt, wie man doch von ihm als Augustiner nicht erwarten konnte, weniger die Thomas von Kempen begünstigende Meinung, vielmehr hält sie sich im Allgemeinen an die Bekämpfung der Valart'schen Ansicht, welche dem Abte Joh. Gersen von Vercelli (s. d. Art.) als Verfasser jenes berühmten Andachtsbuches das Wort redet, dessen Christen Gery bekreitet. Jedoch machte Gery damit seinen Eindruck, weder zu Gunsten, noch zum Nachtheile seiner Abhandlung. Er war übrigens ein Mann, dessen Tugenden, Talente und Charakter besondere Achtung verdienten \*).

(B. Röse.)

\*) Vergl. Dictionnaire universel VII, 402; Beauvois, Diction. hist. Tom. I. und *Quérad*, La France littéraire III, 338.

GERY oder GERIUS (Robert), ein englischer, um die Literatur des Mittelalters sehr verdienter Gelehrter in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., war seinem Lebensberuf nach Schriftlicher und zum Pfarrer in Islington 1684, als sein Schwiegervater, der gelehrte Wilhelm Cave, von dieser Stelle als Domherr und Professor der Theologie nach Windsor versetzt worden war, befördert worden. Indessen widmete er seine Muße dem gelehrten Fleiße Cave's bei dessen Bearbeitung des schätzbaren Werkes, der *scriptorum ecclesiasticorum historia literaria*, wofür auch die Mitwirkung des äußerst thätigen jungen Gelehrten Selin. Wharton bis zu seinem frühen Tode 1693 gewonnen worden war. Gery's unermüdlicher Eifer dabei aber war besonders dadurch vom Werthe, daß er auf seinen Reisen in den Bücherschränken der Bibliotheken die noch unbekannten handschriftlichen Werke der mittelalterlichen Schriftsteller aufspürte und sie von Notizen über ihre Verfasser begleitete, durch die Aufnahme in das eben erwähnte Werk alsdann ans Licht zog. Ob er seinen Schwiegervater, welcher 1713 starb, überlebt habe, wissen wir, da auch Watt dies unbemerkt läßt, nicht; doch ist gewiß, daß seine rastlosen Forschungen in jenem Fache, wo Wharton viele Artikel der von ihm übernommenen Schriftsteller von 1300—1517 übergangen hatte, zur Verbesserung, Fortsetzung und Ergänzung des gedachten literar-historischen Werkes, welches bis zu Cave's Tode schon mehr Ausgaben zu London, und einige Nachdrücke zu Gens erfährt hatte, wesentlich beigetragen und namentlich der gerster Ausgabe von 1720 in zwei Folianten besondere Vorträge gewährt hatten. Ob in denselben aber seine und Wharton's Beiträge zu dieser Historia liter. von den Cave'schen Artikeln auch getrennt worden sind, wie sie im zweiten Bande der vorliegenden schönen baseler Ausgabe von 1741—1745 durch einen besondern Anhang unter dem Titel: *Appendix ad Historiam liter. clarissimorum viri Guil. Cave etc.* (bis zur Mitte des 16. Jahrh. hereinreichend) nebst den Concilien des 14. und 15. Jahrh. mitgetheilt werden, können wir aus Mangel an Einsichtnahme in dieselbe nicht bestimmen. Dagegen aber liesserte die dem zweiten Bande der londoner Ausgabe von 1688 unter Gery's Namen einverleibte Appendix ad hist. liter. scr. eccles. auch schon den Beweis, daß wenigstens dieses Gelehrten Beiträge abgehandelt sind gedruckt worden<sup>1)</sup>. Am Rande der appendix in der baseler Ausgabe sieht man die Anfangsbuchstaben der beiden Mitarbeiter den einzelnen Artikeln vorgelegt. Ueberdies gab Gery 1706 auch a Sermon on Pa. XCVI, 9. in 4. heraus<sup>2)</sup>. (B. Rüce.)

Robert Watt macht in seiner Bibliotheca Britannica I, 410<sup>a</sup> aus diesem Uebe zwei ganz verschiedene Personen, einen die Gery und einen Gery, welcher letzteren Wortform sich auch teufliche Gelehrte bei seiner Erwähnung bedient haben.

1) Bergl. die Acta Eruditorum Lips. ad ann. 1699. p. 153 seq. 2) Bergl. Joh. Fabricii Historia bibliothecae Fabricianae III, 185 und Ric. Hieren. Gundling's Handschriftliche Bibliothek der Gelehrtheit III, 4022 u. 4025 mit Not. Watt's Biblioth. britannica I, 410<sup>a</sup>.

GERYON [Γερών], Geryon], GERYONES [Γερώνες, Γερώνες], GERYONEUS [Γερωνεύς]), der Sohn des Chrysaor und der Deianide Kallirhoe. Hesiod, der zuerst seiner Erwähnung thut, bezeichnet ihn als dreiföpfig<sup>1)</sup> und berichtet<sup>2)</sup>, daß ihn Herakles tödtete bei den Kindern auf der Insel Erythraia an jenem Tage, als er die Kinder nach Tyrus trieb, nachdem er den Okeanos durchschritten und den Orthos (welcher der Hesiod nachher<sup>3)</sup>) als Erstling des Apphaon und der Chidna und als Hund des Geryones genannt wird), sowie den Kinderbirten Eurytion getödtet hatte im dunklen Stalle seines Okeanos. In der Folgezeit haben sich Dichter, Geographen und Historiker an der Behandlung und Beschreibung der Sage betheilig<sup>4)</sup>, Einiges geändert oder anders vorgetragen, Vieles weiter ausgeführt, neu hinzugehen, genauer bestimmt: so daß des Herakles Zug nach dem fernen Westlande, sein Kampf um die Herde des Geryon und seine Rückkehr mit derselben zu einem der berühmtesten von seinen zwölf Abentheuern geworden ist. Aus diesen Schriftstellern schöpfen Apollodorus, bei dem sich die umfangreichste Erzählung über Geryones findet<sup>5)</sup>, und spätere Mythographen, von denen einige manche eigenthümliche Notiz bringen<sup>6)</sup>, Historiker<sup>7)</sup> und Dichter<sup>8)</sup>. Auch

- 1) Zuerst bei Aeschylus, Agam. 837. Item. 2) Die vorsteh. Hexam. zuerst bei Pindar, Isthm. I, 13; Dithy. fr. 58. fr. incert. 146. Bergl.; die andere bei Herodot. Hist. IV, 8. 3) Die älteste, schriftlich überlieferte Namensform, da sie bei Hesiod vorkommt; im Raminio freilich nur bei dem Schol. zu Apollon. Rhod. IV, 1399, wo dieselbe jedoch von B. Dindorf in der pariser Ausgabe des Thesaurus von H. Stephano Vol. II, p. 613 ebenfalls bezweifelt wird, und bei dem Schol. zu Hesiod. Theog. 287. — Die mit Gemälden versehenen Spangeln bieten, soviel ich sehen kann, nur die Form Γερωνες. Auf einer der malten Bas. alterthümlichen Schil. findet man den Namen CARYPONES geschrieben (C. Gerh. v. Asterl. Griech. Vasenbilder Taf. CV. CVI. 2. Th. S. 77).
- 4) vgl. vgl. vgl. Theogon. 287. 5) Theogon. 289 seq. Die ähnliche Stelle Bk. 979 seq., deren Verfasser den Geryones außerdem den Richten aller Sterblichen nennt, ist ohne Zweifel interpolirt. 6) Theogon. 300 seq. 7) Die genaueste Bezeichnung der betreffenden Schriftsteller in dem Gymnasialprogramm: Hercules secundum Graecorum poetas et historicos antiquiores descriptus et illustratus ab A. Vogel. (Hals. Saxenoni CIOIIOCCXXX.) Auch die attische Komödie zog den Geryon in ihren Kreis, natürlich zum Spottbild, vgl. A. Meineke. Fragm. Com. Gr. Vol. I, p. 351. Vol. II, p. 323. 8) Biblioth. II, 5, 10. 9) Raminio bei der Mythograph. Vaticanus I, 68. p. 23. ed. Bode, auch Philoponus, De incred. CCXXV und XL. Bergl. auch Joann. Pradanus De Heraculis laboribus C. X. (p. 352 seq.) der Mythographen von Beckermann; Eudocia Violar. in Anecd. Graec. ed. Villot. p. 97 u. 214 seq.; Tietze Chil. II, 322 seq.; Erius v. Vergil. Aen. VII, 662; Mythogr. Vat. II, 152 und III, 13, 6; Hygin. fab. XXX u. CLI. 10) Mit Diodor von Sicilien Biblioth. IV, 17 u. 18, der, indem er den Herakles von Kreta aus mit einer starken Flotte gegen den reichen König Chrysaor und dessen drei Söhne nach Aethien in die Gegend von Cadix ziehen läßt, eine Aufzählung der Sage gibt, in welcher die drei Söhne des Chrysaor an die Stelle des dreiföpfigen Geryones gesetzt sind, womit zu vergleichen die Angabe des Mythogr. Vat. I, 68, nach der Geryon (idem tergeminus vel triceps) dicitur, qui tres fratres concordissimam fuerunt; Joann. Tietze. Chil. II, 323, 330, und fassen Lucina. Toss. C. 62 (in Ann. 21. 11) Namentlich Quintus Smyrnaeus, Posthomer. VI, 249 seq.

die bildenden Künstler haben den Kampf des Geryon mit dem Herakles von früh an bis spät hin häufiger dargestellt, sowohl im Zusammenhange mit den übrigen Abenteuern des Letzteren, als auch allein für sich<sup>19)</sup>.

19) Die uns bekannten bildlichen Darstellungen gehen von der Zeit des Kaiserthums des Augustus (Passau, Græc. descr. V. 19, 1.) und des amphiklischen Ägeon (an den Übrigen, nach den Worten des Pausanias III, 18, 3: *οὐκ ἠσπασέ τις Ἰπποδωροῦ ποῦς Ἰλίου*, zu schätzen, nicht sowohl der Kampf selbst, als das Fortdauern des Hiebes nach beendigttem Kampfe mit Geryones zu sehen war, wie auch auf einigen erhaltenen Bildwerken, — ob mit Darstellung des todtten Hiebes, vergl. Pyl in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft. 1853. S. 123, oder wenigstens mit Hindeutung auf den sich nahenden, dadurch, daß Herakles sich zum Kampfe ansieht, wie etwa bei Gerhard, Kunstz. Bildn. d. Helden. Taf. CV. Nr. 1, in sehr spätem) bis zu den spätesten Zeiten des römischen Kaiserthums hinab. Die ältesten, soweit von den nur durch Schriftsteller bekannten als auch von den bis auf den heutigen Tag erhaltenen Darstellungen und überhaupt die meisten unter diesen gehören in die Kategorie derer, welche das Abenteuer selbständig und abgesondert behandeln. — Ueber die verloren gegangenen Kunstwerke vergl. Müller's Handb. d. Archäologie. S. 410. Ann. 4 und das dort Angeführte. Die ausführlichste Uebersicht und Beschreibung der erhaltenen Bildwerke gibt de Witte in den *Nouvelles Annales publiées par la section Française de l'Institut archéologique*. T. II. (Paris 1838.) p. 109 — 129 und p. 296. Ann. 7. In Bezug auf die Zeit der Verrückung und auch auf ansehnliche Gräben nehmen den ersten Platz ein die Basenbilder, eine flutische Reihe, von der ältesten bis zur neuesten Zeit, bis zu der Zeit des Kaiserthums der Kunst in Griechenland hinab. Ein vollständiges, kurzgefaßtes Verzeichniß der bis zum Jahre 1843 ihm bekannt gewordenen Basenbilder bringt Gerhard a. a. D. S. 76 ff. Ann. 75 und 76. Die in London und in München befindlichen haben, jene Birch und Kemton in dem Catalogue of Greek and Roman Vases in the British Museum (London 1851), diese neuerlich D. Zahn in der Beschreibung der Basensammlung König Ludwig's in der Pinakothek zu München (München 1854.) unter Nr. 81. 308. 337. 407 berücksichtigt. Das erste und damals einzig bekannte hermonische Monument mit dem Kampfe des Herakles und Geryones publicirt Willing in im J. 1813 in den *Vases peintes de diversas collections pl. XXVII* (wiederholt in Guignault's Religions de l'antiquité pl. CLXXX. n. 664); zwei, darunter an erster Stelle das ganz besonders interessante, jetzt in München (Nr. 337) befindliche Werk des Gephyrion und Gephyrion's de Witte in den zu den Nov. Ann. gehörenden Monument. pl. XVI u. XVII (wiederholt in Guignault a. a. D. pl. CLXXX bis n. 664, und in Panoff's akademischer Abhandlung von den Namen der Basenbilder Taf. IV. Nr. 9) und auf der Nov. Ann. hinzugefügten pl. c; vier mit dem Kampfe und eins mit der Fortreibung der gemonnenen Rinder (Gerhard S. 76), wenn nicht vielmehr mit der Darstellung des Kampfbildes vor dem Kampfe (S. Ann. 12) Gerhard's in den neuesten Basenbildern Taf. CIV—CVIII, und eins mit dem Kampfe selbst in den Kuppeln Basenbildern des Königl. Mus. zu Berlin Taf. X. — Dagegen ist der Geryonkampf nur auf einer einzigen Münze bekannt, die von de Witte zu Nov. Ann. 1838. pl. c herausgegeben und in Guignault's Rel. de l'antiquité pl. CLXXX bis, n. 664 a wiederholt ist. Doch führt Zorag (Basenbilder ant. T. II. p. 81. Ann. 11) noch eine andere Münze (Wanze, von Alexandria in Ägypten, aus dem sechsten Jahre der Herrschaft des Antoninus Pius) mit dem zu den Füßen des Herakles, der zwei Löwe nach rechts, aufgestreckt daliegenden Geryon an. Der Appos des zwei dieser Löwe ist den Hornen behenden Herakles selbst sehr ähnlich, auf den Münzen von Alexandria (Lindet, Doct. num. vet. T. IV. p. 66.) und Münzen in Marmor ist nur eine Gruppe aus untere Zeit gekommen, die zu Ophi gefunden, in den vaticanischen Sammlun-

Wir stellen die wichtigsten Abweichungen, Zusätze und genaueren Bestimmungen, welche im Verlaufe der Zeit bei den Schriftstellern und in den Kunstwerken zu Tage treten, nach den wichtigsten Punkten, die zur Betrachtung kommen können, in dem Folgenden zusammen. — Die Genealogie des Geryon ist stets dieselbe geblieben. — Seine Gestalt anlangend, so finden wir, daß einer der spätesten Dichter ihn, ganz so wie der älteste, nur mit drei Köpfen versehen kennt<sup>20)</sup>, während er aufwächst, in Visconti's Mus. Pio-Clement. T. II. l. VII — freilich, was den Geryon anbetreff, nicht ganz genau — abgebildet und darnach in Clarac's Mus. de sculpture pl. 300. nr. 3000 wiederholt. Sie stammt aus römischer Zeit, dient wahrscheinlich zur Verzierung einer Bauarbeit in Verbindung mit mehreren andern römischen Darstellungen von Abenteuern des Herakles, von denen drei (Herakles den Ziemer's tödtet, den Däuisus tötend, den Erubus fortjagend) zugleich mit ihr aufgefunden und in derselben Sammlung aufgestellt wurden. — Etwas größer ist die Anzahl der erhaltenen Darstellungen des Kampfes auf Marmorkleiden, obgleich dieselbe keineswegs der der Basenmilde gleich kommt. Sie dienen sich an Monumenten verschiedener Bestimmung, stammen aus römischer Zeit (mit Ausnahme etwa des einen auf dem Capitol zu Rom befindlichen, vgl. Beschreibung der Stadt Rom von Platner, Bungen u. s. w. 3. Bd. Abth. 1. S. 150), und zwar meist aus der späteren, und gehören in Uebereinstimmung damit meist einem Epitaph von Festungen der Herakleskulte an. So die an der Marmorkleide des Heli (Heliopolis, Monum. inédit 65; Zorag, Basen. ant. l. LXIII; Müller, Galien mythologique pl. CXIII. n. 424 k; Guignault, Rel. de l'ant. pl. CLXXX. n. 657); die an dem früher in Besitz der Familie Borja, jetzt im Mus. Borbon. zu Neapel befindlichen Marmor bei Milin, Gal. myth. pl. CXVII. nr. 453 (Guignault, Rel. de l'ant. pl. CLXXXIV. nr. 612); die vom Fries eines Herakleskultes der alten Stadt Calagorzi in Gallien (Du Mége, Description du Mus. des antiquités de Toulouse. 1835. p. 91; Clarac, Mus. de sculpt. T. II. p. 381; de Witte a. a. D. p. 127); die an einem Altare des carthaginiensischen Museums bei Visconti Mus. Pio-Clem. T. IV. t. B. nr. 3 und bei Armetini's Sculpture del Campidoglio t. 63; die an einem Altare der Galeria Giustiniana T. II. t. 135, auch bei Beger, Hercules ex antiquis reliquiis delinens, MDCC. nr. 4; ganz auch die von dem Sarkophag Orsini bei Beger a. a. D. l. XI. ur. 3 (ex n. Pighi); die an einem Sarkophag des britischen Museums (The Townley Gallery. Vol. II. p. 207; de Witte a. a. D. S. 128). Im Betreff einer Reliefdarstellung der Villa Borghese wird geschrieben, ob sie den Geryon enthalte oder nicht, vergl. de Witte a. a. D. S. 128. Ann. 2, — Beschreib. der Stadt Rom<sup>21)</sup> III, 3. S. 243. Wie es mit dem von Weidner in Müller's Handb. der Archäol. S. 676 angeführten Relief in Marmor aus pl. Torlonia II. 2 steht, vermag ich gar nicht zu sagen. — Auf geschnittenen Stein ist er uns gar nicht bekannt. Doch führt Zorag (Basen. ant. T. II. p. 61. Ann. 11) einen Intaglio mit einer Darstellung des Gegenstandes an. — Auf auch andere Bilder als Basenmilde des Geryones dargestellt haben, läßt sich auf der Stelle des Eufanos im Toxaris C. 62 schließen. Doch ist uns bis jetzt weder in Wandgemälden, noch auch in Reliefs (in Bild vorgetragen. — Darstellungen des Geryones ohne Bezug auf seinen Kampf mit Herakles sind ungerührt. Selbst die einzige sichere, welche ihn nicht dem Herakles gegenüber zeigt — das am Schluß dieser Abhandlung genauer zu beschreibende Bild — scheint sich auf der Rückseite einer Base, deren Vorderseite den Kampf vor die Augen bringt. Um so eigenthümlicher wäre es, wenn de Witte's Meinung (Nov. Ann. a. a. D. S. 127. Ann. 3), daß Geryon allein und in Ruhe auf einer gelassenen Münze dargestellt sei, das Wahre sei.

13) Brouse, Dianja. XXV, 236: *επιλόποτο κάδρα Γη-γοργος*.



ser Gattung der Kunstübung"). Sonst ist auf allen ältesten erhaltenen Bildwerken dem Geryon die vollständige dreiflügelige Gestalt gegeben. Erst ein späteres Vasenbild zeigt ihn mit drei Köpfen auf einem Leibe, also sowie ihn Hesiod sich gedacht haben mag<sup>21)</sup>. Auf den meist noch späteren, nicht dem Gebiete der Keramographie angehörenden Bildwerken gehen beide letzterwähnten Bildungsweisen neben einander her, so jedoch, daß die mit drei ganzen Leibern sich viel häufiger findet als die bloß dreiflügelige<sup>22)</sup>. Auch die Beflügelung wird auf den Monumenten angetroffen, und zwar in einer den Schriftstücken durchaus parallel gehenden Weise: nur zweimal, nur auf alterthümlichen Vasenbildern<sup>23)</sup>. Dagegen ist jenen eine zweiflügelige und zweileibige Darstellung des Geryones durchaus eigentümlich, in sofern es überall sicher steht, daß eine solche gemeint war<sup>24)</sup>. Noch mehr vereinzelt wurde die Bildung mit drei Stier-

köpfen da stehen, in welcher man den Geryon auf einem wenig ausgebreiteten erußförmigen Scarabäus erkennen zu können geglaubt hat<sup>25)</sup>. — In Bezug auf das sonstige Aussehen des Geryones geben die Schriftsteller nur allgemeine oder spärliche Andeutungen seiner Kraft und Stärke oder seiner kriegerischen Ausrüstung<sup>26)</sup>. Hier sind die Bildwerke die reichlichst fließende und selbst das Einzelne zur Anschauung bringende Quelle. Die älteren Vasenbilder zeigen den Geryones durchweg als vollständig gerüsteten und bewehrten Hopliten, ebenso wie die Giganten. Von der späteren da eine<sup>27)</sup> zwar mit nackten Oberleibern und nur mit einem Schwärze angethan, aber doch mit Helm, Beinshienen und den kriegsüblichen Waffen versehen, also in einer Ausstattung, die wir auf späteren Vasenbildern hier und da ebenfalls bei den Giganten finden; das andere<sup>28)</sup> abweichend mit einem reichverzierten Egiton, wie man ihn auf Wappern der Art sonst bei Königen zu finden pflegt, ohne Verhüllung, welche auch bei den drei an einander gewachsenen Köpfen sich selbstam ausgenommen haben würde, sonst mit Schwert und Schild. Auf den Monumenten aus römischer Zeit setzt sich die vollständiger Ausrüstung als Krieger fort, indem sich meist die schwere, nur dem römischen Brauche angepaßt<sup>29)</sup>, mehrfach aber auch eine leichtere, mit Helm und Egiton, findet; in Uebereinstimmung etwa mit der Auffassung als eines Herrschers, der zugleich ein starker und tapferer Kriegermann ist. Nur einmal wird durch die Kopfbedeckung der Barbar angedeutet<sup>30)</sup> und wiederum nur einmal trifft man den

verdeckt. Ihre Stelle kann danach etwa dicht unter der Brust angenommen werden (wo ungefähr sie sich auch auf dem dritten, in Ann. 27 genauer zu beschreibenden Vasenbild findet), wobei die Stelle des Caracius in Ann. 15 sehr wohl auch auf eine solche Gestalt passen würde.

23) Vergl. Gerhard's *Apul. Vasenbilder* Taf. X. 24) Das in Millingen's *Vases peintes* pl. XXVII und danach in Guignaut's *Rel. de l'ant. pl. CLXXX. nr. 104* abgebildete. 25) Diese kommt, soweit wir sehen können, nur vor in der skulpturischen Gruppe des Vatican, auf dem Fries von Salaparuta, auf der *Weger ex msc. Pighi* abbildlich mitgetheilten Geryonbild Darstellung und auf dem Geryonbild des britischen Museums. 26) Das erste dieser Vasenbilder ist das von Gerhard unter den „Ausstellungen“ a. a. D. bekannt gemacht. Das zweite, leider nicht herausgegebene, beschreibt die *Witte* *Nouv. Ann. a. a. D. p. 116* sq., der es im J. 1838 bei Millingen in Florenz sah, indem er über die Darstellung des Geryones bemerkt: Geryon, *GEYONNE* (rétrograde), est un triple guerrier, c'est-à-dire qu'il a trois têtes, trois corps, mais seulement deux jambes. Les ailes se rattachent au dos du corps placé au milieu, comme sur l'ampore de la collection de M. le duc de Luynes: les deux autres corps sont mourants et retombent l'un en arrière, l'autre aux pieds d'Hercule. Das von der Amphora *Witte* Gelyas ist irrig, wie die Abbildung bei Gerhard zeigt. Erst ist das über die Flügel des Geryones auf der Millingen'schen Bild Beschriftung in sofern die Wahrheit, daß man annehmen müßte, der Maler habe jenseit dem lebenden Leibe im Geryone die beiden anderen, schon dahingestorbenen geben wollen, so haben wir hier eine höchst merkwürdige und — sonst ich mich wenigstens augenblicklich erinnere — ganz vereinzelt vorkommende Auffassungswiese des Flügelbegriffs. 27) Die betreffenden beiden Gegenstände sind die zu *Nouv. Ann. a. a. D. pl. C* abgebildete kleine Amphora mit schwarzen Figuren und das in Gerhard's *Apul. Vasenbildern* Taf. X. Das letztere zeigt den Geryones mit zwei ganzen Körpern, das andere mit zwei Oberkörpern auf einem Unterkörper. Obgleich die *Witte* und Gerhard (*Nouv. Ann. p. 123* und *Apul. Vasenb. S. 16*) in Betreff der oben im Texte angeführten Annahme durchaus übereinstimmen und dieselbe für vollkommen sicher halten, so kann ich doch nicht eher fest daran glauben, bis mir wenigstens ein Schriftsteller für einen zuverlässigen Geryon beigetragen worden wird, da die betreffenden Vasenmaler bei der Bekanntheit der Dreiflügeligkeit des Geryon dem Beschauer wohl zumuthen konnten, sich den dritten ganzen Leib oder den dritten Oberleib als durch die übrigen verdeckt hinzuzudenken. Das ähnliche Abbildungen auf den alten Bildwerken auch sonst vorkommen, steht fest; vergl. z. B. *Wülker's* Denkmäler der alten Kunst, zweite Bearbeitung durch *Erlicke* *Wieseler. I. Bd. Taf. XIV. Nr. 53*.

28) Der Scarabäus findet sich in der Sammlung Böden und ist in den *Imprints de monum. gemmarum publicae dell' incisaio T. Cades. Cent. I. n. 26* herausgegeben mit der Erklärung: Geryone con tre teste di buo, und danach in Abbildung mitgetheilt von der *Witte*, *Nouv. Ann. a. a. D. p. 314*, der die Beziehung auf Geryon des Witters zu begründen versucht. Da auf das linke Arie gestufte Figur würde, abgesehen von den drei Stierköpfen, mit der des Geryon auf der Geryonbild Darstellung bei *Weger*, *Hercules* etc. t. XI. a. 3 ex msc. Pighi am meisten Ähnlichkeit haben. Von allen Dingen wäre aber zu beweisen, daß Geryon mit Stierköpfen gebildet werden konnte. Ich glaube viel eher, daß sich die Darstellung auf den *Wintars* oder dem *Antes-Lauter*, der ja von dem Verfasser der erbschönen *Argonautica* *Tab. 1350* als *rospes* bezeichnet wird, bezieht, indem ich der Kirche wegen allem auf *E. Martini's* *Abhandlung: Die Taloskage und das Carthagenische Lothen* (Zt. Petersburg 1851.) S. 44 ff. verweise, obgleich derselbe bemerkt, daß sie jetzt noch kein Kunsthut vorliegt, welches den *Antes* in Frage stellt zeigt. 29) *Jenes* z. B. an den in *Ann. 15* und 18 beschriebenen Stellen; dieses durch *Domas* (*Dionys. XXV. 236*) Bezeichnung des Geryones als *tellogos*. 30) Das in Gerhard's *Apul. Vasenb. Taf. X. 31*) Das nach Millingen *Vases peintes* pl. XXVII in Guignaut's *Rel. de l'ant. pl. CLXXX. nr. 664* wiederholte. 32) Es ist merkwürdig, daß *Clarac* (*Mus. de sculpt. T. V. p. 77* zu nr. 69000) schreibt: On parait avoir donné à Geryon une armure grecque ou romaine, qui ne lui convient pas. Was es immerhin sein, daß bei der Statue in der Gruppe des Vatican le bas de la cuirasse n'est pas le même et on voit pas le bouclier que la gravure place sous les pieds d'Hercule's, so sind doch römische Dornrösche und ähnliche Schilder bei dem Geryones der römischen Zeit fast ebenso regelmäßig, als bei dem griechischen Bildwerke die griechische Hoplitenträger. Auch Gerhard (*Beschreibung der Stadt Rom II. 2. S. 164*) erkennt „römische Kriegsausrüstung“ an. 33) *Witte*, de *Witte*,



überwunden und waffenlosen Geryon in ganz abweichender Weise völlig nackt an, so daß der Gedanke an ein reches Ungeheuer aus dadurch noch hervorgehoben wird<sup>33)</sup>. — In Betreff der Kinder, des charakteristischen Besitzthumes des Geryones, erfahren wir später, daß dieselben dem Helios gehörten; wie man gemeint hat<sup>34)</sup> auch auf Panspas' Gemäße<sup>35)</sup>, ausdrücklich nicht einmal durch Apollonios, da dieser nur sagt, daß der Gigant Alkionides des Helios Kinder von Erichthia weggeführt habe<sup>36)</sup>. Doch läßt sich an der Identität der Kinder des Geryones und des Helios nicht zweifeln<sup>37)</sup>. Als Kinder des Sonnengottes haben die Kinder des Geryones purpurrothe Farbe<sup>38)</sup>. In Bezug auf sie findet man den Geryones auch als Hirten erwähnt<sup>39)</sup>. Als einen Sterblichen wird man sich ihn schon frühzeitig gemerkt haben, da er ja gleich bei dem ältesten Gewährsmann der Sage durch Herakles getödtet wird<sup>40)</sup>; ein

König ward er aber gewiß erst durch die pragmatifizierenden Logographen, namentlich Hellanikos<sup>41)</sup>. Durch solche Deutler und ähnlich flüchtige Grammatiker wird er auch zu einer ungeschliffenen, thierischwild gekannten, frechen, schamlosen und räuberischen Person<sup>42)</sup>, während die attische Komödie ihn als Bild des Hochmuths und der Rederei mißbraucht. Erst später hört man auch von einer Tochter, Erichthia oder Erichthe<sup>43)</sup>, die von Heros der Kuretion geboren haben<sup>44)</sup> und nach einer Verlobung von Herakles mit den Kindern fortgeführt worden sein soll<sup>45)</sup>. Von dieser Erichthia wird dann der Name der Insel hergeleitet<sup>46)</sup>. Dieser Name bleibt so gut wie durchgängig der des Wohnsitzes des Geryones. Man sucht und findet aber diese Erichthia am häufigsten in Inseln, aber auch auf dem Festlande, in verschiedenen Gegenden. Meist in dem äußersten bekannten Westen und da wieder an verschiedenen Orten, in Tartessos, bei oder auf Gadeira, Lusitanien gegenüber, auf den blearischen Inseln, so jedoch, daß die Beziehung auf Gades, namentlich auch wegen der Berühmtheit des dortigen Heraklesdienstes, nicht allein bei den Schriftstellern die früheste, sondern auch überhaupt die dauerndste Geltung gewann<sup>47)</sup>.

Nouv. Ann. a. a. D. p. 127 über den Geryon auf dem Fries von Golaescrie, der übrigens in römischer Weise, mit Dornschiff und kleiner Ohlange, die sich sonst selbster findet, bebildet ist: Les coiffures des trois têtes ressemblent au bonnet phrygien; seulement la tête du milieu est plus grande que les autres.

34) Auf dem Gortophagiefries bei Beger, Herc. t. XI. ar. 3 ex max. Paphl. 35) Müller, Doct. I. S. 429 der zweiten Ausgabe, dem W. Begei (Hercules u. j. w. S. 18) bestimmt.

36) Bergl. schol. Homer. Od. XI. 301. p. 413. Balth. wo freilich von Kindern des Helios die Rede ist, aber scheinbar von denen auf Erichthia. Gesele urtheilt, wie ich hinterher sehe. Schömann de Phorcyne quaeque familia p. 20. Ann. 88. 37) I. 6. 1.

38) Bergl. namentlich auch Schömann a. a. D. S. 20 und 22. 39) Apollod. II. 5, 10: *τῶν δὲ γυναικῶν πάρος*. Diefelbe Notiz bei J. Pedanius, da Herc. lib. C. X. p. 352, 27. Western. Bergl. auch Tietz. Chil. II. 322 und 328. Auch den Erwähnungen der Geryonetrinder wird eine ähnliche Farbe zugeschrieben, wenigstens den *αἰδωρῶν* *Σκηνῶν* (*Opian*). Cyrog. II. 102; denn was die epiröthischen anbelangt, so liest man jetzt bei Aristoteles Hist. anim. VIII. 7 *Πυρρῶν δὲ ποῖε*, wie III. 21 *Πυρρῶν δὲ ἀγρία*. Selbst die Bienenmutter haben diese Farbe der Kinder des Geryones nicht ganz unterschlagen gelassen, vgl. Herakles's Wand. Befeh. Auf. Cy. CVI. Die findet sich auch ein ganz weiser Theil in Uebereinstimmung mit Theophr. Id. XXV. 130, nach dessen Angabe die dem Helios geweihten Thiere *γενεὴν ἑσπερὶν κίονα*. Selbst ist das Biege gelb oder weiß gefleckt. — Aristoteles urt. was Palphatus (da incredib. XXV. [vgl. Apollon. Proverb. XVII. 34, Paroemiogr. Gr. ed. Leutsch. T. II. p. 695]) über die Kinder des Geryones berichtet: *ἦσαν δὲ πῦρ πυρρῶν παρὰ, ἀνδὲ δὲ πυρρῶν ἐν τῷ οὐκὼν παρὰ καὶ αἰνὰ, αἰνὰ οὐκ ἴσταντο, ἀνδὲ δὲ πυρρῶν καὶ κίονα*. Es stimmt eben wenig zu der Bezeichnung derselben als *εὐπυρρῶν* (Kador. Violar. p. 214. Villois.) und *ἀγριαυρῶν* (Tietz. Chil. IV. S. 353) und zu der hiermit abentheuerlichen Angabe, daß die *ἀγριαυρῶν* *πῦρ* von Epitres von den Kindern des Geryones bestanden (erst die Schriftsteller bei Müller, Doct. I. S. 428. Ann. 1) und Trautsch zu Apollod. Cent. X. 45. in Corpus Paroemiogr. Gr. T. II. p. 408 seq., sowie auch zu der des Opian (Cyrog. II. 103 seq.) über die farbigen Kinder, die sich eine Spur davon auf den Bildwerken erhalten läßt.

40) Bei Euripides, Herc. fur. 423: *βόρειον Ἐφιδάλα*, und bei Eschyl. Persl. 26: *λίπυρα δὲ δόξον βουκόλιν*. Bergl. auch Opian. Cyrog. II. 112, woüber unten.

41) Als Sterblicher wird er bezeichnet in der interpolirten Stelle der Hesiodischen Theogonie 68. 981. Doch glaube ich mit nichten, daß dieser Umstand als Grund für die Unsterblichkeit veranschlagt werden darf, wie Göttingen urt: Insuper est etiam *καὶ δὲ βόρειον ἀνδρῶν ἀνδρῶν* — juncum Geryoneus non mihi. Gargyl. b. d. u. R. Erste Section. LXII.

nus fortit deus quam Typhoeus. Auch die *Mibouva* gilt ja dem Hesiod als *Θυφύς*, Bd. 276 fg.

42) Heratatus ap. Arrian. de exped. Alexand. I. II. c. 16. Bergl. auch Eudoc. Violar. p. 215. Villois. — Auf königliche, nicht aber göttliche, (Herakles, Kuretion) Hofmeister.

2. Th. S. 72. Ann. 44) Geltung des Geryones bezeugt sich gewiß auch der Theon bei Pausanias I. 35, 6.

43) Bergl. Eudoc. Violar. p. 214; Apollod. Prov. XVII. 34; Suidas a. v. *Κυρονισπιλος*, aus welchen beiden letzten Stellen auch erhellt,

daß obige Auffassung wesentlich auf Deutung der drei Köpfe beruht.

44) Letztere Kameleform in dem Epigramme auf einer bei Hypatia in Athenien angeblich von Hellas gesandten Stile in Aristot. Mirab. aue. c. 145, verbessert in Welcker's Sylloge eplgr. a. 303; vergl. auch Schömann, de Phorcyne p. 23. Ann. 88. Auch für die Insel kommt die Kameleform *Κεφῶν* vor.

45) Steph. Byzant. Sicilia. a. v. Tom. I. p. 279, 6 seq. *Μινωική*. Tochter des Geryones wird Erichthia genannt bei Pausanias X. 17, 4, woßt sich nur je jugendliche als Mutter des Heros (des Héros einer iberischen Colonie nach Gaxlinus und Grunders der Stadt Kera) von Heros kennen lernen, und bei Stephan. Byzant. a. v. Als Mutter der Erichthe galt, nach dem Epigramm von Hypatia zu schließen, eine Kamele.

46) Nach Hellanikos in den schol. z. Hesiod. Theog. 293.

47) Nach dem Epigramm von Hypatia a. a. D. — Wäre Herakles' Meinung richtig, der in den Inseln. Befeh. 2. Th. S. 75. Ann. 71 bei dem Mythogr. Vatican. I. 88 eine Weiterverbreitung vornehmen und lesen will:

*novissime ipsum Geryoneum interfecti et Kithyram solum ejus, so wüßte Erichthia — etna nach einer Person der Sage — von dem Geryone mit dem Heros getödtet sein. Doch freilich ist der Buhlsitz seiner Ansicht schon deshalb, weil diese Sage der aus dem Epigramm bekannten gedeutet widersprechen müßte; Aristot. Mirab. aue. c. 145.*

48) Bergl. den Artikel Kithyria in dieser Encyclopädie I. Sect. 37. Th. S. 423, und namentlich Ucker, Geographie der Griechen und Römer. 2. Th. I. Bdth. S. 240 und Roovers, Die Phönizier. 2. Bd. 2. Th. S. 398 fg. u. 823 fg., auch die Wille, Nouv. Ann. a. a. D. S. 133 fg. — Zu Gadeira zeigte man „Bäume, verglichen an derwärts auf Erden nicht find. Sie wurden Geryonische genannt; ihrer wärdren viele; sie wüßten auf dem Grabhügel des Geryones und wären eine von Ficht und Tanne verschiedene Art; und wie die Pappel der Heliden von Gold trüffte, so jene Bäume von Blut.“ Philostrat. Vit. Apollon. Tyan. V. 3, vergl. auch

Auch die bildenden Künstler setzen, in sofern sie überall das Local genauer berücksichtigen, dasselbe hier an<sup>50)</sup>. Degegen behauptete Helataos<sup>51)</sup>, daß Geryon Nichts mit Iberien zu schaffen habe und Herakles nicht nach irgend einer Insel Erythraia außerhalb des großen Meeres (des Okeanos) gelangt sei; vielmehr habe Geryon über den Landstrich um Ambraia und das amphiloische Argos geherrscht und Herakles von dieser Gegend des Festlandes die Stiere fortgetrieben. Und diese Verlegung des Locals nach Epeiros durch Helataos „ist gewiß nicht aus dem flügelnden Bestreben, die Mythen wahrscheinlicher zu machen, hervorgegangen — wenigstens wurde sich daraus nicht erklären, warum er grade Epeiros gewählt — sondern er benutzte eine wirklich vorhandene Sagenspur. Auf keinen Fall hätte Ephyra das Schilde von Erythraia aus der Erfindung eines Logographen als geographischen Punkt in seine Küstenschreibung eintragen können<sup>52)</sup>. Bei ihm liegt es zwischen den Aintanen und keraunischen Gebirgen im Norden von Epeiros<sup>53)</sup>, in der Akrisis, und er gibt an, daß Geryon hier gemohnt habe. Dazu kommt denn als dritter Sprecher für die Lage von Geryones' Wohnsitz in Griechenland selbst der Pseudo-Aristoteles<sup>54)</sup>, der aus einer alten, bei Hippata in Thessalien gefundenen Inschrift den Schluss zieht, daß in dieser Gegend ein Ort Erythos gewesen und Herakles von hier des Geryones Kinder weggeführt habe. Endlich wird Erythraia auch im Osten von Griechenland genannt — und zwar als am Kaulasos und Phasias gelegen —, freilich von einem sehr späten Schriftsteller<sup>55)</sup>, der jedoch Manches aus älterer Sage bringt; allein es findet sich auch nicht die geringste Spur davon, daß diese Landschaft als der Sitz des Geryones betrachtet wäre. Oder wollte man im Ernst als solche Spur die Erfindung deutender

Orthographen gelten lassen, nach welcher jener von einer Stadt am Pontos Eurinos mit Namen Eriakerna gebürtig gewesen und deshalb der Eriakerner genannt sein soll, woraus dann fälschlich auf Dreiförmigkeit geschlossen sei<sup>56)</sup>, obgleich es wenigstens nicht einmal die Existenz dieses Ortes verbürgt ist? Und doch kann diese Erfindung noch eine Art von Stütze in dem Cultus und den Sagen von Herakles am Pontos haben. Ganz unzulänglich ist aber zum Beweise östlicher Heimath des Geryones das Geschichtchen, welches Pausanias über vermeintliche Knochen desselben und andere Reliquien, die zu Temenuthrai im oberen Lybien aufgefunden worden, mittheilt<sup>57)</sup>. Nicht so aus der Luft gegriffen freilich ist die Sage, daß Herakles unmittelbar nach der Gewinnung der Kinder des Geryones nach Epyria gegangen sei, um dem Drontesflusse ein neues Bett zu bereiten<sup>58)</sup>, wie denn auch die Herleitung der irdischen Kinder von denen des Geryones auf die Anwesenheit dieser in jenem Lande hinweist; aber, ganz abgesehen davon, daß die Sage handgreiflich recht jungen Datums ist, so bezagt sie grade, daß Epyria nicht als Heimath des Geryones gilt. Nimmer also hätten neuere Gelehrte sich verleiten lassen sollen, auf solche Zeugnisse hin anzunehmen, der Wohnsitz des Geryones sei in ältester Zeit im Osten gewesen<sup>59)</sup>. Beachtenswerter sind — um wieder in die Sagen zurückzugehen, welche die Mitte dieser beiden Localextreme einnehmen — die weiteren Spuren, welche sich von dem Geryones auf dem griechischen Festlande, sowie in Sicilien und in Italien finden. Die Eteer und Etebaner glaubten sich in Besiz der Knochen des Geryones<sup>60)</sup>. Bei Agriguntum in Sicilien sollte ihm von dem Herakles ein Temenos geweiht sein. Er wurde daselbst noch zur Zeit des Diodores verehrt<sup>61)</sup>. Bei Patavium in Norditalien besand sich ein Erakel des Geryon<sup>62)</sup>. Durch die beiden letztgenannten Daten erhalten wir auch wenigstens eine schwache Andeutung eines Cultus desselben. Virgilius nennt „die Gestalt des dreiförmigen Schattens“ unter den Lugerthümen am Thore des Dreus<sup>63)</sup>. — In Betreff des Herganges der Dinge, die sich zwischen Herakles und seinen Gegnern auf der Insel Erythraia ereigneten, bringen die Berichte der späteren Schriftsteller freilich manches Genauere im Einzelnen, weichen aber von dem des Hesiod eigentlich nur in einem Punkte ab, der auf den ersten Blick sehr unerheblich zu sein scheint, aber, wie weiter unten erhellet wird, doch von Belang ist. Bei Hesiod tödtet Herakles den Orthros „im dunkeln Estale.“ Apollodor aber, der unter den Späteren über

Eudoc. Violar. p. 97. Villous; Tietz. ad Lycoph. 651; Joann. Tietz. Chil. IV. 136; Suidas und Zenarax u. d. B. *Ἰγερώνεια* überhaupt, wo Nichts zu Erklärung beigebracht, aber fortgesetzt wird als *Ἰγερώνεια νῆσος*, vermuthlich: *Ἰγερώνεια ἡ νῆσος*. Bei Servius zu Vergil. Aen. VII. 662 heißt es: *de cyprus (Geryone) angulus dicatur arbor nata, quae Vergilium tempore poma in modum cerastii esse ostendit*. Pausanias (I. 35. 6) kennt nur einen Baum, und zwar *δένδρον μαργαρίτων* *δασύφυλλον ποικίλον*, letzteres etwa in Bezug auf die Dreiförmigkeit der Geryones. Was nach diesem Privilegien dem Geryones selbst schütze, ein eigentliches Grabdenkmal, das hatte sein Fund in Iberien, wie Pollux im Onomast. V. 46 angibt.

49) Durch den wilden Delbaum, *αἰσώρος*, der ein paar Male auf den betreffenden Basen dargestellt ist, wie der Witzte meint, in Bezug auf den älteren Namen von Gades: *Kotinusia*, vergl. Nouv. Ann. a. a. D. p. 113. 124. auch p. 134. Ann. 2. und *Movers*, *Phönizier* a. a. D. S. 626; durch eine Palme als spanischer Baum, vergl. de Witte a. a. D. S. 112; durch die personifizierte Iberia auf der Mutterherkule Albani, wenn die betreffende Figur so zu lassen ist; weniger wol durch die einige Male auf den Basen vorkommende Erythraia und gewiß nicht durch die Statue auf einer Base als eine der Statuen des Herakles, wie de Witte p. 120 glaubt. 50) In *Arrhen*, *de exped. Alex.* I. II. c. 16. 51) *Periplo* C. 26. 52) Müller, *Denit*, I. B. S. 426 f. 53) *Ann.* 44. 54) Dem Erstfasser der erpischen *Argonautica* Bg. 1051.

55) *Bergl. Palaeograph*, *de incred.* C. XXV und *Apostol. Proverb.* XVII. 34. *Paroemiogr. Gr.* ed. *Leutsch*, T. II. p. 693. 56) *Graec. descr.* I. 35. 6. — *Bergl. auch Schömann*, *de Phocynae* p. 24. 57) *Bergl. Oppian. Cynege.* II. 109 seq. 58) In vollem Maße gilt das von de Witte *Nouv. Ann.* a. a. D. p. 133 seq. aber auch von Klausen in dieser *Ephemer.* J. Sect. 6. Th. S. 198 in Bezug auf die Stelle des Ephyra. 59) In Betreff der *Eleer* vergl. *Philobrotas Heroic.* c. 671. *Olear*, in Betreff der *Etebaner Lucian*, *adv. indoct.* c. 14. 60) *Pal. Diodor.* Bibl. IV. 24. 61) *Bergl. Sueton. Tiber.* C. XIV. 62) *Ann.* VI. 289.

die Sache am ausführlichsten berichtet und uns zugleich den Verlust einiger älteren Schriftsteller ersetzen muß, erzählt folgendermaßen. „Nachdem Herakles nach Erichthia hingelangt ist, lagert er auf dem Berge Abas zu Nacht. Als das der Hund Orthros gewahrt, springt derselbe auf ihn los. Er aber schlägt diesen mit der Keule todt und tödtet auch den Kinderhirten Eurystion, der dem Hunde zu Hilfe kommt. Nun berichtet Menoites, der dort die Kinder des Hades weidet, dem Geryones das Geschehene. Der holt den Herakles ein, wie er längs des Flusses Anthemos die Kinder wegführt, läßt sich mit ihm in einen Kampf ein und wird von ihm todtgeschossen.“<sup>63</sup> Oder sollte doch Apollodor, und wenn nicht er, so doch einer seiner Gewährsmänner, der Erzählung die Hesiod sich mehr nähern als man wegen der ersten Worte glauben darf?<sup>64</sup> Warum nimmt Herakles auf dem Berge Abas seinen Aufenthalt? Etwas um sich zuwerfen von den Strapazen des Weges zu erholen und so zugleich die Nacht vorübergehen zu lassen, damit er am Tage den Raub der Kinder vornehmen könne? Beides ist gleich unwahrscheinlich, das Erstere, weil Herakles die Ausrufung schwerlich bedurfte, das Andere, weil es doch zweckmäßig und natürlicher war, die That zur Nacht zu verrichten. Oder sollen wir uns denken, daß Herakles für die Nacht hinauf verzichtete, weil die Herde während derselben so stark verwahrt war, daß er nicht wohl zu ihr gelangen konnte? Dann müssen wir annehmen, daß dieselbe nicht in einer tiefen Höhle auf dem Berge, sondern etwa in einer Höhe in diesem die Nachtzeit zutrafte. Zugleich aber auch, daß der Hund vor der verschlossenen Höhle Wache gehalten habe, denn der kann ja ohne Weiteres den Herakles angreifen. Wenn das nicht zutrifft, der wird meinen, daß Herakles sich in die nicht überseht verwahrte Höhle geschlichen habe, um während der Nacht den günstigen Zeitpunkt zum Wegtreiben der Herde wahrzunehmen. Und dieser Anlaß ist auch die eigentliche Bedeutung des von Apollodor gebrauchten Zeitwortes günstig, welches im eigentlichen Sinne bedeutet „sich zur Nacht in den Stall begeben“ oder „die Nacht im Stalle zubringen“.<sup>65</sup> Hiernach konnte auch nach dem in Rede stehenden Berichte Herakles den Orthros und den Eurystion noch „im dunkeln Stalle“ getödtet haben; Geryones selbst aber wird nicht als in der Höhle übernachtend gedacht — er überläßt während der Nacht die in der Höhle geborgene Herde seinem Hirten und seinem Hunde — und auch nicht in jener kampfsund und stehende, während er bei Hesiod, wie er im Stalle den Tod erleidet, so auch in demselben sich ausgefallen

zu haben scheint neben seiner Herde. Die übrigen einschlägigen Schriftsteller bieten nur unbedeutende Zusätze in Betreff des Kampfes zwischen Herakles und Geryones. Nach Dypian tödtete jener diesen „auf der Warte“.<sup>66</sup> Sollte damit die Höhe des Berges Abas oder gar ein förmlicher Wirthshaus am Wege gemeint sein? Gewiß nicht; sondern Dypian meinte, „beim Wachehalten“, dachte sich also den Geryones wol selbst als Hirten. Nach Oginus<sup>67</sup> vollbrachte Herakles die Tödtung mit einem Pfeile. Nach Ptolemaeos Desphalion<sup>68</sup> stand Hera dem Geryones im Kampfe bei und wurde dabei an der rechten Brust verwundet. Lassen wir den ersten der vaticanischen Mythographen recht, so hatte Herakles es vorher nicht nur mit dem einen Orthros zu thun, sondern noch mit einem andern Hunde des Geryones, der Eurysthione, welche als Sprößling des Orthros bezeichnet wird.<sup>69</sup> Pollux<sup>70</sup> und Eudokia<sup>71</sup> nennen den Gargettios als Hund des Geryones, und obgleich dieser als Bruder des epiröthischen Kerberos bezeichnet wird, wofür Orthros galt, so konnte doch jener leicht als von diesem verschieden betrachtet werden, sobald man drei Hunde des Geryones annahm. So stimmt es wol, daß Pinbar eine Mehrzahl von Hunden des Geryones lennt<sup>72</sup>. Weniger ist gewis darauf zu geben, daß Palapagos sogar auch jenen ausdrücklich nennt. Denn der andere Hund ist bei diesem der Kerberos, und zwar heißt es, den Orthros habe Herakles getödtet, ehe er die Kinder genommen, Kerberos aber sei den Kindern gefolgt (als die von Herakles weggetrieben wurden und so mit denselben dem Eurysthios zu Theil geworden, der ihn bei Zänares in einer Höhle habe einsperren lassen u. s. w.)<sup>73</sup>. Dies erinnert uns an die ebenfalls ganz vereinzelt bestehende Angabe des ersten vaticanischen Mythographen<sup>74</sup>, nach welcher Herakles schon mit einem zweifelhaften Hunde auf Erichthia ankam, der ihn natürlich später beim Forttreiben der Herde von Erichthia bis nach Lirone hin seine Dienste gestiftet haben wird. Den Kerberos dachte man sich ja auch mit zwei Köpfen<sup>75</sup>. Während nun der letzt-erwähnte Bericht sehr wohl aus einer Darstellung der Thaten des Herakles herrühren kann, in welcher das Holen des Kerberos mit der Forttreibung der Kinder des Geryones in enge Verbindung gesetzt war, so zwar, daß jene That dieser unmittelbar voranging, so mag die

63) Cyneg. II, 113: *in avayvayce*.

66) Fab. XXX.

67) Nov. biator. II, 2. p. 185, 17 seq. Western.

68) Die betreffende Stelle lautet in den Script. rer. mythic. lat. tres ed. Bod. p. 23: — in Erythium pervenit, ubi primum canem Orthrum interfecit et Ithimium filium ejus; deinde Eurytionem pastorem, filium Maris; novissime ipsum Geryonem interfecit.

Bei Ras findet sich Eurythionem für Ithimium, welches letztere Wort richtiger scheint, und nicht einmal filium in filium zu ändern beist, wenn man es in den Accusativ von Eurythione verwandelt.

69) Oenomaus. XV, 46. 70) Pollux. p. 96. Valeria

71) Isidor. I, 13. Erz. es glaubt, daß Pinbar, indem er wenig sagt, eben so gut zwei Hunde gemeint haben könnte, als Palapagos

das an gleich ansetzenden Stelle, der kann sich das eben in Bezug auf den Gargettios Voraussetzungen erschließen. 72) De incredib. XL. 73) C. LXVIII. 74) Beryl. Geryon; Auctel. Vosseni. 2. Th. S. 153 sq. zu Fab. CXXIX sq.

75) Zwei Köpfe. 76) Beryl. Geryon; Auctel. Vosseni. 2. Th. S. 153 sq. zu Fab. CXXIX sq.

63) Wie es mit der Genauigkeit und dem Verhältniß des Apollodoros zutrifft, kann ein Beispiel grade aus demselben Epitome II, 5, 10) zeigen. Im Anfang desselben heißt es: *Ζεφύρου δὲ τὴν ἀνατολὴν ἀνατολὴν ἀνατολὴν, ἢ τὴν ἰσχυρὰν ἀνατολὴν, und nicht lange darauf wird, in engem Anschluß an die zu Grunde liegende Quelle, von Herakles gesagt, daß er sich *ἀνατολὴν ἀνατολὴν*. Deyne wollte, wir ich, die früheren Worte ändern, aber ohne alle Wahrscheinlichkeit. 64) Apollodoros sagt von Herakles: *in ὅποις ἄλλοις ἀνέστηκεν*.*

Kotig über den Kerberos bei Paläphatos, außer der Privatansicht dieses Mannes, nach welcher auch Kerberos aus Aitrania gebürtig war, bios darauf begründet sein, daß die Lieberlieferung bestand, Kerberos sei zugleich mit der Herde des Geryones nach Tyrus gekommen, eine Fabel, durch welche etwa der Aufenthalt des Kerberos bei Tanarus erklärt werden sollte; obgleich wir und keineswegs wundern würden, wenn wir aus einer glaubwürdigen Quelle, als eben die Schrift des Paläphatos ist, erführen, daß Kerberos auch als Hund des Geryones gegolten habe. Auf den Bildwerken, auch denen, welche eine größere Anzahl von Figuren geben, den Vasenbildern — von den Darstellungen anderer Art biete, soviel ich urtheilen kann, nur eine eine Figur in Menschengestalt, außer Herakles und Geryones, zwei ein Paar Kinder, eine den Kopf eines solchen Thieres — ist nur ein Hund, und das auch nur einige Male, dargestellt, natürlich Orthros, wenn auch die Zweifelsfrage nicht immer und inschriftliche Bezeichnung nicht gefunden wird. Häufiger ist Eurypion zu sehen, meistens inschriftlich bezogen, aber auch ohne Beischrift an der Hirteneleidung leicht kenntlich, zuweilen schon vollständig todt, zuweilen erst dem Tode nahe am Boden liegend. So mannichfaltig die Situationen auch sind, in welchen Geryones vorgeführt wird, so findet sich doch auf keinem der Monumente irgend einer Gattung der Kunstübung die von Oginus angegebene Tödtung desselben durch einen Pfeil angedeutet. Charakteristisch ist, daß Geryones nie ganz todt dargestellt ist, wenn auch, wenigstens auf späteren Monumenten, mehr Male so, daß man sieht, wie er gegen den Herakles gar Nichts mehr ausrichten kann. Nur bei Quintus Smyrnaeus<sup>75)</sup>, von dem man doch etwas glauben könnte, daß seine Worte auf ein Bildwerk zurückgingen, liegen des Geryones Haupt todt im Staube. Der Unterschied der Waffen, deren sich bei Apollodoros Herakles gegen Orthros und Eurypion einerseits und gegen den Geryones andererseits bedient, findet sich auf den Vasenbildern keineswegs beobachtet. Von dem einzigen Wesen in menschlicher Gestalt außer Eurypion, das wir als bei dem Kampfe zwischen Herakles und Geryones gegenwärtig in den Schriftwerken angegeben finden, von der Hera, trifft man auf den Bildwerken auch keine Spur an<sup>76)</sup>; dagegen mehrere andere, von denen die Schriftsteller gänzlich schweigen: Athena, die gewöhnliche Beschützerin und Leiterin des Herakles, Iolaios, seinen treuen Gefährten, Erptheia, die Tochter des Geryones, Hermes, den Schmaß oder Hüthen derselben oder den Psychopompos<sup>77)</sup>, und manche

andere, nicht einmal mit einem Namen zu bezeichnende Figuren<sup>78)</sup>, bloße Personifikationen der Localität gar nicht in Anschlag zu bringen. Wenn wir bei Apollodoros gefunden haben, daß die Tödtung des Orthros und des Eurypion einerseits und die Erlegung des Geryones andererseits an zwei verschiedenen Plätzen der Insel Erithia stattfand, so stimmen die Vasenbilder, welche beide Thaten zusammen zur Anschauung bringen, darin mit der ältesten schriftlichen Quelle überein, daß sie ihnen ein und dasselbe Local zuweisen, so jedoch, daß auch durch den älteren Bilderschrift die Verschiedenheit des Locals, wie es scheint, nicht ganz unbeachtet gelassen wird<sup>79)</sup>. Auch dagegen spricht Nichts, Rameses sogar dafür, daß die Verrichter jener Vasenbilder sich den Kampf als bei den Kindern im Stalle statt habend dachten<sup>80)</sup>. In Betreff einiger späteren Rarmonarbeiten mit dem Kampfe gegen den Geryones allein unterliegt dieser Umstand keinem Zweifel<sup>81)</sup>. Beachtenswerth ist, daß in der statuarischen Gruppe des Vaticanus ein Thier todt zwischen den Füßen des Herakles liegt, während derselbe ein anderes, sich stark bäumendes, mit der Linken an dem einen Horne gepackt hält. Hiernach kann es scheinen, als habe nach einer Version der Sage

nehmenden, und wenn auf dem von Willing bekannte gemachten Vasenbilde der Delphien in der Hand des Hermes als Kriegerzeichen zu nehmen ist, wie Gerhard a. a. O. Anm. 49 will (während der Mitte den Zweig genoss mit Unrecht als Anspielung auf Xenokleia fass), so kann doch Hermes nur die Absicht haben, den Zweigen auch Interesse für den Geryon zu vermitteln. — Bemerkenswerth ist die Reiz bei Hesychius u. d. B. *Αυαρίαλος νίκας: ὁ Κεραῖος Ἡρακλῆος ἰσχυρὸν τὸ νίκας, ὅταν τὰς Ἰνδιανῶν ποδῶν ἰκέλει κινώμενος*; vgl. auch Kados. Violar. p. 38. Villota, wenn das Geben des Horne, wie man nach der Bedeutung desselben doch wohl schließen muß, erst auf Erptheia, nach der Tödtung des Geryones und vor der Abführung der Kinder, stattfand. Mit diesem Horne erscheint der die Kinder fortreibende Herakles auf dem Bilde einer Kiste des britischen Museums, das von de Witte Nouv. Ann. a. a. O. p. 129. Anm. 3 unter Nr. 3 beschrieben wird.

75) Posthomer. VI, 250 seq. 76) Oder wollte man etwa annehmen, daß die Figur, welche auf der Marmorstatue Alkibiades hinter dem Geryones gerichtet bei dem Kampfe gegenwärtig zu sehen ist, die Juno von Sabara sei, welche, als im Bezirk dem Herakles zu secundiren, recht wohl so dargestellt werden konnte? Ueber diese Juno zu vergleichen: Wover, Phönizier. 2 Bd. 2 Th. S. 631. Anm. 228. 77) Letzteres nehmen de Witte und Gerhard (Apul. Vasen. S. 16) an. Allein auf dem von Gerhard herausgegebenen apulischen Vasenbilde macht Hermes ganz den Eindruck eines an dem Haupte des Geryones stützenden Theil

78) Die Nachweisungen bei de Witte, Nouv. Ann. a. a. O. p. 130 seq. — Merkwürdig find besonders auch die auf der Schale des Chalcidion und Syrakusien bei den Kindern des Geryones dionysischen Hepiten, die, wenn man sie als Genossen des Herakles betrachtet — was doch das Unmögliche ist, obgleich sein bekannter Genosse Iolas ihm in der Kampfszene erscheint — glauben, machen müssen, der Vater habe sich den Herakles, ähnlich wie Dioboros, mit einer Art von Arme auf Erptheia gelandet gedacht. 79) Wenn nämlich auf der Vorstellung in Gerhard's Auserl. Vasenbildern Tal. CV. CVI. Nr. 3 nicht die Fortreibung der Kinder nach dem Tode des Geryones, sondern nach der vorhergehenden Erlegung des Orthros und Eurypion dargestellt ist, vgl. Anm. 12. 80) Sollte die Säule auf der Willing'schen Ampora, über welche de Witte Nouv. Ann. a. a. O. p. 131 spricht, nicht auf ein etwas bündeltes? Der Reiz auf der Darstellung in Gerhard's Apul. Vasenbildern Tal. X. könnte selbst auf eine Säule, wie wir sie nach der Erzählung bei Apollodor voraussetzen zu müssen glauben haben, hindeuten sollen, die man sich ja immerhin als zum Thierstall nach oben offen denken könnte. Selbst die Erhebungen des Bodens, die man auf dem von Willing herausgegebenen Vasenbilde gewahrt, würden den Gedanken an eine Säule zulassen, den die Binde im Felde mehr begünstigt, als den an einen ersten Platz. Doch will ich hierauf nicht viel geben haben. 81) Wenigstens gilt das von dem Carthagotheater im britischen Museum, auf welchem zwei Kinder an der Krippe stehend dargestellt sind.

75) Posthomer. VI, 250 seq. 76) Oder wollte man etwa annehmen, daß die Figur, welche auf der Marmorstatue Alkibiades hinter dem Geryones gerichtet bei dem Kampfe gegenwärtig zu sehen ist, die Juno von Sabara sei, welche, als im Bezirk dem Herakles zu secundiren, recht wohl so dargestellt werden konnte? Ueber diese Juno zu vergleichen: Wover, Phönizier. 2 Bd. 2 Th. S. 631. Anm. 228. 77) Letzteres nehmen de Witte und Gerhard (Apul. Vasen. S. 16) an. Allein auf dem von Gerhard herausgegebenen apulischen Vasenbilde macht Hermes ganz den Eindruck eines an dem Haupte des Geryones stützenden Theil

Herales auch mit den Kindern des Geryones zu kämpfen gehabt, die ihrem Herrn etwa Beistand geleistet hätten“). — In der Reihe der zwölf Abenteuer des Herakles nimmt das mit dem Geryones bei den Schriftstellern die zehnte Stelle ein, und auch aus den Werken der bildenden Kunst wird ihm meist eine der letzten Stellen angewiesen“). Ueberall wächst ja, wie schon Zoega einsah, die Entfernung von Peloponnes aus bei jedem folgenden Abenteuer, indem Geryoneus durch jeden schlagelagerten Versuch, den Selben zu unterdrücken, zu der Stellung von immer gefährlicheren und entlegeneren Aufgaben getrieben wurde. Daß wir das Abenteuer als von Geryoneus geboten zuerst bei Pindar<sup>81)</sup> erwähnt finden, beweist wol nicht, daß diese Auffassung nicht schon früher bestanden habe“). — Wenden wir uns jetzt zur Betrachtung der ursprünglichen Bedeutung des Geryones und seiner Kinder, so wird es zuvörderst zweckmäßig sein, beide in ihrem ursprünglichen Locale aufzusuchen und an denselben genauer kennen zu lernen. Die mythische Eruthia liegt, jenseits des Oceanos,“ also unmittelbar am oder im Hades, wenn auch auf der Periwelt. Dieses erhellt auch daraus, daß Menestes dort des Unterweltsgottes Herde hütet. Zugleich ist das Eiland Aufenthaltsort des Sonnengottes<sup>82)</sup>. Auch die historische Eruthia von Geyros lag in einem Lande, wo Dionysos herrschend und sein Kerberos zu Hause gedacht wurde, wo, wie in dem homerischen Hades, ein ozeanischer See nebst den Flüssen Achernon und Korymbos gelegen war; einem Lande, das den Griechen, welche die Sonne im ionischen Meere untergehen sahen, so recht eigentlich als das des Abends und Dunkels erscheinen konnte“). Ganz in der Nähe der Gegend, wo von Stylos Eruthia angelegt wird, im Gebiete von Apollonia, wurden der Sonne heilige Herden gehalten, die den Tag über an dem Flusse weideten, welcher vom Berge Kalamon in das Meer hinabfließt, des Nachts aber in einer Höhle fern von der Stadt Stallung hatten, wo sie von reichen und angesehenen Bürgern derselben gehalten wurden“). Also auch hier Sonnenherden ganz in der Nähe des Reiches des Hades, wie auf der mythischen Eruthia Herden des Sonnengottes sind. Ja was über die Herden von Apollonia berichtet wird, erinnert auf das Schlagendste

an das, was bei Apollodoros über die Geryonsherde auf der mythischen Eruthia zu lesen ist, namentlich wenn man nach der obigen Darlegung diese als in einer Höhle übernachtend sich denken kann“). Mit Geyros hängt das Land der Aenianen in Thessalien desamlich auf das Engste zusammen. Hier finden wir einen mit Eruthia so gut wie gleichnamigen Ort, an welchen sich die Sage von der Vertreibung der Kinder des Geryones knüpft. Die Stadt Hypata, in deren Nähe dieser Ort gelegen war, ist der Hauptort der thessalischen Aubaerinnen; an dem Orte selbst waltet Kytherea Pheriphaia und Pasiophaessa, Internestis- und Lichtgöttin in einer Person, und, was eine Hauptsache ist: die Gegend lag fern von der Deto, dem Berge des Sonnenunterganges, auf dem Herakles verbrannt sein sollte, und auf diesem Berge wurde Hepheos wohnend gedacht und verehrt“). Die, wenigstens für die Hellenen, jüngere historische Eruthia, Gadrira, wo sich die Vorstellung von der Insel des Geyron vorzugsweise befindet hat, wo es ein Grab des zur Ruhe gegangenen Sonnengottes Herakles gab“), das „Nachtlager der Sonne“<sup>83)</sup>, im äußersten Westenlande gelegen und einem Vornachse benachbart“), zeigt ganz ähnliche Verhältnisse. Wer wollte daran zweifeln, daß Eruthia das von der abendlichen Sonne geröthete Land ist? Wo die Sonne untergeht, fängt das Dunkel an. So wohnen denn in Eruthia Gottheiten des Lichts und Gottheiten des Dunkels neben einander und in engerer Vereinigung. Auch ihr Wesen ist ganz derselben Art. Dieser Wesen besteht in Herden, an denen die mythische Eruthia ebenso wol reich ist, als die Gegenden, in denen man die historische Eruthia ansieht. Was wollen diese Herden? Enthalten sie etwa bloß eine Andeutung der Fruchtbarkeit der Gegend und des Reichthums ihrer Herren? Ist die Herde des Sonnengottes auf der mythischen Eruthia den wirklichen Sonnenherden zu Apollonia und anderswo bloß äußerlich nachgebildet, oder hat jene in Verein mit diesen einen symbolischen Bezug, der umgekehrt zugleich ein Grund mit war, warum man dem Sonnengotte wirkliche Herden weicht? Wie kommt es, daß Herakles, der doch gerade in dieser Sage als solarischer Tempeldiener<sup>84)</sup> oder gradezu als Sonnengott<sup>85)</sup> betrachtet wird, jedenfalls für den Sonnengott die Sonnenherde raubt und den Hirten oder Besizer derselben tödtet?

81) Mit minderer Wahrscheinlichkeit, wie mich dünkt, vergleicht die *Revue Nouv. Ann. a. d. p.* 321 die Erzählung bei Apollodor II. 5. 12, daß Herakles, als er den Kerberos holen wollte, ein Aind des Hades tödtete. — Der wirkliche Stier auf der Darstellung in Gerhard's *Kunst. Aufschlüssen* Taf. CV. CVI. Nr. 1 sieht auch ganz so aus, als könnte er scindliche Ähnlichkeit gegen. In *Noten. Chäl. II. 322 und 323* bieten die Handschriften: *δὸς γοῦνα*. 82) *Bergl. Zoega. Basil. ant. II. p. 30 aeq. und Belzard. Das akadem. Kunstmuseum zu Bonn, zweite Ausg. S. 155, auch Müller, Handbuch der Archäologie. S. 410, 4. 83) Fr. ins. 146. *Bergl.* 84) Dagegen selbst Müller (Dorier I. S. 428. Ann. 2) so spricht, als wäre er der entgegengegesetzten Ansicht. 85) *Antinisch. fragm. 4. Bergl.* 86) *Bergl. Jacobs, Hermische Schriften. 6. Th. S. 151 fg. und Müller, Dorier I. S. 426 fg.* 87) *Herod. Histor. IX. 93; Conon. Narr. XXX; Jacobs a. a. d. S. 167; Müller a. d. D.**

88) Dennoch würde ich mich nicht scheuen, die Höhle als ursprünglich symbolisch zu lassen und auf die Unterwelt zu beziehen. Der Berg *Hypata* auf der mythischen Eruthia hat sicherlich mit den Aenianen (Müller a. a. d. Ann. 4) Nichts zu schaffen, sondern sein Name bedeutet soviel als *Hyperos* (Jacobs a. a. d. S. 153. Ann. 2). 89) *Strabon. I. Vergl. Belz. VIII. 30. 91) Bergl. de Hittler, Nouv. Ann. a. d. p. 320 und Pheros, Bionier. I. Bd. 1, Index S. 699. 92) *Styll. Sylv. III. 1, 183. 93) Schol. ad Aristophan. Ran. 475; Suidas u. d. W. Tugropeos. Bergl. Pheros a. d. S. 600. 94) So von Gerhard (Aesch. Foesn. 2. Th. S. 76), und zwar „als solarischer Tempeldiener eines ägyptischen Dienstes, der jenen Licht- und Internestis-Eruthia an den Thesen überwo.“ 95) So u. A. auch von Schumann de Phoreyoe p. 22, und zwar als *vis verni caloris*.**

Und ist Geryonēs, der die Sonnenheerden hüten läßt oder selbst hütet oder in Besitz hat, deshalb dem Helios näher als dem Habes, welche beide Antheil haben an Erctheia? Wir glauben diese Fragen am besten zu lösen, wenn wir annehmen, daß Geryonēs der Repräsentant des Abends ist und in sofern identisch mit dem Habes, den Sophocles ja als den abendlichen Gott<sup>98)</sup> bezeichnet. Die Heerden des Sonnengottes hat er zeitweilig unter Obhut oder in Besitz, wie der Abend, so zu sagen, den Tag entgegennimmt. Die Kinder oder Schafe des Sonnengottes entsprechen ja bestimmt den Tagen des Jahres<sup>99)</sup>. Heracles tödtet den Geryonēs und entführt die Heerde, wie die Sonne des Tages das Dunkel des Abends und der Nacht überhaupt — denn beide Begriffe gehören unzertrennbar zu einander<sup>100)</sup> — vernichtet und damit der Sonnengott wieder in Besitz der Tagesheerde kommt<sup>101)</sup>. Derselblich nämlich steht dem Geryon besonders nahe die Hesperiden. Ihr Elend an dem jenseitigen Gestade des Okeanos<sup>102)</sup>, „der Garten der Juno“<sup>103)</sup>, könnte sehr wohl Erctheia mit seinem Blumenflusse sein, und will man das goldene Kleinvieh, das ihnen am Herzen liegt, bei Desiod<sup>104)</sup> gelten lassen, wie es der Künstler der albanischen Marmorhalle gethan hat, während spätere literarische Bearbeiter der Sage sogar nur von goldfarbenen Schaffherden wissen wollen<sup>105)</sup>, so kann man das sicherlich in derselben Beziehung, als Geryonēs die purpurothen Kinder in seiner Hut hat<sup>106)</sup>. Eine von den Hesperiden hat denselben Namen wie das Land oder die Tochter des Geryonēs<sup>107)</sup>. Gehen wir nun zu der jedenfalls charakteristischen Gestalt des Geryonēs über, so werden selbst die, welche in den drei Köpfen oder drei Eibern nur eine Bezeichnung der größten Stärke oder eines mehrfachen Lebens finden wollen<sup>108)</sup>, unserer Auffassung des Wesens nicht entgegen sein können. Nahe liegt es außerdem, an die alte Dreitheilung der Nacht zu denken. Eine andere Beziehung, von dem dreifach verschiedenen Aussehen des Abendhimmels hergenommen, wird sich

weiter unten dieser mit größerer Wahrscheinlichkeit an die Seite stellen. Ja selbst die 53 Köpfe wird man dem Abendgott ebenso wohl zuschreiben können, als dem Tagesgott des Jahres<sup>109)</sup>. Wie sehr die Klügler zu dem Dämon des Dunkels passen, bedarf kaum einer Bemerkung<sup>110)</sup>. Auch der Umstand, daß Geryonēs als Sohn des Chrysaor gilt, paßt auf diese Weise, in sofern man diesen nur als den Licht- oder Sonnen- und Tagesgott faßt, was, soviel wir sehen, das Wahrscheinlichste ist<sup>111)</sup>. Der Abend geht ja unmittelbar aus dem Tage hervor, die Finsterniß aus dem Lichte. Um weiter auch die Etymologie des Namens zu Hülfe zu ziehen, so find wir, trotzdem daß wir die Möglichkeit orientalischer Ursprünge des Geryonēs keineswegs in Abrede stellen, durchaus geneigt, den Namen als einen griechischen zu betrachten. Unter den Ableitungen, die man bisher vorgeschlagen hat, hat die von γῆρας, γῆρας ohne Zweifel die größte Wahrscheinlichkeit in sprachlicher Beziehung. Wird man sich aber bei der Meinung beruhigen, daß der „Schreier“ nichts weiter als den Hirt oder etwa „den Aufer aus tosender Tiefe“ bezeichnen solle<sup>112)</sup>? Der wird man sich dazu versetzen wollen, die Beziehung des Geryonēs somit auszubilden, daß man ihn auch für eine Personification des Winters hält und dann den Namen auf das Gebraue der Winde und das Gefräß des Regens oder auf das Toben der Elemente geben läßt<sup>113)</sup>? Oder wird man endlich an die Hesperiden mit heller oder lauter Stimme<sup>114)</sup> erinnern wollen? Manche haben γῆρας (γῆρας, γῆρας) als den zweiten Theil des Wortes betrachtet<sup>115)</sup>; doch ist gewiß nicht an

98) Oed. Reg. V. 178. 97) Vergl. namentlich die siebenmal sunstigen Heiterer der Iphigeneia, Homer. Odyss. XII, 129 seq. und Aristoteles bei dem Schol. zu dieser Stelle. 99) Bolder, Ueber heimische Geographie und Weltkunde S. 36. 100) Hiermit ist übrigens noch nicht gesagt, daß wir den Heracles in dieser Sage entstehen als Sonnengott lassen. Denn Dignes steht ihm aus zu als dem Erhalter der Welt, dem Erhaltung und Geschicklichkeit vermittelnden Jovis u. s. w. 101) Vergl. Bolder, Homer. Geograph. S. 40. 102) Odyss. II, 3. 103) Vergl. Bolder, Homer. Geograph. S. 40. 104) Vergl. Bolder, Homer. Geograph. S. 40. 105) Vergl. Bolder, Homer. Geograph. S. 40. 106) Vergl. Bolder, Homer. Geograph. S. 40. 107) Vergl. Bolder, Homer. Geograph. S. 40. 108) Vergl. Bolder, Homer. Geograph. S. 40. 109) Vergl. Bolder, Homer. Geograph. S. 40. 110) Vergl. Bolder, Homer. Geograph. S. 40. 111) Vergl. Bolder, Homer. Geograph. S. 40. 112) Vergl. Bolder, Homer. Geograph. S. 40. 113) Vergl. Bolder, Homer. Geograph. S. 40. 114) Vergl. Bolder, Homer. Geograph. S. 40. 115) Vergl. Bolder, Homer. Geograph. S. 40.

107) Als Jahresgott soll den Geryonēs in Bezug auf die 53 Köpfe Gerhard, Aesthet. Bafeln. 2. Ab. S. 72. Anders der Bitter, Nouv. Ann. a. a. D. p. 318, der in Anschlag bringt, daß das Sonnenjahr 52 Wochen habe. Nach meiner Meinung haben die 53 Köpfe darin ihren Grund, daß man die Köpfe zweier verschiedenen Angaben oder Bezeichnungen zusammenzählt, 1 + 50. 108) Nur darauf wollen wir doch wenigstens in dieser Stelle aufmerksam machen, daß, wenn sich die Sache mit dem Hesperiden auf dem in Ann. 26 besprochenen Aufsatze wirklich so verhält, wie der Bitter annimmt, das Hesperiden immer an den zwei schon gezeichneten Eibern durch unsere Auffassung des Geryonēs auf das Beste erklärt wird, da mit dem Tode des Dämonen der Dunkelheit auch seine einwirkende, beschützende Kraft, die eben durch die Klügler bezeichnet wird, verloren gegangen ist. 109) Als Lichtemacht soll den Chrysaor auch Gerhard, Aesthetische Bafeln. 2. Ab. S. 71, als den „Goldheiler“ Bolder, Aesthetische Zoologie S. 120. 110) Vergl. Aesthet. Magn. p. 231, 10: nach dem γῆρας, ὁ δὲ γῆρας: γῆρας ὅπως γῆρας: γῆρας γῆρας. Gerhard (Aesthet. Bafeln. 2. Ab. S. 71, Ann. 26), der diesen Ausdruck bezieht, bemerkt, so seien auch dem Hirt der Hesperiden fünfzig Stimmen beigemessen (Apolon. II, 5, 11). Allein die gab man dem Hirt, so dessen Name, beiläufig gesagt, doch nur eine Anzahl mit glänz zusammenhängt, (vergl. glanz und laune, glanz und laune, glanz und laune) — doch, meine ich, sicherlich als Hirt, sondern als Drachen und respektive Klügler: s. auch Ann. 137. 111) Wie schon im Alterthume geschah und zuletzt dem Schömann (de Ptolemye n. p. 21 seq.) u. d. D. Bolder (Wes. Braunschweig 1848. S. 100. 112) Herod. Theog. 518; Orph. Fr. 17. 113) A. B. Jacobs, Berlin. Schriften. 6. Ab. S. 148 sq., nach dessen Meinung der Name ein Hirt bezeichnet, welches das Lebende zur Erde hinabzieht. Auch E. R. Germann (Die Datetappe [Göttingen 1833.]

ein Compositum zu denken. Sollte das Wort etwa mit *ῥέον, ῥέω* zusammenhängen und so zunächst den Begriff des Umhüllens, Bedeckens, dann den des Schützens enthalten<sup>114)</sup>? Außerdem wird auch der Hirt des Geryones und sein Hund in Betracht zu ziehen sein. Jenes Namen wird man doch wol zunächst von *ῥέω*, „schützen“, herleiten wollen, so daß durch den Namen recht eigentlich der Beruf bezeichnet wird. Auch wirklich des Namens des Hundes findet ein Schwanke zwischen *Ῥήος* und *Ῥήος* statt; jedenfalls sind beide Formen zu berücksichtigen; ich glaube sogar, daß man der ersteren vor der anderen in neuester Zeit einen zu weit gehenden Vorzug gegeben hat. *Ῥήος* aber kann der Hund heißen, nicht sowohl „in dem Sinne des Hirt zum Hüten und Hütern aufgeschraubten Hundes, des bissigen Schäferhundes nach Art der griechischen“<sup>115)</sup>, als um den aufmerksamen Wachhund zu bezeichnen<sup>116)</sup>; *Ῥήος* aber etwa als der in der Frühe muntere<sup>117)</sup>. Inzwischen hat Mövrs eine Ansicht über *Ῥήος* und Geryon aufgestellt<sup>118)</sup>, die, wenigstens was den ersteren anbelangt, richtig sein kann und mir richtig zu sein scheint, jedenfalls aber alle Beachtung verdient. Ihm ist „*Ῥήος*, d. h. der Frühe, bei Hesiod *ῥήος νέων*, der im Lande des Geryon den Herakles zuerst anfällt, der Vorhund, *ῥήος*, arabisch: der vorangehende Hund (Ideler, Ueber die Sternennamen S. 232), weil er, ehe noch der zweite Hund, der Sirius, erscheint, schon in der Morgendämmerung sichtbar wird.“ Den Geryones aber setzt Mövrs als den Orion, der sonst mit dem Prokion und dem Siriushunde am Himmel jagt, aber auch als Jäger in der Unterwelt vor sich das Bild herrscheuche, indem er noch dazu meint, daß sich der Namensunterschied in der phönizischen Aussprache, Charion und Orion, ausgleiche. Dies halte ich für mehr als bedenklich. Weht aber die Nacht im Allgemeinen auf dem richtigen Wege, so möchte ich den *Ῥήος* als den Prokion, als den Orion aber den Hirt des Geryones, den Eurytion, fassen. Auch das mythische Verhältniß des Geryones zum Eurytion paßt ganz dazu. Dieser ist jenes Hirt und Sproßling (durch die Ertychia), wie der Stern als der Dämmerung untergeordnet und als aus derselben hervorgegangen betrachtet werden kann. Ganz vortrefflich trifft aber endlich die Ableitung des Eurytion-Orion von *Ῥήος* zu<sup>119)</sup>. Daß

der Prokion als Hund des Orion galt, wissen wir durch Eratosthenes<sup>120)</sup>. So konnte sich auch die Ableitung des Namens *Eurytion* von der breiten Gestalt<sup>121)</sup> oder von *εὐρύς* und *ῥέω* (*ῥέω*)<sup>122)</sup> wieder hören lassen, da das Orion Riesengestalt ja vielfach geschildert und der nimbo-sus, aquosus Orion zur Genüge bekannt ist; wenn man überall genügt ist, diesen Ableitungen, namentlich der ersteren, vor der oben von uns vorgeschlagenen den Vorzug zu geben. Zu Ertychos an der Delta gäht Eurythos als Sohn der Ertyche. Der Name gäht doch sicherlich mit *ῥέω*, *ῥέω* zusammen<sup>123)</sup>. Darf man das Wesen ganz mit dem Eurytion der gemeinen Sage zusammenstellen, so könnte auch es zu einem Belege für die Identität des Eurytion und Orion wol verwendet werden. Wenn nun aber *Ῥήος* der Prokion ist, so müssen doch auch wol die anderen Hunde des Geryones, in sofern sie überall aus alter Sage stammen, wie wir glauben, eine entsprechende Bedeutung haben. Daß der Gergettos ursprünglich mit dem *Ῥήος* identisch war, scheint mir klar. Der Name ist dunkel; doch dürfte man kaum irren, wenn man ihn auf den „Hund von Gergettos“, jenem bekannten Demos in Attika, deutet, wie ja in diesem Lande auch die Sagen von dem Hunde des Maros und der Pretris zu Hause sind. Die Eurythione aber kann ganz vortrefflich auf den *ῥέω*, das Siriusgestirn, bezogen und mit der *Maia* für gleich gehalten werden, sowohl als Tochter des *Ῥήος*, da ja der *ῥέω* dem *Ῥήος* sehr ähnlich ist und nach ihm erscheint, als auch wegen des auf röstlichen Glanz deutenden Namens<sup>124)</sup>. Doch ich breche hiermit diese Nebenuntersuchung ab, indem ich schließlich nur noch auf einen Umstand aufmerksam mache. So wenig ich auf die Schildzeichen bauen möchte, die bei dem Geryon auf den bemalten Thongefäßen gefunden werden<sup>125)</sup>, so merkwürdig kommt mir doch eine Darstellung des Geryones auf einer Vase in Besitz des Vicomte L. de Laborde vor. Ich gebe die Beschreibung mit den Worten de Witte's<sup>126)</sup>: „Au revers de cette amphore (a fig. noires) on voit le triple héros, placé entre deux personnages drapés. Les bouchers de Geryon offrent cette particularité que l'un est entièrement rouge avec un bord noir, le second noir avec un bord blanc et le troisième, superposé aux deux autres, montre un grand astre

Anm. 10), der ebenfalls *ῥή* als ersten Theil des Wortes betrachtet, indem er den Geryones nur als Ausdruck des dreimaligen Schützens, wie Triptolemos und Triptolemos, geseht wissen will. Endlich Bentley (Griech. Mythes. 2. Bd. S. 62), welcher, über den ersten Theil des Namens ganz anders urtheilend, denselben durch „*ῥή*“ wahrhaft“ deutet.

114) Der Wechsel zwischen Gamma und Digamma findet sich auch sonst. 115) Preller, Griech. Mythol. 2. Bd. S. 142. Anm. 4. 116) Wie schon Jacobs (Berm. Schr. a. a. D. S. 164) deutet, nur daß ich nicht an den „bei jeder nahenden Gefahr die Ohren spitzenden“, *ῥέω* *ὅς* *ῥέω* *ὅς* *ῥέω*, denken möchte. 117) Jacobs a. a. D. Anm. 6. 118) Die Phönizier. 1. Bd. S. 436 fg. 119) Bergl. Ann. 45. Als Sohn des Mars kennt den Eurytion auch der Mythogr. Vatic. 1, 68. — Ares und Orion scheinen von Hause aus dasselbe Wesen zu sein. Manches

hierher Gehörnde in Lauer's System der griech. Mythologie S. 243 fg.

120) Catasterion. C. XLII. 121) Mit Jacobs a. a. D. S. 162. 122) Wie schon der Schol. zu Hesiod. Theog. 293 erklärt. 123) Das *εὐ* am Anfange ist in diesen Wörtern bloß euphonisch; das *ῥέω* in *ῥέω* wird man wol am wahrscheinlichsten aus einem Digamma vor dem *ῥ* am Anfange erklären. Im Gonstitt findet sich nach Bentley (Bergl. Schr. 2. Bd. S. 125) noch *ῥ* als Anlaut. 124) Der rothe Siriushund ist ja allgemein bekannt. 125) Sie finden sich bei de Witte, Nouv. Ann. a. a. D. p. 109 seq., namentlich auch p. 118 seq. und zum Theil auch bei Gerhard, Auserl. Tafeln. 2. Ab. S. 77 fg. vergl. und sind von diesen beiden fundigen Beschreibern der Berücksichtigung werth befunden. 126) a. a. D. S. 296. Anm. 7.

rayonnant point en blanc.“ De Witte fährt fort: „Quant au deux personnages drapés, quoique les chairs soient colorées en noir, nous n'hésions point à y reconnaître les deux Hespérides“<sup>129)</sup> figures ainsi pour indiquer l'obscurité. D'ailleurs le collier qui sert de parure à l'une de ces deux figures ne peut laisser aucun doute quant au sexe;“ und ich möchte fragen, ob nicht die drifsch verschiedene Reiterung der Schilder auf das drifsch verschiedene Aussehen des Himmels sich beziehen solle, der roth ist zur Zeit der Abend- und Morgenröthe, schwarz, wenn kein Stern scheint, und hell, wenn die Gestirne an ihm leuchten oder ein besonders strahlender Stern<sup>130)</sup>? Ich erinnere an den Umstand, daß noch in einigen andern Fällen Vasenmaler und direct Aufschlüsse über symbolische Wesen gegeben haben<sup>131)</sup>. — Daß die Sage von Herakles und Geryones außerdem noch historische Bezüge mehrfacher Art enthalte, gebe ich natürlich zu<sup>132)</sup>. Sie hängt auf das Engste mit den Fahrten und Thaten der Phönizier im Westen zusammen. Denn daß wir es hier mit einem vom Auslande und zwar zunächst von Phönizien ausgegangenen oder veranlaßten Sagencomplex zu thun haben, beweist ich ebenso wenig<sup>133)</sup>, als ich die Einbürgerung der Sage bei den Hellenen selbst bis auf die Entföhrung der Namen aus der eigenen Sprache annehme. Nur in Betreff der Gestalt des Geryones hat sich die Einwirkung des Barbarischen, wie ich glaube, nie verloren. Von Gadeira und Iberien überhaupt wird Niemand die Phönizisirung in Abrede stellen. Aber hält man es denn für wahrscheinlich oder nur für glaublich, daß dort erst seit der Zeit der famichen Schiffahrten der Gedanke an Geryon aufgefunden sei, zumal wenn man sieht, wie in allen andern Gegenden, wo sich eine Spur von diesem findet, auch phönizischer Einfluß, sei es unmittelbarer oder durch Karer und Kelger vermittelt, nachgewiesen werden kann? So an der ägyptischen Küste und in den zunächst damit zusammenhängenden Landstrichen<sup>134)</sup>. Auch in Äthien, das ja auch die Sage von Kadmos und Harmonia mit den Eneideern Äluriens gemeinsam hat<sup>135)</sup>.

wo, wie wir gesehen haben, ebenfalls die Knochen des Geryones aufbewahrt wurden, und sich in der Sage von Herakles' Kampfe gegen Melus und Habes bei Pholos die von dem Kampfe gegen Geryones wiederholt, wie es denn auch heißt, daß Melus dem Herakles die Kinder des Geryones habe rauben wollen<sup>136)</sup>. Endlich, um von Sicilien ganz zu schweigen, wo Herakles als Gründer des Heiligtums des Geryones zu Agriguntum galt, gewiß auch bei Patavium, wofür besonders auch der Umstand spricht, daß bei dem dortigen Drafel des Geryones die Würfel benutzt wurden<sup>137)</sup>. — Ueber den Geryones ist in neuerer Zeit mehrfach gehandelt worden. Am ausführlichsten und gelehrtesten von de Witte<sup>138)</sup>, der Manche richtig eingeschätzt hat, aber dem Geryones doch eine viel zu umfassende Bedeutung gibt. Dann von Gerhard<sup>139)</sup>, welcher, sich zum Theil an de Witte anschließend, in ihm einen Jahreshott und besonders ein in den drei Reichen des Weltalls oder in zwei, der Ober- und der Unterwelt, gebietendes Wesen erkennt, und von Noveris, Schömann, F. A. Müller, deren zum Theil von Jacob's drifschwerter Auffassung<sup>140)</sup> ausgehende Ansichten schon mitgetheilt oder angeeignet sind. Weiter von E. Braun, der in dem Geryones, d. i. „Goldspaten“, nur eine Einleitung auf den Ertrag unermesslichen Reichthums findet, welchen die Westküste dem Bäuwer genährt, und unter Geryones die tüdiche Macht versteht, unter deren Gewalt die Küstenfriche des gesegneten Westlandes sich befinden, dem Herakles, der Gründer der Cultur, zuerst vermöge den Reichthum abzurufen, indem er die dreifürhigen Kinder hinwegtreibt und dem Handel die Pfade des Okeanos öffne<sup>141)</sup>. Ferner von Kink, der in dem Geryones, d. i. „Sonnenrind“, von שֶׁרִיט und שֶׁרִיט, „das Ideal des Stiergeschlechts“ erblickt, in dem Geryones einen simplen Menschen und Heerdenbesitzer, „welchem das erste nach Griechenland gebrachte Rindvieh abgenommen wurde“, und der „wol in einem Zeugungsverhältnisse mit demselben gedacht und sogar als Collectivum damit identificirt werden mochte“, indem „die drei Köpfe, die man ihm ansetzte, auf die dreierlei Geschlechter des Stiers, der Kuh und des Ochsen anzuspielen scheinen“<sup>142)</sup>. Endlich von Preller<sup>143)</sup>, dem „der dreifürhige, brüllende,

129) Polasphat. de incredib. C. XI. 127) Cetera de deris. fortasse scilicet, de uoluntate in egypto fortasse deris. Homer. II. XXII. 217. 128) A. B. über Herakles und Geryon durch Darstellung mit einem Vasenplanzen. 129) Die Suche ist nicht allein von Müller und Braun, sondern auch von andern Gelehrten, die einen ursprünglichen symbolischen Bezug des Geryones voraussetzen, wie de Witte, Gerhard, Preller, Noveris (Phönizier II. 2. S. 626, wo nur von dem Geryones zu Gades gesprochen wird) anerkannt. 130) Ganz anders urtheilt Böcher (Moth. Geographie S. 128 fg.), während doch selbst Müller (Doric I. S. 427) den hellenischen Geryones Herakles im Kampfe mit Nixthellenen anerkennt. 131) Bergl. Naual-Rochette, Mém. sur l'Heracle Assyrien p. 108 u. 122; Noveris, Phönizier a. a. D. S. 91. In Betreff des Flusses Tago bei Apollonia will ich darauf aufmerksam machen, daß derselbe auf Noveris und in Küstien wiederkehrt; vergl. Meinel (Anal. Alexandrina p. 280 seq.), der freilich der Ansicht ist, daß dem Flusse in der ersten nach dem Rame er in Folge einer Uebersetzung des Noveris vom Korinth nach Apollonia zu Theil geworden sei. 132) Ueber Äthiens Zusammenhang mit den Phöniziern vergleiche

man namentlich Noveris a. a. D. S. 89. 133) Bergl. E. Curtius, Polytechn. 2. Ab. S. 11. 134) So noch schol. Homer. II. XI. 690. Bergl. sonst Müller, Doric I. S. 447 und de Witte, Nouv. Ann. a. a. D. p. 309 seq. 135) Bergl. das ähnliche Urtheil in Betreff des Herakles bei Bura von E. Curtius, Herakles der Sage und Dreifürhiger (Berlin 1852) S. 11. Vermuthlich galt das Drafel bei Patavium auch als Heraklesstiftung. 136) Nouv. Ann. a. a. D. p. 117–143 und p. 270–374. 137) Kuesterl. Vasenbilder. 2. Ab. S. 69 fg. und Anal. Vasenbilder S. 16. In seiner Griech. Mythologie geht Gerhard auf spezielle Deutung des Geryones nicht ein; nur S. 433. Ann. 1 äußert er, daß jener nach Namen und Begriff ein phönizisches Wesen sei. 138) In dem Wessely, Ueber den Mythos des Geryones, aus dem Jahre 1794, wieder abgedruckt in Bern. Zeitschr. 6. Bd. S. 145 (s. 139) Griech. Mythologie S. 68 u. 630 fg. 140) Die Religion der Hellenen. I. Bd. S. 78, vergl. auch II. S. 266. 141) Griech. Mythologie. 2. Bd. S. 142 fg.



gewappnete und geflügelte Riese, der Sohn des Wüdes (Chrysaor) und der Fluth (Kallirhoe), mit seinen setten Herden auf der üppig gränzten Flur des abendlichen Etranos, woher die Wolken kamen, das Gewitter" bedeutet, "das von Abend her fürchterlich drohend ankommende und doch üppige Fruchtbarkeit spendende," eine Auffassungseigenschaft, die im Wesentlichen durchaus mit der Klauen's<sup>11)</sup> übereinstimmt. (Friedrich Wieseler.)

GERYONEIS, *Γερωνίης*, ein Gedicht des berühmten griechischen Lyrikers Stesichoros von Himera, dessen Blüthe um Olymp. 50 — 580 a. Chr. (genauer lässt sich seine Lebenszeit nicht bestimmen) fällt. Gewöhnlich wird dies Gedicht von den Neuern<sup>12)</sup> *Geryonis* genannt; allein da das Adjektiv *Γερωνικός*, sowie die analogen Formen *Γερωνικός*, *Γερωνία* die Formation *Γερωνικός* rechtfertigen, auch die Handschriften des Pausanias<sup>13)</sup> und Anderer auf sie ganz unzweideutig führen, so muß *Γερωνίης* als der von den ältern Hellenen gebrauchte Name angesehen werden: von den ältern Hellenen; denn Stesichoros selbst hat seinem Gedichte keinen derartigen Titel gegeben, nur sein Name stand in den Handschriften über demselben. Dies der Titel; wir gehen zum Inhalte. Den zeigt im Allgemeinen der Titel an: der Mythos von Geryon, also die berühmteste That aus dem von Stesichoros mit einförmiger Reedschere behandelten Sagenkreise des Herakles war auf lyrische Weise beschrieben; da aber genauere Angaben über die Composition fehlen, da wir ferner nicht einmal wissen, zu welcher speziellen Gattung<sup>14)</sup> der lyrischen Productionen unser Gedicht gehörte, so fehlt auch eine sichere Grundlage für die Anordnung der im Ganzen sehr geringen Uebersetzung des Gedichts. Zwar hat man<sup>15)</sup> behauptet, Apollodor habe bei seiner Darstellung der Geryonsage den Stesichoros vor Augen gehabt; aber selbst wenn das sicher wäre — und es ist es gewiss nicht —, so ist damit nicht viel geholfen, weil Apollodor seinem Zwecke gemäß der poetischen Anordnung des Lyrikers die trockene chronologische und geographische vorgezogen hat. Demnach können auch wir im Ganzen nichts Anderes thun, als nach dem naturgemässen Laufe der Ereignisse die Fragmente aneinanderreihen.

Stesichoros hat wol begonnen mit der Veranlassung des Gedichts, also mit Bezug auf das Fest, an welchem es gesungen, wobei vielleicht schon der Zusammenhang desselben mit dem Mythos von Geryon und überhaupt

dieses letztern Beziehung zur Gegenwart hervorgehoben war: daß die größten und erhabenen Gedichte des Stesichoros bei Festen oder andern Cultushandlungen gesungen, läßt sich auf das Sicherste beweisen. Darauf gelangte der Dichter zur Sache selbst; es wurden die Hauptpersonen des Mythos, zugleich die Veranlassung des Hauptstimmens, des Sieges des Herakles über Geryon oder des Todes des Geryon — je nachdem die Gegenwart und das Verhältnis des Dichters zu ihr es verlangte — kurz angegeben, und so der Kreis, innerhalb dessen die Gedanken der Hörer im Folgenden sich zu bewegen hätten, näher bestimmt. Um bei den Hauptpersonen zunächst stehen zu bleiben: wie weit Eurystheus, der Urheber des Unternehmens, in die Darstellung verflochten war, ist nicht zu ermitteln; Herakles aber erschien als der Sohn der Alkmene und des Zeus<sup>16)</sup>, ferner als Zebaner<sup>17)</sup>; er war angethan mit der Löwenhaut, bewaffnet mit der Keule, daneben mit Bogen und Pfeilen; so nämlich pflegte Stesichoros<sup>18)</sup> nach Pausanias, abweichend vom alten Epös, den Herakles darzustellen. Ihm stand nun Geryon, ein Ungeheuer, gegenüber; er war, um die Schwierigkeit des Unternehmens hervorzuheben, wol gleich ausführlich beschrieben. Wen Stesichoros als die Erzeuger des Geryon angegeben, ist uns unbekannt; ihn selbst aber hatte er als mit drei Köpfen versehen dargestellt, mit sechs Füßen ferner und sechs Händen; dabei war er geflügelt<sup>19)</sup>; er bestand also aus drei Leibern, und ist es Stesichoros, der, abweichend von Hesiodos, den bei den spätern griechischen wie bei den lateinischen Dichtern öfter erwähnten dreieibigen Geryon<sup>20)</sup> hervorgerufen hat. Streift ist jedoch unter den Neuern entstanden über die Beflügelung; J. H. Voss<sup>21)</sup> meinte, Geryon habe vier Flügel gehabt, Kleine<sup>22)</sup> dagegen entweder sechs oder es sei vom Dichter nur die Beflügelung überhaupt, nicht aber die Zahl der Flügel angegeben gewesen. Schlagende Gründe sind weder für das Eine, noch das Andere beigebracht; am wahrscheinlichsten theils wegen der Art des Ausdrucks in den Hesiodischen Scholien<sup>23)</sup>, theils wegen der Bildung der Beflügelung auf Bildwerken<sup>24)</sup> bei verwandten Sujets ist es, daß Geryon vier Flügel bei Stesichoros gehabt habe. Zugleich war dann auch wol seine Bewaffnung — Lanzen und von Herkules geschmiedete Waffen —, vielleicht auch sein Reichthum, der aus den

112) Bergl. Allgem. Schulzeitung, 1833. II. Nr. 45 fg. und den Artikel Orosios in dieser Encyclopädie 3. Sect. 6. Th. S. 198.

1) Kurz verläßt ich unser Gedicht von Herings, Oberrv. Crit. p. 20. col. p. 302. Suchfort, Fragm. Stesich. lyr. p. XIV seq. Fabric. B. Gr. T. II. p. 154. Harl. genauer besprochen von K. D. Müller, Doct. II. S. 474. Bunsfeld in Götting. Poet. Gr. Min. T. III. p. 337. Lips. Kleine ad Stesich. fr. p. 60. bage die Fragmentensammlungen von Bergl und Suchfort, sowie die neuere Literaturgeschichte. 2) Pausan. VIII. 3. 2. ibiq. v. Schukart, Alibm. XI. 400 K. ibiq. G. Dindorf: v. Lebeck. Pothol. Bern. Gr. Proleg. p. 468. 475. auch G. Dindorf in H. Stephan Thes. L. Gr. a. v. T. II. p. 613 B. 2\*) I unten Kot 107 fg. 3) Kleine ad Stesich. fr. p. 62.

4) Stesich. fr. X, 6. Kleine. 5) Plutarch. de malign. Herod. c. 14. p. 857 K. 6) Megacil. ap. Athen. XII. p. 512 P. 7) K. Müller, Doct. I. S. 424. 7) Schell. ad Hes. Theog. 287: "ἄνθρωπος ὁ ὑποφύων καλλίστην τῶν ἄνθρωπων καὶ χρυσόπους" Zeynepoulos ὁ ἐκ τριῶν ἰσχυρῶν καὶ ἐκ τῶν καὶ ἀνδρῶν ὁ ἰσχυρῶν. 8) Asch. Agam. 837. Eur. Herc. Fur. 425. Lucret. V. 28. Virg. Aen. VI. 283. Florat. Carm. II. 14, 8. ibiq. v. Mitthecker. 9) Mitthe in Nouvelles Annales publiées par la section française de l'Institut Archéologique. T. II. p. 135. 10) Mytholog. Beig. II. S. 19. 11) ad Stesich. fr. p. 62. 12) I. Kot 7. 13) So Apollodor: Gerhard, Aukel. Bismann. 3. Th. Taf. 237: zwei Pfeile zusammen haben zwei Flügel; Gerhard a. a. D. I. Th. Nr. 1: wo Bogen und Pferde geflügelt sein sollten, ist nur das eine und dann mit zwei Flügeln geflügelt.

berühmten Rindern<sup>13)</sup> bestand, ferner seine Umgebung geschändet; endlich auch ein alter Haberd, der den Eurystheus jetzt veranlaßt habe, den Herakles<sup>14)</sup> gegen ihn auszusenden.

Nach diesen oder andern Vorbereitungen begibt sich dann Herakles auf die Reise. Auf dieser gelangt er nach Liden<sup>15)</sup>, wo er Ungethüme<sup>16)</sup> mancher Art erlegt, aber dabei von der Sonnenhitze so gequält ward, daß er seinen Wagen, wie einst auf Aidenos<sup>17)</sup>, jetzt drohend auf Helios<sup>18)</sup> spannte; jedoch von diesem daran erinnert, wie er als schwacher Sterblicher die Götter zu ehren und nicht in ohnmächtiger Weise zu bekämpfen habe, steht er sofort von dieser seiner als überlist erkannten Drohung ab; dadurch milde gestimmt, gibt ihm Helios aus eigenem Antriebe, wie es scheint, ein *δινάκ*, nach gewöhnlicher Ansicht einen Becher, in dem Herakles über den Okeanos setzen könne. Er leistete damit dem Helden einen großen Dienst, wie denn wol schon vorher in dem Gedichte erwähnt war, daß die Schwierigkeit des dem Herakles von Eurystheus erteilten Auftrages grade in dem Durchsegeln des Okeanos liege, welches, um nach Erysthia, dem Wohnorte des Geryon, zu gelangen, unumgänglich notwendig war. Wie aber das *δινάκ* zu denken, darüber waren schon bei den Alten verschiedene Ansichten: Athenaios<sup>19)</sup> denkt an einen wirklichen Becher; es war nach Ansicht des Stesichoros<sup>20)</sup> aber jedenfalls ein Kohn, aber ein goldener Wunderkohn, von Herakles, dem kunstreichen Verrichter so vielen Wunderbaren, gearbeitet und dazu bestimmt, den Helios tagtäglich beim Untergange der Sonne mit Wagen und Rössen aufzunehmen und nach Westen segelnd zu seiner Wohnung und seiner Familie zu bringen<sup>21)</sup>; von da

fährt er dann in demselben Becher nach Osten, um mit Pferden und Wagen aus dem Kohn herauszufahren und Erde und Himmel glänzend<sup>22)</sup> zu erleuchten. Alles dies war schön und erhaben von Stesichoros, der solche Gegenstände<sup>23)</sup> grade liebte, beschrieb, und zwar nicht lediglich nach eigener willkürlicher Phantasie, sondern alte Sagen und Gedichte leiteten ihn; schon in der Titanomachie<sup>24)</sup>, welche bald dem Urkino, bald dem Gumeles zugeschrieben wird, dann bei Peisandros<sup>25)</sup> war von dieser Fahrt des Helios die Rede gewesen. Diesen Becher, vielmehr dieses Schiff, besaß also Herakles; er kam auf den Okeanos und somit zu neuen Schrecknissen und Abenteuern, wie er auch sicher warste. Den auf dem Okeanos Fahren den stellt uns eine volkenthümliche Vase<sup>26)</sup> dar; die Reule aber der Schulter, den Wagen in der Hand und auch sonst nach Weise des Stesichoros gerüstet, brüht sein Gesicht die gepaunte Aufmerksamkeit aus; man sieht, er erwartet Angriffe und Gefahren. Und die bet ihm nun zunächst wahrscheinlich die Insel Serpedonia<sup>27)</sup>, der Wohnort der Gergonen; schon in den Kyprien<sup>28)</sup> hatte Stasinos gedichtet:

Die Gergonen gebor ich betruchtet, ach gräßliche Wesen,  
Die Gergonen benehmen im tief aufwachen den Ocean,  
Heißest Eiland.

Der Anblick derselben verkehrte; aus dieser Gefahr errettete ihn wahrscheinlich seine stete Heflerin, Athene. Kaum war diese Gefahr glücklich überwunden, so erregt Okeanos, vielleicht dadurch, daß ein Sterblicher auf ihm schiffte, verlegt, einen den Helden dem Untergange nahe bringenden Sturm; allein hier half sich Herakles durch eigene Kraft; er spannte seinen Wagen auf Okeanos und schüttelte ihn dadurch so ein, daß er zur Ruhe<sup>29)</sup> sich legte. Diese Fahrt zeigte also schon die Größe des Unternehmens, zugleich aber auch den Charakter des Helden; dies Alles aber trat noch mehr hervor, als Herakles nach Erysthia selbst gelangte. Wie sich Stesichoros die Lage dieser Insel gedacht, ist nicht klar zu ermitteln, jedenfalls an den Grenzen der Erde und im Westen, da

13) Apollod. II, 5, 10. coll. 1, 6, 14 ibiq. Heyn. Obaa. p. 30; Apollod. X, 45 ibiq. annot.; auch Hom. Odyss. XII, 137 mit Richtigk. Erstl. Anmerk. 3. Th. S. 286 sq. 14) So schließt das auch Scholl. ad Hesiod. Theog. 292. Wo Geryon als Τίγριος angegeben wird, einer ganz allein stehenden Reize, die, da Stesichoros auch sonst grade in Genealogien Eigenthümliches hat, aus ihm wol geschlossen sein dürfte. Es ist ja auch sonst in den alten Dichtern der Fall, daß ein solcher Zug in alter Herabkunft seinen Grund hat, so in der Argonautika. 15) Apollod. II, 5, 10; ad. Diad. IV, 17. 16) Apollod. I, c.; Diad. I, c.; vgl. Plin. Hist. Nat. I, 62; Xenod. II, 41, ann. ad Porph. Cypri. Mosq. I, 27. 17) Hom. II, c. 283; Theokrit. ad Propert. fr. p. 67. 18) Athen. XI, 470 C, f. unten Note 21; Sturz. ad Pherekyd. fr. p. 103. D. Müller, Docteur II, S. 468. 19) Athen. XI, 781 D: „αὐτὸς γὰρ μὲν ὁ Ζεὺς τὸν Ἡρακλῆος γενεῖον ἔχον ἥρην ἔδωκεν Ἀλκιμήνῃ δοδῆναι ποταμῶν. ὅτις Ἀργεῖον ἐκαστὸν δίδωκεν.“

20) ὁ δὲ ἐκαστὸν ἐκαστὸν ἑκάστου γένους αἶψα ποταμῶν. τὸν δὲ Ἥλιος ὁ Στεσιχόρος ποταμῶν δυνάμει ὡς τὸν Ἀνταρῆν. φ. καὶ τὸν Ἡρακλῆα περὶ αὐτοῦ ἐν τῷ Ἡερῶνι βίῳ ὡς τὸν Ἡρακλῆα. 21) ὅτι δὲ τὸν Ἡρακλῆα περὶ αὐτοῦ ἐν τῷ Ἡερῶνι βίῳ ὡς τὸν Ἡρακλῆα. 22) ὅτι δὲ τὸν Ἡρακλῆα περὶ αὐτοῦ ἐν τῷ Ἡερῶνι βίῳ ὡς τὸν Ἡρακλῆα. 23) ὅτι δὲ τὸν Ἡρακλῆα περὶ αὐτοῦ ἐν τῷ Ἡερῶνι βίῳ ὡς τὸν Ἡρακλῆα. 24) ὅτι δὲ τὸν Ἡρακλῆα περὶ αὐτοῦ ἐν τῷ Ἡερῶνι βίῳ ὡς τὸν Ἡρακλῆα. 25) ὅτι δὲ τὸν Ἡρακλῆα περὶ αὐτοῦ ἐν τῷ Ἡερῶνι βίῳ ὡς τὸν Ἡρακλῆα. 26) ὅτι δὲ τὸν Ἡρακλῆα περὶ αὐτοῦ ἐν τῷ Ἡερῶνι βίῳ ὡς τὸν Ἡρακλῆα. 27) ὅτι δὲ τὸν Ἡρακλῆα περὶ αὐτοῦ ἐν τῷ Ἡερῶνι βίῳ ὡς τὸν Ἡρακλῆα. 28) ὅτι δὲ τὸν Ἡρακλῆα περὶ αὐτοῦ ἐν τῷ Ἡερῶνι βίῳ ὡς τὸν Ἡρακλῆα. 29) ὅτι δὲ τὸν Ἡρακλῆα περὶ αὐτοῦ ἐν τῷ Ἡερῶνι βίῳ ὡς τὸν Ἡρακλῆα.

ποταμῶν δὲ Ἡρακλῆς ἐν τῷ δινάκῳ τοῦτον ἐν τῷ Ἡερῶνι βίῳ ὡς τὸν Ἡρακλῆα. 22) ὅτι δὲ τὸν Ἡρακλῆα περὶ αὐτοῦ ἐν τῷ Ἡερῶνι βίῳ ὡς τὸν Ἡρακλῆα. 23) ὅτι δὲ τὸν Ἡρακλῆα περὶ αὐτοῦ ἐν τῷ Ἡερῶνι βίῳ ὡς τὸν Ἡρακλῆα. 24) ὅτι δὲ τὸν Ἡρακλῆα περὶ αὐτοῦ ἐν τῷ Ἡερῶνι βίῳ ὡς τὸν Ἡρακλῆα. 25) ὅτι δὲ τὸν Ἡρακλῆα περὶ αὐτοῦ ἐν τῷ Ἡερῶνι βίῳ ὡς τὸν Ἡρακλῆα. 26) ὅτι δὲ τὸν Ἡρακλῆα περὶ αὐτοῦ ἐν τῷ Ἡερῶνι βίῳ ὡς τὸν Ἡρακλῆα. 27) ὅτι δὲ τὸν Ἡρακλῆα περὶ αὐτοῦ ἐν τῷ Ἡερῶνι βίῳ ὡς τὸν Ἡρακλῆα. 28) ὅτι δὲ τὸν Ἡρακλῆα περὶ αὐτοῦ ἐν τῷ Ἡερῶνι βίῳ ὡς τὸν Ἡρακλῆα. 29) ὅτι δὲ τὸν Ἡρακλῆα περὶ αὐτοῦ ἐν τῷ Ἡερῶνι βίῳ ὡς τὸν Ἡρακλῆα.

22) Gerhard, Pictographien in Abbild. d. Berl. Akad. d. Wissensch. vom 3. 1838. tab. III, n. 3. 23) Schemm. der Bräuer in der Ilion neigens; Steinh. fr. 23. A. 24) Athen. XI, 470 B. 25) Athen. I, c. p. 469 D. vgl. Richtigk.; Sagen: p. 501. 26) Gerhard, Aukel. Pictograph. 2. Abt. Taf. 109. 27) Scholl. ad Apoll. Rhod. Argon. I, 212: „Στεσιχόρος δὲ ἐν τῷ Ἡερῶνι καὶ ὡς τὸν Ἡρακλῆα περὶ αὐτοῦ ἐν τῷ Ἡερῶνι βίῳ ὡς τὸν Ἡρακλῆα.“ 28) Herodot. I. c. p. 9, 12 ibiq. 29) Lehrs. Xenod. V, 96 ibiq. annot. 30) P. Pherekydes in Note 21.

sie dem Flusse Tartessos ungefähr gegenüber liegt; sie lag ferner, auch wenn in mancher Hinsicht Stesichoros genauer als Hesiodos gesprochen, in einer von Menschen nie wieder betretenen und ihnen daher unbekannten Region. Sie heisst aber „die berühmte“, eben wegen Geryon und wegen der Trefflichkeit der dort weidenden und fressenden Herden; der Boden mußte also, wie überhaupt die ganze Beschaffenheit der Insel Rothland, vortreflich<sup>30)</sup> sein. Sie also betrat Herakles, und zwar allein; diese seine Lage hat er vielleicht in direkter Rede selbst geschildert. Als er vorwärts schreitet, ist der Erste, der sich ihm feindselig entgegenstellt, der furchtbare, zweifelhafte Hund Erichon<sup>31)</sup>, der Sohn des Topharu und der Kallirhoe, aus deren Vermischung das Ungeheime hervorgegangen, der Bruder des Kerberos; als dieser den Eindringling erblickt, beginnt er schrecklich zu bellern, sodas<sup>32)</sup>

ob des unendlichen Hundgebells

den Herakles schreckliche Furcht<sup>33)</sup> — Furcht bliden zu lassen, war eines Helden damals nicht unwürdig — er greift, doch sich bald ermannend besticht er den Kampf und erschlägt den Hund mit der Keule. Dieser längere, offenbar mit vielem Lärme verbundene Kampf führte aber den Besitzer des Hundes, den Hirten Eurytion<sup>34)</sup>, herbei; es begann wol zunächst ein Gespräch zwischen beiden, in welchem Eurytion oder Eurytos sich zu erkennen gab, seiner Ältern — die zu dem Erschlechte des Phorhys oder einem ähnlichen gehört haben dürfen — und des Orts seiner Geburt gedachte und schließlich den Herakles zum schleimigen Verlassen der Insel aufforderte. Aus einer derartigen Schilderung ist die folgende Stelle:

[Und sie (nämlich den Eurytion) gab] Eurytion dem Gyanpunkt grad gegenüber  
Nah den unendlichen silbergewurzelten Quellen des Stromes  
„Dein in der stillen Quelle“ —  
„.....“  
„.....“  
„.....“

Da Herakles aber der Aufforderung des Eurytion weder nachkommen konnte noch wollte, begann der Kampf;

allmählig ward Eurytion zurückgedrängt und fiel endlich von des Herakles Pfeilen durchbohrt in der Nähe der seiner Odubut anvertrauten<sup>35)</sup> Herde. Herakles bemächtigt sich nun der Herde; er scheint sie also ohne einen Kampf mit Geryon, auf welchen man gewis schon gespannt war, zu erhalten. Doch plötzlich erscheint Geryon und hält den Herakles auf; es scheint da zunächst eine Art Verhandlung zwischen diesen beiden so gewaltigen Kämpfern stattgefunden und in dieser Herakles, der auch sonst in den Mythen als durch Ueberredung<sup>36)</sup> sein Ziel zu erreichen bemüht erscheint, verlangt zu haben, daß Geryon ihm ohne Kampf die Herden, sein werthvollstes Besitztum, überlasse; Geryon schlug dies aber auf eine Weise ab, die den Dichter veranlaßt hatte, in allgemeinen Sentenzen auf lyrische Weise einen Tadel<sup>37)</sup> über ihn auszusprechen; es brachte das die Grundidee des Ganzen mit sich, wir man denn immer hier festhalten muß, daß die Darstellung durchweg eine subjektive Fälschung hatte und der Dichter das, was er erzählte, zu beurtheilen und zu Betrachtungen ethischer Art zu benutzen nie Anstand nahm. Da auf freibildliche Weise Herakles den vom Eurytion aus ihm gewordenen Auftrag also nicht vollziehen konnte, schritt man zum Kampfe; in ihm scheint die Ueberlegenheit des Geryon wegen dessen Dreitrigkeit anfänglich den Ausgang zweifelhaft gemacht zu haben; allein mit Hilfe der Äthene, die auch hier ihren Zirkling nicht verließ, wie namentlich Darstellungen auf alten Vasen<sup>38)</sup> beweisen, gelang es, allmählig den Gegner und nach schwerem Kampfe zu tödten; jeder Leib mußte nämlich besonders getödtet<sup>39)</sup> werden; dreimal also erneuerte sich der furchtbare Kampf, in welchem Herakles bald mit der Keule, bald mit dem Bogen kämpfend erschien. Als er aber gesiegt, stieg er mit der Herde in den Kahn des Helios und vollendete rasch die Fahrt zu dem Orte, wo er dem gefälligen Gotte das ihm so förderlich erwiesene Jagdzeug wiedergeben mußte; nach kurzer Begrüßung trennten sie sich; Helios fuhr in dem Kahne auf seine gewohnte Weise weiter, Herakles eilte nach Hause. Dies beschreibt uns das ausführlichste Fragment, welches wir überhaupt von Stesichoros haben, in folgenden Worten<sup>40)</sup>:

30) Hesiod. Theog. 203: „Ὀφειον τε κρινοῖς καὶ βοῦν-  
των ἑσπερίων δρυῶν ἐν ἡσπερίῳ ἀγρῷ κλυτὸς Ἰστωκὼς.“  
31) Pind. Ol. III, 16. 32) Pind. Dithyr. fr. VII, was gegen  
Stesichoros gerichtet ist. 33) Hesiod. Elte Demolien.  
2. Bd. S. 31 und besonders 3. Bd. S. 31 f. add. White i. a.  
p. 125. 34) Suid. s. Ἐὐρύτιος: „... ὁ γὰρ Ἐὐρύτιος τρι-  
τάτος ἀνὴρ ὡς καὶ ἄλλοις κατέχευε τῷ Ἡρακλῆϊ.“ aus Scholl.  
ad Arist. Acharn. 1081. Dorduf geht Aesch. Agam. 837 seq.  
41) Athen. XI. p. 408 E: „ὅτι δὲ καὶ ὁ Ἥλιος ἐπὶ νεφέλῃς  
ἀντοπίσσει ἀπὸ τῆς διῆς Ἐρμύπορος πρὸς οὐρανὸν γαίης.“ fr. 18  
Klein. fr. 8. Bergk. fr. 7. Schneider.]

Ἄλλως δ' Ἐρμύπορος διῆς ἐκταφίσαντο  
ῥιπτοῖς, ὅσα δ' Ἰστωκὼς ἀπείρας  
ἀπὸ τῆς ἡμέρας νοτὶ πρὸς τὴν οὐρανὸν ἐπὶ τῆς  
κατὰ πᾶσαν νεφέλῃς ἰ. ἔλατο  
κατὰ τὸς οὐρανὸν ὅς δ' ἐλθεῖν ἴσθαι  
δὲ τῆς οὐρανὸς νεφέλῃς κατὰ τὸς οὐρανὸν.

Die Reuren theilen die Verse zum Theil anders ab; in dem Texte

30) Beigl. über diese Insel Hesiod. Theog. 200. Pausan.  
Met. III, 6. 3. ibiq. interpp.: Ilom. Od. I, 107. Welck. Syll.  
Epigramm. p. 259. Ritsch. Ctt. Anmerk. zu Ilom. Odyss.  
T. III. p. 385. 31) Hesiod. Theog. 203. 200 seq.; vergl.  
Herbarb. Met. Bakt. 2. Abz. Inf. CV, 32) Scholl. ad  
Ilom. II. 9. 575: „Ἐρμύπορος δὲ ἵστωκὸς οὐρανὸν [sc.  
κατὰ τὸν] ἀντοπίσσει.“ quod γοῖς ἀναγασσάτο νεφέλῃς  
μοῖα;“ fr. 36. Klein. 8. Bergk.: „ἐστὶν ὁ δὲ τοῦ Πάριος πε-  
ρὶ τῆς.“ 33) Pind. Isthm. I, 13, was sich auf Stesichoros be-  
zieht. 34) Hesiod. Theog. 294. 35) Strab. III. p. 148 C.  
fr. V. Klein. 8. Bergk.: „τοιαῖα δὲ οἱ παλαιοὶ κατεῖον τὸν  
βαίοντα Τερμύπορος, καὶ δὲ ἰστωκὸν καὶ τὸς ποταμὸν κέρην  
οὐρανὸν, Ἐρμύπορος δὲ κατὰ οὐρανὸν ἐκταφίσαντο Ἐρμύπο-  
ρος κατὰ τὸν Ἠστωκὸν βοῦντοῖς [sc. Kramer, Beigl., die  
codd. βοῦντοῖς] διὰ τὴν γερμύπορος.“

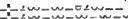
••• ἐστὶν ὁ δὲ τοῦ Πάριος περὶ τῆς  
Τερμύπορος ποταμὸν κατὰ τὸν οὐρανὸν ἐκταφίσαντο  
ἐν κερμύπορος ποταμῷ •••

Aber es stieg in den Becher den goldnen der Sohn Hyperion's  
Helios, um, in den Oceanos hinabzuleben,  
zu den Tiefen der heiligen Nacht zu gelangen, der dämmern,  
zu der Mutter und auch zu dem ersten Gemahl  
Und Kindern so lieb. Doch den Daim, den besetzt  
Vordererengemeis, betritt mutig der Sohn des Zeus



Wie nun aber Herakles den Weg nach Hause zurück-  
gelegt, können wir aus Mangel an Nachrichten nicht auch  
nur mit einiger Sicherheit entwickeln; er wird wol kür-  
zer als der Hinweg geschildert gewesen sein; die Haupt-  
aufgabe des Herakles, die Erwerbung der Kinder des  
Geryon, war gelöst. Es mag aber nun zunächst der  
Held mit seiner Beute nach Sicilien gekommen sein; hier  
bot er sich zunächst von den Strapazen dieses Zuges er-  
holt, indem in der Nähe von Gimera auf Bitten der  
Äthene die Nymphen der dortigen Gegend zur Er-  
quickung und Stärkung des angegriffenen Herakles warme  
Bäder<sup>41)</sup> haben entstehen lassen. Eine ähnliche Sage  
hatte auch Peisandros<sup>42)</sup> bearbeitet; Hesiodos als  
Himätrier wird sie schwerlich übergegangen haben, zumal  
Äthene in Gimera<sup>43)</sup> einen angenehmen Gult hatte. Von  
da gelangte er endlich nach Hellas, und zwar so,  
dass er auf dem Wege nach Mykene durch Arkadien kam;  
hier traf er den Pholos, einen Kentauren, und lehrte  
bei ihm ein; er ward trefflich bewirthet und zeigte He-  
rakles dabei seine Tüchtigkeit im Jochen, wie ein Frag-  
ment<sup>44)</sup> uns schon schildert:

Nach dem Becher den runden, der drei Maß völli umschle,  
Und drank ohn abzusetzen, was ihm Pholos mischt, redete  
und reichte.



Dass dabei nun auch der Kampf mit den Kentauren und  
deren Untergang<sup>45)</sup> beschrieben gewesen, lässt sich nicht  
beweisen. Auf dem darauf erfolgten weiten Marsche

ist fast völlige Uebereinstimmung. Ueber die Verschönerung f. unten  
Seite 65 f. s. ich werde an einem andern Orte mich über sie aus-  
führlicher aussprechen.

41) Scholl. ad *Il.* XII, 25: „τα ἐν τῇ Σικελίᾳ Θερμὰ  
λουτρὰ τὰ ἐν τῇ Ἰαλίᾳ καὶ ἐν τῇ Ἀθηνῶν ἀναδιδόναι τὴν  
ἀνδρῶν ἰσχυρίαν“ τινὲς δὲ τὸν Νίρῳ ἀναδιδόναι αὐτῷ,  
καθὼς ὁ Πινδαρος: Ἰνα ἀπολομένηται, ἔτε τὰς Ἰερωνέου  
βόες ἀπὸ λαύρων κατρίγιντο:“ add. *Il.* IV, 23. V. 3.  
42) Scholl. ad *Aristoph.* *Nub.* 1047. 43) *Il.* IV, 3; Boeckh  
ad *Plat.* *On.* XII, Comm. p. 211. 44) *Athen.* XI, p. 490 A:  
„Στηγίβορος δὲ τὸ παρὰ Φόλῳ τῷ Κενταύρῳ ποτρίων  
αὐτῶντων δίνας καὶ ἐν τῷ ἵπῳ τῷ κυμαίνοντι“ *Myt.* 8. *Is.*  
viii *Ἡρακλῆος* [fr. VII, KI., Bergk].

Στήγειον δὲ λαβὼν δίνας ἱππεύων τεταμένους,  
καὶ ἐκαστὸς τὸ ἐν οἱ παρὰ Φόλῳ πέδον.“  
*Athen.* I, c. 400 K: „τὸ ἐν Ἰγερωνίᾳ Στήγειον ἱππεύων  
ἐς τεταμένον τὴν ἐν τῷ τῶν γυνῶν ἀμφιβολίᾳ ἴσιν.“ Die  
Erkär in den Versen ist sehr schwankend: αὐτὸν ἐν τοῖς αὐτοῖς. auch im  
ersten Verse ist zu streichen, f. unt. a. 69; das Ende des zweiten  
Verses ist interpolirt, f. unt. a. 70. 46) Wie D. Müller,  
Doct. II, S. 475 wollte.

mag dann auch die Stadt Pallantion<sup>46)</sup> in Arkadien  
erwähnt worden sein; er kam endlich zu Hause wieder  
an und ward als Sieger ohne Zweifel festlich empfangen.

Dies der Inhalt; nun die Composition und der  
Charakter des Gedichts; diese Punkte werden sich erst  
dann näher erkennen lassen, wenn die Veranlassung und  
Bestimmung desselben klar gemacht worden. Die Ge-  
ryoneis ist, wie die übrigen größten Compositionen er-  
haben-lyrischer Art des Hesiodos, die *Talioi alcaici*, *Opis-  
sila*, *Nostos* u. s. w., nur zur Feier und Verherrlichung  
eines Cultus gedichtet; es folgt dies einmal aus dem  
Charakter der hellenischen Lyrik im Allgemeinen, dann  
aber aus Andeutungen des Hesiodos selbst; er nennt  
nämlich seine Gedichte öffentlich gesungene<sup>47)</sup>, grade  
so wie Pindaros<sup>48)</sup>, wie Dissen schon bemerkt hat. Sind  
sie aber solche, so sind sie auch bei Festen oder Cultus-  
handlungen anderer Art gesungen; daraus folgt dann  
weiter, dass in den Gedichten auf die Feste Rücksicht ge-  
nommen sein musste; ist dies Letztere nachgewiesen, so  
ist es auch das Vorhergehende. Es beweist aber solche  
Berücksichtigung das zweite Fragment, dessen Text zu-  
erst Bergk richtig behandelt hat<sup>49)</sup>; in ihm wird der  
Jungfrau Folgendes darzubringen aufgeführt:

Erstamgebät neßt Stellen und Kuchen von Strauben und An-  
drem, Honig den süßen —

diese Jungfrau ist Persephone — auch sonst wird sie  
schlechthin mit *παρθέφω* bezeichnet<sup>50)</sup> —, welcher der  
dem namentlich in Sicilien weit verbreiteten Feste der  
Thesmophorien<sup>51)</sup> ganz besonders, aus Esssam und Honig  
vorzugsweise bereitete Kuchen, die sogenannten *μυλλοί*<sup>52)</sup>,  
dargebracht wurden; dies Wort konnte in einem erbaue-  
nen Gedichte der Dichter wegen seiner unanständigen  
Bedeutung nicht gebrauchen; er umschreibt es daher:  
Jeder verstand die Bezeichnung. So ist also klar, wie  
die Gedichte unseres Dichters auf Feste, bei denen sie  
aufgeführt, Rücksicht nehmen; sie sind also für Feste  
geschrieben und an Festen aufgeführt, sonach auch die  
Geryoneis. Sie konnte nun verfasst sein zur Feier eines  
Festes des Geryon: — dieser hatte einen wirklichen Gult  
zu Aggrion<sup>53)</sup> in Sicilien; allein wahrscheinlich ist dies  
eben nicht, da doch die Vererbung sehr allein steht;  
nur bei Padua<sup>54)</sup> tritt er meines Wissens im Culte wie-  
der hervor; ferner ist, wenn auch die Besiegung und

47) *Plut.* VIII, 3, 2: „Παλλαντίων μὲν δὲ καὶ οὐ Στεγί-  
βορος ὁ Ἰγερωνίᾳ ἱεροποιεῖται μνηστήρ.“ fr. 8.  
KI., fr. IX. *Bergk.* 48) *Strabo*, fr. 24, B., fr. 39, KI.,  
καὶ τὴν κατὰ τὴν ἀναμνηστικὴν καλλιστήριον ὁρῶν τ. c. 1.  
Der Scholl. ad *Arist.* *Fac.* 797 erklärt *ἀναμνηστικὴν* durch τὴν ἡ-  
γούμενην *φύλακα*; cf. *Schneider*, ad *Hyg.* *Rel.* p. 53 *ibiq.* C. O.  
*Macell.* p. XI seq. 49) *Plut.* *lathm.* VII, 8 *ibiq.* cf. *Dissen*,  
50) *Fr.* II, B., KI. [*Athen.* IV, 173 D], „Στηγίβορον... εὐ-  
κλῆτος εὐκλῆτος τῇ παρθέφω δάνα: Ζεὺς αἰδὼς γυνῶν  
καὶ ἐκ τῆς ἀλλῆς τὴν κέρματα καὶ μὲν γλῶσσιν.“  
51) *Sophoc.* ap. *Uersch.* a. *apud*, fr. 943. *Dind.* 52) *Il.*  
V, 4. 53) *Heracle.* ap. *Athen.* XIV, 647 A; *Hercl.* *Sicel.*  
p. 33. *Loeb.* *Aglaoph.* II, p. 1067. *Preller*, *Emet.* und  
*Preller*, S. 349 f. 54) *Il.* IV, 24. 55) *Suet.* *Tiber.*  
14 *ibiq.* *Cass.*

Vernichtung des Geryon als ein für sein Fest passendes Sujet zu denken wäre, sie in heiterer<sup>56)</sup> Schilderung doch nicht gut denkbar: — daher ist passender als Anlaß ein Fest des Herakles, deren in Sicilien mehr gefeiert wurden: so in Leontinoi<sup>57)</sup>, in Syrakus<sup>58)</sup>, noch passender Feste der Athene, die sich gerade in dem Kampfe mit Geryon von Neum als treue Hesperin bewährt hatte, und die in Gela und Agrag<sup>59)</sup>, wie in Kamarina<sup>60)</sup> und in Himera<sup>61)</sup> selbst verehrt und also mit Festen gefeiert ward, so daß einem sicilischen Dichter es nie an Gelegenheit zur Verherrlichung des Herakles und somit auch seines Zuges nach Erichthia fehlen konnte. Weiter können wir hier freilich nicht kommen; aber es genügt, um zu zeigen, daß auch die Geryoneis an einem Feste öffentlich aufgeführt ist; davon wird das Proömium entlehnt und in ihm die Gedanken in begeisterten Schwünge<sup>62)</sup> ausgeführt gewesen sein, sodaß eine Verwandtschaft zwischen den Anfängen des Stesichoros und den so eigenthümlichen in Pindar's ältesten Gedichten<sup>63)</sup> gewesen sein dürfte. Der Haupttheil des Gedichts war nun dem Feste gemäß erhaben behandelt: Thatfachen wechselten mit Reflexionen, Reden mit Erzählung; da also trat die Erhabenheit des Dichters recht hervor; daß sie das in diesem Gedichte that, beweist uns dessen metrische Form, die beinahe vollständig erhalten; sie lehrt mehr als der Sinn, indem sie so das ganze Gedicht erfunden für das Ganze auspassen mußte. Die Eigenthümlichkeit des Stesichoros in metrischer Hinsicht bestand nun darin, daß er die große Composition von Strophe, Antistrophe und Epodos erfunden<sup>64)</sup>; sie haben wir auch in unserem Gedichte, denn das größte der Fragmente<sup>65)</sup> ist eine vollständige Strophe; sie zeigt einmal in den Metris, aus denen die Verse gebildet sind, den erhabenen Ton des Ganzen; Dactylen wechseln mit Anapäst, daneben ein Legad; es sind die ersten die erhabenen Metra, die jedoch in ihrer ganzen Kraft hier nicht erscheinen, weil die Verse einfache: das zeigt, daß der Ton des Ganzen nicht der erhabene, vielmehr einer war, der Heiterkeit auch zuließ. Dasselbe zeigt zweitens die Composition der ganzen Strophe; sie ist verwandt der leblichen und thut deutlich dar, wie auf dieser und verwandten Erscheinungen Stesichoros fußt; die lebliche Strophe besteht aus vier Versen, von denen die zwei ersten sich fast gleichen den Haupttheil, die zwei andern stets von einander verschiedenen die Clausel oder den Schluß bilden; Stesichoros vermeidet nun, von andern musikalischen Principien ausgehend, einen Theil einer Strophe aus zwei sich gleichen, wol aber läßt er, wie Pindar<sup>66)</sup>, zu, aus zwei sich fast gleichen Versen

einen solchen zu bilden; dies ist in fr. VIII B<sup>67)</sup> nun auch geschehen; der zweite Vers ist nur etwas kürzer als der erste und schließt ihn daher ab; dieser Anfang wird nun in einem Gegensatz im dritten und vierten Verse wiederholt, sodaß also der Haupttheil hier einen nochmal so großen Umfang wie bei den Lesbien hat, was durch das Bedürfnis des Tonjes und überhaupt der heroischen Darstellung veranlaßt war; die beiden letzten Verse bilden dann die Clausel; so sieht man, wie diese Form einer Periode, welche aus zwei Hauptthesen und einem Schlußtheile besteht<sup>68)</sup>, verglichen werden kann; man sieht ferner, wie die Composition einfach und erhaben; man sieht aber endlich, wie der Schluß nicht stark genug war, in keinem genügenden Verhältnisse zum Vorhergehenden steht, und somit in dieser Strophe die erregte Spannung zu völliger Befriedigung nicht gelangt. Daher war nöthig die Epodos, auf welche die Wiederholung der Strophe als Antistrophe nur noch stärker hinwies; sie lernen wir für die Geryoneis so ziemlich aus den Fragmenten<sup>69)</sup> V und VII kennen; denn da in fr. VII, 1 wo trotz der scheinbar so sichern Ueberlieferung — es scheint aus einer Variante zu *hierperper*, nämlich *hupetperper*, entstanden — als gar nicht zu rechtfertigen auszuwerfen ist, ergibt sich, daß dieser Vers dem ersten Verse von fr. V entsprechen habe; dasselbe ist der Fall mit fr. V, 2 und fr. VII, 2, da in letzterem, wie nach Andern namentlich D'ann<sup>70)</sup> nachgewiesen, das Ende interpolirt sein dürfte; dies nun mit fr. V, 3 zusammengekommen, ergibt für die Epodos als wahrscheinlich folgende Form:

— — — — —  
— — — — —  
— — — — —  
— — — — —

Sonach sehen wir also aus genauerem Einbringen in die Form als Resultat hervorgehen, daß die Geryoneis ein einfach erhabenes, Heiterkeit<sup>71)</sup> in der Darstellung nicht ausschließendes Lied für einen Chor gewesen; demgemäß muß nun auch die poetische Behandlung im Haupttheile gewesen sein. Für sie ist nach den Allen als erstes und besonders charakteristisches Merkmal die Erhabenheit<sup>72)</sup> (*μεγαλοπνευα*), und zwar eine der Pindari-

67) f. oben Rot. 41. 68) So Tibull. II, 6, 21: „Sperat agricola, spera sulcis eredit aratra bovinis, quae magno foenore reddit ager.“ Tacyp. I, 39, 1: „otrois δ' οδ πολε πολιοξισ το zaglov, all' εταχι ηγγορεο ημας οδ κωει-φωδα, ετεα καλ το εωρεατε της διανς μαγειροτο.“ vergl. Naegelsbach. Lat. Styl. p. 490. 69) f. oben Rot. 35 u. 45. 70) D'ann, Beiträge zur Griech. und Röm. Literaturgesch. I. C. 115. 71) Auch Pindar in seinen Epithen schließt sie nicht aus; Pind. Nem. II. Olymp. I. 72) Dion. Halic. Vett. Scripta. Com. c. 7. T. V. p. 491 R. 1: „Sper δ' οδ μεγαλοπνευα ην τοις ιεραίοις τω μαγειροπνευα κλειοταρταυα μαγειρο-φωδα, οδ πιν. ελλη καλ ελ ευροια — Pindar und Simonides — λινοταυα πορεοταυα: λινο δ' της μεγαλοπνευας τω κατὰ της ενοχλασις μαγειροπνευα, η ος τὰ εδν καλ τὰ εδταυα τω πορεοταυα περιφρα.“ Quintil. I. O. X, 1, 62: „Stesichorum, quam ut ingenio validius, materiae quoque ostendunt, maxima bella et clarissimos canentem duces et epi coramulo onera ipsa sustinentem. Reddit enim

56) Diese beweist fr. VII; f. oben Rot. 45. 57) Diad. IV, 24. 58) Mac. Nicola V. 24. 59) Naegelsbach ad Pind. Ol. II. Comm. p. 123. 60) Naegelsbach ad Pind. Ol. V, 9. Comm. p. 148. 61) Naegelsbach ad Pind. Ol. XII. Comm. p. 210; f. oben Rot. 42. 62) Bergk. ad Poet. Lyr. Gr. p. 951 seq.; Stesich. fr. 77. B., fr. 53. Al. 63) Pind. Hymn. fr. I. P. 1. P. 1. V. 1. 64) Seid. a. Erzylogog; Diogen. Provv. VII, 14 lib. ennoti. 65) f. oben Rot. 41. 66) Bergk. Pind. Latum. I, seq. 1. 2.









liegt die Vermuthung nahe, daß Stesichoros seinen aus 24 Chorenuten bestehenden Chor in drei Klassen, deren jede aus acht Personen bestanden, getheilt habe; es ist das eine Theilung, die, wie man aus der alten attischen Komödie schließen darf, auch im Hyporchem gewesen. Es schließt dies nicht noch andere Theilungen aus; wie sie aber auch sein mochten, immer waren sie in ein gehöriges Verhältnis zu einander gesetzt; wie passend die in der Geryoneis angewandt sein konnten, lehrt der Inhalt derselben leicht: Hrakles mit Helios, mit Okeanos, mit Geryon in Kampf und Streit und Verhandlung gab Gegensätze, die durch ein sich Entgegentreten von Halbchören nur noch deutlicher und plastischer dargestellt werden konnten; dabei ist auch mit in Anschlag zu bringen, daß die Bewegungen und der Tanz des Chors mit Chöreionomie stets verbunden war; das Schwingen der Längen, das Spannen des Bogens, ebenso aber auch die Centungen boten dazu die erwünschteste Gelegenheit. Alles dies hob nun das Dramatische<sup>112)</sup> des Gedichtes nur noch mehr hervor; man könnte dies vielleicht noch näher bestimmen, wenn uns überliefert wäre, zu welcher speziellen Gattung der lyrischen Gedichte die Geryoneis und die ihr verwandten Produktionen unseres Dichters gehört hätten<sup>113)</sup>; die Reuten haben dies bis jetzt vergeblich zu bestimmen gesucht; es ist mir immer noch das Wahrscheinlichste, daß sie Hymnen im engeren Sinne des Wortes gewesen, obschon Welcker davon<sup>114)</sup> Nichts wissen will.

Kast man dies Alles aber zusammen, so sieht man, wie Stesichoros die Richtung seiner Zeit auf das streng Erhabene erkennend und die im Volke und seiner Kunst dafür vorhandenen Reime originell behandelnd seine Zeitgenossen sofort für sich und seine Poesie begeistern mußte; es haben sich daher seine Lieder auch rasch über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus und nach Hellas verbreitet und ist<sup>115)</sup> nicht anzunehmen, daß erst durch seine Nachkommen sie in das eigentliche Hellas verpflanzt seien. Die Wirkung, welche zunächst Stesichoros hervorbrachte, zeigt sich an Iphiglos, der an ihn sich eng<sup>116)</sup> anhängt; ganz besonders aber die Kunst; schon vor Simonides existierte in Karthäa aus Keos im Tempel des Apollon ein<sup>117)</sup> Gemälde, welches nach Stesichoros *Ἰθιω λίσκος* den Epeios dargestellt hatte; wie viele Basengemälde älterer Zeit nach seinen Darstellungen entworfen, zeigen theils die Sujets derselben<sup>118)</sup> im Allgemeinen, theils ganz bestimmte Darstellungen, von denen einzelne oben namhaft<sup>119)</sup> gemacht worden sind. Daran reihen sich dann die Dichter, welche, indem sie auf die Gedichte des Stesichoros anspielten und sie also

bei ihrem Publicum bekannt voraussetzen, zeigen, daß sie durchaus populäre waren; dafür können wir Simonides<sup>120)</sup>, Pinbaros, Aeschylos<sup>121)</sup> anführen. Und wie früher, so haben auch jetzt und nach Aeschylos die Künstler diese Gedichte vielfach benutzt; so Polignotos<sup>122)</sup> die Zerstörung Ilioms; es ist auch dies entschieden als ein Beweis für die plastische Darstellungsweise unseres Dichters anzusehen. Namentlich in Athen aber fanden die Lieder des Himeraios immer Liebhaber; sie wurden von Einzelnen<sup>123)</sup> gesungen bei Gastmählern und sonst; ebenso benutzten sie die Tragiker wie Euripides<sup>124)</sup>, Kikomachos<sup>125)</sup>, der einen Geryones schrieb, und Andere; ob der Geryones des Komikers Erpippas<sup>126)</sup> hierher gehört, ist zweifelhaft; dann setzt auch Platon sie stets als bekannt voraus. Daher kein Wunder, wenn die Aristokraten, zumal da ihr Meister sie nicht unbeachtet gelassen, auch über sie geschrieben; so Chamaillon<sup>127)</sup>; diese allgemeine Achtung und Liebe, sowie das Studium der Sprache und Poesie der Hellenen veranlaßte denn die Alexandriner, sich auch mit ihnen zu beschäftigen und ist dafür der Beweis, daß die sämtlichen Gedichte des Stesichoros in Bücher eingetheilt waren; in 26 Bücher<sup>128)</sup> waren sie vertheilt. Daher wurden denn auch in Schulen nach ihm Mythen erzählt; dies beweißt<sup>129)</sup> die iitische Tafel; die Römer, welche die griechische Literatur nach Rom zu verpflanzen bestrebt waren, sind daher ohne Schwierigkeiten mit ihm bekannt geworden; daher Horaz<sup>130)</sup> ihn als bekannt voraussetzt und namentlich die<sup>131)</sup> Geryoneis. Wie viele in der folgenden Zeit aber unmittelbar aus ihm ihre Angaben schöpft, läßt sich nicht mehr bestimmen; genug, daß er so lange als selbständige Poesie im Alterthume geschätzt und getrieben ward, immer sich Einfluß erhalten hat; man sieht auch hieran, welch ein bedeutendes poetisches Talent er gewesen.

(Ernst von Leutsch.)

GERYONIA, ist der Name einer von Schrank aufgestellten Pflanzengattung, welche von De Cantolet und Endlicher nur als Abtheilung von Saxifraga angesehen wird. Des Zusammenhanges wegen lassen wir daher die Merkmale dieser Gattung mit ihren Sectionen hier folgen:

Die von Linné gegründete Gattung Saxifraga hat einen freier oder unterwärts mit dem Grunde des Fruchtknotens verwachsenen, fünfspaltigen oder fünfstrahligen Kelch. Die fünf perigonischen, benagelten Kronblätter sind meist einander gleich, nur selten ungleich. Die sehr Staubgefäße sind perigonisch, die Staubfäden sind pfriemlich,

112) f. oben Not. 82. 113) Clem. Alex. Stromm. I, 16, 78. p. 133. Syll.: „*ἰνερσις*“ = *ἡ γυνὴ Ἐρμιόποδος Ἰουλιανῆς*. Const. Manass. in Cran. Anecd. Oxon. T. IV. p. 400, 20, freilich schwache Bezeugn; auch Apost. X, 33. b. Geest et Boeckh. ad Pind. T. II. P. 2. p. 559. 114) Welcker, St. Schriften I. S. 171. 208. 115) Wie Welcker a. a. D. S. 165 thut. 116) C. O. Muehl. ap. Schneiderw. ad Hge. Rel. p. VII. 117) Athen. X. p. 456 F. 118) D. Müller, Panth. d. Archäol. d. K. S. 99. 119) f. oben Not. 26.

120) Simon. fragm. 53, 4. Bergk. 121) Ueber Pinbar (f. Not. 33, 38, über Aeschylos Not. 40 u. Not. 8. 122) Pausan. X, 26, 1. 2. 77. 1. 123) Eschol. ap. Scholl. ad Arist. Nub. 130. Meinek. Comm. Gr. Fr. II, 1. p. 552. 124) G. Hermann. ad Eurip. Helan. praef. p. VIII. Welcker, Griech. Tragödien u. d. H. S. 3. arch. II. S. 538. 125) Suid. a. Nidmargos; f. Welcker, Griech. Tragödien. II. S. 1013. 126) Meinek. Comm. Gr. Fr. I. p. 351. 127) Athen. XIV. p. 620 C; Boeckh. ad Pind. T. II. P. 1. praef. p. IX, 128. Suid. a. Erpippas. 128) Welcker, Aite Dramat. 2. Ed. S. 185 (p. 130) Horat. Carm. IV, 9, 8. 131) Horat. Carm. II, 14, 8; f. oben Not. 8.

die zweifächerigen Staubbeutel springen der Länge nach auf. Der freie oder halbunterständige, zweifächerige Fruchtknoten hat vieleiige, der Scheidewand angewachsene Placenten. Die beiden Griffel sind frei oder seltener am Grunde verwachsen, die Narben fast abgestutzt oder keßförmig. Die halboberständige und zuletzt frei, zweifächerige, zweifachnadelige Kapselfringt zwischen den Schädeln fachspaltig auf; die Scheidewand tragen zu beiden Seiten die Placenten. Die zahlreichen, eiförmigen Samen haben eine glatte oder runzelige Schale. Der kurze, fast cylindrische, rechtssäugige Samenkeim befindet sich in der Ähre des fleischigen Eiwirfels.

Zu dieser Gattung gehören ausdauernde, krautartige Gewächse von sehr verschiedener Tracht, die in der gemäßigten und kalten, vorzüglich als alpinen Zone der nördlichen Hemisphäre in einer großen Anzahl von Arten auftreten, dagegen aus den höchsten Gebirgen des tropischen America nur spärlich vorkommen und in dem auftrittropischen Theile Südamerica's äußerst selten sind. Die grundständigen Blätter sind bei den Arten dieser Gattung meist rosetzig, die stengelständigen abwechselnd oder bisweilen gegenständig; der Blattstiel ist am Grunde meist verbreitert, die Blüten stehen in Ehrenkräusen oder Rispen oder auch durch Festschlagen einzeln.

Diese Gattung zerfällt in folgende neun Unterabtheilungen:

1) *Porphyryon Tausch*. Die Kelchblätter sind am Grunde ziemlich weit mit einander verwachsen, aufrecht, stehbleibend, mit dem Fruchtknoten verbunden oder frei. Die Samen sind knochig, glatt oder runzelig. Die gegenständigen, lederartigen oder etwas fleischigen Blätter überwintern; die Blüten sind roth, violett oder seltener gelb.

2) *Aizoonia Tausch*. Die Kelchblätter sind am Grunde ziemlich weit mit einander verwachsen, aufrecht, stehbleibend und mit dem Fruchtknoten verbunden. Die Samen sind eiförmig, dreifachig, runzelig. Die wechsellständigen, stehenden, bid- oder triartigen, am Rande knorpeligen und oft porösen Blätter überwintern. Die Blüten sind weiß, gelb oder roth.

3) *Dactyloides Tausch*. Die Kelchblätter sind am Grunde ziemlich weit mit einander verwachsen, aufrecht, stehbleibend, mit dem Fruchtknoten verbunden. Die Samen sind runzelig. Die wechsellständigen, krautartigen, grünen, flachen, ganzrandigen oder gelappten, nervigen Blätter sind am Rande weder knorpelig, noch porös und überwintern nur sehr selten. Die Blüten sind weiß, gelblich oder sehr selten purpureoth.

4) *Bergeunia Münch*. Die Kelchblätter sind am Grunde ziemlich weit mit einander verwachsen, aber nicht mit dem Fruchtknoten verbunden, ihre aufsteigenden Lappen sind stumpf. Die kantigen Samen sind glatt. — Die hierher gehörige einzige, am Grunde strauchartige, häufig verästelte Art hat lederartige, überwinternde Blätter und einen am Grunde verbreiterten Blattstiel. Diese Abtheilung wurde von Schrank *Geryonia*, von Haworth *Megnesia* genannt.

5) *Micranthes Tausch*. Die Kelchblätter sind am Grunde mit einander verwachsen, aber nicht mit dem Fruchtknoten verbunden. Die etwas aufgeklastene Kapself ist nervig, die Griffel sind fast bis zur Spitze mit einander verwachsen, die Narben fast frei; die Samen sind länglich, glatt. Der fast blattlose Stengel hat keine Ausläufer; die grundständigen Blätter sind länglich. Die oft kleinen Blüten sind meist gebäuft, keßförmig oder rispig.

6) *Arabadia Tausch*. Die abstehenden oder zurückgetrumpften Kelchblätter sind am Grunde nur sehr wenig mit einander verwachsen, und mit dem Fruchtknoten nicht verbunden. Die lang benagelten Kronblätter sind bisweilen ungleich lang. Die Samen sind der Länge nach gestreift. Die wechsellständigen, fell- oder ecklebr- eiförmigen, rosettigen Blätter überwintern.

7) *Hydatia Necker*. Die kaum am Grunde verwachsenen Kelchblätter sind mit dem Fruchtknoten nicht verbunden. Die Staubfäden sind leutenförmig, am oberen Ende freig. Die Kronblätter sind bald fast gleich, bald sind zwei länger als die andern. Die Kapself ist eiförmig und fast bauchig; die Griffel sind sehr kurz. Die fast kugelförmigen Samen sind rauh. Der fast blattlose Stengel treibt nicht selten Ausläufer. Die lederartigen, seltener schlaffen, fast kreisrunden oder kreisförmigen Blätter stehen an den sterilen Stämmchen in Rosetten.

8) *Micropetalum Tausch*. Die Kelchblätter sind am Grunde kaum mit einander verwachsen und mit dem Fruchtknoten nicht verbunden. Die Staubfäden sind fadenförmig. Die länglichen Samen sind hedrig. Die beblätterten Stengel besitzen keine Ausläufer. Die wechsellständigen, fast kreisrunden, ziemlich dicken Blätter wellen ab; die Blüten stehen in Rispen.

9) *Hirculus Tausch*. Die Kelchblätter sind am Grunde kaum verwachsen und hängen mit dem Fruchtknoten nicht zusammen. Die länglichen Samen sind runzelig-punktirt. Der Ausläufer treibende Stengel hat wechsellständige, schmale, nervige, ganzrandige, sehr häufig stark gewimperte abwechselnde Blätter. (Gärcke.)

GERYONIA, von Peron in den *Annales du Muséum* XIV. aufgestellte Gattung der Scheibenquallen und zum Typus der Familie der Geryoniidae erhoben. Der Familiencharakter liegt in einem langen Fortsatz, welcher aus der Mitte der untern Fläche entspringt und aus derselben gallerartigen Masse gebildet ist wie die Scheibe selbst. An seiner Spitze befinden sich Saugöffnungen, die in seine den Stiel durchziehende Kanäle übergehen und den eingesogenen Nahrungstoff der Verdauungsböden zuführen. Hr. Eschscholtz hat in seinem Systeme der Alacalphen (Berlin 1829.) die Familie einer sorgfältigen Revision unterzogen und gliedert sie nach folgendem Schema: I. Der Stiel an seiner Basis ohne Arme. a) Mehrere Ragen von beiförmiger Gestalt: *Geryonia*. b) Ein Ragen oder mehr von anderer Gestalt. 1) Der Stiel am Ende in Lappen getheilt. aa) Rachenäste am Umfange der Scheibe: *Dianassa*. bb) Einsache Kanäle am Umfange der Scheibe: *Limuche*.





ren, dann Aristophanes in den<sup>30)</sup> Wögen die verderbliche Richtung desselben gezeichnet; allein erst durch Kinesias und besonders durch Philoxenos von Kythère<sup>31)</sup> scheint er an Einfluß und Wirkung der Tragödie gleichgekommen zu sein; daher denn Strattis zuerst<sup>32)</sup> gegen einen Dithyrambiter im Kinesias eine ganze Komödie schrieb; an ihn scheint sich in dieser Hinsicht im Gerytades<sup>33)</sup> Aristophanes angeschlossen zu haben; dem Dithyrambos<sup>34)</sup> scheint nämlich in diesem eine besondere Berücksichtigung zu Theil geworden zu sein.

Dies der Anhalt im Allgemeinen; näher kommen wir ihm, wenn wir nach dem Wesen und Charakter der Hauptperson, also des Gerytades, fragen. Es fällt uns selbst schon die Aehnlichkeit mit dem in Aristophanes' Fröschen erscheinenden Dionysos in die Augen; Gerytades war ein Liebhaber der Tragödie; aber wie war das ausgeführt? Es scheint, als ließe sich dies mit ziemlicher Sicherheit aus den Fragmenten noch bestimmen; wir finden nämlich unter ihnen eins<sup>35)</sup>, welches evident eine die Euripidische Poesie vor allen anderen Arten hochschätzende Person spricht, da zum gewöhnlichen Ausdrucke sie Wendungen aus den Stücken dieses Dichters benutzte:

Da sich ich des Theatrons Nachstübchengang

Verlassend, wo der Begegnung schoner Wohnort ist:

es ist sehr offenbar eine Parodie des Anfangs der Euripideischen<sup>36)</sup> Oreste, welcher wegen des Strebens nach schauerlichem Eindrucke von den Komikern vielfach<sup>37)</sup> verhöhnt worden war; den erhabenen pathetischen Ausdruck und Vortrag in unserm Stücke beweist auch *ιδώλῳ* im zweiten Verse, ein<sup>38)</sup> nur von Tragikern in dieser Zeit gebräuchtes Wort. Diefelben Verse sind übrigens, wie Athenaios berichtet, auch im Aiolosikon angewandt, was keine Schwierigkeiten den Ruemern<sup>39)</sup> hätte machen sollen; denn Aristophanes scheut sich nicht, Verse,

die er schon in früheren Stücken gebraucht hat, in spätern zu wiederholen, namentlich wenn durch die Wiederholung der komische Eindruck vermehrt werden<sup>40)</sup> konnte. Also die Person, welche hier spricht, ist für Euripides, ähnlich wie Dionysos in den Fröschen, begeistert; sie ist aber auch weiter ein Gussfänger und Kedermaul, da sie aus Theatrons' Baderlaten<sup>41)</sup> kommt; sie weiß also in Athen Bescheid; aber darum ist sie noch kein Athener; das sie ein solcher auch wirklich nicht gewesen, zeigt ein anderes<sup>42)</sup> Fragment, wo ebenfalls die Rede in Brocken aus Euripides und namentlich der Oreste gekleidet ist; denn da ist klar, daß die Person, welche spricht, die neuesten Vorgänge in Athen nicht kennt; diese Person aber kann nach der ganzen Geltung des angezogenen Fragments keine andere als Gerytades selbst sein; er wird in ihm über die Lage Athens in poetischer Hinsicht unterrichtet. Darnach ist also das vorige Fragment als mit diesem ganz übereinstimmend dem Gerytades auch zu geben; sonach war also Gerytades, um das Gesagte zusammenzufassen, ein Liebhaber des Euripides, dabei ein Gussfänger und Kedermaul — wenigstens an Fiktion — der die Poesie und ihrer Entwicklung in Athen aufmerksam verfolgte, daher, obgleich in einem, vielleicht entfernteren<sup>43)</sup> Demos lebend, die Dichter, wie Herakles in Melite<sup>44)</sup>, genau kennt und an ihrem Treiben innigen Antheil nimmt; da er jedoch auf dem Lande lebt, hat er nicht den neuesten Geschmack und geräth dadurch, als er zur Aufführung von Dramen in die Stadt gekommen, durch irgend eine Verwickelung mit den Tonangebern, die ihm auf ganz falschem Wege zu sein scheinen, in Conflict; das gibt denn Veranlassung zur Darstellung sowohl der verkehrten Poesie der Gegenwart als auch zur Darlegung der wahren Grundsätze der Poesie. So ist also die Aehnlichkeit zwischen dem Gerytades und dem Dionysos in den Fröschen nur noch deutlicher hervorgetreten.

Dies Gerytades; mit wem trifft er aber in unserm Stücke zusammen? Wir finden ihn in Verkehr mit einem<sup>45)</sup> Dichter; aber mit welchem, läßt sich leider nicht bestimmen; nur soviel ist sicher, daß er ein der Niederlichkeit huldigender ist. Ferner scheint er mit einem Koch, der auf der Bühne beschäftigt ist, zu verkehren; doch kann auch eine andere Person<sup>46)</sup> mit Vereitlung von Speisen beschäftigt gewesen sein. Verschiedene Personen treten uns also entgegen und muß die Hauptperson eines Stückes ihren Charakter im Verkehr mit verschiedenen Personen entwickeln, soll er anders klar werden; dies geschah in unserm Stücke nun auch durch den Dithyrambiter<sup>47)</sup> Kinesias; der nächste

30) Aristoph. Av. 1372 seq. 31) Hermes. sp. Athen. XIII. 588 E. vs. 69 seq. 32) Meinek. l. c. l. p. 227. 33) f. unten Rot. 46. 71. 34) Arist. III. p. 112 E.; *ὁ γερύτας δ' ἀγορεύει ἐν ἡρώδεσσι καὶ Ἀπολλωνίῳ δὴν σοφίαν*.

*Ἦσαν ἀριστοφάνει ἀποκρίσεις*

*Λαῶν, ἐν ἑστὶ καὶ ἄλλων ἰδιώτων;*

f. II. Dindorf., fr. XI. Bergk., f. unten Rot. 63. 35) Eur. Hecub. l.

*ἦν νεώτερος προδῶναι καὶ αὐτὸν νέλαις*  
*Λαῶν, ἐν ἑστὶ καὶ ἄλλων ἰδιώτων;*

Also Aehnlichkeit mit Dionysos in den Fröschen Arist. Ran. 64. 72. 105. 262. 310 u. f. w. Daher kommt auch wol, daß in unserm Stücke *αἰσώρος* vorkam; Bekk. Anecd. l. p. 107. 31, fr. 25. Dind., fr. 29. Bergk. 36) Cf. G. Hermann, ed. Porz, ad Eur. Hecub. l. Valchen, ad Eurip. Phoeniss. 210; Jacob, ad Luciani Toxar. c. 58. 37) II. Stephan. Thea. l. Gr. f. *ιδιώτης* p. 167 C. Dind. hat dies auf diesem Theat. schon geschlossen; wenn er aber meint, es läge hier eine andere Stelle als Eur. l. c. zu Grunde, so scheint er zu irren: *ἰδῶν* — *ἰδιώτης* *ιδῶν* ist damit umgeschrieben und parodiert. Sonst vergl. Blomf. ad Aesch. Choeph. gloss. 64. Schmidt, de ubertate orat. Sophocli. p. 23. Auch *ἰσα* in unserer Stelle ist wol zu beachten. 38) Brauer in Ribb. und Brind. Rhein. Mus. II. S. 500. G. Dind. ad Aristoph. fr. p. 110.

39) Leutsch in Ribb. und Brind. Rhein. Mus. II. S. 362; Bergk. op. Meinek. l. c. p. 946. 1123, und es lassen sich noch mehr Beispiele beibringen; f. unten Rot. 70. 40) Nach *ἀποκρίσεις* bei Aristoph. Ran. 112; vergl. *Ματρον*, ap. Athen. IV. 134 E.; Bekker, Charikl. l. p. 435. ed. 1<sup>o</sup>. 41) f. unten Rot. 69. 42) Die Demoten waren einfachster Arist. Equit. 805 und sonst. 43) Aristoph. Ran. 76 seq. 44) Das jetzt *ἰδῶναι* in fr. II. Bergk. — f. unten Rot. 69 — vs. 3. 45) So *Περίητορος* in Aristoph. Av. 1579 seq. 46) Ueber ihn

Grund zu seinem Auftreten lag wol darin, daß er grade in der Zeit, wo der Gerytades geschrieben, zu erwirken gesucht, daß den ihm so verhassten Komikern das Recht, vom Staate zur Aufführung ihrer Stüde Ehre zu erhalten, entzogen<sup>1)</sup> werde; dadurch gereizt, haben sie dann sein Leben und seine Persönlichkeit überhaup, namentlich aber seine poetische Thätigkeit auf das Heftigste<sup>2)</sup> angegriffen. Daher erscheint er denn, wie wir aus den Ueberbleibseln sicher<sup>3)</sup> wissen, unter den Gesandten, die in unserem Stüde die Dichter in die Unterwelt schicken; er ist dann aber auch handelnd im Stüde aufgetreten, da einmal mancherlei Arzneimittel, auch Bandagen<sup>4)</sup> aus ihm erwähnt werden — es hatte Kinesias einen sehr gebrechlichen<sup>5)</sup> Körper, war sehr mager und trug deshalb eine Art Gerüst<sup>6)</sup> von Lindenholz, hatte endlich immer mit dem Doctor und Apotheker<sup>7)</sup> zu thun — dann wiederum führt auch sein Auftreten ein Gesang<sup>8)</sup> unseres Stüdes, der ganz in der Weise des Diithyramb, und zwar des niederen, des vom Philoxenos ausgehenden, geartet ist; es konnte darnach scheinen, Philoxenos sei als eine Person des Stüdes anzusehen; allein da Kinesias im Stüde vorkam, ferner Philoxenos nicht in Athen lebte, so war Kinesias zum Vertreter dieser Poesie passender, zumal da er vielleicht Diithyramben des Philoxenos zur Aufführung in Athen gebracht hatte; wonach denn noch als drittes Argument für sein Auftreten anzuführen, daß sein äußeres Erscheinen auch der Ironie diene; wie der Klops des Philoxenos war Kinesias mit einem Schnappap<sup>9)</sup> versehen. Es war demnach in unserem Stüde wenigstens eine Scene dem Diithyramb gewidmet und seine den Grundfäßen wahrer Poesie Hohn sprechende Weise auf das Nachdrücklichste verpöndet; die Verpöndung aber ging von Gerytades aus. Ist aber nun Einer der im Stüde<sup>10)</sup> genannten Gesandten aufgetreten, so ist wahrscheinlich,

daß auch Andere von diesen erschienen und ihren wie ihrer Poesie Charakter in besondern Scenen entwickelt haben; so namentlich<sup>11)</sup> Meletos; denn daß ein Tragiker aufgetreten und mit der Hauptperson vielfach verhandelt, zeigen die Ueberbleibsel<sup>12)</sup> unseres Stüdes. Es war Meletos schon Ol. 88, 4 — 425 a. Chr. bekannt als lächerlicher, nichtsmüthiger Mensch und deshalb bald Sohn des Laies<sup>13)</sup> bald der des Karos<sup>14)</sup> genannt; daß er im Laufe der Zeit sich nicht änderte, zeigt seine Anklage gegen Sokrates. Als Dichter tritt, wie es scheint, er zuerst als Lyriker<sup>15)</sup> auf, dann, vielleicht erst Ol. 85, auch als Tragiker, als welcher er sich an Aeschyles<sup>16)</sup> anschloß; allein er erreichte damit nur, daß die Zischscheibe des Wüths der Komiker ward. Er trat hier nun, schon alt, als Wertheibiger seiner Poesie auf, ward aber von Gerytades in seiner ganzen Erbärmlichkeit dargestellt. Diese Kämpfe über die Poesie mögen den größten Theil des Stüdes eingenommen haben; wie dazu der Chor sich verhalten, davon wissen wir Nichts.

Dies die Personen des Stüdes; soweit wir sie kennen; durch sie ließen sich schon eine Masse Scenen — auch die Effektsagen und der Plutos haben viele Scenen — hervorbringen; zu ihnen gehörte auch die Darstellung der Erzählung von einem Gastmahl, einem Stoffe, den die Komiker immer gern behandelt haben. Um nun wenigstens eine Idee von dem Gange des Stüdes zu geben, versuchen wir die Fragmente in eine Art dramatisch-fomischer Verbindung zu bringen. Es begann unserer Vermuthung nach das Stüde damit, daß Gerytades in einem Monologe die Gründe seiner Anwesenheit in Athen<sup>17)</sup> erzählte:

Da steh' ich des Theaters Backstufens  
Besatzung, wo der Beizeln schönster Wohnort ist;

auch die Effektsagen beginnen mit einer<sup>18)</sup> Parodie; er war eines Festes wegen heringekommen; deshalb der Gang zu Theaion; an Festen hatte man das Recht, besser als sonst zu leben. Er sieht dann Zurüstungen zu einem Mable machen, welches selbst hinter der Bühne vor sich geht, und wandert sich über den Appetit der<sup>19)</sup> Gäste:

Ist denn da dein 'ne Colonie, die Klanten gleicht?  
Doch nästern sind, die dein sind, sieht man ja sofort!

57) Fritsch. Quæst. Aristot. I. p. 44. Welcker, Die griech. Tragödie, II. p. 111. p. 970. 58) J. unten Rot. 74. 75. u. f. m. 59) Scholl. ad Aristot. p. 330. Bekk.: Meinek. Com. Gr. Fr. I. p. 173. 60) Suid.: Μελέτος; Vares hat ein gefälschtes Bogen; Aristot. Av. 567. 61) Arist. Ran. 1337 ibiq. Scholl. 62) Er schrieb eine Tetralogie, Oikonomien; Scholl. Fant. I. c.; daher kam auch, daß er vorzugsweise hinsichtlich seiner Poesie genannt ward; Scholl. ad Arist. Ran. I. c. 63) J. eben Rot. 34. 35. 64) Scholl. ad Aristot. Eccles. I. 65) Athen. VII. p. 307 ff. über die idios xerogon — ein Tisch, über den Athen. I. c. viel zusammenstellt; wegen seiner Gefährlichkeit kam er auch in Sprichwörtern vor; J. oben ad Zenob. Prov. IV, 32; add. Scholl. ad Arist. Vesp. 700. Heresk. a. xerogon — oi xerogon ... Απορογόνες Επιδράδι [fr. 6. Diad. 4 B.].

„Αρ ἔδοξεν ἐνθάδε xerogon ἐκταλέειν  
ἀπὸ γὰρ τῶν ἰδίων xerogon γυμνασίου“

Der erste Vers zeigt in ἐνθάδε — άνακτα auf das Stüden nach gesucht und seiner Rede.

vergl. Scholl. ad Arist. Av. 1365, ad Ar. Ran. 153; Athen. XII. p. 551 C. Lucet. de dithyr. et poet. dithyr. p. 73. Ulrici, Gesch. d. Griech. Poes. II. S. 574 ff. Wagner, de Aristoph. Ran. dissert. I. p. 25 seq. Meinek. Com. Gr. I. p. 228 seq.

47) Scholl. ad Arist. Ran. I. c.; Meinek. I. c. I. p. 42. 48) Aristoph. Eccles. 353; Strattis schrieb ein ganzes Stüde gegen ihn; Meinek. I. c. p. 228. col. II, 2. p. 679. — Titel seiner Diithyramben sind gar nicht, Fragmente so gut wie gar nicht erhalten; v. Bergk. Poet. Lyr. Gr. p. 983. ed. 2<sup>a</sup>. 49) J. unten Rot. 69. 50) Poll. VII, 149: „τὸ δὲ xerogon Απορογόνες ἢ τὸ Ἰπποδρόμιον ἵκει“; fr. 23. D., fr. 21. B.; es ist vielleicht Kinde der Granate: Nicand. Alexiph. 275. — Dann Poll. IV, 181: „ἐξ ὧν δ' ἂν καὶ διατὰ καὶ xerogon ἵκει ἢ Ἰπποδρόμιον“; fr. 24. D., fr. 28. B.; richtig geht auf Bandagen: v. Poll. I. c., vergl. Lobbeck. Path. Gr. Germ. Proleg. p. 13. 21, das andre ist Plaster u. s., worüber J. Fritsch, ad Aristoph. Thesmoph. p. 613. 51) Athen. XII, 551 D. „ὅτι δὲ τὸ xerogon xerogon καὶ ἱκανὸν εἶναι“; v. L. 52) Arist. Av. 1365: „ἐλπίσας xerogon“; Athen. I. c. 53) Plat. Com. fragm. inc. II. T. II, 2. p. 679. Meinek.: „... ἢ xerogon xerogon“; Exaltes, xerogon, xerogon ἐνὶ γυναικὶ, ὅπως xerogon;“ add. Haetcker, de vita et scriptis. Lysian. p. 99 seq. p. 173 seq. 54) J. unten Rot. 71. 72. 55) Poll. X, 161: „ἐνὸς θάλασσας“; ἀπὸ τῶν Απορογόνων Ἰπποδρόμιον“; fr. 20. D., fr. 24. B.; über diese Tracht des Klopses bei Philoxenos Scholl. ad Arist. Plut. 298. 56) J. unten Rot. 69.

Er hört nun, nachdem er mit einem Dichter zusammen getroffen, daß diese Fresser<sup>51)</sup> Dichter seien, welche, von einer Expedition in die Unterwelt zurückgekommen, von den Strapazen der Reise sich zu gemeinsamen Kosten erholten: der Weg war lang; daher selbst<sup>52)</sup>:

Das Wachs auf ihren Schreibtafeln festen sie;  
die Dichter nämlich, die selbst eingehen, daß es mit der Poesie nicht mehr recht fort wolle, hätten eine Gesandtschaft an die in der Unterwelt weilenden Dichter beschloffen, um von diesen Rath sich zu erbitten<sup>53)</sup>, wie sie die Poesie aus der gegenwärtigen Misere herausbringen<sup>54)</sup> könnten:

66) Hierher gehörte denn auch der Vers bei Athen. III, 95 F, den G. Dind. ad Arist. fr. p. 111 gut behandelt hat: Ἀποκάλει, ἄγροι, ἀναρτοί, βοῖσσι, πενή; fr. III. Dind., fr. G. Bergk. Ferner vielleicht auch Athen. XIV, 650 K: τὸν γὰρ ἀνορύσσων (δοῦν) Ἀγρυπάρης . . . ἀπονορεύει . . . καὶ ἐν Ἡγυριάδ; fr. 31. Dind., fr. 13. Bergk., und Athen. VII, p. 321 A: Στρόβιλος Ἀγρυπάρης Ἡγυριάδ; fr. 28. Dind., fr. 32. Bergk. 67) Poll. X, 39: Τὴν πάλιν ἐν τῷ γεγραμμένῳ ἡδύων; fr. 9. Dind., fr. 3. Bergk. 68) So auch G. Hermann über Aristoph. Weiten 2. 60 ff. 69) Athen. XII, 551 A, das längste Fragment aus unserer Stütze; vergl. oben Ret. II, 44. 49. 56, wo es schon benutzt ist:

A. Καὶ τίς τινάδων κρυφάων καὶ αἰνῶν πόντος  
ἰσχυρίζεται; B. Ἦν γινώσκῃς ἱστορίας τινος  
ἐλλοθάει καὶ τὴν γινώσκεις ἐκαστάων,  
ὅς γενητὶς ὅπως ἐδοιοῖται καὶ ὅπως  
ἰσχυρίζεται φιλοσοφούμενος. A. τίς γὰρ τινος  
ἐνδοῖς παρ' οὐκ ἐδοιοῖται; B. ὦ ἅλα  
παῖδάδ' ὦ. A. ὅπως ὀφθαλμοῖται; B. πᾶν' ἔχει.

A. καὶ τίς ἐν τῷ; B. πᾶντα μὲν Συμμενοῖν  
ἐπὶ τὸν τραγῳδῶν, ἐπὶ δὲ τὸν τραγῳδῶν ποῶν  
Μήτρος, ἐπὶ δὲ τὸν κωμῶν Κινέσιος.

A. ὡς ὁπόδω ἐνὶ λυκίῳ ἐκιδόν ἀγρίῳδ' ἄρα.  
ὁ τῶν γὰρ, ἦν ποῶς ἐπιδίδω, ἐκιδόν  
ὁ τῆς διαφύλας ποῶντος οὐγίστεν.

26. 1 ist Parodie von Eur. Hecub. 1, f. oben Ret. 35. — 26. 2 haben die codd. ἴνα δ' ὅς ἱστορίας τινος; ich bin Bergk gefolgt. — 26. 4 ἐδοιοῖται ist ein komisches Wort; analog ist ἡγοιοῖται bei Plom. II, 7. 57, wo Schol. nach ἐδοιοῖται beibringen, und ἐδοιοῖται bei Aesch. Pers. 904, ubi cl. G. Hermann. Ich selbst komme zur nach ἀποδοῖται, ἐδοιοῖται, ὁδοιοῖται, ὁδοιοῖται, ὁδοιοῖται, cf. Heugch. s. v.; es sollen hier damit eben, nächsten stehende Verben, die wie Schatten auf der Erde wandeln und Nichts wie Haus und Knochen sind, bezeichnet werden; also hat man einmal an Geryt — solche sind auch wirklich jene Gesandten damals gewesen — und dann an ἐδοῖς Pötege, deren Anblick den Alten stets lächerlich war, zu denken bei diesem Worte. — 26. 5. Auch lebende konnten in den Hades kommen, so Kambisis in Arist. Ran. — 26. 7. ὀφθαλμοῖται ist dunkel, vielleicht gingen Züsler nach ὀφθαλμοῖται, oder es bezeichnet sonstige Schicksale, die für Athen nur Schande brachten; vgl. Bergk. Coim. de Reli. Com. Ant. p. 26. — 26. 8. Den Symmeνοῖν konnte Aristophanes nicht leiden, er war sehr mächtig; Mein. Com. Gr. fr. I, p. 263; er wird hier nun in sehr schmeichele Gesellschaft gebracht. — 26. 11. Geht aus ein Trübsinn, was in der Tragödie öfter bemerkt wird; Arist. Equit. 1240 ibiq. int., Pers. 4 Eurip. Orat. 68, und ad Apoll. Prov. X, 55. — 26. 12. 3. find nicht klar; wolke hat Bergk geschrieben statt κολλῶν der codd.; andere Wabrig in Schneider Philol. I, p. 677: ἦν war' ὀδὴ ἰσῶν. — 26. 13 ist noch nicht hergestellt, ὁδοιοῖται haben die Handschriften. Es scheint der Sinn zu sein, daß diese

Geryt. Und wer hat durch das Dunkel Aber ins Schatteneis Gewand umhüllungen? Dicht. Aus jeder der Kunst 23. als wir alle verkommen, Einer je gewöhnt Bon denen, die als Hellenläufer uns bekann In der zu spazieren litten. Geryt. Ei, von solcher Art Sind Hellenläufer hier bei Euch? Dicht. Ja freilich sind's.

Geryt. Wo gleich den Legionären für die Krim? Dicht. Ganz recht.

Geryt. Und welche find'et? Dicht. Wir nahmen den Zannepion Den Kometen, dann Kleitos aus den Tragikern Und von den gerundeten Chören den Kinesias.

Geryt. Oh, welche dünne Befinnung ist's, auf der Ihr fuht! Denn wenn erst voll beherzt, der Kuß der Diarrhoe Von diesen strömt, tritt aus den Lippen er heraus Und —

Doch find sie nun wieder da, und man wird hören, was für Heilmittel sie aus der Unterwelt mitgebracht haben. Auf eine uns unbekannte Weise wird dann Gerytades vielleicht zu dem gemacht, der den Rath, welchen jene Gesandten in der Unterwelt erhalten, richtig erkannt und dadurch zu den wahren Mitteln für Herstellung der Poesie gelangt, weshalb denn die Dichter beginnen zu ihm zu wallfahren; sein Aufenthaltsort wird aufgesucht und einem der Ankommende wird auf die Frage, ob hier Gerytades wohne<sup>55)</sup>, geantwortet:

Denn wisse, Du bist an seiner Poesie angelangt. So kommt denn auch Kinesias heran und findet sich veranlaßt, einen ein Gastmahl beschreibenden Dithyramb zu singen in homerischem mit Daktylen untermischtem<sup>56)</sup> Maße:

Ab aber nahm ein andrer Knob' im runden Reib Uebrige Broden des Brodes —  
es war dies aus der Beschreibung des ersten Ganges; dann war auch das Trinken genau<sup>57)</sup> beschrieben:

Dichter von dem Flusse der Diarrhoe leicht vernichtet, daß sie in diesem wahrscheinlich untergehen werden; sie gehen also in den, wozu die Diarrhoe herbeizieht, unter, find wader Sch... tede. Der διαφύλας ποῶντος ist, wie Bergk gesehen, eine Parodie aus Sophocl. fr. 716. Dind.: ἀναρτοῖται αἰῶν καὶ καὶ ἐδοῖται ποῶντος, was auch charakteristisch für Gerytades. Sonst ist im Hades ja φλόγος, Arist. Ran. 145; dergleichen Flammen in der Unterwelt waren beliebt in der Komödie.

70) Scholl. ad Arist. Ran. 430: τὸ ὁδοῖται καὶ ἐν Ἡγυριάδ; der Vers heißt: αἰὲλ' ἐστ' ἐν αἰῶνι τῶν ὀδοῖται ἀγρυπάρης; derselbe Vers wieder Arist. Poll. 962, f. oben Ret. 39. Der Vers ist noch nicht unter die Fragmente aufgenommen, sonst vergl. Fritsch ad Aristoph. Ran. l. c. p. 290. 71) Poll. On. X, 91 — von κωμῶντα handelnd: Ἀγρυπάρης . . . ἐν Ἡγυριάδ; ἄλλος δ' ἐλπίσται πλεῖστον κωμῶντος ἄρτων κωμῶντος ὀδοῖται; fr. 11. Dind., fr. 13. B.; es ist ἐλπίσται zu schreiben, wie ὀδοῖται zeigt; nach δὲ ist καὶ, mehr aber nach κωμῶντος aufzufassen; ἄρτων x. r. l. gehört zu einem zweiten daktylischen Verse. 72) Athen. XI, p. 485 A — von der κωμῶντα handelnd — Ἀγρυπάρης ἐν Ἡγυριάδ; ἦν δὲ τὸ πᾶντα ὀδοῖται κωμῶντος δ' ἐν κωμῶντα κωμῶντος ἦν τὸ πᾶντα κωμῶντος καὶ ὀδοῖται κωμῶντος κωμῶντος; τὸ πᾶντα τὸ κωμῶντος κωμῶντος δ' κωμῶντος; auch Poll. On. X, 75 führt dann etwas an: οὐδ' ὅτι ἡ κωμῶντα οὐκ ἐκ κωμῶντος ἐστὶν, αἰὲλ' καὶ ὀδοῖται, αἰὲλ' Ἀγρυπάρης ἐν τῇ Ἡγυριάδ; μοῖσι: Πλεῖστοι δὲ κωμῶντα κωμῶντος, μοῖσι aber cod. Falkenb. hat: πλεῖστοι δὲ κωμῶντα

Aber es war Glang die Geshicht': im Kreis herum immer die  
Fisch' der Knabe trug

Und schenkte ein eifrig aus der tiefen —

Doch er machte nicht, wie er gehofft hatte, Stüd mit  
seinem Gedichte; daß es ganz in Philoneros' Weise com-  
poniert war, zeigt sein Stoff; eine Mahlzeit beschrieb  
es; dann die Art der Beschreibung derselben; erst die  
einzelnen Gänge mit genauer Aufzählung der Speisen  
und der dabei gebrauchten Geräthe; dann das Trinken;  
Alles in Worten, die bei Philoneros<sup>79)</sup> auch sich finden.  
Also trotz dieses Gedichtes ward er schimpflich fortge-  
jagt. Darauf kam dann ein Tragiker, wie oben ver-  
sucht wahrscheinlich zu machen, Kleitos; da began-  
nen nun die Hauptscenen; zuerst vielleicht ein Kampf  
zwischen zwei Dichtern, Kleitos und einem Anderen,  
sodas Gerytades die Entschreibung — ähnlich wie Dio-  
nyssos in den Froschen — über Weide hatte; daher ist  
der<sup>80)</sup> Kers:

Klone oder Finken kochen isst Du ihn?

Es hatte nämlich Einer<sup>81)</sup> sich seines Schülers gerühmt.  
Sie kamen darauf zu ihrer Poesie zurück; zuerst zu dem  
Vortagebrauche; Kleitos ward wegen seiner untragischen  
Rede verhöhnt und ihm gerathen, den Ethenelos<sup>82)</sup> noch  
in sich<sup>83)</sup> aufzunehmen:

Kel. Und wie könnt' freffen ich die Worte des Ethenelos?

Geryt. Ei, stipp' in Elßig sie oder auch in feines Salz!

Bei dieser Gelegenheit war dann auch vielleicht von  
Agathon die Rede<sup>84)</sup> gewesen; eine Kritik der Dichter

λεωτέρῳ τὰν τοῦ προφίτου καὶ ἐν ἑνὶ, wozu Jungerm.  
ad h. l. noch Varianten beibringt; vergl. Dind. ad Geryt. fr. XII  
— der die Stelle falsch in tetram. iamb. bringen will — und Bergk.  
ad fr. XII. Der Schluss lautete vielleicht so:

[καὶ] λεωτέρῳ τὰν προφίτου ἰσὺς τε καὶ τὴν καὶς  
εἴξει

τῆς ἐπὶ δόξῃ κωμωδιστοῦ.

73) Vergl. die Fragmente des Philoneros ad Bergk. Poet.  
lyr. Ge. p. 987 seq. 74) Athen. IV. p. 158 C: Ἀγιστοφάνης  
· ἢ Ἰπποκράτης· Πισιστὸν δὶδόντις αὐτὸν φωνεῖ ἢ φακίης;  
fr. 4. Dind., fr. 7. Bergk. Es sind Krantenphänen; Kleitos war  
auch kränzlich, vergl. Alex. ap. Athen. XIV. 621 K. T. III.  
p. 448. Mein., Niebuhr ad Geopon. T. I. p. 177. coll. p. 210.  
75) Bergk. Arist. Ran. 964 seq. 76) f. oben Ret. 9 f.  
Von ihm war vielleicht hier ausdrücklich gehandelt. 77) Scholl.  
ad Arist. Vesp. 1303; κατὰ τοὺς τοὺς Ἐδριλίου γίγαντας  
ἢ Ἰπποκράτης [fr. 8. Dind., fr. 8. Bergk.].

Kal nās tūō Ἐδριλίου φάσιος ἢ ὀφθαλμοῦ;

f. ἢ ὀφθαλμοῦ ἰσχυροῦς ἢ κενόθεν ἰσχυροῦς.

Auch Athen. IX. 367 B hat die Stelle, woher ich κενόθεν statt  
ἰσχυροῦς, was Scholl. haben, in den Text gesetzt habe. Es erin-  
nert dies an Stellen, wie Arist. Ran. 1432 seq.: so zwei schlichte  
Worte zusammen Hesych. α. Κένεος col. Meinel. Com. Gr.  
T. II. 2. 639. Fritsch. ad Aristoph. Ran. L. c. 78) Scholl.  
ad Lucian. Rh. Praec. ap. Cræmer. Anecd. Oxon. T. IV. p. 209.  
20, ap. Jacobitz. ad Lucian. T. IV. p. 222: Ἀγιστοφάνης, τραγί-  
διος μουσουργός, ἢ καὶ λεωτέρῳ αὐτοῦ ὀφθαλμοῦ Ἀγιστοφάνης  
· ἢ Ἰπποκράτης· man könnte das auch so fassen, daß Kristophanes  
unter der Person des Gerytades den Agathon durchgezogen habe;  
dann wäre also das Stück ganz anders zu fassen, wie auch Me-  
trodoros selbst; daher ist wol besser, der vor ein einzuführen.  
Ob aber nicht aus dieser Erwähnung im Gerytades folgt, daß  
Agathon, als Kristophanes dies Stück aufführte, noch lebte? —

war eingebracht. Man kam dann auch auf die Chor-  
gesänge und andere Lieder in der Tragödie; da erwähnte  
Kleitos wol seiner Stollen, in denen er Achsophlos be-  
sungen<sup>85)</sup> habe:

Und bei dem Schmausereien lob' ich Achsophlos;  
allein auch hier ward er verhöhnt, ihm gesagt, nicht  
Benutzung des Achsophlos gewahre man an ihm, wol aber  
die anderer<sup>86)</sup> Dichter:

Oh pflege Dich und lütre Dich mit Solo's aus;  
daher wird er dann wie Kinesias mit Schimpf und  
Schande weggewiesen und dabei war eine Stelle aus  
Sophokles<sup>87)</sup> — die Art des Gerytades tritt also wieder  
hervor — benutzt:

Oh gottderworfen! Daß du, Korb nur die allein  
Der Vater, und sonst Keiner ist, der trauerle  
Beschied in Gend, und von diesen Thünen soll  
Der unter' jenen Götter Muth dich nie befein!

was hierben denugt, wissen wir nicht näher; der Ton  
aber, der in des Komikers Versen herrschte, zeigt wol  
ein sehr gut hierzu passendes<sup>88)</sup> Fragment:

Es fruchten vermale, Freund, die Menschen vor Dir aus,  
Zeit werden sie sich vor Dir und bald, oh wiff' es wohl,  
Da werden sie Dich besch. ....

So ist klar geworden, wie die jetzt lebenden Vertreter

Auf Agathon bezieht Bergk. ad fr. XXXI die Worte des Poll.  
On. X. 170: Ἀγιστοφάνης ἢ Ἰπποκράτης · οὐδὲν γὰρ, von dessen  
folgendem daer ist also die Rede gewesen; cf. G. Dind. ad Steph.  
Thes. L. Gr. a. v. T. VI. p. 830 B.

79) Athen. VIII. 265 B: οὐκ ἔστιν οὐδὲν οὐδὲν ἐν ὁμο-  
λογίᾳ . . . καὶ Ἀγιστοφάνης Ἰπποκράτης· Ἐν τοῖς ἀνδρι-  
σταῖς ἰσχυροῦς Ἀλεξάνδρος; fr. 1. Dind., fr. 10. Bergk.;  
vergl. Righi's, Gægmæst. S. 593. 80) Athen. III. p. 90 F:  
ποταμὸς φωνεῖ . . . Ἀγιστοφάνης δὲ ἢ Ἰπποκράτης· Ἀγιστοφάνης  
καὶ χόρτος τὸν κομποῖν; fr. 5. Dind., fr. VIII. Bergk.;  
von Euripides oder andern Dichtern: Aristoph. Ran. 1308;  
die ältere, strengere Richtung der Tragödie war den Monodien  
nicht hold. 81) Scholl. ad Soph. Kleit. 230: ὁ δὲ δόξας π-  
οταμὸν αὐτὸν πᾶν τῆς τῆς τῆς καὶ τὰς κατὰ τὸν  
Ἰπποκράτης; es stehen die Worte sowohl zu B. 289 als zu B.  
289 in Laurent., cf. G. Dind. ad Soph. Scholl. T. II. p. 123;  
es ist daher wahrscheinlich, daß nach den oben abgedruckten Ver-  
sen und vielleicht noch nach mehreren eine ganze Rede im Geryta-  
des componiert war; fr. 18. Dind., fr. XIX. Bergk. Man hat  
hier also eine sehr kurze Sentenz annehmen, auch zu beachten,  
daß Sophokles so benutzt ist, es ist das im Ganzen bei Kri-  
stophanes selbst; Weidert zu Aristoph. Frösche. S. 246. Baksis,  
de Aristoph. Ran. dissert. p. 27. 82) Pollux. On. VI. 111:  
ὁ μὲν ἴσχυος ἢ τὸς τοὺς κομποῖν ἢ τὸς τὸν, ἐκείνους ἢ  
κομποῖν, κῆρος ἢ τὸς τὸν κομποῖν ὁμοῦς ἰσχυροῦς τὸς  
ἢ τὸς Ἰπποκράτης ἢ Ἀγιστοφάνους ἐκείνους [fr. 10. Dind.,  
fr. XVI. Bergk.].

ἐκείνους μὲν [fr.] οὐκ κατὰ κομποῖν [fr. 10. Dind.,  
verl. 1. [fr.] κατὰ κομποῖν, ἐκείνους δ' ὁ δὲ ὁ δὲ  
κατὰ κομποῖν.

Bk. 1. ye hat Boisson. ad Aristoph. p. 195. 2. adie ich ein-  
fügt, l. Arist. Av. 1208; dagegen hat Bergk. ad h. l. nach ihm  
eingefügten ἰσχυροῦς, und es nach κατὰ κομποῖν; erstere ist  
nicht motivirt, daß aber paßt nicht in den Text dieser Stelle. —  
Bk. 2 habe ich eingefügt; verl. 1. ad Dind., verl. 1. ad  
Bergk., verl. 1. κατὰ κομποῖν ye Both. ad h. l. [fr. 12]. Der  
Ausdruck ist sehr Rhet., Arist. Ran. 11. Kuhn. ad Poll. L. c.  
Fritsch. ad Arist. Tuoemoph. 570.





gestellt und versucht hätte, die Poesie in eine bessere Bahn zu lenken; es war auch diesmal vergebens.

(Ernst von Leutsch.)

GES ist der sechste Ton der diatonisch-chromatischen Tonleiter. Als das durch ein b um einen halben Ton erniedrigte g ist es in der diatonischen Normaltonleiter die verminderte Quinte und steht zum Grundtone c in dem Verhältnisse von  $\frac{45}{64}$ ; durch die gleichschwebende Temperatur ist es indessen gleichbedeutend mit  $\frac{3}{2}$  geworden und wird deshalb im Verhältnisse von  $\frac{32}{45}$  ausgedrückt. Als Grundton einer selbständigen Tonart wird ges nur in *Dur*, nicht auch in *Moll* gebraucht. *Ges-Dur* bedarf zu seiner Bildung sechs b; — b, es, as, des, ges und ces, und die Tonleiter heißt demnach ges, as, b, ces, des, es, f, ges. Als Haupttonart eines Tonstufes gestaft, würde *Ges-Moll* durch ihren Aufbau von b und bb schwer zu bewältigende Schwierigkeiten darbieten, und man wählte daher anstatt ihrer in der Regel die enharmonisch verwandte und leichter darzustellende *Fis-Moll*-Tonart. Doch machen die musikalische Grammatik und die eigenthümlichen Beziehungen der Tonarten unter sich hin und wieder nöthig, nach dieser Tonart auszuweichen und wol auch; als Reintonart gestaft, bestimmter auszuzeigen. In solchen Fällen ist dann die enharmonische Verwechselung ein arger Verstoß.

(A. Reissmann.)

GESÄSS oder HINTERBACKEN (Nates, Clunes) nennt man jene hinter dem Becken aufliegende Masse von Weichtheilen, welche durch eine verticale Vertiefung in eine rechte und linke Partie geschieden werden. Die Ausbreitung der Gefäßmuskeln bildet das natürliche Gebiet der sogenannten Gefäßgegend (Regio glutaea), die sich demnach noch etwas über das Becken hinaus abwärts erstreckt. Die Grenzen der Gefäßgegend sind nämlich: oben der Darmbeinkamm, hinten die Kreuzbeinrinne und die Afterberge, außen und vorn eine Linie, welche vom vordern obern Darmbeinsattel bis über den Trochanter major herabreicht, unten die sogenannte Gefäßfurche (Sulcus glutaeus), welche dem untern Rande des großen Gefäßmuskels entspricht und schief nach Außen und Unten verläuft. — Das Gefäß bildet einen paarigen gewölbten Verpflegung, der nach Innen und Unten am meisten hervortritt, nach Oben und Außen aber sich abflacht. Das Gefäß bildet beim Eigem ein weiches Polster, auf welches die Last des Körpers ohne Nachtheil drücken kann, und diesem Zwecke entsprechend ist auch die Haut des Gesäßes did, nicht gefaltet und wenig behaart. Die starke Entwidlung der Gefäßmuskeln, namentlich des großen, und eine starke Fettablagerung unter der Haut zeichnen das menschliche Gefäß vor dem thierischen aus und ertheilen ihm die Eigenschaften eines Sitzpolsters.

Dem Gesäße haben mehrere anatomische Theile ihren Namen erhalten: die drei Gefäßmuskeln (Musculi glutaei), der große, mittlere und kleine, oder wie man

sie auch nach ihrer Uebereinanderlagerung bezeichnen könnte, der oberflächliche, mittlere und tiefe; die Gefäßgefäße (Vasa glutaea), eine Arterie und die begleitenden Blutadern, welche in die Beckengefäße münden; ein oberer und ein unterer Gefäßnerve (Nervus glutaeus superior et inferior), welche aus dem Gesäße der Heiligkeimbinnen stammen.

Die Lücken, durch welche die Gefäße und Nerven aus der Beckenhöhle heraustreten, lassen bisweilen auch Eingeweide durchgehen; es bildet sich dann ein vom großen Gefäßmuskeln bedeckter Gefäßbruch (Hernia glutaea). — Die an und neben dem After oder Mastdarme vorkommenden Fisteln erstrecken sich bisweilen in die Gefäßgegend hinein und haben hier an irgend einer Stelle eine zur Fistel führende Öffnung. In einem solchen Falle bezeichnet man das Uebel auch wol als Gefäßfistel (Fistula glutaea). (F. W. Theile.)

GESALBTER. Bezeichnung und Sache stammt aus dem hebräischen Alterthume. Salbung mit wohlriechenden Substanzen war bei den Hebräern, wie bei den anderen Völkern des Orients und den Bewohnern der wärmeren Himmelsstriche überhaupt eine bei vielen Lebensverhältnissen vorkommende Gewohnheit. Ursprünglich wol aus dem Bedürfnisse hervorgegangen, die durch das heiße Klima bewirkte starke Ausdunstung des menschlichen Körpers zu mäßigen und die Haut geschmeidig zu erhalten, sowie den dadurch verursachten Uebelgerüchen entgegen zu wirken, wurde das Salbtherhalten und Begießen des ganzen Körpers oder einzelner Theile desselben mit kostbaren, meist aus wohlriechenden Pflanzenstoffen bereiteten Ölen und Salzen ein Mode- und Luxusartikel. Namentlich schloß sich dasselbe dem Baden und Waschen an, ehe man höher gestellten Personen seine Aufwartung machte (Ruth 3, 3. Judith 10, 3). Aber auch sonst bei Gastmählern (Ps. 23, 5. Amos 6, 6) und Hochzeiten (Ezech. 16, 9) wurden Bart und Haupthaar (Dan. 2, 6. Ps. 133, 2. Matth. 6, 17. Luc. 7, 46), auch Stirn und Gesicht (Rohel. 9, 8), sowie die Kleider (Ps. 45, 9) mit wohlriechenden Esenzen durchräuchert und besprüht. Als besonderer Beiz der Hochachtung galt die Salbung der Füße (Job. 12, 3. Luc. 7, 38. 46). Während der Trauerzeit dagegen, also am Verböhnungstage unterließ die Salbung (Dan. 10, 3. 2 Sam. 14, 2. Matth. 6, 17. Mischna Joma 8, 1. Schabb. 9, 4).

Außer dieser Salbung im gemeinen Leben zu diätetischen und Luxuszwecken gab es ferner bei den Hebräern noch eine andere Salbung von tieferer Bedeutung, welche im Allgemeinen als Symbol der Heiligung der gesalbten Gegenstände zu betrachten ist. Es wurden aber bei ihnen sowohl Sachen als auch Personen gesalbt und bei diesen namentlich war die Salbung das Symbol der Mittbeilung des göttlichen Geistes, des  $\text{רוח קדש}$  bei der Einweihung zu einem der drei theokratischen Ämter. — Schon in der Ueberlieferung aus der ältesten vorchristlichen Periode der Patriarchen findet sich die Erwähnung eines Salbsteines. Jacob salbte auf seiner Hochzeitsreise nach Mesopotamien den Stein, den

er während der Nacht zu seinen Häupten gelegt hatte und ebenso auf der Rückseite ein von ihm errichtetes Strinmal da, wo Gott mit ihm geredet hatte (1 Mos. 28, 18; 35, 14). — Durch Salbung wurden später den Bestimmung des Mosaischen Gesetzes gemäß (2 Mos. 29, 36; 30, 26. 4 Mos. 7, 1, vergl. Dan. 9, 24) die Geräthschaften des heiligen Zeltes vor dem Gebrauche eingeweiht und geheiligt. — Von besonderer Bedeutung war sodann die Salbung, welche bei denjenigen Personen vorgenommen wurde, die als Stellvertreter Jehova's in der alttestamentlichen Theokratie betrachtet und dadurch zu ihrem Amte eingeweiht wurden; Priester, Propheten, Könige. Sie hießen die Gesalbten Jehova's und es lag dabei die Anschauung zu Grunde, daß durch und mit dieser Salbung der Geist Jehova's in ganz besonderer Weise, in spezifischer Weise auf die Gesalbten übergehe. (Vergl. Apostelgesch. 10, 38). In metaphorischem Sinne werden endlich auch die Patriarchen Gesalbte Jehova's genannt: 1 Chron. 16, 22 und Ps. 105, 15.

1) Was die Priester anbetrifft, so erhält Moses zu verschiedenen Malen den Befehl, Aaron und seine Söhne zu salben und sie dadurch für das Priesteramt zu heiligen. 2 Mos. 28, 12; 29, 7; 30, 30; 40, 15. 3 Mos. 8, 12. Der Erstere heißt in Folge davon 3 Mos. 4, 3. 5. 16 u. a. der gesalbte Priester. Ein Unterschied zwischen dem Hohenpriester und den gemeinen Priestern scheint darin bestanden zu haben, daß jenem das Salböl über den Kopf gegossen wurde (3 Mos. 8, 12), während diese nur mit der Salbe bestrichen wurden, nach späterer rabbinischer Ansicht an der Stirn.

2) In Betreff der Propheten findet sich eine Salbung im eigentlichen Sinne nur an einer Stelle des alten Testaments erwähnt, 1 Kön. 19, 16 sq., wo Elia den Befehl erhält, den Elia an seiner Stelle zum Propheten zu salben. In späterer Zeit scheint diese Art der Einweihung zum prophetischen Amte außer Gebrauch gekommen zu sein und der Akt der Berufung einen mehr innerlichen geistigen Charakter gehabt zu haben, vergl. Jes. 6, 1. Ezech. 1, 1. Wenigstens ist es sicherlich im bildlichen, metaphorischen Sinne zu nehmen, wenn es Jes. 61, 1 heißt: Der Geist des Herrn Jehova ruht auf mir, denn mich salbte Jehova, frohe Botschaft zu bringen u. s. w. Man hat dieses Sachverhältniß wol dadurch erklären wollen, daß die Propheten in älterer Zeit gesalbt wurden, weil sie zugleich das Priesteramt oder priesterliche Funktionen verwaltem, z. B. gepredigt hätten, die Salbung sich also mehr auf ihr priesterliches Geschick als auf ihr Prophetenamt bezogen habe. Diese Annahme hat aber keinen Beleg in der Geschichte; vielmehr scheint es wahrscheinlich, daß die Salbung bei den Propheten in späterer Zeit wegblic, weil die ganze prophetische Thätigkeit im Verlaufe der Entwicklung des Prophetenthums gegen früher einen geistigeren Charakter annahm, während bei dem Priesterthume die äußerlichen Formen, wie sie der Pentateuch vorschreibt, streng festgehalten wurden.

3) Weitern am häufigsten aber werden die Kö-

nige Gesalbte Jehova's oder schlechthin Gesalbte genannt und es bildet dieser Ausdruck, namentlich im höheren Style, eine ehrenvolle Bezeichnung rechtmäßiger Herrscher. 1 Sam. 2, 10. 35; 12, 3. 5; 16, 6; 24, 7. 11; 26, 9. 11. 16. 23. 2 Sam. 1, 14. 16; 19, 22; 22, 51; 23, 1. Ps. 2, 2; 18, 51; 20, 7; 28, 8; 84, 10; 89, 39. 52; 132, 17. Sabaf. 3, 13. Kugel. 1, 20. Zu der Geschichte der älteren Könige Saul, David, Salomo (1 Sam. 9, 16; 10, 1; 15, 1. 17; 16, 12. 2 Sam. 2, 4; 5, 3; 12, 7; 1 Kön. 1, 34. 39; 5, 1) ist die Salbung, auch die ungesegnete Abseleus (2 Sam. 19, 11) erwähnt, in der späteren Zeit nicht die jedes einzelnen Königs, sondern nur die der Könige Josas und Joachas in Juda und des Jechu in Israel (2 Kön. 11, 12; 23, 30; 9, 1). Jedoch dürfte daraus schwierig der Schluß gefolgert werden können, daß bei den Richterwahlen keine Salbung stattgefunden habe. Uebrigens wurde der Ausdruck auch auf fremdländischer Herrscher übertragen. So wird in dem während des babylonischen Exils geschriebenen prophetischen Buche, welches den Prophezeiungen des Jesaja einverleibt ist, der Perserkönig Cyrus (Jes. 45, 1) der Gesalbte Jehova's genannt und ebensowenig in der während der Verfolgung des Antiochus Epiphanes abgefaßten, nach dem älteren Daniel benannten Prophezieung „gesalbter Fürst“ (Dan. 9, 25) genannt. Auch Dan. 9, 26 wird ein ausländischer Fürst, nach der Erklärung Einar's Seleucus Philopator, nach Anderen Alexander der Große als Gesalbter bezeichnet, während noch Andere den Hohenpriester Antias darunter verstehen.

Somit erstreckt sich der Sprachgebrauch des alten Testaments. Im späteren Judenthume dagegen erhielt der Ausdruck מָשִׁיחַ (Maschiach = unctus) eine engere Begrenzung und ist auf diese Weise in der gräcistischen Form Messias oder in der Uebersetzung Christos, Gesalbter in den christlichen Sprachgebrauch übergegangen. Es ist gewiß rein zufällig, daß in den zahlreichen Stellen der prophetischen Schriften, wo dem jüdischen Volke das Kommen eines von Gott besonders begnadigten, mit außerordentlichen Eigenschaften ausgerüsteten und vom göttlichen Geiste durchdrungenen Herrschers, unter welchem die Theokratie nicht nur den früheren Glanz und die geschwundene Herrlichkeit wieder erlangen, sondern durch welchen sie dem Ziele ihrer Vollendung zugeführt werden werde, gewissermaßen, diesem idealen Herrscher nie das Prädikat Maschiach (Gesalbter) beigelegt ist. Erst die späteren Juden, aber schon zur Zeit Jesu Christi, bezogen manche Stellen, namentlich Ps. 2, 2 und Dan. 9, 26, wo nach grammatisch-historischer Erklärung von irdischen Herrschern die Rede ist, in idealer Auslegung auf jenen verheißenen Erretter und Beglückter ihres Volkes und darnach wurde der Ausdruck Messias die charakteristischste Bezeichnung jener von den Propheten geweissagten Persönlichkeit in der jüdischen Dogmatik der folgenden Zeit. Der christliche Sprachgebrauch aber übertrug (vergl. Evang. Joh. 1, 41; 4, 25) den Ausdruck auf den erschienenen Erlöser, dessen Herrschaft man gleichfalls in den genannten und anderen

Stellen fand. — Ueber den Ursprung, die Entwicklung und den Inhalt der Messiasvorstellung und der messianischen Hoffnungen überhaupt vergl. den Art. *Messias*. (Haurbrücker.)

**GESALICH** (*Gesalicus* — von Andern auch *Giselicus*, *Gisericus*, *Gesaleicus* genannt), war König der Westgothen von 507 bis 511 n. Chr. Er war ein unehelicher Sohn des Königs Alarich, welcher im J. 507 in der Schlacht bei Voullé seinen Tod fand; sein Geburtsjahr muß ohne Zweifel kurz vor 490 gesetzt werden. Von mütterlicher Seite scheint seine Abstammung eine sehr niedrige gewesen zu sein, da Isidorus Hispalensis (*Chron.* p. 170. ed. *Lind.*) nicht nur seine Mutter als concubina bezeichnet, sondern auch ihm selbst die niedrigste Herkunft („*generis vilissimus*“) zuschreibt. Ueber seinen Charakter und seine Fähigkeit urtheilen die Quellen schriftsteller sehr hart, und man muß zugeben, daß Gesalich in seiner freilich ungünstigen und gefährdeten Stellung als kräftig und ehrenhaft sich keineswegs bewiesen hat. Die ihm gestellte Aufgabe überstieg seine Kräfte, und doch war er zu ehrsüchtig, um zu Gunsten seines Halbbruders Amalrich zurückzutreten.

Als die Franken bei Voullé die Westgothen entscheidend geschlagen hatten, und nun das westgotische Reich im südlichen Gallien nach Alarich's Tode dem Sieger fast vertheilungsfähig offen stand, jagerte Chlodwig nicht, diese günstige Gestaltung der Verhältnisse zur Ausdehnung seiner Herrschaft nach Süden zu benutzen. Die Auslösung, Katholikheit und innere Zwietracht seiner Gegner erleichterte ihm das Vordringen um so mehr, da obnein der größte Theil der südgalischen Bevölkerung dem Katholicismus anhing, und darum dem katbolischen Frankenkönige geneigter war, als den arianischen Westgothen. Chlodwig theilte, da ihm im offenen Felde ein feindliches Heer nicht mehr gegenüberstand, sein eigenes Heer in zwei Theile, und an der Spitze des einen eroberte er noch im J. 507 die Städte Poitiers, Saintes, Bourges und Bourdeaux, während mit dem anderen sein Sohn Theoderich sich der Städte Albi, Nîmes, Cahors, Clermont u. a. bemächtigte<sup>1)</sup>. Unter solchen Umständen mußten die Westgothen die Wahl eines neuen Königs vornehmen. Zwei Söhne Alarich's waren da, und machten die Wahl schwankend. Amalrich, ein ehelicher Sohn des gesalichen Königs, war nur fünf Jahre alt, und bedurfte natürlich eines Vormundes und Vorkämpfers für sein Recht; aber einen solchen hatte er auch in seinem Großvater, dem Vstgotenkonige Theoderich. Für Amalrich wurde außerdem seine Abkunft aus rein königlicher Geschlechte geltend gemacht. Dennoch war die Bedrängniß der Gothen in Südgalien so groß, eine Hilfsendung von Seiten des Theoderich, dem vom byzantinischen Kaiser Anastasios ein Angriff drohte, zugleich so ungewiss, daß die westgotischen Großen eine Versammlung in Narbonne zu halten veranlaßt wurden. — Die Mehrzahl der Anwesenden wählte den

Gesalich, den unehelichen Sohn Alarich's, zum Könige<sup>2)</sup>, weil derselbe waffenfähig war, und eine kräftigere Stütze des wankenden Reiches zu sein schien, als der unmündige Amalrich. Viele Gothen aber, sondern erklärten den Amalrich für den rechtmäßigen Thronfolger, und brachten denselben nach Spanien<sup>3)</sup>, von wo aus die Wahlversammlung wahrscheinlich nicht zahlreich besetzt gewesen sein wird. Dafür spricht (abgesehen von der damaligen Gefährlichkeit der Reise nach Narbonne und der Kürze des zur Wahl angesetztten Termins) auch der Umstand, daß Gesalich später wenige Anhänger in Spanien hatte. Unverwundet kräftig nahm sich aber Theoderich seines Enkels Amalrich an: er rückte ein großes ostgotisches Heer aus, und verband damit eine bedeutende Hilfsschaar von Gepiden, welche er in Gold nahm. An die Spitze dieses Heeres stellte er Ibbas (oder Helbas), einen bewährten Feldherrn, und beauftragte ihn, seinem Enkel gegen die Ansprüche des Gesalich und gegen die Angriffe der Franken den Besitz des westgotischen Thrones zu sichern. Ehe aber diese Hilfe herankommen konnte, hatten die Westgothen, in zwei Parteien gespalten, im J. 508 den Kampf gegen Chlodwig fortgesetzt, indem sie sich besonders auf die Vertheidigung der festen Städte Toulouse, Carcasonne, Angoulême u. a. beschränkten. Dieser zerplitterten Macht gegenüber erschufen die Franken bedeutende Vortheile. Den Winter hatten die Westgothen benutzt, um den größten Theil der ungeheuern Schätze, welche sie auf fruhren Feldzügen erbeutet und in Toulouse aufbewahrt, aus dieser Stadt in das stärker besetzte Carcasonne zu bringen. Kurz nach der Eröffnung des Feldzuges im J. 508 fiel Toulouse in die Gewalt Chlodwig's<sup>4)</sup>, der reiche Beute von da nach Paris bringen ließ. Dann wandte sich Chlodwig gegen Carcasonne, da er von der Wegschaffung seiner Schätze dahin gehört hatte<sup>5)</sup>. Diese Stadt aber wurde so hartnäckig vertheidigt, daß er die Hoffnung aufgab, dieselbe sobald mit stürmender Hand zu nehmen. Glücklicher Erfolg hatte dagegen der Angriff auf das feste Angoulême, dessen Mauern (angeblich durch ein Wunder zu Gunsten des katholischen Chlodwig) einfielen, und ihm das Einbringen möglich machten<sup>6)</sup>. Auch hier war wol die überwiegende katbolische Bevölkerung den Sieg Chlodwig's entscheidend haben. Offenbar um den Katholicismus für seine Eroberungspläne wirksam zu erhalten, begab er sich in diesem Jahre nach Tours, und weihte der Kirche des heiligen Martin große Geschenke. So untergrub er den Boden, auf welchem in Südgalien die westgotische Macht ruhte. Zu demselben Zwecke knüpfte er mit Gesalich Unterhandlungen an, der allem Anscheine nach selbst bei den galischen Gothen nur geringen An-

2) *Iud. Hist. Chron.* p. 170. ed. *Lind.* Procop. *Hell. Goth.* I, 12. 3) *Rich. Morales*, *Coronica general de Espana* (Alcala de Henares; 1577. fol.) p. 46 hatten die Anhänger des Amalrich Gallien als unrettbar verlassen, und dann hatten sich dort die übrigen Gothen zur Königswahl des Gesalich entschlossen.

4) *Gregor. Turon.* II, 37. 5) *Procop. Hell. Goth.* I, 12. 6) *Gregor. Turon.* II, 37.

1) *Beggl. Ferreras*, *Hist. gén. d'Espagne*, vol. 2. p. 118.

hang hatte, und bedroht zugleich vom Ostgothenkönige Theodorich gern darauf einging, weil er hoffen mochte, sich mit Chlodwig's Hilfe wenigstens auf dem Throne in den spanischen Provinzen halten zu können. Daß Gesalich insofern mit Chlodwig verbündet war, läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit den Worten des Theodorich \*) — „Gesalicum, qui nostris inimicus, dum a nobis soveretur, adjunctus est“ — entnehmen. Dazu stimmt dann auch, daß er den Kampf um Südgalien nach der ersten unglücklichen Schlacht so leicht aufgab. Während Theodorich, Chlodwig's Sohn, an der Rhone und Loire Eroberungen machte, griff im Bunde mit den Franken der Burgunderkönig Gundobald den Gesalich in Narbonne an, schlug ihn, und nahm mit leichter Mühe diese Stadt ein, da Gesalich zur Vertheidigung derselben keinen weiteren Versuch machte. Der Letztere wandte sich nach Barcelona \*\*), wo er seine Anhänger um sich vereinigte, ohne aber, wie es scheint, den größten Theil der spanischen Besitzungen für sich gewinnen zu können. Während nun aber Theodorich und Gundobald gegen Arles vordrangen, und Chlodwig die Belagerung von Garcaßonne nochmals begann, hatte der ostgothische König Theodorich ein Heer ausgerüstet \*\*), und unter Ibbas durch die eottischen Alpen nach Südgalien geschickt (Jah. 508). Schon hatte Theodorich die Belagerung von Arles eröffnet, und den Versuch gemacht, sich der Rhonebrücke zu bemächtigen, als Ibbas herandrante, und über die Franken und Burgunder einen entscheidenden Sieg erfocht. In dieser Schlacht, von welcher selbst Gregor von Tours und andere französische Schriftsteller schweigen, fielen gegen 30,000 Franken und Burgunden \*\*\*). In Folge dieses Sieges besetzte Ibbas viele südgalische Städte, welche zum Theil schon von den Franken in Besitz genommen worden waren, zum Theil dem Gesalich angingen; alle mußten dem Theodorich als Vornam und des jungen Amalrich huldigen, und erbiethen starke Beisetzungen \*\*). Selbst Chlodwig wich einer Schlacht gegen Ibbas aus, und hob, als dieser sich näherte, die Belagerung von Garcaßonne \*) auf. Noch im J. 508 eroberte Ibbas einen großen Theil der von den Franken besetzten Städte wieder \*\*), und verfuhr mit solcher Umsicht, Milde und Gerechtigkeitsart, daß selbst katholische Bevölkerungen sich willig unterwarfen. Statt jedoch die Wiedereroberung des gotthischen Gallien zu vollenden, begab sich Ibbas im J. 509 nach Spanien, um den Thron des Amalrich daselbst durch die gänzliche Vernichtung des Gesalich sicher zu stellen. Letzterem war es nicht gelungen, seiner Herrschaft allgemeine Anerkennung und durch die Liebe des Volkes eine sichere

Grundlage zu verschaffen. Er verstand es nicht nur nicht, durch ausgezeichnete Regenteneigenschaften und persönlichen Werth die Achtung und Liebe seiner Volksgenossen sich zu erwerben, sondern entfernte die Gemüther des Volkes von sich durch Grausamkeit und tyrannisches Benehmen, worunter er seine moralische Schwäche zu verbergen suchte. Indem er mehrere Städte des Reiches \*) ermerden ließ, ging ihm auch die Anhänglichkeit des ihm umgebenen Gesalar immer mehr verloren. Beurtheilen läßt sich dabei freilich nicht, ob er nicht durch Intriguen und geheime oder offene Angriffe der Anhänger des Amalrich auf die Bahn gebrängt worden ist, welche ihn zum Untergange führte. So stand Gesalich halb vertheidigungslos da, als Ibbas gegen Barcelona herandrante. Wenige Weilen von der Stadt stellte sich Gesalich dem ostgothischen Feldherrn entgegen, ward aber geschlagen, und zwar, wie es scheint, so entscheidend, daß er die Hoffnung aufgab, Barcelona halten zu können, und fliehend Spanien verließ \*\*). Er suchte Zuflucht und Unterstützung bei Thrasamund, dem Könige der Vandalen. Allein obgleich er im Ganzen eine günstige Aufnahme fand, schützte Thrasamund doch einen feindseligen Zusammenstoß mit Theodorich, und verweigerte ihm wenigstens keine offene Hülfeleistung. Daher ist es erklärlich, daß sowohl Theodorich als Ibbas (im Chron. p. 171. ed. Lind.) als auch die Chronologia et series regum Gothorum (bei Bouquet 2. Bd. S. 704.) ausdrücklich angeben, Gesalich habe vom Vandalenkönige keine Hülfe erhalten. Dagegen kann es als sicher gelten, daß der Letztere jenseit eine Geldunterstützung nicht verweigert habe; dafür spricht einerseits die Thatsache, daß Gesalich bald nachher im Stande war, von Neuem mit einem Heere in Spanien aufzutreten, andererseits das Zeugniß Iovier's Briefe bei Cassiodorus \*\*\*). In dem ersten beschuldigt Theodorich den Vandalenkönig, dem Gesalich durch Geldhilfe neue Kränkungen möglich gemacht zu haben, und in dem letzteren ist ersichtlich, daß Thrasamund sich deswegen bei Theodorich entschuldigt haben muß. Theodorich konnte eine Einmischung der Vandalen um so weniger gleichgültig sein, da Ibbas in Spanien bleiben mußte, um die Herrschaft des Amalrich zu befestigen, und zugleich die Franken und Burgunder ihrer Angriffe auf die westgothischen Besitzungen in Südgalien auch in den Jahren 509 und 510 erneuerten. Besonders Arles ward von der westgothischen Besatzung tapfer vertheidigt, und dem weiteren Vordringen der Franken durch die ostgothischen Feldherren Mammon und Marobaudes ein Ende gemacht. Aber wie sich aus Euphrasius's Lebensgeschichte des Bischofs Gelasius ergibt, suchte Chlodwig den Widerstand seiner Gegner zu brechen, indem er in ihren eigenen Städten Verbin-

7) Cassiod. Var. V. 43. 8) *Ibid.* *Illap.* Chron. p. 170. ed. Lind. Chronolog. reg. Goth. bei Bouquet II. p. 704. 9) Bergl. Man's, Gesch. d. Ostgoth. Reiches in Italien S. 64. 10) Procop. Bell. Goth. I. 12. Jornand. c. 38. Cassiod. Var. VIII. 10. Cyprian. c. Casariis bei Du Chesne, Script. I. p. 231. Comm. ad Marii episc. chron. bei Bouquet II. p. 14. 11) Ferreras, Hist. d'Espagne, vol. II. p. 130. 12) Procop. Bell. Goth. I. 12. Comm. ad Marii episc. chron. bei Bouquet II. p. 14. 13) Cassiod. Chron. ad ann. 508.

14) Rostall (in der Cronica general de España p. 47) nennt vorzüglich einen Gomerio, dessen Name eigentlich Theodorich gelaufen haben mag. 15) Append. chron. Viet. Tun. in der *Illap.* *Illust.* IV. p. 136. *Ibid.* *Illap.* chron. (p. 170. ed. Lind.) erwähnt von dieser ersten Schlacht bei Barcelona Nichts, sondern nur die schimpfliche Flucht des Gesalich. 16) Cassiod. Var. V. 43 u. 44.

dungen anknüpfte; wie er die Katholiken zu seinem Vortheile in den Kampf hereinzuziehen suchte, so unterstützte er ebenfalls gern den Versuch, welches Geschick zur Wiedererwerbung des westgotischen Thrones in Spanien vorbereitete. Gotschlich war aus Afrika mit Weid zurückgekommen (Anfang 510), und hatte sich nach Aquitanien gewandt. Aschbach<sup>1)</sup> irrt allem Anscheine nach, indem er annimmt, Gotschlich sei zuerst nach Spanien gegangen, und habe durch Austheilung reicher Geschenke gesucht, sich einen Anhang zu verschaffen. Nach Hildorus Hispanien und Victor. Tan. chron. in append. scheint es vielmehr, als habe Gotschlich es aus Furcht vor Theodorich und Ibas für das Sicherste gehalten, seinen Wiedererhebungsplan nicht von Spanien, sondern von Südgallien aus auszuführen. Ein Jahr hindurch betrieb er dort seine Vorbereitungen und Rüstungen, und brachte, wahrscheinlich nicht ohne Gotschlich's Beihilfe, ein Heer zusammen. Im J. 511 endlich drang er in Spanien ein, und traf nochmals in der Nähe von Barcelona mit Ibas zusammen. Auch diese Schlacht endete für ihn mit einer entscheidenden Niederlage. Sein Heer war völlig zerstreut worden, und er selbst mußte über die Pyrenäen fliehen. Bald darauf ward er von Ostgothen an der Durancie gefangen und getödtet<sup>2)</sup>. Den westgotischen Thron nahmen nun unangefochten Amalrich und sein Großvater Theodorich ein. Rera. Jul. del Castillo. Historia de los reyes Godos. (Burgos 1582.) p. 43. Las quatro partes enteras de la coronica de España, que mando componer el S. rey D. Alonso el Sabio etc. fol. 211 seq. Mariana. Hist. d'Espagne. lib. V. cap. 38 seq. St. Hilaire. Hist. d'Espagne. T. I. p. 203 seq. Aschbach, Gesch. d. Westgothen. S. 173 fg. Lenzke, Gesch. v. Spanien. I. Bd. S. 51 fg. (Dr. H. Brandes.)

Gesammte Hand, f. Gesamteigenthum und Lehn.

GESAMMTEIGENTHUM<sup>3)</sup>. Einleitung. Das römische Recht kennt nur das Eigenthum als ein seinem Wesen nach ausschließliches Recht an derselben Sache von Seiten Einer Person; wenn daher die Eigenthumsansprüche Mehrerer in Einer Sache aufzufammentreffen, so sind die Genossen entweder Eigenthümer, oder sie bilden in ihrer Vereinigung eine juristische Person. Im ersten Falle beschränkt sich das Recht des Miteigenthümers auf einen bestimmten idealen Antheil, welcher ihm ausschließlich zusteht; im zweiten Falle ist die juristische Person das einzige berechnete Subjekt. Die älteren Juristen hielten diese Grundzüge bei Beurtheilung der dem römischen Rechte eigenthümlichen Verhältnisse, welche ein Aufammentreffen des Eigenthums Mehrerer an derselben Sache darzubieten schienen, für vollkommen auslegend. Erstlich hielten sie das römische Recht bei den einzelnen hierher gehörigen Instituten, namentlich bei der ehe-

lichen Gütergemeinschaft und der Ganerbschaft nicht unbedingt und ohne alle Ausnahmen für anwendbar, waren aber weit entfernt, sich davon gänzlich loszusagen. Erst nach und nach entbedrten sie bei einzelnen rechtlich-rechtlichen Instituten immer mehr Eigenthümlichkeiten, und da sie die Grenze nicht zu finden wußten, bis zu welcher die Herrschaft des römischen Rechts, ohne der Eigenthümlichkeit der einheimischen Statuten zu nahe zu treten, anzuerkennen war, so hielten sie sich damit, das römische Recht für ganz unanwendbar zu erklären. So bildete sich seit dem Ende des 17., besonders aber im 18. Jahrh. der Begriff des Gesamteigenthums, in welchem man die Grundlage jener Verhältnisse zu erblicken glaubte. Erst seit der Mitte des 18. Jahrh. gelangte das Gesamteigenthum zu allgemeiner Anerkennung; man glaubte die römische Erbschaft nur durch ein der Familie zustehendes Gesamteigenthum erklären zu können, und gleichzeitig nahm man ein solidarisches Eigenthum der Ehegatten als Grundlage der ehelichen Gütergemeinschaft an. Ehen (Foscher<sup>4)</sup>) faßt unter dem Gesamteigenthume, als einem Gattungsbegriffe, mehrere einzelne Verhältnisse zusammen, namentlich die eheliche Gütergemeinschaft, die durch einen gegenseitigen Erbvertrag bestätigten Ganerbschaften, die Markerschaften, ihm folgenden Runden<sup>5)</sup> und Dangen<sup>6)</sup>, sowie v. Volken<sup>7)</sup>, welche alle bei dem Gesamteigenthume jeden als Eigenthümer des Ganzen betrachten. Hesse<sup>8)</sup> dagegen leitete die im römischen Rechte ausgesprochene Unmöglichkeit eines dominium plurium in solidum als aus dem Wesen des Eigenthums mit Nothwendigkeit folgend ab, und fand nur die eheliche Gütergemeinschaft als so eigenthümlicher Natur, daß er das Ehepaar als Substrat einer juristischen Person darstellen zu müssen glaubte. An die Stelle des dominium plurium in solidum hatte Hesse einen juristischen Begriff gesetzt, welchen darauf (Eichhorn<sup>9)</sup>) dem Gesamteigenthume überhaupt unterstellte, in der Art, „daß dabei eine moralische Person als das Subjekt des Eigenthums gedacht und die Ausübung der in diesem enthaltenen Rechte als selbständige Befugnis der Einzelnen angesehen werden müsse; daher besitzen zwar diese, als Subjekt des Eigenthums betrachtet, dieses immer ungetheilt (coadominium pro indiviso, in solidum), können aber in Rücksicht ihrer Theilnahme an der Ausübung der Eigenthumsrechte in sehr verschiedenartigen, durch die Beschaffenheit der einzelnen hierher gehörigen Institute bestimmten Verhältnissen stehen, so daß insbesondere gleichartige Theilnahme an jener durchaus nicht den Charakter ihres Rechts ausmacht.“ Als einzelne Arten des Gesamteigenthums sieht Eichhorn an: 1) das durch die alte Form des

2) Hofacker, Princip. jur. civil. Tom. II. §. 908. 910.

3) Runde, Zeitsch. Privatrecht. 2. Bdg. S. 363. 4) Dagen, Handb. des deutschen Privatrechts. 2. Bd. S. 363.

5) Dagen, Zeitsch. Privatrecht. 2. Bd. S. 363. 6) Dagen, Zeitsch. Privatrecht. 2. Bd. S. 363.

7) Dagen, Zeitsch. Privatrecht. 2. Bd. S. 363. 8) Hesse, Beitrag zur Revision der bisherigen Theorie von der ehelichen Gütergemeinschaft. 1838, besonders §. 30 a. E.

9) Eichhorn, Einl. in das deutsche Privatrecht §. 168.

17) Gesch. d. Westgothen S. 179. 18) Ibid. Hap. chron. p. 171. ed. Lind.

19) Bergl. Dunder, Das Gesamteigenthum. (Wurzburg 1843.) Diese Schrift ist hauptsächlich benutzt worden.

Erbvertrages zwischen dem bisherigen Alleineigenthümer und dem Vertragsarben begründete Verhältnis, 2) die Markgenossenschaft, 3) die Ganerbschaft<sup>9)</sup>, 4) die Belehnung zur gesamten Hand<sup>10)</sup>, 5) die eheliche Gütergemeinschaft, sofern nicht in einzelnen Statuten ein wahres römisches Miteigenthum zur Grundlage derselben gemacht worden sei. Erst Besefer<sup>11)</sup> hat einen Beweis des Daseins des Gesamteigenthums in teutschen Rechte zu liefern versucht, während sich die Juristen vor ihm meistens darauf beschränkten, das Dasein des Gesamteigenthums in dem einen oder andern Sinne zu behaupten. Er geht auf den corporativen Trieb des germanischen Lebens zurück, und findet bei den Genossenschaften keine scharfe Absonderung, wie bei der römischen universitas und communio, sondern eine Verwischung durch alle Verhältnisse in vielfachelter Stüderung, wo die erwähnten Begriffe nur als die Extreme zu betrachten seien, zwischen welchen eine große Mannichfaltigkeit zur genossenschaftlichen Verbindungen liege. Als Resultat seiner Untersuchung stellt er hin, es sei im teutschen Rechte der Begriff des Eigenthums, als eines ausschließlichen untheilbaren Rechts nicht durchzuführen; es seien verschiedene Institute nachweisbar, bei welchen das Eigenthum an derselben Sache gleichmäßig mehreren Personen zuwand, indem eine Gollision der in demselben liegenden Befugnisse durch das Wesen und die Natur des Verhältnisses, worin jene Personen sich befanden, und durch besondere Vereinbarungen vermittelt wurde. Den von Sasse diesen Fällen unterstellten allgemeinen Gesichtspunkt einer juristischen Person verwirft er als eine hier nicht angemessene Fiktion, welche keineswegs dazu benutzt werden dürfe, um aus ihr rückwärts Folgerungen für die Vertheilung eigenthümlicher Institute zu ziehen. Der Ansicht von Besefer schließt sich Bluntschli<sup>12)</sup> genau an, doch läßt er unverkennbar das dominium plurium in solidum durchschimmern. Gleichzeitig sprach Phillips<sup>13)</sup> seine Ansicht über das Gesamteigenthum deutlicher aus. Als den ersten Fall betrachtet er das Gesamteigenthum der Familie, an welches sich historisch das Gemeindegemeinsameigenthum anschließt. Da die eventuellen Successionsrechte der Mitglieder einer Familie ihrem Ursprunge nach seiner Ansicht zufolge aus dem Gesamteigenthume beruhen, so findet er in der Ertheilung solcher eventuellen Rechte an eine fremde Person zugleich eine Ausnahme in das Gesamteigenthum, was durch den Erbvertrag gefehle, welcher eine künstliche Nachbildung eines natürlichen Familienverhältnisses sei. Gleiches gelte von den Ganerbschaften. Als gleichfalls auf der Grundlage des Erbvertrages beruhend sieht er die eheliche Gütergemeinschaft, und das bei derselben angenommene Gesamteigenthum an. Endlich findet er das Gesamteigenthum

auf dem Gebiete des Lehnrechts infolge des Institutes der Gesamtbelehnung bei den Gesamtändern. Besefer<sup>14)</sup> hält das Gesamteigenthum in seinen verschiedenen Formen freilich für keinen einheitlichen Rechtsbegriff, der sich für die juristische Deduction fruchtbar erweise; es erhalte vielmehr seine nähere Bestimmung durch die einzelnen Institute, in welchen es zur Erscheinung käme. Indessen läßt es sich doch seiner Ansicht zufolge nach seinen allgemeinen Merkmalen charakterisiren und gewisse leitende Grundzüge lassen sich dafür aufstellen, als welche er folgende bezeichnet: 1) Die volle Herrschaft über eine Sache können nicht mehrere Personen gleichzeitig neben einander ausüben; die Möglichkeit des Gesamteigenthums liegt daher in der besondern Beschaffenheit des Rechtsobjekts. 2) Es muß immer eine solche Vertheilung der Eigenthumsrechte unter der Gesamtheit und den einzelnen Genossen oder unter diesen stattfinden, daß im bestimmten Falle ein entscheidender Wille sich geltend machen kann; wie dies namentlich durch Untertheilung der Verfügungs-, Verwaltung- und Nuzungsrechte hergestellt wird, hängt von den besondern Einrichtungen und Verhältnissen ab. 3) Das Sonderrecht der einzelnen Genossen steht dem Rechte der Gesamtheit selbstständig gegenüber; es erlischt daher auch nicht notwendig mit der Auflösung der Vereinigung, und schließt namentlich bei Aufhebung der Corporationen den Aufsal des Vermögens an den Fiscus aus. Das Gesamteigenthum hat aber auch, freilich erst in neuerer Zeit, seine Widersacher gefunden; namentlich ist Maurerbrecher<sup>15)</sup> der erste, welcher es ganz verworfen hat. Rittermaier, welcher in den frühern Ausgaben das Gesamteigenthum als einmal durch die Praxis recipirt gelten ließ<sup>16)</sup>, hat sich in der fünften Auflage<sup>17)</sup> dahin ausgesprochen, daß kein Bedürfnis vorhanden sei, das Gesamteigenthum in das teutsche Recht aufzunehmen, da die Verhältnisse, welche man dahin rechne, sich weit einfacher auf andere Art erklären ließen, und die Annahme eines solchen Eigenthums leicht zu irrigen Folgerungen führe. Dabei ist er auch in den spätern Ausgaben verblieben. Insbesondere hat aber Dunder in seiner Schrift über das Gesamteigenthum es sich zur Aufgabe gemacht, das Richtige und Unrichtige dieses Begriffs auszuführen und an den einzelnen Verhältnissen, wo es stattfinden solle, nachzuweisen. Es nehmen daher auch die neuesten Germanisten, mit Ausnahme von Besefer, dasselbe nicht mehr an. So erklärt Gerber<sup>18)</sup> die Lehre vom Gesamteigenthume bei genauerer Betrachtung im teutschen Rechte zur durchaus nicht begründet, indem es sich in den angeführten Fällen entweder um das Eigenthum einer juristischen Person handle, oder um eventuelle Successionsrechte, oder um ein in seiner Ausübung

8) Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, §. 274. 9) Eichhorn, Deutsches Privatrecht, §. 189. 359. 10) Besefer, Lehre von den Erbverträgen, I. 2b. §. 73 ff.

11) Bluntschli, Bürgerliche Staats- und Rechtsgeschichte, I. 38. 12) Bluntschli, Bürgerliche Staats- und Rechtsgeschichte, I. 38. 13) Phillips, Grundsätze des deutschen Privatrechts, 1838. I. 2b. §. 78 ff.

14) Phillips, Grundsätze des deutschen Privatrechts, 1838. I. 2b. §. 96. 1846. 2. 2b. §. 96.

15) Besefer, System des gemeinen deutschen Privatrechts, §. 83. 2. 2b. §. 46 ff.

16) Maurerbrecher, Deutsches Privatrecht, 1834. §. 187. 1874. §. 211. 15) Rittermaier, Deutsches Privatrecht, §. 139.

17) Deutsches Privatrecht von 1837. §. 155. 18) Gerber, Deutsches Privatrecht §. 77.

zufpendiertes Eigenthum, oder endlich um ein Miteigenthum nach idealen Theilen. Balthar<sup>19)</sup> will den Begriff, wie den Ausdruck Gesamteigenthum, ganz aus dem deutschen Rechte verbannt wissen. Wir schließen uns dieser Ansicht an, und wollen bei der weiteren Untersuchung so verfahren, daß wir erstens die Grundzüge des deutschen Rechts über Eigenthum und gemeinschaftliches Eigenthum insbesondere, und zweitens die einzelnen unter dem Begriffe des Gesamteigenthums zusammengefaßten Rechtsverhältnisse darstellen.

A. Grundzüge des deutschen Rechts über Eigenthum und gemeinschaftliches Eigenthum insbesondere. Die neuern Juristen, welche ein Gesamteigenthum im deutschen Rechte für beigeendet halten, jedoch dasselbe weder als ein solidarisches Recht jedes einzelnen Genossen, noch als Eigenthum einer juristischen Person angesehen wissen wollen, geben von dem Gesichtspunkte aus, daß der Begriff des römischen Eigenthums in Deutschland nicht rezipirt sei. Allein auch das deutsche Recht stellt, wie das römische, das ausschließliche Herrschaftsverhältniß über eine Sache als charakteristisches Merkmal des Eigenthums auf<sup>20)</sup>. Ausdruß bedarf es hier der Erklärung des Ausdrucks gesammte Hand, welcher in den Gesetzen und Urkunden häufig gebraucht wird, und von den Juristen irrtümlich auf das Gesamteigenthum bezogen worden ist. Die Ausdrücke: *communis, communicata, conjuncta, complicit, condonata, collectiva, continua manu*, mit gesammter oder gesammter Hand, bedeuten ganz einfach: gemeinschaftlich<sup>21)</sup>. Bei obligatorischen Verhältnissen, welche mit gesammter Hand übernommen sind, wird dadurch die solidarische Haftpflicht der Einzelnen bezeichnet<sup>22)</sup>. Dieser Sprachgebrauch rührt daher, daß es bei Eingehung von Rechtsgeschäften üblich war, daß die auf einer oder beiden Seiten vorhandenen mehreren Contractanten die Theilnahme an der Handlung, nicht bloß durch mündliche Bestimmung, sondern auch durch Handschlag, und bei der Auflösung durch gemeinschaftliche Uebergabe oder Annahme des Symbols oder Ansassen des Trabanten oder Empfangers ausdrückten. Diese Form war auch bei der Verlehnung gebräuchlich, indem sowohl die mehreren Lehnsbarren, welchen das Gut ungetheilt zustand, als auch die mehreren Vasallen das bei der Verlehnung gebrauchte Symbol gemeinschaftlich erfassten<sup>23)</sup>. Der in den Lehnrechtsbüchern so häufig vorkommende Ausdruck: zur gesammten Hand belihen, bedeutet daher weiter Nichts, als Mehre mit demselben Lehne in der Weise belihen, daß Alle zugleich den Besitz und Genuß des Lehns haben sollen. Auch später, als die gesammte Hand im neuern Sinne des Wortes aufkam, indem nur Einer den ausschließlichen Besitz und

Genuß des Lehns bekam, die Uebrigen aber für den Fall des kinderlosen Absterbens desselben das durch die Theilung des Lehns verloren gegangene Successionsrecht durch eine neue Verlehnung erhielten, kam jene Form fortwährend zur Anwendung. Was die Begründung des gemeinschaftlichen Eigenthums und dessen Charakter im Allgemeinen anlangt, so ist in den meisten Fällen das Miteigenthum durch gemeinschaftliche Vererbung eines Dritten entstanden, und da die Verschaffenheit der hauptsächlich aus Grundstücken bestehenden Erbschaft eine reelle Theilung nicht selten erschweren mochte, eine Civiltheilung eben durch Verkauf des Antheils des Miterben, bei dem Mangel an baarem Gelde, nicht immer leicht zu bewirken war, so verblieben die mehreren Miterben meistens in der Gemeinschaft, und theilten bloß die Einkünfte so lange, bis durch besondere Umstände die Theilung des Nachlasses notwendig wurde. Jeder Miteigentümer hatte einen idealen Theil, dessen Veräußerung ihm schon vor der Theilung zustand. Aus verschiedenen Gründen fand aber sehr oft unter den mehreren Erben die ausdrückliche Verabredung statt, daß sie entweder rückfichtlich der ganzen Erbschaft oder gewisser Theile derselben in der Gemeinschaft verbleiben wollten. Namentlich kommen später sehr häufig bei dem hohen Adel solche Verabredungen vor, welche den gemeinschaftlichen Besitz eines Territoriums oder einzelner Hoheitsrechte zum Gegenstande haben. Ebenso setzten im Bürgerstande die Geschwister häufig die Untheilbarkeit des Nachlasses fest, um das von den Aeltern getriebene Gewerbe auf gemeinschaftliche Rechnung fortzusetzen. Eine solche Verabredung der Untheilbarkeit verlich der Gemeinschaft selbst keinen eigenthümlichen Charakter; vielmehr behielt jeder seinen idealen Theil, und nur das Recht auf Theilung war nach Maßgabe des Vertrags beschränkt. Frühzeitig kommt es aber auch schon vor, daß die Gemeinschaft gewisser Güter erst durch den Vertrag begründet und eine Theilung der Einkünfte verabredet wurde. Waren Grundstücke Gegenstand des Vertrags, so bedurfte es der gerichtlichen Auflösung, welche, wenn von beiden Seiten Grundstücke eingebracht wurden, eine gegenseitige sein mußte. Eine solche gegenseitige Auflösung ist nicht so zu verstehen, als wenn jeder der Contractanten das ganze Gut auf den andern übertragen habe, weil dann eine Veräußerung der Grundstücke, nicht eine Gemeinschaft, wie sie beabsichtigt wurde, entstanden sein würde. Das als eine eigenthümliche Wirkung der Gemeinschaft des Eigenthums nach deutschem Rechte, namentlich von den ältern Juristen, angenommene gegenseitige Erbrecht der Genossen ist nicht erweislich; dieses mußte sich vielmehr auf besondere Verabredung gründen. Die Gemeinschaft hatte auch nach deutschem Rechte keine andere Folge, als die gleichmäßige Theilnahme der Genossen am Gewinne und Verluste<sup>24)</sup>. Insbesondere konnte das gemeinschaftliche Eigenthum durch gerichtliche Auflösung begründet werden. Die gerichtliche Auflösung ist von jeher ganz allgemein als die Form aufgefaßt worden,

19) Balthar, System des gemeinen deutschen Privatrechts. 1855. §. 122.

20) Dunder in der Zeitschrift für deutsches Recht. 2. Bd. S. 188 ff.

21) Siehe die Nachweisungen bei Dunder, Gesamteigenthum §. 3. Kot. 1—3.

22) Siehe die Citate bei Dunder a. a. O. §. 3. Kot. 4. 23) Schütler, De investitura simultanea cap. 1. §. 4 (Cod. jur. Alem. feud. p. 355).



durch welche die Erwerbung des Eigenthums oder eines andern dinglichen Rechtes an Grundstücken vermittelt werden sollte; die Wirkung derselben hing aber ganz, wie bei der römischen Tradition, von der besondern Verabredung der Parteien ab. Man fand es daher dem Wesen der Auflassung nicht widersprechend, daß dieselbe unter einer Bedingung vorgenommen wurde, und zwar in der zwischenfassen, daß die volle Wirkung der Auflassung bis zur Erfüllung der Bedingung hinausgeschoben wurde (Suspensiocondition), oder daß die Auflassung unbedingt geschah und nur der Rückfall unter einer Bedingung verabredet wurde (Resolutiocondition). Die Statthaftigkeit der bei der Auflassung gemachten Beschränkungen wird ganz allgemein ausgesprochen<sup>24)</sup>. Zweifelhafte bei der Resolutiocondition konnte nur sein, ob mit der Erfüllung der Bedingung das Eigenthum unmittelbar von selbst an den Tradenten zurückfalle, oder ob dieser Erfolg nur durch eine Rückübertragung herbeigeführt werden könne, zu welcher der andere Contractant obligatorisch verpflichtet wäre. In unzähligen Fällen finden sich bei Traditionen an die Kirche Beispiele solcher der Auflassung von dem Tradenten beigesetzter Resolutioconditionen<sup>25)</sup>. Die Wirkung einer solchen Verabredung, wodurch der Rückfall des tradirten Grundstücks ausbedungen ist, wird in Urkunden bestimmt dahin angegeben, daß die Tradition als nicht geschehen zu betrachten sei, das Grundstück also unmittelbar, ohne daß es einer Rückübertragung bedürftig, zurückfalle<sup>26)</sup>, und eben dahin spricht sich ein Schenkungsurtheil aus<sup>27)</sup>. Es hatte also die Resolutiocondition nach deutschem Rechte dieselbe Wirkung, wie nach römischem. Auch die Suspensiocondition, also die Verabredung, daß der Uebergang des Eigenthums erst mit dem Eintritte eines künftigen Ereignisses erfolgen solle, hielt man dem Wesen der Auflassung nicht für widersprechend, wie nicht minder zahlreiche Stellen der Quellen beweisen<sup>28)</sup>. Die Wirkung bestand auch hier darin, daß, wenn die Bedingung in Erfüllung ging, die Tradition als nicht geschehen betrachtet wurde<sup>29)</sup>. Da hiernach die Wirkung der Auflassung von der Verabredung der Parteien abhing, so konnte selbstverständlich eine zu dem Zwecke, ein Grundstück dadurch gemeinschaftlich zu machen, unternommene Auflassung auf den Empfänger auch kein anderes Recht übertragen, als zur Erreichung dieser Absicht nöthig war. Dazu war aber weiter Nichts erforderlich, als die Herbeibringung eines Mitzeigenthums zu idealen Theilen, welche Wirkung auch ohne Zweifel eintrat, wenn die Tradition ausdrücklich darauf gerichtet war, wozu sich ebenfalls Beispiele vorfinden; aber die Absicht war auch hinreichend klar auszusprechen, wenn nach dem der Auflassung zu Grunde liegenden Rechtsgeschäfte das Grundstück gemeinschaftlich werden sollte. Die Wirkung einer gegenseitigen Auflassung, welche zu

dem Zwecke einer dadurch zu begründenden Gemeinschaft vorgenommen wurde, ergibt sich hiernach von selbst; jeder übertrug auf den andern nur einen idealen Antheil. Die für die ersten Contractanten oder auch für deren Erben verabredete Unauflöslichkeit der Gemeinschaft ist der Hauptunterschied einer solchen Gemeinschaft von der römischen Societas. Das Verbot der Theilung ist nun für so wesentlich gehalten worden, daß man eine auf diese Weise eingegangene Gemeinschaft von dem Begriffe der Societas ausschließen zu müssen glaubte. Allein ohne Grund. Das Wesen der römischen Societas besteht in der Anerkennung eines selbstständigen Rechts der einzelnen Genossen, während bei der universitas das Recht des Einzelnen völlig verschwindet. Das nicht aus diesem wesentlichen Elementen folgende ist zufällig. Dahin gehört namentlich das jedem einzelnen Gemeinschaftstheilhaber zustehende Recht auf Theilung, sowie die Auflösung der Societas mit dem Tode des einen Gesellschafters. Verschiedene Verhältnisse können grade umgekehrt die Unauflöslichkeit der Gemeinschaft als wünschenswerth erscheinen lassen, ohne daß man deshalb bei einer solchen Genossenschaft den Begriff der Societas für unanwendbar halten müßte. Schon das römische Recht läßt eine unter den Jollpächtern bestehende Societas durch den Tod des Einzelnen nicht auflösen<sup>30)</sup>. Daher lassen auch die Prästiter die aus besonderen Gründen getroffene Verabredung, daß die Societas unter den Erben fortzuauern solle, als gültig zu<sup>31)</sup>. Das bei der Gemeinschaft vorherrschende Recht des Einzelnen wird durch das Verbot der Theilung nicht ortoren, da zu dessen Realisirung der Verkauf des idealen Antheils ebenso ausreicht, wie die Theilung selbst. Daher ist die Veräußerung des Antheils an dem untheilbaren Vermögen nicht bloß bei den jetzigen Artgenossenschaften zulässig, sondern war es schon früher bei den Bawerkschaften und andern Gemeinschaften. Die Entstehung eines Mitzeigenthums nach idealen Theilen war nur dann die Folge der gegenseitigen Auflassung, wenn eine Gemeinschaft des Vermögens nach der Verabredung der Contractanten begründet werden sollte. Allein nicht bei jeder Auflassung war die Absicht der Contractanten darauf gerichtet; sie konnte vielmehr auch nur auf Begründung eines eventuellen Rechts durch die Auflassung gehen, welches erst mit dem Eintritte eines zukünftigen Ereignisses wirksam werden sollte, ohne daß bis dahin die bisherigen Eigenthumsverhältnisse eine weitere Aenderung erlitten hätten. Auf diese Weise find die gegenfeitigen Auflassungen zu erklären, deren Zweck war, daß der Ueberlebende das ganze Vermögen erhalten sollte. Das dem bedingt Berechtigten zustehende Recht erhält durch die gerichtliche Auflassung seinen ganz bestimmten Charakter. Durch die Auflassung wird nämlich an deren Gegenstand stets eine Schwere übertragen, ein Erfolg, der auch bei der bedingten Auflassung eintreten muß; die in diesem Falle

24) Pab. Recht von 1240. Tit. 9. 25) f. die Beispiele bei Dunder a. a. D. E. 41—43. 26) f. die Güte bei Dunder a. a. D. E. 43 ff. 27) Hiner Bobel's Kaufmispiegel I. 12. 5. 28) f. die Güte bei Dunder a. a. D. E. 45 ff. 29) f. die Beispiele bei Dunder a. a. D. E. 47 ff. 30) U. Gessell. d. W. u. R. Erste Section. LXII.

30) L. 50. pr. l. 68. §. 8. D. XVII. 2. 31) Stryk, Uxus modern. Pandect. Lib. II. Tit. 2. §. 32. 33. Wernher, Observ. for. T. I. p. 1. obs. 167.

entstehende Gewere ist, nach der Absicht der Parteien, eine eventuelle, für welche die auch im Lehnrchte zur Bezeichnung eines ähnlichen Verhältnisses gebräuchlichen Ausdrücke Anwartsung, Anfall, devolutio, vorkommen<sup>32)</sup>. Dieses eventuelle Recht, was mit Pauli<sup>33)</sup> poffend Gewere zur Anwartsung genannt werden kann, wurde mit der Erfüllung der Bedingung ein gegenwärtiges, und begründete dann gegen jeden Verheer eine dingliche Klage. Während die Bedingung schwerte, konnte der eventuell Berechtigte jede zum Schutze seines zukünftigen Rechts nöthige Sicherheitsmaßregel ergreifen und daher auch namentlich durch seinen Widerspruch eine Veräußerung verhindern; ohne diese Befugnis würde seine eventuelle Gewere durch die rechte Gewere des neuen Erwerbers völlig unwirksam gemacht worden sein. Auch ist nach den älteren Quellen über das Verbot der Veräußerung zu Gunsten des eventuell Berechtigten kaum ein Zweifel möglich. So darf derjenige, welcher sein Vermögen einem Andern an den Todesfall aufgegeben hat, nur im Falle echter Noth die Grundstücke veräußern<sup>34)</sup>, eine Befugnis, welche oft auch ausdrücklich ausbedungen wird<sup>35)</sup>. Umgekehrt konnte aber der bedingt Berechtigte seine eventuelle Gewere durch gerichtliche Auflassung auf einen Andern übertragen<sup>36)</sup>.

B. Einzelne unter dem Begriffe des Gesamteigentums zusammengefasste Rechtsverhältnisse.

I. Die Vergabungen von Todeswegen. Die Vergabungen, wodurch Jemand ein einzelnes Grundstück und später auch das ganze Vermögen von Todeswegen einem Andern zusicherte, geschahen mittels der gerichtlichen Auflassung. Päch<sup>37)</sup> nimmt daher sofortigen Übergang des Eigentums auf den Promissar an, jedoch nicht unbeschränkt, indem der Tradent die lebenslängliche Benutzung „cum parte domini“ behalten habe; später lie dagegen an die Stelle der Auflassung der einfache Vertrag getreten, welcher dem Vertragserben nur die dem nächsten Erben am Erbgaue zustehenden Rechte gewährt habe. Er behauptete Aufnahme des Vertrags erben in das Gesamteigentum, eine Ansicht, welcher sich Eichhorn<sup>38)</sup> und Phillips<sup>39)</sup> anschließen. Dagegen erklärte sich Albrecht<sup>40)</sup>, welcher das Recht des Vertragserben zur Gewere zu Eigentum hält, welcher gegenüber das Recht des Tradenten als lebenslänglicher Nießbrauch (Gewere zu Leibzucht) erscheine, wie dieses insbesondere bei einem der Kirche übergebenen und als Precarei zurückerlangenen Grundstücke der Fall gewesen

sei. Bessler<sup>41)</sup> gibt zwar zu, daß die Vergabungen von Todeswegen mit dieser Wirkung vielfach geschehen seien, behauptet aber, daß auch Fälle vorkämen, in welchen das bei dem Tradenten verbleibende Recht nicht als bloßer Nießbrauch, sondern ebenfalls als Eigentum erscheine, nämlich, wenn der Tradent den Bedachten in das Gesamteigentum aufgenommen habe. Als Wirkung des Gesamteigentums führt er den Umstand an, daß die Vertretung gegen dritte habe gemeinschaftlich geschehen müssen, wenn sie nicht Einem Berechtigten besonders übertragen worden sei; er bleibt aber dafür den Beweis schuldig, welcher auch, wenn er erbracht würde, nicht nöthigen würde, die Nothwendigkeit einer solchen gemeinschaftlichen Vertretung durch Annahme eines Gesamteigentums zu erklären, da die Eigentumsgewere des Empfängers und die Leibzuchtsgewere des Tradenten beide sehr wohl zur gemeinschaftlichen Verfolgung ihres bedachten Rechts befähigen kann. — Durch die bei den Vergabungen von Todeswegen angewendete gerichtliche Auflassung erlangte derjenige, an welchen dieselbe geschehen war, ein dingliches Recht (Gewere), dessen Natur aber bestritten ist. Eine unbefangene Prüfung der Quellen setzt aber außer Zweifel, daß in Folge der Auflassung das Eigentum überging, wenn nicht ein besonderer Vorbehalt gemacht worden war, welcher aber in dem Ausdruck tradere post mortem nicht liegt. Die verschiedenen, bei den Traditionen in dieser Beziehung gebräuchten Klauseln sollen weiter Nichts ausdrücken, als daß der Tradent den lebenslänglichen Nießbrauch behalten wolle. Eine post mortem geschehene Tradition war gleichbedeutend mit der, welche ohne diesen Zusatz, jedoch unter ausdrücklichem Vorbehalte des lebenslänglichen Nießbrauchs vorgenommen war. Indessen ist es keine nothwendige Folge jeder Auflassung, daß die Gewere zu Eigentum auf den Bedachten übergehe; denn nach dem früher Bemerkten konnte die Auflassung auch unter einer Suspensionsbedingung geschehen, also in der Weise, daß das Eigentum erst mit dem Tode des Tradenten auf den Bedachten überging. Durch die Möglichkeit, die Wirkung der Auflassung durch die bei derselben getroffenen Verabredung näher zu bestimmen, war nun auch ein Mittel gegeben, die dem Tradenten namentlich dann, wenn das ganze Vermögen Gegenstand der Auflassung war, sehr lästige Beschränkung der Veräußerung dadurch zu befehlen, daß er sich die freie Verfügung ausdrücklich vorbehielt. Die Vergabungen von Todeswegen konnten daher in der doppelten Form vorkommen, entweder, daß auf den Promissar das Eigentum sofort überging, und bei dem Tradenten nur eine Gewere zu Leibzucht verblieb, oder daß der Tradent das volle Eigentum, mit oder ohne Veräußerungsbefugnis, behielt, während der Promissar nur ein bedingtes Eigentum erlangte<sup>42)</sup>. Die Wirkung einer gegenseitigen zu dem Zwecke geschehenen Auflassung, daß der Ueberlebende das Ganze erhält, ist hiernach leicht zu bestimmen. Eine

32) Pauli, Abhandl. aus dem Römischen Rechte. 2. Ab. S. 35 fg. 33) Pauli a. a. O. S. 64. 34) L. Rothae. 173.

35) f. die Rahmose bei Dunder a. a. O. S. 56, Not. 1. 36) Pauli a. a. O. 2. Ab. S. 38, 3. Ab. S. 187. 37) Paris, Comment. successione universalis per pactum promissum an et quantum promissum facilius de bonis inter vivos disponenda adempta int. 1804. §. 3, 4. 38) Eichhorn, Deutsche Rechtsge- sch. §. 374, 435 und Deutsches Privatrecht §. 168, 314. 39) Phillips's Deutsches Privatrecht §. 24. 1. Ausg. 2. Ab. S. 139.

40) Albrecht, Gewere §. 2. Ausg. 2. Ab. S. 16. 3. Ausg. 41) Bessler, Gewere §. 190 fg.

42) Bessler, Erbrecht. 1. Ab. S. 71 fg. und Syst. des gemeinen deutschen Privatrechts. 2. Ab. S. 524. 43) f. die Ausführung bei Dunder a. a. O. S. 64—71.

Gemeinschaft des beiderseitigen Vermögens wurde durch eine solche gegenseitige Auflassung nicht begründet. Jeder blieb, wie bisher alleiniger Eigentümer des Vermögens, und war nur in der freien Verfügung darüber durch das dem Andern eingeräumte eventuelle Recht beschränkt, wenn dieselbe nicht über das Ganze oder einen Theil verhandelt war. Die Auflassung war unter der Suspensionsbedingung geschehen, wenn der andere Contrahent den Tradenten überleben würde.

II. Die Belehnung zur gesammten Hand. Während im langobardischen Lehnrechte sich die Erblichkeit der Lehen allmählig dahin erweitert hatte, daß jedem lehnfähigen Defendenten des ersten Ererbers ein Successionsrecht zukam, blieb man in Teutschland dabei stehen, daß das Lehen nur vom Vater auf den Sohn (Enkel) vererbt werde<sup>43)</sup>. Die mehreren Brüder succedierten in Teutschland aber nicht mit einander in das Lehen des Vaters; denn der Lehnherr brachte nur Einem die Belehnung zu theilen, über dessen Person sie sich innerhalb Jahr und Tag zu vereinigen und ihren Entschluß dem Lehnherrn anzuzeigen hatten; geschah dies nicht, sondern jeder muthete vielmehr für sich allein das Lehen, so wählte der Lehnherr denjenigen aus, welchen er zu seinem Vasallen annehmen wollte<sup>44)</sup>. Häufig verstand sich der Lehnherr freiwillig dazu, die mehreren Brüder sämmtlich zu belehnen, obgleich er nicht dazu verbunden war<sup>45)</sup>. Durch eine solche Belehnung kam nicht jeder der Beliehenen in einen selbständigen Nexus zu dem Herrn, wie dies bei der Coinsertur des langobardischen Rechts der Fall ist, sondern die Mitbelehnten mußten sich über einen unter ihnen vereinigen, welcher für sie alle den schuldigen Lehnendienst leistete<sup>46)</sup>. Keiner der Mitbelehnten durfte zum Nachtheile der andern über das Lehen, auch nicht theilweise, verfügen<sup>47)</sup>; starb der eine kinderlos, so verfiel das ganze Lehen den Mitbelehnten<sup>48)</sup>, was nicht bloß, wenn Geschwister, sondern auch, wenn andere Personen die Mitbelehnung empfangen hatten, der Fall war<sup>49)</sup>. Die auf diese Weise mit einander Beliehenen empfingen das Lehen mit gesammter Hand, d. h. gemeinschaftlich; sie hatten das Lehen in gleicher Gemere und theilten die Nutzungen. Allein die von dem Lehnherrn den mehreren Brüdern aus Gnade ertheilte Belehnung verpflichtete seinen Nachfolger nicht, welcher vielmehr fordern konnte, daß die Mitbelehnten, so lange sie das Lehen noch nicht getheilt hatten, Einen aus ihrer Mitte zum Empfang der Belehnung präsentirten<sup>50)</sup>; daher hier ganz dasselbe Verhältniß eintrat, wie nach dem Tode des Vasallen, dessen sämmtliche

Söhne der Lehnherr nicht belehnen wollte. Dagegen durfte jeder Mitbelehnte auch ohne Einwilligung des Lehnherrn die Theilung des Lehns verlangen<sup>51)</sup>; durch eine solche Theilung wurde aber die gleiche Gemere gebrochen, und jeder Theilhaber hatte nun seinen Theil als selbständiges Lehen, welches auch auf seine Descendenten vererbt wurde und nach deren Aussterben an den Lehnherrn zurückfiel<sup>52)</sup>. Eine Abwendung dieser nachtheiligen Folge der Theilung war dadurch möglich, daß der Lehnherr, wenn er sich hierzu verstand, den Abgetheilten gegenseitig die Anwartschaft ertheilte<sup>53)</sup>; es wurde aber doch dadurch das gegenseitige Successionsrecht nicht in dem vor der Theilung bestehenden Umfange wieder hergestellt, weil es am Bedinge keine Folge gab. Daher blieben die Mitbelehnten regelmäßig in dem gemeinsamen Besitze des Lehns und vereinigten sich nur über eine Aufschürung, worunter später eine Theilung der Nutzungen oder eine widerrufliche auf bestimmte Zeit verabredete Theilung verstanden wurde, im Gegensatz der unwiderruflichen Theilung (Erb- oder Grundtheilung, Theilung, Theiltheilung). Da, wo das langobardische Recht nicht durchdrang, sondern sich der Satz des römischen Rechts erhielt, daß die Beibehaltung des gemeinschaftlichen Besizes das Successionsrecht der Seitenverwandten bedinge, erachtete man später den Lehnherrn für verpflichtet, den mehreren durch eine Theilung oder Naturaltheilung sich schiedenden Brüdern, im ersten Falle an dem ganzen Lehen, im zweiten an den Theilen der andern, die Belehnung zu theilen, wodurch die Mitbelehnten ein eben solches Successionsrecht erhielten, als wenn sie in der wirklichen Gemeinschaft des Lehns geblieben wären, für welche Art der Belehnung der Ausdruck Belehnung zur gesammten Hand ebenfalls gebräuchlich wurde. Die ältern Juristen sind darüber einverstanden, daß durch die in den Rechtsbüchern des Mittelalters vorkommende Belehnung zur gesammten Hand, welche den gemeinschaftlichen Besitz und Genuß des Lehns gewährt, den Mitbelehnten ein dominium utile plarium in solidum eingeräumt worden sei, und beseitigen diesen Widerspruch mit den Grundsätzen des römischen Rechts dadurch, daß sie behaupten, das teutsche Recht habe andere Grundsätze<sup>54)</sup>. Andere Juristen, obgleich sie der Sache nach damit einverstanden sind, suchen dies durch die Art des Ausdrucks das dem römischen Rechte widersprechende dominium plarium in solidum zu vermeiden<sup>55)</sup> und stellen die Sache so dar, daß der Grundsatz des sächsischen und schwäbischen Lehnrechts, welche beide nur Einem Sohne die Succession in das Lehen zugesprochen, sich später geändert

43) Sächs. Lehnrecht Art. 6. 21. Vet. auct. de benef. I. §. 24. 25. Schwab. Lehnrecht 18 (42). Die in Parenthese stehende Zahl ist die der Ausgabe von Löffler. 44) Sächs. Lehnrecht 31. Vet. auct. I. 76. Schwab. Lehnrecht 33 (56). 45) Schwab. Lehnrecht 32 §. 3 (57). 46) Sächs. Lehnrecht Art. 8. Schwab. Lehnrecht 32 (18. §. 3). 47) Sächs. Lehnrecht Art. 8. 43. Schwab. Lehnrecht 81. §. 2 (17. §. 2). 48) Schwab. Lehnrecht 4. §. 4 (4. §. 3). 49) Schwab. Lehnrecht 61. §. 2 der Kass. Ausgabe. Vet. auct. I. 85. Sächs. Lehnrecht 34.

51) Sächs. Lehnrecht 34. Vet. auct. I. 83. 84. Schwab. Lehnrecht 37. §. 1. 2 (61). 52) Sächs. Lehnrecht 34. Vet. auct. I. 84. Schwab. Lehnrecht 37. §. 3 (61). 53) Sächs. Lehnrecht 34. Vet. auct. I. 84. 54) Baur, De origine et progressu communis Saxoniae manus §. 11. 20 (in Opus. T. p. 390. 393). Zachariae in den Jurist. Jahrb. 1822. S. 193. Pfeiffer, Pract. Aufschürungen. I. Bd. S. 179 ff. 55) J. v. Kind. Quaest. for. T. I. cap. 4. ed. 2. Abrecht, Gewere S. 242 fg.

habe, jedoch so, daß das neuere Recht sich jenem ältern Grundlage unbequemte; sollten nämlich alle Söhne auf das ganze Lehn, wie es der Vater besessen hatte, ein Recht behalten, so habe ihre Vereinigung nicht bloß ihrer innern Natur nach den Charakter Einer (moralischen) Person, sondern auch äußerlich die Gestalt eines Vasallen annehmen müssen, d. h. ihre Gesamtheit habe eines Lehnträgers bedurft. Allein, wenn auch durch die Gesamtschönung den mehreren Brüdern ein gleiches Recht am Lehen ertheilt wurde<sup>53)</sup>, so hatte doch die gebotene Vertretung durch einen einzigen nicht sowohl in einer Anbequemung an das ältere Recht ihren Grund, sondern sie bezweckte lediglich den Vortheil des Lehnherren. So lange es nämlich nicht feststand, wie es mit der Erfüllung der Lehnspflicht gehalten werden sollte, waren über die Leistung des Dienstes von Seiten der Mitbesitzer leicht Weiterungen möglich; um diesen vorzubeugen, konnte der Herr bei Strafe des Verlustes des Lehn's dessen Theilung fordern, „daß er wiß von wem er seiner Dienst warte“<sup>54)</sup>. Später wurde von der Theilung abgesehen und es für genügend gehalten, wenn die mehrten in der Gemeinschaft verbleibenden Brüder einen Lehnträger bestellten. Allerdings scheint das sächsische Lehnrecht<sup>55)</sup> die beiden Ansichten zu bestätigen, daß jeder Einzelne mit dem ganzen Lehen (in solidum) beliehen, oder daß die Gesamtheit der Mitbesitzer als eine juristische Person anzusehen sei; so lange dieselben nämlich das Lehn noch nicht getheilt haben, ist hiernach keine Verfügung über einen Theil gestattet, wodurch derselbe den Andern entzogen (getrennt) werde; denn da der Einzelne nicht mit einem Theile beliehen sei, so könne er auch über einen solchen nicht verfügen. Das Verbot der Veräußerung erklärt sich jedoch genügend aus dem Zwecke der Belehnung zur gesammten Hand, der darin besteht, den Belehnten ein gegenseitiges Successionsrecht zu geben; so lange also die Gemeinschaft noch fortdauert, darf keiner etwas vornehmen, was diesen Zweck vereiteln könnte. Dasselbe Successionsrecht ist der Grund, warum keiner der Mitbesitzer für den andern in einem Proceß Zeugniss ablegen darf<sup>56)</sup>, weil er Zeuge in eigene Sache sein würde. Auch durch Unterstellung einer juristischen Person zur Erläuterung des Verhältnisses der Gesamtschönung zu dem ihnen gemeinschaftlich verliehenen Gute gelangt man zu keinem gebräuchlichen Resultate. Es steht nämlich das jedem einzelnen Gesamtschönung selbstständig zukommende Recht mit dem Begriffe einer juristischen Person von Grund aus im Widerspruche. Für die Beurtheilung des Rechts der Gesamtschönung ist zunächst entscheidend das jedem Einzelnen zukommende Recht auf Theilung, welches auf ein Miteigentum (condominium aillo) zu idealen Theilen hinweist. Dieses selbstständige Recht des Einzelnen findet auch schon während der Gemeinschaft Anerkennung; denn das erwählte Verbot der Verfügung über diesen idealen Theil ist kein absolutes, sondern bezweckt lediglich

den Vortheil des Mitbesitzer, mit dessen Zustimmung die Veräußerung vollkommen rechtsbändig wird<sup>57)</sup>. Daher kann auch der Theil an den Mitbesitzer selbst verkauft werden<sup>58)</sup>. Selbst ohne Einwilligung des Mitbesitzer ist die Veräußerung aus echter Noth verstatet, falls es nur ein Verkaufrecht hat<sup>59)</sup>. Der im Art. 34 des sächsischen Lehnrechts bezeugte Grund, daß die einzelnen Gesamtschönung keinen Theil empfangen hätten, ist daher nur von einem realen Theile zu verstehen, und erscheint als ein späteres Glossem, welches auch nicht alle Handschriften haben. In den Urkunden wird nun auch jedem Gesamtschönung noch während der Gemeinschaft ein (idealer) Theil gradezu bezeugt<sup>60)</sup>, womit auch einzelne Particularrechte übereinstimmen<sup>61)</sup>. Das Recht der Mitbesitzer stellt sich hiernach als ein Miteigentum nach idealen Theilen dar. Damit steht auch die erwähnte Beschränkung des Veräußerungsrechts nicht im Widerspruche, welche vielmehr in dem Zwecke der Gemeinschaft ihren Grund hat. Das gegenwärtige Successionsrecht ist hier eine gesetzliche Folge der Gemeinschaft. Eine andere Art der Belehnung zur gesammten Hand, welche den Rechtsbüchern des Mittelalters noch fremd ist, findet sich vornehmlich seit dem 14. Jahrh. in der Weist, daß den mehreren Successionsberechtigten, welche sich durch eine Civiltheilung oder Naturaltheilung aus einander legen, im Falle der Civiltheilung am ganzen Lehen, im Falle der Naturaltheilung an den Antheilen der übrigen die Belehnung ertheilt wird, um ihnen das durch die Theilung verloren gegangene Successionsrecht wieder zu verschaffen. Auch erhielten dritte Personen, welche nicht vom ersten Erwerber abstammten, die Belehnung auf den Fall des Heimfalls des Lehn's in der Art, daß der Belehnte den Worten nach in die Gemeinschaft des Lehn's aufgenommen wurde, also ohne den gegenwärtigen Besitz des Lehn's zu erhalten. Das Recht, welches dem bestehenden Vasallen und den Gesamthändern am Lehen zufließt, soll auch hier ein dominium in solidum sein. Manche Juristen glauben dies sogar nach den Grundätzen des römischen Rechts rechtfertigen zu können<sup>62)</sup>, und legen der gesammten Hand sogar die Wirkung bei, daß sie nicht bloß ein Successionsrecht gewähre, sondern auch eine Gemeinschaft des nachbaren Eigenthums rücksichtlich der Proprietät des Lehn's<sup>63)</sup>. Das durch diese Art der Gesamtschönung begründete Recht an der Sache nennen die Juristen condominium minus plenum, im Gegensatz des plenum, welches allen Mitbesitzer gleichmäßig den Besitz und Genuß gewährt. Da der Zweck der Belehnung zur gesammten Hand nur der ist, nach dem Absterben der lehnspflichtigen Defensoren des bestehenden Vasallen das durch die Theilung verlorrene Successionsrecht wieder zu verschaffen, so könnte man das Recht der Gesamthänder unter den Gesicht-

53) Ver. auct. I. 83. Sächs. Lehnrecht Art. 34. 57) Schwab. Lehnrecht 82. §. 1 (16. §. 3). 58) Sächs. Lehnrecht Art. 24. 59) Sächs. Lehnrecht 7. Schwab. Lehnrecht 81 (16).

60) Sächs. Lehnrecht 34. Schwab. Lehnrecht 37. §. 6 (61). 61) Kaiserrecht 3, 24. 62) Kaiserrecht 3, 28. 63) I. de Radw. de bi. Dunder a. a. D. §. 91 ff. 64) f. Dunder a. a. D. §. 92. Bergh. Königl. Sächs. Lehnsmantel vom 20. April 1764. Lit. I. §. 2. 65) f. D. Bauer I. 2. §. 32. 66) Künd. Quercus. for. T. I. cap. 3.

punkt eines eventuellen Successionsrechts bringen wollen, wie es durch die Eventualbeilehnung ertheilt wird. Es machen aber die Zustände zwischen beiden Verhältnissen einen erheblichen Unterschied. Die Belehnung zur gesammten Hand (*simulanea investitura parva*) soll nämlich das dominium utile als ein gegenwärtiges Recht geben, dessen Ausübung jedoch bis zum unberechtigten Ableben des Vasallen suspendirt sei, während die Eventualbeilehnung (*sim. investitura eventualis*) nur ein bedingtes Recht ertheile, welches sich in dem angegebenen Zeitpunkt in ein unbedingtes verwandele<sup>67)</sup>; es könne daher die Ertheilung der Gesammtbeilehnung nur mit Einwilligung des besitzenden Vasallen geschehen, welche dagegen bei der Eventualbeilehnung nicht nöthig sei<sup>68)</sup>. Zur Prüfung dieser Ansicht bedarf es der Entzifferung des Uebertrags der Belehnung zur gesammten Hand im Sinne des ältern Rechts in das später mit diesem Ausdrucke bezeichnete Rechtsverhältniß. Auf dem Gebiete des Landrechts konnte nach dem früher Bemerkten durch die Auflassung ein eventuelles Recht gegeben werden, ohne daß es hierzu noch der Einräumung des Besitzes bedurft hätte. Im Lehnrechte hingegen galt der Grundsatz, daß die Belehnung nur durch die hinzukommende Einweihung des Besetzten in den Besitz vollständig wirksam werde<sup>69)</sup>. Daher rührt auch die beschränkte Wirkung des Gebinges. Sollte also einem Andern für sich und seine Kinder ein gesichertes Recht am Lehn für den Fall des unberechtigten Ablebens des besitzenden Vasallen gegeben werden, so genügte die Ertheilung des Gebinges nicht, sondern es mußte dieser Andere in die Gemeinschaft des Lehns mit aufgenommen und ihm vom Lehnherren die gesammte Hand verliehen werden, welche ein gegenwärtiges, folglich wirksames Recht gewährte. In den meisten Fällen und insbesondere dann, wenn der bisherige alleinige Besitzer des Lehns successionsfähige Descendents hatte, war aber dessen Abzicht darauf gerichtet, daß er selbst als diese den ungeschmälerten Besitz und Genuß des Lehns besitzten, sobald erst bei dem mit ihrem Ableben eintretenden Heimfalle der Andere oder dessen Descendenz dazu gelangen sollte. Man ersand daher eine andere Form der Gesammtbeilehnung, welche ohne dem Mitbesitzenden den gegenwärtigen Besitz und Genuß des Lehns einzuräumen, dem Rechte desselben doch vollständige Wirksamkeit sicherte. Es wurde nämlich für hinreichend gehalten, wenn die früher notwendige gemeinschaftliche Benützung des ganzen Lehns in der Form einer theilweisen Benützung vorhanden war, d. h. man hielt es für genügend, wenn ein bloßer Zins auf das Lehn begründet wurde, in dessen Erhebung das gegenwärtige Recht des Mitbesitzenden sich erkennen ließ. Ueberdies war der Zins auch dazu dienlich, das dem Mitbesitzenden und seiner Descendenz eingeräumte Successionsrecht in fortwährendem Andenken zu erhalten.

Auch diese Zinsgewere, in welche sich die Gewere am ganzen Lehnante zusammengefaßt hatte, wurde in der Folge zur Befestigung des eingeräumten Successionsrechtes nicht mehr für nöthig gehalten, sondern man begnügte sich mit der bloßen formellen Anerkennung des Sazes des ältern Rechts, daß nur die (wahre) Gemeinschaft des Lehns ein Successionsrecht gebe, indem man es für hinreichend ansah, wenn derjenige, welcher auf den Fall des Absterbens des besitzenden Vasallen und seiner lehnfähigen Descendenz die Belehnung erhalten hatte, den Worten nach in die Gemeinschaft des Lehns aufgenommen war<sup>70)</sup>. Theilten die mehrere Brüder, welche das Lehn des Vaters gemeinschaftlich besaßen, dasselbe unter sich, so ging das gegenfeitige Successionsrecht zum Vortheile der Lehnherren verloren, an welchen die einzelnen Lehntheile der ausgestorbenen Familien zurückfielen. Der Lehnherr konnte aber auf sein Recht verzichten, indem er den sich theilenden Brüdern die Zusicherung gab, daß die gesammte Hand dadurch nicht getrennt werden, daß also, ungeachtet der vorgenommenen Theilung, die Gemeinschaft als noch fortdauernd angesehen werden solle<sup>71)</sup>. Die den sich theilenden Gesammtbesitzenden ertheilte Zusicherung, daß dadurch die gesammte Hand nicht getrennt werden solle, war in der That ein auf den Fall des Heimfalls (Ungefall) geliehenes Gebind; wobei man sich dem Saze des ältern Rechts, daß nur die wahre Gemeinschaft des Lehns ein Successionsrecht gebe, in so fern anbequeme, daß ungeachtet der vorgenommenen Theilung die Gemeinschaft dennoch als fortbestehend angesehen wurde. Auf dieselbe Weise verhält es sich mit der Aufnahme solcher Personen, welche nicht schon vermöge der Abstammung ein Erbrecht haben, in die Gemeinschaft des Lehns zu dem Zwecke, daß sie nach dem unberechtigten Ableben des besitzenden Vasallen zur Succession gelangen sollen. Die Aufnahme zum Gemeiner oder die Einschung in die Gemeinschaft gewährt nicht einen gleichzeitigen Besitz und Genuß desselben, sondern erscheint als eine fingirte Gemeinschaft, welche die Stelle der im ältern Rechte nothwendigen wirklichen Gemeinschaft vertreten soll. Es entsteht nun die Frage, ob zwischen dieser Art der Belehnung und dem geliehenen Gebinde (Eventualbeilehnung) noch ein Unterschied obwalte, und worin derselbe bestehe. Dunder<sup>72)</sup> sagt, es sei allerdings wol denkbar, daß man die durch die Belehnung erzeugte Gemeinschaft des Lehns als wesentliches Kennzeichen der Gesammtbeilehnung festgehalten, aber sich damit begnügt habe, daß dieselbe in der Form der Belehnung und den Worten des Lehnbriefes anerkannt worden sei, während jede andere nach dem Absterben des besitzenden Vasallen und seiner lehnfähigen Nachkommenschaft ertheilte Belehnung, bei welcher von einer Aufnahme in die Gemeinschaft des Lehns gar nicht die Rede gewesen, als ein der Folge darob das Gebind angesehen worden sei. Er hält es aber für

67) s. die bei Dunder a. a. D. S. 94. Rot. 1. 2 angeführten Schriftsteller.

68) Boehmer, De investitura simul. event. non desiderata. renovatio cap. 1. §. 32. seq. 1. f. bezeugt Dunder a. a. D. S. 98. fg.

69) Vgl. auch, da bemf. 1. §. 33.

70) Biner, Comm. de origine et progressu legum jurispruque Germ. T. II. p. 184. seq., wo auch viele Urkunden mitgetheilt werden.

71) Brgl. die Urkunden bei Dunder a. a. D. S. 101 — 104.

72) Dunder a. a. D. S. 106. fg.

sehr unwahrscheinlich, daß man den bei der Belehnung gebrauchten Ausdruck rinen so bedeutenden Einfluß auf die Natur des Geschäfts, welches dadurch in ganz anderes wurde, beigelegt habe, obgleich die Ansicht in dem einen wie in dem andern Falle gleichmäßig die war, dem Beliehenen ein eventuelles Recht am Lehn zu verschaffen; man könne daher vom 14. Jahrh. an die auf den Fall des Heimfalls des Lehn's erteilten Belehnungen, bei welchen von jener fingierten Gemeinschaft keine Rede ist, nicht mehr unter den Gesichtspunkt eines der Folge darstellenden Gedinges bringen. Er trachtet sich auf einige Urkunden, in welchen die auf den Heimfall erteilte Belehnung ausdrücklich auf die Erben des Beliehenen ausgedehnt wird, was er für eine ganz bedeutungslose Formel ansieht, wenn man diese Belehnung nur als ein Geding gelten lassen wollte. Dagegen, daß das Recht des Beliehenen ganz gleichartig gewesen sei, möchte die Belehnung einfach auf den Fall des Heimfalls erteilt, oder daneben noch der fingierten Gemeinschaft Erwähnung geschehen sein, macht Dunder besonders den Umstand geltend, daß bei einer Belehnung mit einem Territorium in der ersten, wie in der zweiten Form von den Unterthanen dem Beliehenen und seinen Erben vorantzu, d. h. für den Fall, daß sie zur Succession kommen würden, der Huldigungs Eid geleistet wurde. Auf diese Weise sei nun das Lehnrecht in seiner allmählichen Entwicklung zu dem Sage gelangt, daß durch die Belehnung allein, ohne daß die Einweihung in den Besitz des Lehn's weiter nötig gewesen wäre, ein auf die Erben übergehendes Recht am Lehn erteilt werden könne, welches auch der Nachfolger des Lehnherren anzuerkennen habe. Mit der Aufnahme des langobardischen Lehnrechts wurde es, vielmehr nicht ohne Widerspruch der Lehnhöfe, Grundsatz des gemeinen Rechts, daß allen lehnfähigen Defenditen des ersten Erwerbers ein Successionsrecht zukommt. Dagegen hielt man in einzelnen deutschen Ländern, besonders in den Ländern des sächsischen Rechts, die Regel des deutschen Rechts fest, daß das Successionsrecht am Lehn durch Theilung verloren gehe, und daher nur durch eine Belehnung für den Fall des Aussterbens der anderen Linie, also durch eine Belehnung zur gesammten Hand wieder erlangt werden könne. Da aber der gemeinschaftliche Besitz des Lehn's nicht mehr nötig war, so behauptet Dunder, daß die Belehnung zur gesammten Hand in der That in eine Eventualbelehnung übergegangen, und nur darin eine Erinnerung an die frühere wirkliche Gemeinschaft bestehen geliebert sei, daß die Gesammthänder, gleich als wären sie im Besitze und Genuße des Lehn's, um Erneuerung der Investitur nachsuchen mußten, worauf auch ihre Namen in den Lehnbriefen fortgeführt worden. Man kann aber dieser Ansicht, daß die Stellung der neuen Gesammthänder und des Eventualbelehnten seit dem 14. Jahrh. ganz eine gleiche geworden sei, nicht beipflichten, indem allerdings noch wichtiger Unterschiede zwischen beiden bestehen<sup>73)</sup>. Denn immer ist unter den Gesammthändern

eine Gemeinschaft vorhanden, während zwischen dem Vasallen und dem Eventualbelehnten keine Verbindung stattfindet. Die Gesammthänder gelten noch als gegenwärtige Besitzer des Gutes, welche bei Veränderung in der Person des Lehnherren für das Ganze die Erneuerung suchen müssen, welche in der Verfügung über das Gut einander beschränken, ohne deren Willen nicht Fremde in die Gemeinschaft aufgenommen werden können; die Eventualbelehnung gibt nur ein bedingtes künftiges Recht und kann, weil dasselbe die Verfügung des Vasallen nicht stört, auch beliebig vom Lehnherren erteilt werden. — Die gesammte Hand hat sich, nachdem mit der Aufnahme des langobardischen Lehnrechts in Deutschland die Lehnfolge nach Erblichrecht gemindert Recht geworden war, in verschiedenen deutschen Ländern vermöge besonderer Gesetze oder Gewohnheiten erhalten, ist aber nach den verschiedenen Rechten und Gebräuchen jedes Landes, wo sie beibehalten wurde, modificirt worden. In den sächsischen Ländern, in Hessen, in Braunschweig, in der Kurpfalz, in Pommern, in Mecklenburg hat sie sich so verschieden gestaltet, daß man von der Natur der rinen nicht sicher auf die der andern schließen kann. Im Allgemeinen läßt sich die verschiedene Natur dahin charakterisiren, daß die gesammte Hand entweder als der einzige Grund der Lehnfolge gilt, wie in den Ländern sächsischen Rechts, oder daß sie zur Befestigung der Lehnfolge nach Erblichrecht, um solcher nach deutscher Sitte bürgerliche Wirkung beizulegen, beibehalten worden ist. Die nach sächsischen Rechten und Gewohnheiten bestimmte Simultaninvestitur oder gesammte Hand heißt die sächsische (*simultanea investitura Saxonica, communis Saxonum manus*). Sie ist sowohl für die Vasallen des verstorbenen Vasallen, als für fremde in die Investitur mit aufgenommene Personen, der einzige Grund der Lehnfolge<sup>74)</sup>. — Uebrigens heißt die gesammte Hand auch Sammtbelehnung, Wirbelehnung, Gemeinschaft, Gesammtniß; die Lehen, an welchen sie stattfindet, heißen Sammtlehen, Gemeinlehen, die mehreren Beliehenen Sammtbelehnte, Wirbelehnte, Gesammthänder, Gemeine; s. übrigens den Artikel Lehn.

III. Eventuelle Rechte der Familie am Stammgute. Die Idee eines der Familie zustehenden Mitigentums oder Gesammtigentums kommt erst im 18. Jahrh. vor. Bynkershoek<sup>75)</sup> scheint zuerst zur Erklärung der Intestaterbfolge ein solches Recht der Fa-

74) Bynkershoek Bynkershoek, Handbuch des künft. ländl. Verrechts §. 92—92 der 2. Aufg. Schriften über die sächsische gesammte Hand sind: de Leudig, Differentiae juris communis et Saxonicæ in simultanea investitura. (Hals 1736.) Bauer, De origine et progressu communis Saxonicæ manus (Lips. 1746.) und in dessen Opusc. T. II. p. 196. Steger, De gontina introducta simultanea investitura causa in Zepherick, Anal. jur. feud. P. II. oba. 13. Lockmann, Obas. ad successionem feudalem in Saxonia elect. spectantes. (Lips. 1767.) Seger, De origine et natura communis Saxonicæ manus. (Lips. 1770.) Räu, De origine communis Saxonicæ manus. (Lips. 1812.) 75) Bynkershoek, Obsev. jur. Rom. Lib. II. c. 1.

73) Bynkershoek, Sachsenpiegel. II. Th. 2. Bd. S. 467.

milie zu Hufe genommen zu haben. Er hält die Familie für eine Art der universitas, deren Haupt der Patens sei; schon bei dessen Leichten gehöre den Kindern als Glieder der Familie, das Vermögen, und es werde ihnen schon im römischen Rechte Besitz und Eigenthum daran zugeschrieben<sup>76)</sup>. Diese Lehre fand bei den Civilisten keinen Beifall, desto größer aber auf dem Gebiete des deutschen Rechts. Der Satz, daß das der Familie zustehende Miteigenthum oder Gesamteigenthum der Grund der deutschen Erbfolge sei, wurde als unbestreitbare Wahrheit betrachtet<sup>77)</sup>, ohne daß man es für nöthig hielt, sich über das Wesen dieses der Familie zustehenden Rechtes zu verständigen. Nur Wiener<sup>78)</sup> hat eine genauere Entwicklung der Natur desselben versucht, ist aber darüber nicht mit sich einig, ob er das Eigenthum der Familie oder den einzelnen Mitgliedern derselben, und zwar diesen in solidum theiligen soll. Er unterscheidet das *condominium gentilitium*, welches die Blutsverwandten haben, das *pactum*, eine Nachbildung desselben, wodurch auf dem Wege des Vertrags (wobin die Erbverbrüderung und Ganerbschaft gehört) ein Miteigenthum und Erbrecht, wie es die Blutsverwandten haben, begründet wird, und das *feudale*, welches durch die beiden Arten der Gesamtheilnehmung entsteht. Das Gesamteigenthum ist nach ihm ein volles, wenn die Gesamteigentümer gleichzeitig den Besitz und Genuß haben, außerdem ein unvollständiges (minus plenum). Als hauptsächlichste Wirkung dieses Gesamteigenthums der Familie betrachtete man das Widerspruchsrecht des nächsten Erben gegen die Veräußerung des Erbgothes. Man führte den Ursprung dieses Gesamteigenthums auf eine Stelle bei Cäsar<sup>79)</sup> zurück, nach welcher der Grundbesitz den einzelnen „Geschlechtern und Sippschaften“ (*gentibus cognationibusque hominum*) zugetheilt sei; die spätere Erhaltung dieses Rechts der Familie leitete man aus dem altemanischen Volksrechte<sup>80)</sup> ab, wo das Verfahren bei einer Grenzstreitigkeit zwischen zwei Geschlechtern beschrieben wird. Die meisten neuern Germanisten haben das Gesamteigenthum der Familie aufgegeben<sup>81)</sup>; nur wenige halten es noch fest<sup>82)</sup>. Vorzüglich ist es von Dunder<sup>83)</sup> bekämpft worden. Zur Annahme eines Gesamteigenthums der Familie ist aber kein Bedürfnis vorhanden, indem sich sowohl die deutsche Erbfolge überhaupt, als auch das Widerspruchsrecht des nächsten Erben ohne dasselbe zur Genüge erklären lassen. Selbst wenn dieses Widerspruchsrecht in seiner spätern Ausdehnung

schon im ältesten Rechte existirt hätte, was von Beseler mit überwiegenden Gründen bestritten wird, so würde es doch das Gesamteigenthum der Familie nicht beweisen, da der Widerspruch der nächsten Erben eine aus echter Noth vorgenommene Veräußerung nicht ungültig machen konnte, was doch, wenn die Familie das Eigenthum gehabt hätte, hätte geschehen müssen, weil die bedrängte Lage eines einzelnen Familiengliedes, wenn es gleich der zeitige Besitzer war, das selbständige Recht der Familie nicht ausheben konnte. Außerdem war das Widerspruchsrecht auf den nächsten Erben beschränkt, und stand nicht allen Familiengliedern zu, daher im Falle der Zustimmung jenes diese die Veräußerung nicht anfechten konnten, das Grundstück also aus der Familie fiel<sup>84)</sup>. Dieses Widerspruchsrecht des nächsten Erben gegen eine, nicht durch echte Noth gebotene Veräußerung findet genügend Erklärung in der Dastpflicht der Familie für die Delictschulden ihrer Mitglieder<sup>85)</sup> und in der politischen Bedeutung des Grundbesitzes. Die Vertheilung des Gesamteigenthums der Familie geben für das heutige Recht dessen Untergang im Ganzen zu, sie behaupten aber dessen Fortdauer im Stammgute des Adels. Die Feststellung der Rechte des jeweiligen Fideicommissinhabers, denen der Anwärter gegenüber, hat die Juristen von jeher vielfach beschäftigt und verschiedene Ansichten hervorgehen. Die ältern Juristen<sup>86)</sup> hielten das Recht des jetzigen Fideicommissinhabers, weil er weder unter den Lebenden, noch auf den Todesfall beliebig über das Fideicommissgut verfügen konnte, für einen Mißbrauch; das Eigenthum schrieben sie dem jedesmaligen Nachfolger zu. Diese Ansicht hat auch zu ausdrücklichen Anordnungen der Stifter in dieser Weise geführt. Später hegte die Ansicht, daß nach Analogie des römischen Fideicommisses der jedesmalige Inhaber der Eigenthümer sei, und die Rechte der Anwärter, welche die freie Verfügung über das Fideicommissgut beschränkten, sollte man als eventuelle Successionsrechte auf. Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. wurde die Idee von einem Gesamteigenthume der Familie herrschend, und ging auch, nur mit Vermeidung des Namens, in die neuern Gesetzgebungen über, indem sie der Familie oder den Anwärtern das Obereigenthum, dem jedesmaligen Besitzer das nuzbare Eigenthum zuschrieben<sup>87)</sup>. Die neuern Juristen haben ebenfalls versucht, das Verhältnis des Inhabers und der Anwärter zu dem Fideicommissgute sich in anderer Weise zu erklären. Mit Uebergang minder bedeutender Verluste dieser Art<sup>88)</sup> ist zu denken, daß die Ansicht, es sei als Subject des Gesamteigenthums eine juristische Person zu denken, in ihrer Anwendung auf das Stammgut des Adels zu dem Resultate führte, daß der Familie als juristische

76) L. 2. §. 2. D. XLII, §. 1. D. XXVIII, 2. 77) f. de von Dunder a. a. D. §. 117. Not. 1 angeführten Schriftsteller.

78) Wiener, De natura et indole domini. (Lips. 1770.) 79) Caesar, De bell. Gall. VI, 22. 80) L. Alenman. c. 84. 81) Runder, Deutsches Privatrecht §. 651. Eichhorn, Deutsches Rechtsgeschichte §. 19 und Deutsches Privatrecht §. 169. Rittermaier, Deutsches Privatrecht §. 132. Lorenzbrecher, Deutsches Privatrecht §. 214. Beseler, Erbrechtsg. I. Th. §. 5. Orber, Deutsches Privatrecht §. 77. 82) Phillips, Deutsches Privatrecht. 2. Th. §. 96. §. 16. 83) Wug. Unger, Die altdeutsche Gerichtsverfassung. 1842. §. 2. 84) Dunder a. a. D. §. 113—138.

84) Beseler, Erbrechtsg. 2. Bd. 2. Th. S. 49. 50. 85) Heise und Grop, Jurist. Abhandl. 2. Bd. S. 435. 86) f. de Grotte bei Dunder a. a. D. §. 122. Not. 1. 87) Presch, Landrecht. 2. Th. Tit. 4. §. 73. 73. Dörmeyer, bürgerl. Gesetz. §. 626. 88) Von Pfiffer, Bern. Aufsätze (1802) S. 5. Sollograff, Bern. Abhandl. (1822) I. Bd. S. 108 fg.

Person das Eigenthum zustehe"). Bessler<sup>91)</sup>, obgleich er nach älterm teutschem Rechte ein Gesamteigenthum der Familie am Grundbesitz für nicht erweislich hält, glaubt doch, daß in Folge späterer Rechtsentwicklung die Familie des teutschen Adels, vorzüglich durch das Bedürfnis der Zusammenhaltung des Grundbesitzes in ihrem Interesse, sich enger zusammen geschlossen habe, und daß für das neuere Recht ein Gesamteigenthum der Familie des hohen Adels anzunehmen sei; denn es habe sich dieselbe auch hinsichtlich des Erbrechts als eine Genossenschaft konstituiert, welche als selbständiges Rechtssubject Inhabern von Eigenthumsgütern geworden sei. Als Mittel, welches jenen genossenschaftlichen Charakter der Familie begründet, und seine Einwirkung auf das Erbrecht, wodurch eben das Gesamteigenthum in dieser Anwendung hervorgehoben wurde, sieht er die autonomische Beziehung an, welche die innere Verfassung der Familie festsetzt und ordnet. Die Vermischung zwischen dem Rechte der Gesamtheit und dem Sonderrechte der Einzelnen, welche in Bezug auf das Vermögen eben das Gesamteigenthum ausmachen soll, gestaltet sich nach Bessler in folgender Weise: 1) Die Familie, im gemeinsamen Besitze ihrer vollberechtigten Mitglieder vertreten, ist im Allgemeinen die berechnete Person und die Eigentümerin ihres Vermögens; sie allein kann daher solche Anordnungen treffen, welche sich auf ihre autonomische festgesetzte Verfassung beziehen und die Substanz ihres Vermögens officieren, wie Veräußerung und Verpfändung. 2) Die einzelnen Mitglieder der Familie sind verschieden gestellt. a) Der Erstgeborene succedirt jure proprio et singulari in Folge der Familienbeziehung; er hat die Verwaltung und Verwaltung des Familienvermögens, unbeschadet seiner Proprietär und Substanz; er berichtigt die Abfindungen und Ausbeuren, trägt überhaupt die auf dem Vermögen haftenden Kosten, und ist als Vertreter der Gesamtheit nach Außen formell legitimiert. b) Den andern Familiengliedern steht das Recht der Nachfolge, obgleich es nur ein eventuelles ist, ebenso gut zu wie dem Erstgeborenen das seinige; es bedarf also ihrer Zustimmung zur Veränderung der Successionsordnung; sie haben ferner einen gesicherten Anspruch auf die andern ihrer autonomisch zugekauften Familienrechte, namentlich auf eine gewisse Abfindung aus dem Familienvermögen, und die vollberechtigten Agnaten sind zur Theilnahme an den Beschlüssen der Familie berechtigt; alle diese Rechte sind sie auch selbständig zu schütten befugt, weil sie ein so gleich wirkames Interesse an deren Veräußerung haben. Ist jedoch unmittelbar allein das Recht der Gesamtheit verletzt, das der Einzelne aber bloß, in soweit sie deren Genossen sind, so ist auch nur die Gesamtheit, im Gegensatz zu dem eigenmächtig Handelnden, zur Klage befugt, was sich namentlich auf einseitige Veräußerungen des Inhabers der Familiengüter bezieht, gegen die der

Einzelne, wie die Agnaten des langobardischen Erbrechts, wol nur dann, wenn er zur Succession gelangt, ein Revocationsrecht geltend machen kann. Gegen die Bessler'sche Ansicht von den Genossenschaften als juristischen Personen haben sich Mehrere erklärt<sup>92)</sup>, gegen die Ansicht, daß die Familie hier eine Genossenschaft bilde und eine juristische Person sei, besonders Dunder<sup>93)</sup>, der überhaupt die Familie von dem Bereiche des Rechts ausnimmt. Gegen die Bessler'sche Ansicht spricht hauptsächlich Folgendes<sup>94)</sup>. Wenn auch fast in allen hierher gehörigen Anordnungen und Dispositionen ausdrücklich hervorgehoben wird, daß das Verbot der Veräußerung der Familiengüter und die Einführung einer bestimmten Successionsordnung, wornach dieselben in der Hand eines Einzigen zusammen bleiben sollen, bloß zu dem Zwecke geschieht, um der Familie des hohen Adels ihre politische Bedeutung zu sichern<sup>95)</sup>, so folgt daraus noch nicht, daß die Familie als selbständiges Rechtssubject das Eigenthum des Stammguts zuschreiben sei. Die Familie hätte doch auch das Bewußtsein ihrer Rechtssubjectivität, wenn dieselbe wirklich vorhanden wäre, haben müssen; wenn man aber dieses Bewußtsein voraussetzt, so ist es unerklärlich, daß nicht in den zahlreichen Hausverträgen und Testamenten, welche die Unveräußerlichkeit und die Succession eines Einzigen festsetzen, irgend einmal eine Aeußerung vorkommen sollte, in welcher das Eigenthum der Familie zugeschrieben wird. Dagegen ergeben die Verfügungen, welche die Unveräußerlichkeit und die Nachfolge des Erstgeborenen bestimmen, deutlich, daß der jedesmalige Erstgeborene der alleinige Eigentümer ist, soweit der privatrechtliche Begriff des Eigenthums in diesem Verhältnisse überhaupt anwendbar erscheint. Zwar ist darauf kein Gewicht zu legen, wenn in solchen Anordnungen dem Erstgeborenen das dominium zugeschrieben wird, indem dies die Herrschaft (Regierung) bedeutet<sup>96)</sup>. Für die Natur des dem Erstgeborenen zustehenden Rechts ist vielmehr der Umstand entscheidend, daß in den zahlreichen Fällen, in welchen das Erstgeburtsrecht durch eine letztwillige Verfügung des Stammvaters eingeführt wird, dies regelmäßig in der Art geschieht, daß der Erstgeborene zum Erben, und zwar zum alleinigen Erben eingesetzt worden ist<sup>97)</sup>. Diese Einsetzung des Erstgeborenen zum alleinigen Erben hat keinen andern Sinn, als daß auf ihn das ganze Recht, welches der Testator hatte, übergehen sollte und übergegangen sei. Das Gesamteigenthum der Familie läßt sich aber für das ältere Recht nicht nachweisen, was nicht bloß von dem privatrechtlichen Eigenthume, sondern auch von der Landeshoheit gilt. Wenn nun auch aus politischen

<sup>91)</sup> F. Köhler, Handbuch des deutschen Privatrechts (1832) S. 60. <sup>92)</sup> Bessler, Erbrecht. 2. Th. 2. Bd. S. 51 fg.

<sup>93)</sup> Zeltl, Volkrecht, Succession (1846) S. 18 fg. Schmidt im Archiv für civil. Praxis, XXXVI. Bd. S. 147 fg. <sup>94)</sup> Gerber in der Zeitschrift für Civil- und Proc. R. X. R. XI. Bd. S. 190. <sup>95)</sup> F. Dunder a. a. D. S. 129 fg. <sup>96)</sup> F. die von Dunder S. 129 fg. Not. 1 angeführten Dispositionen. <sup>97)</sup> Bioner, l. l. p. 26 seq. (in Opusc. acad. T. I. p. 35. Not. \*). <sup>98)</sup> F. die Beispiele bei Dunder a. a. D. S. 132 fg.



Rücksichten hier eine Beschränkung des bisherigen freien Verfügungsrechts des regierenden Herrn nothwendig wurde, verwarf die Verbote der Landesheilungen, der gemeinschaftlichen Regierungen und vornehmlich der Veräußerungen beruhen, so entstand doch dadurch kein Gemeintheitseigenthum der Familie, sondern nur ein eventuelles Successionsrecht für die Mitglieder nach Abgabe der testamentarischen Verfügung. Dieses eventuellen Rechtswegen ist es wol zulässig, zu sagen, daß die Mütter der Familie gehören. Auch in den Familienverträgen, durch welche von den mehreren zur Succession berufenen Erben die Primogenitur eingeführt wird, findet sich keine Spur eines der Familie zustehenden Gemeintheitseigenthums. Die gleichberechtigten Erben verabreden, daß eine Theilung oder gemeinschaftliche Regierung nicht mehr stattfinden, das Territorium vielmehr ungetheilt dem Erstgeborenen zufallen soll, auf welchen sie zu diesem Zwecke ihr ganzes Recht übertragen, und sich nur für den Fall des Aussterbens der Linie desselben die Succession vorbehalten<sup>97)</sup>. Neben dem in den diesfälligen Anordnungen und Verträgen so bestimmt anerkannten ausschließlichen Rechte des Erstgeborenen ist ein Befehlen der Rechte der Agnaten recht wohl möglich, indem jenes durch sie im Interesse der Familie beschränkt wird. Das Recht der Agnaten ist ein bedingtes, eventuelles, welches dem der Agnaten im langwierigsten Lehnsrechte verglichen werden kann. Der Erstgeborene gilt daher als der alleinige Eigentümer<sup>98)</sup>, diesen Ausdruck im Sinne des Staats- oder Privatrechts genommen, je nach der Beschaffenheit der Güter, welche das Stamm- oder Fideicommissgut bilden. Wenn nun auch in neuen Hausgesetzen oder mit den Landesständen über das Domainenvermögen abgeschlossenen Verträgen häufig von einem Eigenthume des fürstlichen Hauses am Rammur oder Domainenvermögen die Rede ist<sup>99)</sup>, so ist doch auch dies nicht von einem Gemeintheitseigenthume der Familie zu verstehen, da bei dem eingeführten Erstgeborensrechte die Succession in das Domainenvermögen mit der Regierungsnachfolge identisch ist und den Agnaten keine besonderen Befugnisse eingeräumt sind, welche sich nicht aus ihrem eventuellen Successionsrechte eben so gut erklären ließen, als aus der Idee des Gemeintheitseigenthums der Familie.

IV. Die Erbverbrüderung. Darunter versteht man einen Vertrag, wodurch sich mehrere Familien oder verschiedene Linien derselben Familie ihre Güter für den Fall des Aussterbens der einen zusichern. Nach Besefer<sup>1)</sup> war es unter den teutschen Fürsten und

Herren schon früh Sitte, ihre Familie in der fortgehenden Bewegung derselben gleichsam als juristische Person anzusehen, so daß die einzelnen Mitglieder nicht nur für sich, sondern auch für die kommenden Geschlechter rechtliche Verhältnisse hätten begründen können. Die Reichsfürsten hätten zur Vermehrung der Macht und des Glanzes ihres Hauses darnach gestrebt, sich die Nachfolge in solche Territorien zu sichern, welche durch Aussterben der regierenden Familie dem Reiche heimfielen, und um der deshalb getroffenen Vereinbarung desto größere Festigkeit zu geben, habe man sich, neben der vom Kaiser ertheilten Anwartschaft oder Sammelbelehnung, der Zustimmung des ganzen Hauses verschert. Wenn man sich nur nicht die einzelnen Personen, welche die Erbverbrüderung schlossen, sondern durch sie die verschiedenen Familien als contrahierende Theile denkt, so erscheint das Geschäft als eine besonders modifizierte Vergabung von Todeswegen; ein sogleich wirksames Recht sei durch die Aufnahme in das Gemeintheitseigenthum eingeräumt worden, welches aber erst durch den Tod des Tradenten, hier durch das Aussterben des im letzten Successionsfähigen Mitgliede repräsentierten Hauses, unbeschränkt wirksam werde. Die Entstehung dieses Gemeintheitseigenthums leitet Besefer in Bezug auf das Allodialvermögen aus der Uebertragung der Parteien selbst, für die Reichsfürsten aus der kaiserlichen Sammelbelehnung ab. Zur Erreichung des Zweckes der Erbverbrüderung, der in Anwendung gegenseitiger Successionsrechte besteht, habe man sich nicht bloß einen Anspruch auf die Nachfolge eingeräumt, sondern ein sogleich wirksames und gegenwärtiges Recht am Vermögen übertragen. Als eine Folge davon betrachtet er die nach freierlicher Constatirung der gegenseitigen Rechte von den Eingeschlossenen der einzelnen Länder den verbrüderten Herren geleistete Erbhuldigung und die eintretende Gemeinschaft der Titel und Wappen der verschiedenen Häuser, soweit sich Titel und Wappen auf die in der Erbverbrüderung begriffenen Länder bezogen. Auch schon einzelne ältere Juristen sehen die Erbverbrüderung als eine Ausnahme in das Gemeintheitseigenthum an<sup>2)</sup>. Während aber diese und auch noch einzelne neuere Juristen auch noch im heutigen Rechte das Gemeintheitseigenthum für die Vertheilung des Verhältnisses als maßgebend betrachten, ist nach Besefer<sup>3)</sup> die Idee der Gemeinschaft nicht bloß bei den in späterer Zeit eingegangenen, sondern auch bei den aus früherer Zeit herrührenden Erbverbrüderungen, immer mehr in den Hintergrund getreten; man habe das alte Princip der Gemeinschaft nach und nach verlassen, ohne an das Aufgeben der einmal gemonnenen Successionsrechte zu denken, welche daher jetzt den eigentlichen Kern des Instituts ausmachten. Aber auch für das ältere Recht ist das Gemeintheitseigenthum als Grundlage des durch die Erbverbrüderung begründeten Verhältnisses nicht erwiesen<sup>4)</sup>. In den

97) s. die Beiträge bei Dunder a. a. D. S. 134—136. 98) Eichhorn, Deutsches Privatrecht §. 369. Rittermaier, Deutsches Privatrecht §. 158. Wenzelbrecher, Deutsches Privatrecht §. 214, 217. Dunder a. a. D. S. 115. Gerber, Deutsches Privatrecht §. 84. 99) Wein. Gesetzbuch des Domainenvermögens vom 3. Juni 1854, Art. 1. Ged.-Gest. Hausgesetz vom 1. März 1855, Art. 20. Altend. Gesetzbuch wegen Erweiterung des Begriffs der Rechtserbschaft am Domainenvermögen vom 18. März 1854, Art. 1. R. 1.

1) Besefer, Erbverträge. I. Th. S. 225 ff.

2) Wenzel, v. W. u. Z. Gesetzbuch. LXII.

3) J. B. Ströck, De success. ab intestato diss. VIII. c. 7. §. 30.

4) Besefer, Erbverträge. 2. Th. 2. Bd. S. 95 ff.

5) Die Ausfüßung bei Dunder a. a. D. S. 142 ff.

von Befeler dafür angeführten Erberverbrüderungen ist von keinem gemeinschaftlichen Besize, auch nicht von der Auserlegung eines Zinses die Rede. Die Auserlegung eines Zinses in einer Erberverbrüderung, wovon Beispiele vorkommen, hat eine andere, bereits früher angegebene Bedeutung. Der von den Unterthanen des einen Erberverbrüdernden dem andern geleistete Huldigungsseid war nur ein der Mittel, welche man besonders dazu dienlich hielt, um derartige Verträge, welche häufig den Ansehnlichkeiten von Seiten der sich für beeinträchtigt haltenden Familienglieder ausgesetzt waren, soviel wie möglich zu besiegeln. Dieser Huldigungsseid enthält aber keine Anerkennung des Erberverbrüdernden als gegenwärtigen Landesherren, sondern er wird nur cornu-ruell, d. h. für den Fall des Aussterbens der andern Familie geleistet. Hiernach ist Folgendes das Resultat. Das Wesentliche der Erberverbrüderung war von jeher das gegenseitige Suzeränsrecht. Zur Form des Geschäfts, wodurch dasselbe rechtliche Festigkeit erhielt, gehörte bei Allodialgütern die Uebertragung durch die Parteien selbst, bei Lehnsgütern die Ertheilung der Gesamtheit oder Cornualbelehnung.

V. Die Ganerbschaft. Diese ist eine dauernde Vereinigung mehrerer Personen oder Familien zu dem Zwecke, um eine bestimmte Vermögensmasse, gewöhnlich eine Burg, mit ihren Pertinenzen gemeinschaftlich zu benutzen und zu verteidigen. Der regelmäßig durch den Eid bekräftigte Vertrag heißt Burgfriede, worunter aber auch der zu verteidigende Bezirk verstanden wird. In dem gemeinschaftlichen Gute hatte jeder Ganerbe (Gemeiner) einen bestimmten idealen Theil<sup>5)</sup>. Da aber die Vereinigung nach ihrem Zwecke nicht auf eine bestimmte Zeit beschränkt werden konnte, vielmehr auf die Eternität erstreckt, und auf ewige Zeiten eingegangen wurde, so mußte das Recht auf Theilung erlöschen, was auch gewöhnlich ausdrücklich bestimmt wurde. Das Theilungsverbot schloß aber die Veräußerung des idealen Theiles nicht aus, sondern beschränkte sie bloß auf den Fall echter Noth; und es mußte der zu veräußernde Theil den Ganerben, und war das ganerbschaftliche Gut Lehn, auch dem Lehnsherrn angeboten werden, und wenn keiner von diesen den Theil kaufen wollte, so durfte er auch an einen Andern veräußert werden. Die Verbindlichkeit des Burgfriedens für die Erben der ersten Contrahenten war niemals zweifelhaft; daher mußten auch die Erben nach Errichtung eines gewissen Alters, und vorher ihre Vormünder, den Burgfrieden beschwören, wenn sie nicht ihren Theil an der gemeinschaftlichen Burg ausgeben wollten. Vermöge der den einzelnen Ganerben zustehenden idealen Antheile war eine Entscheidung gemeinsamer wichtiger Angelegenheiten nur durch Einstimmigkeit der Stimmen zulässig, wozu besonders die Aenderung der Burgfriedens und die Aufnahme neuer Mitglieder gehörte. Hiervon wurde auch verabredet, daß in solchen Fällen Stimmenmehrheit entscheiden sollte; das Wesen

der Gemeinschaft änderte sich dadurch nicht. Die ältern Juristen halten meistens die Ganerbschaft für eine Societät; manche wenden die römischen Grundsätze so unbedingt an, daß sie Aufhebung der Ganerbschaft durch den Austritt eines Gemeiners behaupten, was aber mit der durch ihren Zweck gebotenen Verabredung der Unauflöslichkeit widerspricht. Als juristische Person kann die Ganerbschaft wegen des selbständigen Rechts der einzelnen Gemeiner nicht gelten; sie ist eine nur durch ihren besonderen Zweck modifizierte Gemeinschaft.

VI. Die eheliche Gütergemeinschaft. Das Verhältnis der in Gütergemeinschaft lebenden Ehegatten fassen die ältern Juristen nicht als ein dem teutschen Rechte eigenthümliches auf, sondern wenden unbedingt die römischen Grundsätze von der Societät darauf an<sup>6)</sup>. Später behaupteten Manche ein Gesamtteigenthum, so daß jedem Ehegatten Eigenthum am Ganzen des vereinigten Vermögens zustiehe<sup>7)</sup>. Seit dem Anfange des 18. Jahrh. machte sich die Ansicht geltend, daß das Ehepaar als eine juristische Person anzusehen sei, was vorzüglich Haffse<sup>8)</sup> genauer entwidelt und consequent durchgeführt hat. Derselbe suchte später seine Ansicht mit besonderer Rücksicht auf das lösliche Recht weiter zu begründen<sup>9)</sup>. Diese Ansicht von dem Ehepaare als juristischer Person hat ihre Gegner und Anhänger gefunden<sup>10)</sup>. Nach Phillips<sup>11)</sup> haben die Rechte der Ehegatten bei der Gütergemeinschaft eine zweiseitige Grundlage, deren gemeinschaftliches Eigenthum am Vermögen und die Normmündigkeit des Mannes; die Gemeinschaft kann aber verschiedener Natur sein, indem sie entweder als teutsches Gesamtteigenthum, oder als römisches Mit-eigenthum nach idealen Theilen aufzufassen ist. Dagegen kommt Laurenbrecher<sup>12)</sup> auf die Ansicht der ältern Juristen zurück und unterstellt eine Communione, eine Ansicht, welcher auch Kunder und Schmittgenner beigetreten sind<sup>13)</sup>. Ersterer nimmt in dem Falle, wo bei Trennung der Ehe die Ehefrau ihr Eingetragenes nicht zurückfordern kann, sondern von dem in der Hand des Mannes zu einer Masse vereinigten Vermögen nur eine Quote zu erwarten hat, einen ihr schon während

5) Im teutschen Sprichworte heißt darüber auch *Launterbach, Dm. de communione honorum conjugum* (1661.) §. 3. 7) Scherzer, Die verneinte Lehre der ehelichen Gütergemeinschaft 1799. und vor ihm Lange, Die Rechte der von der Gemeinschaft der Güter unter dem teutschen Privatrecht (1766.) §. 50 fg. 8) Haffse, Beitrag zur Revision der bisherigen Theorie von der ehelichen Gütergemeinschaft 1808. 9) Haffse in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. IV. Bd. §. 60—111. 10) Gegner sind der Recensent in den Heft. 3. Jahrb. für Jurisprud. 1808. §. 253. Mittermaier I. der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswiss. 2. Ab. §. 333 fg. Anhänger sind: Eichhorn, Deutsches Privatrecht §. 168. 169. 300. 307. 308. Pfeiffer, Prakt. Ausfüh. I. Ab. §. 8. 9. Albrecht, Gewer. §. 258. Wet. 723. Deiters, Die eheliche Gütergemeinschaft nach dem münchener Privatrechte. (1831.) §. 40 und in der Zeitschrift für deutsch. Recht. II. Bd. §. 119 fg. 11) Phillips, Teutsches Privatrecht. 2. Ab. §. 140. 141. 3. Ausg. 12) Laurenbrecher, Deutsches Privatrecht §. 486 der Ausgabe von 1834. 13) Kunder, Deutsch. ehel. Güterrecht (1841.) §. 58. 59. Schmittgenner, Deutsches Güterrecht der Ehegatten mit besonderer Rücksicht auf den König. preuss. erstheilmäßigen Regier (1842.) §. 15.

5) f. die von Dunder a. a. O. §. 116 angeführten Burg-frieden.

der Ehe zustehenden idealen Antheil an. Um weissen Schwierigkeit hat den Erblichern der der ehelichen Gütergemeinschaft zu Grunde gelegten Communio die Erklärung des dem Ehmann zustehenden Verfügungsrechtes gemacht. Kunde <sup>14)</sup> geht davon aus, daß sich im teutschen ehelichen Verhältnisse die Herrschaft des Mannes aus dem Mundium und der Gewere zu ehelicher Vermundtschaft, sowie die auf das innere Hauswesen beschränkte Wirkksamkeit der Frau aus der Stellung der teutschen Hausfrau erhalten hat. Wenn unter dieser Modifikation der ideale Antheil der Frau an dem Gesamtvermögen während der Ehe nicht hervorsteht und in Statuten, welche nur das unmittelbar Praktische darstellen, nicht erwähnt werde, so berechtigt dies nach ihm nicht, ihr Dasein zu verneinen. Nach seiner Ansicht ruht der ideale Antheil der Frau bei der materiellen (inneren) Gütergemeinschaft, wie die Species ihres Eingebachten bei der formellen, unter der vormundschaftlichen Gewalt des Mannes, sie hat ein *condominium quiescens*, dessen Ausübung während der Ehe dem Manne zusteht, aber bei Auflösung der Ehe wieder aufsteht, oder mit andern Worten: der Mann wird während der Ehe als derjenige betrachtet, welcher unter gewissen Einschränkungen über das ganze materiell vereinigte Vermögen, auch über den darin enthaltenen idealen Antheil der Frau verfügen darf, als wäre es sein. Während nach den bisher erwähnten Ansichten eine wirkliche Gemeinschaft der Güter als Grundlage des ehelichen Güterrechts angenommen wird, ist in neuerer Zeit für drei der wichtigsten Stadtrechte, das hamburgische, bremische und lübische, in welchen man bisher die Gütergemeinschaft gefunden hatte, zu beweisen versucht worden, daß dieselbe diesen Stadtrechten ganz fremd sei. Nach dem hamburgischen Rechte wird das gesammte Vermögen beider Ehegatten zu Einer Masse in der Art vereinigt, daß der Mann eine solche Verfügung darüber hat, wie man sie als Kennzeichen der allgemeinen Gütergemeinschaft annimmt; das gesammte Vermögen haftet für alle Schulden des Mannes, welchem auch hinsichtlich der Immobilien das Recht der Veräußerung zusteht: Crops <sup>15)</sup> ruagnet, daß hieraus auf eine zwischen den Ehegatten bestehende Gütergemeinschaft geschlossen werden könne, weil aus dieser allein nie zu erklären sei, warum dem Manne die einsichtige Befassung des Sammtgutes mit Schulden und die einsichtige Veräußerung der Güter der Frau zustehe, während sie die gleichen Befugnisse nicht habe. Er leitet die Rechte des Mannes einzig und allein aus der ihm zustehenden ehelichen Vermundtschaft ab, indem es nur darauf ankomme, Befugnisse des Mannes über das Vermögen der Frau zu erklären, nicht aber gegenseitige Befugnisse der Ehegatten. Diese Erklärung glaubt derselbe aus dem sächsischen Rechte, welches die Quelle des hamburgischen Rechtes sei, geben zu können, welches, obwohl nach dessen Grundsätzen keine Gütergemeinschaft der Substanz nach unter

den Ehegatten statthabe, dem Manne eine gleiche Befugnis beilege, wie sie ihm das hamburgische Recht gewähre. Das Recht des Mannes, nach dem spätern hamburgischen Rechte die Grundstücke der Frau zu veräußern, hält er nur für eine Erweiterung der vormundschaftlichen Rechte desselben. Er gelangt zu dem Resultate, daß die eheliche Gütergemeinschaft eine äussere sei, blos die Verwaltung umfasse, daß aber während der Ehe weder das Eigentum der von den Ehegatten in die Ehe gebrachten oder ihnen während derselben angefallenen Güter, noch auch der eheliche Erwerb unter ihnen gemeinschaftlich werde; daß vielmehr das Eingebachte besonderes Eigentum des Ehegatten, der es eingebracht hat, verbleibe, die eheliche Gütergemeinschaft dagegen allein dem Manne geböre. Zu gleicher Zeit ist Donandt <sup>16)</sup> rücksichtlich des Güterrechts nach bremischem Rechte zu dem gleichen Resultate gelangt. Sarauw <sup>17)</sup> kommt hinsichtlich des lübischen Rechts zu dem Ergebnisse, daß er das Gesamtgut während der Ehe als alleiniges Eigentum des Mannes ansieht, eine Ansicht, welcher sich auch Dunder <sup>18)</sup> anschliesst. Letzterer sieht dies als dem ganzen Verhältnisse am angemessensten an, und beruft sich auf die französische Jurisprudenz, in welcher diese Ansicht längst die herrschende geworden sei. In dem französischen Wohnsitzrechte nämlich hatte sich das eheliche Güterrecht ähnlich, wie in Teutschland, ausgebildet, und erscheint in den später ausgezeichneten Coutumes, sowie auch im Code civil art. 1401 als particuläre Gütergemeinschaft in der Weise, daß diese das eingebrachte bewegliche und das während der Ehe erworbene bewegliche und unbewegliche Vermögen ergriffe. Die ältern französischen Juristen sahen dieses Verhältniß als eine Societät auf. Auch Dumoulin hat nach dieser Ansicht, in welcher aber auch zugleich die Keime der später herrschend gewordenen enthalten sind. Er schreibt dem Manne ein *dominium actuale*, der Frau ein *dominium habituale* zu; ersterer soll die Verwaltung, und Veräußerungsbefugnis des Mannes, letzterer den Anspruch der Frau auf die Hälfte des Vermögens nach Auflösung der Ehe erklären <sup>19)</sup>. Das Verhältniß dieser beiden Arten des Eigentums zu einander ist demnach ein ähnliches, wie das des *dominium civile* des Mannes zu dem *dominium naturale* der Frau an der Mitgift. Dagegen schreibt die neuere französische Jurisprudenz dem Manne ausschliesslich das Eigentum zu <sup>20)</sup>. Die Frage, wie die französischen Juristen zu dieser Ansicht gekommen seien, ist dahin zu beantworten: Die Coutumes geben, mit dem ältern teutschen Rechte übereinstimmend, dem Manne die Vormundtschaft über die Frau, und leiten daraus sein Verwaltungsrecht im All-

14) Kunde a. a. D. §. 63. 15) Drisc und Crops, Surf. Abhandl. 2. Th. S. 477—578. (1830.)

16) Donandt, Versuch einer Geschichte des bremischen Stadtrechts. 2. Th. (1830.) 17) Sarauw, Prüfung der bremischen Ansichten von der ehelichen Gütergemeinschaft in den bremischen Gesetzen und Heften, in Ketz, Neue Rechtsabhandl. Magaz. 6. B. S. 122 ff. (1837.) 18) Dunder a. a. D. S. 318 ff. 19) Dumoulin ad consuet. Paris. §. 35. gl. 1. 20) Pothier, Traité de la communauté des biens entre conjoints. T. I. §. 1. 2.

geminen ab, ohne jedoch dadurch auch dessen Umfang und die Veräußerungsbefugniß erklären zu wollen, welche vielmehr als eine das Gebiet des Mundiums überschreitende Befugniß betrachtet wird, daher nach einzelnen Gewohnheitsrechten der Mann, ungeachtet der ihm zustehenden Vormundschafft nur die Mobilien veräußern darf. Die meisten Coutumes geben nun zwar die dem Manne zustehenden Rechte an, ohne deren Grundblage zu erwähnen; einzeln aber führen diese Rechte gradezu auf eine solche Grundblage zurück, nämlich auf das Eigenthum, nicht auf das Mundium. Dierher gehört das alte pariser Gewohnheitsrecht von 1510<sup>1)</sup>, wo der Mann als Seigneur aller Mobilien und der errungenen Immobilien bezeichnet wird, eine Bezeichnung, welche nicht für einen unjuristischen, nur die ihm zustehende Dispositionsbefugniß andeutenden Ausdruck zu halten, sondern von dem ihm an jener Gütermasse ausschließlich zustehenden Eigenthume zu verstehen ist. Es geht dies daraus hervor, daß in denselben alten pariser Coutumes Art. 108 das von der Gemeinschaft ausgenommene Vermögen der Frau demjenigen entgegengesetzt wird, dessen Seigneur der Mann ist. Diefem Eigenthume des Mannes gegenüber ist das Recht der Frau nur ein reventuelles, welches erst mit Auflösung der Ehe wirksam wird. Einzelne französische Gewohnheitsrechte kennen aber auch die Form des ehelichen Güterrechts, in welchen während der Ehe ideale Theile unterschieden werden, das Verhältnis daher unter den Gesichtspunkt der Communio fällt. Dunder gibt nun zwar zu, daß in den teutschen statutarischen Rechten die Annahme, daß der Ehemann der alleiniger Eigentümer sei, zwar keine ausdrückliche Bestätigung finde; dies gelte aber auch ebenso von allen andern Ansichten, welche über das Verhältnis der Ehegatten zu dem gemeinschaftlichen Vermögen geltend gemacht worden seien. Ebenso wenig hält er aber die Statuten jener Ansicht für zuwider; denn wenn auch die teutschen Particularrechte von einem gemeinen Vermögen beider Ehegatten redeten, so sei doch dieser Ausdruck nicht von einem gleichen Rechte beider an der Gütermasse zu verstehen, welche den Gegenstand des ehelichen Vermögens ausmacht, sondern von der Vereinigung des beiderseitigen Vermögens zu einer gleichartigen Masse, in welcher ein besonderes Vermögen des Mannes und der Frau nicht mehr unterschieden werde. Die Ansicht, daß der Mann alleiniger Eigentümer des gemeinschaftlichen Vermögens sei, hält Dunder für die Grundblage des in Lübeck seit dem 13. Jahrh. vorhandenen Gebrauches, daß die von der Ehefrau eingebrachten oder die ihr während der Ehe zufallenden Grundstücke, dem Manne als Mitgift gerichtlich aufzulösen und auf dessen alleinigen Namen in das Stadtbuch eingetragen wurden<sup>2)</sup>, was später auch in Hamburg geschah<sup>3)</sup>. Stellen wir nun die Ergebnisse der Untersuchungen zusammen, deren Zweck Auffindung des leitenden Principes für

das teutsche Güterrecht der Ehegatten war, so lassen sich am einfachsten zwei Hauptansichten unterscheiden, welche wieder mehr Unterabtheilungen umfassen. Es stehen aber nicht nur jene Hauptansichten sich gradezu entgegen, sondern auch die Unterabtheilungen jeder einzelnen weichen so sehr von einander ab, daß die Vereinigung derselben unter einem gemeinsamen Gesichtspunkte nur als Folge der Terminologie, aber nicht einer innern Verwandtschaft erscheint. 1) Die eine Ansicht stützt das Güterrecht der Ehegatten a) auf die Gütergemeinschaft, deren Wesen aber sehr verschieden aufgefaßt wird, indem man bei den Ehegatten an dem gemeinschaftlichen Vermögen ideale Theile zuschreibt (Princip der Communio), oder b) jedem Ehegatten ein Recht am ganzen Vermögen gibt (Princip des Gesamteigenthums), oder c) den einzelnen Ehegatten gar kein Recht an dem gemeinschaftlichen Vermögen einräumt, sondern die durch ihre Vereinigung gebildete juristische Person als das einzige Rechtssubject hinstellt (Princip der juristischen Person). 2) Die andere Ansicht erklärt das eheliche Güterrecht aus der Vormundschafft des Mannes und leugnet die Gütergemeinschaft, indem a) das Eigenthum der eingebrachten Immobilien dem Ehegatten, welcher sie eingebracht hat, verbleiben, die Errungenschaften aber dem Manne gehören soll, oder b) das von beiden Ehegatten eingebrachte und erworbene Vermögen ausschließliches Eigenthum des Mannes wird, während der Frau in Bezug darauf nur ein Erbrecht zusteht. Geht man nun zur Prüfung dieser Ansichten über, so ist zunächst zu bemerken, daß ungeachtet des Gegensatzes dieser Ansichten zu einander eine jede zu Resultaten führt, welche mit einander, an das eheliche Güterrecht in den verschiedenen Statuten geknüpften Wirkungen übereinstimmen, daß man aber die Widersprüche übersehe, in welche eine consequente Durchführung des angenommenen Principes mit andern Wirkungen des ehelichen Güterrechts verwickelte. Die Hauptwirkungen desselben, sowohl während der Ehe, als nach ihrer Auflösung, sind in den zahlreichen einzelnen Statuten genau bestimmt; diese bestimmten gesetzlichen Vorschriften bleiben unverändert, möge man sich zu der einen oder andern Ansicht bekennen. Daher muß auch das eheliche Güterrecht im Ganzen unverändert bleiben, ungeachtet der verschiedenen Grundblage, worauf es nach jenen Ansichten beruhen soll. Die Statuten geben nur den Normen, welche sich durch Gewohnheitsrecht für das eheliche Güterverhältnis gebildet hatten, die gesetzliche Sanction; die wichtigsten Wirkungen waren dadurch bestimmt, und für das praktische Bedürfnis mochte daher die Frage, wer als Eigentümer des Vermögens anzusehen sei, gleichgültig erscheinen. Dagegen konnte die Wissenschaft, welche sich des leitenden Principes bewußt werden muß, jener Frage nicht umgehen, und so bildeten sich die erwähnten Ansichten, welche mit Ausnahme des allein noch denkbaren, aber von Vorn herein als falsch, sich ausweisen, falls, daß die Frau Eigentümerin des ganzen Vermögens sei, alle Möglichkeiten erschöpfen. Man

21) Chap. 10. Art. 107. 22) Pauli, Abhandl. aus dem 16h. Richte. 1. 2b. G. 76 fg. 2. 2b. G. 9 fg. 23) Heise und Trepp a. a. O. 2. 2b. G. 474.

muß aber darauf verzichten, die mannichfachen Wirkungen, welche an das eheliche Güterverhältniß unter dem Einflusse der verschiedenartigen örtlichen Einwirkungen geknüpft sind, alle aus einem Grundsatze zu erklären, da der Erfahrung nach die Rechtsverhältnisse sich nicht ausbilden, um einer logischen Regel zu genügen. Es muß aber auch darauf verzichtet werden, einer Grundsatz aufzufinden, aus welchem die hauptsächlichsten Wirkungen des ehelichen Güterrechts sich ableiten lassen. Denn bei der Mannichfaltigkeit der Formen, welche das eheliche Güterrecht in den Particularrechten und Statuten angenommen hat, wird sich unseres Erachtens nur nach den Wirkungen, welche die particularrechtlichen Quellen an das eheliche Güterverhältniß knüpfen, beurtheilen lassen, welche Idee den einzelnen Wirkungen zum Grunde liegt, und deshalb glauben wir, daß alle Versuche, die verschiedenen Modifikationen unter Ein leitendes Princip zu bringen, von vorn herein verfehlt sind. Zunächst muß bei Entscheidung der hier vorkommenden Fragen die Gesetzgebung und Praxis des einzelnen Ortes die nächste Entscheidungsquelle sein; es kann auch nicht die Nothwendigkeit für den Juristen verkannt werden, zur Theorie des gemeinen Rechts seine Zuflucht zu nehmen, wenn ihn die particularen Entscheidungsquellen ratlos lassen; es ist aber in Abrede zu stellen, daß das gemeine Recht ein solches durchgreifendes Princip enthalte, nach welchem sich die so verschiedenen Modifikationen des ehelichen Güterrechts beurtheilen lassen. Zu vordrückt sind die Meisten darüber einverstanden, daß ein *Gesammitgenthum*, als *dominium plurium in solidum* aufgefaßt, als Grundlage des ehelichen Güterrechts nicht angesehen werden kann. Selbst Beseler<sup>24)</sup> hat die Idee des *Gesammitgenthums* hier aufgegeben, und sieht die Ehegatten in ihrer genossenschaftlichen Verbindung als Rechtssubject in der Gütergemeinschaft an. Ein solches *Gesammitgenthum* kennen die teutschen Statuten nicht, und die vielen von Scherer<sup>25)</sup> zum Beweise seiner darauf gehenden Ansicht aus zahlreichen Stadt- und Landrechten mitgetheilten Auszüge enthalten in mannichfach verschiedener Ausdrucksweise nur den Satz, daß das Vermögen der Ehegatten zu einer gemeinschaftlichen Masse vereinigt werde. Daraus folgt aber für das *Gesammitgenthum* Nichts. Einzelne aus dem Zusammenhange gerissene Stellen können Nichts erweisen<sup>26)</sup>. Auch die Ansicht, daß in der ehelichen Gütergemeinschaft das Ehepaar als juristische Person anzusehen sei, ist zur Erklärung derselben nicht geeignet. Zwischen der durch die beiden Ehegatten angeblich gebildeten juristischen Person und jeder andern juristischen Person besteht nämlich der wesentliche Unterschied, daß bei jener das ganze Rechtsverhältniß durch das Bestehen der Ehe bedingt ist, während doch in der Regel die juristische Person unabhängig von dem Leben der jeweiligen Mitglieder existirt, und die abgehenden Mitglieder durch die neu eintretenden

ersetzt werden. Aus dieser Verschiedenheit folgt notwendig, daß man bei der Anwendung der aus dem Begriffe der juristischen Person abzuleitenden Folgerungen auf das eheliche Güterrecht zu Umschreibungen gelangt, z. B. zu dem Satze, daß bei der Unzulänglichkeit des gemeinsamen Vermögens keiner der Ehegatten für die Schulden des andern persönlich zu haften brauche, und zu dem weiteren Satze, daß, da eine juristische Person keine Blutsverwandten haben könne, das gemeinsame Vermögen nach dem Tode beider Ehegatten als erbloses Gut dem Fiscus zufallen müsse, wenn jene nicht leghwillig darüber verfügt, oder Gesetz oder Gewohnheit andere Personen zu dem Nachlasse der juristischen Person gerufen hätten<sup>27)</sup>. Insbesondere beruht die Ansicht von Haffe, daß die Individuen der Ehegatten für die gemachten Schulden nicht haften, auf einem Mißverständnisse. Die von ihm im Auszuge mitgetheilten Stellen, welche diesen Satz enthalten sollen, sagen weiter Nichts, als daß vor der Theilung des Vermögens die Schulden bezahlt werden müssen, wodurch aber die Dastung desjenigen Ehegatten, welcher dieselben gemacht hat, nicht ausgeschlossen wird. Daher steht das beneficium abdicacionis (Nachlassauftrag), nach welchem die Ehefrau nach dem Tode des Mannes auf die Vortheile der ehelichen Gütergemeinschaft verzichten kann, um ihr später zu erwerbendem Vermögen zu retten, auch nur der Ehefrau und zwar unter der Voraussetzung, daß sie nicht für ihre Person die Schulden übernommen hat; der Ehemann haftet dagegen stets, wenn die Gütergemeinschaft durch den Tod der Frau aufgelöst wird, und das vorhandene Vermögen zur Begleichung der Schulden nicht hinreicht, für dieselben auch mit seinem später erworbenen Vermögen. Der Grund, aus welchem Pfeiffer<sup>28)</sup> jene von Haffe gezogenen Folgerungen nicht gelten lassen will, weil nämlich die juristische Person, welche das Subject der Gemeinschaft ausmacht, als eine dritte, beiden Ehegatten ganz fremde, nicht angesehen werden könne, zeigt grade, daß man bei der ehelichen Gütergemeinschaft eine juristische Person nicht unterstellen kann, weil es zum Wesen der juristischen Person gehört, daß die einzelnen Personen, welche das Substrat derselben ausmachen, die berechtigten Subiecte nicht sind<sup>29)</sup>. Der Ansicht von Dunder, daß, so oft in den teutschen Statuten eine Gemeinschaft der Güter unter den Ehegatten angeordnet, oder von ihnen vertragmäßig bestimmt ist, ohne daß ein gleiches oder gegenwärtiges Recht beider durch Bestimmung idealer Antheile anerkannt wird, der Ehemann als alleiniger Eigentümer des Gesamtguts anzusehen sei, und sein Eigenthumsrecht sich in der Befugniß zeige, das gemeinschaftliche Vermögen mit Schulden zu belasten, steht Folgendes entgegen. Zuvörderst kann der Beweis dafür aus einzelnen Statuten nicht geführt werden. Man kann ausgeben, daß die von ihm angeführten Bestimmungen des lübi-

24) Beseler, *Entf. des gem. deutshen Privatrechts*. 2. Bd. S. 439. 25) Scherer a. a. D. I. 23. §. 47 fg. 26) Siehe einzelne Beispiele bei Dunder a. a. D. S. 213.

27) Runde, *Entf. deutshen Güterrechts* §. 66. Dunder a. a. D. S. 213. 28) Pfeiffer, *Prakt. Ausführungen*. I. 23. S. 93. 29) Runde a. a. D. §. 66.

schen und hamburgischen Rechts sich allenfalls aus dem Gesichtspunkte eines dem Ehegemane über das Gesamtgut zustehenden alleinigen Eigenthums erklären lassen, obwohl auch eine andere Erklärungsweise möglich und auch versucht worden ist. Was aus den französischen Coutumes dafür beigebracht worden ist, muß für unerblich geachtet werden, so wenig man die Verwandtschaft dieser mit dem deutschen Rechte in Accord stellen kann und will. Das Alleineigenthum des Mannes an dem Gesamtgute widerpricht der selbst von Dunder mit Recht vertheidigten Ansicht, daß bei einer Gemeinschaft auch nach deutschem Rechte im Zweifel ideale Antheile der Gemeinschaftsmitglieder anzunehmen seien, und es ist nicht abzusehen, warum, wenn nicht die Statuten ausdrücklich dem Manne allein das Eigenthum zuzusprechen, hier eine Abweichung angenommen werden soll. Abgesehen davon, daß schon nach den Grundbüchern des deutschen Rechts die Präsumtion für ein Miteigenthum zu idealen Antheilen spricht, kommt nun auch nach das recipirte römische Recht hinzu, welches als gemeines recipirtes Recht auch bei Beurtheilung der in den Statuten geordneten Gemeinschaft von so mehr zum Grunde gelegt werden muß, je mehr es mit den Grundbüchern des deutschen Rechts von dem gemeinschaftlichen Eigenthume übereinstimmt. Es ist dies namentlich bei den Statuten und Particularrechten, deren Abfassung nach der Reception des römischen Rechts fällt, zu berücksichtigen. Für das ältere Recht wird fast allgemein die Vormundschaft des Ehegemannes, bezüglich mit und ohne Gewere als Grundlage des ehelichen Güterrechts anerkannt. Dunder<sup>32)</sup> bezweifelt, daß diese Grundlage für das heutige Recht nach festgehalten werden könne, da dasselbe die eheliche Vormundschaft als ein gemeinrechtliches Institut nicht mehr kenne. Er glaubt, daß die Behauptung von Eichhorn<sup>33)</sup>, die gesetzliche Vormundschaft des Mannes komme nicht nur allenfalls da vor, wo auch unterbeiratete Frauenpersonen der Vormundschaft unterworfen seien, sondern selbst ohne diese als Wirkung der besondern ehelichen Güterverhältnisse, lehre das ganze Verhältniß geradezu um, indem im ältern Rechte das Güterverhältniß als eine Wirkung der ehelichen Vormundschaft erscheine. Wir müssen jedoch Eichhorn beipflichten, aber nicht in der Art, daß wir die eheliche Vormundschaft als eine Wirkung der besondern ehelichen Güterverhältnisse ansehen, sondern vielmehr als Ursache derselben und daher deren Fortbestehen überall annehmen, wo dem Ehegemane vermöge der Particularrechte oder Statuten eine mehr oder weniger beschränkte Dispositionsbefugniß über das eheweilige Vermögen zusteht. Die Rechte des Mannes an dem Gesamtgute, welche aus der ehelichen Vormundschaft, bezüglich mit und ohne Gewere fließen, sind je nach dem Bedürfnisse an den einzelnen Orten durch Gewohnheitsrecht, welches häufig durch Statuten fixirt wurde, erweitert worden, und namentlich bei Handelsstädten das Bedürfnis des Cre-

dits für Handel und Gewerbe zu einer solchen Erweiterung der Dispositionsbefugniß des Ehegemannes geführt, daß derselbe während der Ehe als unbeschränkter Eigenthümer erscheint. Wenn Dunder<sup>34)</sup> es für widerlegend erachtet, daß dem Ehegemane in den spätern Statuten beigelegte unbeschränkte Dispositionsbefugniß für eine Erweiterung seiner Mundialrechte ausgehen, während zu der Zeit, wo das Mundium noch eine reale Bedeutung hatte, ein solches Recht darin nicht enthalten war, so ist dagegen zu erinnern, daß die Statuten regelmäßig nur das schon längst bestehende Gewohnheitsrecht fixirt haben, und jene Befugniß sich viel eher aus einer Erweiterung der Mundialrechte erklären läßt, als aus dem Gesichtspunkte eines dem Manne an dem Gesamtgute zustehenden alleinigen Eigenthums, ein Gesichtspunkt, welcher dem ältern deutschen Rechte, und namentlich den Rechtsbüchern des Mittelalters ganz fremd ist.

VII. Die Markgenossenschaft<sup>35)</sup>. Die Frage, wem an der Mark oder Allmende das Eigenthum zustehe, haben die Juristen sehr verschieden beantwortet, je nachdem das Recht der Gesamtheit oder das der einzelnen Markgenossen als das überwiegende betrachtet wurde. Die herrschende Ansicht im 18. Jahrh. ging dahin, daß sich die Mark im Miteigenthum der einzelnen Markgenossen befinde<sup>36)</sup>. Später (soviel man denselben ein Gemeineigenthum im ältern Sinne zu, oder hielt die Markgenossenschaft als juristische Person, oder den Herzog (Obermark) für den Eigenthümer, diesen deshalb, weil die Markgenossen, wenigstens in den westfälischen Marken, ursprünglich dessen Leibzogene gewesen seien<sup>37)</sup>. Weil aber keine dieser Ansichten der rechtlichen Natur des Verhältnisses zu entsprechen schien, so nehmen andere Juristen ein Gemeineigenthum im neuern Sinne an<sup>38)</sup>, welches sie jedoch verschiednen auflassen. Renaud faßt die sogenannten Realgemeinderechte als Rechte an einer fremden Sache auf, als Rechte der Genossen an dem Eigenthume der Genossenschaft; ferner als genossenschaftliche Rechte, indem nur der Genosse Theil an der Benutzung des genossenschaftlichen Eigenthums habe, endlich als Privatrechte. — Soweit unsere urkundlichen Nachrichten zurückreichen, werden in den Verordnungen über die Veräußerung von Hoffstätten als Pertinenzen derselben regelmäßig auch Waldungen, Weiden, Büttenreien und Gewässer aufgeführt, was nicht so zu verstehen ist, als habe jede einzelne Hoffstätte diese Pertinenzen abgesondert und für sich allein gehabt, sondern sich nur auf die mit der Hoffstätte verbundene Befugniß, Wald und Weide in der gemeinen Mark zu be-

32) Dunder a. a. D. S. 217. 33) Eichhorn, Deutsch. Privatrecht §. 325.

34) Eichhorn, Deutsch.

35) Dunder a. a. D. S. 218. 36) Bzgl. Dunder a. a. D. S. 152–185. v. Löw, Ueber die Markgenossenschaften. (Heidelb. 1929.) Renaud, Die Gemeinderechte in der Preuss. für deutsches Recht S. 1–100. 37) f. die von Dunder a. a. D. S. 163. 38) f. die von Dunder a. a. D. S. 154. 39) f. die von Eichhorn, Deutsch. Privatrecht §. 188. 40) f. die von Dunder a. a. D. S. 163. 41) f. die von Eichhorn, Deutsch. Privatrecht §. 188. 42) f. die von Dunder a. a. D. S. 163. 43) f. die von Eichhorn, Deutsch. Privatrecht §. 188. 44) f. die von Dunder a. a. D. S. 163. 45) f. die von Eichhorn, Deutsch. Privatrecht §. 188. 46) f. die von Dunder a. a. D. S. 163. 47) f. die von Eichhorn, Deutsch. Privatrecht §. 188. 48) f. die von Dunder a. a. D. S. 163.

nutzen, bezieht. Ursprünglich hatte wol jede Hofstätte diese Berechtigung; dieselbe konnte aber ohne Gefährdung der bisherigen Benutzung nicht aus jeder neuen Niederlassung zu Theil werden. Man hinderte zwar nicht die neuen Ansiedlungen, gewährt aber nicht gleichmäßig den neuen Ansiedlern die Benutzung der gemeinen Mark, und so kam es dahin, daß später nicht alle Höfe die volle Berechtigung in der Mark hatten. In den Urkunden geschieht der Berechtigung der Höfe in der gemeinen Mark fortwährend als eines besondern Rechtes Erwähnung. Die Theilnahme an der Benutzung der Mark war durch den Besitz einer Hofstätte bedingt. Der Umfang dieser Berechtigung wurde in den Markordnungen genau bestimmt, und die Benutzung der Mark in eine bestimmte Anzahl einzelner Berechtigungen zerlegt, nach Anzahl und Verhältnis der Größe der einzelnen Hofstätten, welche das Nutzungsrecht bisher ausgeübt hatten. Ein folcher Antheil hieß *Wahre*, *Wehre*, *Echtwort*, *Achtwort*, *Mark*, *Holzmark*, *Schar*, *Gewalt*, *Geweld* u.). In Folge der Theilung der älteren Höfe, deren jeder seine *Wahre* hatte, erfolgte auch eine Theilung der *Wahre*, daher nicht selten Bruchtheile jener Einheit vorkommen; ebenso konnten umgekehrt größere Höfe mehrere *Wahren* haben. Das Eigenthum an der Mark konnte 1) Einem Herrn zutheilen, und es ist dies bei großen Feldmarken in Deutschland vielleicht noch jetzt, später ganz ausgemacht der Fall gewesen. Die von dem Herrn an den dazu gehörigen einzelnen Höfen Anderen zugestandenen Nutzungsrechte bezogen sich auch auf die unvertheilten Wälder und Weidenplätze. Die früher ganz von der Gnade des Herrn abhängige Benutzung der Mark galt, nachdem die Hofgüter erblich geworden waren, als ein zu den Hofstätten gehöriges Recht, wofür noch die Entrichtung einer besondern Abgabe an den Herrn gewöhnlich war. Das Eigenthum des Gutsherrn an der Mark fand einer Vereinigung der Hofseither zu einer Markgenossenschaft, welche die Benutzung der Mark autonomisch regulierte, nicht entgegen. Selbstverständlich war aber der Einfluß des Grundherrn, welcher gewöhnlich auch der Obermarkter war, hier besonders vorherrschend, wobei die Markgenossenschaft nicht so selbständig wurde, wie da, wo sie aus einer Vereinigung freier Grundbesitzer bestand. 2) Nachdem dieser Fall ausgeschieden wird, bezieht sich die Frage, wer Eigentümer der Mark sei, ob die einzelnen Markgenossen oder ihre Genossenschaft, als juristische Person, auf die aus freien Hofbesitzern zusammengesetzten Markgenossenschaften. Entschieden herrscht das Recht der einzelnen Markter hierbei vor. Nach dem Ursprunge der Markgenossenschaft kann dieselbe nicht als juristische Person, sondern nur als Genossenschaft angesehen werden, in welcher das Recht des Einzelnen als das vorherrschende gilt, welches in seiner Einübung nur in soweit beschränkt ist, als dies durch die Rücksicht auf die übrigen Mitberechtigten nöthig wird. Der Einzelne ist freilich nicht die Theilung der Mark zu verlangen

berechtigt; dagegen kann er sein Recht durch Veräußerung seines Antheils realisiren. Die Eigenschaft einer Person der Hofstätte, welche der Berechtigung in der Mark beigelegt wurde, bedeutet nur soviel, daß der Besitz einer Hofstätte die Voraussetzung jener Berechtigung war, ohne daß damit über die Natur derselben etwas entschieden ist. Namentlich sind die berechtigten Hofstätten der Mark gegenüber nicht in dem Verhältnisse des herrschenden Grundstückes zum dienenden zu denken; es kann dies schon deshalb nicht der Fall sein, weil die bei Realverträgen im Interesse des herrschenden Grundstückes stattfindende Beschränkung des dienenden Grundstückes bei den Gemeinbenutzungen nicht immer zutrifft. Vielmehr galt der Antheil an der Mark als ein selbständiges Recht, welches auch ohne die Hofstätte, welche ursprünglich die Berechtigung dazu gegeben hatte, veräußert werden konnte. Die Berechtigung in der Mark war also ein selbständiger Gegenstand des Verkehrs; sie konnte für sich allein veräußert und bei Veräußerung des berechtigten Hofes ausgenommen werden. Ursprünglich scheint die Veräußerung an die Zustimmung aller Markgenossen gebunden gewesen zu sein, was darin seine Erklärung findet, daß, wie bei der Santertschaft, es denselben nicht gleichgültig sein konnte, einen jeden neuen Erwerber der *Wahre* zum Mitgliede ihrer Genossenschaft annehmen zu müssen. Auch war anfänglich nicht Erwerb der *Wahre* als eines der Personen zutheilen des Rechtes zulässig, sondern sie mußte auf ein anderes Grundstück übertragen werden, worin man die Ansicht des älteren Rechts festhielt, daß die volle Berechtigung in der Mark durch den Besitz einer Hofstätte bedingt sei. In mehreren Gegenständen find diese Beschränkungen später weggefallen. 3) Dieses Verhältniß blieb aber nicht überall auf gleiche Weise bestehen. Häufig haben die Obermarkter, hinsichtlich welcher man darüber einverstanden ist, daß sie als solche nicht Eigentümer der Mark, sondern nur Schutzherren derselben waren, versucht, ihre Schutzrechte zu einem Eigenthume an der Mark auszuweihen, und oft genug mag es ihnen, wenn sie Hebrätsrechte in der Mark auszuüben hatten, gelungen sein, in Folge der darauf begründeten Ansprüche auch das Eigenthum der Mark durch Urtheil und Recht zu erwerben. Besondere Gefahr erwuchs dem bisherigen Nutzungsrechte der Markgenossen, welches schon früh durch das Einforsten der Wäldungen beschränkt wurde, aus dem sich immer mehr ausbildenden Forstregal, welches häufig zu einem Eigenthume des Landesherrn an Grund und Boden des Waldes ausgedehnt wurde, sodas sich die Nutzungsrechte davon nur als Servituten erhalten konnten. 4) Die Eigentümer der in der Mark berechtigten Niederlassungen bildeten im Laufe der Zeit eine neue Vereinigung, eine Gemeinde. Das Verhältniß der einzelnen Markgenossen zur Mark änderte sich dadurch nicht, daß mehrere dieser neuen, ihre besondern Zwecke verfolgen

38) Renaud a. a. D. S. 96. 39) f. Dunder a. a. D. S. 167 fg. Renaud a. a. D. S. 47 fg. 40) Bgl. Dunder a. a. D. S. 179 fg.

37) f. Dunder a. a. D. S. 158 fg.

den Vereinigung angehört. So konnten mehr Dörfgemeinden an einer Mark berechtigt sein. Oft wurden die großen Marken auch getheilt, so daß jedes Dorf seine eigene Mark erhielt. Die meistens geringen Ausgaben, welche das Beste der sich bildenden Gemeinde erforderte, wurden aus den Einkünften der Mark bestritten, vielleicht zunächst aus den für Markfrevel eingehenden Geldbußen, welche sonst unter die einzelnen Markgenossen vertheilt wurden. Die Gemeinde und die in der Mark berechtigten Hausväter waren ursprünglich identisch, weil nur diese die Rimberechtigten Gemeindeglieder bildeten, und es wurden daher die Nutzungsrechte der Markgenossen durch die Bedürfnisse der Gemeinde nicht beeinträchtigt. Allein die Interessen beider kamen an einigen Orten früher, an andern später in Collision, theils durch die Zunahme der Ausgaben für Gemeindegewerke, theils durch die Aufnahme neuer Mitglieder in die Gemeinde, außer den dieselbe bisher bildenden Hausvätern, welche ein Aufnahmegebid entrichteten, welches, wie die etwa zu entrichtenden Abgaben, zu öffentlichen Zwecken verwendet wurde. So entstand ein neues Vermögen der Corporation, woran die Einzelnen keinen Theil hatten, der Gemeinde gegenüber, welche verzugsweise bisher von den Hausvätern benutzt worden war. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Vermögensmassen war besonders dann ersichtlich, wenn den neu aufgenommenen Mitgliedern, obgleich sie als Eigenthümer eines neu erbauten Hauses in der Gemeinde Stimmrecht hatten, doch kein Antheil an der Benutzung der Gemeinde zugestanden wurde. Solchenfalls waren Sachen zu unterscheiden, welche bloß die Gemeinde, und Sachen, welche die ganze Gemeinde betrafen; über jene hatten die Eigenthümer der von Ältesten vollberechtigten Hofsstätten zu entscheiden, über diese alle stinunberechtigten Gemeindeglieder. Je nachdem nun in einer so zusammengesetzten Gemeinde das politische oder das privatrechtliche Element überwiegend wurde, gestaltete sich auch das Verhältnis der Gemeinde auf verschiedene Weise. Der corporativen Einheit der Stadtgemeinde gegenüber trat das Privatinteresse der einzelnen Hausväter immer mehr in den Hintergrund, weil die Unterhaltung der zum allgemeinen Besten notwendigen Anlagen immer zunehmende Ausgaben verlangte, und auch die besonders für den Landbau wichtige Benutzung der Gemeinde für die mehr als städtische Nahrung hingewiesenen Bürger nicht dieselbe Bedeutung beibehielt, wie für die Dörfgemeinde. Daher sind die vor der Bildung der Stadtgemeinde allein berechtigten Hausväter in ihrem ausschließlichen Rechte an der Gemeinde nicht verblieben, sondern darin immer mehr zum Vortheile der Gemeinde beschränkt worden, auf welche im Laufe der Zeit das Eigentum an der Gemeinde überging. Hieron war die Folge, daß der Vertrag der Gemeinde zunächst zum Besten der Corporation verwendet wurde, und daß sofern die einzelnen Bürger ein Nutzungsrecht daran erhielten, auch den neu aufgenommenen Mitgliedern ein solches zu Theil wurde. In den Dörfgemeinden gestaltete sich das Verhältnis der Nutzungsberechtigten zur Gemeinde anders. Die Dörfgemeinden erhielten wegen ihrer regelmäßigen

Beziehung zu einem Grundherrn, Leihherrn oder Schutzherrn nicht die Selbstständigkeit der Stadtgemeinden, welche sich häufig von solchen Verhältnissen befreiten, daher fand in den Dörfgemeinden, in welchen der Corporationsgeist viel später zum Vordrusse kam, das Recht der einzelnen Hausväter in dem öffentlichen Interesse keinen Gegner. Es behielt demnach die Gemeinde auch wegen ihrer Wichtigkeit für Ackerbau und Viehzucht ihre frühere privatrechtliche Bedeutung. Auch hier ist das ursprüngliche Verhältnis im Verlaufe der Zeit theilweise dahin verändert worden, daß die Corporation öfters das Eigentum an der Gemeinde erlangt hat, an welcher dann auch die Eigenthümer neu erbauter Häuser ein Nutzungsrecht erhielten. Häufig haben aber auch die bisher allein berechtigten Hausväter die Collision ihres Privatinteresses mit den Anforderungen der politischen Gemeinde dadurch vermieden, daß sie die Anlage neuer Hofsstätten nicht weiter bewilligt haben. Noch häufiger wurde zwar die Anlage neuer Hofsstätten zugelassen, aber den Neubauern kein Antheil an der Benutzung der Gemeinde eingeräumt, so daß dann neben der politischen Gemeinde, in welcher die neu aufgenommenen Stimmrecht haben können, eine besondere engere Genossenschaft der an der Gemeinde allein Berechtigten bestehen blieb. Die Mitberechtigung an der Gemeinde kann dann nur durch Aufnahme in diese Genossenschaft erlangt werden, wofür häufig noch ein besonderes Eingangsgebid entrichtet wird. Die große Mannichfaltigkeit, in welcher das ursprüngliche, einfache Verhältnis der Nutzungsberechtigten zur Gemeinde im Laufe der Zeit sich ausgebildet hat, läßt die Aufstellung einer allgemeinen, alle diese verschiedenen Formen beherrschenden Regel als unstatthaft erscheinen. Die Ansicht eines der einzelnen Gemeindeglieder zusehendem Gesamteigentum oder Miteigentum, wenn sie auch gleich noch in neuerer Zeit Vertheidiger gefunden hat, ist nicht haltbar. Die meisten helfen sich mit dem Begriffe der Genossenschaften, indem sie die Nutzungsberechtigten zusammen als eine Genossenschaft, der das Eigentum an der Gemeinde zusteht, die einzelnen Genossen als zu deren Nutzung Berechtigte betrachten, wobei aber wieder darüber gestritten wird, ob einer solchen Genossenschaft der Charakter einer juristischen Person beizulegen sei, oder nicht, eine Streitfrage, die hier nicht weiter erörtert werden kann. Unserm Erachten nach muß die Gemeinde im Zweifel als Eigentum der Gemeinde angesehen werden, womit jedoch ausschließliche Nutzungsrechte einzelner Gemeindeglieder oder ganzer Classen derselben wohl verträglich sind. Diese Nutzungsrechte selbst stellen sich als Rechte an einer fremden Sache dar; noch schärfer läßt sich deren Natur mit Gerber<sup>1)</sup> dahin charakterisiren, daß man sie als partielle Veräußerungen des Gemeinguts an Gemeindeglieder in dem Sinne, wie in jeder Einräumung eines Rechts an einer fremden Sache eine theilweise Veräußerung des Eigentums liegt, betrachtet. Ein Eigentum der zur alleinigen Nutzung Berechtigten

41) Gerber, Deutsches Privatrecht §. 51. Not. 4.



Recht mit ihrer Eigenschaft als Gemeindeglieder im Widerspruch. So lange die Gemeinde und die Genossenschaft der zur Nutzung der Allmende Berechtigten Eins war, war unbestritten die Allmende Eigentum der Gemeinde. Als die Gemeinde durch Aufnahme neuer Mitglieder erweitert, dieser aber die Theilnahme an der Benutzung der Allmende verweigert wurde, blieb die Allmende Eigentum der juristischen Person der Gemeinde, und wenn gleich die Vollberechtigten, weil sie genöthigt auch zugleich allein das Stimmrecht in der Gemeinde hatten, darüber verfügten, so geschah dies doch durch Gemeindebeschlüsse von ihnen in ihrer Eigenschaft als Gemeindeglieder, nicht als Eigenthümer der Allmende. Als die neu aufgenommenen Mitglieder der Gemeinde auch Stimmrecht in derselben erhielten, nicht aber auch zugleich die Mitbenutzung der Allmende, so konnten selbstverständlich nicht solche Gemeindebeschlüsse verbindlich sein, durch welche das bisherige ausschließliche Benutzungsrecht der Altgemeinde an der Allmende beeinträchtigt werden würde. Die bisher allein Berechtigten waren zu einer hinsichtlich der Benutzung des Gemeinguts besonders bevorrechteten Classe der Gemeindeglieder geworden, eine Berechtigung, welche sich aber immer auf ihre Eigenschaft als Gemeindeglieder stützte und jede Berufung auf Eigentum von ihrer Seite ausschloß, sobald nicht dessen wirkliche Uebertragung durch einen privatrechtlichen Titel von Seiten der Gemeinde auf sie behauptet und nachgewiesen wurde. Als ein solcher privatrechtlicher Titel, der zur Begründung des Eigentums genügte, kann aber die Verjährung nicht angesehen werden. Denn langjährige Verjährung über die Allmende von Seiten der Vollberechtigten, so lange sie allein die Stimmberechtigten in der Gemeinde waren, geschah durch Gemeindebeschlüsse in ihrer Eigenschaft als Gemeindeglieder, konnte also kein Privateigentum an der Allmende begründen; und ebenso beruhte die langjährige ausschließliche Benutzung derselben auf ihrer Eigenschaft als Gemeindeglieder. Nichtsdestoweniger reicht man mit der Präsomption für das Eigentum der Corporation nicht aus. Es kann vielmehr die Stellung der Gemeinde und der einzelnen Nutzungsberechtigten zur Allmende auch eine andere sein; wenn aber letztere Eigentum daran behaupten, so müssen sie es gehörig durch einen privatrechtlichen Titel begründen und erweisen.

(C. W. E. Heimbach.)

Gesammtgut, s. Gesamteigentum und Güterrecht der Ehegatten.

**GESAMMTHERRSCHAFT** kann sowohl das Gebiet heißen, welches mehreren Theilhabern zu idealem Antheile zusteht, als auch die Herrschaft, die Regierung, welche von mehreren Theilhabern eines gemeinschaftlichen, noch nicht reell getheilten Gebietes ausgeübt wird. Nach reeller Theilung eines solchen gemeinschaftlichen Gebietes hört die Gemeinschaft auf, und es tritt die besondere ausschließliche Herrschaft eines jeden früheren Theilhabers in dem ihm angefallenen realen Antheile ein.

(C. W. E. Heimbach.)

**GESAMMTRATH** ist ein den Titel Rath führender Beamter, welcher in gemeinsamen Pflichten und Diensten mehrerer Souveraine steht. Gewöhnlich kommen solche Beamte vor, wenn mehrere Souveraine ein ihnen angefallenes Gebiet noch ungetheilt besitzen; es ist aber auch möglich, daß solche zur Versorgung und Verwaltung von Angelegenheiten, welche mehrere Staaten und Souverainen gemeinsam sind, ohne Rücksicht auf einen noch gemeinschaftlichen Länderbesitz angestellt werden.

(C. W. E. Heimbach.)

**GESAMMTREGIERUNG** kann sowohl die Verwaltung und Regierung heißen, welche von mehreren Theilhabern eines ihnen angefallenen gemeinschaftlichen, noch nicht reell getheilten Landesgebietes ausgeübt wird, als die gemeinschaftliche Behörde, welche mit der Ausübung der Regierungsgewalt im Namen der mehreren Theilhaber beauftragt ist.

(C. W. E. Heimbach.)

Gesamtsstimme s. v. a. Curiatstimme, s. Votum.

**GESANDTE, GESANDTSCHAFTSRECHT**.

Ein Gesandter (legatus, ministre public, envoyé, agent diplomatique) ist der Staatsbeamte, welcher zu Verhandlungen mit andern Staaten von seiner Regierung bevollmächtigt wird. Er vereinigt in sich die Eigenschaft eines Staatsbeamten und eines Bevollmächtigten. Die Wahrnehmung und Beforgung der auswärtigen Interessen der Einzelstaaten kann ihrer Natur nach bloß von den Souverainen und den ihnen oder auch den Nationen selbst verfassungsmäßig verantwortlichen Bezeugen ihres Willens ausgehen. Alles hierauf Bezügliche oder was damit wesentlich beschäftigt ist, wird in der neuern europäischen Sprache durch „diplomatisch“ bezeichnet, wodurch theils auf die urkundlichen Grundlagen der Staatsinteressen, theils auf die zu ihrer Sicherstellung dienende und unentbehrliche Form der Vertretung der Verhandlungen und Resultate hingewiesen wird. Schon bei den alten Völkern gab es diplomatische Verbindungen, aber nur vorübergehende, indem sie über die grade fraglichen Interessen mit einander durch abgesandte Staatsmänner und Redekundige (negotii, legati, oratores) verhandelten. Reisende Gesandte unter dem Namen apocrisarii, responsales, hatten zuerst die Päpste am oströmischen Kaiserthum und in den fränkischen Reichen<sup>1)</sup>. Seit dem 15. Jahrh. kam aber auch an andern Höfen zu gleicher Zeit mit der neuern Geheimpolitik und den stehenden Herden das System der stehenden Gesandtschaften auf, theils um sich gegenseitig zu beaufsichtigen, theils um ein gutes Vernehmen dauernd zu erhalten, theils um besondere internationale Interessen sofort zu befördern. Dadurch sind an den Höfen diplomatische Corps entstanden; eine völlige Aufhebung oder

1) Außer den Systemen des europäischen Völkerrechts, unter welchen besonders Schöffer, Das Europäische Völkerrecht des Gegenwart (Berlin 1844) und Häber, Das Europäische Völkerrecht. 2. Aufl. von Herkbadt (Schöffer'schen 1851), einen ehrenvollen Rang einnehmen, ist als besonderes diesen Gegenstand angehend Werk Krieger, Das Europäische Völkerrecht der Gegenwart. Mitth. 1. 2. (Leipzig 1847.) zu erwähnen. 2) s. Justinian's Nov. 123. c. 25.

Zurückweisung einer solchen Verbindung mit den übrigen europäischen Staaten würde ein freiwilliger Ausschluss vom europäischen Staatensysteme sein.

**Gesandtschaftsrecht.** Das Recht zu diplomatischen Sendungen (Gesandtschaftsrecht) zerfällt in das Recht, Abgeordnete in Staatsangelegenheiten oder Gesandte abzusenden (sogenanntes *actives* Gesandtschaftsrecht) und das Recht, Gesandte anzunehmen (sogenanntes *passives* Gesandtschaftsrecht). Das *actives* Gesandtschaftsrecht steht jedem unabhängigen Staate zu, mitbin auch solchen Staaten, welche mit anderen zu einem Staatensysteme vereinigt sind, sofern nicht etwa der Bundesvertrag Ausnahmen oder Einschränkungen macht. Zu den Staaten der letztern Art gehören die teutschen Bundesstaaten, die Schweiz und ferner unter den einzelnen Provinzen der vereinigten Niederlande auch Holland und Seeland, nicht aber die einzelnen zu den nordamerikanischen vereinigten Staaten gehörigen Staaten, welchen die zweite Bundesacte dieses Recht verlagst. Das Recht zur Absendung von Gesandten ist ein *Rechtsrecht*. Daher kann es niemals von einem Unterthan, auch wenn er mit noch so vielen Privilegien versehen wäre, ausgeübt werden. Der Souverain kann zwar dieses Recht auch delegiren; es kommt dies aber selten vor; wo indessen solche Fälle eintreten, können den Gesandten, welche von dem Souverain vermöge dieser Delegation autorisirten Personen abgesendet werden, die Vorrechte wirklicher Gesandten nicht versagt werden. Das *actives* Gesandtschaftsrecht steht ferner zu einem Lehnssouverain, einem unter dem Schutze einer fremden Macht stehenden Souverain, und halbsouverainen Staaten, soweit letzteren nicht durch Verträge u. s. w. das Recht des Krieges und Friedens, sowie der Bündnisse entzogen ist. Es gehörten hieher früher die Stände des teutschen Reiches, so lange die Reichsverfassung bestand, und die sonstigen Herzoge von Kurland; jetzt sind dahin die einzelnen Schweizerrantone zu rechnen, in sofern nicht ihre Verhältnisse von der Centralgewalt der Eidgenossenschaft abhängen. Ein Souverain, welcher freiwillig der Regierung entzogen hat, das *actives* Gesandtschaftsrecht nicht mehr, weil dasselbe von der Souverainität nicht zu trennen ist; doch kommen Beispiele vor, daß auch ein solcher dieses Recht mit Anerkennung anderer Staaten ausgeübt hat, wie z. B. Karl V. und Christine von Schweden. Ein wider seinen Willen des Thrones verlustig gewordener Souverain kann das Recht so lange ausüben, als seine Wiederherstellung noch für möglich gehalten werden kann, und soweit es das Verhältnis zu dem Usurpator gestattet. Auch dem usurparischen Souverain muß dieses Recht in sofern zugestanden werden, als man mit ihm Verbindungen eingehen will, oder solche nicht vermeiden kann. Während einer Erledigung des Thrones üben die verfassungsmäßig zur interimistischen Regierung Berufenen auch das *actives* Gesandtschaftsrecht aus. Eine Pflicht zur Absendung von Gesandten liegt keinem Staate ob, wovon indessen durch besondere Verträge Ausnahmen gemacht werden können. Perkönlich wird dem fremden Staate zuvor

die Absendung eines Gesandten oder die Ernennung eines anderen anstatt des bisher beglaubigten eröffnet, zugleich mit Namhaftmachung der Person des ernannten Gesandten. Das *passives* Gesandtschaftsrecht steht ebenfalls nur denjenigen zu, welche das *actives* haben. Den abhängigen Staaten, welchen *actives* Gesandtschaftsrecht zusteht, wird jedoch deshalb noch nicht das *passives* eingeräumt. Eine Pflicht eines Staates zur Annahme der ihm zugewendeten diplomatischen Agenten ist an und für sich ebenso wenig begründet, als die Pflicht, Gesandte abzusenden. Verträge können auch hier Ausnahmen begründen. Die Annahme eines Gesandten enthält zugleich die Anerkennung seines Souverains. Ob ein Staat die an ihn abgeschickten Gesandten annehmen wolle, ist eine bloße Intressenfrage; er darf, außer wo bindende Verträge vorhanden sind, die Annahme auch von gewissen Bedingungen oder Beschränkungen abhängig machen. Die Regel ist aber, daß jeder Staat fremde Gesandten annimmt, wenn nicht sein Verhältnis zu dem sie absendenden Staate gespannt oder feindlich ist. Die Ertheilung der ersten Audienz gilt als stielliche Bestätigung der Annahme des Gesandten. Aus besondern höchst verschiedenen Beweggründen kann die Annahme eines Gesandten auch verweigert werden; namentlich geschieht es zur Vermeidung eines unangenehmen Ceremoniels, oder zur Vermeidung einer unangenehmen Persönlichkeit, oder es wird die Abscheidung eines Gesandten von einem fremden Staate bis zur Hebung der zwischen ihm und andern Staaten existirenden Collisionen verboten, oder es verbietet sich der fremde Souverain wol auch die Bevollmächtigung seiner eigenen Unterthanen. Die Verweigerung der Annahme kann dem absendenden Staate oder dem Gesandten selbst auf verschiedene Weise eröffnet werden; dem letzteren, wenn er bereits am Orte seiner Bestimmung angelangt ist, durch Nichtannahme seines Beglaubigungsschreibens oder sonst auf geeignete Weise, vor der Ankunft an diesem Orte durch Benachrichtigung davon, daß man ihn nicht annehmen werde, in manchen Fällen sogar durch Verfolgung des Ueberschreitens der Grenze. Auch eine Verpflichtung eines fremden Staates, einem Gesandten den Aufenthalt oder die Durchreise zu gestatten, wird völkerrechtlich nicht anerkannt, was ganz consequent damit ist, daß eine Pflicht zur Annahme des Gesandten nicht besteht. Die Bewilligung der Durchreise eines Gesandten kann an besondere Bedingungen geknüpft werden; mindestens kann der Gesandte dann persönliche Sicherheit verlangen.

**Verhiebenheit der Gesandten.** I. Nach dem Umfange des ihm übertragenen Geschäftskreises oder der für die ihm übertragenen Geschäfte ertheilten Vollmacht kann der Gesandte entweder eingeschränkt oder uneingeschränkt sein. Im letztern Falle heißt er *Plenipotentiarius* (*plena potestate munitus*); der Titel *Plenipotentiarius* wurde in diesem Sinne früher allgemein ausdrücklich ertheilt, während in neuern Zeiten herkömmlich die Gesandten der zweiten Classe (s. nachher) den Titel: *Ministre plenipotentiaries*, bevollmächtigter Minister, ohne Rücksicht auf den Umfang

ihrer Vollmacht erhalten. II. Nach der Dauer ihrer Sendung werden unterschieden ordentliche Gesandte (Ambassadeur ordinaire, Envoyé ordinaire), welche mit Vorbehalt des Widerrufs ihren gesandtschaftlichen Charakter auf unbestimmte Zeit erhalten haben, und außerordentliche Gesandte (Ambassadeur extraordinaire, Envoyé extraordinaire), deren gesandtschaftliche Eigenschaft auf eine mehr oder weniger im Voraus bestimmte Dauer beschränkt ist. Vor der Einführung der ständigen Gesandtschaften gab es nur Gesandte der letzteren Art. Nach der jetzigen Praxis führen jedoch häufig die dauernd bei einem fremden Souverain beglaubigten Gesandten den Titel: Envoyé extraordinaire et Ministre plénipotentiaire, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister. III. Nach der Natur der Geschäfte, zu welchen die Gesandten bestimmt sind, unterscheidet man 1) Geschäftsge sandte (Ministres négociateurs), welchen vorzugsweise die Betreibung eigentlicher Staatsgeschäfte aufgetragen ist; 2) Ceremonialgesandte (Ehrengesandte, Ministres d'étiquette, Ministres de cérémonie etc.), diejenigen, deren Absendung hauptsächlich durch das allgemeine Staatsceremoniel oder das Familienceremoniel des Souverains veranlaßt wird, z. B. zur Abhaltung von Dankfesten oder Glückwünschen, zu Begehung des Beileids (Condolenz), zur Brautwerbung, Vermählung, Taufen u. s. w. Hierher gehören auch die ambassadeurs d'excuse, welche zur Entschuldigung wegen erregten Mißfallens abgesendet werden. Eine solche wurde in dem Frieden zwischen Frankreich und Genua zu Versailles von 1685. Art. 1. ausdrücklich bedungen<sup>3)</sup>. Ceremonialgesandte größerer Mächte werden gewöhnlich mit dem Range eines Botschafters bekleidet, und es werden dazu gewöhnlich Personen von hohem Range, z. B. Mitglieder der regierenden Familie des absendenden Staates, gewählt. Ein bloßer Ceremonialgesandter ist fast immer ein außerordentlicher in der Bedeutung dieses Ausdruckes, welche er im Gegensatz zum ordentlichen Gesandten hat. Die Eigenschaften eines Geschäftsge sandten und eines Ceremonialge sandten können auch in derselben Person vereinigt sein. Zu den Ceremonialge sandtschaften rechnen Einige<sup>4)</sup> auch die in früheren Zeiten an den Papst gesandten Obdiennzgesandtschaften (legationibus obedienciae, ambassades d'obedienciae), welche dagegen Andere<sup>5)</sup> mit mehreren Rechten als eine besondere Art der Gesandtschaften hinstellen. Diese kamen im Mittelalter auf und beruhten auf der Unterwerfung fast aller Souveraine Europa's unter die päpstliche Hierarchie, nicht nur in geistlichen, sondern auch mehr oder weniger in weltlichen Dingen, worauf der Papst den Anspruch gründete, daß ihm die katholischen Regenten nach ihrer Thronbesteigung besondere Gesandtschaften zur Eröffnung ihrer Erhebung und zur Versicherung der besondern Ehrfurcht und des Gehor-

sams gegen den Papst zu senden mußten. Später wurde es von Seiten der Souveraine gewöhnlich, diese Gesandtschaften Reverenzgesandtschaften (Ambassades de révérence) zu nennen. Die von Manchen<sup>6)</sup> hinsichtlich des römischen Kaisers und des Herzogs von Savoyen behauptete Ausnahme von diesen Obdiennzgesandtschaften ist historisch nicht begründet<sup>7)</sup>. Es wird auch bisweilen ein Erzbotschafter des heiligen römischen Reichs erwähnt und dessen Geschäftskreis als sehr umfangreich und wichtig geschildert<sup>8)</sup>. Zu den Geschäftsge sandten werden auch die Gesandten vermittelnder Mächte gerechnet, denen in der Regel das Recht zusteht, den Conferenzen beider oder mehrerer Theile beizuwohnen, auch gewöhnlich gewisse Ehrenvorzüge, z. B. die ersten Plätze, eingeräumt werden. IV. Nach dem Range werden ferner gewisse Classen von Gesandten unterschieden. Das allgemeine Völkerecht kennt keinen innern Unterschied der Gesandten der Staatsgewalten unter sich, indem es sie sämtlich als Geschäftsträger der Macht, von welcher sie beauftragt sind, betrachtet. Allein das Ceremoniel der Höfe und die gemeinsame Staatenpraxis haben nach und nach eine gewisse Classeneintheilung der Gesandten mit bestimmten Rechtsverschiedenheiten eingeführt. In früheren Zeiten war in Europa für Betreibung von Staatsgeschäften an fremden Höfen nur eine Art von Gesandten bekannt, nämlich die Botschafter (Ambassadeurs); die in Privatgeschäften des Fürsten etwa besonders angenommenen Agenten konnten niemals die Verrichte der Gesandten beanspruchen. Im 15. und 16. Jahrh. veranlaßte die Bebauung des persönlichen Repräsentativcharakters der Gesandten manchen Streit und größere Kosten; außerdem wurden um diese Zeit die Gesandtschaften immer mehr ständige. Deshalb wurde eine geringere Classe von Gesandten unter dem Namen der Residenten eingeführt, welche zwar ebenfalls bei der Verhandlung über die ihnen aufgetragenen Geschäfte ihren Souverain repräsentirten, aber nicht dasselbe Ehrenceremoniel genossen, wie die Botschafter. Die außerdem zur Betreibung von Staatsgeschäften verwendeten Agenten wurden mit dem Namen Geschäftsträger (Chargés d'affaires, agentes in rebus) bezeichnet und immer mehr von den bloß mit Privatgeschäften ihrer Souveraine Beauftragten unterschieden. Gegen das Ende des 17. Jahrh. wurde der Anfang damit gemacht, den ohne bestimmten Charakter auf fremde Höfe gesandten *gentilhommes envoyés* ein Gesandtschafts ceremoniel einzuräumen, was Anfangs sehr schwankend war. Hierdurch entstand zwischen den Botschaftern und Residenten eine Mittelclassen, die sogenannten *Envoyés extraordinaires*, und etwas später die *Ministres plénipotentiaires*. Der Gebrauch der Höfe entschied allmählig dafür, daß sie dem Botschafter in Ansehung

3) Andere Beispiele s. bei Klüber, Europäisches Völkerrecht.

§. 178. Not. a. 4) Wie Klüber a. a. D. 5) Wie Klüber a. a. D. §. 87.

6) Müller, Manuel de consuls Tom. II. part. I. p. 246. 7) Ueber die Obdiennzgesandtschaften s. Bader, De legationibus obedienciae Romae missis libris singulari. (Jen. et Lips. 1737.) 8) Hoffmann, Abh. von den Kräutern, besonders eines Erzbotschafters, in den Erlanger gelehrten Anzeigen. 1751. S. 232—240.

seines Repräsentativcharakters und des Ceremoniels nachstehen, vor den Residenten aber sowohl im Ehrenceremoniel als in den sonstigen gesandtschaftlichen Vorrechten den Vorrang hatten. Der hiernach seit dem Anfange des 18. Jahrh. gemachte und seitdem beobachtete Unterschied von drei Rangklassen der Gesandten erhielt im wesentlichen Bestätigung durch das von den Gesandten der acht Mächte, welche den pariser Frieden vom 30. Mai 1814 unterzeichnet haben, auf dem Wiener Congresse errichtete „Règlement sur le rang entre les Agens diplomatiques“ vom 19. März 1815<sup>9)</sup>, zu dessen Annahme die übrigen gekrönten Häupter eingeladen wurden, daher auch die teutsche Bundesversammlung in ihrem Protocoll vom 12. Juni 1817 die Annahme beschloß. Endlich beschloß im J. 1818 die auf dem aachener Congresse vertretenen fünf Mächte (Oesterreich, Rußland, Preußen, Frankreich und Großbritannien) laut Protocolls vom 21. Nov. 1818<sup>10)</sup>, daß die bei ihnen beglaubigten Ministerresidenten (Ministres résidents) in Hinsicht auf Rang eine Mittelklasse zwischen den Gesandten zweiter Classe und den Gesandtschäftsträgern bilden sollten. In Folge dieses Beschlusses bestanden demnach bei diesen fünf Mächten vier Classen von Gesandten, ein Gebrauch, nach welchem in der neuesten Zeit man sich auch an mehreren andern Höfen richtet. Gesandte erster Classe. Es sind dies diejenigen Gesandten, welchen von ihrem Souverain und ohne Widerspruch des sie annehmenden Staates der vollkommene Repräsentativcharakter, d. h. der höchste Grad des Ceremoniels beilegt ist. Sie repräsentiren in jeder Hinsicht die Person ihres Souverains, nicht bloß in den ihnen aufgetragenen Geschäften, und haben daher im Allgemeinen auf die Vorrechte Anspruch, welche ihrem Souverain, wenn er selbst anwesend wäre, zukommen würden. Diese auf Herkommen beruhenden Vorrechte waren nicht überall gleich; immer aber kamen die den Gesandten erster Classe eingeräumten Vorzüge und Auszeichnungen den Ehrenbezeugungen, welche ihr Souverain persönlich hätte verlangen können, sehr nahe. In der neuesten Zeit hat die Praxis der meisten Höfe diese Vorrechte sehr beschränkt; sie bestehen nur in gewissen Ehrenbezeugungen vor den Gesandten der zweiten Classe. Zu den Gesandten der ersten Classe gehören: 1) die Botschafter (Großbotschafter, Ambassadeurs<sup>11)</sup>, Magni legati, Oratores, Embaxadores, Ambasciatori); 2) die päpstlichen legati a latere oder de latere, und die ordentlichen und außerordentlichen päpstlichen Nuntien. Die Botschafter sind ordentliche oder außerordentliche, je nachdem sie befähigt bei einem bestimmten Hofe beglaubigt oder nur zu einem bestimmten Geschäfte oder bei einer besonders feierlichen Gelegen-

heit geschickt werden. Neuerdings wird der Titel eines außerordentlichen Botschafters für ehrenvoller gehalten und häufig den beständigen Botschaftern als Auszeichnung ertheilt. Nach der jetzigen Praxis bei den meisten Höfen ist dieser Unterschied selten. Wo er noch vorkommt, sind im Allgemeinen die Rechte und der Rang eines ordentlichen und eines außerordentlichen Botschafters gleich; da aber in neuen Zeiten der Titel des letzteren für ehrenvoller gilt, so läßt der ordentliche Botschafter dem von demselben Hofe abgeschickten außerordentlichen den Vorrang. Auch kommt es hierin darauf an, ob der Staat, bei welchem beide beglaubigt sind, einen Unterschied zwischen ihnen machen will oder nicht. Bisweilen sind auch nur als bevollmächtigte Minister beglaubigte Gesandte als Gesandte erster Classe behandelt worden, namentlich wenn Staatsminister zu einem Congresse abgesandt wurden. Die Annahme der Botschafter ist mit vielen Förmlichkeiten und sonstigen Unbequemlichkeiten verknüpft; ihr hoher Rang verlangt viel äußern Glanz und Aufwand. Bisweilen hat sich daher ein Hof die Absendung eines Botschafters verboten. Gegenwärtig schiden die meisten Höfe, zur Ersparrung der Unkosten und des Ceremoniels beiderseits, nur Gesandte der zweiten Classe. Botschafter haben in der neuesten Zeit nur Rußland, Oesterreich, Frankreich, England und die Pforte abgesandt. Die päpstlichen Gesandten erster Classe sind entweder Legaten oder Nuntien. Der Unterschied, welchen Manche zwischen legati a latere und legati de latere machen<sup>12)</sup>, daß erstere Cardinale sind, letztere nicht, beruht auf einem Irrthume. Vielmehr ist zwischen Legaten und Nuntien nur der Unterschied, daß jene Cardinale sind, diese nicht. Auch bei Nuntien wird zwischen ordentlichen und außerordentlichen unterschieden. Diesen päpstlichen Gesandten wurde bei den katholischen Höfen von jeher der Rang der Gesandten erster Classe und unter diesen der Vorrang beilegt. Die Legaten, deren Absendung in neuerer Zeit seltener ist, wurden von den katholischen Regenten immer mit außerordentlichen Ehrenbezeugungen empfangen. Die Nuntien sind gewöhnlich Prälaten, welche zu Erzbischöfen oder Bischöfen geweiht sind. Der Einfluß und die Macht der päpstlichen Gesandten wuchs und sank mit der Macht der Hierarchie selbst. In den protestantischen Staaten setzte ihnen die Reformation von selbst Grenzen; aber auch die katholischen Regenten suchten die Macht der päpstlichen Gesandten durch die Concordate mit der päpstlichen Curie immer mehr zu beschränken. Noch im 18. Jahrh. waren die Vorrechte und die Gerichtsbarkeit der päpstlichen Nuntien sehr bedeutend<sup>13)</sup>. Sie bildeten früher gewissermaßen päpstliche Tribunale in verschiedenen Staaten Europa's. In Teutschland führten die Bischöfe der Erzbischöfe und Bischöfe über die Beschränkung ihrer Gerichtsbarkeit durch die Nuntien zu einem kaiserlichen Rescripte vom 12. Oct. 1785,

9) Klüber's Viten des Wiener Congresses. VI. Bd. S. 254. Es ist auch abgedruckt bei Mirus a. a. O. VIII. II. Beilagen Nr. 49. S. 281 — 284. 10) Martens, Recueil des traités, Supplément. VIII. p. 648; f. auch Mirus ebend. S. 284. 11) Dieses Wort wird von Heffter a. a. O. S. 208. Not. 1 von dem teutschen Ambacht, Amt, von Enden von dem spanischen Worte *ambador*, abgeleitet, abgeleitet.

12) J. B. Bichter, Instit. politiques T. II. p. 373. Mittheilung. Manuel de consuls T. II. part. I. p. 245. 13) Vergl. Kurpfalz-bairisches Intelligenzblatt vom 1785. Nr. 63.

wodurch sämmtlichen im teutschen Reiche befindlichen Nuntien alle Gerichtsbarkeit genommen wurde. Der von den teutschen Erzbischöfen besetzte erster Congress setzte gewisse Reformationspunkte fest, welche sie ihren Suffraganbischöfen auf kaiserlichen Befehl im Entwurfe mittheilten. Ungeachtet nicht alle Bischöfe beitraten, genehmigten die meisten Erzbischöfe und Bischöfe die erster Verhandlungen, setzten sich in ihre ursprünglichen Gerechtsame und verboten ihren Untergebenen jeden Recurs an die römischen Gerichte und an die Nuntiatur. Indessen nahmen nach dem Tode Kaiser Joseph II. die Einmischungen der Nuntiatoren wieder überhand und behaupteten sich bis zur französischen Revolution, welche auch für die Stellung des päpstlichen Hofes zu den übrigen katholischen Staaten Europa's einflußreich war. Theils durch Concordate, theils durch gegenseitige Bestimmungen hat man in neuerer Zeit dem Einflusse des päpstlichen Hofes Schranken gesetzt. Die Verfügungen der bei den katholischen Höfen beglaubigten Nuntien bedürfen zu ihrer Wirksamkeit meistens der Genehmigung des betreffenden Staates. Gesandte der zweiten Classe. Diese repräsentiren nicht, wie die der ersten Classe, die Person ihres Souverains, sondern nur in Bezug auf die ihnen aufgetragenen Geschäfte. Auch sie haben gewisse Vorrechte, namentlich ein gewisses Ehrenceremoniel. Es gehören hierher: 1) Die *Envoys* (lavali, Ablegati, Prolegati), welche *ordinaires* und *extraordinaires* sein können; in der neueren Zeit ist der Titel „*Envoyé ordinaire*“ ungewöhnlich und das Prädicat „*extraordinaire*“ für einen *Envoyé* allgemein üblich geworden; früher kam auch häufig der Titel „*Envoyé*“ ohne weiteren Zusatz vor. 2) Die bevollmächtigten Minister oder Gesandten (*ministres plénipotentiaires*). Sie werden erst seit der Mitte des 18. Jahrh. zu den Gesandten der zweiten Classe gerechnet und haben in der neuesten Zeit neben dem Titel „*ministres plénipotentiaires*“ auch den Titel „*envoyé extraordinaire*.“ 3) Der kaiserl. österreichische *Internuntius* zu Constantinopel. Wegen des dem Gesandten Frankreichs bei der Pforte in dem Bündnißvertrage Soliman's des Großen mit Frankreich eingeräumten Vorrangs vor allen anderen Gesandten sendete der teutsche Kaiser keinen Vorkonsul an die Pforte, sondern theilte seinem Gesandten bei derselben den Titel „*Internuntius*“, welcher sich auch, nachdem die erwähnte Bestimmung jenes Vertrags nicht mehr in Anwendung ist, bis jetzt erhalten hat. 4) Die *Internuntien* des Papstes nehmen bei den Höfen dieselbe Stellung ein, welche den *Envoys* und anderen Gesandten der zweiten Classe von anderen Souverainen zukommt. Unrichtig ist es, wenn Manche die Nuntien zur zweiten, die Internuntien zur dritten Classe rechnen. Nach dem Art. I. des auf dem Wiener Congress errichteten Reglements über den Rang der diplomatischen Agenten gehören überhaupt in die zweite Classe diejenigen *Envoys*, Minister und anderen Gesandten, welche, wie die Gesandten der ersten Classe, bei der Person des fremden Souverains selbst beglaubigt (*accreditir*) werden. Gesandte der dritten Classe.

Zu ihnen gehören: 1) Die *Ministres* (*accreditirte* Minister) ohne sonstiges Prädicat; 2) die *Ministres chargés d'affaires*, ein Titel, welcher jedoch sehr selten ertheilt worden ist; 3) die *Ministres résidents* (*ministres résidents*); 4) die *Residents* (*résidents*), ein früher häufiger, jetzt selten ertheilter Titel; 5) die Geschäftsträger (*chargés d'affaires*), welche auch häufig nur für die Dauer der Abwesenheit des ordentlichen Gesandten ernannt werden, gewöhnlich in der Person eines der *Secrétaires* der Gesandtschaft, wiewohl auch sie der abreisenden Gesandte dem Hofe oder dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten in dieser Eigenschaft gewöhnlich besonders vorstellt; jedenfalls bedürfen sie einer schriftlichen Legitimation; 6) die eigentlich sogenannten, diplomatischen Agenten (*agens diplomatiques*); 7) die *Generalconsuln*, *Consuln* u. s. w., in sofern ihnen ein diplomatischer Charakter beilegt ist. Regelmäßig werden alle diese Gesandten der dritten Classe nicht bei dem Souveraine, an dessen Hof sie residiren sollen, sondern nur bei dessen Minister der auswärtigen Angelegenheiten beglaubigt; doch kommen auch Ausnahmen vor. Nach dem erwähnten, auf dem Wiener Congress errichteten Reglement Art. I. gehören in die dritte Classe nur die *Chargés d'affaires*, „*accredités* auprès des *Ministres chargés des affaires étrangères*.“ Nach dem aachener Conferenzprotocoll vom 21. Nov. 1818 sollen die bei den fünf auf dem Congress zu Vachen im J. 1818 vertretenen Mächten beglaubigten Ministerresidenten zwischen den Gesandten der zweiten Classe und den Geschäftsträgern (*Chargés d'affaires*) eine Mittelclasse bilden; daher bei diesen Höfen es vier Classen von Gesandten gibt. Manche anderer Höfe haben dieses nachgeahmt. Von den Gesandten sind zu unterscheiden: 1) *Commissaires*, welche vom Souveraine mit Staatsgeschäften im Inlande mit seinen Unterthanen beauftragt sind, aber auch zu Grenzberichtigungen, Beforgung von Liquidationsgeschäften u. s. w. in das Ausland geschickt werden; 2) *Députirte*, welche mit diesem Titel von einem Verrine von Staaten oder Ständen an einen fremden Souverain oder zu einem Congress zur Verhandlung über Staatsgeschäfte abgesandt werden und, wenngleich nicht den Titel von Gesandten, doch die gesandtschaftlichen Rechte in der Regel haben und nach Umständen wie Gesandte der einen oder anderen Classe behandelt werden; 3) *Agenten*, welche, wenn sie mit Privatgeschäften eines Souverains beauftragt sind, keinen Anspruch auf gesandtschaftliche Rechte haben, während ihnen solche, wenn ihnen Staatsgeschäfte übertragen sind, unter gewissen Beschränkungen nicht verweigert werden können; 4) *Geheime Abgesandte* (*émissaires cachés ou secrets*), welche ein Staat in das Gebiet eines anderen absendet, um ohne Vorwissen des letzteren Staatsgeschäfte ihres Staats zu betreiben und welche selbstverständlich keine gesandtschaftlichen Vorrechte genießen; häufig werden aber auch bei geheimen und wichtigen Geschäften *Unterhändler* (*envoys confidentiels, négociateurs secrets*) an einen fremden Souverain oder dessen Ministerium ab-

gesendet, welche entweder den gesandtschaftlichen Charakter nicht haben, oder denselben erst dann öffentlich annehmen dürfen, wenn die Lage der ihnen aufgetragenen Geschäfte es erlaubt. Unzweifelhaft haben sie, da der sie annehmende Hof ihre Eigenschaft kennt, auf völlige Unverletzlichkeit Anspruch; außerdem genießen sie dieselbe Behandlung, wie andere Privatpersonen ihres Ranges. 5) Abgesandte ohne gesandtschaftlichen Charakter werden häufig mit Aufträgen in Staatsgeschäften, ohne Verheimlichung der Tatsache der Sendung, an fremde Staaten geschickt; was auch in dem Falle geschieht, wenn ein Staat von einem anderen keinen Gesandten annehmen will, jedoch zur Vertreibung von Staatsgeschäften an ihn abgeordnete Personen ohne gesandtschaftlichen Charakter zuläßt. Auch sie haben Anspruch auf Unverletzlichkeit. 6) Die Consuln haben einen öffentlichen, aber regelmäßig keinen gesandtschaftlichen Charakter; sie werden jedoch häufig auch mit gesandtschaftlichen Geschäften beauftragt und zu diesem Behufe ausdrücklich beglaubigt.

Wahl der Gesandten. Zu welcher Rangklasse der abzusendende Gesandte gehören soll, hängt an sich von der Bestimmung jedes Souverains ab. Im positiven Völkerrechte finden sich jedoch gewisse Beschränkungen. Namentlich wurde das Recht, Gesandte erster Classe zu schicken, nicht allen Staaten von den übrigen Mächten zuerkannt. Kaiser, Könige und andere Regenten mit königlichen Ehren, sowie der Papst als weltlicher Souverain übten es unbeschränkt aus. Auch größeren Republiken, wie Venedig, den vereinigten Niederlanden und der Schweiz wurde es zugestanden. Die teutschen Kurfürsten übten es unbeschränkt im teutschen Reiche aus, auch auf mehreren Friedenscongressen wurde es ihnen eingeräumt, in anderen Fällen wieder bestritten. Die altweltlichen Fürsten des teutschen Reichs beanspruchten es ebenfalls, konnten sich aber nicht in Besitz setzen. Daß es stets nur ein königliches Recht gewesen sei, ist unermittellich<sup>14)</sup>. Indessen pflegt den Souverainen ohne königliche Ehren, den kleineren Republiken und den jetzigen halbsouverainen Staaten das Recht zur Absendung von Vorkäpfen von den Souverainen mit königlichen Ehren, wenn sie nicht etwa verwandt sind, verweigert zu werden. Unter einander übten die gedachten Staaten dieses Recht unbedenklich aus. Weigert sich ein Souverain, von einem anderen einen Gesandten erster Classe anzunehmen, so ist es herkömmlich, daß er auch an den letzteren keinen Gesandten dieser Classe absendet. Wenn auch der Souverain, welcher das Recht hat, Gesandte der ersten, zweiten oder dritten Classe abzusenden und anzunehmen, nach seiner Wahl Gesandte einer dieser Classen an andere Souveraine abordnen kann, so gilt doch unter den europäischen Staaten hinsichtlich des Ranges der abzuordnenden Gesandten in der Regel das Princip der Gegenseitigkeit, insofern man sich gegenseitig Gesandte gleichen Ranges zusendet, obwohl auch dies nicht ohne Ausnahmen ist. Außerdem kann

ein Gesandter während der Dauer seiner Function einen höheren oder niederen Rang erhalten. Unter Mächten ersten Ranges (Großmächte) ist die gegenseitige Absendung von Gesandten erster Classe üblich. Ebenso werden unter Mächten höheren Ranges zu feierlichen Ceremonial- oder Ehrengesandtschaften herkömmlich Gesandte der ersten Classe geschickt. Durch besondere Uebereinkunft wird hiwieweil, selbst unter Mächten ersten Ranges die Absendung von Gesandten niedriger Classen verabredet. Häufig kommt es, meistens aus diplomatischen Rücksichten, in neuerer Zeit vor, daß ein Hof, bei welchem ein Gesandter höherer Classe eines anderen Souverains residirt, dennoch an den Hof des letzteren nur einen Gesandten der dritten Classe abordnet. Hinsichtlich der Zahl der an denselben Hof zu sendenden Gesandten ist kein Souverain beschränkt, sowie ihm auch die Wahl zusteht, ob die mehreren Gesandten derselben oder verschiedenen Classen angehören sollen, ob ihnen dieselben oder verschiedene Geschäfte aufgetragen seien, und ob im ersteren Falle mit der Clausel „lammt oder sonders“ oder ohne dieselbe; im letzteren Falle müssen die mehreren Gesandten immer zusammen handeln. In der Regel genügt die Absendung eines Gesandten; in gewissen Fällen kann aber auch die Abordnung mehrerer rathsam sein, z. B. bei Friedensunterhandlungen auf Congressen, bei welchen die Souveraine entweder als selbst interessirte Theile oder als Vermittler vertreten werden sollen. An den europäischen Höfen werden bei sehr wichtigen Geschäften oder besondern Freistelligkeiten in neuerer Zeit häufig mehr Gesandte erster oder zweiter Classe abgeordnet, wie z. B. bei den pariser Friedensschlüssen und bei den Congressen zu Wien, Aachen u. s. w. geschehen ist. Hiwieweil sind Schwierigkeiten gemacht worden, mehrere Gesandte desselben Staats als Vorkäpfe anzunehmen oder anzuerkennen, sowie umgekehrt für gewisse Ceremonialgesandtschaften mitunter die Absendung mehrerer Gesandten bedungen oder doch wenigstens verlangt worden ist. Auch kommt es vor, daß an einen Souverain, welcher mehrfache politische Eigenschaften hat, mehrere Gesandte, selbst verschiedenen Ranges, abgesandt werden. Häufig wird ein Gesandter zugleich bei mehreren Höfen beglaubigt, und ebenso häufig beglaubigend mehrere Souveraine einen gemeinschaftlichen Gesandten bei demselben Hofe. Auch hinsichtlich der Person des Gesandten findet in Ermangelung entgegenstehender besonderer Verträge keine Beschränkung eines Souverains statt. In der Regel stehen daher weder Geburts- und Standesverhältnisse, noch Vaterland, Alter, Religion und Geschlecht der Ernennung einer übrigen zu den Functionen eines Gesandten fähigen Person entgegen. Jedenfalls kann aber der Souverain, bei welchem der Gesandte beglaubigt werden soll, die Annahme desselben, wenn er ihm unangenehm ist, oder aus anderen Gründen ablehnen. Nicht immer werden die Ablehnungsgründe ausdrücklich befohlen, und es hat dies manchmal schon zur Verhinderung des ganzen gesandtschaftlichen Verkehrs zwischen zwei Staaten geführt. Zur Vermeidung solcher Ablehnungen zieht man zuweilen bei dem andern

14) Heffter a. a. D. §. 300.

Hofe zuvor Erkundigung ein, ob ihm diese oder jene Person als Gesandter auch angenehm sei; oder man sendet dem andern Hofe wol auch eine Personelliste zur Auswahl zu. Zuweilen bittet ein Souverain auch wol um Ernennung einer ihm besonders angenehmen Person zum Gesandten, oder wünscht das Verbleiben eines schon beglaubigten Gesandten, der zurückgerufen werden soll, in seiner bisherigen Stellung. Selbstverständlich sind bei der Wahl eines Gesandten dessen persönliche Tüchtigkeit, Einsicht und Kenntnisse entscheidend. Das Vaterland des zu ernennenden Gesandten ist in der Regel gleichgültig. Doch haben manche Staaten das Princip, keinen ihrer eingeborenen Unterthanen als Gesandte von einem fremden Souverain anzunehmen, z. B. hatten dies die französischen Könige und Napoleon I., Schweden und die vereinigten Niederlande. Nach einem im J. 1816 gefassten Beschlusse der deutschen Bundesversammlung darf keine im Bürgerverbände der Stadt Frankfurt stehende Person zum Bundestagsgesandten, außer für Frankfurt selbst, ernannt und angenommen werden<sup>1)</sup>. Jedemfalls haben Unterthanen, welche bei ihrem eigenen Souverain als Gesandte eines fremden Staats beglaubigt werden sollen, zuvor um des ersteren Befassung anzufuchen, welche auch bisweilen gewährt wird, obwohl dieses zu den seltenen Fällen gehört. Ebenso ist das Alter und das Geschlecht des zu ernennenden Gesandten der Bestimmung des absendenden Staates überlassen. Obwohl in der Regel nur Männer zu Gesandten ernannt werden, so kommen doch auch, wieviel selten, Beispiele vor, daß Frauen mit gesandtschaftlichem Charakter bekleidet worden sind. Auf die Religion des Gesandten kommt Nichts an; es ist nicht erforderlich, daß er der Religion des ihn abscheidenden Hofes, oder der desjenigen, bei welchem er beglaubigt wird, zugehört sei. Geburts- und Standesverhältnisse des zu ernennenden Gesandten sind gleichgültig. Doch waren für gewisse Gesandte darüber Bestimmungen vorhanden, z. B. mußte der kaiserliche Principalemissarius bei der deutschen Reichsversammlung ein Fürst sein. Zu Ceremonialgesandten werden häufig Personen hoher Geburt ernannt.

Beglaubigung und Sicherstellung des gesandtschaftlichen Charakters. 1) Zur Anerkennung eines Gesandten von Seiten eines Souverains, an welchen er geschickt wird, wird verlangt, daß er demselben ein Beglaubigungsschreiben (Credito, lettre de créance, litterae credentiales) übergebe, wodurch der absendende Souverain dem auswärtigen die Absendung des Gesandten, unter Angabe dessen Namens und Charakters, im Allgemeinen bekannt macht und ihn ersucht, dem vom Gesandten im Namen und Auftrage des Absenders abgegebenen Erklärungen Glauben zu schenken. Die Form des Beglaubigungsschreibens ist gewöhnlich die eines Kanzleischreibens, ein Cabinetsschreiben ist jedoch von gleicher Wirkung. Das Credito wird in der Re-

gel doppelt ausgefertigt; das verschlossene Original hat der Gesandte dem Souverain, an welchen er geschickt ist, zu überreichen, die offene beglaubigte Abschrift desselben dient zu seiner Legitimation bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten und ist demselben vor der Ueberreichung des Originals an den Souverain vorzuzeigen, weil letzterer den Inhalt kennen muß, um wegen der Annahme sich zu entscheiden und das dem Gesandten zu bewilligende Ceremoniel bestimmen zu können. Erst nach Ueberreichung des Credito wird der Gesandte als solcher anerkannt, und ist dann bei dem Hofe, an welchen er abgeschickt worden ist, beglaubigt oder accreditirt. 2) Zur sichern und ungehinderten Verlangung an seinen Bestimmungsort bedarf der Gesandte der erforderlichen von seinem Hofe ihm zu gebenden Pässe (passe-ports). Ebenso erhält der in sein Vaterland zurückkehrende Gesandte von dem Hofe, bei welchem er beglaubigt war, die nöthigen Pässe. Insbesondere bedarf ein Gesandter in Kriegsjahren der Pässe oder *Secrètes brieves* (sauf-conduits, salvi conductus litterae) zur Durchreise durch das Gebiet des Staates, mit welchem sein Souverain in feindlichen Verhältnissen steht. 3) Ein Gesandter, welcher Stellvertreter seines Souverains bei einem fremden Hofe sein soll, bedarf von seinem Souverain einer förmlichen Vollmacht (pouvoir, pleinpouvoir, plenipotencia), wodurch er für die ihm aufgetragenen Geschäfte oder Verhandlungen beglaubigt wird. In der Vollmacht werden der Zweck und die Grenzen des Auftrages bezeichnet. Die Vollmacht bildet die Grundlage der Gültigkeit aller Handlungen des Gesandten, ungehindert durch den Inhalt der Instructionen, wenn nicht auch diese zur Erklärung des Inhalts der Vollmacht mitgetheilt werden dürfen. Die der Vollmacht gemäß unternommenen Handlungen verpflichten den Machthaber, sollten sie auch der geheimen Instruction zuwiderlaufen. Man unterscheidet allgemeine und besondere Vollmacht (General- und Specialvollmacht). Durch erstere legitimirt sich der Gesandte zu den gewöhnlichen gesandtschaftlichen Verhandlungen und Geschäften im Allgemeinen oder zu Verhandlungen mit dem andern Staate überhaupt. Früher ist unter allgemeiner Vollmacht auch eine solche verstanden worden, wodurch ein Gesandter unbestimmt mit allen Staaten in Unterhandlungen zu treten ermächtigt war (actus ad omnes populos); es kommt dies jetzt nicht mehr vor. Durch die besondere Vollmacht wird der Gesandte nur zur Betreibung eines bestimmten Geschäfts ermächtigt. Die Vollmacht kann ferner beschränkt oder unbeschränkt sein (mandatum limitatum und illimitatum). Die Form der Vollmacht anlangend, so besteht dieselbe regelmäßig aus einem offenen Briefe (in forma patente), wo sie aus Vollmacht im engeren Sinne heißt; sie kann aber auch in einem versiegelten Schreiben (in forma litterarum) enthalten sein und heißt dann auch Beglaubigungsschreiben im engeren Sinne. Häufig wird einem Gesandten beides mitgegeben; denn die Aufnahme der Vollmacht in das Beglaubigungsschreiben ist, namentlich

1) Öffnung an den Senat der freien Stadt Frankfurt vom 23. Oct. 1816 und darauf erfolgte Erklärung des frankfurter Senats vom 25. Oct. 1816 bei Riess a. a. D. Abth. II. Beilagen Nr. 30. 31.

in der neueren Zeit, selten. Dagegen erhalten Gesandte, welche zu einem Reichstage, Congresse oder zu einer Bundesversammlung abgeordnet worden, selten Creditio; sie legitimiren sich gegenseitig nur durch ihre Vollmachten, welche sie in beglaubigter Abschrift gegen einander auswechseln oder dem Vermittler übergeben. Doch erhielten auswärtige Gesandte am teutschen Reichstage Creditio; dies ist noch jetzt der Fall bei den an den teutschen Bundestag abgeschickten fremden Gesandten. Zum Schutze der Prüfung der Vollmachten werden bisweilen, namentlich auf Congressen, besondere Bestimmungen getroffen. Solches geschah z. B. auf dem vierten Congresse durch eine Bekanntmachung vom 1. Nov. 1814. 4) Unterschieden von den Beglaubigungsschreiben sind die gewöhnlichen Empfehlungsschreiben (lettres de recommendation), welche der Gesandte bisweilen an Mitglieder der Familie des fremden Souverains, oder an hohe Beamte desselben u. s. w. erhält. 5) Jedem Gesandten wird, gewöhnlich vor seinem Abgange nach dem Bestimmungsorte, eine Instruction ertheilt und mitgegeben, welche Vorschriften sowohl über sein Verhalten gegen den Hof, bei welchem er beglaubigt wird, und die übrigen dort beglaubigten Gesandten, als auch insbesondere über die Art und Weise der Betreibung der ihm übertragenen Geschäfte enthält. Gewöhnlich ist diese Instruction schriftlich, sie kann aber auch mündlich ertheilt werden. Sie kann allgemein und speciell sein; er bekommt der Gesandte neben seiner allgemeinen Instruction noch eine specielle. Die dem Gesandten bei dem Anfange seiner Sendung ertheilte Instruction (Hauptinstruction) wird gewöhnlich in der Form eines schriftlichen Auftrages abgefaßt; die später zu seiner ferneren Belehrung von Zeit zu Zeit erhaltenen Instructionen werden in der Regel durch die an ihn abgehenden Depeschen gegeben. Der Gesandte erhält die Instruction in der Regel nur zu seinem ausschließlichen Gebrauche und ist daher zu ihrer Geheimhaltung verpflichtet, wenn er nicht in ganz besonderen Fällen von seinem Hofe zu ihrer Vorzeigung ermächtigt wird. Für den letzteren Fall erhält er bisweilen eine doppelte Instruction, eine, welche er vorzeigen darf (ostensible), und eine, welche er geheim halten muß (secrète). Beispiele solcher dem Gesandten ertheilten Instructionen kommen schon im 14. Jahrh. vor.

Schiffen zur Sicherung des Briefgeheimnisses bei gesandtschaftlichen Correspondenzen. Das Briefgeheimniß, d. h. die Unzulässigkeit der Öffnung versiegelter Briefe von Seiten Anderer, als der Adressaten, beruht wol auf einem stillschweigenden Uebereinkommen unter den Völkern. Wesentlich ist dabei die Verriegelung der Briefe. Die Klagen über unerlaubte Öffnung der Briefe kommen schon im Alterthume vor. Sie geschieht nicht nur durch jede Auspöhrung des Inhaltes ohne Verletzung des Siegels, sondern auch durch jede künstliche Öffnung und Wiederoverriegelung, sowie auch durch gewaltsame Erödrung des Siegels u. s. w. Insbesondere hat den größten Anspruch auf Unverletzlichkeit die Correspondenz der fremden Gesandten. Die-

selbe Sicherheit seiner Correspondenz kann ohne Zweifel sogar der Gesandte einer feindlichen Macht verlangen, sobald er von dem Staate, mit welchem sein Souverain in feindlichen Verhältnissen steht, einmal angenommen ist, und so lange er die Schwanken seiner gesandtschaftlichen Pflichten einhält und nicht den Verdacht feindseliger Ansätze erweckt. Eine Ausnahme von dem Principe der Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses kann für einen Staat nur die Nothwendigkeit begründen, sich seines Rechtes, auf Staatsgefährliche oder der allgemeinen Wohlfahrt schädliche Correspondenzen officielle und ausdrückliche Aufmerksamkeit zu richten, zu bedienen. Eine solche Ausnahme tritt namentlich auch dann ein, wenn ein Gesandter selbst die Grenzen seiner Pflicht überschreitet, gefährliche Ansätze gegen den Staat, bei welchem er beglaubigt ist, macht und Unruhe anzuregen sucht. Doch ist hierbei mit großer Vorsicht zu verfahren. Zu Vermeidung der daraus, daß Depeschen in unrechte Hände kommen, entstehenden Nachtheile, ist seit langer Zeit zur Sicherung des Geheimnisses der Gebrauch geheimer Zeichen, d. h. der Chiffren (Ziffern) üblich, daher auch die Geheimchiffrenkunst überhaupt häufig Chiffrirenkunst (Verschlüsselungskunst) heißt. Man wendet diese von Seiten der Gesandtschaften und deren Regierung bei allen Depeschen an, an deren Geheimhaltung man ein Interesse hat, namentlich dann, wenn es an einem vollkommenen sichern Mittel der Uebersendung fehlt<sup>16)</sup>. Ebenso bald fand man Regeln auf, wodurch es möglich wurde, in Chiffren geschriebene Briefe zu lesen; die Kunst der Entdeckung des Inhalts geheimer Chiffren, ohne daß man sich im Besitze des sogenannten Schlüssels (s. nachher) befindet, heißt Decchiffrirenkunst (Entschlüsselungskunst). Sie ist ganz verschieden von dem Decchiffren einer Depesche, d. h. von der Uebersetzung derselben mittels des anvertrauten, verabredeten Schlüssels in bekannte Schrift (Lesechrift). Die geheimer auf Verabredung beruhende Norm, nach welcher der Inhalt der Depesche in Gemäßheit der gewählten Chiffriermethode verborgen wird, heißt der Schlüssel. Gewöhnlich besteht derselbe in einer Verfahrungsart der Schriftzeichen, zur Verwirrung von Complicationen, durch welche das Geheimniß verborgen wird, bestimmt. Der Schlüssel muß vor einem Jeden, welchem der Inhalt der Geheimchiffre unbekannt bleiben soll, verborgen gehalten werden. Der Nutzen der Chiffriren- und Decchiffrirenkunst war schon im Alterthume bekannt; schon die Kacedämonier sollen die Kunst gekannt haben. Der Gebrauch der Chiffren ist indessen jetzt nicht mehr so häufig wie früher, weil in Folge der Vermehrung der Verkehrsmittel und der dadurch bewirkten Zunahme der Zahl der Reisenden sichere Geheimsachen zur Beförderung von Depeschen häufiger als sonst sich darbietet. Außer dem Chiffre, welchen der Gesandte zur geheimen Correspondenz mit seiner Regierung erhält, bekommt er bisweilen noch einen andern mit, welcher sämmtlichen Gesandtschaften derselben Regierung bekannt

16) Das Hauptwerk darüber ist R. Lüber, Kryptographie. (Zürich 1800.)



und zu ihrer wechselseitigen Correspondenz bestimmt ist (*Chiffre banal*).

**Häusliche Einrichtung des Gesandten.** Der Frapirung. Gehalt. Bei Gesandten erster Classe, sowie bei außerordentlichen Ehren- und Ceremonialgesandtschaften ist die Entfaltung eines größeren, äußeren Prunkes gewöhnlich und erforderlich; weniger bei Gesandten der zweiten und dritten Classe, schon wegen ihres minder jährlichen Einkommens und wegen des ihnen abgehenden vollkommenen Repräsentationscharakters. Vor Allem bedarf jeder Gesandter einer angemessenen Wohnung (Gesandtschaftsquartier, Nationalquartier, *Hôtel de légation*) mit angemessener innerer Einrichtung. Manche Staaten besitzen eigene Gesandtschaftsgebäude in fremden Residenzen. In früheren Zeiten, wo die Gesandtschaften nicht so allgemein üblich waren und keine so lange Dauer hatten, wurden die Gesandten von dem Hofe, an welchen sie abgeordnet waren, defravirt, d. h. es wurde ihnen und ihrem Gefolge alles zu ihrem Unterhalte und zur Bequemlichkeit Vöthiges geliefert, bisweilen noch ein beträchtliches Geldgeschenk dazu verabreicht. Die Defravirungskosten waren oft sehr bedeutend. Hin und wieder ist die Defravirung der Gesandten durch Verträge verschiedener Staaten aufgehoben. Aber auch ohne Abschluß besonderer Verträge ist sie immer mehr außer Gebrauch gekommen. Nur Gesandte aussergewöhnlicher Staaten sind auch noch in neuerer Zeit von manchen europäischen Höfen defravirt worden. Der Gehalt (*appointement*) des Gesandten, der regelmäßig seit jedem Gesandten von dem ihn abordnenden Hofe gezahlt wird, muß nicht nur zu seinem und der Seinigen Unterhalt, sondern auch zur Bekleidung der mit seiner Stellung verbundenen nothwendigen und gewöhnlichen Ausgaben hinreichen. Bei Bestimmung desselben wird sowohl auf die Rangelasse, welcher der Gesandte angehört, als auf die Dauer der Gesandtschaft gesehen; namentlich aber ist bei Bestimmung der Kosten einer Sendung von Einfluß, ob sie eine Ceremonial- oder Geschäftsgesandtschaft ist. In wieviel neben dem Gehalte dem Gesandten noch für besondere Ausgaben eine besondere Vergütung zu bewilligen sei, hängt von der Bestimmung des absendenden Hofes ab. Vergleichlichen Ausgaben, für welche besondere Vergütung bewilligt zu werden pflegt, wenn nicht dem Gesandten für die ganze Gesandtschaft etwas Bestimmtes ausgesetzt ist, sind alle außerordentlichen, wie Equipage, Kosten der Reisen, des freiwilligen Einzuges, wo solcher üblich ist, der Wohnung und ihrer angemessenen Unterhaltung, die Ausgaben für das Gefolge, für eine eigene Kapelle, wo solche der Gesandte halten muß, für außerordentliche Geschenke, welche der Gesandte auf Befehl seines Hofes, oder herkömmlich, oder sonst zur Ehre und im Interesse seines Souverains machen muß, Unkosten für von dem Gesandten auf besonderen Befehl seines Hofes gegebene Feste, für auf Befehl seines Hofes angelegte Trauer, Aquarelle und geheime Ausgaben, welche zuweisen im Interesse der Gesandtschaft ihren Grund haben.

**Gefolge des Gesandten.** Das Gefolge eines

Gesandten begreift theils die für den Dienst der Gesandtschaft angestellten Personen, theils die Familie des Gesandten und die in Privatdiensten desselben befindlichen Personen. In den bei der Gesandtschaft angestellten gehören die Gesandtschaftssecrétaires, Attachés, Gesandtschaftsdomestics (*employés*) u. s. w.; bei einigen Gesandtschaften, namentlich in Constantinopel eigene Gesandtschaftsconsuln (Zustuhari); ferner nach Umständen Kanzleibirectoren, Kanzlisten, Dolmetscher und Uebersetzer (*secrétaires interprètes*), Deciffrure, Gesandtschaftsprediger (*aumôniers d'ambassade*), Aerzte, Gesandtschaftsfouriere, Zahlmeister und Couriere. In den Gefolgen der Gesandten erster und bisweilen auch zweiter Classe kamen früher, namentlich bei Ceremonialgesandtschaften, auch Gesandtschaftscavaliers (*gentilshommes d'ambassade*) vor, d. i. Personen von Stande, welche der absendende Hof, oft ohne Befolgung, formlich bestellt, um Ehrenbesuche bei der Gesandtschaft zu verrichten und derselben noch größeren Glanz zu verleihen. Sie stehen in der Regel den Legationssecrétaires gleich und leisten denselben auch in den Geschäften Beistand. Nur im Gefolge von Botschaften finden sich zu demselben Besuche Gesandtschaftsmarschälle und Gesandtschaftswagen. Militairisches Gefolge ist jetzt selten. Die im Dienste der Gesandtschaft Angestellten, die Gemahlin und die übrigen Familienmitglieder des Gesandten, sowie die in dessen Privatdiensten befindlichen Personen hin, selbst wenn sie Unterthanen des fremden Staates sind, in der Territorialität des Gesandten mit begriffen (s. später). Herkömmlich überreicht in manchen Staaten jeder Gesandte sofort nach seiner Ankunft bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ein Verzeichniß der zu seinem Gefolge gehörigen Personen, macht auch später die erfolgten Veränderungen des Personals dort bekannt. 1) Im Dienste der Gesandtschaft Angestellte. I) Die Gesandtschaftssecrétaires (*Secrétaires d'ambassade*, *Botschaftssecrétaires*, bei Gesandten erster Classe — *Secrétaires de légation* bei Gesandten zweiter oder dritter Classe) werden, gleich dem Gesandten selbst, von ihrem Souverain angestellt und besoldet. Die Zahl derselben richtet sich nach dem Range oder der Art und dem Umfange der Verrichtungen und Geschäfte der Gesandtschaft. Sie haben häufig den Titel als Legationsrath. Bei den päpstlichen Nuntiaturen oder Internuntiaturen heißen sie gewöhnlich Auditeurs (*Auditeurs de nunciature*, *auditeurs nunciature*, *datarii*, *subdatarii*). Mehrere Regierungen haben eine doppelte Rangcategoric der Gesandtschaftssecrétaires angenommen (*premiers et seconds secrétaires d'ambassade* — *de légation*), zuerst Frankreich, dann andere Mächte, namentlich Rußland und England. Außerdem finden sich bisweilen bei den Gesandtschaften Gesandtschaftsräthe (*conseillers d'ambassade* — *de légation*), welche zwar von den mit demselben Titel besetzten Gesandtschaftssecrétaires zu unterscheiden sind, aber nur dasselbe Ceremoniel, wie die ersten Gesandtschaftssecr-

taire, zu beanspruchen haben. Eine besondere Instruktion erhalten die Gesandtschaftssekretäre in der Regel nicht, sondern sind deshalb an den Gesandten verwiesen. Soll ein solcher bei Abwesenheit des Gesandten dessen Stelle vertreten, so wird er entweder auf die Instruktion des Gesandten verwiesen, oder er erhält eine eigene Instruktion. Die Bestimmung dieser Beamten ist Unterstützung des Gesandten bei allen gesandtschaftlichen Verhandlungen, nicht bloß bei schriftlichen Verhandlungen, sondern auch bei mündlichen Ceremonial- und Geschäfts-erklärungen u. s. w. Sie entwerfen Noten und gesandtschaftliche Aufträge aller Art im Auftrage und unter Aufsicht des Gesandten, haben Depeschen zu chiffriren und zu dechiffriren, die Vermahrung und Verwahrung des Archives zu besorgen, Pässe zu visiren u. s. w. Der Geschäftskreis der Gesandtschaftsräthe wird gewöhnlich durch den absendenden Hof besonders bestimmt, außerdem theilen sie die Geschäfte der Gesandtschaftssekretäre. Beide Arten Beamter werden dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten regelmäßig persönlich vorgestellt, jedenfalls durch ein von ihnen selbst zu überbringendes schriftliches Zeugniß ihrer Bestellung bekannt gemacht. Die Gesandtschaftssekretäre haben zwar keinen Anspruch auf ein bestimmtes Ceremoniel, genießen aber die meisten gesandtschaftlichen Vorrechte. 2) Gesandtschaftsattachés sind angehende Diplomaten, welche einer Gesandtschaft beigeordnet werden, um sich mit den diplomatischen Verrichtungen bekannt zu machen. In manchen Staaten wird außerdem von denjenigen, welche sich der diplomatischen Laufbahn widmen wollen, eine gewisse Dienstzeit bei Gerichten und Verwaltungsbehörden verlangt. Nicht selten werden auch andere Personen, nicht allein solche, welche die diplomatische Laufbahn betreten wollen, sondern auch andere Staatsbeamte, Militäirpersonen u. s. w. auch von höherem Range der Gesandtschaft beigeordnet (attaché), entweder zur Theilnahme an deren Geschäften für längere oder kürzere Zeit, oder zur Beforgung besonders ihnen aufgetragener Geschäfte unter dem Schutze der Gesandtschaft. 3) Dolmetscher und Uebersetzer (Secrétaires interprètes) kommen besonders bei Gesandtschaften an die Pforte und andere außereuropäische Staaten vor. Sie haben die Pflicht, dasjenige, was bei einer Unterredung zweier in verschiedenen Sprachen redender Personen von der einen oder anderen Seite gesprochen wird, verständlich zu machen. Im Oriente, besonders in der Türkei, heißen sie Dragomans (dromans, truchemens). 4) Ein Gesandtschaftspräpödicar (aumônier) ist in der Regel dann in dem Gefolge des Gesandten, wenn an dessen Bestimmungsorte die Religion, zu welcher er sich bekennt, entweder gar nicht geübt wird, oder doch für die Ausübung derselben dort keine Kirche vorhanden ist. Dann unterhält die Gesandtschaft eine eigene Kapelle. 5) Couriere oder Eilboten sind Personen, welche der Souverain, dessen Gesandte, Minister, Generäle u. s. w. an einen fremden Hof, Gesandten, Minister u. s. w. zur eiligen Uebringung von Depeschen u. s. w. absenden. Sie sind verschieden von der Eska-

fette, welche bei jeder Post wechselt und die nachher zu erwähnenden Rechte der Couriere nicht beanspruchen kann. Ungachtet aller Veränderungen, welche die Einrichtung der Gesandtschaften nach und nach erlitten hat, hat sich der Gebrauch der Couriere zur Beförderung gesandtschaftlicher Depeschen fortwährend erhalten, und es haben sich besonders völlerrechtliche Grundzüge über die ihnen zustehenden Rechte ausgebildet. Man unterscheidet ordentliche und außerordentliche Couriere, je nachdem sie zu gewissen Zeiten an gewisse Orte gehen, oder je nach dem Bedürfnisse abgeordnet werden. Staats- oder Cabinetscouriere sind diejenigen, welche von dem Souverain selbst oder doch mit seinem Bewilligen mit der Beförderung von Depeschen u. s. w. an auswärtige Höfe und Gesandtschaften beauftragt sind und zu diesem Besuche verpflichtet und besoldet werden. Gleichbedeutend ist in der Regel der Ausdruck Hofcourier. Hiwischen werden Staats- oder Cabinetscouriere durch eine eigene Umkleidung, oder auch wol durch einen Brustschild mit dem Wapen ihres Souverains ausgezeichnet, und heißen dann auch wol Schilbcouriere. Was die Rechte der Couriere in Friedenszeiten betrifft, so genießen sie auf amtlichen Land- und Seereisen vor Allem Unverletzlichkeit für ihre Person und Depeschen, sowie ihnen auch regelmäßig ungehinderte Reise durch besetzte Staaten zusteht. Der Courier, welcher sich als solcher legitimirt, kann besonders schnelle Beförderung beanspruchen, und hat in dieser Beziehung auf den Posten der anderen Reisenden den Vorrang. Wo an den Grenzen eines Staats Quarantaine gewöhnlich ist, muß auch der Courier solche halten. Dagegen ist er in der Regel von der Visitation seines Gepäcks befreit, hin und wieder auch von den gewöhnlichen Abgaben der Reisenden. Ein Courier, welcher dieser Vorrechte theilhaftig werden will, muß sich als solcher durch Pässe legitimiren; die Legitimation durch einen Brustschild oder ähnliche äußere Auszeichnungen ist aber nicht immer für ausreichend angesehen worden. Den Paß für einen abzufahrenden Courier hat der Gesandte bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Hofes, bei dem er beglaubigt ist, zu verlangen, oder wenn er herkömmlich den Paß selbst ausfertigen darf, ihn durch jenen visiren zu lassen. Der Courier ist verpflichtet zur möglichsten Beschleunigung seiner Reise, zur sorgfältigsten Verwahrung der ihm anvertrauten Depeschen, zur Verschwiegenheit rüchlichst der ihm etwa anvertrauten Nachrichten, zur Vorseege für den Fall einer Krankheit oder des befürchteten Todes. Ohne besondere Erlaubniß darf er keine fremden Papiere und Pakete mitnehmen. In Kriegszeiten hört in der Regel die Sicherheit der feindlichen Couriere auf. Daher wird auch im Falle eines Waffenstillstandes oder bei beginnenden Friedensunterhandlungen zuvörderst die Sicherheit der beiderseitigen Couriere verabredet, auch werden ihnen Pässe, hiwischen auch eine Escorte gegeben. Auch außerdem pflegen kriegsführende Mächte die Unverletzlichkeit solcher Couriere, welche die Theile an einander, oder zu und von dem Friedenscongreß senden, anzuerkennen.

II. Familie des Gesandten. Die Familie des Gesandten, besonders dessen Gemahlin, hat gleich ihm ein besonderes Recht auf Unverletzlichkeit, Extraterritorialität und den Schutz des Staates, zu welchem er abgeschiedt ist. In ceremonieller Hinsicht werden, mit Ausnahme der Gemahlin des Gesandten, dessen übrige Familienmitglieder gleich wie Fremde gleichen Standes behandelt. Hinsichtlich der Gemahlin des Gesandten hat sich aber noch und nach ein besonderer Gebrauch bei den Höfen gebildet. Erst seitdem die stehenden Gesandtschaften häufiger wurden, folgt gewöhnlich dem Gesandten auch seine Gemahlin an den Hof, bei welchem er beglaubigt ist. Seit dieser Zeit ist der Titel *Ambassadrice* für sie üblicher geworden, obwohl er schon im 16. Jahrh. vorkommt. Der Gebrauch der europäischen Höfe ist bis auf die neuesten Zeiten hinsichtlich der Gemahlinen der Gesandten nicht derselbe gewesen. Einige Höfe erkannten die *Ambassadrices* gar nicht an, andere gestanden ihnen zwar diesen Titel und die Rechte der Unverletzlichkeit u. s. w. zu, nicht aber ein Ceremoniel; an anderen Höfen endlich bildete sich gerade das Ceremoniel vorzugsweise aus und man räumte ihnen einen besonderen Rang nebst den damit verknüpften Ehrenbezeichnungen ein. Wo letzteres stattfindet, hat sich im Wesentlichen folgender Gebrauch gebildet. Die Gesandtin hat von dem Augenblicke an, wo sie das Land, in welchem ihr Gemahl residirt, betritt, sei es mit demselben oder allein, alle Rechte der Unverletzlichkeit und des Ceremoniels, welche ihr überhaupt zugesandt werden. Eine inoganto reisende Gesandtin muß sich allen Pflichten anderer Reisenden unterwerfen. An dem feierlichen Einzuge des Botschafters nimmt dessen Gemahlin in der Regel nicht Theil. Nur die Gemahlin eines Botschafters hat herkömmlich den Titel *Ambassadrice*, und auch nur ihr steht das Vorrecht des *Labourets* in den Zirkeln der Kaiserinnen und Königinnen zu. Hinsichtlich der Vorstellung einer Gesandtin bei Hofe war früher der Unterschied, daß die Gemahlinen der Botschafter eine förmliche Audienz erhielten, die der Gesandten niedriger Classe nur bei Hofe vorgestellt wurden. Ersteres ist jetzt selten. Die zuletzt ankommende Gemahlin eines Botschafters pflegt nach dem Gebrauche der meisten Höfe von den anderen Gesandten und deren Gemahlinen die erste Visite zu erhalten, während in Ansehung der Gegenvisiten der Gebrauch immer sehr verschieden war. Allgemein herkömmlich ist, daß die Gemahlin eines Botschafters den Prinzessinnen des Hauses die erste Visite gibt; hinsichtlich der Gegenvisiten der letzteren war der Gebrauch nie gleichförmig. Der Vorrang der Botschafter vor den Gesandten niedriger Classen steht auch ihren Gemahlinen zu. Der Titel *Excellenz* ist den Gemahlinen der Botschafter nach dem Gebrauche der meisten Höfe gegeben, bisweilen aber auch verweigert worden. In neuerer Zeit kann davon kein Zweifel sein, da dieses Prädikat gegenwärtig den Gemahlinen aller der Personen, welchen dasselbe gebührt, gegeben wird. Auf eigenen Hausgottesdienst hat die Gesandtin keinen Anspruch, selbst dann nicht, wenn ihre Religionsver-

wandten weder an demselben Orte, noch in der Nähe, das Recht der öffentlichen oder Privatreligionsübung haben. Mit dem Tode eines Gesandten erlöschen nach strengem Rechte die Vorrechte, welche der Souverain, bei welchem er beglaubigt war, seiner Familie und namentlich seiner Gemahlin nach völkerrechtlichem Gebrauche eingeräumt hatte. Allein der Gebrauch der europäischen Staaten bringt es mit sich, daß der Gemahlin und den sonstigen Angehörigen und Begleitern eines verstorbenen Gesandten die bisher genossenen gesandtschaftlichen Vorrechte bis zu ihrer Abreise und Verlassung des Staatsgebietes oder bis zur deutlichen Erklärung ihres Eintrittes in das Privatleben verbleiben. III. Hausofficianten und Dienerschaft des Gesandten. Alle in Privatdiensten des Gesandten stehenden Personen stehen, gleich dem übrigen Gefolge, unter dem besonderen Schutze des Völkerrchts, und sind der Hoheit des Staates, in welchem der Gesandte beglaubigt ist, nicht unterworfen. Daher ist es im Interesse des fremden Staates, eine übermäßige Vermehrung solchen Personals nicht zu gestatten, sondern ihr vielmehr Grenzen zu setzen; auch kann der fremde Staat verlangen, daß ihm ein Verzeichniß dieses Personals übergeben werde. Allgemein anerkannt ist übrigens, daß solche Personen, wenn sie sich grober Übertretungen der öffentlichen Ordnung schuldig machen, gegen augenblickliche Maßregeln zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung keinen Schutz genießen. Doch haben die Beamten des fremden Staates dabei mit großer Vorsicht zu verfahren, weil unangemessene Maßregeln gegen solche Personen als Beleidigungen des Gesandten selbst von diesem angesehen werden könnten. Die anderen gesandtschaftlichen Vorrechte haben diese Personen natürlich nicht.

Von den Geschäften eines Gesandten. Was I. die Geschäftsbeziehung zu dem absendenden Hofe anlangt, so verhandelt der Gesandte mit dem ihn absendenden Staate meistens schriftlich, theils unmittelbar mit dem Souverain oder einzelnen Mitgliedern seines Hauses, theils mit anderen vom Souverain dazu beauftragten Personen oder Behörden, in der Regel aber mit dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, welches gewöhnlich die unmittelbar vorgesetzte Behörde des Gesandten ist. Dieser Minister wird auch bei Ernennung des Gesandten, obwohl diese, wie die des übrigen gesandtschaftlichen Anterspersonals, von dem Souverain ausgeht, vorzugsweise mit seinem Rathe gehört oder zum Vorschlagen dazu geeigneter Personen veranlaßt. Die hauptsächlichste Bestimmung des Gesandten ist, im Auftrag und im Namen seines Souverains mit der Regierung, bei welcher er beglaubigt ist, zu verhandeln. Demnach liegt ihm auch ob, seinen Souverain von allen diesen und dessen Staat interessirenden Ereignissen zu benachrichtigen. Die Richterhaltung über beides gehört daher zu seinen wichtigsten und häufigsten Beschäftigungen. Sie kann zu bestimmten Zeiten oder auch ausserdem geschehen, sobald er der Gesandte zweckmäßig oder nothwendig erscheint. II. Die eigene Geschäftsordnung des Gesandten erstreckt sich im

Allgemeines auf die Bearbeitung und Vetreibung aller ihm anvertrauten Geschäfte. Es gehört dahin das Entwerfen der Berichte, Notizen und anderer schriftlicher Aufsätze, die Revision der Concepte, die Ausfertigung und Beförderung derselben, die Kustodi über die Führung des gesandtschaftlichen Tagebuchs, wo eine solche angeschlossen ist oder der Gesandte sie selbst für zweckmäßig erachtet hat, die Verwaltung der Kanzlei und Registratur, sowie die Verteilung der Arbeiten an das der Gesandtschaft zur Dienstleistung zugewiesene Personal. Ferner erstreckt sich die Geschäftsführung auf die Aufrechterhaltung der gesandtschaftlichen Gerechtsame in ihren verschiedenen Beziehungen, die Kustodi und Ausübung der dem Gesandten übertragenen Gerichtsbarkeit über das Gefolge, Ausstellung von Pässen und Lebenszeugnissen, Legalisirung von Urkunden über Rechtsgeschäfte, sobald dies zum Gebrauche der Urkunden bei den Behörden seines Souverains nöthig ist u. s. w. Gewöhnlich sind über alle diese Geschäfte in Instruktionen oder eigenen Reglements für alle Gesandtschaften desselben Staates besondere Bestimmungen enthalten. III. Geschäfte und Verhandlungen mit dem Hofe, bei welchem der Gesandte beglaubigt ist. Diese sind: 1) Verhandlungen in Betreff der Unterthanen seines Souverains. Dem Gesandten liegt die Verpflichtung ob, die in dem Staate, in welchem er beglaubigt ist, sich aufhaltenden Unterthanen seines Souverains zu schützen und gegen völkerrrechtliche Anfechtungen zu verteidigen. Er kann sich in Privatangelegenheiten seiner Landeskute für sie verwenden; auch dafür, daß die bei den Gerichten seines Aufenthaltsortes anhängigen Streitfachen derselben möglichst beschleunigt werden. Die Verwendung des Gesandten in Privatsachen seiner Landeskute ist in der Regel nicht sowohl bei den Ortsbehörden, als bei dem Hofe selbst oder dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten anzufragen. Für Unterthanen dritter Staaten oder die eigenen Unterthanen des Staates, wo der Gesandte beglaubigt ist, muß er sich der Verwendungen enthalten, da er dazu nicht befugt ist. Selbstständig ist der Fall ausgenommen, wenn ein Gesandter von mehreren Höfen zugleich bei dem fremden Souverain beglaubigt ist. 2) Verhandlungen in den Angelegenheiten seines Souverains. Bei diesen Verhandlungen ist zu unterscheiden, die Kunst zu verhandeln und die Art zu verhandeln. Erster ist hier auszuscheiden, über letztere ist noch Einiges zu bemerken. Die Verhandlungen können schriftlich und mündlich sein. Die schriftlichen Verhandlungen geschehen durch einfache Schreiben, Denkschriften, Notizen, Verbalnoten u. s. w. Schriftliche Verhandlungen bildet für alle wichtigen Geschäfte die Regel. Es wird aber mündliche Unterredung, weil sie die Beförderung der Geschäfte demüthigt, auch die schriftlichen Verhandlungen vorbereitet, oft mit der schriftlichen verbunden, namentlich wo eine Wiederholung des mündlich Vorgetragenen oder Vernommenen zweckmäßig erscheint, um die mündliche Erklärung im Andenken zu erhalten (*note verbale, aperçu de conversation*). Aus dem Principe der Gleichheit von einander unabhängiger Staa-

ten folgt, daß jeder Staat bei Verhandlungen mit anderen Staaten sich willkürlich seiner eigenen oder einer dritten Sprache bedienen kann. Wenn, im Falle einer Verschiedenheit der Sprachen, die Parteien sich über den gemeinschaftlichen Gebrauch einer Sprache nicht vereinigen, so bedient sich jede ihrer eigenen, mit oder ohne Uebersetzung in die Sprache der anderen, oder in eine dritte. Hier werden dann die Originale der Verhandlungen in mehreren Sprachen abgefaßt. Zur Vermeidung der daraus entstehenden Unbequemlichkeiten wird häufig eine dritte Sprache gewählt. In früherer Zeit wurde vorzugsweise die lateinische Sprache als diplomatische Sprache gebraucht; seit dem 18. Jahrh. ist nach und nach die französische Sprache an die Stelle der lateinischen getreten. Sie ist so gebräuchlich geworden, daß selbst Staaten von gleicher Landessprache sie bei ihren Verhandlungen angewendet haben. So gebräuchlich indessen die französische Sprache bei diplomatischen Verhandlungen ist, so ist ihr Gebrauch doch kein auf der Idee der Nothwendigkeit beruhendes Verkommen und man hat sich gegen die Annahme eines solchen von Seiten anderer Staaten durch ausdrückliche Verwahrungen zu sichern gesucht<sup>17)</sup>. In Betreff des diplomatischen Kangleissitz (*Style diplomatique*) sind vor Allem gewisse Regeln und zahlreiche Verschiedenheiten zu beobachten, welche auf das Rangverhältniß und die Titel der Souveraine und Staaten sich beziehen. Sie kommen bei allen Arten diplomatischer Aufträge zur Sprache. Die mündlichen Verhandlungen anlangend, so besteht die gebräuchlichste Art derselben in Conferenzen mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten oder dem sonst Beauftragten. Unmittelbare Verhandlung des Gesandten mit dem fremden Souverain selbst findet nur ausnahmsweise statt; eine Zwangspflicht des fremden Souverains, dem Gesandten eine Audienz zu diesem Zwecke zu bewilligen, wird nicht angenommen. Mindestens wird, wenn nicht besondere Umstände entgegenstehen, dem Gesandten eine Antritts- und eine Abschiedsaudienz von dem Souverain, bei welchem er beglaubigt ist, bewilligt. Es werden ordentliche und außerordentliche Audienzen, und unter den letzteren wieder Privataudienzen und öffentliche Audienzen unterschieden. Letztere kommen in der Regel nur bei besonderen Ceremoniengelegenheiten vor. Die Antritts- und Abschiedsaudienzen der Botschafter sind regelmäßig öffentlich, bei Gesandten zweiter Classe selten; Gesandte dritter Classe, welche bei dem Souverain selbst beglaubigt sind, erhalten immer nur Privataudienzen.

Ceremonienrechte der Gesandten. I. Gesandtschaftsfeierceremonien überhaupt. Der Name Gesandtschaftsfeierceremonien ist der Inbegriff derjenigen völkerrrechtlichen Gebräuche, welche sich auf die Ehrenbezüge der verschiedenen Classen der Gesandten, auf die Etikette und die Formlichkeiten bei ihrem Empfange, bei den Audienzen, Wisten, Gegenwisten u. s. w. bezie-

17) Vergl. J. B. Wiener Gesandtschaft vom 9. Juni 1815. Art. 120. Frankfurter Territorialrecht vom 30. Juli 1819. Art. 49.

hen. Seine allmähliche Ausbildung hat das gesandtschaftliche Ceremonielrecht seit der Einführung stehender Gesandtschaften und seit den großen Friedenscongressen, seit der Mitte des 17. Jahrh. erhalten und ist ein wesentlicher Theil des Gesandtschaftsrechtes geworden. Nach dem bereits früher Bemerkten wird an dem Hofe, bei welchem der Gesandte beglaubigt ist, eine doppelte Eigenschaft desselben unterschieden: 1) der Stellvertretende oder Repräsentativcharakter, welcher jedem Gesandten, er sei von irgend einer Classe, hinsichtlich der ihm übertragenen Geschäfte beizumessen, weil er hinsichtlich dieser als unmittelbarer Stellvertreter seines Souverains gilt; 2) der Ceremonielcharakter, d. i. der Inbegriff der dem Gesandten aus Rücksicht für seine Sendung zugehörenden Ehrenvorzüge. Letzterer ist wesentlich, lechter zufällig und läßt die mannichfaltigsten willkürlichen Abmässungen zu. Der höchste Grad des Ceremonielcharakters heisst oft auch Repräsentativcharakter (s. oben), ist mit dem allen Gesandten gemeinschaftlich Repräsentativcharakter hinsichtlich der Geschäfte nicht zu verwechseln, und gehört nach dem Art. II. des auf dem Wiener Congress errichteten Reglements über den Rang der diplomatischen Agenten vom Jahre 1815 bloß den Vorkaisern und Künen. Der Inbegriff der Formen, welche in der Hofsprache mit dem Ausdrucke *Etiquette* bezeichnet werden, enthält vorzugsweise Bestimmungen hinsichtlich der der Person des Souverains sich Nabernden, bestimmt für besondere Fälle den Gebrauch gewisser Worte und anderer Förmlichkeiten. Sie dient wesentlich dazu, die dienlichen Verrichtungen der Hofe zu ordnen, den Rang eines Jeden zu bestimmen, und alle Streitigkeiten und Erörterungen über Ceremoniel möglichst abzuschneiden. Sie hat sich je nach den verschiedenen Ländern verschieden gestaltet. II. Rang der Gesandten. A. Rang der Gesandten unter sich am dritten Orte. 1) Der Rang mehrerer Gesandten desselben Staates unter sich richtet sich nach der Bestimmung ihres Souverains. 2) Der Rang der Gesandten verschiedener Staaten an demselben Hofe wird bestimmt: a) nach der Rangclasse, zu welcher die Gesandten gehören, sobald die Gesandten einer höheren Classe den Vorrang vor denen einer niedrigeren haben, ohne daß dabei der gegenwärtige Rang ihrer Souveraine in Betracht kommt; b) in jeder Rangclasse nach dem Range ihrer Souveraine oder nach den Rangvorschriften des Hofes, bei welchem sie beglaubigt sind. Namentlich in früheren Zeiten wurden die gesandtschaftlichen Rangverhältnisse durch den Rang des absendenden Souverains hauptsächlich mit bestimmt. Eine bestimmte Rangordnung ist aus dem gegenseitigen Verhältnisse unabhängiger Staaten nicht abzuleiten; sie kann nur auf Verträgen oder Herkommen beruhen. Die von mehreren Päpsten erlassenen Rangordnungen für die europäischen Staaten haben meistens Widerspruch gefunden, wurden aber von den Regierungen, zu deren Vortheil sie entschieden, für sich angenommen. Die europäischen Mächte setzen von jeher einen besonderen Werth auf den Vorrang, und es sind darüber viel Streitigkeiten

geführt worden. Unbestritten gestanden dem Papste alle katholischen Souveraine, selbst der römisch-deutsche Kaiser, den persönlichen Vorrang zu, unbeschadet ihrer weltlichen Rechte. Unter den weltlichen christlichen Souverainen hatte der römisch-deutsche Kaiser unbestritten den ersten Rang. In den neueren Zeiten wird von den meisten der gekrönten Häupter in der Regel die Gleichheit des Ranges unter sich behauptet; es kommen jedoch Beispiele vor, daß ein Vorrang beansprucht worden ist, auch mitunter zugesandt wurde. Die monarchischen Souveraine mit königlichen Ehren, welche nicht den Titel eines Kaisers oder Königs führen, räumen den Kaisern und Königen den Vorrang unbedingt ein. Der Rang der Großherzöge und der Kurfürsten von Hessen ist noch nicht definitiv festgesetzt. Die Souveraine ohne königliche Ehren gesehen allen denen den Vorrang zu, welchen diese Ehren zukommen. Den Kaisern und Königen geben die Republiken den Vorrang; das Rangverhältnis derselben zu den anderen monarchischen Staaten war weniger bestimmt. Die halbsouverainen (abhängigen) Staaten räumen in der Regel den Souverainen den Vorrang ein. Ausnahmen davon können in Folge der Verträge oder des Herkommens vorkommen. Wenigstens stehen sie unbestritten dem Staate nach, von welchem sie abhängig sind. Vermittelnden Mächten und ihren Gesandten haben bei Friedenscongressen die streitenden Theile den Vorrang stets zugesandt, oft selbst dann, wenn sie von geringerer Würde waren, oder die Gesandten einer niedrigeren Classe angehörten. Von allen Rangstreitigkeiten wird abgesehen, wenn Souveraine gleicher Würde sich einander besuchen, indem dann der Wirth dem Gaste den Vorrang einräumt. Es sind aber auch davon Ausnahmen vorgekommen. 3) Sehr häufig, sogar schon im Mittelalter auf den Concilien, sind die Streitigkeiten über den Vorrang (Präcedenzstreitigkeiten) gewesen und oft so ernstlich verfolgt worden, daß die wichtigsten Geschäfte dadurch verzögert oder verhindert wurden, ja Feindschaften daraus entsanden. Erst die neuere Zeit ist dahin gelangt, die Nachtheile solcher Streitigkeiten vollkommen einzusehen; man hat in minder wichtigen Fällen Nachgiebigkeit geübt, auch wol positive Rangvorschriften ausstellen versucht. Am lebhaftesten waren diese Streitigkeiten auf den großen Friedenscongressen, namentlich auf dem dem Abschlusse des westfälischen Friedens vorhergehenden. Unter den Gesandten behaupteten stets die Cardinäle, den Vorrang vor allen andern zu haben, weil jeder von ihnen Papst werden könnte und dann dem Kaiser vorgeinge. Auch die päpstlichen Gesandten, welche nicht Cardinäle waren, beanspruchten stets den Vorrang vor allen andern. Den lästigen Rangstreitigkeiten suchte man häufig durch Verträge zu begegnen; es wurden auch an mehreren Höfen besondere Verordnungen über den Rang erlassen, namentlich am kaiserlichen Hofe und im Betreff des teutschen Reichstages zu Regensburg. Die auf dem Wiener Congress beabsichtigte Bestimmung des Ranges unter den europäischen Souverainen ist nicht zu Stande gekommen. Zwar wurde von den Vollmächtigten der acht Mächte,

welche den pariser Frieden vom 30. Mai 1814 unterzeichnet hatten, in der Sitzung vom 10. Dec. 1814 eine Commission ernannt, welcher aufgetragen war, sich mit der Feststellung des Ranges unter den europäischen Souverainen und den Folgen davon zu beschäftigen; auch fasste diese Commission einen Entwurf ab, worin die Mächte, hinsichtlich des Ranges ihrer Gesandten, in drei Classen getheilt waren, und es wurde über diesen in der Sitzung vom 9. Febr. 1815 verhandelt. Diese drei Classen, welche gegen diese Theilung erhoben wurden und insbesondere die Unmöglichkeit, sich darüber zu einigen, in welche Classe die großen Republiken zu setzen seien, bewirkten, daß man die weiteren Verhandlungen über diesen Gegenstand in dessen anfänglich bestimmten Umfange ausgab und sich darauf beschränkte, zur möglichsten Vermeidung von Präcedenzstreitigkeiten, das Reglement vom 19. März 1815 über den Rang der diplomatischen Agenten der Mächte, welche den pariser Frieden vom 30. Mai 1814 unterzeichnet hatten, abzuschaffen und zu errichten, und die anderen gekrönten Häupter zum Beitritte dazu einzuladen<sup>18)</sup>. Der Art. IV. dieses Reglements bestimmte, daß die diplomatischen Agenten unter sich in jeder Rangklasse den Rang nach dem Datum der amtlichen Bekanntmachung ihrer Ankunft zu nehmen hätten, diese Vorschrift jedoch in Ansehung der Repräsentanten des Papstes keine Anwendung bewirken sollte<sup>19)</sup>. Die durch das Reglement bestimmte Theilung der diplomatischen Agenten in drei Classen und der Beschluß der 1818 zu Aachen versammelten Mächte, den bei ihnen beglaubigten Ministerpräsidenten den Rang zwischen den Gesandten der zweiten Classe und den Gesandtschätzern anzuweisen, ist bereits früher erwähnt worden. Im Art. III. und VI. des Reglements wurde ferner bestimmt, daß der Titel eines außerordentlichen Botschafters u. s. w. keinen Vorrang geben, und daß ein Vorrang ebenso wenig durch verwandtschaftliche und andere Familienverhältnisse, oder durch Bündnisse begründet werden solle. In Ermangelung besonderer Verträge oder anerkannter Rangvorschriften soll, wenn Rangstreitigkeiten gütlich nicht beigelegt werden können, entweder alle Gelegenheiten, wo der Rang zur Sprache kommt, zu vermeiden, oder Auswege einzuschlagen, wodurch seinem Theile größerer Vorrang eingeräumt werden, als dem anderen<sup>20)</sup>. Die Behauptung, daß die Vermeidung der Gelegenheiten zu einem Rangstreite unmittelbares Nachgehe, ist, ist unrichtig. 4) Ordnung der Rangplätze. Bei persönlichen Zusammenkünften ist zu unterscheiden: a) Im Sitzen der Ehrenplatz (Obersteu, la place d'honneur) und nach diesem der Vorplatz (la préséance). An einer auf allen Seiten besetzten vieredigen oder runden Tafel gilt in der Regel als der erste Platz der dem Eingange gegenüber, als der letzte der dem ersten gegenüber befindliche;

von dem ersten Plage gerechnet wechselt die Sitzordnung immer von der Rechten zur Linken. b) Beim Stehen und Gehen ist die Oberhand (la main, la main d'honneur) die rechte Hand, d. i. wenn der Gehehrtere dem Anderen zur Rechten steht oder geht. Vortritt (Vorrang, le pas) heißt, wenn der Gehehrtere einen Schritt vor dem Anderen, der ihm links zur Seite geht, die Treppe hinauf und in die Zimmer u. s. w. geht. Bei schriftlichen Verhandlungen hat der im Contexte, besonders im Eingange, zuerst Genannte den ersten Platz, der zunächst Genannte den zweiten u. s. f. Geschicht die Unterzeichnung in zwei Columnen, so ist die oberste Stelle auf der heraldisch rechten Columnen (dem Leser zur Linken) der erste Platz; die oberste Stelle auf der heraldisch linken Columnen (dem Leser zur Rechten) ist der zweite Platz; die zweite Stelle auf der rechten Columnen ist der dritte Platz, die zweite Stelle auf der linken Columnen der vierte Platz u. s. f. B. Rang der Gesandten unter sich, im eigenen Hause. Im eigenen Hause räumt herkömmlich jeder Gesandte einem anderen Gesandten derselben Classe bei Ceremoniebesuchen, ohne Rücksicht auf das Rangverhältnis ihrer Souveraine, den Vorrang, also auch die rechte Hand ein. Häufig thun dies auch Gesandte zweiter Classe gegen Gesandte dritter Classe. Nur die Botschafter und die päpstlichen Nuntien genießen selbst bei feierlichen Besuchen, sogar in der eigenen Wohnung, den Gesandten niedriger Classe niemals einen der erwähnten Rangvorränge zu, sollte auch deren Hof unterschieden den Vorrang vor dem übrigen haben. C. Rang der Gesandten gegen dritte Personen. Auch darüber, namentlich hinsichtlich der Rangverhältnisse der Gesandten zu fürstlichen Personen und den höchsten Hof- und Staatsbeamten sind, wenn es an vertragsmäßigen Bestimmungen oder Rangvorschriften fehlt, zu allen Zeiten häufig Streitigkeiten entstanden. Gesandte der ersten Classe wollen in der Regel nur den Prinzen vom kaiserlichen oder königlichen Geburt nachgehen, sämtlichen übrigen fürstlichen Personen, den Cardinalen als solchen, und allen Staats- und Hofbeamten vorgehen. Gesandte der zweiten und dritten Classe stützen ihre Rangforderungen häufig nicht blos auf ihren gesandtschaftlichen Charakter, sondern auch auf den Rang ihrer Souverains überhaupt und das Rangverhältnis derselben zu dem Souverain, bei welchem sie beglaubigt sind. Die Gegenseitigkeit ist es, welche hier meistens entscheidet. III. Ankunft und Empfang des Gesandten bei dem Hofe, bei welchem er beglaubigt ist. Früher wurden auch den durchreisenden Gesandten besondere Ehrenbezeugungen und Ausmerksamkeiten erwiesen; jetzt sind öffentliche Ehrenbezeugungen gegen sie nicht gebräuchlich. Ebenso wenig kommt gegenwärtig noch die Auswechslung der Gesandten auf der Grenze vor, wie sie früher häufig zwischen der Pforte und anderen Höfen stattfand. Der den Gesandten erster Classe oft bestattete feierliche Einzug ist jetzt nicht mehr üblich, außer bei der Pforte. Dagegen hatten Ceremoniegesandte auch wol jetzt noch eine feierliche Aufahrt, aber immer erst einige Zeit nach ihrer Ankunft. IV. Antrittsaudien-

18) Regl. Räuber, Acten des Wiener Congresses. 6. Bd. S. 83, 204. 8. Bd. S. 88, 102, 108. 19) Räuber, Uebersicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Congresses S. 167 fg. 20) Ueber verschiedene solche Auswege vergl. Ri-  
ruß a. a. O. Abth. I. §. 300.

zen. Das Ceremoniel bei diesen ist nach der Classe der Gesandten und nach der Etiquette der Höfe verschieden. Regelmäßig wird es durch den Hof, bei welchem der Gesandte beglaubigt ist, bestimmt, es pflegen aber, um Differenzen hierbei zu vermeiden, vorher besondere Verabredungen darüber getroffen zu werden<sup>21)</sup>. V. Zutritt der Gesandten bei Staatsfeierlichkeiten und Hoffesten. Bei Staatsfeierlichkeiten, wie Krönungen, Fuldigungen, Begräbnissen, sowie auch bei öffentlichen Versammlungen der Reichsstände oder Landstände und in der Hofkirche erhält der Gesandte nach gehabter Zutrittsaudienz einen besonderen Platz (Ehrenplatz, *place distinguée*). Ebenso steht ihm nach dieser Audienz der Zutritt zu den Hofversammlungen und verschiedenen Hoffesten zu. VI. Ceremoniebesuche. Die Ceremoniebesuche (*visites d'étiquette*), welche ein Gesandter in seiner Eigenschaft als anerkannter Gesandter dem diplomatischen Corps abstattet, sind von dessen Privatbesuchen bei anderen, bei denselben Hofe beglaubigten Gesandten verschieden. Als Regel gilt, daß erst, nachdem die ceremoniellen Besuche und Gegenbesuche zu gegenseitiger Zufriedenheit abgefaßt sind, die bei denselben Hofe beglaubigten Gesandten verschiedener Souveraine einander anerkennen. Diese ceremoniellen Besuche finden aber nicht eher statt, als bis die Legitimation des neu angekommenen Gesandten gehörig erfolgt ist. Es wird auch bei ihnen zwischen den Gesandten der verschiedenen Classen hinsichtlich des Ceremoniels unterschieden<sup>22)</sup>. VII. Excellenztitel. Den Titel „Excellenz“ führten bis zum 14. Jahrh. sogar Könige und selbst fränkische und deutsche Kaiser. Im 15. Jahrh. wurde er von den italienischen Fürsten angenommen, und bald auch von den jüngeren Prinzen italienischer Fürstenthümer gebraucht. Nach Annahme des Titels „Eminenz“ von Seiten der Cardinäle statt des bisherigen Titels „Illustrissimus“ legten die italienischen regierenden Fürsten den Titel „Excellenz“ ab und gebrauchten dafür das Prädicat „Altezza“. Insbesondere wurde dies dadurch veranlaßt, daß um diese Zeit auch die Botschafter diesen Titel beanspruchten. Den Runtin gab man gewöhnlich den Titel „Signioria illustrissima“; sie nahmen aber auch schon damals gern den Titel „Excellenz“ an. Erst seit der Zeit der westfälischen Friedensverhandlungen nahmen in Teutschland besonders die Gesandten der Kurfürsten diesen Titel bei dem Kaiser und anderen Kronen in Anspruch; es wurde ihnen aber namentlich von den französischen Gesandten sowohl der Titel eines Ambassadeurs, als das Prädicat „Excellenz“ verweigert; erst durch das münsterische Friedensprotocol überzeugt und durch andere politische Ursachen bewegt, gestanden sie ihnen beides zu. Den Excellenztitel führten die kurfürstlichen Gesandten auch auf dem Reichstage zu Regensburg. Die Fürsten konnten kein von beiden ohne Widerspruch erhalten. Es sind darüber

sehr vielfache und sehr verschiedenartige Streitigkeiten entstanden<sup>23)</sup>. Jetzt gilt als Regel, daß der Excellenztitel jedem Gesandten erster Classe als solchem im mündlichen und schriftlichen Verkehr zukommt. Nur der Souverain selbst, bei welchem er beglaubigt ist, bedient sich dieses Prädicats nicht gegen die bei ihm beglaubigten Gesandten erster Classe. Dagegen haben die Gesandten zweiter und dritter Classe der Regel nach keinen Anspruch auf diesen Titel, außer wenn ihnen solcher aus einem anderen Grunde, z. B. wegen eines anderen von ihnen besetzten Staatsamts zukommt. Dennoch erhalten in der neuesten Zeit die Gesandten zweiter Classe häufig dieses Prädicat von den Ministern des Hofes, bei welchem sie beglaubigt sind, sowie auch von anderen Gesandten zweiter und dritter Classe, selten aber von den Botschaftern. Dies beruht entweder auf gegenseitigem Uebereinkommen, oder geschieht aus Politik und Höflichkeit. VIII. Militairische Ehrenbezeichnungen, Ehren- und Sicherheitswachen. Hinsichtlich der militairischen Ehrenbezeichnungen, welche jetzt regelmäßig nur den Gesandten erster Classe erwiesen werden, gibt es gewöhnlich besondere Vorschriften. Die sonst an fast allen europäischen Höfen üblichen Ehren- und Sicherheitswachen sind, außer in der Türkei und bei einigen außereuropäischen Höfen, überall außer Gebrauch. IX. Das Recht, mit sechs Pferden und mit Staatskutschen zu fahren, wird allgemein den Gesandten erster Classe zugetheilt; früher führten selbst Souveraine, auch wenn sie im höchsten äußeren Glanze erschienen, nur mit sechs Pferden, während jetzt viele derselben bei großer Gala mit acht Pferden zu fahren pflegen. Ebenso ist X. das Recht eines Thronhimmels im Empfangssaale nur den Gesandten erster Classe zuständig. XI. Recht des Gesandten, seine Wohnung mit dem Wappen seines Souverains zu bezeichnen. Von der Sitte der Gesandten, das Wappen ihres Souverains an ihrer Wohnung aufzuhängen, findet sich vor dem westfälischen Friedenscongreß keine Spur. Auf diesem Congresse scheint dies durch die Nothwendigkeit veranlaßt worden zu sein, um, ungeachtet der Neutralität, durch dieses augenfällige Merkmal die gesandtschaftlichen Wohnungen zu sichern. Bald entstand aber daraus ein Gebrauch des Ceremoniels. Unbefritten wurde dieses Recht den Gesandten erster Classe und den Envoyés und bevollmächtigten Ministern zugetheilt, während hinsichtlich der Residenten dabei das Ansehen ihres Souverains und das Herkommen des Hofes, bei welchem sie beglaubigt waren, von Einfluß war. Jetzt ist dieses Recht an den meisten europäischen Höfen bei den Gesandten außer Gebrauch; dagegen üben es die Consuln fortwährend aus, hauptsächlich deshalb, damit ihre Amtloale leichter auffinden seien. Verläßt bei entstehendem Kriege ein Gesandter das Land des Souverains, bei welchem er be-

21) Das Nähere über das regelmäßig beobachtete Ceremoniel s. bei Rittig a. a. D. Anst. I. S. 308—312. 22) Vergl. Rittig a. a. D. S. 322.

23) Vergl. F. v. Rofer, Uebersichtliche Geschichte der Excellenztitel und der hierüber entstandenen Streitigkeiten, in dessen kleinen Schriften. 2. Th. S. 100—358. 3. Th. S. 1—132.

glaubt war, so muß natürlich von seiner bisher inne gehaltenen Wohnung das Wappen seines Souverains abgenommen werden. Dasselbe geschieht, wenn ein Gesandter den Dienst seines Hofes während der Gesandtschaft verläßt.

**Unverletzbarkeit der Gesandten.** Die Unverletzlichkeit der Gesandten (*inviolabilitas, sanctitas*) ist das wichtigste ihnen durch das Völkerrecht zugesandene Vorrecht. Sie ist ein für den äußeren Staatenverkehr so wesentliches Recht, daß es bei allen Völkern, des Alterthums sowohl wie neuerer Zeit, anerkannt worden ist. Die Person eines Gesandten galt schon im Alterthume als heilig, wie dies das römische<sup>24)</sup> und kanonische Recht ausdrücklich anerkennen<sup>25)</sup>. Im Mittelalter galten die Gesandten nach alter hergebrachter Sitte als unverlegliche befriedete Personen. So unbestritten das Princip der Unverletzlichkeit der Gesandten auch ist, so sehr weichen die Meinungen über den Grund und die Grenzen derselben ab. Ursprünglich bezog sich die Unverletzlichkeit vorzugsweise auf die von kriegsführenden Staaten an einander abgeordneten Gesandten, ist aber, seit die stehenden Gesandten aufkamen, auch auf diese ausgedehnt worden. Die Unverletzlichkeit kommt den Gesandten jeder Classe zu, von der Zeit an, wo der Gesandte, von dessen Sendung der fremde Staat im Voraus benachrichtigt worden ist, das fremde Gebiet berührt, bis zu dem Zeitpunkt, wo er es wieder verläßt. Ist keine Benachrichtigung vorausgegangen, so kann der Gesandte vor der Annahme seines Beglaubigungsscheins keine gesandtschaftlichen Vorrechte beanspruchen. Das Recht der Unverletzlichkeit steht nicht nur dem Gesandten für seine Person, sondern auch seinem sämmtlichen Gefolge zu. Sie erstreckt sich auf Alles, was die gesandtschaftliche Wirksamkeit bedingt, namentlich auf alle Arten gesandtschaftlicher Geschäfte, wozu der sichere und ungehinderte Depeschenwechsel mit dem absendenden Staate durch Couriere oder Benutzung der Post zu rechnen ist; ferner auf vollständige Sicherheit für Her- und Rückreise und die ganze Dauer des Aufenthalts als Gesandter, auf die Wohnung u. s. f. Auch bei plötzlich vorkommenden Beleidigungen oder bei dem Ausbruche eines Krieges zwischen beiden Staaten ist die allgemeine Sitte der europäischen Mächte für Entlassung der gegenseitigen Gesandten ohne irgend eine Verletzung. Der bei der Pforte früher herrschende Gebrauch, die Gesandten der Mächte, mit welcher sie in Krieg gerathen war, in den sieben Thürmen einzusperren, ist in der neueren Zeit nicht mehr beobachtet worden. Das Vorrecht der Unverletzbarkeit kann nicht geltend gemacht werden, wenn durch eigenes rechtswidriges Verfahren des Gesandten Maßregeln der Vertheidigung oder der Sicherung gegen ihn veranlaßt worden sind. Ebenso ist eine Verletzung oder Beleidigung im Sinne des Völkerrechts dann nicht vorhanden, wenn der Gesandte freiwillig sich in ein mit seinem gesandtschaftlichen Charakter nicht im Zusammenhange stehendes Verhältniß begeben hat, wo er

nur die Behandlung einer Privatperson erwarten kann, oder wenn die gänzliche Unbekanntheit der ihn beleidigenden Person mit seiner gesandtschaftlichen Stellung erweislich ist. Eine der wesentlichsten, aber auch bestrittensten Fragen des Gesandtschaftsrechtes ist, ob der in seiner gesandtschaftlichen Eigenschaft beleidigte diplomatische Agent Selbsthilfe anwenden dürfe, oder sich auf eine Beschwerde zu beschränken habe. Das Verhältniß civilisirter Staaten schließt die Anwendung der Selbsthilfe, außer im Falle dringend nothwendig genorderter Vertheidigung aus. Es ist daher regelmäßig der Weg der Beschwerde zu wählen. Es ist daher auch die neuere Praxis. Bei Beleidigung oder Verletzung eines Gesandten als solchen ist zu unterscheiden, ob dieselbe von der fremden Staatsgewalt selbst oder von einem ihrer Unterthanen ausgegangen ist. Im ersten Falle kann eine Genugthuung im Wege der Beschwerde verlangt und im Verweigerungsfalle durch Selbsthilfe gesucht werden. Die Genugthuung wird bei wirklich zugefügtem Unrechte selbst von mächtigeren Staaten minder mächtigen nicht verweigert, und nebst dem Schadenersatze durch entschuldigende Erklärungen, weil auch durch eine zu diesem Behufe abgeordnete besondere Gesandtschaft geleistet. Im zweiten Falle ist die Genugthuung nur von dem beleidigenden oder verletzenden fremden Staatunterthan nach den Gesetzen seines Staates zu verlangen. Keineswegs darf der Gesandte die ihm zugefügten Verletzungen oder Verletzungen seinem Souverain verschweigen; er hat sie demselben vielmehr schleunigst anzuzeigen. Willen sie es in solchen Fällen zur Zurückweisung des Gesandten gekommen.

**Exterritorialität der Gesandten.** I. Im Allgemeinen. Die Würde der von den Gesandten vertretenen Souveraine, sowie die gegenseitigen Interessen der Staaten, fordern gänzliche Unabhängigkeit der diplomatischen Agenten von jedem ihre Handlungen störenden Einfluß der fremden Staatsgewalt. Schon die Römer erkannten dies in einzelnen Beziehungen an, indem bei ihnen die Abgesandten einzelner Provinzen oder Städte, das *jus domum revocandi* hatten, vermöge dessen sie während ihres Aufenthalts in Rom auf Einschlüssen wegen früherer Forderungen, ja selbst auf Anklagen wegen früherer Vergehen sich entweder gar nicht oder doch nur vorläufig einzulassen brauchten<sup>26)</sup>. Durch das neuere Herkommen unter den Völkern ist dies, im Zusammenhange mit der Unverletzlichkeit der fremden Gesandten, zu einem vollkommenen Exterritorialitätsverhältniß ausgebildet worden. Ein gehörig beglaubigter und anerkannter diplomatischer Agent genießt das Vorrecht der Exterritorialität, vermöge dessen er, so betrachtet wird, als wenn er das Gebiet des ihn absendenden Staates gar nicht verlassen hätte, soßlich als wenn er außerhalb des Staates lebe, in dessen Gebiete er sich vermöge seiner gesandtschaftlichen Verrichtungen aufhält. Durch das Herkommen unter den europäischen Mächten ist dieses Vorrecht auch auf das Gefolge, die Wohnung,

24) L. 17. D. L. 8. 25) C. IX. dist. 1.

26) L. 2. §. 3.—6. L. 24. §. 1. 2. L. 25. D. V. 1.



Equipagen und anderen Mobilien des Gesandten erstreckt worden. Die in der Extraterritorialität begriffenen Rechte beruhen nur auf Verträgen oder Personenn und können bald mehr, bald weniger beschränkt sein. Jedensfalls ist der Grund der Extraterritorialität eine ausdrückliche oder stillschweigende Willenserklärung der sie bewilligenden Macht. Als stillschweigende Willenserklärung gilt nach der jetzigen Praxis in dieser Hinsicht schon die Ertheilung eines Passes zur Reise in oder durch das Staatsgebiet, wenn darin des gesandtschaftlichen Charakters des Passinhabers Erwähnung geschieht. Nachstehend werden die wichtigsten in der Extraterritorialität liegenden Befugnisse und Befreiungen erwähnt. II. Abgabensfreiheit der Gesandten. Der Gesandte genießt in Folge seiner Extraterritorialität Befreiung von allen persönlichen Staatsabgaben, in der Regel auch von den indirecten Steuern, wenn er die diesen Abgaben sonst unterworfenen Gegenstände direct vom Auslande unter seinem Namen, zu seinem eigenen und seines Gefolges Gebrauche bezieht. In Ermangelung entgegenstehender Bestimmungen steht dem Gesandten auch die Einfuhr verbotener Waaren zum eigenen Gebrauche frei. Die Abgabensfreiheit erstreckt sich nicht: 1) auf Abgaben von Grundstücken, welche in den Besitz eines Gesandten in dem Staate, wo er beglaubigt ist, übergehen, wovon nur hinsichtlich der Einquartierungslast eine Ausnahme zu Gunsten der eigenthümlichen Wohnung des Gesandten stattfindet; 2) auf solche Abgaben, welche, wie Brückporto, Haussteuer und Brückengelder u. dgl. als verhältnismäßiger Beitrag zu den Kosten eines Instituts billiger Weise von Allen zu tragen sind, welche an dessen Vortheilen Theil nehmen; 3) auf solche persönliche Lasten, welche mit der Ausübung solcher staatsbürgerlicher Befugnisse verknüpft sind, welche dem gesandtschaftlichen Charakter durchaus fremd sind, wie Handels- und Gewerbesteuerabgaben; 4) auf Beiträge, welche der Gesandte als Mitglied einer, für ihn erteilten, Gesellschaft u. s. w. zu leisten hat. Die vielen Mißbräuche, welche besonders früher in Ansehung der den Gesandten zugestandenen Befreiung von Ein- und Ausfuhrzöllen vorkamen, haben vielfache Beschränkungen derselben veranlaßt, die bei den verschiedenen Staaten verschieden sind, und entweder in Gestalt der Befreiung von Zöllen nur für eine gewisse Zeit nach der Ankunft, oder nur für einen gewissen Betrag bestehen. Jedensfalls hat sich der Gesandte in der Regel einer allgemeinen Visitation seiner aus dem Auslande kommenden Güter auf den Zollämtern zu unterwerfen; eine specielle Durchsuchung findet nur bei sehr dringendem Verdachte eines offenbaren Mißbrauchs statt, nie aber in der Wohnung des Gesandten wider seinen Willen. III. Befreiung des Gesandten von der Gerichtsbarkeit und den Polizeivorschriften. A. Befreiung von der Civilgerichtsbarkeit. Diese in dem ganzen Gebiete des Staates, in welchem der Gesandte beglaubigt ist, stattfindende Befreiung erstreckt sich auf streitige und nicht streitige Sachen, soweit der Gesandte, sein Gefolge und seine Effecten dastehen nur in gesandtschaftlicher Beziehung in Betracht kommen. In Sachen

der freiwilligen Gerichtsbarkeit (in nicht streitigen Sachen) steht dem Gesandten frei, sich auch der Behörden und Notare des fremden Staates zu bedienen, wenn zur Beglaubigung von Rechtsgeschäften den Beteiligten überhaupt in dieser Beziehung die freie Wahl zusteht. Soweit hingegen von einem Gerichtszwange die Rede ist, mangelt es für den Gesandten und sein Gefolge der Behörde des fremden Staates an aller Zuständigkeit. Der Gerichtsstand eines Gesandten, wo er verlagert werden muß, ist daher nur bei den eigenen Behörden seines Souverains. Ausnahmefälle, in welchen der Gesandte den Gerichten des Souverains, bei welchem er beglaubigt ist, unterworfen ist, sind: 1) wenn er zur Zeit seiner Ernennung Unterthan des Staates war, wo er beglaubigt ist, und dieser auf seine Gerichtsbarkeit nicht verzichtet hat; 2) wenn er zugleich in Diensten des fremden Staates steht; 3) wenn er einen Unterthan des fremden Staates vor dessen Gerichten verklagt, falls er den Gerichtsstand der Wiederklage anerkennen muß; 4) wenn er mit Genehmigung seines Souverains in einzelnen Fällen sich den Gerichten des Staates, wo er beglaubigt ist, freiwillig unterwirft; 5) wenn er unbewegliche Güter in dem fremden Staate erwirbt, oder 6) bewegliches Gut in anderer, als seiner gesandtschaftlichen Eigenschaft besitzt, z. B. als Fabricant, Kaufmann, in welchen Fällen er vor den fremden Gerichten in Ansehung aller auf diese Immobilien oder beweglichen Sachen bezüglichen Streitigkeiten Recht nehmen muß. Derselben Grundfläche leiden Anwendung auf die Familie des Gesandten, auf das andere Gesandtschaftspersonal und das übrige Gefolge. Abgesehen von diesen Fällen, ist der Gesandte, sowie seine Effecten, von jeder Gerichtsbarkeit des Staates, wo er beglaubigt ist, gänzlich frei, und namentlich kann weder gegen ihn, noch gegen seine Sachen dort Versteck ausgeübt werden, insbesondere nicht wegen Schulden, seien diese vor oder während der Gesandtschaft contractirt, selbst nicht wegen Wechseln. Hin und wieder erkennen besondere Verträge auch diese Befreiung von der Gerichtsbarkeit, besonders von jeder Arrestverfügung, ausdrücklich an<sup>27)</sup>. B. Befreiung von der Criminalgerichtsbarkeit. Auch diese ist jetzt allgemein angenommen, hauptsächlich seit Hugo Grotius<sup>28)</sup>, während sie früher vielfach bestritten wurde. Die Befugnis, fremde Gesandte wegen begangener Verbrechen zur Untersuchung oder sogar zur Bestrafung zu ziehen, würde dieselben in der sicheren und unabhängigen Ausübung ihrer Geschäfte hindern und die Würde des gesandtschaftlichen Charakters beeinträchtigen. Dagegen kann umgekehrt aber auch nicht der gesandtschaftliche Charakter das Verrecht gewähren, ungehindert unermessliche Handlungen zu verüben. Es kann deshalb nicht nur die bedrohte Privatperson Vertheidigungsmittel ergreifen, sondern es können auch die Behörden

27) Kaiserl. Capitulation von 1790. Art. XXV. §. 7. Art. XXXV. §. 8 von 1792. Art. XXV. §. 7. 8. Preuss. Landrecht. Einleit. §. 36—39. Königl. Preuss. Declaration vom 24. Sept. 1798. §. XL 4. 5. 28) Hugo Grotius, De jure belli et pacis Lib. II. Cap. XVIII. §. IV.



in christlichen Staaten ist aber dies stets von dem Souverain, bei welchem der Gesandte beglaubigt war, bestritten worden, und selbst fremden Souverainen hat man in dem fremden Lande, in welchem sie sich aufhielten, dieses Recht hinsichtlich der von Personen ihres Gefolges dort begangenen Verbrechen nicht eingeräumt. Nach der jetzigen Praxis ist dem Gesandten die eigene Untersuchung und Bestrafung des Verbrechens nicht verstatet, mit Ausnahme der Ausnahme des Thatbestandes. C. Bei Polizeivergehen, welche sich die von Gefolge eines Gesandten gehörigen Personen zu Schulden kommen lassen, wird der jetzt allgemein herrschenden Praxis gemäß das Princip der Extritorialität befolgt, so daß dem Gesandten die Bestrafung seiner Leute überlassen, auch deren Auslieferung, wenn sie auch außerhalb des Gesandtschaftsquartiers auf der That betreten worden sind, dem Gesandten nicht verweigert wird. Auch ist zuweilen von den Gesandten der Polizeibehörde eine gewisse Amtsgewalt bei Polizeivergehen ihrer Dienstleute außerhalb des Gesandtschaftsquartiers zugesprochen worden, namentlich auf Congressen. Bismarck haben die Gesandten sogar auf das Recht der Gerichtsbarkeit über ihre Dienstleute förmlich verzichtet. D. Eine eigene Gerichtsbarkeit wird den bei der Pforte beglaubigten Gesandten und Consuln über die Angehörigen ihres Staates eingeräumt; es hüteten dazu die willkürliche Rechtspflege, die Bedrückungen der Beamten und die Abneigung der Aufseher gegen die Christen, sowie die geistlichen Begünstigungen der Muselmänner. Schon früh wurden deshalb durch Verträge Bestimmungen getroffen. Die Verträge selbst enthalten aber über die Ausdehnung der dadurch den Gesandten und Consuln über ihr Gefolge, die Kaufleute, Schiffer und Schutzgenossen ihres Volkes eingeräumten Gerichtsbarkeit sehr verschiedene Vorschriften. Die Zivilgerichtsbarkeit wird von den Gesandten und Consuln über ihr Gefolge und die Angehörigen ihres Staates noch gegenwärtig ausgeübt, und zur Instruction der Prozesse u. s. w. bestehen gewöhnlich besondere Kanzler (Justitiarier) bei den Gesandtschaften und Consulaten. Die Grenzen dieser Gerichtsbarkeit sind aber theils nach den Verträgen, theils nach den für die Gesandten und Consuln erlassenen Verordnungen ihrer Souveraine sehr verschieden. In Criminalsachen wird von den Gesandten und Consuln im Oriente die Untersuchung geführt, worauf die Akten mit dem Verbrecher zum Erkenntniß an das Admiraltätsgericht des Ortes, wo das Schiff ausgelassen ist, oder an das Gericht des ursprünglichen Wohnortes des Verbrechers gesendet werden. Das Recht zur Vollstreckung peinlicher Urtheile in ihrer Verhaftung haben sich die Gesandten der christlichen Mächte, sowie die der Pforte, bisweilen beigelegt; allein auch in Constantinopel hat man es auswärtigen Gesandten niemals förmlich eingeräumt. V. Recht der Gesandten, eine eigene Buchdruckerei zu halten. Auch dieses bisweilen von den Gesandten ausgeübte Recht ist eine Folge des Vorrechtes der Extritorialität. Es wurde z. B. vom preussischen Gesandten in Regensburg während der

Dauer des siebenjährigen Krieges ausgeübt. VI. Protectionrecht der Gesandten. Darunter versteht man das Vorrecht des Gesandten, im Namen seines Souverains, auch solche Personen, welche nicht zu ihrem Gefolge gehören, in ihren Schutz zu nehmen. Dieses Vorrecht wurde besonders früher, bald in größerem, bald in geringerem Umfange ausgeübt, auch bisweilen durch Verträge oder Verkommen näher bestimmt. Selbst bei der Pforte, wo es am meisten zur Anwendung kam, ist es durch Staatsverträge wenigstens in Bezug auf türkische Unterthanen beschränkt oder ganz aufgehoben worden. Insbesondere sollen Gesandte bei der türkischen Bundesversammlung keine Schutzbriefe an nicht zu ihrem Gefolge gehörige Personen ertheilen; nur die Bundesversammlung selbst darf in Betreff des Aufenthaltes in Frankfurt dieses Recht ausüben<sup>29)</sup>. VII. Quartierfreiheit. Aus der Extritorialität folgt ferner die Quartierfreiheit (franchise de l'hôtel, jus franchiierum), worunter die Unabhängigkeit des Gesandtschaftsquartiers von der Oberherrschaft des Souverains, bei welchem er beglaubigt ist, mit etwaiger alleiniger Ausnahme der dinglichen Lasten und der dinglichen Gerichtsbarkeit, verstanden wird. Die Quartierfreiheit des Gesandtschaftshotels genießt allgemeine Anerkennung. Früher beanspruchten die Gesandten sie auch wol für die ganze Straße, oder das ganze Quartier, worin das Hotel lag, und es wurde ihnen in manchen Staaten auch diese ausgedehnte Quartierfreiheit (franchise des quartiers, jus quartieriorum, jus franchiierum) eingeräumt, deshalb auch die Straße oder das Quartier mit dem Wappen ihres Souverains bezeichnet, namentlich zu Madrid, Venedig, Rom und zu Frankfurt am Main während der Kaiserwahl und Krönung. Diese ausgedehnte Quartierfreiheit findet jetzt aber nirgends mehr Anerkennung. VIII. Asylrecht. Die Extritorialität des Gesandten begreift auch seine Wohnung und sichert dieselbe gegen jede Nachsuchung, die sich sonst alle Landesbewohner und je nach den Umständen auch Fremde gefallen lassen müssen. Es wurde daher seit dem Aufkommen der ständigen Gesandtschaften an den meisten europäischen Höfen den Gesandten auch das Asylrecht (Freistätte, droit d'asile, jus asyli) eingeräumt, vermöge dessen sie den nicht zu ihrem Gefolge gehörigen Verbrechern in dem Gesandtschaftsquartiere Schutz gegen die Ortsobrigkeit gewährten. Man betrachtete nämlich das Gesandtschaftsquartier gewissermaßen als einen Theil des Gebietes des den Gesandten abordnenden Souverains, und den in das Hotel geflüchteten Verbrecher als in das Gebiet dieses Souverains geflüchtet. Es wurde aber diese Befugnis, wenigstens ihr an vielen Höfen beanspruchter Umfang, vielfach bestritten, und ist jetzt in sämtlichen europäischen Staaten aufgehoben. Es hat vielmehr nach der jetzigen Praxis der Gesandte die Berechtigung und Verpflichtung zur Aus-

<sup>29)</sup> Eröffnung an den Senat der freien Stadt Frankfurt vom 23. Oct. 1816 III, 4. a. bei Witzke a. a. D. Abth. II. Beilagen Nr. 30. S. 288 ff.

lieferung, des in die Gesandtschaftswohnung Geflüchteten auf vorübergehende ordnungsmäßige Requisition. Die Behörden des Landes dürfen von Tausen alle zur Verhinderung des Entweichens des Geflüchteten aus der Gesandtschaftswohnung geeigneten Maßregeln treffen. Auch wird ihnen jetzt fast überall die gewaltsame Befreiung desselben aus der Gesandtschaftswohnung gestattet, wenn der Gesandte auf vorübergehendes Ersuchen die Auslieferung deßhalb verzögert oder dessen Flucht begünstigt. Man hat das Völkrecht früher auch auf den Wagon des Gesandten ausgedehnt; jetzt gelten für diesen die oben erwähnten Grundsätze. IX. Recht der Privatreligionsübung. Die Ausübung der gewöhnlichen Hausandacht (*devotio domestica simplex*) steht, wie jedem Hausvater mit dem Seinigen, so auch dem Gesandten zu, und es ist auch darüber niemals Streit gewesen. Nur darum handelt es sich, ob der Haus- oder Privatgottesdienst (*devotio domestica qualificata, sacra privata*), welcher unter Zuziehung eines Geistlichen geübt wird und Privaten in der Regel verboten ist, dem Gesandten nach völkerrechtlichen Grundsätzen zustehe. Ein allgemeines Herkommen, unter den christlichen Staaten Europa's seit der Reformation entstanden und später durch Verträge und Gesetze anerkannt, gebietet dem Gesandten dieses Recht wenigstens dann zu, 1) wenn an dem Orte, wo er sich als Gesandter aufhält, seine Religion weder öffentlich noch privatim geübt wird; 2) wenn nicht schon ein anderer Gesandter desselben Hofes mit ihm an demselben Orte ist, wo dann beide ihren Gottesdienst in einer gemeinschaftlichen Kapelle üben müssen, und 3) wenn die Gesandtschaft eine Reisende ist. Unter diesen Voraussetzungen ist dem Gesandten die Haltung einer eignen Kapelle innerhalb des Gesandtschaftsquartiers gestattet; für diese wird von dem Souverain des Gesandten ein besonderer Geistlicher (aumônier, Gesandtschaftsprediger) angestellt; auch können die dafür sonst nöthigen Kirchendiener angenommen werden. Die gottesdienstlichen Handlungen des bei der Gesandtschaft angestellten Geistlichen haben sich aber, wenigstens nach der früher beobachteten Regel, auf das Gesandtschaftsquartier und die zur Gesandtschaft gehörigen Personen zu beschränken; auch darf der Regel nach die Gesandtschaftskapelle äußerlich nicht die Gestalt einer Kirche erhalten, auch keine Glocke und Orgel haben. In der neueren Zeit wird jedoch häufig die Theilnahme anderer Personen, welche nicht zum Hofe des Gesandten gehören, selbst der eigenen Unterthanen des Staates, bei welchem der Gesandte beglaubigt ist, an dem Gottesdienste in der Gesandtschaftskapelle gestattet, sowie auch bisweilen der Gesandtschaftsgehilfe mit gewissen Amtverrichtungen auch außerhalb des Gesandtschaftsquartiers zugelassen wird. Dieses, in der Regel nur den Gesandten erster und zweiter Classe, in der Türkei und in Afrika jedoch auch den Consuln der europäischen Mächte, zustehende Recht hört mit Beendigung der Gesandtschaft auf; doch wird in neuerer Zeit die Fortsetzung dieses Gottesdienstes auch während zeitweiliger Abwesenheit des Gesandten oder während

der Erledigung des Gesandtschaftspostens bisweilen gestattet.

Rechte der Gesandten in Staaten, in welchen sie nicht beglaubigt sind. Die vielfach aufgestellte und verteidigte Ansicht, daß die Vorrechte der Gesandten auch in den Ländern Anerkennung finden mußten, wo sie nur durchkreuzten oder sich nur zeitweilig aufhielten, entbehrt aller Begründung; die Gesandten sind vielmehr dort nur als Privatpersonen zu betrachten. Davon machen jedoch eine Ausnahme die Gesandten auf Congressen, als an den Orten ihrer Bestimmung, wenn sie auch nicht gerade bei den Behörden dieser Orte beglaubigt sind. Aus Artigkeit, nicht aus rechtlicher Verpflichtung werden indessen fremden Gesandten in Friedenszeiten nicht nur keine Hindernisse bei ihrer Durchreise durch dritte Länder in den Weg gelegt, sondern ihnen auch gewisse Vorrechte und Ehrenauszeichnungen dafolch zugesprochen. Jedoch steht namentlich das Vorrecht der Territorialität im Allgemeinen auch dem Gesandten zu, welchem als folchem die Durchreise durch ein fremdes Gebiet oder ein zeitweiliger Aufenthalt dort gestattet ist. Die Zollfreiheit darf er aber, in Ermangelung besonderer Verträge, welche dies gestatten, in dem Gebiete eines dritten Staates nicht beanspruchen. In Kriegzeiten wird es mit dem Völkerrechte vereinbar gehalten, einen Gesandten des feindlichen Staates, welcher ohne Erlaubnis und Pässe durchzureisen versucht, gefangen zu nehmen.

Ende der Gesandtschaft. 1. Verschiedene Arten der Beendigung. Die Gesandtschaft hört auf: 1) durch Beendigung des dem Gesandten aufgetragenen Geschäftes; 2) durch den Ablauf einer bestimmten Zeit; 3) durch den Tod oder den Rücktritt des absendenden Souverains, sowie des Souverains, bei dem der Gesandte beglaubigt war; es wird aber nach der völkerrechtlichen Praxis in beiden Fällen, weil dadurch die bisherigen Creditive erlöschen, eine neue Beglaubigung oder Vollmacht von dem Regierungsnachfolger, oder bei demselben verlangt; in der Regel aber wird der Gesandte als solcher fortbehalten, auch werden oft die Verhandlungen mit ihm fortgesetzt, wenn die Unterbrechung der Gesandtschaft anscheinend nicht lange dauern wird; 4) durch die Erklärung des Gesandten, daß seine Mission als beendet zu betrachten sei, was wegen erheblicher völkerrechtlicher Verletzungen oder wegen nicht zu besitzender Hindernisse bei den Geschäften geschehen kann; 5) durch die Zurücksendung oder Ausschaffung des Gesandten; 6) durch den Rücktritt des Gesandten; 7) durch die Abberufung desselben; 8) durch dessen Tod. Tritt eine Suspension, d. h. eine Unterbrechung der gesandtschaftlichen Functionen durch besondere Ereignisse ein, z. B. durch den Tod eines der beiden Souveraine, so dauert während derselben die Unverletzlichkeit und Territorialität des Gesandten fort; dasselbe ist der Fall auch bei dem Ende der Gesandtschaft wenigstens für die dem Gesandten zum Verlassen des fremden Staatsgebietes nöthige Zeit. II. Insbesondere Zurückberufung des Gesandten. Wie lange ein Gesandter auf seinem Posten

verbleiben soll, hängt von der Bestimmung des ihn absendenden Souverains ab. Mehrere Staaten hatten früher das Princip, ihre Gesandten nur während einer bestimmten Reihe von Jahren bei demselben Hofe zu lassen, z. B. Venedig und die Päpste. Durch die Zurückberufung wird die Gesandtschaft geadelt, wenigstens von der Zeit der Ueberreichung des Abberufungsschreibens (*lettres de rappel*) an. Wird der Gesandte nicht wegen Mißbilligung oder entstandener Collisionen zurückgerufen, so bittet er um eine Abschiedsaudienz. In dieser übergibt er dem Souverain sein Abberufungsschreiben, hält eine Abschiedsrede (*discours de congé*) und erhält ein Recreditiv (*lettres de récréance*), sowie dann Pässe zur Rückreise für sich und sein Gefolge, welche ihm der Souverain zustellen läßt. Hierauf macht und empfängt er die üblichen Abschiedsbefuche, wo nach der Antrittsaudienz, und reist dann ab. Schriftlich nimmt der Gesandte Abschied mit dem Abberufungsschreiben, wenn er solches während seiner oder des Souverains Abwesenheit überbringt. Bei außerordentlichen Gesandtschaften liegt es bisweilen in deren besonderem Zwecke, daß der Gesandte ohne Abberufungsschreiben sich verabschiedet. Bei Mißverständnissen wird ihm auch die Abreise ohne Abschied und Recreditiv anbefohlen, wo er nur die nöthigen Pässe zu verlangen hat, welche ihm auch nicht zu verweigern sind. Wenn der Gesandte wegen entstandener Feindseligkeiten oder wegen grober völlerrechtlicher Verletzung seiner Person die Abberufung nicht erwartet, so verläßt er den fremden Hof ohne Abschied und Recreditiv, was selbstverständlich auch bei seiner Ausweisung oder Ausschaffung der Fall ist. Die einem Gesandten von Seiten des Souverains, bei welchem er beglaubigt war, geschehene Entlassung, daß er seine Abschiedsaudienz haben könne, gilt für ein nahes Zeichen seiner bevorstehenden Begreifung. Ein feierlicher Auszug des abreisenden Gesandten, wie er, obwohl sehr selten, noch im 18. Jahrh. vorkam, findet jetzt nicht mehr statt. Bei ungebührlicher Verzögerung seiner Abreise von Seiten des Gesandten, welcher sich bereits bei dem Souverain verabschiedet hat, kann ihm eine Erklärung darüber abverlangt und nach Umständen eine Frist gesetzt werden, nach deren Ablauf seine bisherigen gesandtschaftlichen Vorrechte als erloschen betrachtet werden. Bei fernem Verbleiben in dem fremden Staate wird er in der Regel als Privatperson behandelt, kann aber wegen der etwa während seiner Mission von ihm verübten Vergehen nicht etwa nachträglich zur Verantwortung gezogen werden, weil dieselben nach dem Principe der Exterritorialität der Gerichtsbarkeit des fremden Staates nicht unterliegen. Hingegen ist von jener Zeit an die Verfolgung der während seiner Gesandtschaft gegen ihn begründeten Civilansprüche nun auch vor den Gerichten des fremden Staates zulässig. III. Insbesondere vor der Beerdigung der Gesandtschaft durch den Tod des Gesandten. Stirbt ein Gesandter in dem Gebiete des Souverains, bei welchem er beglaubigt ist, so gebührt ihm ein seinem Range angemessenes Leichenbegängniß und Begräbniß. Besteht an dem Orte eine Kirche der Religion, welcher

der verstorbene Gesandte angehört, so wird die feierliche Beerdigung auf dem Begräbnißplatze vollzogen, wofür die kirchlichen Gebühren, wie bei jedem dortigen Unterthan, zu entrichten sind. Wenn dort keine Kirche seiner Religion besteht, so ist ihm doch die Beerdigung auf dem Begräbnißplatze einer anderen Kirche nicht zu verweigern. Verträge oder Herkommen bestimmen in dieser Beziehung häufig das Nähere. Auch kann das Begräbniß an einem anderen Orte, wo eine Kirche des Glaubens des Verstorbenen besteht, erfolgen. Soll die Leiche nach der Heimath abgeführt werden, so sind keine Schwierigkeiten entgegenzusetzen, und es findet dabei gewöhnlich Befreiung von den sonst üblichen Stolgebühen und ähnlichen Lasten statt. Auch hinsichtlich der Beerdigung von Personen, welche zu dem Gefolge des Gesandten gehören, werden dieselben Grundsätze beobachtet. — Die nächste Sorge nach dem Tode eines Gesandten gilt der Versiegelung seiner Antepapiere und, nach Umständen, auch seiner Effecten. Das Recht dazu haben früher häufig die Behörden des Landes, in welchem der Gesandte beglaubigt war, in Anspruch genommen; es ist jedoch diesem Ansinnen stets widersprochen worden. Die jetzige Staatenpraxis ist allgemein dafür, daß die Versiegelung der Antepapiere und Effecten eines verstorbenen Gesandten als eine der Gerichtsbarkeit des Landes, wo der Gesandte beglaubigt war, entzogene Handlung gilt, da es hierbei auf Sicherstellung der Interessen des absendenden Staates ankommt. Das gewöhnlich dabei beobachtete Verfahren ist folgendes. Die Versiegelung und Inventarisirung des Nachlasses, wenn letztere nöthig ist, besorgt der Gesandtschaftssecretair oder der etwa ebenfalls beglaubigte zweite Gesandte desselben Staates, in deren Ermangelung unterzucht sich ein anderer in der Nähe dieses Hofes befindlicher Gesandter oder Gesandtschaftssecretair diesen Geschäfte. Ist dies den Umständen nach nicht möglich, so wird dieses Geschäft von einer durch Vertrag oder Erbschaft dazu ermächtigten Gesandtschaft eines befreundeten Hofes, in Rom auch durch den sogenannten Cardinalprotector, vollzogen. Nur außersten Falls, wenn keine der vorher genannten Personen vorhanden ist, kann sich die fremde Staatsregierung auf eine der Achtung gegen den Souverain des Verstorbenen entsprechende Weise der Versiegelung selbst unterziehen. — Die Gemahlin und sonstigen Angehörigen des Gesandten können nach dessen Tode bei ihrer Rückkehr ihr Vermögen frei von allen Lasten, namentlich von jedem Abzugsgelde, mit sich nehmen. Die Regulirung des Nachlasses richtet sich nach den Gesetzen der Heimath. Befristet ist, ob nun auch Forderungen an denselben in dem fremden Staate geltend gemacht und realisiert werden können<sup>30)</sup>. Die bejahnende Ansicht hat das gegen sich, daß es inconsequent erscheint, wenn bei fingirter fortdauernder Gesandtschaft bis zu der Zeit, wo die Gemahlin und Angehörigen des verstorbenen Gesandten den fremden Staat verlassen haben,

30) Daffur ist Heffter a. a. D. §. 229. B. 372. Siehe dagegen Rühl a. a. D. §. 227.

der Nachlaß bis dahin nicht ebenfalls in dem Zustande und in den Rechten bleiben soll, welche ihm bei Lebzeiten des Gesandten nicht bestritten wurden, mithin unantastbar in Betreff der Forderungen in dem fremden Staate, wenn diese nicht etwa schon bei Lebzeiten des Gesandten begründet waren. Streitigkeiten in Betreff der Erbfolge in den Mobilienachlaß des Gesandten werden, sowie die Form und Gültigkeit seines Testaments, nach den Gesetzen des absterbenden Staates beurtheilt, außer wenn er Unterthan des Souverains war, bei welchem er beglaubigt war, welschensfalls der gesammte Nachlaß nach den Gesetzen des beschiedenen Staates zu beurtheilen ist. Hinsichtlich der Erbfolge in Immobilien entscheiden die Gesetze des Landes, wo sie liegen.

Innbesondere von den Consuln<sup>31)</sup>. Indem zuvörderst darüber auf den Artikel Consulate verwiesen wird, bemerkt man nachträglich dazu Folgendes. Die frühesten Spuren einer eigenen Gerichtsbehörde für Kaufleute, an deren Spitze besonders für sie und ihre Streitigkeiten eingesetzte Richter stehen (Consules mercatorum, Consules maris), finden sich in den italienischen Städten<sup>32)</sup>. Die älteste Spur einer diesen Namen führenden und diesem Berufe gewidmeten Obrigkeit kommt in den Chroniken von Pisa vor, und reicht bis in das 10. Jahrh. hinauf. Die pisaner Statuten von 1164 sprechen von den Consules marinorum et mercatorum, qui apud ecclesiam St. Michaelis curiam tenere conveniunt. mithin wie von einer längst bestehenden Thatsache. Nach denselben Statuten steht dem Secconsuln eine ausgedehnte Wirkksamkeit zu, namentlich das Recht, in allen auf die Schifffahrt bezüglichen Streitigen Angelegenheiten zu entscheiden. Die seit dem 9. Jahrh. blühende Handelsrepublik Amalfi in Süditalien, deren Seereschgebung, die auf und nicht gefommene sogenannte Tabula Amalfitana, einst sehr berühmt war, öffnete ihren Hafen allen Fremden, für welche ein Praetor oder Richter eingesetzt wurde, der nach dem Sprachgebrauche der damaligen Zeit den Namen Consul führte. Die Competenz des in Amalfi bestehenden Seegerichtes ist unbekannt. Im J. 1063 wurde von obrigkeitlichen Personen, Consules maris genannt, das Statut der am adriatischen Meere gelegenen, jetzt neapolitanischen Stadt Anzi verfaßt, welches unter dem Namen *Ordo et Constitutio maris* bekannt ist. Auch die Statuten der Stadt Pistoja von 1107 eröfnen einer besonderen Gerichtsbarkeit für Kaufleute. Im J. 1128 wurde von Roger I. von Sicilien der Stadt Messina das Recht

bewilligt, zwei Consuln unter den Schiffsführern und den in Seeangelegenheiten erfahrensten Kaufleuten zu wählen, und es wurden diese Consuln autorisirt, über die Gebräuche und Gewohnheiten zur See, sowie über die Art der Verwaltung des Consulats Anordnungen zu treffen. In einer Karte der Stadt Siena von 1145 werden die Consuln der Kaufleute in den städtischen Rath berufen. In Venedig wurde unter dem Dogen Otto Malipiero (1179—1191) ein Tribunal unter dem Namen „Magistratur der Fremdenrichter“ eingesetzt, welches in Streitigkeiten zwischen Bürgern des Freistaates und Fremden, sowie der Fremden unter einander zu entscheiden hatte, und bis zum 13. Jahrh. bestand, in welchem Consuln der Kaufleute und Stellvertreter derselben unter dem Namen Sopra Consoli eingeführt wurden, die in allen Handelsstreitigkeiten, in Concursfällen, Bankfälschen, bei Falschleihen u. s. w. zu entscheiden hatten. In Modena und Lucca befanden 1182 neben den Consules majores oder Gemeinderäthen Consules mercatorum. In Genua wurden 1250 zwei Consuln zur Entscheidung der Handelsstreitigkeiten mit Fremden niedergesetzt, denen man vier Beisitzer aus der Bürgerschaft zur Unterstützung in Ausübung dieser Gerichtsbarkeit und zur Entscheidung in Seesachen beibrückte. Ob jene beiden Consuln oder ihre Beisitzer den Namen Secconsuln führten, darüber sind die Ansichten abweichend. In Frankreich setzte Wilhelm V. Herr von Montpellier (ungefähr von 1085—1121) bei seiner Rückkehr aus Palästina vier Richter unter dem Namen Consuls de mer ein, welche von den Anwesenden der Kaufmannschaft jährlich gewählt wurden. In Spanien erhielt zuerst Barcelona durch Peter III. von Aragonien im J. 1279 das Recht, daß die Kaufleute dieser Stadt mit Stimmmehrheit zwei Procuratoren als Richter über Handelsverträge und Streitigkeiten aus Schifffahrtsangelegenheiten wählten, ein Recht, welches 1303 von der Gesamtheit der Bürger auf die städtische Obrigkeit überging, seit welcher Zeit diese Richter Secconsuln benannt wurden. Im J. 1347 wurde ein förmliches Consulartribunal zu Barcelona, nach dem Muster des zu Majorca 1343 errichteten, durch den König von Aragonien gegründet. Ähnliche Consulargerichtsbarkeiten befanden in Spanien zufolge königlicher Verleihung in Valencia (1283), Majorca (1343), Perpignan (1388), Burgos (1492) u. s. w. Was den Ursprung der Consuln in fremden Ländern betrifft, so ist derselbe in die Zeiten der Kreuzzüge zu setzen, aus welchen die italienischen Städte den meisten Vortheil zogen. Die Kaufleute, vorzüglich der Städte Genua, Pisa und Venedig, welche durch ihre Flotten die Kreuzfahrer mit Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen versorgten, erhielten, wenn sie bei Einnahme einzelner Orte es ihrem Interesse gemäß fanden, sich dort niederzulassen, von den Befehlshabern der Kreuzfahrer die ausgedehnten Privilegien. Diese Vorrechte wurden ihnen auch durch Verträge mit den griechischen Kaisern bestätigt. So schlossen die Pisaner 1100 mit Kaiser Alexius Comnenus einen Frieden, vermöge dessen ihre Schiffe im Umfange des morgenländ-

31) Die hierauf bezügliche Literatur siehe bei Meuschen a. a. D. Weib. 11. S. 49—54. Nachzutragen sind: de Menesh, *Manuel pratique du consulat*. (Leipzig. 1846.) *Ferd. de Cussy, Règlement Consulaire des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés*. (Leipzig. 1851.) *Schömann, Handbuch für Consuln und Consularbeamte*. (Weilau 1852.) *Reumann, Handbuch des Consulatswesens, mit besonderer Berücksichtigung des österreichischen und einer Anhang von Berechnungen*. (Wien 1854.) *Oppenheim, Practisches Handbuch der Consulnate aller Länder*. (Erlangen 1854.) 32) Bergl. Reumann a. a. D. S. 12 ff.

difchen Reiches nicht unglimpflich behandelt werden, insbesondere sie aber einen Consul zur Entscheidung der unter ihnen entstehenden Streitigkeiten zu erwählen berechtigt sein sollten. Ähnliche Verträge schlossen Venedig und Florenz mit den Sultanen von Aegypten. Venedig ernannte vermöge dieses Vertrages zwei Consuln für Alexandrien und Damaskus, welche mit öffentlichem Charakter besetzt, die Gerichtsbarkeit in Handelsfachen unter der Autorität des Sultans ausüben sollten. Dieselben Rechte, wie die Venetianer, verlangte Florenz durch den von Cosmus von Medici mit dem Sultan von Aegypten geschlossenen Vertrag. Auch abendländische Fürsten gestatteten den Muhammedanern ähnliche Privilegien in ihren Staaten. So verpflichtete sich Kaiser Friedrich II. als König von Sicilien durch einen mit Abussor, einem foracemischen Fürsten in Afrika, im J. 1240 geschlossenen Vertrag zur Einsetzung eines Consuln für die in Corfica Handel treibenden Muhammedaner, welcher selbst ein Muhammedaner sein müsse, und seinen Glaubensgenossen Recht zu sprechen habe. Schon früher werden in einem zwischen der Stadt Marseille und Thomas, Grafen von Savoyen, am 8. Nov. 1296 geschlossenen Vertrage von Letzterem die Consuln der Stadt Marseille in seinem Gebiete und deren Gerichtsbarkeit über ihre Landleute anerkannt. Im J. 1259 bekräftigte Manfred von Savoyen die den Consuln von Genua schon von den normannischen Fürsten über ihre Landleute eingeräumte Civil- und Criminalgerichtsbarkeit. Barcelona erhielt 1266 durch Diplom König Jacob I. von Aragonien das Recht, durch seine städtische Obrigkeit nach eigenem Ermessen Consuln in fremden Handelsplätzen zum Schutze der Handelsfactoren und Schiffe der Stadt zu ernennen, welche polizeiliche und richterliche Gewalt nicht nur über die Catalonier, sondern auch über andere Unterthanen des Königs, deren Schiffe in ihren Consularbezirk kamen, ausübten. Die Eintheilung der Consuln ist in dem früheren Artikel bereits erwähnt. In Frankreich mußten, als im J. 1789 die drei ersten Beamten der französischen Republik den Titel „Consuln“ erhielten, die französischen Handelsconsuln den Titel „Agents de commerce“ annehmen, und an die anderen Staaten erging das Ersuchen, ihren im Gebiete der Republik bestellten Consuln den Titel Handelsagenten beizulegen, was auch von mehreren Staaten geschah, z. B. von Preußen, welches zu jener Zeit im französischen Gebiete Commerzagenten und Vicecommerzagenten bestellte. Eine Art von Consuln sind auch die besonders in früherer Zeit öfters vorkommenden Commissaires de la marine, welchen das Consulat in einem Seeräume anvertraut ist. Auch kommen in früherer Zeit bisweilen sogenannte Commissaires pour les relations commerciales anstatt der Consuln vor; namentlich wurden solche von den vereinigten Niederlanden und Frankreich bestellt; ihr Wirkungskreis beschränkte sich jedoch stets auf ihren Aufenthaltsort. Die Courtmasters, welche auch noch in neuerer Zeit von den Engländern auf einigen Handelsplätzen, z. B. Rotterdam, Hamburg u. s. w. bestellt werden, nähern sich zwar in gewissen Be-

ziehungen den Consuln, können aber die Rechte der letzteren nicht beanspruchen, da sie nur von fremden Handelsgesellschaften angestellt werden, um deren Handelsvorteile möglichst zu fördern, auch wol als Schiedsrichter entstehende Streitigkeiten in Handelsfachen zu entscheiden. Ihre Befugnisse sind nicht überall gleichmäßig bestimmt. — Die Ernennung der Consuln geschieht durch den Souverain; er ernannt sie entweder aus seinen eigenen Unterthanen, oder aus denen eines dritten, oder selbst aus den Unterthanen des Staates, in dessen Gebiete das Consulat zu verwalten ist. Zuweilen findet bei der Anstellung der Consuln eine Handelsverträge statt, entweder hinsichtlich des Ortes oder in Ansehung der Nation, welcher der zu bestellende Consul angehören muß. Die Befallungsbriefe, welche die Consuln erhalten, heißen auch Patente, *lettres de provision*. Das sogenannte *Exequatur*, die Ertheilung der Genehmigung ihrer Anstellung von Seiten des Souverains, in dessen Gebiet sie ihre Wirksamkeit ausüben sollen, heißt auch das *Patet*. Das Recht zur Anstellung von Consuln steht nach allgemeiner Annahme auch jedem halbsovereainen Staate zu, welcher eine besondere Flagge führt. Bei den halbsovereainen Staaten werden gewöhnlich nur Consularagenten beglaubigt. Als notwendige Eigenschaft eines Consuln muß vorausgesetzt werden, vollständige Kenntniß der Handelsverträge, der Handelsgesetzgebung, der Statistik, sowie der politischen Verhältnisse des Staates, welchem sie dienen, sowie dessen, in welchem sie angestellt sind. Daber ist die Bestellung von Kaufleuten zu Consuln, welche häufig geschieht, um die Kosten für besoldete Beamte zu vermeiden, indem den Consuln als Vergütung für ihre Bemühungen die Gebühren zugewiesen werden, welche Kaufleute und Schiffer selbst entrichten, in manchen Fällen bedenklich. Als Unterbeamte der Consuln und zu ihrer Beihilfe kommen mitunter Kanzler und Dolmetscher, sowie Consulsclerken vor. Die Anstellung von Viceconsuln wurde in früherer Zeit häufig von den Consuln der europäischen Staaten als ein ihnen zugehörendes Recht in Anspruch genommen und ausgeübt, während die neuere Praxis dies nirgends mehr gestattet. Auch das Recht der Gesandten mancher Höfe zu Constantinopel, die Consuln in der Levante anzustellen, mit Instruction zu versehen und davon ihrem Hofe Anträge zu machen, ist größtentheils außer Gebrauch. Die Viceconsuln correspondiren in der Regel durch Vermittelung der Consuln, und diese durch Vermittelung des etwa vorhandenen

33) In ersterer Beziehung enthält eine Beschlußung Art. IV. des Vertrages zwischen Schweden und Dänien vom 3. Juni 1743 (bei Wenck, Cod. jur. gent. recent. T. II. p. 100), in letzterer Art. XLII. des Vertrages zwischen Sicilien und den Generalstaaten vom 27. Aug. 1753 (bei Wenck l. c. T. II. p. 753). 34) Davon mocht insessen der halbsovereaine Staat der ionischen Inseln eine Ausnahme; denn wenn er auch nach Art. 7 des pariser Vertrages vom 5. Nov. 1815 eine eigene Flagge hat, so steht doch die gesammte und allseitige Vertretung der Inseln nach Außen der Krone Großbritannien zu, so daß die englischen Gesandten und Consuln zugleich die Interessen der Inseln vertreten. RUMANN a. a. D. S. 42.

Generalconsul. In der Türkei gelangen die Beschwerden und Anliegen der Consuln durch Vermittelung der zu Constantinopel residirenden Gesandtschaften ihrer Höfe an den Divan. Sämmtliche Consulate eines Staates sind in der Regel dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, oft auch zugleich dem Departement, welches die Handels- und Schiffsabgangsangelegenheiten unter sich hat, untergeordnet. — Die amtlichen Einrichtungen und Befugnisse der Consuln, so verschieden sie auch im Einzelnen durch Verträge, Herkommen oder besondere Verordnungen in den verschiedenen Staaten bestimmt sein mögen, kommen doch im Wesentlichen in folgenden Stücken überein: 1) Den in einem auswärtigen See- und Handelsplätze angestellten Consuln liegt die Verpflichtung ob, in ihrem Consulatsbezirke Alles zu thun und wahrzunehmen, was zur Sicherung und Beförderung der Rechte und Interessen ihres Souverains überhaupt, sowie dessen einzelnen Unterthanen, in Ansehung des Handels und der Schifffahrt gerichtlich kann, namentlich auch über die Aufrechterhaltung der bestehenden Handels- und Schiffsabgangsverträge zu wachen. Vor Allem haben sie die Pflicht, darauf zu sehen, daß alle Schiffer ihres Landes sich sofort nach ihrer Ankunft, nachdem sie für die Sicherheit des Schiffes Sorge getragen, im Consulate melden, daselbst ihre Freipässe und Schifferrollen vorzeigen, den Inhalt ihrer Ladung angeben, von der Zeit und dem Orte ihrer Abfahrt, sowie von den erheblichen Vorfällen, welche etwa auf ihrer Reise vorgekommen sind, Anzeige machen. Dies Alles trägt der Consul, nebst dem Namen der Schiffer und Schiffe, der Größe der letzteren nach Kosten, der Anzahl der Schiffsmannschaft u. s. w. in sein Journal ein. Ebenso hat er sich von der Richtigkeit der vorgelegten Pässe zu überzeugen. Wegen der in der Regel zu seinen Functionen gehörenden Passpolicai ist er auch zur Ertheilung von Pässen gewöhnlich befugt. 2) Die ankommenden Schiffer und Kaufleute, welche nicht schon öfters dort gewesen sind und die dortige Verfassung durch Erfahrung kennen, hat der Consul mit den Gewohnheiten und Gebräuchen des Ortes, soweit es für sie von Interesse ist, bekannt zu machen, z. B. mit dem Einfuhr- und Ausfuhrverboten. 3) Die Abreise eines Schiffes, sowie dessen mitgenommene Ladung, Bestimmungsort u. s. w. hat der Consul gleichfalls in sein Journal einzutragen, dem Schiffer auch zugleich ein eigenhändig unterschriebenes Certificate zu ertheilen, aus welchem die Zeit der Ankunft des Schiffes und der Meldung des Schiffers im Consulate, sowie bei seiner Ankunft, als bei seiner Abreise, der Ort, woher das Schiff gekommen und wohin es geht, derjenige, auf dessen Rechnung es geht, die Summe der entrichteten Consulatsgebühren u. s. w. erhellt. Außerdem muß er seine Rechnungen über Ostengelder, Mäntelgebühren und andere Ausgaben, welche die Kheder und Befrachter angehen, durchgehen, und deren Richtigkeit bescheinigen. Von der von einem Schiffer bei seiner Ankunft oder Abreise unterlassenen Meldung aus dem Consulate hat der Consul Anzeige zu machen. 4) Bei allen Unfällen, welche Schiffen seines Landes an irgend einem

Driten seines Bezirkes zustoßen, insbesondere bei Strandungen, muß sich der Consul der Ladung und der Mannschaft eifrigst annehmen und dahin sehen, daß nur das durch Verträge oder Herkommen oder gesetzlich bestimmte Vergelohn erhoben werde. Bei Havarien oder kleinen Seeschäden hat er die erlittenen Schäden und den zum Beistehen des Schiffes und der Ladung auf der Reise gemachten Aufwand festzustellen und die Ausbesserung zu beaufsichtigen. 5) Zur Haftabtwendung der während der Anwesenheit des Schiffes entwichenen Rattenen muß der Consul dem Schiffer möglichst Beweise leisten, dieselben, wenn sie irgendwo vorenthalten werden, reclamieren und, wenn er sie wieder erlangt, das Schiff aber etwa schon abgesehrt sein sollte, für ihre sichere Rücksendung sorgen. 6) In Ansehung der Streitigkeiten der in dem Lande, wo der Consul angestellt ist, anwesenden Unterthanen seines Staates und der dabei eintretenden Gerichtsbarkeit stehen ihm die Rechte zu und liegen ihm diejenigen Verpflichtungen ob, welche, unbeschadet der Jurisdictionrechte des dortigen Staates, auf Herkommen, Verträgen oder besonderen Concessionen beruhen, bezüglich daraus folgen. Bei Streitigkeiten der Unterthanen seines Landes mit dortigen Einwohnern oder anderen Fremden vor dortigen Gerichtshöfen hat er den Ersteren möglichst beizustehen und namentlich für schleunige Erlebigung der Sache seine Verwendung einzutreten zu lassen. 7) Bei Todesfällen muß er sich des Nachlasses annehmen, überhaupt der Ausübung der freiwilligen Gerichtsbarkeit in dem ihm anvertrauten Umfange sich unterziehen, über alle in dessen Folge ausgestellte Urkunden ein Register führen, und überhaupt für gute Ordnung und Aufwahrung seiner sämmtlichen amtlichen Papiere in einer besonderen Consulatsregistratur Sorge tragen. 8) In Zeiten des Krieges und zwar: a) wenn die den Consul bestellende Macht neutral geblieben ist, hat er für Aufrechterhaltung der Ehre und Sicherheit der Flagge seines Landes, sowie dafür zu sorgen, daß dessen Unterthanen bei der Seeschifffahrt und dem Handel die Vortheile der Neutralität genießen. Von einem auf alle dort befindlichen Schiffe gelegten allgemeinen Embargo hat er die ihm vorgelegte Beherde unterzüglich in Kenntniß zu setzen, auch nach den Umständen schon vor Eingang der Verhaltungsbefehle sich eifrigst dafür zu verwenden, daß das Embargo für die darunter mit begriffenen neutralen Schiffe seines Landes aufgehoben werde. b) Bei Ausbruch eines Krieges seines Souverains mit dem Staate, bei welchem der Consul angestellt ist, hat der Consul, wenn dabei ein freier ungehörter Fortbetrieb des Handels und der Schifffahrt der Unterthanen seines Landes nicht zu erwirren ist, sich dafür zu bemühen, daß wenigstens nicht plötzlich bei einer dortigen Kriegserklärung oder gar vor derselben mit Wegnahme der in den dortigen Häfen befindlichen Schiffe und Güter der Unterthanen seines Landes verfahren, sondern letzteren zur Wegschaffung des Ihrigen eine angemessene Frist nachgelassen werde. — Für ihre Dienstleistungen erhalten die Consuln von den in den Häfen ihres Consulatsbezirks ankommenden und abgehenden Schiffen ihres Lan-



des u. f. w. Consulatgebühren, welche nach besonderen Gebührentarifen erhoben werden. Ob, wenn die Consuln als solche Besoldung erhalten, daneben noch solche Gebühren erhoben werden dürfen oder nicht, hängt von den Vorschriften der Regierungen ab, welche die Consuln befallen haben. — Die Vorrechte der Consuln sind durch Verträge, Herkommen und besondere Verordnungen der Staaten bestimmt. Es ist deshalb im Allgemeinen auf den früheren Artikel zu verweisen, in welchem auf den wichtigsten Unterschied zwischen den Consuln in den europäischen See- und Handelsstädten und denen in der Levante und in Afrika aufmerksam gemacht ist. Allgemein herkömmlich ist, daß die Consuln ihre Wohnungen mit dem Wappen ihrer Souveraine bezeichnen, auch wol die Flagge desselben von ihrem Hause wehen lassen.

Insbesondere vom Gesandtschaftsrechte des deutschen Bundes. I. Actives und passives Gesandtschaftsrecht des deutschen Bundes. Der deutsche Bund ist ein völkerrächtlicher Verein der souverainen Fürsten und freien Städte Teutschlands, zur Bewahrung der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit ihrer im Bunde begriffenen Staaten und zur Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Teutschlands. Im Innern ist dieser Verein eine Gemeinschaft selbständiger, unter sich unabhängiger Staaten mit gegenseitigen gleichen verträgsmäßigen Rechten und Verpflichtungen; im Verhältnis zu Außen bildet er eine in politischer Einheit verbundene Gesamtheit. Der Umfang und die Grenzen der Wirksamkeit des Bundes sind in der Bundesacte, dem Grundvertrage und ersten Grundgesetze des Bundes bestimmt<sup>35)</sup>. Die aus den Bevollmächtigten sämtlicher Bundesglieder gebildete Bundesversammlung repräsentiert den Bund in seiner Gesamtheit und ist das beständige verfassungsmäßige Organ seines Willens und Handelns. Die teutschen Fürsten, welche die völkerrrechtliche Wichtigkeit des activen und passiven Gesandtschaftsrechts schon früh erkannten, ertheilten dasselbe, sowie das damit zusammenhängende Bündnisrecht grundgesetzlich erst durch den westfälischen Frieden zugesandt<sup>36)</sup>. Es war dies ein entscheidender Schritt zur Erlangung des vollen Souveränitäts, aber auch zur Auflösung des teutschen Reichsverbandes. Der Rheinbund als eine souveraine Corporation, sowie dessen einzelne Mitglieder hatten das Gesandtschaftsrecht in seinem ganzen Umfange, sowohl in den wechselseitigen Verhältnisse der Bundesfürsten unter sich und auf der Bundesversammlung, als gegen Auswärtige. Der teutsche Bund ist befugt, im Verhältnisse zu auswärtigen Staaten als eine politische Einheit (europäische Macht) aufzutreten; darin liegt auch das Recht, mit auswärtigen Staaten in diplomatischen Verkehr zu treten. Die Bundesversammlung, als Organ des gesammten Bundes, hat ebenso wol die fremden Staaten bei dem Bunde beglaubigten Gesandten anzunehmen, als ihr, wenn es

nöthig sein sollte, die Abordnung von Gesandten im Namen des Bundes an fremde Mächte obliegt<sup>37)</sup>. Nach einer Bemerkung in dem Protocoll der zu Wien gehaltenen Ministerialconferenzen vom 15. Mai 1820 sollte durch Art. L. Nr. 2 der Schlußacte die Absicht ausgedrückt werden, nur in außerordentlichen Fällen von Bundeswegen Gesandte zu ernennen. Von diesem Rechte ist aber bisher von der Bundesversammlung kein Gebrauch gemacht worden, weder dadurch, daß sie eigene Gesandtschaften bei den Bundesgliedern, noch dadurch, daß sie Gesandtschaften bei auswärtigen Regierungen ernannt hätte; wol aber sind schon seit dem ersten Zusammentreten der Bundesversammlung Gesandte mehrerer europäischer Staaten bei derselben beglaubigt. Die jedem teutschen Bundesstaate im Verhältnisse nach Außen, unter den bundesmäßigen Bestimmungen zulebende Souveränität bringt es mit sich, daß allen teutschen Bundesstaaten das active und passive Gesandtschaftsrecht nicht bloß unter sich und in der Bundesversammlung, sondern auch in Bezug auf auswärtige Staaten gebührt. II. Verantwortlichkeit, Beglaubigung und Instruction der Gesandten der Bundesstaaten bei dem Bundestage. Die einzelnen Bevollmächtigten der Bundesglieder am Bundestage stehen in unbedingter Abhängigkeit von ihren Committenten, und sind diesen allein wegen gewissenhafter Befolgung der ihnen ertheilten Instructionen, sowie überhaupt wegen ihrer Geschäftsführung verantwortlich<sup>38)</sup>. Da Völkerrrecht bei der Bundesversammlung den Vorbehalt hat, so führt sein Gesandter bei dem Bundestage deshalb den Titel eines präsidierenden (Präsidialgesandten)<sup>39)</sup>. Die Gesandten legitimiren sich bei dem Präsidium, welches davon den übrigen Bevollmächtigten in der nächsten förmlichen Sitzung des engeren Rathes amtliche Eröffnung macht und die Bundesversammlung zu einem Beschlusse darüber veranlaßt, ob die Beglaubigung genügend sei. Es kann, der Natur der Bundesverhältnisse nach, ein Gesandter für mehrere Stimmen in der Bundesversammlung fortwährend beglaubigt, und ebenso können von einem Bundesgliede mehrere Gesandten zum Bundestage abgeordnet werden, selbst Specialbevollmächtigte ohne gesandtschaftlichen Charakter, welche jedoch von der Theilnahme an den Sitzungen der Bundesversammlung ausgeschlossen sein würden. Während der Erledigung einer Gesandtschaft, oder im Falle der Abwesenheit oder sonstigen Verhinderung eines Gesandten kann ein Interimgesandter dessen Stelle vertreten, wozu der Gesandte eines anderen Bundesgliedes mit dessen Genehmigung bevollmächtigt werden kann. Die Vollmachten der Gesandten enthalten gewöhnlich die Substitutionsbefugniß für Verhinderungsfälle; bei dem Präsidialgesandten ist dies stets der Fall<sup>40)</sup>. Im Verhältnisse zur Bundesversammlung kommt nicht der Inhalt der Instruction der Bundestagsgesandten in Betracht, sondern nur die übergebene Vollmacht; es kann kein

35) Wiener Schlußacte vom 15. Mai 1820. Art. II—IV.  
36) Instrumentum pacis Osnabrugense art. VIII.  
H. Gneffl. d. B. u. A. 2te Section. LXII.

37) Deutsche Bundesacte Art. X. Wiener Schlußacte Art. L. no. 2. 38) Wiener Schlußacte Art. VII. VIII. 39) Bundesacte Art. V. 40) Bundesbeschuß vom 26. Juni 1817.

Bundesglied einen Beschluß der Bundesversammlung deshalb als ungültig oder unverbindlich ansehn, weil dessen Gesandter seine Stimme ohne oder gegen die Instruktion abgegeben hat. III. Persönliche Fähigkeit der Bundestagsgesandten. In Ansehung der notwendigen oder wünschenswerthen Eigenschaften gelten die obigen allgemeinen Grundsätze. Eine besondere Bestimmung hinsichtlich der persönlichen Fähigkeit ist nur die, daß keine im bürgerlichen Verbanne der Stadt Frankfurt stehendes Individuum zum Bundestagsgesandten, außer für die Stadt Frankfurt selbst, ernannt werde<sup>41)</sup>. IV. Titel und Sprache der Bundesversammlung. Die Eingaben an die Bundesversammlung haben die Adresse: „An die hohe teutsche Bundesversammlung“ und im Texte die Anrede: „Hohe Bundesversammlung“<sup>42)</sup>. Nach einem Beschluß der Bundesversammlung im Protocoll vom 5. Dec. 1816 sind alle Eingaben an dieselbe in teutscher Sprache abzufassen, und die in einer fremden Sprache abgefaßten Belege mit der teutschen Uebersetzung zu überreichen<sup>43)</sup>. Auch über die Form und die Sprache in den Verhandlungen mit auswärtigen Staaten existiren besondere Bestimmungen, indem die Bundesversammlung darüber nach dem Protocoll vom 12. Juni 1817 einen eignen Beschluß gefaßt hat<sup>44)</sup>. Bei Verhandlungen mit auswärtigen Gesandtschaften erläßt die Bundesversammlung ihre Noten in teutscher Sprache, sowie in derselben Sprache auch die Antwortschreiben an auswärtige Regierungen auf die Creditivie ihrer bei dem Bunde delegirten Gesandten abgefaßt werden, es wird aber immer den Noten sowohl als anderen Schreiben eine lateinische oder französische Uebersetzung beigelegt. V. Befolge der Bundestagsgesandten. Dasselbe hat die Vorrechte und Befreiungen, welche dem Befolge der Gesandten überhaupt nach völkerrechtlichen Grundsätzen zustehen. VI. Vorrechte der Bundestagsgesandten. 1) Die Ceremoniellrechte anlangend, so hat die Bundesversammlung das auf dem Wiener Congress vereinbarte Reglement über den Rang der diplomatischen Agenten vom 19. März 1815 nach dem Protocoll vom 12. Juni 1817 angenommen<sup>45)</sup>. Sonst fehlt es an besonderen Bestimmungen über das von den Bundestagsgesandten gegen die Bundesversammlung, unter sich und gegen auswärtige bei dem Bunde delegirte Gesandte zu beobachtende Ceremoniell. Bisher sind stets Befolge zweiter Classe an die Bundesversammlung abgeordnet worden, daher in der Regel das angenommene Ceremoniell das der Gesandten zweiter Classe ist. 2) Hinsichtlich der Unverletzlichkeit der Bundestagsgesandten gelten die allgemeinen Grundsätze. Es ist vorzugsweise Obliegenheit des frankfurter Senats die zur Sicherung dieses Vor-

rechtes überhaupt erforderlichen, oder den Umständen angemessenen Maßregeln zu treffen<sup>46)</sup>. 3) Die Exterritorialität und deren einzelne Ausflüsse anlangend, so genießen die Bundestagsgesandten, nebst den sie begleitenden gesandtschaftlichen Personen, für sich, ihre Familien und Dienerschaft, das Vorrecht der Exterritorialität, namentlich auch für ihre Wohnungen. Ein unmittelbarer amtlicher Verkehr der frankfurter Behörden mit der Bundesversammlung oder einer einzelnen Gesandtschaft findet nicht statt, sondern es besteht zur Vermittelung desselben eine eigene Commission des Senats, welche in dieser Hinsicht die Stelle des an den Höfen bestehenden Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten vertritt. a) Die Abgabefreiheit der Bundestagsgesandten und aller zu ihrer Gesandtschaft gehörigen Personen erstreckt sich auf städtische Steuern und Abgaben aller Art, auf Freiheit von der Einquartierung oder deren Reluctation in Ansehung der von ihnen oder von den ihnen angehörigen Personen bewohnten Häuser oder Wohnungen. Wegen des Anschlusses der Stadt Frankfurt an den teutschen Zollverein ist in Folge eines Bundesbeschlusses vom 28. April 1836 eine das Princip der gesandtschaftlichen Zollbefreiung festhaltende Verabbarung mit dem Senate zur Verständigung über die erforderlichen Controlmaßregeln eingeleitet worden. Eine Note der mit dieser Verhandlung beauftragten Bundestagscommission vom 23. Nov. 1838 enthält die dabei festgesetzten Punkte; diese wurden durch Note des frankfurter Senats vom 29. Nov. 1838 angenommen und durch Bundesbeschluß von demselben Tage ratificirt<sup>47)</sup>. b) Die Bundestagsgesandten und gesandtschaftlichen Personen, mit ihrer Familie und Dienerschaft, sind von aller städtischen Gerichtsbarkeit in Civil-, Criminal- und Polizeisachen befreit, welche Befreiung sich auch auf die Verhinderung in Sterbefällen erstreckt. Eine bei entstehenden Handeln oder Widerpflichtigkeiten gegen Polizeiverfügungen verhaftete Person, welche zu der Dienerschaft eines Bundestagsgesandten gehört, oder nicht sogleich dafür erkannt worden ist, muß von der Polizei, sobald sie sich als zu dem Befolge eines Gesandten gehörig anerkenn, in das Haus des Gesandten geführt werden. Die Gesandten haben dagegen in diesen Fällen die Pflicht, wenn sie nicht die angehaltene Person ihres Dienstes entlassen, nicht bloß auf die ihnen auf dem geeigneten Wege zukommenden Mittheilungen unversäglich, sondern, wo das Zeugniß einer solchen Person zur Aufklärung der Sache nöthig sein sollte, die erforderliche Auskunft zu erteilen, sondern auch den gegen eine solche Person geführten Beschwerden dergestalt zu entsprechen, daß dieselbe von der zuständigen Behörde zur Untersuchung und im Falle der Schuld zur Bestrafung gezogen, und zur Genugthuung angehalten werde. Wird eine solche Per-

41) Eröffnung an den Senat der freien Stadt Frankfurt vom 23. Oct. 1816 betreffend das Beschluß der Bundesversammlung und der Bundestagsgesandten zu der Stadt und ihren Behörden etc. V. 42) Beschluß der Gesandtschaftsordnung der d. B. B. angenommen durch Beschluß vom 14. Dec. 1816. Nr. 11. III. 43) Protocoll der d. B. B. Bd. I. S. 164. 44) Protocoll der d. B. B. Bd. III. S. 193, 197, 198. 45) Protocoll der d. B. B. Bd. III. S. 196, 197.

46) Ueber diese und die weiteren Vorrechte der Bundestagsgesandten ist die Hauptquelle die vorerwähnte Eröffnung an den Senat der freien Stadt Frankfurt vom 23. Oct. 1816 und die darauf erfolgte Erklärung des Senats vom 25. Oct. 1816. 47) Bzgl. Sachverh., Deutsches Staats- und Bundesrecht. Wetz. III. S. 352—354.

son im Falle eines angeschuldigten oder erwiesenen Verbrechens wegen augenblicklicher Gefahr von der Polizei verhaftet, so ist sie sofort an den Gesandten abzuliefern, welchem es, sowie in anderen Fällen dieser Art, in welchen eine Verhaftung nicht erfolgt ist, überlassen bleibt, ob er diese Person dem Senate zur Untersuchung und Bestrafung ausliefern, oder in sichere Verwahrung gebracht, an seine Regierung zur Untersuchung und Bestrafung senden wolle. Die Vornahme einer Hausdurchsuchung in der Wohnung eines Bundestagsgesandten ist nur in den dringendsten dazu geeigneten Criminalfällen, erst nach vorheriger Anzeige und ertheilter Genehmigung des Gesandten, in seiner oder der dazu von ihm beauftragten Personen Gegenwart zulässig. c) Sowie das Protectionsrecht betrifft, so haben die Bundestagsgesandten auf das Recht, auch den nicht zu der Gesandtschaft gehörenden Unterthanen ihrer Souveraine oder Fremden Schutzbriefe für den Aufenthalt oder für den Betrieb eines Gewerbes zu erteilen, aus Achtung für den Senat und zur Vermeidung beschwerlicher Collisionen, verzichtet. Dagegen ist der Bundesversammlung das Recht, in den dazu geeigneten Fällen einzelnen Personen Schutzbriefe für den Aufenthalt in Frankfurt zu erteilen, ausdrücklich vorbehalten. d) Auf das Asylrecht machen die Bundestagsgesandten keinen Anspruch; sie gestatten keiner Person, welche zu ihrer Gesandtschaft nicht gehört und von der Polizei oder den Gerichten verfolgt wird, wissentlich in ihrer Wohnung einen Zufluchtsort, und haben die Verpflichtung, eine solche auf die erste ihnen davon gebührende gemachte Anzeige der Behörde zu überliefern. e) Die Bundestagsgesandten sind befugt, den Unterthanen ihres Souverains in allen den Fällen Pässe zu erteilen oder zu visiren, in welchen nach völkerrechtlichen Grundsätzen die in einem Staate beglaubigten Gesandten dieses Recht haben. VII. Ende der Gesandtschaft. Die Abberufung eines Bundestagsgesandten zeigt dieser dem Präsidialgesandten, und letzterer der Bundesversammlung in derselben Weise an, in welcher dieser bei dem Eintritte eines Bundestagsgesandten geschieht. Stirbt ein Bundestagsgesandter, so bestimmt die Bundesversammlung die Frist, binnen welcher sie von der Regierung des Verstorbenen die Ernennung seines Nachfolgers oder Vertreters erwartet, und es wird diesem bis zum Ablaufe der Frist für alle Gegenstände, über welche seit dem Todesfalle eine Abstimmlung stattgefunden hat, das Protocol offen gehalten. Besondere Befugnis und Verpflichtung des Präsidialgesandten ist auch die, bei dem Ableben eines Bundestagsgesandten, in Ermangelung einer sonstigen gesandtschaftlichen Person oder ihr geschehener Substitution, seinen Nachlaß, insbesondere seine amtlichen Papiere zu versiegeln<sup>48)</sup>. VIII. Von dem bei der Bundesversammlung beglaubigten Gesandten auswärtiger Staaten<sup>49)</sup>. 1) Beglaubigung. Die Ge-

sandten auswärtiger Staaten sind bei der Gesamtheit der Bundesstaaten beglaubigt, also bei jedem einzelnen dieser Staaten nur in Aufhebung seiner Vereinigung mit der Gesamtheit; deshalb beglaubigen auch die auswärtigen Staaten noch besondere Gesandte bei den einzelnen Bundesstaaten. Die Gesandten der fremden Mächte werden nicht förmlich bei der Bundesversammlung, sondern bei der Gesamtheit der Bundesstaaten (bei dem „Durchlauchtigsten kais. Hofe“ — „près la Sérénissime Confédération Germanique“) beglaubigt; es wird aber das an dieselbe gerichtete Creditiv bei der Bundesversammlung als dem Organe des Bundes übergeben, und zwar bei dem Präsidialgesandten, in der Ueberschrift nebst Abschrift, welcher hiervon der Bundesversammlung Kenntniß gibt, und ihr die Abschrift des Creditivs vorlegt. Ist bei dem Creditiv Nichts zu erinnern (etwaige Bedenken dagegen können auch in einer vertraulichen Sitzung des Bundestages abgemacht werden), so wird dessen Original in der Versammlung eröffnet, vorgelesen und der Gefandte als gehörig beglaubigt angenommen. Demnach folgt das Antwortschreiben auf das Creditiv der fremden Regierung. 2) Amtlicher Verkehr mit der Bundesversammlung. Die Verhandlungen mit den fremden, bei dem Bunde beglaubigten Gesandtschaften sind mündlich oder schriftlich. Mittheilungen an letztere können regelmäßig nur Resultat eines Bundesbeschlusses sein. Ausnahmeweise kann, wo die sofortige Vorlegung diplomatischer Mittheilungen und Noten vor der ganzen Versammlung nicht zweckmäßig erscheint, das Präsidium solche einem besonders von ihr zu erziehenden Aufschusse vorlegen, welcher sich unter eigener Verantwortung über die Frage vereinigt, ob die Vorlegung diplomatischer Mittheilungen vor die Gesamtheit jetzt oder noch nicht zu bewirken sei. Förmliche officielle Erklärungen oder wirkliche Verhandlungen finden jedoch nur der Bundesversammlung zu. Hinsichtlich mündlicher Verhandlungen ist der Präsidialgesandte in ähnlicher Weise das unmittelbare Organ der Bundesversammlung; es kann dieselbe aber neben und zugleich mit ihm einzelne Bundestagsgesandte mit der mündlichen Verhandlung beauftragen. Sollen bei solchen mündlichen Besprechungen Anträge gestellt oder Antworten auf solche erteilt werden, ohne Einleitung eines eigentlichen schriftlichen Notenwechsels, so ist zugleich eine Verbalnote, welche das Wesentliche der mündlichen Besprechung enthält, zu übergeben. Eine von dem Präsidium zu ertheilende Verbalnote ist zuvor der Bundesversammlung oder dem etwa ernannten Aufschusse zur endlichen Redaction vor der Uebergabe vorzulegen. Die Noten der fremden Gesandten jeder Classe können nach Belieben an den Bund, Bundestag oder das Präsidium gerichtet werden. 3) Das von der Bundesversammlung gegen die Gesandten fremder Staaten zu beobachtende Ceremoniel wird von ihr selbst bestimmt. Sie hat durch

48) Vollständige Geschäftsordnung der kais. Bundesversammlung vom 14. Nov. 1816. 1. 49) Vergl. Bundesbeschuß vom 12. Juni 1817 über die auswärtigen Beauftragten des deutschen Bundes Nr. III. IV. V. (Protokolle der d. B. B. Bd. III.

S. 196 fg.) Bundesbeschuß vom 19. Febr. 1824, betreffend die Rechte der bei dem deutschen Bunde accreditirten auswärtigen Gesandten (Protokolle der d. B. B. Bd. XVI. S. 116).

Beschluß vom 12. Juni 1817 das auf dem Wiener Congresse errichtete Reglement über den Rang der diplomatischen Agenten vom 19. März 1815 angenommen. 4) Die gesundheitspolitischen Vorrechte, welche für die Bundeskongressdelegationen in ihren Verhältnissen zur freien Stadt Frankfurt, als dem Sitz des Bundeskongresses, festgesetzt sind, haben auch die bei dem deutschen Bunde beglaubigten Gesandten auswärtiger Staaten.

(L. W. E. Heimbach.)

**GESANG.** Ein physiologischer Mechanismus befähigt uns, die Zustände der Seele in Tönen und articulierten Lauten auszu drücken und so einem an und für sich gestaltlosen Objecte äußerlich fassbare Erscheinungsform zu geben. Geschieht diese Aeußerung durch articulirte Laute, so ist sie Sprache, erfolgt sie in Tönen, so ist sie Gesang. Nun ist allerdings Sprache ohne Ton nicht denkbar. So lange sich jedoch die Verbindung beider nach dem logischen Principe der Sprache bildet, ist sie nicht Gesang; sondern Declamation, und der das Wort belebende Ton ist Vortaccent und seine verschiedenen Abkürzungen bilden die Sprachmelodie. Sie bewegt sich in gewöhnlicher Rede in den engsten Intervallen und wird nur in pathetischen oder leidenschaftlichen Partien von größerem Umfange. Das ist musikalische Element der Sprache, aber nicht Gesang. Die Sprache bedarf desselben zu ihrer Existenz — als Musik der Stimme — als Gesang kann es nicht gelten. Sein absolut musikalischer Gehalt verlangt absolut musikalische Gestaltung, und erst, wenn die melodische Beschaffenheit, die Verschiedenheit von Höhe und Tiefe nach eigenen Gesetzen für künstlerische Zwecke angeordnet wird, heißt das Ergebnis Gesang.

Wort und Ton haben beide denselben Boden: die Tiefen der Menschenbrust. Geben auch Poesie und Tonkunst hinaus in Wald und Feld und auf die offene Heerstraße des Lebens, nie geben sie das Leben, wie es ihnen dort erscheint, sondern wie es in der Phantasie des Dichters Gestalt gewinnt. Der poetische Gehalt des Lebens ist es dann, der dort zur Anschauung gelangt und zur Entäußerung in Wort und Ton oder in beiden gemeinsam drängt. Soll das poetisch Anschauende durch die Dichtkunst zu äußerer Erscheinung kommen, so wird es durch den Verstand zu Gedanken verdrängt, und sie erhalten, an eine Reihe von Begriffen geknüpft, ihren Ausdruck durch die Sprache. Die musikalische Darstellung bedarf eines solchen Verdrängungsprocesses nicht. Das Leben jenes Anschauenden, die Strömungen der Phantasie, finden in dem Leben und dem Strome des Tons ihren unmittelbaren Ausdruck. Daher die verschiedene Wirkung beider Künste. Die Dichtkunst gibt ihren Inhalt in begrifflicher Bestimmtheit; sie wendet sich zunächst an den Verstand und dieser muß den Gedanken erst auflösen, um die Rede begleitende Empfindung zu erlangen; die Musik wirkt unmittelbar und darum mit größerer Eindringlichkeit und Wärme. Sie gibt jenes Leben der Phantasie in plastischer, durch den Sinnenreiz vermittelter Gestaltung und überläßt dem Verstande, es nach Bedürfnis in Begriffe

zu fassen. Das höchste Mittel endlich, welches jene Anschauung zu ihrem Ausdrucke hat, ist die Verbindung beider im Gesange. Weil sich die Sprache mehr der Verstandes- und die Musik mehr der Gefühlseite zu neigt, so erwächst erst aus der Verbindung beider zu einheitlicher Wirkung im Gesange das Ausdrucksmittel für die geistige Existenz der Seele in ihrer Totalität. Die Sprache gibt im Worte den bestimmten Begriff und der Gesangton besetzt die leibliche Waise des Wortes. Durch die Sprache tritt der Geist gewissermaßen aus sich heraus in die Wirklichkeit der Bewußtseinswelt und die Musik webt die ursprüngliche Idee hinein und macht sie so zu einem Reiche des in sich gegenwärtigen Geistes. In dieser gleichzeitigen Wirkung von begreifen und fühlen ruht die ganze Macht des Gesanges.

Die Vokal Musik ist also nicht, wie das in alter und neuer Zeit versucht worden ist, an das abstrakte Wort zu knüpfen; denn dann geht die plastische Gestaltung ihres Musikgehaltes verloren und mit ihr aller Gehalt; sie darf sich aber auch nicht der Sprachmelodie entäußern, denn mit ihr verliert sie das Begriffliche der Sprache und sinkt herab zu nur andeutender Unbestimmtheit der Instrumentalmusik. Die Vokal Musik nimmt vom Begrifflichen der Sprache soviel auf, als nöthig ist, die Empfindung an den Gegenstand zu binden.

Der Gesang ist nach allem dem zunächst von zwei Seiten zu betrachten: physiologisch als Product der Gesangsorgane und psychologisch als Träger innerer Seelenzustände. — Die Physiologie der Gesangsorgane handelt von der Functionen- und Organenlehre; der physiologische Theil von den musikalischen Regungen der Seele und den tönenden Formen, in denen sie äußere Erscheinung gewinnen.

Die Physiologie — die Organen- und Functionenlehre — macht naturgemäß den Anfang.

Die Erzeugung von Ton und Laut erfolgt durch die Stimmwerkzeuge, welche durch einen Muskelapparat, der unter der Specillen Controlle des Zehrs steht, in Bewegung gesetzt werden. — Das Stimmorgan ist treffend mit einem Zungenwerke verglichen worden. Die Lunge ist der Blasebalg, auf welchem das Windrohr — die Luftröhre steht; die Stimmbänder sind die Zungen — der Kehlkopf ist der Stimmkasten und Rachen-, Mund- und Nasenhöhle sind vielgestaltige Corpusdröben. — Der Gesangton bildet sich im Kehlkopfe. Dieser ist ein festes, aber elastisches Gerüst, das aus mehreren, durch kleine Muskeln zu bewegenden Knorpeln zusammengesetzt ist. An der innern, der Kehlkopfhöhle zugewendeten Fläche des gedöhten derselben, dem Schildknorpel — sind die Stimmbänder angeheftet, die sich in zwei Paaren — einem untern, die eigentlichen Stimm bänder, und einem obern, die sogenannten Taschenbänder — nach dem Siebdrüsenknorpel hinziehen. Sie bilden eine Spalte — Stimmrinne — Glottis — welche in die un-

ter dem Kehlkopf liegende Luftröhre und in den Kehlkopftraum, der wieder mit Mund- und Rachenhöhle und durch die Choanen mit der Nasenhöhle in Verbindung steht, führt. Die Gießbedecknorpel sind dem kleinen Theile der Kehlkopfwand — dem Ringknorpel — angeheftet und durch ihre Bewegung werden die Stimmbänder angepannt oder erschlafft und die Stimmröhre erweitert oder verengt. Gegen das Eindringen schädlicher Stoffe ist der Kehlkopf durch den Kehlkedel (eine an der inneren Fläche des Kehlkopfes angewachsene Knorpelplatte) geschützt.

Das primäre Tönende dieses ganzen Apparates sind die durch die Gießbedecknorpel in Spannung versetzten Zungen — die untern Stimmbänder. Indem die Luft aus der Lunge in die Luftröhre und mit Kraft durch die Stimmröhre in den Kehlkopf getrieben wird, werden die Stimmbänder in tönende Schwingungen versetzt. Die Höhe oder Tiefe des so erzeugten Tones richtet sich wol nur nach dem Grade der Spannung, in welchem sich die Stimmbänder befinden; doch ist durch angestellte Versuche auch dargethan, daß in Einzelfällen eine erhöhte Windstärke die Spannung der Stimmbänder theilweise ersetzen kann. Alles, was im Stimmapparat diesseits oder jenseits der Stimmbänder liegt, dient nur zur Verstärkung oder Klangfärbung des Tones. Die Schwingungen der Kehlkopf- und Luftröhrenwände und ihrer Verzweigungen und Nasen-, Mund- und Rachenhöhle üben einen wesentlichen Einfluß auf die besondere Färbung des Tones. Diese ist daher das Product so mannichfach zusammenwirkender Umstände, daß sie nur nach ganz allgemeinen Gesichtspunkten zu classificiren ist. Die Länge der Stimmbänder und ihr Verhältniß zu der resonirenden Umgebung — das Verhältniß der Windmenge zur Spannung der Stimmbänder — die Weite des Nasenkanals — die größere oder geringere Beweglichkeit des Gaumensegels — die Beschaffenheit der Zunge, Zähne und der Lippen, das Alles wirkt fördernd oder beeinträchtigend auf die eigenthümliche Klangnatur des Tones. So ist der Klang der hohen Stimmen (Sopran und Tenor) der gelenkeren, feineren Construction des gesammten Organismus halber lustiger, weicher und geschmeidiger als der der tieferen Stimmen (Alt und Bass), deren Stimmklang ihres mehr massigen Organismus wegen auch massiger und härter ist. — Durch vorherrschende Betheiligung einzelner resonirender Theile des Stimmapparates an der Fortpflanzung des Tones wird dieser häufig entfärbt, und es entstehen der Gaumenton und der Nasenton: der Gaumenton durch Zurückziehen der Zungenwurzel und der Nasenton durch die falsche Lage des weichen Gaumens, die einen Theil des Tones stahles durch die Choanen in die Windungen der Nasenhöhle treibt.

Der Wohlklang der Stimme hat demnach seinen Grund in dem natürlichen Gebrauche und der ebenmäßigen Bildung der Organe; die Gefährlichkeit in der größeren oder geringeren Beweglichkeit des gesammten

Muskelapparates und dem größeren oder geringeren Grade der Beherrschung desselben.

Hieraus erklärt sich auch die Verschiedenheit der Gesangsweise nicht nur einzelner Individuen, sondern ganzer Völker. Das Klima ist natürlich von wesentlichem Einflusse auf die besondere Gestaltung des gesammten Stimmorganes und der Nationalcharakter modificirt gleichfalls den speciellen Gebrauch desselben. — Südländer haben ein weiches, intensiveres Tenorileit als Nordländer, und bei Juden und Griechen ist die Kirchengesangsmanier fast ausschließlich nasal (durch die Nase) — eine Gesangsweise, die sich auch noch bei Walschen und Südslawen die als ausschließlich gebräuchliche vorfindet.

Die Menschenstimme hat generell einen Umfang vom großen F bis dreieckstrichenem  $\bar{f}$ , der sich aus den verschiedenen Stimmen zusammensetzt. Diese scheiden sich zunächst in zwei Stimmklassen: die Oberstimmen — die weiblichen — und die Unterstimmen — die männlichen — und jede derselben wieder in zwei: jene in Sopran und Alt, diese in Tenor und Bass. Der Bass umfaßt in der Regel den Zonenbereich vom großen F (selten E und Es) bis  $\bar{d}$ , selten  $\bar{es}$ ,  $\bar{e}$ ,  $\bar{f}$ ; der Tenor von klein c bis eingestrichen a (selten b, h, c); der Alt von klein f bis zweieckstrichen f und der Sopran von eingestrichen c bis dreieckstrichen c, in wenig Ausnahmen bis dreieckstrichen f und a. Zwei selten vorkommende Stimmklassen:  $\bar{Mezz}$  Sopran und Bariton, stehen, sowohl nach Stimmklang als nach Umfang, jener zwischen Sopran und Alt, dieser zwischen Tenor und Bass. — Innerhalb ihres Tongebietes bewegen sich die verschiedenen Stimmen aber nicht überall in ursprünglicher Freiheit und Leichtigkeit. In jeder ungeschulten Stimme befinden sich vielmehr Töne, welche nicht ohne Anstrengung ansprechen und matt und trant erklingen. Diese Beobachtung führt zur Lehre von den Registern. Es ist allerdings noch nicht gelungen, die verschiedenen Gesangsweisen der Brust-, Falsett- und Kopfstimme aufzuklären; dessenungeachtet ist ihr Vorhandensein nicht mehr hinwegzuleugnen. Das Brustregister — diejenige Reihe von Tönen der verschiedenen Stimmen, welche leicht und kräftig ansprechen — schließt im Sopran mit  $\bar{a}$ , im Alt mit  $\bar{h}$  und beim Tenor mit  $\bar{e}$ ; die höher liegenden Töne gehören der Falsett- und Kopfstimme an. Beim Bass ist von dieser Stimme wol nicht die Rede.

Die Ausgleichung dieser Stimmregister erfordert sorgfältig und vorzüglich angestellte Übung, weil sonst die Stimme nie zu vollständiger Beherrschung und ausgedehnt künstlerischer Verwendung ihres gesammten Materials gelangt und einem frühen Ruin entgegen geht. — Auch die Pubertätszeit, derjenige Lebensabschnitt, in welchem der Knabe zum Jüngling und das Mädchen zur Jungfrau heranreift, übt einen wesentlichen Einfluß auf die Stimmverhältnisse. In dieser Zeit, die in der Regel bei den Mädchen zwischen das 14. und 16. und bei

Knaben in das 16. und 18. Lebensjahr fällt, erleidet namentlich der Kehlkopf der Knaben eine so vollständige Umgestaltung, daß die Stimme um anderthalb, wol auch um zwei Octaven tiefer reißt (Mutation). Die Mädchensstimme gewinnt lediglich nur an Klang, Festigkeit und Fülle, seltener eine etwas veränderte Stimmhöhe. Wird dieser Entwicklungsproceß gestört, so ist natürlich eine krankhafte Stimme die nächste Folge, und wird er bei Männern ganz aufgehalten, so behalten sie ihre Knabensstimme bei, wie dies bei den Castraten der Fall ist. Im hohen Alter, wenn die Beweglichkeit und Elasticität der einzelnen Theile des Organes verloren geht, verliert sich auch die klangvolle Gesangsstimme.

Der Gesangton erleidet endlich auch Modification durch die Verbindung mit dem Worte. Er verliert dadurch an ursprünglichem Wohlklinge und reizvoller Klangfarbe, gewinnt aber an Sicherheit und Festigkeit, während das Wort seine Kürze und Bestimmtheit opfert, um größeren Wohlklang und rhythmische Entschiedenheit dafür einzutauschen. Selbstverständlich bleibt in dieser Verbindung der Ton vorherrschend und das Wort ordnet sich ihm unter so möglichst besetzter und faßlicher Gesamtwirkung. Weil im Worte nur der Vocal dem Tone unmittelbar dienlich ist, so wird nur aus dem Vocale der Ton gebildet und alle Consonanten werden scharf und kurz angesprochen. Von den Vocalen ist a der für den Gesangton günstigste; nächstdem e und o; u und i dagegen bieten mancherlei Schwierigkeiten, weil ihre Erzeugung die Stimmwerkzeuge in eine der Tonbildung ungünstige Lage versetzt. Der Gesangsunterricht sucht daher diese beiden Vocale möglichst zu modificiren und macht die Tonerzeugung in Verbindung mit ihnen zum Gegenstande besonderer Studien. Die Diphthongen ei — au — äu und eu werden, der Grammatik zuwider, als zwei Vocale behandelt. Der Gesangsunterricht weist die ganze Zeit seiner Dauer auf dem ersten Vocale und läßt erst im letzten Momente des Verklingens den zweiten leicht vernehmbar hören, und zwar so, daß ei und ai wie a — i, au wie a — u und eu wie a — ü erklingen. — Die scharf gesprochenen Consonanten endlich befördern die Articulation, erhöhen die verständliche Declamation und halten das zu Verflüchtigung geneigte Tonmaterial energischer zusammen als alles Uebrige. — Endlich ist hier auch jener Thätigkeit Erwähnung zu thun, die beim Sprechen weniger in Betracht kommt — dagegen beim Singen von großer Wichtigkeit ist und mit großer Sorgfalt behandelt werden muß — das Athmen. Aus- und Einathmen erfolgen beim Sprechen fast in derselben Ordnung, als wenn sich die Stimmwerkzeuge ganz passiv verhalten. Der Gesang läßt eine ungleich größere Luftmasse abfließen, als das gewöhnliche Ausathmen, und weil das Einathmen dem Gesang zeitweise unterbricht, so verlangt es die höchstmögliche Sorgfalt, damit dadurch weder die musikalische Construction, noch der Sinn des Textes (durch Trennung von Satz oder Wort) gestört werde. Athmophonie ist daher eine der ersten Erfordernisse für den Sänger.

Im Eingange dieser Abhandlung wurde auch des Ohres Erwähnung gethan, als Controlleur des Muscelsapparates, der die Stimmwerkzeuge in Bewegung setzt. So räthselhaft dieser Zusammenhang noch gegenwärtig ist, so unbekannt ist er vorhanden. Das Ohr ist für den Gesang eins der wichtigsten Organe, und zwar das musikalische Ohr, das auch für die feinsten Nuancen sein Maß hat, und dem der Ton in untadelhafter Reinheit und der rechten Farbe vorerklingt. Intonation und Treffen beruhen hierauf. Die reine und schöne Intonation, ohne welche alle weitere Vorzüge der Stimme nicht zur Geltung gelangen können, besteht darin, daß der Ton mit dem Einsetzen der Stimme rein und sicher, frei von allem Beiklange und mit der rechten Farbe erklingt; die Kunst des Treffens darin, daß die Stimme alle Intervalle, auch die entferntesten und schwierigsten, sofort sicher und bestimmt markirt. Beides ist nur mit Hilfe des sogenannten musikalischen Ohres möglich.

Die Kunstmittel des Gesanges: das Tragen des Tones, das Staccato, Tonhöhen, Tremolo, die Anticipation, der ästhetische Athem, die Coloratur und melodischen Manieren gehören im Grunde genommen auch noch in die Organen- und Functionenlehre. Allein sie sind nicht ursprünglich im Organismus der Stimme begründet, sondern sie werden ihm im Interesse des darzustellenden Inhaltes abgeköpft; sie haben schon mehr physiologische Bedeutung und bilden deshalb einen passenden Uebergang zu diesem andern Theile der Gesangslehre.

Unter Tontragen versteht man die Art und Weise des Gesanges, nach welcher einzelne Töne leicht und rasch verbunden werden. Man unterscheidet in der Regel zweierlei Arten desselben: das Legato und das Portamento. Jenes findet bei einer Reihe, dieses zwischen zwei Tönen statt. Indem man bei einer Reihe aufwärts gehender Töne die Reihenschwingungen steigert und bei einer Reihe abwärts gehender sankt, entsteht zwischen ihnen eine leichte, lustige Verbindung — das Legato. Das Portamento wird dadurch hervorgebracht, daß man zwei mit Zweiten verbundene Töne derartig verbindet, daß der der zweiten Sylbe angehörige Ton schon auf der ersten Sylbe mit dem Verhallen des Vocales erklingt. — Das Portamento unterscheidet sich von der Anticipation nur dadurch, daß der anticipierte Ton des Portamento nicht, wie dies bei der Anticipation geschieht, durch Athmen von dem darauf folgenden Hauptton geschieden ist, sondern ihm unmittelbar folgt. — Das Staccato ist die dem Legato entgegengesetzte Weise des Gesanges. Alle Töne des Staccato werden kurz angeschlagen und durch leicht bemerkbare Pausen geschieden. — Unter Tonhöhen versteht man die Weise des Gesanges, nach welcher man einen Ton leise einsetzt, ihn bis zur höchstmöglichen Stärke steigert, wieder allmählig in die ursprüngliche Tonstärke zurückführt und dann vorsichtig verklingen läßt. Das Tremolo besteht darin, daß man den Ton oder auch ganze Reihen von Tönen in lebender Bewegung setzt, und der ästhetische Athem unterscheidet sich vom physischen

dadurch, daß er nicht, wie dieser, durch die Natur der Athmungsorgane, sondern durch die Construction und den besonderen Charakter des vorzutragenden Musikstückes bedingt wird. Er ist natürlich ausschließlich anzuwenden und der Sänger hat immer die physische Nothwendigkeit des Athmens mit der ästhetischen in Einheit zu bringen. Die Coloratur oder Kehlfertigkeit endlich ist die Fertigkeit, eine Reihe auf einander folgender Töne mit größerer oder geringerer Schnelligkeit auszuführen. Hierher gehören außer den Melismen — Läufern, Rouladen — auch die sogenannten melodischen Maniecen oder Verzierungen — keine melodische Figuren, die man zur Ausschmückung oder Verzierung des Gesanges anwendet. Es sind dies der lange und kurze Vorschlag, der Doppelschlag, der Doppelschlag, Triller, Pralltriller und Morbent. Der Vorschlag (appoggiatura) ist die dem Melodietone vorausgeschickte große oder kleine Oboe- oder Unterseunde, welche durch kleine Noten bezeichnet wird. Als Vorschlag von Oben ist es die Oboe- und als Vorschlag von Unten die Unterseunde. Der lange Vorschlag erhält bei der Ausführung den halben Zeitwerth der Note, vor welcher er steht, wenn diese eine zweitheilige ist (1.); von der dreitheiligen erhält er zwei Theile und die Hauptnote nur einen Theil des ursprünglichen Werthes derselben (2.). Der kurze Vorschlag wird in der Regel mit Noten von geringstem Werthe notirt und durchstrichen. Er hat auch in der Ausführung keinen eigentlich meßbaren Werth, sondern wird ganz kurz vor dem Haupttone angegeben. Der Doppelschlag ist die Vereinigung zweier Vorschlagnoten vor einer Hauptnote (3.). Eine Gruppe von drei oder mehr kleinen Noten vor einer Hauptnote heißt Doppelschlag (Gruppetto). Er bildet sich zunächst aus der Verbindung des Vorschlags von Oben und des von Unten mit der dazwischen gestellten Hauptnote. Er wird ausgeschrieben (4.) oder durch das Zeichen  $\sim$ , wenn er von Unten, und durch  $\sim$ , wenn er von Oben ausgeführt werden soll, angedeutet. Steht das Zeichen zwischen zwei Noten, so wird der Doppelschlag vor Eintritt des zweiten Tones ausgeführt (5.), und wenn in solchem Falle der Hauptton nicht wieder folgt, so wird er dem Doppelschlage noch beigegeben (6.). Befindet sich das Zeichen über der Hauptnote, so wird der Doppelschlag an Stelle dieser ausgeführt (7.). Bei punktirten Noten erfolgt seine Ausführung an Stelle des Punktes (8.). Der Triller ist die schnelle und gleichmäßige Abwechselung des Haupttones mit einem Vorschlage von Oben oder von Unten. Er wird mit  $tr$  oder  $tr$  bezeichnet, und um ihn zierlich abzurunden, endet man ihn mit dem sogenannten Nachschlage — größtentheils in Form des Doppelschlages (9.). Soll er anders geschlossen werden, so wird das angezeigt (10.). Ein Triller ohne Nachschlag heißt Pralltriller ( $\sim$ ) (11.) und im Falle der kürzesten Ausführung (Hauptton, Vorschlag, Hauptton) Morbent ( $\sim$ ) (12.). die Aufeinanderfolge mehrerer Triller heißt Trillerkette.

Die weitere Lehre von den Kunstmitteln gehört ganz dem zweiten Theile der Gesangkunst an, der den Ton nicht mehr als Erzeugniß der Gesangsorgane, sondern als das Material für die tönenden Formen faßt, in welchen die Zustände der Seele äußert, sinnlich faßbare Erscheinung gewinnen. Nach dieser Seite betrachtet, ist die Eristenz des Tones dreifach: harmonisch als

Glied eines Zusammenklangs mehrerer Töne, melodisch als Glied einer Reihenfolge von Tönen und rhythmisch der Zeitdauer nach gemessen, und nur in dieser Dreifachheit ist der Ton künstlerisch verwendbar. Die Accorde bilden das gewissermaßen feste Material, in welchem unter Hinzutritt von Melodie und Rhythmus die Bewegungen der Seele von der einzelnen Empfindung bis zu ganzen Lebensperioden Gestalt gewinnen. Die Accorde sind die Säulen, über und zwischen denen die Melodie im Geleite der ordnenden Kraft des Rhythmus ihre Bogen schlägt (Homophonie), oder aber Melodie und Rhythmus lösen die dichten Accordmassen auf in das durchsichtige Longewebe reiner Stimmen (Polyphonie).

Das Grundelement dieser Gestaltungen, der Accord, entsteht aus der gleichzeitigen Verbindung von drei oder mehr terzenweise aufgebauten Tönen. Auf der verschieden möglichen Formation der Accorde und ihrer verschiedenen Darstellung durch die Respirationsorgane beruht der feinsten Charakteristik der verwickeltesten Seelenzustände fähige Farbenreichtum des Tonmaterials und ihre geheimen Beziehungen unter einander sind analog den Gefühlsbeziehungen. — Die Melodie bringt das nur Stofflich begrenzte harmonische Material auch zu räumlicher Begrenzung und dadurch zur Förmigkeit spezieller Charakteristik. Die Melodie beschreibt die Bogen, Wellenlinien und geraden Striche, an welche sich die Begleitungssimmen mit ihrem harmonisirenden Inhalte anschmiegen, oder sie löst alle Stimmen heraus aus den Harmoniemassen, sodass ihrer Existenz nicht mehr im Stoffe begriffen ist, und die gleichzeitige Verbindung aller gibt die Harmonie nicht mehr in ihrer seiblichen Masse, sondern mehr besetzt und durchgeistigt.

Die melodische Tonfolge ist entweder stufenweise, wenn sie nach den nächstliegenden, oder sprungweise, wenn sie nach entfernter liegenden Intervallen sich fortbewegt, und schweifend, wenn sie beide Bewegungen abwechselnd zeigt, und jede dieser Bewegungen kann aufwärts oder abwärts erfolgen. In diesem Reichtume melodischer Bewegung liegen die neuen Mittel für feinere Charakteristik. Die aufsteigende Tonfolge bewirkt ein Erheben, die absteigende ein Versinken und die schweifende einen Wechsel von Erhebung und Versenkung unseres Gefühls. Ruhig ist die Bewegung, wenn sie stufenweise, und unruhig, wenn sie sprungweise erfolgt. Der Rhythmus endlich vollendet die ebenmäßige Gestalt, indem er die einzelnen Theile durch Unterordnung der Nebenmomente unter Hauptmomente zum abgeschlossenen Ganzen anordnet. Durch die regelmäßige Wiederkehr von Hebung und Senkung — von accentuirten und accentlofen Tönen — schafft er zunächst Tacteinheiten, und auf ihrer regelmäßigen Wiederkehr beruht Ueberrücklichkeit und rhythmische Ebenmäßigkeit. Weiterhin umfasst der Rhythmus die ganze Masse dieser Tacteinheiten und gliedert sie, indem er nach ihrem logischen Verhältnisse das Maß der Accente bestimmt. Er hebt aus ihrer Reihe einzelne hervor und gibt in ihnen den andern Spitzen, um welche

sie sich steigend oder abschwächend bewegen, und die hierdurch geschaffene größere Einheit stellt und — als Activ, Sag oder Periode — zugleich eine Gefühlseinheit dar. Neben diese Einheit treten dann, nach demselben Principe, neue, und sie werden wiederum zusammengefasst und durch die Kraft des Rhythmus wieder zu neuer, größerer Einheit verbunden, und so hebt sich aus dem naturalistisch rohen Materiale ein fein gegliedertes und reichbestelltes Bild heraus, und wir gewinnen die lösenden Formen, in welchen der künstlerische Geist mit berebten Zungen zu uns spricht. Wird diese Aeußerung einer einzelnen oder mehreren, oder individualisirenden, Personen im Gesange übertragen, so entsteht der Solo-, und wenn sie einer Masse als Einheit gefasster Personen anvertraut wird, der Chorgesang.

Die einsinnigen Solo-Gesangsformen sind: Recitativ, Lied, Ballade, Romanze, Arie, die mehrstimmigen: Duett, Terzett, Quartett, Quintett, Sextett u. s. w.

Seine Erscheinungsformen in Chorweise sind: Chorlied, Choral, Hymne und die Nachahmungsformen: Canon und Fuge. Aus der Verknüpfung von Solo- und Chorgesang entstehen die erweiterten Formen: Finale, Ensemble, Motette, Cantate, Oratorium und Oper.

In diesen Formen findet das gesammte Geistesleben sowohl des einzelnen Individuums, wie auch ganzer Nationen und der gesammten Menschheit treffendsten Ausdruck. In Recitativ, Lied, Arie und Scene äußert sich die sich selbst empfindende Seele. Der Zustand des Ringens mit widerstrebenden Regungen, um zur Besondereheit der Empfindung zu gelangen, äußert sich im Recitativ; dieses hat daher weder die feste abgerundete Melodie, noch den bestimmt ausgeprägten Rhythmus oder das gleichmäßige Metrum der andern Kunstformen, sondern es folgt mehr dem Accente der Sprache — die Declamation in energischer, oder freier Weise möglichst unterstühend.

Die einfache Gemüthsregung äußert sich im Liede, und zwar als Volkslied, wenn es Gemeingültigkeit für ein ganzes, durch Sprache, Sitte und Lebensweise verbundenes Volk hat, und als Kunstlied, wenn es neben dieser allgemeinen Wahrheit auch die persönliche Wahrheit des Individuums bekennt.

Das Lied gliedert sich Strophisch nach dem gestalten den Principe des Reimes.

In der Arie äußern sich die leidenschaftlichen Aufwallungen des Gemüthes, und dieser dem Liede verwandte, aber reichere Inhalt macht diese Form zum weiten und reicher ausgefüllten Liede.

Die Romanze bedient sich zur Darstellung irgend eines Gemüthszustandes der, wo möglich allegorischen, Erzählung, und unterscheidet sich von der Ballade dadurch, daß sie sich der Erzählung nur als eines Mittels bedient zur Darstellung und Erweckung eines Gemüthszustandes, während die Ballade sich ausschließlich der Handlung zuwendet, um diese in möglichst lebendiger und Wahrheit vorzuführen. Beide sind dem Liede



verwandt — die Romanze näher als die Ballade. Sie ist subjectiver als die Ballade, und während sie daher sich mehr die knappe Weise des Liebes aneignet, entfaltet sich die Ballade in mehr epischer Breite.

In den mehrstimmigen Formen Duett, Terzett, Quartett u. s. w. wird die Möglichkeit geboten, mehrere Personen individuell charakterisirt und mit verschiedenen Interessen zu gemeinsamer That zusammenzufassen (im Duett zwei, im Terzett drei Personen u. s. w.).

Der Chorgesang vereinigt Massen zum gemeinsamen Ausdruck ihrer harmonisch und plastisch gestalteten Denk- und Empfindungsweise. Die Möglichkeit dieser gemeinsamen Darstellung wird natürlich durch die Gemeinsamkeit der Empfindung bedingt. Das Volkssied ist als in der Regel Chorlied, und das Chorlied ist auch als Kunstlied nichts Anderes als ein nur erweitertes, verfeinertes und veredeltes Volkssied. — Doch nicht die ganze Fülle des eigenen Ich und nicht die Fülle des Volksgemüths ist im Stande, die Empfanglichkeit des Menschengemüths zu erfüllen, und so treibt es ihn hinaus, in dunklen Fernen nach dem Urgrunde aller Erscheinung — nach dem Centralpunkte aller Kraft zu forschen — nach jener unbegrenzten Macht, als deren Äußerung die ganze endliche Welt erscheint. Er findet sie in Gott — und das Bewußtsein von ihm leitet all die mannichfachen Regungen des Gemüths hinüber in einen einheitlichen Strom, der als Hymnus sich ergießt, so lange er sich noch in seinen großen und weiten Wäulen hält, welche eine bestimmte Scheidung des Individuellen oder des Volksgewüths nicht erkennen lassen, und der zum religiösen Gemeindelied oder Choral wird, wenn auch das individuelle Gemüth und das Volksgemüth unterscheidbare Geltung gewinnen. Die Choralform ist daher — Liedform, aber in vergrößertem Maßstabe, und der Hymnus gibt die unbegrenzte Wiederholung auf und ergießt sich als mehr einheitlicher Strom in großen Zügen.

Die Nachahmungsformen — Kanon und Fuge — werden zunächst nicht von einem besondern, in ihnen nach Offenbarung drängenden Impulse getrieben, wie alle übrigen Formen, sondern sie sind das Ergebnis der Speculation und haben ursprünglich eine mehr formale Bedeutung. Sie bilden sich aus Versuchen, den schwerfälligen Massen Symmetrie aufzuzwingen und das gesammte Material nach Gefallen einer natürlichen, organischen Entwicklung zu ordnen. Der künstlerische Geist macht auch diese Form künstlerischen Zwecken dienstbar. Das Princip dieser Formen, nach welchem der selbe Satz — der Kerngehalt des Ganzen — immer wieder, aber in fortwährend veränderter Beleuchtung und vielfach veresteten Beziehungen erscheint, macht namentlich die Fuge zu einer Form, die bei plastischer Anschaulichkeit, und organischer Stetigkeit ihrer Entwicklung Tiefe und Kraft der Charakteristik zuläßt. Daher finden die ewigen Wahrheiten der allgemeinen menschlichen Interessen in dieser Form den treffendsten und erschöpfendsten Ausdruck. Die Motette stellt den

Inhalt des Bibelwortes liedmäßig hymnologisch und  
 fugirt dar.

Die Cantate gibt einen bedeutsamen Zug des Seelenlebens in einzelne, lyrische Zustände und Vorgänge zerlegt, die sie durch einzelne, meist allegorische Personen in ein- und mehrstimmigen Solosätzen und durch der Chor zur Erscheinung bringt. In Oratorium und Oper endlich kommt das gesammte Seelenleben — aber nicht als solches, sondern als der Weltzustand, den es hervorruft, und die Thaten, in denen es äußere Erscheinung gewinnt — zur Darstellung, hiermit, dort ohne theatralische Aufführung. Dabei finden alle Musikformen in Oper und Oratorium freiste und reichste Verwendung, und das Bestreben, die Personen, in welchen sich die Handlung concentrirt, am bedeutsamsten hinzustellen, führt zum Brauorgesange, und all das, was wir unter den Begriff Kunstmittel zusammenfassen, kommt in Oratorium und Oper possend und sinnvoll zur Anwendung. Der Chor nimmt selten an der Handlung thätigen Antheil; er steht nur als betrachtender und fühlender Stellvertreter des allgemeinen Menschensinnes. Um endlich die volle Zone zu gewinnen, ziehen Cantate, Oratorium und Oper auch die Instrumentalmusik mit hinein.

Die Geschichte des Gesanges, welchen der obige Artikel bespricht, beginnt erst mit later Zeit, als das Christentum anfängt, durch Ueber einstimmung in Lehre, Disziplin und Cultus die Idee einer katholischen Einheit zu verwirklichen und demnach die christlichen Gemeinden durch gemeinsame Verfassung auch äußere Einheit erhalten. Hiermit soll keineswegs gesagt sein, daß die Völker vor dieser Zeit ohne Gesang gewesen wären. Wir wissen, daß er bis auf den Verfall des jüdischen Volkes ein integrierender Theil ihres Religionscultus war; wissen, daß die Bardensöhne der Deutschen in hoher Achtung standen, und daß vielleicht kein Volk der Erde ohne Schlacht- und Festgesang ist, und von Griechen und Römern sind uns wunderbare Historien von der Macht des Gesanges überliefert. Allein so wenig wir auch von der besondern Art dieser Gesangsweisen wissen, das wissen wir, daß sie mit unserem heutigen Gesange wenig gemein hatten.

Der Gesang, welcher eine Offenbarung der Innerlichkeit des Menschen ist, konnte nur mit dem Christenthume entstehen, das ja erst berufen war, das einseitig nach Außen gerichtete Schauen nach Innen zu lehren, um so erst die ungeahnten Wunder der Gemüthswelt aufzudecken. Der vorchristliche Gesang hat daher überall eine mehr decorative Stellung ohne freies Schall, und er behält dieselbe auch im Christenthume noch vorherrschend die ganze Zeit hindurch, deren es bedurfte, um sich dem Volksaspekte zu assimiliren.

Die christlichen Gemeinden haben zunächst weder selbständige Verfassung, noch gemeinsamen Kultus. Ihre Verfassung ist die jüdisch-theokratische und ihr Kultus ist meist dem der Synagogen nachgebildet. Die Elemente für Kunstbetheiligung erhalten sie nach dem Bedürfnisse ihrer vorwärtigenden Rationalität ebenso aus

der griechischen und römischen, wie aus der hebräischen Musik, und jede dieser Weisen war geeignet, das erste Bedürfnis zu befriedigen.

Die Thatfache der Offenbarung ist jetzt nur auszusprechen und zu verkünden und, damit sie unvergessen bleibe, dem Gedächtnisse immer wieder durch begeisterte Rede vorzuführen, und diese erste Mission des Christenthums wird von der hebräischen Tonkunst mit den gewichtigsten, sinn- und klangvoll abgetheilten Accenten, wie von der griechischen in ihrem energischen Anschlusse an das zu plastischer Anschaulichkeit gesteigerte Sprachmetrum erfolgreich unterstützt. Allein als christliche Kunst konnte sich keine dieser Gesangsweisen verbreiten. Erst nachdem nicht mehr der Bischof mit Berücksichtigung des nationalen Bedürfnisses, sondern die Kirche nur nach kirchlichem Bedürfnisse in den Kultusgesetzen den Antheil der Musik an dem Cultus bestimmt, wird sie in eine neue Bahn gedrängt und wird christliche Kunst. Hiermit beginnt die erste Periode unserer gegenwärtigen Musik. Der Geist der Kirche bestimmt ausschließlich ihren Entwicklungsgang und als erstes Product erscheint der Gregorianische Kirchengesang. Er setzt an Stelle des enharmonischen und chromatischen der griechischen Klanggelechter mit Intervallen, die „nur noch mathematischer Scheidkunst,“ nicht aber dem Ohre mehr unterscheidbar sind, das diatonische mit natürlichen Verhältnissen, und indem er jedes der diatonischen Geschlechter wiederum im Systeme der Octavenstufen anprägt und abschließt und sich dem beschränkenden Einflusse des Sprachmetrums entzieht, um sich eine eigene, freiere Metrik zu schaffen, gewinnt der Gesang erst die Bedeutung einer selbständigen, und hierin die Bedingungen einer christlichen Kunst. Das dies Zeitalter bereits eine klare Anschauung der gestaltenden Kraft der Tonkunst besitzt, das beweist es durch die Erfindung der Tonchrift — *nota romana*, durch welche der Gesang auch für das Auge Gestalt gewinnt und durch die sinnige Scheidung der Gesangsweise des Liturgien — *Accentus* — von der des Chores — *Concentus*. Der Priester, als Liturg, hat die Grundwahrheiten des Christenthums, wie sie die Kirche angenommen und festhält, auszusprechen, der Chor ihren Wiederhall im Gemüthe der Gemeinde auszuatmen. Der Liturg hat demnach das Wort zu führen und die Beziehungen des einen zum andern zu größerer Anschaulichkeit zu bringen, als dies der gewöhnliche Leservortrag vermag; dem entsprechend ist die Weise der Accente — Choraliteristen — *modus choraliter legendi*. In einer bestimmten musikalischen, nicht nur rhetorischen Tonhöhe liegt er das Ganze und hebt nur einzelne bedeutungsvolle Worte, sowie die Einschnitte in ihren Anfangs- und Endpunkten durch Auf- und Absteigen in bestimmt vorgezeichneten Intervallen hervor. So entsteht der *Modus*, *Gravis*, *Moderatus* und *Acutus*, und diese verschiedenen Weisen der Kirchengesänge fanden ihre Anwendung bei den Collecten, Evangelien, Lecturen, Intonation und den Segnungs- und Absolutionsformeln. Im Chor dagegen erscheint

die christliche Gemeinde, welche durch die priesterlichen Verkündigungen in die Anschauung des Göttlichen versetzt, sich in ein Verhältniß zu ihm setzt und so aus der Allgemeinheit jener Anschauung sich zur besonderen Empfindung erhebt und diese festzuhalten strebt, damit das Erkannte und durch das Wissen Vermittelte so ihr eigen werde, daß es immer gegenwärtig sei. Dieser Gemüthsinhalt ist rechtlich Object für die Musik. Während daher der Gesang des Liturgien sich an feststehende Intervalle hält und nicht den Umfang einer Quinte übersteigt, umfaßt der Chorgesang in den Responsorien, Antiphonen und Messgesängen das gesammte Tonmaterial, und zwar in Tönen von gleichem Werthe, nur dem vorliegenden Hrs des Verses nach seiner Quantität durch Töne von verschiedenem Werthe hervorhebend. — Dieser sogenannte Gregorianische Kirchengesang wurde in den von Episther und Hyllarius vor Gregor dem Großen in Rom gestifteten und von Gregor vortheilhaft umgestalteten und reich dotirten Sängerschulen geübt. Später vermehrten sich diese Schulen, und schon im 8. Jahrh. finden wir berühmte zu St. Gallen, Reichenau, Hirsfeld, Weissenburg, Corvey, Regensburg, Trier und andern Orten, und auch die Ansprüche, welche zu jener Zeit schon an Sänger gemacht werden konnten, schienen nicht gering gewesen zu sein; denn nach Rabanus Maurus (de institut. Clericorum Lib. III. cap. 48) sollte der Sänger schon durch seine Kunst, wie durch seine Stimme sich auszeichnen. Seine Stimme dürfe nicht rauh, heiser und überdeutend, sondern sie müsse klangreich, lieblich, hell und durchdringend sein, und ihr Ton, wie ihre Melodie, der Heiligkeit des Gottesdienstes entsprechen.

So erscheint der Gregorianische Kirchengesang nach allen Seiten als eine frische Frucht des neuen Geistes und seine äußere Anordnung entspringt aus der sinnigsten und tiefwahrsten Auffassung der Kunst. Trotz allem bedurfte es einer langen Reihe von Jahrhunderten, ehe die so sicher begründeten Entwicklungselemente der neuen Kunst zu reicher Blüthe und zu genügendem Resultate gelangten. Um rascher vorwärts zu schreiten, hätte es eines weit höheren Grades allgemeiner Bildung und echter, durch die freie, selbständige Wissenschaft beförderter Kultur bedurft, als die Kirche aufgenommen ließ. Wie die Wissenschaft, so ist auch die Kunstentwicklung das Product der Erfahrung und der Speculation; jene wurde gar früh auf das geringste Maß reducirt, und diese verlor sich, durch das mythisch-phantastische Wesen der Kirche irre geleitet, in unfruchtbaren Theoremen kabbalistischer Philosophie. — Die Gemeinde war in ihrer selbstthätigen Betheiligung am Gottesdienste bis auf das geringste Maß beschränkt worden, so daß schon im 7. Jahrh. nur noch das Alleluja dem Gemeindegesange übrig blieb. Alle übrigen Gesänge des Rituals werden von dem aus Geistlichen zusammengesetzten, in den Sängerschulen gebildeten Sängerkorps ausgeführt. Dadurch verliert die Tonkunst ihren ursprünglichen Boden und damit allen Anhalt. Sie hört auf, die Offenbarung des Lebens, der Phän-

zaste und des Gemüthes zu sein; sie folgt dem allgemeinen Zuge des Cultus in diesen Jahrhunderten, die Religion zu verkörpern. Die christliche Konfession steht deshalb diese Jahrhunderte hindurch in nur losem Verbande mit dem Volke, und der große, ungeheure Zeiteaum bis ins 13. Jahrh. hat nur Vorarbeiten geliefert, die erst von späteren Jahrhunderten zu unvergänglichen Tonhöpungen aufsummegefaßt wurden. Wir können uns hier mit dem Aufzählen derselben begnügen. Zuerst sind die Anfänge der Harmonie zu erwähnen. Sie finden sich in einer von dem gelehrten Rönche Huebald, der im J. 930 sein thätiges Leben beschloß, hinterlassenen Schrift, und sie sind von der Art, daß man kaum noch einen Zusammenhang mit den späteren Entwicklungen finden kann. Von größerer Bedeutung ist das *Wien* des Benedictiner Guido von Arezzo, der um das Jahr 1020 lebte, geworden. Man schreibt ihm die Verbesserung der Notenschrift, die Einführung der Solmisation, der Hexachorde und der sogenannten Guidonischen Hand zu. Die Verbesserung der Notenschrift war natürlich für die Entwidlung der Harmonie und für die Verbesserung des Gesanges von wesentlichem Nutzen, und die Solmisation ist eine so vortreffliche Methode der Stimmführung, daß sie als solche bis auf unsere Zeit grüßt worden. Die nächste Zeit muß namentlich auf die rhythmische Erweiterung des Gesanges von wohlthätigem Einflusse geworden sein; denn die wahrscheinlich im 12. Jahrh. erfolgte Erstfällung einer Notenschrift zeigt zugleich verschiedene Schägung als *Duplex longa* oder *Maxima*, *Longa*, *Brevis* und *Semibrevis*, zu denen später noch die *Minima* und noch später die *Seminima*, *Fusa* und *Semifusa* kamen. Von harmonisch bedeutsamen Erscheinungen ist noch wenig zu berichten. Ein dreistimmiger Chanson von Adam de la Halle aus dem Jahre 1280 beweist jedoch, daß man versuchte, vorwärts zu gehen, und aus den erhaltenen Schriften des Franco von Cöln, Marchettus von Padua und Johannes de Muris ist zu ersehen, daß man auch anfangs, das Ohr mehr als die Doctrinen der alten griechischen Schriftsteller zu Rathe zu ziehen. Jener Franco von Cöln lebt in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrh. von vollkommenen, unvollkommenen und mittleren Consonanzen, und Marchettus von Padua und Johann de Muris stellen im 14. Jahrh. die Regel auf: daß vollkommen: Consonanzen — Quinten und Octaven — nicht in gerader Bewegung auf einander folgen sollen. So bedeutsam solche Erkenntnis auch ist, so blieb sie doch noch immer ohne positiv durchgreifende Folgen. Die Kunst war und blieb unter dem Banne unfruchtbarer, weil einseitiger, Speculation gefangen. Ganz ohne Rückstuf auf menschliches Bedürfnis, nur um die geheimnißvolle Pracht des römischen Cultus zu erhöhen und einen Gewinn für christliches Leben, tragen der fromme Eifer und die hohe Gelehrsamkeit der in disciplinarischer Eröbdtung der Weltstuf lebenden Rönche das Material herbei, um es zu einem folgen, aber von der Menge unverstandenen Bau anzuordnen. — Selbst die Arbeiten der Niederländer: des Dufay, Defenheim

und Josquin des Prés, ebenso wie die der verwandten Teutischen Adam de Fulda, Hermann Gind und Anderer, die bedeutsamsten in ihrer Art, haben keinen andern als einen historischen Werth erhalten können. Die Erstlösung der Kunst aus ihrer scholastischen Erstarrung sollte von anderer Seite kommen. — Das war zu jener Zeit, als ein neuer Geist in dem christlichen Europa seine Auferstehung feierte, als das Volkbewußtsein sich mächtig entfaltete, als das Volk wieder Lust am Leben und der freien Natur empfand und als die christliche Religion aufhörte, das dem Laien unentbehrliche Geheimnis zu sein und die Heilsanstalt wurde, in welcher jeder Einzelne Vergebung und Heiligung gewinnen soll und kann. Dieser neue, triebfähige Geist befand sich alsdenn im Gesange. Der Gesang wird wieder die Stimme dessen, was das Herz bewegt, und in tausend Stimmen und Zungen bricht das Volkstied herein und das ist die zweite Periode der Konfession, in welcher der Geist des Volkes sich seinen entsprechenden musikalischen Ausdruck schafft. Auch die katholische Kirchenmusik vermag dieser großartigen Strömung nicht zu widerstehen; sie eignet sich das Volkstied an, aber freilich ganz im Sinne ihrer Zeit, Anfangs nur äußerlich; sie contrapunctirt die Volksmelodien und kommt dadurch in so schiefe Stellung zur Kirche, daß man ernstlich daran denkt, sie abzuschaffen. Erst Palästina war berufen, die Vergebung dieses neuen Geistes mit der alten Gesangsweise auch auf dem Boden der katholischen Kirchenmusik zu vollenden, und so bildet sich in ihm und seinen Nachfolgern Allegri, Gabrieli u. A. ein Stuf, der zwar noch in dem Boden der alten Scholastik wurzelt, sich aber doch ausdrucksvoll — wenn auch nur im Großen — schwunghaft und gedankenreich erhebt. — Von der folgenschwersten Bedeutung wird aber das Volkstied für die gesamte Konfession, indem sie dieser die Anleitung gibt, sich aus ihrer Erstarrung zu befreien. Die Unfähigkeit der alten Konfession, sich aus sich selbst zu entwickeln und so dem allgemeinen Zuge der Geister folgen zu können, lag einestheils in der Stengen, hart in sich veresteten Construction des alten Tonstufens, andernteils in der bis zur Verwirrung verunstalteten, in Proportionen entwickelten Bestimmung des Zeitmaßes. Das „System der Kirchentöne“ erbaut sich auf dem Grunde der Tonleiter ohne den Gebrauch der Verschiedenheiten, so daß jeder der Töne c, d, e, f, g, a eine neue Tonleiter und Tonart begründet, und es entstehen sechs Tonarten:

die ionische mit c, die dorische mit d,  
die phrygische mit e, die lydische mit f,  
die mixolydische mit g, und die äolische mit a

als Grundton; die siebente Stufe h erwies sich, der verminderten Quinte wegen, als unbrauchbar zur Bildung einer besonderen Tonart, und auch die lydische Tonart konnte des unvermeidlichen Zeitmaßes halber nie rechte selbständige Geltung gewinnen. — Die Selbstständigkeit dieser verschiedenen Tonarten beruht auf der Verschiedenheit der Intervallenverhältnisse, und jeder Tonart

zeigt ein ihr ausschließlich eigenes, sie charakterisirendes Intervall. Diese charakteristischen Intervallenverhältnisse konnten nicht aufgehoben werden, ohne die ursprüngliche Tonart aufzuheben, und daher bildet sich für jede ein eigentümlicher Modulationsgang und eine von der andern abweichende Bildung der Schlußformel, und diese typische Construction verleiht der einzelnen Tonart auch typischen, von den andern abweichenden Charakter. Sol hatte das alte System in der authentischen oder plagalischen Behandlung der Tonarten, oder in der später häufig auftretenden Vertheilung nach dem Genus molle, oder nach der Unterquinte die Mittel für eine mannichfaltigere Darstellung, doch nicht für ein tieferes Erfassen, sondern nur für die bestimmtere Färbung der Grundstimmung. Die mittelalterliche Tonkunst findet in diesem Systeme den vollständig ausreichenden Apparat für ihre Zwecke. Im Dienste der Kirche stehend, ist sie Stimmte des geoffenbarten Wortes Gottes und seines als Dank oder Bitte, Jubel oder Klage ausströmenden Wiederhalls im Gemüthe. — Das Reformationszeitalter hält daher auch noch ziemlich lange an ihren Grundprincipien fest, doch überall die Punkte bezeichnend, von wo es aus erschüttert werden mußte. Allein der sich frei führende Geist gelangt zu einem so üppig hervorquellenden Inhalt, daß er in engen Schranken der alten Tonarten seinen Raum mehr findet. Er durchdringt sie im Volkslicde und schafft sich ein anderes, unser moderner Tonsystem, das, einfach als Tonica und Dominante konstruirt, das gesamte Tonmaterial nach den natürlichen Gesetzen der eigenen Wahlverwandtschaft ordnet und Ton, Accord und Tonart in so mannichfache Wechselbezüge setzt, daß sie das ganze Leben des Geistes stetig entwickelt oder sprungweise, unvermittelt, wie es sein Zustand erheischt, zu offenbaren vermögen.

Von nicht minder großer Wichtigkeit wird die rhythmische Umgestaltung, die sich nach Anleitung des Volksliedes innerhalb der Tonkunst vorbereitet. Der Rhythmus dieser Periode ist nur Schätzung der Noten nach sehr complicirten Bestimmungen. Die Brevis — Tempus — bildet hierbei das Maß. Dies war entweder perfectum oder imperfectum; jenes ein dreifaches, dieses ein zweifaches Maß. In der Perfectio galt die Maxima 3 Longen, 6 Breven u. s. w., in der Imperfection 2 Longen, 4 Breven u. s. w., und diese schon ziemlich complicirte Rechnung wurde noch durch Augmentation und Diminution, durch Alteration und Subalteration, durch Einführung der Ligaturen und manches Andere fast bis zur Verwirrung verfeinert, und zu wirklich befremdender und verhängnisvoller Wirkung konnte es doch nimmer kommen. Auch hinein brachte das Volkslied Licht. Als der unmittelbare Erguß der Stimmung paßt es sich nicht nur ihr, sondern den localen Verhältnissen, die jene Stimmung und somit seine eigene Existenz bedingen, an. Daher seine knappe Gliederung. Es singt seine Strophen, soweit der Athem reicht, oder auch nach dem Maße der Gebärden oder der Bewegung, die es begleitet, oder soweit als das Echo die singenden Töne noch

hörbar werden läßt. Im Fischertiede ist es der Wellenschlag, der den Rhythmus bedingt, und im Liebe zum frohlichen Reigen grenzt der Rhythmus des Tanges auch die Glieder des Liedes ab. Die Luft am Klange läßt in der Poesie den Reim zur Herrschaft kommen, und der Gesang ist gezwungen, sich seinem im Kleinen gestaltenden Principe unterzuordnen, und endlich ist es das durch das Volkslied bewirkte Verschwinden der quantificirenden Vermasse und die erfolgte Ausbildung der betonten Rhythmen in der Poesie, die in der Tonkunst an Stelle der Schätzung der Noten jene rhythmische Anordnung bringt, welche, was im vorigen Artikel nachgewiesen wurde, das Kunstwerk erst in ebenmäßig gegliedertem Organismus entstehen läßt, ihm äußere Formschönheit gibt und nachhaltige Wirkung verschafft.

Bei Palastina und seiner Schule finden wir die ersten erkennbaren Spuren hiervon, und diese Behandlungsweise des Rhythmus breitet sich alsbald so aus, daß schon in dem nächsten Jahrhundert fast jede Spur jener Schätzung selbst aus den Kirchenbüchern verschwunden ist. Mit dieser rhythmischen und harmonischen Umgestaltung kommt endlich noch ein neues, der alten Musik wenig bekanntes Element hinzu, die bis auf einen gewissen Grad selbständige, ebensmäßige Melodiebildung. Es macht sich zunächst in der theatralischen Versuchen jener Zeit als Roncobie geltend. Hier hatte der von den Niederländern namentlich gepflegte Madrigalensstil, der zum großen Theil in der mehrstimmigen kanonischen Verarbeitung von Volksmelodien bestand, die Herrschaft erlangt, die er indessen dem neuen Geist gegenüber nicht lange behaupten konnte. Die Versuche eines Gallei, Caccini, Viadana u. A. sind an und für sich vollständig werthlos — ihre Recitative erheben sich nicht über die alte psalmodirende Weise des Meistersingers und der Sologesang war wenig mehr als ein nichtsagendes Herumirren in Intervallen — aber ihre Erfolge regten zu immer angestrebterer Thätigkeit an, und dem Bestreben, auf diesem Wege fortzuschreiten. Die Roncobie macht ferner den umfassenderen Gebrauch der Instrumentalmusik notwendig, und dadurch wird die musikalische Speculation auf ein Studium geführt, das man bisher noch sehr wenig berücksichtigt hatte — auf das des Klanges, und ihm zu allernächst ist wol die Entdeckung und nach und nach erfolgte Erweiterung der meisten Vocalformen zu verdanken; denn dieses Studium erst führte zur Erkenntnis der Nothwendigkeit des harmonischen Verhältnisses von Inhalt und Form, und zeigt die Mittel, dieses Verhältnis herzustellen.

So finden wir schon bei Carissimi (1640 — 1680) Recitative, die sich dem Wortaccente möglichst treffend anschließen, und Arien, welche als Resultat jenes Studiums sang- und klangvolle Cantilenen enthalten. Die Begleitung entfallt sich schon freier und die Instramente werden sogar schon concentrirt zu Ritornellen benützt. Scarlatti, Durante, Leonardo Leo und Emanuel d'Alfonsa arbeiteten in diesem Geiste weiter. — In denselben Verhältnisse aber, in welchem sich der Sologesang entwickelte, steigerten sich natürlich die Anforderungen an

das Talent und die Kunstfertigkeit der Sänger; und waren in früheren Jahrhunderten in der Regel Sänger und Contrapunktisten eine Classe, so bildeten sich jetzt die Sänger zu einer besondern Gattung Musiker aus mit eigenem, vom dem Dichter oder Poeten geschiedenem Interesse, und diese Stellung mußte natürlich rückwärtend auf jene beiden und auf die Befähigung des Kunstwerkes werden.

Die Sänger verlangten gar bald nur die Gelegenheit, ihre schöne Stimme oder ihre große Kunstfertigkeit zu zeigen, und da sich das Publicum ganz unverbogen auf die Seite der Sänger stellte, so gerieth die Oper in jene widersinnige Form, die sie zu einem Conglomerat von Concertstücken macht und die bei den Italienern noch heute gefeiert ist. — Schon die Schüler Scarlattis hatten den kurzathmigen Bau der Arien mit den häufigen Ruhepunkten der vorigen Periode dahin erweitert, daß sie die Hauptmelodie breiter anlegten, ihr ein anderes Motiv entzogensetzten; dann durch eine Cadenz oder ein Ritornell nach dem in der nächst verwandten Nebentonart sich anschließenden zweiten Theil überleiteten und endlich durch eine Wiederholung des ersten Theiles das Ganze schlossen.

Diese Form nun bildet gar bald nur die Schranken, innerhalb deren sich das Gehör und die Kunstfertigkeit der Sänger bewegte. Natürlich wurde die Begleitung durch das Orchester, die sich früher in ausgeführter contrapunktischer Weise gestaltete, bis auf das geringste Maß vereinfacht, so daß endlich nur wenige Accorde übrig blieben, die dem Sänger den höchstmöglichen Spielraum für seine Experimente gewährten. Wenn früher die contrapunktische Kenntniß bei schöner Stimme für den Sänger nothwendiges Erforderniß war, so galt es jetzt, der Stimme die höchstmögliche Ausbildung zu geben, und es entstanden die weltberühmten Sängerschulen und jene Versündigung an der Natur, das Castratenwesen.

Die berühmteste Sängerschule war wol zu Neapel, wo ein Scarlatti, Leo, Vinci, Pertti und Porpora wirkten. Nach ihrem Muster entstanden Singhulen auch im übrigen Italien, und im 17. und 18. Jahrh. lehrten Francesco Pelli in Modena, Cotti und Gasparini in Venedig, Fedi und Amadori in Rom, Francesco Brivio in Mailand, Francesco Ribi in Florenz und Antonio Pistochi und sein Schüler Antonio Bernarchi in Bologna, und diese Gesangsschulen brachten allerdings die Gesangkunst auf eine Höhe der Cultur, die einerseits Staunen und Verwunderung erregte und andererseits doch auch nicht ohne positiv bedeutende Folgen für die gesammte Kunstentwicklung blieb. — In Teutschland hatte der Gesang indessen einen andern Weg eingeschlagen.

Durch die Reformation war das religiöse Interesse und Gefühl in den Vordergrund getreten, und demgemäß waren es hier die Formen der Kircheneinkunft, deren Pflege und Ausbildung Kopf und Herz beschäftigte.

Zunächst ist es der Choral, der seine jetzige Gestalt und eine ausgedehnte Verwendung zu religiös-künstlerischen Zwecken gewinnt. Wir haben bereits früher

erwähnt, wie dem Volke der Antheil am Gottesdienste verdünnt worden war. Es erhält ihn durch die Reformation wieder, und diese schafft sich für die Interessen einer göttlichen Humanität eine neue Macht, für ihre Andacht eine neue Ausdrucksform, indem sie, getreu ihrem inneren Wesen, die alte Musikweise mit dem neuen Geiste durchbringt, den altatholischen Hymnus mit dem Volkssiede verschmilzt, im Choral. Im Volkssiede treten Melodie und Rhythmus mit größerer, sinnlich wirkender und gestaltender Kraft und Selbstständigkeit hervor, und sie eignet sich der Choral an; aber die Mannichfaltigkeit des letzteren wird aufgehoben, denn im Protestantismus tritt das Göttliche in das Menschliche, und diesem wird daher eine einfachere Haltung angemessen. Das protestantische Gemeindeleben — der Choral — folgt daher gleichfalls, Strophen mit klingendem Schluß bildend, dem Principe des Reimes, aber er stellt es mit weniger reizvoll sinnlichen Mitteln, dem nur intensiver unterscheidenden Accente, einer ruhigeren Melodienentfaltung, gedrängter metrischer Einheit und mit dem Harmonie Reichthum des alten Hymnus dar. Die ersten Choräle dieser Art hatten wol die kömmisschen Brüdergemeinden. Allgemein wurde er erst in Teutschland durch die Bestrebungen der Reformatoren. In den in Teutschland an Kirchen und Schulen errichteten Singchören — Cantoreien, Adjuvantenchören — wird der Choral fleißig geübt und geht von da aus in das Familienleben, so daß er bald einen integrierenden Theil der Hausmusik bildet, und eine Menge vierstimmiger Choralbücher aus jener Zeit liefern den Beweis, daß auch diese Chöre auf einer nicht geringen Stufe der Gesangkunst gestanden haben, und daß ihre Leiter — die Cantoren — erfahrene Contrapunktisten waren. Und nur in diesen Chören wol ist eine Weise des Chorals geübt worden, die in dem letztvergangenen Jahrzehnt Gegenstand heftiger Debatten geworden ist — die rhythmische Gesangsweise des Chorals. Selbst ohne die Zeugnisse älterer Schriftsteller (wie des Marcan oder Zanger) darf man annehmen, daß der Gemeindegesang im Wesentlichen immer derselbe gewesen, der er noch heute ist. Alle vierstimmigen, rhythmischen Bearbeitungen von Walthar, Agricola, Bodenschatz, Calvisius, Craspi, Prätorius u. A. sind wol nur für jene Adjuvantenchöre bestimmt gewesen, und sind daher wol nur als künstlerische Versuche einer theateuburlichen Zeit zu betrachten, die in dem mächtigen Drange, alle Lebensäußerungen des neuen Geistes zu gestalten, es unternimmt, dem Volkssiede in seiner Stellung als Kirchenlied künstlerische Form zu geben, um auch hier die alte Lehre mit dem neuen Geiste zu versöhnen. Auf den Gemeindegesang mußte diese Weise ohne Einfluß bleiben. — Der accentuierend-rhythmische Choral ist nicht weniger rhythmisch, als der quantifizierend-rhythmische; denn nicht in dem Wechsel von Tönen verschiedener Geltung beruht der Rhythmus nach seiner höchsten Bedeutung, sondern in der regelmäßigen Wiederkehr von accentuirten Silben neben accentlosen und der sinngemäßen Anordnung der dadurch gewonnenen Tacteinheiten zu größeren Einheiten. Die Darstel-

lung dieser Tactenheiten in Tönen von verschiedener Geltung ist das untergeordnete Moment des Rhythmus, seine mehr reizvoll-sinnliche Seite. Sie ist das Mittel für feinere Charakteristik, die dem Choral nicht Zweck sein kann, und er muß sie aufgeben, weil er sonst seine ernste Haltung verliert und zum weltlichen Liede mit geistlichem Texte wird. — Auch der Kunstgesang verläßt diese Weise des Chorals gar bald und wendet sich mit größerem Erfolge dem accentuirten Chorale zu.

Die gesammte protestantische Konfession ist eine Choralkunst. Innerhalb der Form selber regt sich der protestantische Geist des Schaffens. Die protestantische Kirche hatte es gewagt, die subjective Ueberzeugung, gegenüber der katholischen Kirche, auszusprechen — dies Recht gestattet sich jetzt auch der Einzelne, und im protestantischen Choralgesange erlangt dies Streben nach Selbstständigkeit auch künstlerische Form. Die Choralstrophe ist die Stimme des protestantischen Bekenntnisses; in den Begleitungsstimmen sucht sich die Stimme der Gemeindeglieder, die ihr Denken und Empfinden auf dem Grunde jenes Bekenntnisses zu reicher Entfaltung zu bringen strebt, geltend zu machen. Diese Idee läßt den Choral mit lebendigen Begleitungsstimmen werden, der sich zuletzt bis zum figurirten Chorale verfeinert. Eine Stimme übernimmt die Choralmelodie — Cantus firmus — und die andern Stimmen umschreiben und erläutern sie in eigener Weise. Anfangs ist der Protestantismus einseitig auf Verkündigung des Wortes gerichtet, und diesem Zuge folgen auch die ersten Jahrzehnte der Choralbearbeitung. Nach und nach emancipiren sich die Stimmen, so daß sich jede einzelne, namentlich bei Seb. Bach, zu eigenem Lebenszuge entwickelt und endlich — in der eigentlichen Choralfiguration — einen selbständigen, von der Choralstrophe nur angedeuteten Inhalt in ganz selbständiger Weise zur Darstellung bringen.

Auch auf Hymnenstil äußert die neue Weise der Kunstgestaltung ihren Einfluß. — Der Cantus firmus, der bisher im Tenor gelegen und von den darüber liegenden Stimmen in seiner Wirkung wesentlich beeinträchtigt worden, wird nach Anleitung des Volksliedes in die Oberstimme verlegt, wo er natürlich klangvoller zur Geltung kommt. Der Hymnus nimmt aber auch Elemente des Liches und Chorals auf und gewinnt dadurch die sinnvolle Ehemöglichkeit dieser Formen. Aus der zwar erhabenen, aber doch ungeschulten Wassenhaftigkeit der ursprünglichen Form heben sich einzelne Partien als schön geformte Glieder heraus. Diese aber reichen sich nicht an einander, wie im Lied und Choral, sondern sie fügen sich in einander, so daß die epische Breite des Hymnus nicht aufgehoben, sondern erhöht wird. Der Hymnus gelangt dadurch zu höherer, persönlicher Wahrheit der Empfindung. Er schöpft jetzt aus dem lebendigen Inhalte des Volksgeistes, und in der so dargestellten Vereinigung des absoluten Geistes mit dem Volksgeiste findet sich der Einzelne wieder zu schöner Wirklichkeit verklärt und gelautert. Das, was im protestantischen Hymnus lebt, ist daher dem Einzel-

nen nichts Fremdes, Geheimnisvolles, es ist sein eigenes Empfinden, das aber noch nicht zu solcher Fülle selbständigen Lebens in ihm gelangt ist, daß es zur Darstellung im Chorale drängt. Johannes Eccard (geb. 1553, gest. 1611) hat, namentlich in seinen „Preussischen Festliedern“, Bedeutendes in dieser Art geliefert.

Endlich ist eine Form zu erwähnen, die erst jetzt rechte Behandlung und echt künstlerische Verwendung erfährt, die Motette. Der rege, wieder erwachte Eifer für die Wahrheit des göttlichen Wortes und der mächtige Drang, es in allen nur möglichen Weisen zu verkörpern, um es so recht zu verallgemeinern und hierdurch Alle, die es nur wollen, seiner Segnungen theilhaftig zu machen, eignet sich das Bibelwort auch für die musikalische Darstellung an, und keine Zeit war wol geeigneter, dies Wort in rechter Weise auszusagen, als gerade diese Zeit. Vom ursprünglichen Glauben an dies Wort erfüllt, versetzt sich das Gemüth in die mysteriösen Tiefen desselben, und mit aller Nothwendigkeit vollendtester Hingebung und Selbstentäußerung kommt dies dann lieb- und choralmäßig, figural und contrapunktlich-kanonisch und fugirt, wie es eben das Wort der Schrift und sein Wiederhall im Gemüthe erfordern, zu treffend musikalischem Ausdruck. Außer den für die viertimmige Bearbeitung des Chorales thätigen, oben genannten Weiskern sind es in dieser Periode namentlich noch Scheidt und Pachelbel, welche diese Form hauptsächlich cultivirten, bis auch sie in Seb. Bach ihren Vollen der fand; denn keiner seiner Nachahmer, Stölzel, Graun, Telemann, Rolle, Homilius, Raumann, Basse, Doles, Hilfer, Schicht und Fack, hat es selbst nur bis zu einer gelungenen Copie gebracht. — Auch der Sologefang, der sich außerhalb der Kirche auch in Leuthland selbst als Bravourgesang Geltung verschafft hatte, wird jetzt in den Kreis der religiösen Kunst gezogen. In den sogenannten Kirchenconcerten wechseln ein- und zweistimmige Cantilenen mit drei- und vierstimmigen ab, und geben dem Sänger Gelegenheit, seine Gesangkunst und wol auch Rehrfertigkeit zum Preise des Höchsten leuchten zu lassen. Später tritt am Schlusse auch der Chor hinzu, an Stelle der begleitenden Orgel noch später das Streichquartett, Anfangs allein und dann im Verein mit Blasinstrumenten; der Chor gewinnt endlich eine ausgebehntere Theilnehmung und die Kirchenmusik ist um eine neue Form — die Cantate — bereichert, welche alle Mittel darbietet, lyrische Vorgänge, die durch einen, allen gemeinsamen, Grundzug verbunden sind, zu überzeugender Darstellung zu bringen. Sie wurde auch sehr fleißig cultivirt und mußte natürlich von bedeutendem Einflusse auf das sich gleichfalls in dieser Periode erst zu künstlerischer Bedeutung erhebende Dratorium werden.

Unwiderstehlich leitet auch das Dratorium wie die Oper ihren Ursprung zunächst aus den alten Mystereien, die „von Pilgern und andern christlichen Darstellern auf Straßen, Kirchhöfen und in Kirchen aufgeführt wurden und mit Gesang verbunden waren.“ — Durch die gesammte Menschheit geht ein eigentümlicher Zug,

der sie drängt und treibt, in Schaustellungen mannichsamer Art die innern Ahnungen, die heiligen Schauer der empfindenden Nähe eines Göttlichen und auch den geringsten Grad des von ihr erkannten Weltzustandes zu veräußern und so dem Geistigen einen mit aller Kunst geschmückten Leib zu geben, daß es fastlich und möglichst nahe sei. Je unentwickelter diese innern, nach Außen drängenden Mächte sind, desto roher, auf bloße Schaustellung gerichtet, ist auch ihre Aeußerung; je mächtiger aber jene treibenden Ideen werden, desto mächtiger drängen sie auch die Schaustellung in den Hintergrund, bis sie endlich im Oratorium ganz illusorisch wird. So finden wir in den Tempeln fast aller Völker Tanz, Gesang und Mummerei als Hauptbestandtheile aller Feierlichkeiten. Auch das Christenthum, so sehr es auch die Naturbestimmtheit des Religionsgeschlechts zu bändigen sucht, ist nicht im Stande, diesen Zug zu vertilgen. Die Lust an frechen Darstellungen und Mummereien unter Sang und Klang geht ins Christenthum mit über, und die Kirchenväter konnten Nichts weiter thun, als diesem Zuge eine angemessene Richtung zu geben, jene Spiele zu christlichen Religionspielen umzugestalten, und so entstanden die sogenannten Mysterien. Das Leben Jesu, oder einzelne Episoden daraus, seine Geburt, sein Tod, seine Auferstehung und Himmelfahrt oder der jüngste Tag u. a. wurden Gegenstand dieser mit Pantomimen, Declamation und Gesang verknüpften Darstellungen. Später nahmen sie auch die Geschichten der Heiligen und alttestamentlichen Erzählungen und endlich auch profane Begebenheiten, denen irgend ein moralischer Inhalt zum Grunde lag, auf. Nach der Verschiedenheit ihres Inhaltes erhielten sie nun auch verschiedene Namen. Ihr Gesamtname war *Laudi*, *Laudi spirituali* oder *Mysterien*. Mysterien im engeren Sinne hießen indessen nur die, in welchen irgend eine Glaubensformel verankert wurde (das jüngste Gericht); *figurae* nannte man die mit alttestamentlichen Stoffen; *Exempel* nannte man die, welche die Wunder der Heiligen, und Legenden, welche allgemeine christliche Begebenheiten darstellten. Hierzu kamen im 15. Jahrh. noch die, in denen eine allgemeine zeitgemäße Idee zu Grunde lag, *fausti* genannt. Die Form dieser religiösen Spiele war einfach und, wie nicht zu leugnen, sinnig. Der Erzähler war die Hauptperson. Er erzählte oder recitirte auch wol in der Weise der Kirchengesangenen die Handlung, und an den geeigneten Orten wurde er von den Personen, welchen die fernstehende Darstellung übergeben war, oder von dem ganzen Volke, das ein allgemeines Lied oder auch wol einen Tanz ausführte, abgelöst. Daß nicht immer und überall diese Spiele den Ansprüchen der Kirche entsprachen, ist eine natürliche Erscheinung, und weil sie durchaus nicht zu unterdrücken waren, so sah sich die Kirche immer wieder in die Nothwendigkeit versetzt, die Ausarbeitung solcher Spiele unter ihre specielle Controle zu stellen, wodurch diese Form an sich allerdings wenig verbessert wurde. Zu wahrhafter Kunstform konnte auch sie erst werden, als die gesammte

Kunst ihre große Mission erkennen und erfüllen lernte — im Zeitalter der Reformation —, und nach der nothwendigen Scheidung in *Oratorium* und *Oper*. — Wir haben bereits früher angedeutet, daß man in Italien versucht hatte, die alte griechische Tragödie wieder zu erwecken und mit den damals sich entwickelnden Musikformen auszustatten, und haben auch der Resultate Erwähnung gethan, zu welchen man gekommen. — Auch in Deutschland wurden für jene ursprünglichen Volksspiele mit ihrer Mummerei, Verkleidung, Pantomime und dem ganzen nachträglichen Couillietrödel eigene Häuser gebaut und ein besonderes Personal für die Schaustellung angenommen und bezahlt, mit einem Worte, die *Oper* eingeführt, und alle jene sinnlichen Uebel der Anschauung werden jetzt mit größter Sorgfalt ausgebildet.

Das Oratorium dagegen streift sie vollständig ab und verlegt den Schwerpunkt nur in die dichterische und musikalische Darstellung *all' der Personen*, die es in Bewegung setzt, um eine die Welt bewegende Idee zu verkörpern, und diese Personen werden uns nicht in ihrer selbstlichen, sondern nur in ihrer geistigen Totalität vorgeführt, in ihren *Denk-* und *Empfindnissreisen*, die sich gegenseitig ergänzen oder belämpfen und als deren endliches Resultat jene Idee erscheint. Das Oratorium tritt sonach in die nächste Verwandtschaft mit der *Canzone*, die ja nur dem Streben, einzelne lyrische Vorgänge zu personificiren, ihre Entstehung verdankt; es nimmt die Elemente derselben auf und gelangt so in der Form, die uns im *Bach'schen* und *Händel'schen* Oratorium in nicht wieder erreichter Vollendung entgegentritt.

Sch. Bach behält in seinen Oratorien: die beiden *Passionen* (wie in seinen *Reichnachtscantaten*), noch den *Erzähler* — den *Evangelist* — bei. — Die einzelnen Episoden aus der Leidensgeschichte werden durch die handelnden Personen und durch die Chöre der Priester und des Volkes mit solch' dramatischer Wahrheit und so tragischer Gewalt dargestellt, daß wir die ganze Handlung mit empfinden und mit durchleben, und daß wir den Klagesang der Gemeinde, den Sch. Bach durch einen andern Chor, der, wie der Chor in der antiken Tragödie, äußerlich unhäufig, aber innerlich mit höchster Theilnehmung zuschaut, bald in Monologen und lyrischen Wechselreden, bald in höchster Polyphonie anstimmt, ganz als unsern eigenen Ausdruck erkennen müssen. — In den *Händel'schen* Oratorien ist der Erzähler ganz verschwunden oder doch, wie im *Messias*, auf ein ganz geringes Maß reducirt, und jener betrachtende Chor fehlt. Daher ist bei ihm Alles dramatisch und mehr in dem groß angelegten, als ins Einzelne gehenden Stile gehalten, und darum auch klarer und äußerlich effectreicher als bei Bach, der mehr das ideale Moment des Protestantismus vertritt, jene Gottesweisheit, die mit dem Glauben auch das Schauen verbinden will, und dessen Formen daher der im Augenblicke zündenden Schönheit entbehren. So fand auch diese Form, im Schooße der römisch-katholischen Kirche geboren, im Schooße der protestantischen ihre glänzende Vollendung.

Witterweil sollte auch das weltliche, musikalische

Drama, die Oper, in neue, dem Kunstideal mehr entsprechende Bahn geleitet werden. Auch in Teutshland hatte sich der italienische Einfluß, begünstigt durch die Leppigkeit und Genußsucht der fürstlichen Hoflager, geltend gemacht und hatte an die Stelle schlichter Grazie und angenehmer Natürlichkeit italischer Prunksucht und höfischen Pomp gesetzt, und in Frankreich hatten wieder die trockene, schwerfällige Weise Lully's, noch die französirt, italische Weise Getreys mehr als, wenn auch lang dauernde, doch vorübergehende Erfolge zu erreichen vermocht. Ein Teutscher, Ritter Christoph von Gluck, war berufen, die musikalische Tragödie an Stelle der Concerthoper zu setzen. In seiner Alerste und den beiden Iphigenien besonders entfaltete er das einzig wahre Princip der theatralisch-lyrischen Wahrheit. An Stelle der alten, im Interesse der Sänger entstandenen Formen setzte er den getreuen Wortausdruck, vermied Alles, was die Entwicklung und den Gang der Handlung beeinträchtigt und stört, und berücksichtigte im Großen wie im Kleinen ausschließlich nur die Anforderungen des Gedichtes ohne alle und jede Nebenrücksicht. So gewiß und wahrhaftig Gluck auf diese Weise zu dem einzig berechtigten Opernstyl, jenem dramatisch-musikalischen Styl, gelangte, der in seiner großartigen Erhabenheit sich der Antike am meisten nähert, so gewiß hat der Styl aber auch in seinem Rigorismus für unsern, nach sinnlichem Farbenreize gierigen Sinn etwas Kalt-Rühmeres; jenen starren Materialismus, der ja auch dem Begrifflichen der Sprache, an das sich seine Kraft ausschließlich anreicht, eigen ist. Ein Größerer mußte noch kommen, das Werk teutscher Opernkunst zu vollenden; er kam in Pössaung Amadeus Mozart. Er, der gewaltige Meister, der die gesammten Anschauungen der Vergangenheit in sich verschören sollte, um auf ihrer Verbindung die Kunst der Gegenwart und Zukunft zu begründen, er sollte auch jenes fehlende Element in die Oper bringen: den echt musikalischen Ausdruck der Situation. Jenen sinnlichen Reiz der Harmonie, den poetischen Zauber der Melodie und die pulsirenden Rhythmen, mit denen er die unerlöschliche Consequenz der Gluck'schen Declamation mildert und welches Alles zusammen seine Oper erst als die Verkörperung des rein Menschlichen erscheinen lassen; sodas Alles, was seitdem in der Oper noch geschrieben ist, ihr sich hat anschließen müssen von Beethoven bis auf Wenzel Müller herab — einen aufgenommen, Richard Wagner, der die historische Form der Oper für einen Irrthum erklärt — und um ihn aufzuheben, auf die Glückseligen Principien dem Wortausdruck zurückgeht und der, indem er die Kunst nur als Mittel zum Ausdruck betrachtet, diesem den gesammten inneren Organismus der Tonkunst opfert und der Wahrheit dieses Ausdrucks zu Liebe alle Formen zertrümmert. Wir haben nicht weiter Veranlassung, näher auf den Werth oder Unwerth solcher Bestrebungen einzugehen, hier, wo es sich nur um die Geschichte des Gesanges handelt, um so mehr, als der Verlauf der ganzen Abhandlung über die angesprochenen Gegenstände hinreichenden Aufschluß gibt, um unser Urtheil

auch über diese Erscheinung sich zusammenstellen zu können.

Alles bisher Gesagte bezieht sich auf die seriöse Oper. Aber auch die komische Oper, deren Ursprung gleichfalls in Italien gesucht werden muß, dürfen wir hier noch viel weniger übergehen, weil gerade im Gesänge ausschließig ihre Wirkung zu suchen ist. Die Instrumentalmusik hat für Komik im Grunde genommen kein Ausdrucksmittel. Sie kann wol neckisch, humoristisch sein, indem sie sich bekannten und allgemeinen Vorstellungen anschließt, ja sie kann komisch wirken, indem sie Naturlaut nachzuahmen strebt; aber um komisch zu werden, muß sie nothwendigerweise das Wort zu Hilfe nehmen, und es geschieht dies in jenem syllabischen Gesänge, den die Italiener parlando nennen, und der darin besteht, daß auf möglichst viel Noten, die rasch hinter einander folgen, ebenso viel Silben gesprochen werden. Die Opera buffa war in Italien ursprünglich mit der Opera seria verbunden; wurde später als Intermezzo in die Zwischacte verwiesen, bis ihr sich, namentlich durch Piesini, zur Selbstständigkeit herausarbeitete. — Bedeutsame Pflege wurde ihr auch in Frankreich zu Theil, und die Werke von Moliere, D'Alayrac, Fournier, Boieldieu und Kuber bleiben in dieser Gattung nachahmungswürdige Muster. In Teutshland ist ebenfalls Mozart, der in seinem „Figaro“ und der „Entführung“ das Ideal der komischen Oper verwirklichte. Sonst ist hier mehr die niederer Gattung von Dittersdorf, Schenk, Wenzel Müller und in neuerer Zeit von Hietow gepflegt worden; in Werken, die sich wenig über die wiener Volksober erheben.

Wir haben bis jetzt die Erbilde der Kunst ausschließlich betrachtet, die uns den historischen Menschen in seiner Beziehung zu Gott und Welt zeigen; es bleibt uns noch übrig, die Form in ihrer Entwicklung zu beobachten, in denen sich das Subject, nur auf sich bezeugen, in lyrischer Isolirtheit ausspricht: im Lirde. Es kann nicht befremden, daß diese Form erst dann zu rechter Würdigung und selbstständiger Existenz gelangt, nachdem jene epischen und dramatischen Formen bereits in höchster Blüthe stehen. Die Macht der Individualität erwacht erst in dem Bewußtsein des absoluten Zwecks; dies Bewußtsein, das in jenen Formen geweckt und genährt wird, führt dem Individuum einen Umfang, eine Innigkeit und Reinheit der Empfindung zu, daß ein Versehen in sich selbst erst möglich und zugleich auch erfürsichtig ist. Es erstreckt sich Anfangs nur auf die Corporation, und das Lied erscheint als Volkslied, als Jäger-, Fischer-, Reiter- und Geseellentied; das Weinlied singt der lustige Geseß als Lied einer „lustigen Compagnie“, und auch durch das „Liebeslied“ geht dieser Zug der Allgemeinheit. Auch die musikalische Form entspricht dem. Sie stellt sich nach den natürlichsten allgemeingültigen Verhältnissen fest. — Jahrhunderte müssen nun vergehen, um dies corporative Bewußtsein zum Selbstbewußtsein herauszubilden. Während der Zeit werden auch Lieder gesungen, aber sie sind alle Nichts weiter als ziemlich verwischte Copien des



Volkstüdes. Schulz, Himmel, Hiller, Reichardt und Zelter kommen nicht über jene unformale Weise des Volkstüdes hinaus. Es ist schon einstimmiges Lied mit Clavierbegleitung; aber die Melodie ist nur das Gewand, in dessen weite Falten sich noch manch andere, als die versuchte, Stimmung hüllen kann, und die Begleitung ist eben nur ein Äquivalent für die fehlenden Unterstimmen. Bach und Händel, Gluck und Mozart, Haydn und Beethoven, sie mußten erst die ganze Lebens- und Leidensgeschichte der Menschheit fertig schreiben, ehe das Einzelsubject an seine eigene denken konnte; und dies Einzelsubject mußte seine eigene Individualität erst wecken und nähren, indem es jene allgemeine Geschichte der Menschheit auch an sich selbst durchlebt. Der Erste, der dies vermochte, ist Franz Schubert. Er erschöpfte im Liede nicht nur die allgemeinen Intentionen des Textes, sondern er geht so tief in die feinsten Nuancen desselben, daß seine Lust auf dem Worte üppig hervortritt. Natürlich ist er gezwungen, das traditionelle Formengerüst des Liedes zu zerreißen, wo es den Inhalt brennt; und weil der Gesang diesen noch nicht erscheidend darstellen vermag, so muß den rückständigen Theil die Begleitung übernehmen, und diese gelangt daher zu einer so reichen, selbständigen Ausföhrung, die das Lied vorher nicht kannte. Auf dieser Bahn folgt ihm zunächst Mendelssohn, aber ohne die Energie der unmittelbaren Empfindung in mehr conventionell abgeklärter Weise. Nachhalliger wirken auf diesem Gebiete Robert Schumann und Robert Franz, und namentlich ist es der Letztere, der sich fast ausschließlich der Lyrik zuwendet, und seiner auch ihm hat es bis jetzt verstanden, das sich selbst empfindende Subject mit dem unendlichen Gefühlreichthum unserer Zeit, seinen Widersprüchen, seiner nervösen Erregtheit und befriedigungslosen Sehnsucht, im engen Anschluß an das Wort in solcher seiner Zeichnung und mit solcher prächtigen Farben zur Darstellung zu bringen. — Er schlägt ganz neue Weisen an, und diese werden nicht, wie so häufig, bei Schumann und Schubert durch ihr Darstellungs-material gehindert und verklümmert, sie bringen dies vielmehr gleich mit zur Welt. Daher folgen seine Melodie, seine Harmonien und Rhythmen immer den ewigen Gesetzen der Natur, aber nie der traditionellen Lehrereinstunft, und das ist es, was die Beschäftigung mit ihm zum Studium, aber zum überreich lohnenden macht. — Diese ganze Erweiterung der Liedform erstreckte sich auch auf das vierstimmige Lied — und zwar sind es dieselben Meister, die wir dort thätig finden — und auch auf die Ballade, dieser Vermischung des Lyrischen mit dem Epischen, konnte diese Rückwirkung nicht ausbleiben. — Diese Form war von Zunftstolz zuerst versucht, und Lyrisches und Episches steht bei ihm noch ziemlich unvermittelt neben einander. Löwe versuchte und fand namentlich in seinen ersten Balladen eine Durchdringung beider, und in neuerer Zeit ist noch Schumann zu erwähnen, der den erhöhten Reichtum des Ausdrucks und seiner Mittel auch für diese Form mit entschiedenem Erfolge verwandte, und Franz, der im

Balladen- und Romanzentoone einige seiner wunderlichsten Lieder singt. Diefem episch-lyrischen Zuge verdankt aber wiederum die Cantate ihre Regenerierung als Concertoratorium in Schumann's „Paradies und die Peri“ und „die Pilgersahrt der Rose“, Mendelssohn's „Walgurgisnacht“ und Gade's „Comala, Erbkönige Tochter“ u. a.

Nach diesem kurzen Abrisse der Resultate der Pflege der Gesangsformen bleibt uns noch übrig, auch der Pflege der Gesangkunst während dieser ganzen Periode zu gedenken. — In Betreff des Sologefanges macht sich schon zu Gluck's Zeiten ein merkwürdiges Rückwärtsschreiten geltend. In demselben Momente, in welchem der schöne Ton und alle Kunstmittel des Gefanges an sich ihren ausschließlichen Werth zu verlieren beginnen und nur relativ als die bereicherten Herolde der entfesselten Gemüthswelt Werth erhalten, erwies sich auch die italienische Schule als unzugänglich, und da sie nicht vermochte, den von der neuen dramatischen Lust unachlässig geforderten und von ihr vernachlässigten psychologischen Theil zu gleichem Rechte zu verbessern, so mußte sie nothwendig in Verfall gerathen. In Teutschland zeigte sich der umgekehrte Fall. Hier suchte man mit physiologischen Experimenten und psychologischen Deductionen Sänger zu bilden und konnte gleichfalls den Verfall der Sologesangkunst nicht aufhalten. Wol sind noch Namen zu nennen, die immer ihren Glanz behalten werden, wie die Sängertinnen: Catalani, Mara, Sontag, Schöcher, Wilder - Hauptmann, Schröder-Devrient, Jenny Lind, Johanna Wagner, Mariab-Garcia, und die Sänger: Rubini, Lablache, Wild, Haizinger, Lichatsch, Staudigl, Roger u. A.; aber dadurch wird der Verfall der Gesangkunst nicht in Frage gestellt, denn nicht die Leistungen Einzelner, sondern nur die Höhe der gesammten Bildung ist hier entscheidend, und daß diese gegenwärtig die auf einen geringen Grad herabgesunken, ist unzweifelhaft. — Die ausgedehnteste Verbreitung hat dagegen der vierstimmige Gesang in Teutschland erlangt. Die für seine Pflege errichteten Institute — die Kirchen- und Schulchöre — waren gleichfalls, von der Kirche wenig unterstützt, in Verfall gerathen. Die katholische Kirchenmusik hatte bald nach der Reformation, vornehmlich aber nach Haydn, eine Form angenommen, die nur eben noch dem niedrig-sinnlichsten Bedürfnisse entsprach und wenig Künstlerisches mehr zeigte. Der alte, echt katholische capella-Styl Polastino's war größtentheils verdrängt durch einen oberflächlich-gemüthlichen und nichts weniger als nobel-heitern Dreckerstyl, und dieser macht an die Fähigkeiten der Sänger so geringe Anforderungen, daß an Fortschritt nicht zu denken ist. Die reformirte Kirche schloß in ihrem nüchternen Purismus die Kirchenmusik, so selbst die Liturgie ganz aus und beschränkte sich auf den Gemeindegesang, und die lutherische Kirche wies zwar der Kirchenmusik ihren Platz an, aber sie kümmerte sich nicht darum, wie sie ihn ausfüllte. In hochmüthigem Dunkel hatte sie vergessen, daß die Reformation vielmehr erfungen als erpredigt war, und daß ihr

größter Vertreter ein mindestens ebenso bedeutender Musiker zu sein sich bestrebt, als er Prediger und Gelehrter war; sie hatte vergessen, daß sie als Erbschaft von ihm auch die Pflege der heiligen Kunst übernommen hatte, und so sanken jene Cantoreien und Aduantenchöre so rasch, daß gar bald von Pflege der Kunst keine Rede mehr ist. Indessen müssen auch hier einzelne Ausnahmen erwähnt werden, wie die Kreuzschule in Dresden, die Thomasschule in Leipzig und die Lycäen zu Braunschweig u. a. D. Doch obgleich jene Institute sich allgemein nicht wieder zu irgend einer künstlerischen Bedeutung erheben konnten, der mehrstimmige Gesang sollte dennoch wieder eine Stätte in der Culturentwicklung erhalten. Namentlich durch die Streichquartetten und die Kammer- und Concertmusik Haydn's und Mozart's hatte sich ein großer Eifer für diese Musik verbreitet, der sich alsbald in der allgemein überhand nehmenden Hausmusik bethätigt; und hier gewinnt auch die Vocalmusik wieder eine sorgfältige Pflege. Die Töchter und Söhne des Hauses erhalten jetzt einen fleißigen und möglichst sorgfältigen Unterricht in der Kunst des Gesanges und üben dieselbe ebenso an kleinen Liedern, wie an den größten Erien, den Duetten, Ensembles und vierstimmigen Gesängen; ja es werden in solchen Privatgirkeln Opern, Cantaten und Oratorien ausgeführt, und diese Pflege des Gesanges gewinnt eine solche Ausdehnung und eine solche Lebensfähigkeit, daß sie über den beschränkten Familienkirkel hinaus nach Erweiterung strebt, und sie findet diese in den Singakademien. Es war im J. 1789, als sich in Berlin mehrere Familien unter Fösch's Leitung zur Pflege des alten klassischen Kirchengesanges verbanden, und im J. 1792 konnte sich dieser Verein schon als Singakademie konstituieren. Diefem Beispiele folgten gar bald die meisten größeren Städte, so daß in kurzer Zeit fast jede Stadt von nur einiger Bedeutung eine Singakademie aufweist. Auch die kleineren Städte blieben nicht zurück, und da sich ihnen allerdings nicht die Mittel der größeren Städte zur Verfügung stellten, so begnügen sie sich mit dem bescheidenen Namen „Gesangvereine.“ In diesen nun ist der Vocalmusik eine bedeutendere Zukunft gesichert, als das alte Kirchenchöre hätten thun können, die ziemlich engherzig die eine Seite der Tonkunst ganz ausschließen und auch die andere dem confessionellen Bekenntnisse und Bedürfnisse anbequemen. — Die Singakademien erst sind berufen, die Kunst, als den mächtigsten Hebel der Bildung, im Dienste der göttinnlichen Humanität zu verallgemeinern. (Vergl. Gesangsunterricht.)

Eine ähnliche, wenn auch weniger erfreuliche, Erscheinung sind die Männerliedertafeln. Das Vergnügen geselliger Unterhaltung ist von jeher in ihnen das vorherrschende gewesen, und Ansprüche großer Kunstcultuur wären daher vollständig ungerechtfertigt, wenn sie nur nicht nach und nach unter ihre ursprünglichen Bildungshufe gesunken wären und gegenwärtig, mit äußerst wenig Ausnahmen, nur noch den handgreiflichsten Materialismus in der Kunst cultivierten. — Auch

die großen Gesangsfeste, die man von Zeit zu Zeit feiert, sind ein Zeugniß jenes nach gemeinsamer Darstellung der Meisterwerke der Vergangenheit und Gegenwart drängenden Geistes. — England, das Land, das sonst keinen Namen in der Musikgeschichte hat, machte den Anfang hiermit. Während am Todestage Handel's wird in der Westminsterabtei zu London einer seiner Oratorien von einem gewöhnlich mehrere hundert Personen starken Orchester und Chöre aufgeführt. In Teutschland fand das erste Gesangsfest zu Frankenhäusen in Thüringen 1810 statt. Nach dem Frieden wurden diese Feste immer häufiger und es bildeten sich, indem die einzelnen Akademien und Gesangsvereine unter einander in Verbindung traten, größere Vereine Beßufs der Ausführung größerer Vocalwerke, wie der „thüringisch-sächsischen Musikverein,“ der „holländische Musikverein,“ der „preßburger Kirchenmusikverein“ u. a.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß auch die Kunst der Hölse sich wieder dem Vocalchöre unweit. Der „Domchor in Berlin,“ der das Höchste, gleich der Sixtinen Kapelle in Rom, leistet, verdankt seine Erhaltung dem Könige von Preußen, und nach dem Muster dieses Chores hat bereits ähnliche in Schwerin und Hannover eingerichtet. (A. Reissmann.)

**GESANGBUCH.** Ein nach seinem Wortsinne ist umfassender Begriff, daß jede Sammlung poetischer, zum Singen bestimmter Stücke in seinen Umfang zu fallen scheint, hat sich im späteren Sprachgebrauch in enge Grenzen zurückgezogen. Ein „Gesangbuch“ umfaßt nur religiöse, zum Singen bestimmte und eingerichtete Gesänge; ja wir müssen zur Schärfung der Definition hinzufügen, daß die im Gesangbuche enthaltenen Lieder für den öffentlichen Gottesdienst, die Exemplare des Buches aber bestimmt sind, in den Händen der Gemeindeglieder dem kirchlichen Gesange zur leitenden Unterlage zu dienen. Wir haben durch diese Erklärung zugleich unsere Aufgabe bestimmt abgegrenzt, die nicht auf eine Geschichte des kirchlichen Gesanges überhaupt hinauslaufen darf, sondern sich auf das viel speciellere Feld des Gesangbuchwesens zu beschränken hat.

Vielleicht überrascht an der Spitze unseres geschichtlichen Ueberblickes die Behauptung, daß im gottesdienstlichen Leben das Gesangbuch überhaupt nur als ein notwendiges Uebel anzusehen ist. Und doch ist sie vollkommen begründet. Jedes Lied, frisch und herzlich aus dem Gedächtnisse gesungen, macht ganz anderen Eindruck, als das vom Blatte gleichsam immer erst abgeleitet und abgelesen; ist es doch, als ginge auf dem Wege der Augen hin und wieder und mit dem Umwenden des Papiers ein eigenthümlicher Reiz und Duft des Gesanges verloren. Soll nun aber gar das höchste und heiligste Gefühl der Menschenbrust, Anbacht und Anbetung Gottes, sich auf den Schwingen des Liedes erheben, so kann man sich streng genommen den rechten Erfolg nur bei Gesängen denken, die in Kopf und Herzen feste stehend nicht der Unterstützung eines Buches bedürfen. Denke man sich statt des jetzigen Buchfingens mit allen seinen kleinen für den Gottesdienst nicht recht

geziemenen Bräuben, den unschönen Gesangbucheskästen in den Kirchstühlen, den zahlreichen Brüden und dem papiernen Kaufhen — denke man sich nur einmal hinein in eine christliche Gemeinde, die von Kind auf ihre heiligen Lieder auswendig weiß und sie nun auch, Herz und Auge nur zu Gott gerichtet, zu ihm hinauf singt. Und solche Gemeinden hat es lange, lange Zeit gegeben, denn die Gesangbücher sind verhältnismäßig etwas Neues. Daß die alten Christen ihre Hymnen aus dem Herzen gesungen haben, bedarf wol keines Beweises: die Lieder in der Landessprache aber, welche die Gemeinde im Mittelalter, besonders an den hohen Festen zur Messe sang, waren ja grade rechte und echte Volkslieder, und in ihrer Kürze und lebendem Gebrauche Jedermann bekannt<sup>1)</sup>. Die in den Ritualbüchern stehenden lateinischen Hymnen und Sequenzen, welche zu jener Zeit in den kanonischen Stunden des Klerus, oder doch nur vom Chöre gesungen wurden, fallen eben darum nicht in den Bereich unserer Beschreibung<sup>2)</sup>. Doch für die vorreformatorische Periode, welche man sich oft vom kirchlichen Gemeindegesange völlig entlöst denkt, wird

das Nichtvorhandensein von Gesangbüchern zugegeben. Anders steht es bei denen, die nicht gründliche hymnologische Studien getrieben haben, mit der Reformationszeit. Nachdem schon 1523 die ersten evangelischen Lieder „Nun freut euch lieben Christen gmein“ und „Es ist das Heil uns kommen her“ auf Flugblättern verbreitet waren, erschien ja 1524 zu Wittenberg das erste evangelische Gesangbuch mit acht Liedern<sup>3)</sup>: „Etlich Christlich liden Lobgesang, und Psalm, dem reinen wort Gottes gemeh, auß der heyligen schrift, durch mancherley hochgelerter gemacht, in der Kirchen zu singen, wie es dann zum tahl berayt zu Wittenberg in ubung ist.“ Wittenberg. W. D. Kijij. Die acht Lieder sind: Nun freut euch liebe Christen hmein; Es ist das Heil uns kommen her; In got gelaud ich das er hat; Hilf got wie ist der menschen not; Ach got vom Himmel sich darcin; Es spricht der Unweisen mund; Aus tiefer not schrei ich zu dir; In Jesu namen heben wir an. Das erste, zweite, dritte, fünfte und achte find mit einstimmigen Singnoten versehen, denen jedermal der Anfang des Liedes, die erste Zeile beigebracht ist. Die Ausgabe von 1529 enthält schon 52 Lieder, und das letzte von Luther selbst besorgte und bei Valentin Bapst in Leipzig 1545 erschienene Gesangbuch schon 129 Gesänge. Ja, man rechnet, daß in den Jahren 1524—1545 überhaupt 117 verschiedene Sammlungen geistlicher Lieder Luthers und Anderer erschienen sind<sup>4)</sup>. In den Luther'schen Sammlungen gefellen sich bald die Werke des Hermann Bonnus<sup>5)</sup>, „Geistliche Gesenge und Lieder“ (Vordum 1541.) und die „Cantiones ecclesiasticae“ von Joh. Spangenberg 1545, die in eine lateinische Hälfte von 167 und in eine teutsche von 202 Blättern zerfallen. Und hiermit find nur wenige der hervorragenden Namen genannt: die treffliche „Bibliographie des deutschen Kirchenliedes“ von Ph. Wadernagel weist für das 16. Jahrh. eine so uteraus große Menge von mehr oder weniger umfangreichen Liedersammlungen und Gesangbüchern nach, daß für den ersten Augenblick die oben ausgesprochene Behauptung unhaltbar erscheinen möchte.

Aber es scheint auch nur so. Gewiß find alle jene Gesangbücher (die man zum Unterschiede von den späteren wegen der beigefügten Melodien Cantionale nennen könnte) in den Händen vieler Pfarrherren, Lehrer und Laien gewesen, und Viele haben Liederkenntnis aus ihnen geschöpft; aber sie waren nicht Gesangbücher in dem heutigen Sinne des Wortes. Sie waren nicht für einzelne Gemeinden oder Distrikte bestimmt, schwerlich in vielen Exemplaren unter dem Volke verbreitet,

1) Bähr, Der protestantische Gottesdienst vom Standpunkte der Gemeinde aus betrachtet, S. 91 ff.: „Gewiß ist jeder Gesang in dem Maße erhehend und erquickend, als er ein feiner, frischer Gesang ist. Wie sonderbar komme es aber heraus, eine große Menge Menschen dastehen oder dastehen zu sehen, von denen jeder ein Buch in der Hand hat, auf das sein Bild fixirt geheset ist, aus dem er jede Wortreihe herausfinden muß! Kommt so etwas wol sonst vor? Denke die einmal eine Gesellschaft von Freunden und Bekannten, die heiter und fröhlich sind und sich gedungen fühlen, ihrer Stimmung in einem Liede Lust zu machen; wird da Jeder erst ein drittes Liederbuch in die Hand nehmen und mit darauf gehesetem Blick das Lied ablesen? Gewiß nicht! sondern sie werden ein Lied singen, das sie auswendig können und frei und unangewungen zu singen vermögen. Nun, die Gemeinde, die zusammenkommt, Gott zu loben und zu preisen, ihm vom Herzen zu dienen und zu danken für alle Gnade und Liebe, sich in inniger Gemeinschaft zu stützen und zu erheben, sich gegen eine Gesellschaft fröhlicher Menschen zurückzulehen? Soll sie gegen eine Gesellschaft fröhlicher Menschen zurückzulehen? Soll sie gegen eine Gesellschaft fröhlicher Menschen zurückzulehen?“

2) Daß diese lateinischen Kirchengesänge während des Mittelalters vielfach in Sammlungen zusammengestellt find, beweisen zahlreiche Handschriften unserer Bibliotheken, von denen viele in Rome<sup>6)</sup>, „Lateinischen Hymnen des Mittelalters“ benutzt find. Vor dem Ende des 15. Jahrh. ab erschienen diese Lieder auch in gedruckten Sammlungen zusammengestellt. Ich habe in den Prolegomenen zu dem ersten Theile des Thesaurus hymnologicus p. XVII uig. eine Reihe solcher Hymnen- und Sequenzsammlungen nachschon gemacht, die sich nach vermehren läßt. Gesangbücher im oben bezeichneten Sinne sind sie aber durchaus nicht zu nennen, da sie nie in kirchlichen Gebrauch gekommen sind oder zu kommen brauchten. Ihre Inhalt war je erst selbst aus den Cultusbüchern zusammengestellt. Noch nicht die gehörige Beachtung haben dagegen die ziemlich zahlreichen vorreformatorischen Uebersetzungen der lateinischen Kirchenlieder gefunden. Was in einer Uebersetzung gesagt ist: „Nun wer es und dienet wolt zu gottes lobe. das die erden leude, die do almusen gehn. die schuler dazzu hielten. das sie solide hymnos und gesenge. vor den heylern oberten und lungen in ainem buche, brief oder schwendel, vñ das. diese nüt mungen. auch in gedenckheit der leyen fene. damit sie alle. von jungen gewet. und darnach. für andes schwemere oder weisliche liden gesungen wurden.“ zeigt deutlich, daß in der lutherischen Kirche schon die Aenderung vorhanden war, den teutschen geistlichen Gesang zu weiden und zu beleben.

3) Michael Peter Busch 1724 seine Evangelische Lutherische Subelfreude erscheinen liest. 4) David Gottfr. Schöder (Kaufmann in Gera), Vortrag zur Liederbibliothek, betreffend die evangelischen Gesangbücher, welche der heyligen Luther zum Tode beiderbet werden. (Leipzig 1750.) 5) Joh. Barth. Kieckert, Abhandlung von der Einführung der teutschen Gesänge in die evangelisch-lutherische Kirche überhaupt und in die näherberührt besonders 1750. Von neuen Werken vor allen Wadernagel, Bibliographie des Kirchenliedes.

wurden nicht mit in die Kirche genommen. Denn gerade in der Reformationszeit und noch lange späterhin wußte die Gemeinde ihre Lieder so firm auswendig, daß sie zum Singen keiner Texte bedurfte. Das evangelische Kirchenlied war ja Anfangs grade Volkslied, und viele Berichte aus dem ersten Drittel des 16. Jahrh. geben dafür Zeugniß, daß die neuen geistlichen Lieder von Einzelnen und ganzen Gemeinden öfters auf der Stelle und, daß ich so sage, ganz aus freier Hand angestimmt sind. Da sang, wie Kathar. Zell in der Vorrede zu ihrem Gesangbuche 1535 sagt, „der Handwerksfellow ob seiner Arbeit, die Dienstmagd ob ihrem Schüsselwaschen, der Ader- und Gebmann auf seinem Ader, und die Mutter dem windenden Kinde in der Wiegen.“ Wie es im Wesen des Volksliedes liegt, treten Texte und Melodie zugleich hervor. Die alten Flugblätter und Sammlungen haben die Singweisen beigegeben. Daß lange Zeit kein Gesangbuchsbedürfnis im heutigen Sinne eintrat, dazu wirkten mancherlei Umstände. Der eigentl. gangbare und in den Kirchen gebräuchlichen Lieder war bis in die Mitte des 17. Jahrh. eine relativ geringe Zahl, und die Gemeinde hatte sie schon aus der Schule oder dem Hausgottesdienste her auswendig. Die Anfangs- und Schlußlieder des Gottesdienstes, wie auch viele Festgesänge waren cantica fixa, die sich nicht veränderten. Das sogenannte Predigt- oder Hauptlied war in vielen Städten, wie Halle, Leipzig, Lübeck u. a. in einer gedruckten Kirchen- oder Chorbuchordnung für das ganze Jahr festgesetzt. Wo das nicht der Fall, wurde es entweder auf einer ausgehängten Tafel mit der Anfangszeile angezeigt, oder von dem Chöre oder dem Prediger selbst intonirt. Also war es kirchliche Sitte bis in die Jahrzehende nach dem 30jährigen Kriege, wenn auch Ausnahmen vorgekommen sein mögen. Als sich das Lied: Jesu meine Freude um 1660 verbreitete, wollten die Alten dieses neue Lied nicht mitlernen, weil sie es in ihrer Jugend niemals gehört und auswendig gelernt. Und wie es noch zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh. mit dem Gebrauche der Gesangbücher im Gottesdienste ausgesehen, zeigt deutlich, was Kasp. Neumann 1703 schreibt: „Daß man aber glaubt, in die Kirche sei ein Gesangbuch mitzunehmen nöthig, das wird hoffentlich Niemandem fremd vorkommen dürfen. Ich weiß wol, daß dieses gar wenig geschieht, und manche Person würde sich schämen, wenn sie unter dem Singen in das Buch sehen sollte.“ — und Gerber in der Historie der Kirchenцерemonien (1732) S. 256 erzählt: „Und da ist bekannt, daß vor 40 und 50 Jahren selten ein Zubörer ein Gesangbuch mit in die Kirche gebracht; und ich habe es gehört und erfahren, daß wenn einer ein Gesangbuch mit sich nahm, ihm solches von Unverständigen als eine Scheinheiligkeit aufgelegt ward. Ein fürnehmer Königl. Minister hat mir noch vor kurzer Zeit erzählt, daß ein Bauer auf seinem Ritter-Gute, nicht weit von Merseburg, öfters mit Getreidig nach Halle gefahren, und weil er zuweilen dazwischen in die Kirche gegangen, und gesehen, daß fast alle Leute andächtig gesungen, habe ihm dieses

so wohl gefallen, daß er ihm in Halle auch ein Gesangbuch gekauft, welches ohngefähr Anno 1697 oder 1698 geschrieben. Der Bauer habe sein Buch mit sich in die Kirche genommen, und daraus gesungen, sey aber der einige gewesen, der ein Buch gehabt. Der Pfarrer, so ein alter Mann gewesen, oberwiewt solches, läßt den Bauer zu sich kommen, fragt: wo er das Buch bekommen, und warum er es mit in die Kirche bringe? der Mann antwortet, er habe in Halle gesehen, daß alle Leute Gesangbücher bei sich hätten, das hielte er vor nützlich und erbaulich, und habe ihm also auch dergleichen angeschafft, damit er nicht falsch singe; der alte wunderliche Pfarrer verbeut ihm solches mit großem Ernste, er solle nichts neues ausbringen, dem Schulmeister gebühre mit dem Buch zu singen, und nicht ihm und andern Leuten. Der Bauer aber hat sich an solch unvernünftig Gebot nicht gehalten, ist auch von seinem Gerichte Herrn secundirt worden.“ Das Urtheil Gerbers und des Gutsherrn Sentiment zeigen deutlich die veränderte Zeitrichtung. Aber noch 1731 setzt ein nürnberg. Gesangbuch die Zahl der auswendig gemusterten Lieder auf 80, und bezeichnend sie durch besondere Druck.

Ob nicht in einzelnen, oben angegebenen Ausnahmefällen Gesangbücher im neueren Sinne vorgekommen sein mögen, darüber kann mit Gewißheit nur die gründlichste Einzelforschung entscheiden. In der österreichischen Agenda von 1571 wird sehr häufig auf das „Gesangbuch“ verwiesen, was freilich noch nicht zu der Annahme berechtigt, daß sich dasselbe in den Händen der Gemeindeglieder befunden. Noch mehr verdienen in unserer Untersuchung die so sangesfreudigen und sangreichen böhmischen Brüder Beachtung, die freilich schon bei Beginn der deutschen Reformation eine Entwicklungszeit des Kirchengesanges durchlebt hatten, die ihnen jedenfalls eine Besonderstellung zuwies. Bereits im Jahre 1501 besaßen sie ein gedrucktes böhmisches Gesangbuch mit 92 Liedern, in Prag erschienen, und jetzt, wie es scheint, nur noch in einem einzigen Exemplare im böhmischen Museum zu Prag vorhanden. Im J. 1504 gab der Oberbischof Lucas das große Gesangbuch in böhmischer Sprache mit 400 Liedern heraus. Der Professor Rüdiger, der 1575 nach Wahren gezogen und Mitglied der Brüdergemeinde geworden war, schreibt 1579: „Im Kirchengesange möchten wohl unsere Gemeinden alle andern übertreffen. Denn welche singt mehr, in Lob- und Dank- und Bitt- und Lehrsingen, und welche singt besser? Von der Menge zeugt die neueste Ausgabe des böhm. Gesangbuchs mit 743 Liedern; eine zweifach größere Zahl ist ungedruckt. Von jenen sind 346 deutsch übersezt.“ Es hatte nämlich 1531 Michael Weißse, Pfarrer der deutschen Brüdergemeinden in den Herrschaften Landstern und Sulnet, ein Ge-

5) Etie, Homolog. Meißnerbriefe I. S. 80. 87 fand auf der hennhauer Bibliothek neun Gesangbücher in böhmischer Sprache. Eins, wahrseheinlich ein altes, ohne Druckzeit, ein anderes von 1564. Drei vom J. 1581. Eins, im Auszuge, von 1602. Sec. d'eryl. vom J. 1615. Zuletzt das Rantypenal von Comenius 1639 zu Amsterdum gedruckt.

sangbüchlein zu Jung-Bunzlau herausgegeben, das 155 aus dem Böhmischen übersehte Lieder, Antiphonen und Sequenzen enthält. Die auch für die uns eben beschäftigende Untersuchung nicht unwichtige kurze Vorrede lautet: „Nachdem Ihr eure Ältesten und Seelforsger oftmals mit Bitt ersucht, und sie dadurch, auch euch deutschen (wie die böhmischen Brüder), mit geistlichen Gesängen zu versorgen, verursacht habi, und nun — solche Arbeit mir aufgelegt: hab ich auch, nach Vermögen, all meinen Fleiß angewandt, euer alt sammt der böhmischen Brüder Cantional vor mich genommen, und denselben Sinn, nach gewisser heiligen Schrift, in deutsche Reime bracht, die Syllaben, Wort und Geset also gestellet, daß sich ein jegliches unter seinem zugescriebenen Tone (d. i. Notem) fein singen läßt. Nun sind auch diese Gesänge nach fleißigem Ueberlesen, Corrigiren und Bessern von den ältesten Brüdern, auf eure Bitte in Druck gegeben, Gott dem allmächtigen und seiner Wahrheit zu Lob und Preis, euch zu Trost und gemeiner Christenheit zur Lehr, daß männiglich erkenne, daß es anders, denn unsre Widersacher fürgeben, bei uns gewesen hat noch sei. Wer überdies wissen will, woraus und wie unsere Enigkeit entstanden sei, der mag lesen unseren Unterricht, welchen wir in der hursfürstlichen Stadt Iwaidau in Druck haben lassen aufgeben. So macht euch nun, lieben Brüder, dieses Büchlein nüz, und bittet Gott, daß er seine Gedenkeung darüber geben wolle.

Michael Brisse,  
Euer Diener.“

Badernagel Deutsches Kirchenlied S. 738 ist es unklar, ob von zwei Cantionalen die Rede ist, einem alten der deutschen Gemeinde und einem der böhmischen, oder von einem beiden Theilen gemeinschaftlichen. Wäre die erste Auslegung richtig, so wäre die Spur des wol ältesten deutschen Gesangbuches aufgefunden. Doch entscheiden wir uns mit Gunz, Geschichte des deutschen Kirchenlieds. I. S. 266 dafür, daß nur das alte böhmische Cantional gemeint sei, Brisse aber natürlich den Lutherischen Gesang gesamt, denkt und hier und da nachgebildet habe. Wir fügen die zweite Frage hinzu: Berechtigt die Vorrede, welche schließlich den Brüdern empfiehlt, „sich dieses Büchlein nüz zu machen,“ zu der Annahme, daß in den Versammlungen der Brüder Gesangbücher nach heutiger Weise im Brauche gewesen sind? Oder hat erst Brisse nur an eine Sammlung gedacht, welche der mündlichen Tradition als Grundlage und zugleich dem apologetischen Zwecke dienen soll, den Widersachern gegenüber den rechten und christlichen Glauben der Brüder darzulegen? — Wir wagen diese Frage nicht zu entscheiden, würden indessen, wenn die erstere Annahme richtig wäre, vermuthen, daß der im Ganzen so einflußreiche Brüdergesang auch durch seine Fixierung in eigentlichen Gesangbüchern nicht ohne Wirkung auf die deutsch-Lutherischen Gemeinden; besonders in den Nachbarländern Böhmens gewesen sei?).

Jedenfalls wurden Gesangbücher um die Mitte des 17. Jahrh. ein notwendiges Bedürfniß. Der Kreis berühmter und beliebter Kirchenlieder hatte sich so erweitert, daß auf ein auswendig Wissen des ganzen currenten Liederthesors nicht mehr gerechnet werden konnte. Welche Belegenheit mußte entstehen, wenn der Chor oder der Pfarrer ein Lied intonirte, welches der Gemeinde ganz unbekant oder doch nicht im Gedächtnisse war! Weiter trat vielfach eine Erschwerung auf, die bei mündlicher Uebersieferung und Singen aus dem Gedächtnisse selten lange ausbleibt: es schlichen sich wunderliche Abweichungen und Verdrehungen in den Volksgesang ein. Vielen machte grade dieser Umstand die Einführung von Gesangbüchern wünschenswerth?).

Andere Mischände führt Kasp. Neumann in der Vorrede zu seinem Gesangbuche 1703 an: „In großen Gemeinden wird oft an einem Ende der Kirche lange Zeit etwas gesungen, ehe sie am anderen Ende wissen, was es sei. — Zuweilen haben etliche Lieder einzel Melodie. Abwahn singt der eine Theil der Gemeinde dieses, der andere jenes, und der dritte weis nicht, welchem er folgen soll. Gesetzt auch, daß es die Gemeinde bald hören könne, was gesungen werde, so find aber doch nicht allemal alle Lieder jedweden gleich bekannt. Und hat er nun kein Buch, so schweigt er still, wenn andere singen, oder er singet daim und wann eine Zeile mit, die er kann, und hernach wieder nichts.“). Den eigentlichen Kern trifft Gunz a. a. D. II. S. 91 durch die Bemerkung, daß der früher lebendige Organismus des Gottesdienstes abgestorben, das Liederleben des Volkes im Aufhören begriffen war. In der That ist das Auftreten der Gesangbücher in der Lutherischen Kirche ein überaus bedeutsames Ereigniß, was einen entschiedenen Wendepunkt in der Cultusgestaltung und dem innern Leben derselben bezeichnnet.

Wir sehen also nun Gesangbücher eingeführt. In doppelter Weise reicht aber noch die alte Zeit in die neue herüber. Ein Mal singt das Volk die alten, ihm im-

hemgesungene, darinnen die Hauptartikel des christlichen Glaubens kurz gesagt und ausgedr. sind: jetzt von neuem durchlesen, gemehret und der röm. Kaiser. Majestät in unterthänigster Demuth zuschreiben.“ ist 1580 und hter aufgelegt. In den Jahren 1622–1627 wurden die Gremplare verbrannt. Einzigne verbliebenen Gremplare wurden nach ein Jahrhundert lang an der D. Grenze Böhmens bewahrt, und im J. 1723 nach Herrnhut übertragen.

?) Nicht ohne Interesse ist die Stelle in Lenzel's Benachrichtigung. 1680. S. 1117: „So die Unerschwinglichen haben wol über teutschen Gesängen ältere Einsätze, sollte man denn diese derenthalten auch abhassen? Wie muß sich doch das bekannte Lied: Nun lob mein Geel den Herren u. s. w., von den Zwiolen zumarten lassen! in dem etliche singen: So fern der Fuß vom Dfen, etliche: Er kennet uns arme Mäße, Gott weiß, wir sind nicht stolz. Diesem Uebel ist leicht abzuhelfen, wenn man solchen Leuten die Gesangbücher in die Hand giebet, sonderlich, wenn dergleichen Verlassung auf den Hand gesetzt und corrigirt sind, wie vor etlichen Jahren in Heilstein eins heraus kommen.“) Jeder Kunde weiß, daß viele von jenen Verfassenden nach Einführung der Gesangbücher durchaus nicht verschwinden sind.

6) Das letzte böhmische Brüder-Gesangbuch von 1566: „Kir-

mer noch wohlbekannten Lieder nicht aus dem Buche, sondern nur die neuen<sup>9)</sup>. Dann gibt es noch keine Nummertafeln in der Kirche: die Gesänge werden volksmäßig und lebendiger mit dem Anfange bezeichnet. In Weissenburg ordnet erst die Erläuterung der Kirchenordnung von 1708 Nummertafeln in den Kirchen an; nach Weidner wusste man in Greifswald bis 1726 Nichts von ihnen; im hildesheimer Gesangbuche kommt die Nachricht von Nummern erst 1735 vor; und noch das dreßdener Gesangbuch von 1755 hält für nöthig zu berichten, daß nach den Liednummern an den Tafeln gesungen würde. Abgesehen von dem unpoetischen Mechanismus der Nummern und Nummertafeln<sup>10)</sup> war es nach ihrer Einführung nicht mehr möglich, aus irgend einem beliebigen Gesangbuche in der Kirche zu singen; man war auf das eine, in einer Stadt, Provinz u. s. w. eingeführte (oder kanonische oder kanonisirte) Nummerngesangbuch hingewiesen.

Stellen wir uns denn ein Gesangbuch aus jener Zeit, die im Verhältnisse zu späteren Perioden die gute alte Zeit genannt werden mag, wenigstens in allgemeinen Umrissen vor Augen. Bei dem neuen, raschen Verfalls ist keine Zeit zu verlieren. Der Titel nennt uns die Gemeinde, Stadt oder Landschaft, für welche die Sammlung bestimmt ist, hebt schon oft die Vollständigkeit des Buches oder die große Anzahl der „schriftgemäßen, erbaulichen oder geistreichen“ Lieder hervor, und vergißt nicht beizufügen, daß „sonderlich des seligen D. M. Lutheri Lieder“ beigegeben sind. Ein Titelbild oder eine Titelvignette zeigt ein biblisches Bild, oft David mit der Harfe, oder sonst eine allegorisch-geistliche Zeichnung, bei der eine Ansicht der Stadt nicht zu fehlen pflegt. Die Vorrede spricht sich über den Werth oder Segen geistlicher Lieder überhaupt oder die Zusammensetzung und Redaction der Sammlung aus. Die Lieder selbst sind unter einzelne Rubriken (in alten

Büchern Titul genannt) getheilt, und mit Recht sagte ein Freund von Stier (Gesangbuchnoth S. 12), daß man sich schon an den Inhaltsanzeigen der alten Gesangbücher im Gegensehe zu den späteren erquiden und erbauen könne. Auf Grundlage der Bibelsprache und im engen Zusammenhange mit dem Festkreise des Kirchenjahres stellen sich in diesen Rubriken die wesentlichen Ideen des Christenthums vor das Auge. In den Adventsliedern (denen selbter Morgen-, Abend- und Sonntagsglieder vorausgehen) zieht der Heiland in das Gesangbuch ein, das ihn getreulich bis zu Himmelfahrt begleitet und dem Kirchenjahre bis zu seinem Ende folgt. Weiterhin bieten der Katechismus, die Sacramente, die Hauptstücke der Christenheit kirchliche und volksmäßige Anhaltspunkte; auch allgemeine Rubriken, wie „Vom geistlichen Kampf und Sieg“, „Vom hohen Adel der Gläubigen“ u. s. w., weisen kurz und kräftig in das Innerste christlicher Anschauung. Die Lieder selbst, deren Anzahl sich noch in mäßigen Grenzen hielt, nach bestem Wissen im Arzte ihrer Verfasser, deren Namen zuweilen untergeleitet sind, zeigen, von den göttlichen Namen abgesehen, nur zu Anfange der Zeilen große Buchstaben. Einzelne Verse, so zum Beschlusse des Gottesdienstes oder sonst zu gebrauchen, sind öfters mit Sternchen bezeichnet. Der Beigaben zu den meisten Gesangbüchern steht dann noch mancherlei: Eine Tafel, welche den sonntäglichen Perikopen gewisse Lieder zuweist — ein Rest der alten Chordordnung — ein Gebetsbüchlein, öfters der kleine Katechismus, die augsbургische Confession, die Passionshistorie, die Episteln und Evangelien, die Historie von der Zerstörung Jerusalems, die gewöhnlichen Verse auf die Sonn- und Festtage, wie sie von dem Prediger angekündigt und von der Gemeinde beantwortet werden, auch wol die Prästationen. Wärdlich ein reicher und köstlicher Schatz, der in solchem Buche dem Volke dargeboten ward, sobald dasselbe nun einmal aus der ersten Bluth gewaltiger Begeisterung in eine Zeit ruhiger, aber auch abkühlender Entwicklung eingetreten war<sup>11)</sup>.

Dann darüber darf man sich bei aller Anerkennung der alten Gesangbücher nicht täuschen, daß in der In-

9) Gerber a. a. O. S. 246 bemerkt im großen Widerspruch mit oben entwickelten Ansichten: „Man singet die alten Lieder aus, und leget sie nicht zurück: die neuen aber singet man gemeinlich aus dem Buch, und da bleiben die Gedanken bestrahlen, die Augen sehen nicht hin und her, und die Andacht ist gewißlich eher dabei, als wenn man die Lieder auswendig kann, und ohne Buch singet.“

10) Bähr, Der protestantische Gottesdienst S. 85 fg. — „Daraus entstand denn der spezifisch-protestantische Gebrauch, in der Kirche Schiefertafeln oder schwarze Küstchen auszubringen, auf die der Geistliche jedesmal die Nummern des von ihm gewählten Liedes aufzuschreiben oder aufzulesen ließ. Diese Tafelchen und Küstchen sind namentlich bei den Reformierten der einzige Schmuck der Kirchengebäude; statt biblischer Bilder treten dem Erbauung suchenden Blicke große weiße Zahlen entgegen; ebenso öftentlich als erbaulich! Häufig verständig der Geistliche selbst vom Altar oder der Kanzel aus das Lied, welches er singen will, zumal wenn es ein anderes als das bereit angefangene sein soll. Es wird mit aber jedesmal sonderbar zu Werke, wenn ich unmittelbar nach einem feierlich gesprochenen Gebete den Christlichen in demselben Worte und mit derselben Umrandung laßen höre: Wir singen nun zur Fortsetzung unserer Andacht den dritten Vers des Liedes Nummer 338. Bei all diesen freistehenden Fragen weiß man in der katholischen und griechischen Kirche Nichts.“ — Die Nummertafeln sind jetzt auch in vielen katholischen Kirchen Aufhängen eingeschübert.

11) Die Angabe einiger der berühmtesten Privat- und Gemeindegeliebten wird nicht unwillkommen sein. Johann Krüger „Praxis pietatis melica, d. i. Uebung der Göttesfurcht in christlichen und beständigen Gesängen, nebst vielen neuen, schönen Melodien (Berlin 1658)“ erichm in einem größeren Umfange, enthält jetzt 1316 Lieder, und hat zusammen 43 Aufzügen erlitten. „Dies war der letzte Segen im protestantischen Teufelsland, welcher noch nicht in die Nummern eines kanonisirten Gesangbuchs eingetraget war.“ — Die Noten sind dem ersten Verse der Lieder eingeprägt. Raumburger Gesangbuch von Scho melius 1712. (daraus nachher das Raumburgische allestete Gesangbuch 1720, und noch mehr erweitert der Evangelische Liederkommentar 1724), das Königsberger von Bogail 1738, das Breslauer von Burg, das Bitterner von Borchagen, das Hanoversche von Zimmermann 1740, das Berliner von Porck 1747, das sogenannte Friederichs (Altus 1748) u. s. w. m. Lieder-sammlungen ohne kirchliche Autorität außer den genannten: Friederich von Schöber 1735. 2. Auflage (Weiz 1749.) mit 1621 Liedern.

situation selbst schon die Keime des Verfalls liegen, die hernach unter begünstigenden Einflüssen sich so gefährlich entwickelten. Wir unterscheiden in der Geschichte des Verfalls des Gesangbuches drei Momente: die Schäden, welche sich bei eintretender Schaffheit und Zerküftung des kirchlichen Lebens aus dem Gesangbuchwesen innerlich heraus entwickelten — die nachtheiligen Einflüsse des Pietismus — die völlig verwerthungsunfähigkeit des Nationalismus, der seit den Aufklärung und des Unglücks mährte.

Grade für teufliche Natur und Gröndlichkeit wurde die Idee eines in Rubriken und Liedern „vollständigen“ Gesangbuches eine große Verlockung, das Besondere des Kirchenliedes schief zu erfassen und auf sehr bedenkliche Abwege zu gerathen<sup>13</sup>). Die Alten hatten die Glaubenssätze mit ganz richtigem Gefühl in Fest- und Sacramentslieder gekleidet und sie so aus dem Herzen und in das Herz gesungen; jetzt sollte jeder locus der Dogmatik seine Lieder haben. Einzelne Gesänge über einzelne Erweichungen christlicher Heiligung waren unbekannt gewesen, traten aber nun in reicher Fülle hervor. Daß Unterschiede der Alter- und Standesstufen, daß die bunte Mannichfaltigkeit der Lebenssituationen ihre eigenen Lieder zu fordern berechtigt seien, war den Vätern nicht im Traume eingefallen: sie hatten nur daran gedacht, einige Gesänge den „lieben Kindern“ besonders nahe zu bringen. Gestaltete sich zu all diesen auftauchenden Verfehrtheiten noch der Wahn, das Hauptziel müsse nicht allein der Stimmung, und daß ich so sage, der Lebensatmosphäre der Predigt im Allgemeinen entsprechen, sondern speciell auf ihren Inhalt vorbereiten — dann mußte sich der Liederhag der älteren Kirche solchen verkehrten Anforderungen gegenüber als ungenügend erweisen, und allen möglichen Zerwürfen war Thür und Thor geöffnet. Man hat hier manche Sünden der Aufklärungszeit aufgeführt, die schon früher auftreten und eben nur aus einer Trübung des kirchlichen Bewußtseins, aus einer Zerküftung des christlichen Lebens zu erklären sind. Um wenigstens nach einigen Seiten in das Einzelne zu gehen, so wehrte sich das Volk in der That lange Zeit gegen die Aufnahme neuer Lieder in die Gesangbücher, und die Behörden unterthürten diesen Widerstand durch ihre Auctorität. Im J. 1523

12) Woher man dreist aus die übermäßige Länge der einzelnen Lieder rechnen kann, die dann wieder zu der Verfehrtheit geführt hat, keine ganzen Lieder beim Gottesdienste singen zu lassen. Wäre, Preiser, Gottesdienst S. 88 ff.: „Zweifelsgut ist doch ein zusammenhängendes Ganze, das einen und denselben Gegenstand befaßt, es wäre ein schlechtes Lied, wenn man beliebig den einen oder andern, oder gar mehrere Verse nach einander unbeschnitten der Gänge herausheben könnte. Was soll nun das für einen Sinn haben, wenn ein Lied von der Gemeinde angefangen wird und mitten hinein sie plötzlich aufhören und abbrechen, ohne nur wieder unmittelbar anzuknüpfen, vielmehr ist es ihr nur gekostet, späterhin noch den letzten Vers zu singen? Der ganze Gedankengang des Liedes wird gewaltsam zerrissen; wie kann nun der Eindruck desselben doch ein totaler sein?“ — Es ist nicht zu verargen, daß, als man die Chöre rascher sang und keine Zwischenpausen kannte, die Länge der Lieder nicht so beschwerlich fiel.

hatte Luther geklagt, „daß es an deutschen Orten fehle,“ und gewarnt, daß etliche bewegt würden, teufliche Lieder zu machen; aber 1545 setzte er auf den Titel seines 3. Kling herausgekommenen Gesangbuches: „Viel falsche Meister jetzt Lieder dichten, Siehe dich für und lerne sie richten! Wo Gott hinbaut sein Kirch und Wort, Da will der Teufel sein mit Trug und Word.“ In dem Agendbuchein von Worms 1560 war schon verordnet: man solle „keinen neuen Gesang, ohne der Superintendenten und Prädicanten Rath und Vorwissen, in der Kirche“ einführen, und von Kursachsen erging die Befehl, es sollten sich auch die Cantores und Cantores nicht unterstehen, andere Lieder, als die in deren Lutheri Gesangbüchlein stehen, einzuführen<sup>14</sup>). Gerber klagt über „die Superstition, da man vor 50 Jahren kein neues Lied bei dem Gottesdienste wollte einführen lassen und bald ein pinculium daraus gemacht hätte.“ Die neuen Lieder, „unter denen des sel. Paul Gerhards wie Diamanten und Rubinen herfürleuchten,“ sprechen Gerber fast mehr an als die alten. Und wer wollte in Abrede ziehen, daß viele Gesänge Gerhards, trotz mannigfacher Abirrungen von der Idee des Kirchenliedes, der Aufnahme würdig gewesen? Dennoch lag in jener „Superstition“ etwas Wichtiges und Ehrenwerthes. Durch die geöffnete Thüre strömte eine wahre Sündfluth von Liedern, und „neue Güsse drangen stets herein.“ Man erschrickt ordentlich, daß der Justizrath von Frankennau (gest. 1749) auf der Universitätsbibliothek zu Kopenhagen 33,712, der Etatsrath von Moser (gest. 1785) in Stuttgart fast 50,000, der Domherr von Hardenberg in Halberstadt (gest. 1786) auf der dortigen Stiftsbibliothek 60,000 vorfand. Natürlich werden nun auch die Gesangbücher immer dicker<sup>15</sup>). Zu 1800 und darüber bringen es viele, das Breslauer von Burg zu 1929. In solchen Gesangbuchswaldern kann sich das Herz des Volkes wohl verlieren, aber nicht einlesen und erleben<sup>16</sup>). Die einseitige Rubricirung

13) Wie auch schon Michel spottet: „Es sei im halben Germanien schier kein Pfarrer oder Schuster in Dörfern als unethisch, der sich selbst nicht ein Liedlein oder zwei bei der Begegnung, das er mit seinen Bauern zur Kirche zu singen habe.“ 14) Da mit zugleich ein Einleiten der Gemeinde in ihren Liederhag, ein Auswendigmachen ihrer Kennzeichen immer schwieriger. Wollen diese hohen Thüre nicht verloren gehen, so muß das Gesangbuch kurz sein. Das meinte Kugasti mit seinem oft misdeutigen Ausdrucke (Denkschriften aus der christl. Archäologie V. S. 288): „Das Hymnologium müßte ein Brevarium sein. Es dürfte nur wenige Lieder enthalten, damit diese bei der Jugend und dem Volke auswendig gelernt werden könnten.“ 15) Im vornehmsten Stimmungen gegen den Liederhag hat es nicht gefehlt. Amsterd. Gesangb. 1661: „Wem hat es dem lieben Ansehens, an geistlichen Gesängen gemangelt, nun wird es damit überschüttet. Zwar besser ist es, an Gottes Gaben Ueberfluß haben, als an irgend einem Wort Mangel leiden: nur daß man über dem lieben himmlischen Wonne wegen der Menge nicht erst würde, dafür und Gott behüte.“ Nürnberg, Gesangb. 1690: „Wende unterstehen sich, Lieder zu machen, die weder Geist noch Gefühl haben; in Meinung, wenn sie ein Paar Tacten wunderbar zusammenfließen, finden und reimen könnten, eslinge gleich so obgleichend, als es wolle, so mußte man sie schon für einen teuflichen Haps, der man und Zeitdun gelten lassen, ungerathet wider Kraft noch

mußte selbstverständlich die Liederdichter zu bedenklicher Thätigkeit verführen. Wie schon Jo. Christoph Deccarius in einer 1720 herausgekommenen Schrift klagte, daß es „noch eßliche Materien gäbe, davon eben keine besondern Lieder in Gesangbüchern fänden, die nämlich *espresso* und durchgehends davon handel-ten“ — so klagte auch Bithuber in der Vorrede zu seinem glorreichen Gesangbuche oder evangelischen Liederschatz 1734: „Dernach, so ist mir auch dieses öfters als ein ziemlicher Fehler bei unserm Singen vorgekommen, daß, ohnerachtet der so großen Menge der Gesänge, die wir haben, wir dennoch von vielen Materien entweder noch gar keine, oder wenigstens keine (nur in etwas bekannte) Lieder haben, z. B. man predigt von der Vornherzigkeit oder von der Gutthätigkeit gegen Arme, wider den Geiz, wider den Hohn u. s. w., wo findet sich ein dazu gerichtetes Lied?“ So vermüthe Johann Jacob Rambach, der 1733 ein Kirchengesangbuch, 1735 ein Hausgesangbuch herausgegeben (eine Erscheinung, auf die wir noch ein Mal zurückkommen) in dem bisherigen Liedervorrathe Gesänge über „Gottes Majestät und Heiligkeit, Gerechtigkeit und Liebe, Allgewalt, Allmacht, über Jesum als Vorbild der Liebe, Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium u. s. w. u. s. w.“ Seine Gesangbücher lassen natürlich so leicht keine Glaubens- und Sittenlehre unbefangen, und wenn es Liedlieder geben dürfte, würden wir Rambach einige vortreffliche verdanken. Noch weiter wird das Rubriciren ungewissen durch zwei 1737 erschienene Werke gefördert, die Liedertheologie von Peter Buch und das Universalgesangbuch von Joh. Jac. Witschalt, das laut Vorrede „dem bisherigen Mangel der Gesänge abhelfen soll.“ („Kurz, wenn du dieses Gesangbuch hast, so hast du der übr-

gen aller nicht nöthig.“) Mit seinen 1301 Nummern kommt es an das Buch von Greis nicht heran, aber in Rubriken und Rubricetten leistet es das Mögliche. Da stehen unter dem zweiten Gebote schon Lieder über Fluchen und Schwören („Die Wollust ist mit Lust verbunden, das Stehlen bringt Nutzen ein, ein Spiel vertreibt die langen Stunden, beim Saufen kann man lustig sein; was aber kann man bei dem Fluchen für Lust und Ehr und Nutzen suchen?“), über Keuschheit und Unkeuschheit, Mäßigkeit und Unmäßigkeit, Erbarmlichkeit in Kleidung und Kleiderpracht, rechte und üderliche Gesellschaft — da gibt es Lieder über die Gesangsgemeinschaft der Vernunft, die Erlösung Gottes u. s. w.“). Bei so trefflichem Vorrathe nahm der Rubricirer auch bei den Gesangsbuchredactoren immer mehr zu, und selbst das so gesund und kräftig sich gegen die Lieder- menge ausbreitende Magdeburger Gesangbuch von 1745 kann diesem unstilligen Appetite nicht widerstehen: „Weil aber nun aus dem neueren Gesang-Büchern allerhand schöne Lieder auch in hiesiger Stadt und Gegend bekannt und beliebt worden sind, theils von dem gewöhnlichen Inhalt: als von der Geburt, Leiden und Sterben, Auferstehung und Himmelfahrt Jesu Christi, und dergleichen; theils von andern Stücken der Christlichen Glaubens-Lehre, und Pflichten eines gottseligen Lebens, wovon wir bisher in diesem Buch keine Rubriken gehabt haben; daher es schier hätte dahin kommen sollen, daß man bei Kirchen-Versammlungen hätte mehr, als ein Gesang-Buch mitzunehmen nöthig gehabt; So hat man durch Vermehrung dieses Buches Rath schaffen, und andächtigen Lieder-Freunden durch einen reichern Vorrath behüßlich seyn wollen.“ Es hat denn unter anderen auch schon Abschnitte „von Liebe und Hochachtung Gottes und Christi“, „am Geburtstage eines Predigers“ u. s. w. Man pflügt das Gottschaldtsche Gesangbuch gewöhnlich auch als Hauptvertreter der abgeschmackten und unfürsichlichen Specialisirung der Stände und Lebenslagen zu nennen, und in der That sind schon die Ueberschriften der Lieder im Anhang oder der Daustafel ergötzlich genug: Für Adelige. — Für Advocaten. — Noch eines für Advocaten. — Für Aelte. — Um ein glückselig Aelte. — Für Amteleute und Beamte. — Für Arzenei-Verfänger, für Vater,

so in ihrem verderbten Papier zu finden.“ Und die Vorrede zum Magdeburger Gesangbuch von 1745 spricht sich darüber also aus: „Man hätte noch viel mehr Lieder zusammenbringen können, allein necht dem, daß das Format des Buchs würde unbequem worden seyn, fragt es sich: Ob gut sey, die Christliche Gemeinen mit allzuviel Liedern zu überschütten? In einer ordentlichen Haushaltung schafft man Vorrath an den täglich brauchbaren nöthigsten Speisen, wolle man aber den ordentlichen täglichen Vorrath einer Gasthalterei vom mittelmäßigen Verstande so weit erweitern, daß man dort erforderet allerley Wildpret, weit hergeholt kostbare Fische, Condituren und andere Delicatessen; das würde sein Vermögen übersteigen, auch ihm zur Last gerathen, indem eines neben dem andern nur verderben, ja seine eigene Gesundheit durch die Menge, und durch die allzuoft geküßelte Speise Schaden nehmen würde, anstatt, da er bey der Hausmanns-Kost zu einem ruhigen, gesunden Alter gelangen könnte. Also, glaube ich, sey das Haus Gottes, eine Christliche Gemeinde, genugsam versorgt, wenn es von denen wichtigsten zum Glauben und Christlichen Leben gehörigen Motiven einen solchen Vorrath von Gesängen hat, daß es doch abwechseln, und sich täglich mit geistlicher Nahrung genugsam nähren und erquickn kan. Allzugroße Mannigfaltigkeit, und allzuvieler Uebersetzung löset nicht zu, daß man sich an heilsame und gesunde Lieder ergötzen könne, und sie sich zur Kraft und Lust dienen lasse.“ Rechtlich enthält das genannte Buch fast schon 1000 Lieder! — Und Gottschaldt erwidert mit Entschuldung eines Anonymi, der seinen Herrn Vorgesetzten den Gedanken reißt, „die Welt könnte die Lieder nicht mehr vertragen, so viel würden derselben ausgehrt.“

18) Wie es denn das einseitige Rubriciren-Verfahren gegen die „alte enstliche Ordnung“ mit lieberlicher Breite in Schwung nimmt. Wie bezeichnend ist eine solche Stelle der Vorrede: „Ich will nur zum einzigen Exempel anführen die Creuz- und Koth-Lieder, lieber Gott! was ist da für ein vermüthet Döbel unter einander gemischt! da ist leibliche und geistliche Koth, privat Creuz und publicus Creuz und Koth alles unter einander gemischt worden, da ist kein Unterschied gemacht unter den Pflichten im Creuz, unter dem Nutzen vom Creuz, unter dem Trost im Creuz, unter dem langwierigen und andern Creuz, so daß es einem zu einem rechten Creuz weeten, wenn man aus 60 bis 70 Creuz-Liedern eines hat erlesen sollen, das sich förmlich zum Entzweck, davon man gerediget, oder welches man etwo selbst hat singen wollen, geschickt: welche Ungelegenheit und Unbequemlichkeit hier auf einmal gehoben wird.“ Die ganze Vorrede (Lieder-Memorandum I. S. 1—27) ist überhaupt für die Geschichte der Gesangbücher von großer Wichtigkeit.



Barbiere oder Chirurgen. — Für Bauern und Landleute. — Für Bauerleute. — Für einen geheimen Rath oder Staatsminister. — Für andere Königl. Diener. — Für Buchhalter, Factores, Schichtmeister u. s. w. — Bergwerksfänge. — Für einen Bergmann, der in die Grube fährt. — Für einen Buchdrucker. — Für einen Buchhändler. — Für Fischer. — Für Land- und Fuhrleute u. s. w. u. s. w. — Für Kaufmannsdienet. — Für Klippelleute. — Für einen Officier, er mag im Quartier oder im Felde liegen. — Für Poeten. — Für Rathsherren. — Für einen Soldaten, der im Felde liegt. — Für einen Soldaten im Quartier. — Für Studenten. — Einzulegende Verse: 1, für Arme, 2) für Studenten der Theologie, 3) der Rechte, 4) der Medicin. — Für Winger. — Anfang. Für Leute, die eine Profession haben, so zur Sünde leicht Anlaß geben kann. — Für Leute, die eine Profession haben, der man leicht entbehren kann. Bei Gottschald noch bemerkt, daß Andere noch mehr ins Einzelne gingen, und Lieder „für Kranke zur Wochenachtzeit“ gedichtet. — Aber die Verirrung, aus der solche Absurditäten hervorgingen, ist schon älteren Ursprungs. In das Jahr 1720 fällt die schon oben ein Mal erwähnte Schrift des Jo. Christoph Dicaeus „Unmaßgeblicher Vorschlag, ein Gesangbuch für Malefanten und arme Sünder erbaulich einzurichten.“ Er kommt sogar auf den wirklich abstrusen Gedanken, daß die Lieder für Malefanten am besten von armen Sündern selbst aufgesetzt würden, und theilt gleich zur Probe zwei Decaden mit, darunter eins mit dem für jene Zeit merkwürdigen Anfang: Vaterland, hör deine Kinder. Daß all solcher Ungeschmack, wie er eben nur oberflächlich vor Augen geführt ist, auch bestimmte Beziehungen mit der traurigen gleichzeitigen Literaturepoche der Wasserdichter und Pedanten<sup>1)</sup> hat, darf nicht verkannt werden. Ebenso wird es ein für allemal genügen, daß der Mangel einer festen und einheitlichen kirchlichen Organisation den beginnenden Verfall bedeutend gefördert hat. Die Redaction der Gesangbücher erscheint wenigstens schon oft der Localbehörde oder den besondern Localinteressen überlassen — ein Umstand, der zugleich erklärt, daß die Opposition gegen die jetzt eindringenden pietistischen Einflüsse, wie die gegen den später das ganze Gesangbuchwesen umwerfenden Rationalismus eine schwere, wenn nicht unlösliche Aufgabe war.

Der Pietismus übernahm und sein Kampf mit der Orthodoxie wartet, so meinen wir, noch immer auf eine Geschichte im rechten Sinne dieses Wortes. Die traditionell gewordenen Schwärze und Entwidlungen von todter, hölzerner Dogmatik, neuer frischer Erweckung, Leben in die todte Form u. s. w. reichen dazu durchaus nicht hin. Hohe Namen und hohe Werke, die auf Seiten des Pietismus stehen, haben das Urtheil zu seinen

Gunsten nur zu oft bestochen. Von seiner sehr bedeutenden und einflussreichen Gesangbuchwirksamkeit gilt das noch am wenigsten. Die Stadt Halle hatte lange Zeit hindurch bei ihrer sehr genauen und bestimmten Chorordnung kein Gesangbuch gehabt. Im J. 1683 erhielt die Gemeinde zu Glaucha durch Frandé ein solches, welches aber später durch das Normalbuch der pietistischen Gesangschule verdrängt ward. So h. Knaf. Freylinghausen (gest. 1739), ein treuer und opferfreudiger Helfer Frandé's, gab 1704 den ersten Theil eines Gesangbuches von 758 Liedern heraus, dem 1714 der zweite Theil mit 815 Gesängen folgte. („Geistreiches Gesangbuch, den Kern alter und neuer Lieder, wie auch die Noten der wohlbekannten Melodien enthaltend.“) Von dem ersten waren inzwischen schon mehrere Auflagen erschienen, die zweite schon im Jahre nach seinem Erscheinen. Die Sammlung, welche über dem ersten Verse die Noten enthält, und hierin sich vorwiegend den ältesten Gesangbüchern anschließt, enthält neben zahlreichen Liedern von Luther, Hermann, Riß, Gerhardt (83) viele neue Elemente, die das Buch mit dem eigentümlichen pietistischen Grunde tonen füllten: die Lieder von Freylinghausen selbst (46), von Frandé, Breithaupt, Herrnschmid, Richter u. a. Anfangs wurde das Buch auf dem Versammlungssale des Waisenhauses nur zu Privatverbauung benutzt. Später 1718 verfaßte Freylinghausen einen Auszug zum Kirchengebrauch in Glaucha von 1056 Liedern, und Struensee setzte 1757 sein aus 1090 Gesängen bestehendes Gesangbuch, welches dann in Halle und dem Saalkreise das herrschende wurde (auf dem Lande zum Theil noch ist<sup>2)</sup>), besonders aus der Sammlung Freylinghausen's, die 1741 in einem Bande erschienen war, zusammen. Aber bei dem großartigen Einflusse, den die Frandé'schen Stiftungen und der hallische Pietismus auf die ganze deutsche Kirche übten, konnte sich auch die Wirkung der hallischen Liederschule nicht auf so enge Grenzen beschränken. Zunächst wurde Rethen mit seinem streng pietistischen Hofe der Ausgangspunkt einer neuen Sammlung, welche auf dem eingeschlagenen Wege noch entscheidener weiter ging. Die Sammlung der köthnischen Lieder, zuerst 1733 gedruckt (am vollständigen Halle 1768. in 5 Theilen), war ursprünglich auch nur „zur Privatunterhaltung“ bestimmt, ging dann aber an die gleichgefinnten Höfe von Bernigrode, Eberdorf, Schleg, Saalfeld über und fand dann erst in den Gesangbüchern der genannten und anderer Orte ihre Vertretung. In dem mystisch-herrnhutischen Zone der Köthner sang auch Woltersdorf in Bunzlau, der zwei Sammlungen herausgab, die auf die Gestaltung mancher neuer Gesangbücher ihren Einfluß übten. Der württembergische Pietismus endlich ist in dem 1741 er-

1) Wie denn z. B. Gottschald in der Vorrede „mit ergebenem Dank die geringste Beyhülfe des kirchlichen Collegii der Keuschen Gesellschaft in Leipzig, welches ihm viel Hülfe geleistet,“ anerkennt.

2) Hier Halle ward es 1788 nicht wieder ungeändert abgedruckt, um nicht hinter andern Staaten und Ländern zu weit zurückzubleiben.“ So entstand das noch jetzt eingeführte hallische Stadigesangbuch, in neuen Auflagen immer mehr mit großem Fleiß durchgesehen, eins der besten Gemeindegesangbücher seiner Zeit.

schieneu württembergischen Gesangbuche vertreten, das unter 393 Liedern 26 von einheimischen Dichtern, unter denen Bengel hervortragt, enthält“).

Gedenken wir, daß die genannten pietistischen Liedersammlungen und Gesänge gebracht haben, an deren Innigkeit und Tiefe sich Tausende von Christenherzen erbaut haben und erbauen werden; daß wir ihnen, um nur einige Proben zu nennen: „Eins ist Noth, ach Herr dies Eine;“ „Lobe den Herren o meine Seele;“ „Es ist noch eine Ruh vorhanden;“ „Es glänzet der Christen innenbüßes Lebens;“ „Wer ist wohl wie du;“ „Ursprung des Lebens“ u. s. w. verdanken: so könnte die Absicht, an diese Schule, wenigstens mit, den Verfall der Gesangbücher anzuschließen, als unzurecht erscheinen. Aber es folgt nur daraus, daß die Irrthümer jener Bücher „kräftige“ Irrthümer sind: gerade das viele Treffliche, das sie brachten, hat ihre gefährliche Wirksamkeit auf Text und Melodie des Kirchenliedes unterstüßt. Die Schwäche alles Pietismus ist seine Unfähigkeit, sein Unvermögen die Nothwendigkeit objectiver Heilsanstalten und Heilsformen zu verstehen. Während das alte Kirchenlied, das so zugleich Volkslied ist, im Namen und aus dem Herzen der ganzen Gemeinde die großen Thatfachen des Heils und ihre Aneignung in der gottgefügten Heilsordnung befragt, sangen die pietistischen Dichter innere Seelenerfahrungen, Seelenführungen und Seelenstimmungen. Sie zeigten uns nur den einzelnen Frommen, wie er gefündigt, er seinen Herrn gefunden, wie er den Herrn lieb hat, wie er von Gefahren umringt auch im finstern Thale sich nicht fürchtet, kurz überall im Hintergrunde das Ich, wenn auch so oft ein so kindlich-gläubiges, so liebenswerthes. Der Pietismus hat in die Gesangbücher mit einem Worte das Element der Subjectivität und Sentimentalität getragen, sie dadurch ihrer Idee entfremdet und die gefährliche Möglichkeit aufgethan, daß später andere, nicht so christlich-erfüllte Subjectivitäten sich in das geöffnete Thor eindringen konnten. Wenn die pietistischen Dichter ihr Gesänge Anfangs nur zur „Privaterbauung oder Privatstärkung“ zusammenstellten, so beweis dies eben so bestimmt einen Rest kirchlichen Tactes, als daß sie ihre neuen Lieder selten an die alten Melodien angeschlossen, sondern neue suchten. Und dies leitet uns auf die Sünden der Pietisten am rein gesanglichen Theile der Gesangbücher, denen die Kirche aber auch schon selbst vorgebeichtet hatte. Bis 1687 blieben die Melodien in

ihrer ursprünglichen rhytmischen Gestalt. In jenem Jahre erschien B. C. Brielg's Darmstädter Gesang- und Choralbuch, in welchem der Rhythmus verworfen und abgetreift war. Um dieselbe Zeit kamen durch Pachelbel, der seit 1690 Organist in Stuttgart war, die leidigen Zwischenpiele auf. Die Pietisten traten also mit ihren Neuerungen in eine Zeit, welcher das Verständniß des alten Choralis schon abhanden kam<sup>25)</sup>. Uebrigens erfordert es meine Aufmerksamkeit, zu bemerken, daß ich für meine Person mich hier dem Urtheile der Kenner und Sachverständigen beuge, persönlich viele dieser Melodien sehr lieb habe, und nicht so unbedingt in das von den tüchtigsten Autoritäten vertretene Thema von der durchgängig nöthigen Ausrüstung des Kirchen-gesanges einstimme. Ja, ich möchte nicht verkennen, daß in den darmstädter und hallischen Melodien eine Reaction gegen die Corruption des alten Choralis und die Ansicht, Christen geseime es, in der Kirche „süßlich und traurig zu musciren“ hervortritt<sup>26)</sup>. Aber jene Kenner belehren uns, daß die pietistischen Dichter mit dem Vorgeange des darmstädter oder Zühler'schen Gesangbuchs 1698, in welchem 123 neue, opernartig componirte Weisen enthalten sind, das Wesen der Kirchenmelodie ganz verkannt haben. Die beibehaltenen alten Melodien hat Freglinghausen mit vielen Zwischennoten, Schmörkleiden und Inalliriren verunreinigt, viele neue von sich selbst, Richter u. A. hinzugefügt (die sogenannten „hallischen Melodien“), unter denen viele, wie z. B. Günz bemerkt, in den beliebten „Trippeltact“ gekleidet, zwar den Schwung nach oben haben, aber das Ohr durch die Dyrnmusik beleidigen<sup>27)</sup>. Aber selbst

90) Die damalige verbreitete Singart des Choralis ist nach dem Leben in einem Aufsatze der Evangel. Kirchenzeitung. 1847. Nr. 84 geschildert: „Man betrachte nur eine Gemeinde mitten im Gesänge eines einigermaßen langen Liedes. Auch die weniger Gesangstüchtigen haben während der Feriate und des Zwischenpauzes bereits die kommende Werkzeit herausgehört, nun öffnen sie den Mund, erheben die Augen vom Buch, und während jener die unendlich getrichten Sätzen daherkommen, wandern diese kreuz und quer durch die Kirche herum. Wer christlich ist, wird sich gestehen, daß ihm während eines solchen Schandgesanges von zehn Strophen wenigstens zehn fremdartige Gedanken durch den Kopf laufen, und die menschliche Natur müßte anders sein, als sie ist, oder mindestens die Hälfte dieser Nebengedanken ist nichts weniger als heilsam.“ 91) Wie auch neuerlich Palmer (Christl. Freglinghausen in Herzog's Encyclopädie) mit scharfer Feder doch bemerkt: „Der Gesangbuch wird aus diesen Melodien heraus, wie Lebensluft aus frischen Kintzungen, und es ist, als habe sich diese Lebensluft, für die der Pietismus sonst nicht viel Rücksicht bewies, dafür in diese seine Melodien gekleidet.“ 92) Wie die darmstädter und hallischen Melodien mit dem Aufkommen der deutschen Oper seit 1673 und der Wien seit 1690 zusammenhängen, ist hier nur anzudeuten. Freglinghausen selbst rühmt von den hallischen Melodien, „daß darinnen sowohl Lieblichkeit als Gewandtheit wahrzunehmen.“ Die orthodoxen Choräle wurden im Gegenstoß zum Pietismus nun noch schleppender und einseitiger. V. Winterfeld, Ueber Herleitung des Gemeinde- und Choralgesangs in der evangelischen Kirche S. 78: „Eine notwendige Folge war das Verdrängen, die Melodien alter Kirchenlieder, die im Laufe der Zeit bereits einen großen Theil ihrer eigenthümlichen Würde eingebüßt hatten, immer mehr noch alls angeblich eitem Schmutz zu entfernen, um den entschiedensten

19) Nicht dürfen mit diesen Gesangbüchern diejenigen Sammlungen zusammengeworfen werden, welche neben einigen besseren und älteren Liedern die Geistes eines ultrapietistischen Musicismus und Fanatismus enthalten. So Andreas Cuppis: Andacht singender Christenmünd oder Wahres Kinder Gottes geheiligt Andachten, gewöhnlich kurzweg das Pietisten-Gesangbuch genannt, 1692 erschienen, und noch mehr „Anmuthiger Blumenkranz aus dem Garten der Gemeinde Gottes 1712.“ und Eb. Ludw. Gruber's (Werkführer der Separatisten zu Schwarzmühl im Württembergischen): Jesus-Lieder für seine Glieder, senehrlich für seine Kleine und Kleine s. 1720. 1723. 250 Lieder, die alle mit dem Namen Jesus anfangen und denselben Namen in den fünf Worten jedes ersten Zeile ausdrücklich enthalten.

die von jenem Hymnologen für die besten erklärten: „Eins ist noth;“ „Mein Jesu dem die Seraphinen;“ „Jahre fort, fahre fort;“ „Es glänzet der Christen;“ „Es kostet viel — denen wir gewis auch;“ „Lobe den Herren o meine Seele;“ „Wie wohl ist mir o Freund der Seelen;“ „D Ursprung des Lebens“ beizügen können soll an unbedingt unter der Schneide der musikalischen Auctorität. Ja die Melodie „Eins ist noth,“ welche „nach der Weise eines bekannten Studentenliedes recht vollständig nach dem Trippelacte in der zweiten Reihe des ersten Theiles zu singen ist,“ und von einem neuern Hymnologen sogar mit dem Rhythmus von Bürger's: „Der Kaiser und der Abt“ zusammengestellt wird, wurde 1853 bei den Beratungen über das allgemeine Gesangbuch von kompetenter Seite für einen „Nakel“ desselben erklärt.

Daß gegen die vielfachen Reutungen des halslischen Gesangbuches nicht das kirchliche Bewußtsein noch reagirt hätte, ist an sich nicht zu denken. Im Gegentheil bildete es den Mittelpunkt eines langwierigen und bitteren Gesangbuchstreites. Eine offizielle Erklärung von Seiten der Orthodorie erfolgte, als die waldensische Regierung 1703 der wittenberger Facultät die Frage vorlegte: „Ob man das zu Halle im Waisenbause 1703 ebrte Gesangbuch öffentlich introductiren und Jedem ohne besonderes Aergerniß in die Hände geben könne?“ Das im J. 1716 auch durch den Druck veröffentlichte Gutachten verneint die Frage: „Weil in diesem Buche viel neue Lieder zu finden, welche von fanatischen Lichtern gefest worden, und das Fermentum pietisticum unter die Leute brächten; dagegen einige alte Lieder, als Erhalt uns Herr bei deinem Wort, ausgelassen, andere aber, als: Das alte Jahr vergangen ist, zerstückelt worden. So habe man auch die Namen der Auctorum weggelassen. Ferner so wären nicht wenig Lieder mit anstößigen und höchst-verdächtigen Redens-Arten angefüllt, etliche in prosa gefast, worinn nebst den hochtrabenden Redens-Arten der fanatische Geist sich deutlich zeige, hingegen viel hüpfende, springende daectylische Lieder, die mit fast üppigen Melodien versehen, dadurch das Herz wohl gar in eine empfindliche Veränderung und Anfang einer Raserei gebracht werde, darinn befährlich, daher man das selbe nicht ohne Aergerniß öffentlich introductiren könne.“ Auch Daffowus warnte vor ähnlichen und enthusiastischen Liedern des Buchs. Bei dem ganzen Streite trat schon hervor, was sich hernach immer mehr bewahrheiten sollte: Die Gesangbücher repräsentiren zumeist nicht mehr die ganze Kirche, sondern werden zu Standarten einzelner Parteien. Wird doch in einem pietistischen Liede (Jesu hilf siegen) der großen Babel-Kirche das kleine Zion gradezu entgegengesetzt!

Der endlich eingeschummerte halsliche Gesangbuch-

Gegensatz zwischen ihnen und den neuen, streng verworfenen der sogenannten Pietisten schloßhellen, ein Verfahren, das, nachdem der Grund für dasselbe bereits gelegt war, bei der Ausführung keinen Schwierigkeiten begegnete.“

streit entzündete sich von Neuem an einem Schöpfung und Ausläufer der pietistischen Liederschule, der alle in derselben gegebenen Reime in kühner Leppigkeit bis zur Monstrosität entwickelte. Wie meinten die herrnhutischen Gesangbücher. Das erste mit 972 Liedern „Gesangbuch zu Herrnhut“ erschien 1735. Die alten Kernlieder der böhmisch-mährischen Brüder aus der Reformationszeit sind hier wieder hervorgehoben. Manche alten Gesänge der lutherischen Kirche sind zu sehr abgekürzt, nur wenige Verse derselben aufgenommen. Das übrige ist mit neuen Liedern von Zingendorf und Andern erfüllt. Im J. 1737 erschien es in zweiter Auflage. Von 1737 — 1741 sind dazu zehn Anhänge erschienen. In der dritten Auflage erhielt es den Namen Gesangbuch der Brüdergemeinen, und stieg durch zwei Anhänge und vier Zugaben bis auf 2357 Lieder. In der Gährungszeit der herrnhuter Gemeinde entstanden, trägt es in fast unglaublicher Weise den Stempel aller damals vorhandenen Verirrung und Schwärmerei. Die sonst so innige Aneignung des Kreuzigen wird zur widerlichsten Geschnacktheit, die Uebertragung geschlechtlicher und ehelicher Verhältnisse auf das religiöse Gebiet zum obenen Unsinne. Ueber das Alles die süßlichste Ländel und Spielerei ausgegossen, Alles durch einander gemengt in einem Sprachwirrwarr von Hebräisch, Lateinisch, Französisch und Teutsch — wer wollte das Bild jenes Gesangbuches zu hart gezeichnet finden? Wenige Proben, die auch hier nicht fehlen dürfen, mögen jenes Urtheil von Neuem unterstützen. Nr. 2198: „Das amtsgeheimnißvolle Glieb, das alle Männer tragen, das trug er auch, der Bundeschnitt beweis in ersten Lagen; die Mannbarkeit blieb nicht zurück, in allen ordinären ward er uns gleich, und Stüd vor Stüd kann man ihn so gewahren.“ Nr. 1924: „Denn was die Seele anbelangt, daran mein armes Herz hängt, die Seele will erlangen, die will ich mir noch nicht beschn, ich will erst aus der Hütte gehn, hier ist nichts anzufangen. Jünger Finger mögen mahnen in den Schwären dieser Hölle; mir entzöge meine Seele.“ Nr. 1941: „Du heilige Dreieinigkeit! Wir wollen in dieser Gnadenzeit an deine Kerner glauben, Schöpfer! Löpfer! Rutter! Vater! Gubernator Mahanaim. Behaare Beschamajim.“ Nr. 2305: „Mein allerliebtes Lämmlein, ein zartverbundenes Herzelein mit denen Kreuzlußregeln herein und läßt dein Leidelein, doch übers Stierrevier, da zappelt's Herze mir.“ Natürlich regte sich eine lebhaft und eifrige Opposition. Neu-meister schrieb 1736 seine „Gründliche Nachricht von Einführung irriger Lehre durch Lieder und Gesänge“ u. s. w. Auch J. G. Carpzov trat in seiner „Religiöns-Untersuchung“ gegen das Gesangbuch auf. Als besonders lebhafter Gegner zeigte sich aber ein Nachbar der Herrnhuter, der Prediger Joh. Gottf. Hängschel in Zittau: zwischensam und einem Vertheidiger des Buches, Christ. Dettlinger, wurden von 1734 — 1737 mehrere Streitschriften gewechselt, während manche Regierungen, wie die hanoverische (22. Nov. 1748) den Gebrauch des herrnhutischen Gesangbuches in ihren Landen

gänzlich verboten<sup>33)</sup>. Viele Mitglieder der Brüdergemeinde sahen die Angriffe auf ihre Gesänge nur als verkappte Angriffe auf den christlichen Glauben selbst an, wie z. B. das in der Erklärung der Gemeinde zu Amsterdam offen hervortritt (Acta Hist. Eccl. IV. p. 446): „Daß in unserm Gesangbuche Dinge befindlich sind, welche dem natürlichen Verstande schädlich und ärgerlich vorzukommen, geben wir gerne zu. Allein, wenn alles das als schädlich und ärgerlich zu verwerfen ist, was die fleischliche Vernunft dafür hält, so ist das ganze Evangelium mit dem ganzen Christo zu verwerfen. So sehr man auch auf unser Gesangbuch schmähen mag, so werden wir dennoch nicht nachlassen, die Lieder desselben täglich zu singen, und zugleich den Gesang Moses und des Lammes Offenb. XV, 3 auszusprechen.“ Jüngendurft selbst war rückhaltender und vorsichtiger. Wol bezieht er sich auf die erfolgte Lutherische Censur des Buches, wollte aber alle Sammlungen mehr als Privatbücher gelten lassen: ein eigentlich offizielles Gesangbuch der Brüdergemeinen werde vorbereitet. In der Nachreinerung zur vierten Ausgabe heißt es gradezu, „es sei dies kein Kirchengesangbuch, sondern eine Privatcollektion, dabei er intendirt habe, die Eleganzen ihrer Poeten zu conserviren. Das allgemeine Gesangbuch aber vor die Brüderkirche in allen Ländern sey würdlich in der Arbeit, und werde wohl eine authentique Approbation bekommen.“ Wirklich bereitete der Graf mit einigen anderen Brüdern zu London eine neue Sammlung: Alt- und neuer Brüdergesang, zwei Theile mit 3264 Liedern (Lond. 1753. 1755.) vor. Die Sammlung war für alle Kinder Gottes bestimmt; im J. 1754 erschien ein Auszug für die Brüdergemeinen, das neue Brüdergesangbuch, das von den alten Auswüchsen wesentlich gereinigt ist. — Ob nicht die Extravaganzen der älteren Sammlungen bei der sich vorbereitenden Auffklärungszeit und der Reizung der Menschen, das Verschwiegenste, aus einer Wurzel erwachsen, zusammenzuwerfen, mit dazu beigetragen haben, gegen die christlich-gläubigen Lieder Mißtrauen zu erwecken, wäre Gegenstand einer interessanten Specialuntersuchung<sup>34)</sup>.

Denn bei der völlig umstürzenden Wirksamkeit der Aufklärungsperiode sind wir in unserer Uebersicht angelangt. Schon oben ist öfters angedeutet, wie ich

schon in der Vorrede zu dem Kirch. Gesangbuche p. V. ausgesprochen, daß in dem Alter der Liederrestauration der Rationalismus als der allgemeine Sündenräger angesehen und ihm mit großem Unrechte die Erfindung und Einführung aller Verkehrtheit auf dem Gesangbuchsgebiete zugeschrieben sei. Vielleicht ist es schmerzlicher, die Keime des Verderbens in viel früherer Zeit zu entdecken. Wir müssen die Anklage gegen die Aufklärung anders formuliren und sehen nicht, daß sie dadurch gemildert würde. Der an den Gesangbüchern thätige Rationalismus hat ein mal mit merkwürdiger Geschäftigkeit alle schon vorhandene Verderbnis weiter geführt und gesteigert — ist dann aber zu dem unorthodoxen und wirklich freiesinnigen Werke vorgeschritten, im Interesse einer theologischen Schule dem Volke aus seinen Liedern den alten Glauben zu nehmen, ihm den alten guten Wein in Wasser, ja oft in Spülwässern zu wandeln.

Gehen wir also zuerst in Gedanken zu dem Unwesen und dem Ungeheuer zurück, der sich in der Kirche selbst seit dem Ende des 17. Jahrhunderts entwickelt hatte. Die Aufklärung füllte sich nach dem Geleise der Anziehung solidarisch verwandt. Wie aus unerforschlichem Abgrund goß sie Lieder über Gott, Tugend und Unsterblichkeit in den schon vorhandenen Liederabgrund<sup>35)</sup>. Die Rubriken, in ihren Büchern erst recht ein Götter aus dürrer Holze, nichten sich polypentartig, und die geschmackloseste Specialisirung war ihr eben recht. Nun gibt es Rubriken und Lieder über alle einzelnen Seelenvermögen („Erinnerung! welche große Gabel! Ich präge dem Gedächtnis ein, was ich gedacht, vernommen habe, und kann mich eines Schages freuen“), Leibesbau und Sinne („Wie biegsam und gelenklich schließt, den Thoren zu verdämmen, der leugnet, daß ein Schöpfer ist, sich Glied an Glied zusammen!“), über Einkamkeit und Körperpflege, Pflichten gegen die Thiere („Sie, Wunder auch von Gottes Hand, sind, stolzer Mensch, die nah verwandt, durch innern Bau und Liebe“), dankbaren Genuß des Schlafes (noch dazu nach der Melodie: „Wie schön leucht uns der Morgenstern“), über Blatternimpfung und unzähliges Andere. Der alte Gottschardt und der alte Rationalismus wohnen einträchtiglich, wenn auch nicht lieblich, bei einander<sup>36)</sup>.

33) Unter den Gegenschritten nennen wir noch die von dem lutherischen Prediger Ranz zu Göttingen 1750, und in demselben Jahr erschienene: Die Schule der Verschämigen, oder das auf Einsinnigkeit gegründete ästhetische Lehrgebäude der heiligen Tages in der Herrnübungen Seite wieder aufhebenden so genannten Homöologium Intelligensiae in einem Gespräch zwischen Cantorius und Bernhoinus, ausfühlich gemacht und aus Licht gestellt von Joh. Lud. Christoph Benator, zweiten evangelischen Prediger in Friedberg. Die Herrnübungen, gegen welche besonders aus dem Lektoren argumentirt wird, werden gradezu als die neuen „Brüder vom freien Geiste“ bezeichnet und ihnen die Zeitkammer Spingars, Potters und Schencks schuld gegeben. 34) Nach einer neuen sorgfältigen Revision erschien 1778 das Brüdergesangbuch von Weitem mit 60 Rubriken und 1750 Nummern. Hauptredacteur: Christ. Gregor. Bepel. Historische Nachricht vom Brüdergesangbuche des Jahres 1778 und von dessen Liedern: Verfassern. (Gnadau 1835.)

35) Obgleich das Ansehen von Tugend und Pflicht im Allgemeinen alt ist. Wenn nicht der Rame Fleming schätzte, würde man die folgende Strophen lange verachtet haben: „Zugend ist mein Leben, der hab' ich mich ergeben, den ganzen Tag, Tugend will ich ehren; Tugend will mich lehren, was sie selbst kann mehren: sie wachst durch sich.“ 36) Das originellste Specialisimum bleibt doch immer das Lied S. S. Weyers gegen die Spieltheil in Raumburger Gesangbuche B. 3: „Der Spieltheil malt uns deine Menschen, o Gott, nicht als dein Ebenbild. Welch grauer Anblick! dort vernichten u. l. m.“ B. 4: „Der Träger lauern voller Lüste dort auf des Nachbarn Geld und Gut —.“ B. 5: — der tolle Spieler, ach er müßte selbst gegen sich, und inneren Zwang macht ihm den Schwurm nicht bemerkt, wolt ihm Göttern, nicht den Herrsch.“ B. 6: „Nur der ich gewiß! Die viel versprochen Spieltheilgen in ihrer Zeit, nicht dem Beruf sind ihre Herzen, dem Spieltheil nur sind sie gewidmet: sie suchen Freude und Genuß, und — ach! reuhen sich Bedrück.“ B. 7: „Der Spieler — er ringt nach Reichthum in der Welt, der

Die weitere Behauptung, daß sich die Aufklärerei auch den Subjectivismus und die Sentimentalität des Pietismus angeeignet habe, wird nicht paradox erschiene, wenn wir hinzufügen, daß der Rationalismus in die Form freilich ganz andern Inhalts legte, sein Ich, wie es lebte und lebte, ein von dem Ich des Pietismus freilich sehr verschiedenes. Das Verfahren ist am letzten Ende dasselbe. Das fand die Lieder des Vetter Bräuerlich, von denen viele auf ein Paar Schnupstücher berechnet sind, besonders Grab- und Confirmationsgesänge. Wenige Proben genügen. „Willkommen — ruft S. B. C. Starke dem Täuflinge zu — Willkommen rufen wir dir zu, geliebtes Kind willkommen, mit warmer Zärtlichkeit seißt du von Christen aufgenommen, empfang im Reich der Gerechtigkeit der Menschheit fromme Segen.“ So mahnt Rosgarten: „Menschen mit der sanften Seele, hebt nicht vor der Grabeshöhle“ u. s. w. Hansi in einem Trauungsliede: „Schäzt immer euch! Nur Liebe sei und Freundlichkeit im Hild!“ Grot in einem Begräbnisliede einer Gattin: „Ganz fühlst ich ihrer Liebe Werte, die Pflicht auch, sie zu lieben; sie hatte sich für mich erklärt, war mir stets treu gelieben.“ Ja ein Dichter, welcher der Jugend die rechten Güter verhalten will, fragt rhetorisch: „Sind es Rosenketten, die balsamisch blühen, und auf Schwanenbetten und Wolllust ziehn?“

Um nun aber seiner Hauptaufgabe, den alten Glauben aus dem Gesangbuche heraus und den neuen hinein zu bringen, möglichst vollständig zu genügen, schlug der Rationalismus drei verschiedene Wege ein.

Das Einfachste war ja freilich, die alten Lieder ganz aus den neuen Gesangbüchern zu streichen. Doch wagte man in solcher Entschiedenheit der Vorliebe des Volkes für seinen alten Liederhag nicht entgegen zu treten, man mußte es wenigstens erst allmählig für solchen Standpunkt herantreiben. Man machte also Unterschiebe, verkannte eine Anzahl der alten Gesänge und ließ andere zu weiterer Behandlung zu.

Kaum war gewonnen und es schien gerathen, ihn mit neuen Liedern anzufüllen, welche ganz entschieden die neue Lehre vertraten. Und die rationalistischen Dichter arbeiteten redlich an solcher hymnischen Vertretung ihres Systems. Welche moderne Lehre von Christo z. B. in einem Charfreitagssiede: „der Edle starb, der unverbrossen sein Glück im Recht- und Wohlthun fand; er starb von seinen Zeitgenossen gelohnt mit Unbarm und verkannt; des Hasses Opfer und der Wuth stoß des erbobnen Weissen Blut. Wir schauern; aber laßt uns fragen, ob nicht dem großen edlen Mann auch wir die Achtung oft versagen, die solche Jugend fordern kann?“ Keine Spur fast von alten Abendmahlsgebeten in dem Communionliede von Sing: „Wie man um edle Freunde, die uns der Tod entzieht, an ihrem Grabe wehlet, dem Schmerz sich überließ, und dann mit trübem Blicke

bald auf zum Himmel schaut, bald auf die Gruft, der man den Staub vertraut: So denke man noch heute an jenen großen Tag, da er im Todesstreite, der Menschen Heiland lag; so laßt zur Hölz uns schauen, wo er sein Blut vergoß, wo er in Nacht und Grauen sein Leben früh beschloß.“ Die Lehre der Reformatoren von der Sünde und der Rechtfertigung ist in eine schöne Eigengerechtigkeit verwandelt, die oft als die naive Selbstbespiegelung auftritt. „Bin ich mit sektem Muth — sagt Grot z. B. — Gott und der Tugend treu, und wirksam für das Gute, von Sündenleide frei: so darf ich auch bemerken, darf, meinen Muth zu stärken, mich meines Werthes freuen.“ Aus den Liedern von den letzten Dingen ist nicht nur die Auferstehung des Leibes, sondern alle christliche Farbe entwichen. Doch für unsern Zweck genug und übergenug, um die zweite Straße aufklärerischer Gesangbuchstättigkeit zu charakterisiren.

Noch blieb ein großes, doch den modernen Gesangbuchredactoren nur zu leichtes Werk zu verrichten. Die beibehaltenen alten Lieder mußten verändert, im Sinne der neuen Lehre arrangirt werden. Dieses hiermit zuerst berührte Capitel von den Veränderungen in den Gesangbüchern ist zu wichtig, als daß wir nicht die Geschichte der Gesangbuchaufklärerei durch ein Rückgehen in Früheres unterbrechen müßten. Denn auch hier ist der Rationalismus nicht des Unwesens Anfänger.

Luther, den Manche als ersten Aenderer anführen, weil er viele ältere Lieder geändert, aber, wie er sich ausdrückte, gesetzt hatte, wozu wir als einen Anfangspunkt neuer Entwicklung betrachten und nicht hierher ziehen. Aber schon unsere ältesten Gesangbücher zeigen in einzelnen Liedern Varianten, die sich jedoch durch Fixirung verschiedener mündlicher Traditionen oder abweichender Textrecensionen der Dichter selbst erklären lassen. Eine eigentliche Veränderung ursprünglich gegebener geistlicher Lieder tritt erst ums Jahr 1624 ans Licht. Nach Rambach's Angabe, s. Anthologie II, 18 in der Note, ist als der erste Liederverbesserer Dan. Sigler zu betrachten. Er war evangelischer Prediger zu Linz in Oesterreich, und gab 1624 ein Gesangbuch heraus, in welchem viele alte Lieder von ihm verändert wurden. Er hält es schon für nöthig, statt „Von Gott will ich nicht lassen“ zu sagen: „Ich will von Gott nicht lassen.“ Ihm folgte Dr. Josua Stegmann nach, der 1630 in seinen erneuerten Herzogsheimen alte verbesserte Lieder mit aufnahm. Im J. 1646 oder 1647 führten Just. Oesenius und Dan. Deulitz die Sache weiter fort und gaben ein Privatgesangbuch, worunter veränderte Lieder standen, in hochteutscher Sprache, zu Hannover heraus. Die Anzahl belief sich erst auf 250, dann in einer folgenden Ausgabe, im J. 1659, auf 300. Hier steht z. B.: „Dich lieb ich herzlich meinen Herrn,“ statt „Gottlieb lieb hab ich dich o Herr.“ Das Lüneburger Gesangbuch von 1611 fügt in: „Es ist das Heil uns kommen her“ zwischen B. 10 und 11 fünf Strophen ein, um den Mißbrauch der Rechtfertigungslehre zu hemmen, und das hildesheimer, goßlarer, nürnbergiger, braunschweiger, hanoversche, mindener u. a. folgen ihm

Beer! — und raubt sich selbst sein Geld.“ — Ein Thema, das übrigens schon Frau Professorin Göttsch in Göttschal's Buche ausgeführt hat.

nach. Der Generalsuperintendent v. Stöcken ließ 1681 erscheinen „Kleines Hollsteinisches Gesangbuch, durchgehend also gedreht, daß die alten (Lieder) darin gedoppelt mit ihrer vorigen und jetztblichen poetischen Reimart darin zu finden.“ Wirklich streich sich auf verschiedenen Columnen viele Lieder in alter und neuer Form gegenüber. Da sind denn schon Luther'sche und Gerhard'sche Lieder mit kühner und täppischer Hand geändert, und die Veränderung von „Ein feste Burg“ ist späterer Zeiten würdig: „Ein festes Schloß ist unser Gott, auf den wir Gesirben hoffen“ u. s. w. Weiter sind in Dr. Paul Wagner's „Geistlichem Brand- und Ganzopfer“, das in acht Bänden fast 5000 Lieder umfaßt, an 600 alte veränderte zu lesen. Im 1790 klagt Joh. Chr. Erneck in einem an J. C. Diericus gerichteten Gutachten: „Man lasse eines jeden redlichen Mannes Arbeit ungeteilt, wenn der Sensus richtig und orthodox ist, wenn gleich in der Poesi die Kunst nicht allemal zu finden, denn nicht die Kunst in der Poesi, sondern der aus Gottes Wort genommene Sensus verborum erbaut, erleuchtet, bekehrt und tröstet, ja wenn man solcher acerbis und pruritis mutandarum cantionum nicht entgegen gehet, so dürften die superflugen Lieder Verderber endlich sich auch an des Herr. D. Lutheri Lieder machen, in welchen auch nicht allemal die Poetische Weisheit (ich hätte bald gesagt: Thorheit) zu finden ist“<sup>27</sup>). Wernsdorf in seiner Dissertation De prudentia in cantionibus ecclesiasticis adhibenda spricht sich ähnlich aus, und Serpius klagt in den zufälligen Liederbüchern u. s. w. über „unverantwortliche Confusion der Gesangbücher.“ Freylinghausen und Zingendorf müssen ihre mit alten Liedern vorgenommenen Veränderungen als Hauptvorwurf vernehmen. Noch unterschieden sich jedoch alle diese Veränderungen gar sehr von späteren. „Von dem Vorhaben, den Liedern einen andern Sinn unterzuschreiben, weil sie mit der fortgeschrittenen Aufklärung des Volkes nicht mehr übereinstimmen, kann gar nicht die Rede sein.“ Sie gingen vielmehr aus einem, mit durch die Sprachgesellschaften und Epig's neues prosodisches System hervorgegerufenen Eifer zur Sprachreinigkeit<sup>28</sup>), aus einem oft sinnigen, bald hölzernen und superflugen Subjectivismus hervor — Factoren, die ja auch später im Liederaufschreiben eine wichtige Rolle gespielt haben. Weil man in älterer Zeit nur die Geblen zählte und nicht auf die Hebungen achtete, stimmte oft

wirklich nicht mehr das Vermaß zur Melodie, und kleine Änderungen wurden in der That nötig. Daß man Lieder, selbst die von Gerhardt und Rist hier und da schon abkürzte, erwähnt unter anderen Gottschaldt ausdrücklich.

Aber es fehlt vor dem Rationalismus auch schon nicht an Spuren, im dogmatischen, die alten Glaubensanschauungen mildern oder umgehenden Interesse zu ändern. So hatte der Superintendent Dresling in Dertmund statt „Gott selbst ist todt“ geschrieben: „Der Herr ist todt“ (in einem braunschweigischen Gesangbuche aus gleicher Zeit: „Gott's Sohn liegt todt“). Darüber entspann sich seit 1700 ein Krieg, in welchem die Vertheidiger Dresling's versicherten, „daß sich das Volk an gemeldeten Worten ärgert“, die Theologen von Kalkoff dagegen ihren Consensum zu dem Grundrorte bezogen. Noch bestimmter ist das 1735 erschienene neue nordbäuer Gesangbuch ein Vorläufer späterer Entwicklungen. In dieser Sammlung fehlten eine Menge der namhaftesten alten Lieder: „Es ist das Heil uns kommen her;“ „Wie schön leuchtet der Morgenstern;“ „O Herr Gott dein göttlich Wort;“ „Herr Jesu Christ wahr Mensch und Gott;“ „Wie Gott vom Himmel sich darin;“ „Christ unser Herr zum Jordan kam;“ „Dies find die heiligen zehn Gebot;“ „Vater unser im Himmelreich;“ „Jesu Christe unser Heiland;“ „Nun freut euch lieben Christen gmein;“ „Wahrum betrüb' dich mein Herz;“ „Nun lob mein Seel den Herren;“ „Ich weiß mein Gott, daß all mein Thun;“ „O Haupt voll Blut und Wunden;“ „Allein zu dir Herr Jesu Christ.“ In den beibehaltenen Liedern war überdies gar Manches geändert. Es erob sich ein Gesangbuchstreit, der, in neueren Werken nicht genug gemüßigt, für die Geschichte der Gesangbücher von der größten Bedeutung ist. In den zum Theil ganz maßlosen Streitschriften, die hin und wieder gegenseitig find — ihre Zahl wird nicht unter 30 sein — kommen von beiden Seiten bemerkenswerthe Aeusserungen vor. Die nordbäuer Redactoren vernahmen, daß die ausgelassenen Lieder „ad integrum et constitutionem der Evangelisch-Lutherischen Kirche gehörten.“ Sie warfen die bedenkliche Frage auf: „wo denn das allgemeine canonische Gesangbuch sei?“ Von anderer Seite erklingt z. B. die Behauptung, die Veränderung der alten Lieder habe so viel auf sich, als Melancthon's Veränderung der ausburgischen Confession, wie denn schon Valentin Löcher in der Vorrede zum mittelhörs Gesangbuche 1713 die Gesangbücher „für einen Anfang symbolischer Bücher erklärt, welche der ganzen lutherischen und evangelischen Kirche Lehre und Erkenntnis enthalten, darbyan, und also billig rein und unverfälscht gehalten werden sollten.“ Noch allgemeiner Bestimmung wird sich Diericus erfreuen, wenn er im Hinblick auf den nordbäuer Streit auspricht: „Alte, gute und bewährte Gesangbücher ändern oder gar abschaffen bedeutet gar viel. Gott verbüte, daß in Kirchen- und Polizeirathen nicht etwas Gefährliches daraus entstehe!“

Nicht minderes Interesse erregen die durch Anfragen

27) Biewol Erneck auch emendationes für nötig und billig hält, besonders wenn Zerfäßen im Liede stehen. Ob Erneck es schon als eine Änderung in Luther's Liede betrachtet, wenn die Lieder und die ganze hollsteinische Kirche in „Melodien sein zu Jesu Christ“ den Reformen Hollsteins statt derer Gleich setzen? Vergl. G. H. S. 149, über Ordinationen- und Introitusreden. (Erbred 1725.) S. 124. Anm. 28) Versprecher von Ditz gaben sich Mühe, die Gedichte Anderer, welche seine Sprache nicht gekann oder besaß hatten, auf die „Düssische Art“ zu richten, wie z. B. Greiff in seinem Geistlicher Gedichte Vortrab 1643, mehrer Dichter in Düssische Werke umsetzt. Anger noch, als wir es annehmen genöthigt sind, hängen die alten Liederänderungen mit Uebersetzungen in das Düssische zusammen. Worauf auch die bekannte Aeusserung von Schupp deutet.

eines Theiles der nordhäuser Bürgerchaft hervorgerufenen Antworten der theologischen und juristischen Facultäten zu Leipzig und Rostock über die rechtliche Seite der Angelegenheit. Sie sind darin einig, daß der Magistrat der Reichsstadt sein Jus circen sacra überschritten habe. Doch sind die Leipziger bestiger mit der Antwort da, „daß das Jus circen sacra unerantwortlich gemisbraucht sei;“ vorsichtiger die Rostocker: „Obwol das Jus circen sacra eines Magistrats in einer kaiserlichen freyen Reichsstadt sich so weit erstreckt, daß bis auf besonderes Verkommen und Pacta, die Einführung eines neuen Gesangbuchs, ohne des Ministerii und der Bürgerchaft Consens geschehen könne; dennoch solche Verfügnis nicht könne oder müsse dergestalt illimitate exercirt werden, daß etwas der reinen Lehre schädliches obtrudirt würde; allermaßen auch die antecessoribus zum Consens nicht zu requirirende Gemeinde dennoch befragt ist und bezieht, per votum negativum sich der Annahme solcher wichtigen, und Seelen Seligkeit angehörender Keuerung zu widersetzen. Doch merkten dieselbe dabey, daß die, von denen die Fragen geschähen, sich einige bei der Evangelisch-lutherischen Religion standhafte Bürger genannt hatten, noch an, daß, wessern sie etwa die Sache weiter und höhern Orts suchen wollten, sie sich müssten eine Gestalt geben, darinne sie sich vorstellen, legitimiren und äußern könnten. Denn wäre niemand aus dem Senate, auch niemand aus dem Ministerio, oder wenigstens niemand von den Senioribus der bürgerlichen Collegiorum unter jener einiger Anzähl: oder wäre gar, daß, weil sie sich des Wortes einige bedienen, ihre Anzähl gegen die übrigen, so mit dem Gesangbuche zufrieden, gar geringe, so würden sie nicht auf ihr votum negativum bringen können, sondern eine andere Conduite der Gottergebenheit und Gehuld zu exerciren oder gelegentlich an Dritter, wo der Gottesdienst nach ihrem Sinn gehalten würde, sich zu versügen haben. Die zweite Frage betreffend: Ob man sich nach Regensburg wenden sollte? wird also entschieden: Es werde zwar ganz nützlich seyn, die Sache auch dahin gelangen zu lassen: aber der ordentliche Weg würde nach Wien gehen, wo man sich eine würdliche Abtheilung dergleichen Beschwerden zu versprechen habe.“ — Uebrigens schief, nachdem in einem Anhange etwa 60 der ausgesprochenen Lieder zugefügt waren, der ganze Streit allmählig ein“).

Wenn wir nun zu dem Beigebrachten noch etwa hinzufügen, daß ziemlich um dieselbe Zeit Busch in der schon einmal genannten Liedertreue solche Lieder wie:

20) Vergl. Bachs, Einkleitung in die Religionsstreitigkeiten der Euth. Kirche V. S. 1227—1270. Gleichfalls: Lieder-Rezeptionen III. S. 193—202. IV. S. 205—417. Schon früher waren dem bemerkbar, 1707 von Damius editen Ohefsteinischen Gesangbuche Jesuitinnen in der Lehre von der Sengungswahl Schul gegeben. Wenigstens waren in: „Es ist das Heil u. s. w.“ die ersten zehn Strophen nachgelassen (Unpart. Kirchenhist. N. u. R. Z. II, 540); auch das 1736 zu Zentrern herausgekommene Gesangbuch sollte arge Irrlehren enthalten (Unpart. Kirch. III. S. 463).

„O Lamm Gottes unschuldig“ geändert, wenn wir auf Klopstocks Liederüberarbeitungen hinweisen: so ist hinlänglich klar, daß der Auffassung auch auf dem Gebiete der Veränderungen tüchtig vorgearbeitet war. Sie erscheint auch auf diesem Gebiete alles frühere Unwissen collectiv zusammenfassend. Zerstörung des alten Glaubens blieb die Hauptsache — aber neben dem vornehmlichen Zwecke hat denn auch eine lächerliche und zum Theil auf crasser Unwissenheit beruhende Sprachpraxis, welche die alten Meister mit adelunglicher Willkür mufierte, „ein ganz verbildeter Geschmack und eine allgemeine Schwächlichkeit, die im Poetischen nur noch Dünne, bier vertragen konnte, zugleich mitgewirkt. Und so bleibt für immer treffend, wie Bunsen den Geist dieser Liederänderungen als das Walten dreier symbolischer Personen vorstellt: „Bettler Michel, der Grund alles Hausbathens und Ordinaris, der nichts vertragen kann, was über seinen gemeinen Horizont geht — sein gelehrter Colleague, der hochberühmte Verbeserer Johann Bollhorn, der eben überall seine Weisheit anbringen muß — endlich leider Bruder Weinerlich, der Dämon der modernen Sentimentalität, im vollen Gegensatze mit dem tiefgreifenden, heiligen Ernste der biblischen Rede.“ So in dieser Liedertheorie gaben auch orthodoxe Leute den Reuerern Nichts nach. Ist es nicht leibhaftig Immermanns kostbare Emerentia, wenn der gläubige D. Fr. Schmieder in seiner 1785 erschienenen Hymnologie also schreibt: „Ein wideriger Fehler der meisten alten Weihnachtlieder ist die Verwunderung, daß Jesus von einer Jungfrau geboren worden ist. Wahr ist es wol, daß seine Menschheit nicht nach dem gewöhnlichen von Gott bestimmten Laufe der Natur entstand; in Lieder aber, glaub ich, sollte dieser Umstand gar nicht erwähnt werden.“ Oder ist derselbe unglückliche Mann nicht an Geschmack und Sinnigkeit der umgekehrte Gottfried von Strassburg, der seine Sünden, „deren meh sind, denn Wogen in dem Bodensee,“ be-

30) Ganz richtig Stier, Gesangbuchsnetz B. 6. S. 9: „Klopstock hat mit seinem Vergang in ungründlichem Unmuthen des Alten unbedenklich viel geschadet. Er meinte es gut, das wissen wir, und ebenso noch Wäner der ersten Verbeserer, wie U. J. Cramer, Schlegel, Dietrich, Bollhofer, Küster, Eschenburg; aber ihr Standpunkt dabei war wackelig, auch nur was die Sprache anbetrifft, nicht der richtige, wie heutzutage jeder unbefangene Kritikker zugeben wird. Wären sie ferner noch damit zufrieden gewesen, wie zu Anfang vielfach geschah, statt der alten Lieder willige „Uebersetzungen in die Mundart und das Volksmaas unserer Zeit“ (nach Schlegel's Ausdruck) zu liefern, gleichsam Um- oder Nachbildungen im neueren Ton, die wenigstens in sich wieder gehaltene Einsicht hatten, so wäre das Uebel nicht so arg. Eine spätere, klüger gewordene Zeit könnte dann eher das Alte wieder an die Stelle setzen, auch manche solche neue Versionen, die verpugnerische gelungen, demselben behalren in dem wirklich einzigen dergleichen, j. B. von Dietrich und Schlegel, ihren selbständigen Werth für immer behalten. Diese Methode war jedenfalls viel besser, als das leidre bald um sich greifende Einscheidnen neuer Kapten in den alten Text, wodurch Gestaltungen ohne allen Charakter, Erzeugnisse des Schreibeis-Verstandes, in denen aller Zuflucht und Auf der Poesie untergegangen war, entstehen mußten.“

flagt<sup>31)</sup>), wenn er in demselben Buche mäkelte: „Im Liede: *Wer ich habe mißgehandelt*, lautet B. 4: *Könnt ein Mensch den Sand gleich zählen* aus dem weiten Weltmeer, dennoch würd es ihm wohl fehlen, daß er meiner Sünden Meer, daß er alle mein Gebrechen sollte wissen auszusprechen. Das ist eine entsehlige Spyerbel! Wenn ein Achtziger in jeder Viertelsunde eine Sünde gethan hätte, so wären das etwa zwei Millionen Sünden. Wie, sehr viel, aber gegen die Menge der Sandkörner am mittelländischen Meere so viel als gar nichts.“ Und wer von auflärerischer Seite etwa das Stärkste zu hören verlangt, der höre eine Stelle aus der 1799 in Strassburg erschienenen „Kritik des Neuen Dresden'schen Gesangbuchs“ an: „Psalmen anstatt Loblieder, Antik Gottes, Gott fürchten anstatt Gott hochachten, Märtyrer sind Ausdrücke, die in unsern Tagen wenn auch nicht immer Schaden anrichten, doch Spott erregen, und in einer verbesserten Liedersammlung keinen Platz finden sollten. Wenn von Jesu gesagt wird, er habe dem Tode die Macht genommen, so ist dies ebenfalls alter Sauerreig.“ „Gott sagt: Gott ruft der Sonn' und schafft den Mond, das Jahr danach zu theilen. Wenn man beiden Weltkörpern nur die Größe eines Tellers beilegt, dann mag diese Schwachheit verzeihlich sein, allein, wer das Sternensystem besser kennt, der lächelt.“ Man braucht gar kein religiöses Interesse zu haben, sondern nur noch ein Fünfteln Urtheil und Geschmack, um es auszusprechen, daß diese Leute wirklich ganz von Gott verlassen waren. Wir geben dabei gern zu, daß unter den neuen Gesangbuchredactoren viele gemäßigtere und besonnene Männer waren, und übersehen nicht, daß in einer Uebersicht die äußersten Enden und Spizen einer Entwicklung hingestellt werden; aber in den weiter gezogenen Anschauungskreisen der bezeichneten Verirrungen bewegt sich doch in der That die Textstruktur der Aufklärerei. Da sie nach ihrer Meinung einen Augiasstall zu reinigen hatte, so war ihre Thätigkeit wahrhaft angeheurt. In den Decennien etwa von 1780 an begann ein Unmoheln und Aufschniden der alten Gesänge allenthalben. Ja, wie manche Diere, wenn sie in Eifer sind, sich selber beißen, besetzte man bald sogar an Liedern der Aufklärungszeit, oder proppete im gräulichen Mißgeschmack eine verbesserte Textrecension auf die andere. Dagegen in seinem noch zu erwähnenden Privatgesangbuche 1767 setzte sogar zuweilen aus einzelnen Strophen verschiedener Lieder ein neues Garmen zusammen.

Wir müssen nach dieser allgemeinen Liederscharakteristik auf die äußere Geschichte der auflärerischen Gesangbücher etwas näher eingehen. Nach manchen voranstehenden Erscheinungen (Neues Gesangbuch. Kopenhagen 1760. Duedlinburger 1765, Gesangbuch von Zollikofer und Weiss 1766.) bildet Berlin den Mittel- und

Ausgangspunkt: die religiöse Atmosphäre, welche den gefreierten König umgab, mußte dem Gedeihen förderlich sein. Im J. 1765 gab der Oberconsistorialrath J. S. Diterich, „der eigentliche Hauptstiel der Liederrevolution“<sup>32)</sup> Lieder für den öffentlichen Gottesdienst heraus, welche noch in demselben Jahre kraft eines königlichen Rescripts als Anhang zu dem Pörsch'schen Gesangbuche eingeführt wurden. Und diese moderne Sammlung fand vielen Beifall, und eine Menge von neu eingeführten Gesangbüchern folgte ihren Spuren. Aber Diterich glaubte noch lange nicht ruhen zu dürfen. Er verbesserte in Gemeinschaft mit Spalding und Teller von Neuem das Gebetserte, mehrte es zu 447 Nummern, und so trat 1780 das bekannte Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauche in den königlich preussischen Landen an Licht, dessen Einführung vom Oberconsistorium genehmigt wurde. Als aber 1781 vier berliner Kirchengemeinden den König mit der Bitte angingen, das alte Gesangbuch behalten zu dürfen, antwortete derselbe: Seine Majestät habe es sich aus völliger Ueberzeugung zum unabänderlichen Gesetz gemacht, jedem Unterthanen völlige Freiheit zu lassen, zu glauben und seinen Gottesdienst zu halten, wie er wolle, nur dürften seine Lehrsätze und Religionsübungen weder der Ruhe des Staats noch den guten Sitten nachtheillich sein. Vermuthlich sei das neue Gesangbuch verständlicher, vernünftiger und dem wahren Gottesdienste angemessener, weil so viele andere Gemeinden, mit Männern von allgemeinem Rufe, demselben den Vorzug eingeräumt. Da aber der König wolle, daß in den Kirchen hinsichtlich des Gesangbuches kein Zwang herrsche, sondern Jedem frei stehen solle, zu glauben und zu singen, was er wolle, so möchten die vier Gemeinden sich beruhigen. Eigenhändig hatte Friedrich dazu geschrieben: „Ein jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich. Was die Gesangbücher anbetrifft, so steht einem Jeden frei zu singen: „Nun ruhen alle Wälder,“ oder dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr. Aber die Priester müssen die Toleranz nicht vermissen, denn ihnen wird keine Verfolgung gestiftet werden.“ So hatte die mächtigste Stimme des Jahrhunderts über die alten Bücher gerichtet, und nun setzte jede Stadt, auch über Preussens Grenzen hinaus, eine Ehre darin, dem berliner Gesangbuche auf dem Wege der Aufklärung nachzuschreiten. Die neuen Gesangbücher ruckten wie Pilze aus der Erde. Das Volk hat im Anfange zu dem Allen nicht stille geschwiegen. Das berliner Gesangbuch, das nach königlicher Verordnung spätestens bis 1783 überall eingeführt sein sollte, gab an vielen Orten, wie im Hagen, im preussischen Wandfeld u. a. zu so ärgerlichen Unruhen und Störungen des Gottesdienstes Anlaß, daß man von der allgemeinen Verbreitung bald Abstand nehmen mußte. Daß ein Ueberschreitung von Straßschriften für und wider nebenher ging, läßt sich begreifen<sup>33)</sup>. Wie Gunz a. a. D. 2. Zbl.

31) Wie schon ein Dichter des 8. Jochs:

Cunctae quae salo maris sunt in litore  
Arenae mixtae purpuratae couchulae,  
Non meis possunt consequari vitulae  
Fateor malis.

32) Rottum, der Verfasser der Loblieder, griff in der Schrift: „Uebersicht vom alten und neuen Gesangbuche“ (Weiss 1783.), das



§. 224 berichtet, lebte der Generalsuperintendent Dr. Müller in Cisleben bei dem Aufstehen des modernen Gesangbuches von 1798 (seine Gattin soll ihn bei der Veränderung der Lieder unterstützt haben) so in Furcht vor der aufgeregten Stimmung der Gemeinde, daß er förmliche Wachtposten zu seiner Sicherheit aufstellen ließ. Andere Beispiele könnten zugefügt werden. Zuletzt aber wuchs das Dornengebüsch um die alte Liederherrlichkeit immer höher und dichter, und es wuchs ein neues Geschlecht auf, das sich in Unkunde des Besseren an das dargebotene Elend gewöhnte und — ein Wunder über alle Wunder! — hier und da es sogar ins Herz geschlossen hat.

Wir halten schließlich, da es der Raum verbietet, die lange Reihe modernisirter Gesangbücher<sup>33)</sup> aufzuführen, dem oben gegebenen Bilde eines alten Gesangbuches das eines neuen aufgeführten entgegen, und entlehnen die starken Züge natürlich von verschiedenen Gesangbucherscheinungen der Art<sup>34)</sup>. Der Titel weist gewöhnlich darauf hin, daß alte und zwar gebesserte Lieder sich neben neuen in dem Buche befinden. Die Vorrede gibt, oft selbstsüchtig genug, über die hohen Verdienste der Herausgeber um eine dem Zeitgeiste entsprechende Liedergestaltung Kunde. Die Rubriken lehnen sich dürr und zerstückelt an die Fächer der Glaubens- und Pflichtlehre: schon ihre Namen sind bezeichnend genug. Wo die Alten vom menschlichen Elend und Verberben redeten, steht hier: Mangelhafte Einsicht und Fehlerhaftigkeit; anstatt Buße: Selbstprüfung und Erkenntnis der Fehlerhaftigkeit; anstatt der Jesus-Lieder: Anerkennung und Verehrung der Verdienste und der hohen Würde

Jesus; statt Gnadenmittel: Von den Mitteln, die Bedingungen der durch Jesus wieder hergestellten Glückseligkeit zu erfüllen; statt von der Nächstenliebe von Menschenschägung. Unter den Melodien, die meist mit falschen Namen benannt werden, ist die reiche Mannichfaltigkeit der früheren Zeit verschwunden, die Rücksicht auf Zusammenstimmen von Text und Melodie wenig beachtet; einzelne Weisen, wie: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ und „Es ist das Heil uns kommen her“ überwiegend masslos. Im Texte der Lieder singt man: „Wer nur den weisen Gott läßt walten“ statt: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!“ „Empfiel du deine Wege“ statt: „Befiehl du deine Wege; „Der du voll Blut und Wunden“ statt: „O Haupt voll Blut und Wunden!“ „Ein Theil der müden Welt“ (oder: die halbe Welt u. dgl.) statt: „Es schläft die ganze Welt“ (wegen der Antipoden und Nachtwächter); „Der Wahrheit Geltung wird bestehn“ statt: „Das Wort sie sollen lassen stahn!“ „Der du der Liebe Vorbild bist“ statt: „Der du die Liebe selber bist!“ „Du Geber aller Gaben“ statt: „Du Brunnenquell aller Gaben!“ „Schide dich erlöste Seel“ statt: „Schmücke dich o liebe Seele!“ „Ströme des Guten sind gleichsam vom Himmel gegeret“ statt: „Der aus dem Himmel mit Strömen der Liebe gegeret!“ „Ihn preise wer durch Jesus Christ Freund und Verehrer Gottes ist“ statt Gelernt: „im Himmel und auf Erden ist“ u. a. Den traurigen Schluß bilden endlich statt der alten Kerngebete die trostlosesten Betrachtungen. Man vergleiche eine alte Communionandacht mit folgendem Exordium: „Eine heilige Fier hat hier gute Menschen versammelt, Dankbarkeit den andachtsvollen Kreis gebildet, in den ich icht mit Nahrung eintrat. Die Stunde ist der erhebenden Erinnerung an einen großen Vollenden gerecht. — Wir wandeln gleichsam unter den Entschlafenen. Wir weilen am Grabe des göttlichen Erlösers, der die Menschheit durch sein thatenvolles Leben erlerte — am Grabe unseres Wohlthäters, Freundes und Lehrers. Wir feiern, indem wir sein Andenken ehren, das Fest der Jugend und der Liebe; wir blicken auf ihn, und sammeln aus diesem Hinblick Muth und Stärke“<sup>35)</sup>.

Es müßte gar kein Lebenselement in der deutschen protestantischen Kirche vorhanden gewesen, und die ganze deutsche Nation alles gefunden Gefühl baar geworden sein, wenn nicht auf die Zeit tiefen Verfalls ein Zeitalter der Restauration und Reform gefolgt wäre. Vor der Schwelle der Umkehrzeit steht noch Gellert, der, wenn auch selbst schon in den Len der Lebhaftigkeit und Reflexion verfallen, vor den alten Liedern eine

berliner Buch auf das Entschiedenste an. Vgl. über den ganzen Kreis Ulrich, *Über den Religionszustand in den Preussischen Staaten*. 2. B. S. 357 ff. (Weikau's) Almanach für Freunde der theologischen Literatur auf 1782. S. 83—121. Beynliche Bewegungen im Kleinen rief das Reich'sche Gesangbuch für die Graulicht Berg (Hirschfeld 1807.) hervor.

33) Da die Aufführung aller Unterschiede wegrasirt, ließ Badersow erscheinen ein „Privatgesangbuch zur gesellschaftlichen und unanßigen Erbauung aus für solche Christen, welche verschiedenen Glaubens sind.“ (Berlin und Altona 1767.) Dasselbe, erneut und vermehrt, kam unter anderem Namen heraus: „Allgemein christliches Gesangbuch für alle Kirchen und Stetten.“ (Altona und Altona 1784.) Dasselbe nochmals unter neuem Titel: „Einer philantropischen Gesellschaft für Christen und philosophische Christengemeinschaften. Germanien (Leipzig) zur Zeit Kaiser Josephs des Zweiten 1784.“ Von ganz anderem Gesichtspunkte, der tiefsten und innigsten Friedensliebe, hatte Linzenbach 1727 ein „Christlich-philosophisches Sing- und Gebetsbuch“ erscheinen lassen.

34) Wohl wir wieder nicht verkennen, daß im Einzelnen die Unterschiede noch immer erheblich sind. Kurz a. a. D. S. 221: „Die Gesangbücher wären in Klassen zu theilen, worin einige mehr, andere weniger dem orthodoxen Standpunkte das nöthige Opfer bringen, andere entschieden rationalistische sind. Aber insgesamt setzen wir doch die Gesangbücher die alte Liederordnung mit dem neuen Lehrbuche vermengen oder vermischen, so daß es oft schwer ist, zu bestimmen, wer dieses oder jenes Gesangbuch eigentlich brauchen soll, ob ein positiver Christ, oder ein Rationalist, oder ein philosophischer Christgenosse!“ — Um auch ein gutes Buch aus der Aufklärungszeit zu nennen, erwähnen wir das *Sauer'sche Gesangbuch* des 1813. Unter seinen 1161 Liedern hat es 180 alte fast unversehrt.

H. Prell, v. M. u. R. 1813. LXXII.

35) Ein klassisches Wort über den Verfall der Gesangbücher um diese Zeit ist und bleibt Gellert, *Gesangbuchench.* 1838, ein Ausdruck, der zuerst in einer Rezension in *Exodus*, Litt. Anz. 1836. Nr. 21 vorkommen scheint. Obwol zunächst nur in dem Gesangbuchkreise der Provinz Sachsen sich bewegte, gibt es doch ein ausgedehntes Bild der Gesangbuch-Wirth im Norden, und ist dabei mit einer seltener und eingehenden Gründlichkeit gearbeitet. Es folgen Bücher unter ähnlichen Titeln: Kraß, *Die Gesangbuchench.* in Wittenberg. 1838. u. dgl.

tiefe Ehrfurcht hegte, und bekanntlich den zweiten Vers von „Herzlich lieb hab ich dich o Herr“ ganzen Bänden neuer Lieder, „die kein Verdienst haben, als daß sie rein sind,“ vorzog. Aber auch mitten in der Umsturzzeit lassen sich grade die tiefsten und größten Geister des Volkes gegen das herrschende Treiben vernahmen, die sonst hoch verehrt, seltsam genug bei ohne Einfluß blieben. Nicht bloß ein Samann, der mit bitterer Ironie auch eine Modernisirung der Bibel forberte<sup>30)</sup>, nicht allein Claudius, dem wenig darauf ankam, „ob ein Knopf unrecht sitzt oder eine Nath schief genäht ist, und der sich bei der Freude am neuen Kleid nach dem falschen Knopfe und der schiefen Nath sehn“, sondern auch Goethe hatte sich schon 1774 (in dem Briefe des Pastoris zu \*\* an den neuen Pastor zu \*\*) geäußert: „Ich kann die Liederverbesserungen nicht leiden. Das möchte für Leute sein, die dem Verstande viel und dem Herzen wenig geben. Was ich daran gelegen, was man singt, wenn sich nur meine Seele erhebt und in den Flug kommt, in dem der Geist des Dichters war! Aber wahrhaftig, das wird einem bei denen gedruckten Liedern sehr eierlei bleiben, die mit aller kritisch richtigen Kälte hinter dem Schreibpulte mühsam polirt worden sind.“ Nun kam die auf Gott waisende und in Gott stärke Zeit der Freiheitskriege; eine unersagbare Erhebung und Stärkung des religiösen Bewußtseins zog in ihrem Gefolge. Da flagte Claus Harms 1817 in seinen Thesen auch über die rationalistische Verderbniß der Gesangbücher, und 1819 gab Arndt die überaus anregende Schrift: „Von dem Wort und dem Kirchenlied“ heraus. Kräftig ward hier auf das alte Kirchenlied als Kerngut des Protestantismus hingewiesen. Lange blieb es dem Volk unangefastet. Erst in dem letzten Jahrhundert haben „Mäuse, die eben keine scharfen Zähne haben, angefangen, daran zu knawern und es, wenn nicht zu zertrümmern, doch zu zernagen.

30) Wie sie Schubart im Ernst nun beschätzte: „Wehe uns, wenn Luther's Bibelübersetzung das Schicksal unserer Gesangbücher hätte, die in jeder protestantischen Provinz oder Stadt oft von gar mangelhaften, unpöbelichen und ängstlich dogmatisirten, oder kühn neologisirten Sammlern herausgegeben werden, worin oft unsere trefflichsten Lieder durchmischt, verümmelt oder ganz trübselig umgeformt sind! Sonst sang ein Handwerksburschlein aus Aalen mit seinen Junggesellen aus Göttingen, Bremen, Hamburg oder Berlin ein griechisches Lied in bedauerlicher Eintracht. Entsetzt es aber so viele Varianten gibt, als wir Sülze zählen, seitdem verstimmt die geistliche Liedereintracht, und alle Einheit des Chorsens und des Gesangs würde unter uns aufhören, wenn Luther's Bibel nicht wäre.“ (Brennende Schrift. Jülich 1812. 2. Th. S. 381.) Und an anderer Stelle: „Wie viele geizigen Dogmatiker und Rechtsgelehrten sammeln jetzt Lieder, verstimmen die alten und mischen die besten neuen, z. B. die Kirchhoff'schen, mit dem Wasser ihrer sogenannten Verbesserungen. Wer ein Gesangsbuch herausgeben will, muß nicht nur Dichter, nicht nur Theolog, sondern Theosoph, ein Gottesweiser sein, er muß die Kraft Jesu selbst in seiner Seele erfahren haben.“ Auch Kistner, gewiß keine zu entpöbeliche Natur, äußert sich: „Neuerungen in Kirchenliedern machen ich mir ebenso viel, als von einem alten Wapen die Helme und die Pfauenfedern wegnemen und statt dessen brodelte Hüte mit weißen Federn darauf setzen.“

Aber diese Zeit der Klügel und Aufklärung, welche von Vielen auch die Zeit der Verwundtheit und Gottlosigkeit gehalten wird, liegt hinter uns. Es ist Zeit, der großen Hungersnoth, in welche das Volk durch die mageren und dürftigen Gesangbücher gerathen ist, Einhalt zu thun.“ Nach diesen klaren und schlagenden Sätzen gibt er am Schluß der Abhandlung einen Vorschlag, der allmählig, bedächtig, langsam ausgeführt werden soll. Er will ein „christlich-trueches Gesangbuch“ erwecken, das eine Bibel in Liedern sei, Alles enthalte, was von Katholiken, Lutheranern, Zwinglianern, Calvinisten, Methodisten, böhmischen Brüdern und Herrnhutern in christlichem Sinne gebichtet sei, alle die Lieder aufnehmen, welche aus dem lebendigen, heiligen Geiste gegossen und mit Feuer und Kraft gestempelt sind. Das Wort muß aus Einem Sinne und Einem Gusse entfallen und geflossen erscheinen. Der Vorschlag zu einem Gesangsbuch aller Confessionen, aus einem so treuen Herzen geflossen, wie für Einheit der Kirche und des truechen Vaterlands wenige schlagen, blieb ein schöner Traum; aber die über das Gesangbuchwesen überhaupt gesprochenen Worte wirkten mächtig auf die Zeit, welche durch Aug. Jac. Rambach's Schrift: „Luther's Verdienste um den Kirchengesang.“ 1813, und seine „Anthologie christlicher Gesänge aus allen Jahrhunderten.“ 6 Bde., mit den alten Schätzen in einer annähernd treuen Gestalt, die für damals genügte, wieder bekannt wurde. Auch Wilhelm mit seiner Liedertone 1824, Langbecker Das trueche Kirchenlied 1830, und Biltrotz im Anhang zu seinen Beiträgen zur wissenschaftlichen Kritik der herrschenden Theologie 1830 verdienen hier ihre Stelle. Schon unter dem Einflusse veränderter Zeitstimmung stand das karmere Gesangbuch von 1824, und wenn auch viel weniger davon ergriffen, das von einer berliner Synode 1817 beschlossene Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauche für evangelische Gemeinden 1829, gewöhnlich das neue berliner Gesangbuch genannt. Die Sammlung war entschieden ein Fortschritt zum Bessern, wenn auch sonst ein Ringen des alten und neuen Principes zu bemerken und ein zu schwächliches Anerkennung des Alten mit Inhalt und Form zu beklagen war. Geschichte bleibt das (seit durch ein neues Wort abgelehnt) Gesangbuch immer wichtig, weil es der Ausgangspunkt von Besprechungen und Streitigkeiten ward, aus denen für die Gesangbuchsache eine neue Epoche der Entwicklung heraustrat.

Das Neue berliner Gesangbuch, welches 1800 gewiß als ein Werk der Superstition bezeichnet wäre, fand 1830 an vielen Stellen Anfeindung und Widerspruch. Schon mehr Mitglieder der Domgemeinde in Berlin protestirten dagegen. In Leipzig erschien 1830 ein „Unparteiliches Gutachten über das N. B. G.“, und in der evangelischen Kirchenzeitung desselben Jahres erhob Wunzen in einem Schreiben an den Herausgeber eine Stimme, die fortan in der Gesangbuchsache öfter gehört und von Bedeutung werden sollte. Schleitermacher, der mit noch anderen Theologen an dem Werke gearbeitet, antwortete in der gerechten Schrift: Ueber

das berliner Gesangbuch. Ein Schreiben an den Herrn Bischof Mitsch, 1830. Mehr nahm es Wunder, daß Harns in der „Beleuchtung des vielfältigen Tadels, mit welchem in der evangelischen Kirchenzeitung und in dem hom. lit. Correspondenzblatt das neue berliner Gesangbuch angegriffen worden ist“ 1830, sich des angegriffenen Gesangbuchs annehmen für gut fand: es wird begreift, wenn man jenen unchristlichen und lieblosen Eifer in den Streit gemischt sieht, der leider so oft in Gesangbuchbesprechungen zu Tage getreten ist“).

Ger und ist es wichtiger, die praktischen Folgen des Streites ins Auge zu fassen. Um die von ihm aufgestellten Kanones über die Feststellung des Textes der älteren Lieder zu bewahren, ließ Bunsen (anonym) 1833 seinen Versuch eines allgemeinen evangel. Gesang- und Gebetbuchs erscheinen. Daß dieses im Buchhandel längst vergriffene Buch eine Fülle von Schätzen der Kirche wieder vor die Augen der Gegenwart gelagt hat, wird noch jetzt aus denen nicht geleugnet, die sonst den Standpunkt des Herausgebers nicht theilen“). Die gegebene Anregung zeigte sich deutlich in dem Erscheinen ähnlicher Sammlungen oder theoretischer Schriften über Gesangbuchreform. Kud. Stier gab 1835 ein Evangel. Gesangbuch heraus, Knapp 1837 einen Evangel. Liederhag in zwei Theilen, v. Grünien eine Gesangbuchs-Reform 1839, Daniel 1842 ein Evangel. Kirchengesangbuch oder Sammlung der vorzüglichsten Kirchenlieder, theils in altkirchlicher Gestalt mit den Varianten von Bunsen, Stier, Knapp, dem berliner Liederhag, dem holländischen Stadtgesangbuche und dem württembergischen Gesangbuchs-Entwurf, theils in abgekürzter und überarbeiteter Form, mit einleitender Abhandlung und einem vom Superintendent Dryander in Halle gearbeiteten Register der Liederverfasser; Stip Beleuchtung der Gesangbuchs-Besserung, besonders vom Standpunkte des Cultus aus, 1842; Layrich Kern des deutschen Kirchenliedes, 1844; Lange Kirchliche Hymnologie und Deutsches Kirchenliederbuch, 1845 (zweite Auflage 1854); Cuz Kirchliche Gesangbuchs-Reform, 1845, und Evangel. Kirchengesangbuch, 1845 u. f. w. Die Zahl der Gemeindegesangbücher restaurirender Richtung hatte sich inzwischen erfreulich vermehrt. Wir nennen das Evangel. Reformirte Gesangbuch in Lübeck 1832, das Evangel. Lutherische in Lübeck 1839.

Die genannten Erscheinungen stimmen bei allem

sonstigen Auseinandergehen in wesentlichen Punkten überein. Die Herausgeber verstehen unter Liederrestauration in Gemeindegesangbüchern nicht eine Rückkehr in den buchstäblichen alten Text, sondern eine Rückkehr in den alten Geist und das alte Gepräge. Ohne den engen und delicaten Zusammenhang zwischen Inhalt und Form zu verkennen, betonen sie den wieder eingeführten Glaubensinhalt zuerst und vor Allem. In allen genannten Werken kommen deshalb Auslassungen und Abweichungen vom Grundtexte der Lieder vor. Daß trotz dem zwischen ihnen und den Büchern der Aufklärungszeit eine Kluft besteht, ist, so groß und weit wie der Umschwung des Jahrhunderts, das wird dabei kein Bittiger in Abrede ziehen, wenn auch eine neue hymnologische Schule folgericht an dem hier Gegebenen nicht Genüge haben kann.

Eine solche Schule stricter Obervanz war schon in dem berliner Gesangbuchsstreite hervorgetreten, erhielt in C. v. Raumer's 1831 erschienener Sammlung geistlicher Lieder einen Ausbruch und lehnte sich jetzt entschieden an die ebenso nöthige als tüchtig vertretene Disziplin der hymnologischen Philologie an. Gewiß mußte das als ein primär aller hymnologischen Beprehungen angesehen werden, diplomatisch genauer Grundtexte der Kirchenlieder vor sich zu haben, und diese herzustellen ist keine leichte, sondern eine aus vielen Gründen sehr schwierige Aufgabe, die bis jetzt für das 16. Jahrh. und einige der späteren namhaftesten Dichter für gelöst gelten kann. Grundlegend wirkte hier Phil. Wadernagel's Deutsches Kirchenlied von M. Luther bis auf Nic. Hermann und Ambros. Blamer, 1841, welches der unermüdet thätige Verfasser jetzt zu einem dreibändigen, das ganze 16. Jahrh. umfassenden Werke erweitern will, dessen erster Band: Bibliographie des deutschen Kirchenliedes im 16. Jahrh., 1855 erschienen ist. Würdig steht Wadernagel Jul. Müßell zur Seite, von dem 1855 Geistliche Lieder der Evangel. Kirche aus dem 16. Jahrh. in drei Bänden herausgekommen sind. Daß nun ein gewisses anti-quarisch-philologisches Interesse auf die brennenden praktischen Fragen des Gesangbuchwesens Einfluß gewann, zeigte sich immer entschiedener. Die Ansicht, daß man die alten Lieder gar nicht ändern dürfe, gewann begeisterte und eifrige Vertreter, die bei ihren Theorien nur zu oft als Gemeingut Aller voraussetzten, was eben ihr Eigenes und Eigenthümliches war. Man fing sich an mit solcher Eile in unsere alte Dichter- und Liederwelt hinein zu leben, daß man den alten Texten eine fast kanonische Autorität beizulegen begann und schon die Frage für frevel erklärte, ob denn nicht die Kirche, wie sie von jeher gethan, nicht das Recht habe, mit den Liedern ihrer Dichter — die in ihrer Demuth den vergötternden Mißbrauch solcher Vertreter weder gemollt“)

37) Auch später ist Harns dafür aufgetreten, „die Alterthümlichkeit, soweit man sie als ein Joch auf die Hüfte zu laden (sch. abzumachen.“ Gemeinverständlich ist sein Ausspruch über Ps. 142: „Was begehrt man! Gesang. Ist dieses ein Gesang? Ist dieses nicht ein in Reime gebrachtes protestantisches, den Katholiken entgegengesetztes Glaubensbekenntniß? Das machte seine Dienste thun und hat sie gethan zur Reformationszeit; allein nun haben wir Katholiken und überall evangelische Predigten, alles Welt ist und wird anverwandt mit der Leyer bekannt gemacht, darf da nicht diese Art der Bekanntmachung endlich verlassen werden?“ 38) Ein Auszug erschien im Rauhen Hause zu Hamburg 1846.

39) Die tiefe Demuth der meisten Sänger leuchtet beständig in späteren Zeiten. Luther sagt von sich: „zum guten Anfang und Utsch zu geben, demen, die es besser vermöchten.“ Niclas Hermann: „— Darum ich auch diese und andere meine Gesänge nur für Kinder- und Hauslieder ausbe und gehalten

noch geahnt — als ihrem freien Eigenthum zu ihrem Gebrauche schalten dürfe? Der gelehrte Hymnologe, sein Bewußtsein zum Bewußtsein der Gemeinde erweiternd, bildet sich gar zu bald ein, der seltliche Bürger oder Bauersmann Jude wie er bei der unerheblichen Abweichung des vielleicht mit Mühe ermittelten Grundtextes zusammen. Der Dichter stößt sein inniges und zartes Verständnis des Liedes auch in Ueberschwenglichkeiten ohne Weiteres bei Alt und Jung voraus. Der christliche Denker schiebt „seinen genialen Blick, sein reiches Gemüth, seinen christlichen Eifer, das Alles, was seine Andacht auch an den Schnörkeln der alten Lieder lieblich sich aufrichten läßt,“ ohne Weiteres auch der Menge unter. Nehmen wir zu dem Allen dazu, daß die Gesangbuchfrage sich immer mehr mit der großen Glaubens- und Kirchenfrage der Zeit verflochten und man sich immer mehr gewöhnt hat, die alten Lieder als ein alt zum Bewußtsein der Kirche anzusehen: vergessen wir nicht, wie eine Vergangenheit, die nicht allzu weit hinter uns liegt und in einzelnen Zeitgenossen noch Gegenwart ist, alle Liederänderungen in Mißcredit gebracht hat — dann werden wir uns auch über eine excentrisch paläoskeptische Ansicht nicht wundern, selbst nicht über eingemischte rührende Leidenschaft verstimmt werden, sondern diese als nothwendiges Moment der Entwicklung und europäischen Rückschlag gegen das Gebaren der hymnologischen Revolutionszeit begreifen“<sup>41)</sup>.

Dagegen kann nicht verschwiegen werden, daß bis jetzt keine irgend für praktischen Gebrauch bestimmte

haben will. Wartet sie Jemand worth, daß er sie in der Kirche gebrauchen will, der mag sich thun auf seine Evidenz, ich hab sie fürnehmlich dahin nicht gerichtet, will solches gelehrteren und geistreicheren befehlen und in der heil. Schrift geübt sind, denn ich.“ Will sich in seiner eigenen Kirche eins seiner Lieder singen, zwei Schlussverse ausgenommen.

40) Knapp, der freilich in prakt., namentlich in der ersten Ausgabe seines Liederbuchs, im Uebren und Umdichten das Maß ganz überschritt, sagt theoretisch ganz richtig Berr. S. XXII: „Wenn man erlaubt, wie viele tausend Gottesdienste unter den schlechtverordneten oder original-geheilten Liedern legentlich gezeu, wie viele zeitliche Prediger bei ihren Predigten von den bestgeheilten Gesangbüchern verlassen und in Trübsenzeit gebracht, wie viele Gesänge dadurch in ein halbes, verworrenes, trübseliges Christenthum eingeführt, oder darin bekräft, wie viele Kranke und Sterbende dadurch auf ihren Schmerzenslagern und im Angesicht des Todes unversorgt, unversorgt, oder ganz rath- und trostlos geblieben sind, besonders aber auch, welche Masse dogmatischer und moralischer Mißverständnisse in solchen elenden, bald ganz supernatural, bald ganz rationalistisch durch einander gemischten Gesangbüchern zur Verwirrung unzähliger Seelen hingeworfen wird; dann ist es schwer, seine Klagestimme gegen diese unsägbaren, zum Theil aus erweisbar hellosem Sinne hervorgeragangenen Verordnungen des evangelischen und poetischen Geistes zu stiften, und solche unverbundene Arbeiten, vorangetragen von solchen, nicht mit allen Waffen des Verstandes angreifen.“ — Man war dem Volke seine frühlichen Liebeslieder schuldig, deren Feiern, deren sich ganz Generationen erfreut hatten. Eine kurze, amliche Befragung nahm sie ihnen oft mit einem Male hinweg, — oder es wurden ihnen unter dem Schimmer des Commandostabes Ueberarbeitungen aufgeschoben, die sich zu den besten Originalen wie eine gewürzte Laube zu einer bursch den Himmel schwebenden verhielten.“

Sammlung, kein Gemeindegesangbuch es gewagt hat, das oben entwickelte Princip ganz scharf und consequent durchzuführen und die Texte überall und allenthalben unverändert und unverkürzt hinzustellen. Und sobald auch nur eine Aenderung da ist, so ist es mit dem Principe zu Ende und die Frage tritt wieder in den Streit über das Mehr oder Minder. In der Kauer'schen Sammlung finden sich Aenderungen und Kürzungen, wenn auch in geringer Anzahl, und auch Stip im „Unversältschen Liedersegen“ von 1851 hat sich ihrer durchaus nicht völlig entziehen können, wenn auch in beiden Werken den S. 307 genannten gegenüber der Grundtext mit relativer Treue bewahrt ist. Neurtlich hat sich wieder Mühe entfchieden für consequente Festhaltung des Grundtextes aussprechen a. a. D. p. XXX sq.: „Es gibt kein Mittel aus diesem Zustande herauszukommen, als wenn man sich über diejenigen Lieder, die in Wahrheit den Kern des alten evangelischen Kirchenliedes bilden, nach gründlicher Auseinandersetzung, mit Aufhebung aller persönlichen Sympathie oder Antipathie, vereinigt, wenn jeder die ihm lieb gewordenen, landschaftlich verbreiteten Aenderungen daran gibt und wenn man sich überall einmüthig zu der Annahme des Ursprünglichen versteht. Es ist wahr, manche alte Lieder haben etwas Herbes und Schroffes in der Form, entsprechen den ästhetischen Ansprüchen einer sein gebildeten Zeit nicht mehr. Aber die Mehrzahl derselben ist natürlich, einfach, volksthümlich. Darum liegen sie, unter Voraussetzung tüchtiger Bildekenntnis, dem Verständnisse der größten Masse näher als man meint. Und die feinere Welt, die unter der Last der Bildung leidet, die darum einen Zug hat nach dem Einfachen und Natürlichen, sie sollte dasselbe nicht auch in dem alten theuren Besitze unserer Väter unter der härteren Form lieb gewinnen können? Sie sollte nicht wenigstens groß genug denken, um Andern die einfachere Nahrung zu gönnen? Nicht alle diese Lieder eignen sich mehr für den öffentlichen kirchlichen Gebrauch. Nun so gestalte man denen, die nicht wieder in demselben heimlich werden können und doch werth sind, daß man sie kennt, ihr bescheidenes Plätzchen in dem Gesangbuche, wo sie bereit stehen mögen für den, der sie schätze und ihrer bedarf.“ — Über diese Sachverhältnisse — denen sich in unseren Tagen nur zu häufig ein Schwarm ununterrichteter Nachbeter anschließt — wissen, oder würden es erfahren, wie schwer, ja wie unmöglich es ist, sich für ein Gemeindegesangbuch der Aenderungen ganz zu entschlagen. Da handelt es sich ja nicht darum allein, Aherhalten der Liederrevolutionäre zu befriedigen, den fernigen und selbst deren Ausbruch der Väter dem süßlichen Drei jener Tage zu substituieren, nicht allein darum, den alten Glauben in sein Recht zu setzen: da gilt es oft eine Anschauungs- und Ausdrucksweise, die uns einmal ganz abhanden gekommen ist, technische Ausdrücke von Dichterschulen, die lange gerichtet sind“<sup>42)</sup>, zu reprä-

41) So rüht von dem Schwall und geschmacklos Wombast der späteren Dichter aller Aender, Wilam u. a. in den gleichzeitigen Kirchenliedern her, und wenn Gerspard singt: „Weg Cal-

finiren. Dann gebietet die Schärfe des Principes, den Herrn in: „Wie schön leucht uns der Morgenhern“ als gratiosa coeli rosa zu grüßen, oder mit Sacer als den, der so niederträchtig kommt; in: „Wacht auf ruft uns die Stimme“ als Consorten der Engel zu rufen: Io, io ewig in dulci júbilo; in: „Werde munter mein Gemüth“ zu bitten, daß uns Satan nicht beschmeie. Dann muß in: „Ich bin ein Gast auf Erden“ stehen bleiben: Das Weißt ist Stank und Buß; die Jacobiten in: „Es ist noch eine Kuh vorhanden;“ die letzte Klause der Bruderschaft (2. Hof. 10, 26) in: „Jesus ist kommen Grund ewiger Freude;“ das Consummatum est in: „Herzlich thut mich verlangen;“ die Zeilen: Fleucht hingegen Schand und Sünden, wie die Lauben Stank und Miß, in: „D du allerfüßte Freude;“ Bleib Tod nur deine Bäume, in: „Dieses ist der Tag der Sonne.“ Dann müssen Ausdruck und Wendungen wie: Tränk mich an deinen Brüsten (von Jesu) — sie sperren Maul und Nasen auf — trotz dem, der sie thut niesen — die schwarzen Nachspenker (in Franck's Abenbild), Sündengrind, floriren, gebroten, Potentaten u. s. w. wieder restaurirt werden.

Gerichte es so in der That als Unmöglichkeit, den Grundtext aller Lieder in Gemeindegesangbüchern unverändert zu geben, und sind einzelne Veränderungen nöthig, dann treten wir freilich auf ein Gebiet subjectiven Auseinandergehens, für das feste Principien bis jetzt nur für einzelne Punkte (z. B. Weibchaltung der Christ-terminologie) aufgefunden sind<sup>42</sup>). Die Anbahn, daß die Kirche selbst die Gestaltung der Gesangbücher oder des Gesangbuches zu leiten und dann für ihre Aufstellung Schorsam zu sobren hobe — führt zu noch weit schwierigeren Fragen und Verwickelungen. So müssen wir uns mit der Gewissheit beschreiben, daß die Restauration der Liedertexte ebenso wenig zu festem Abschlusse gekommen sei<sup>43</sup>), als die Wiedereinführung des alten,

gegen Ende des 17. Jahrh. verloren gegangenen rhytmischen Choral's (s. d. Art.) und die Beantwortung vieler noch ungelöstes Fragen, wie über die Liebfeder, Stimmungslider, Mubriten u. s. w. Das Tröstliche bei dem Streite der Theoretiker bleibt, daß doch an den meisten Orten die Gesangbücher aus der Aufklärungszeit, trotz ihrer „queckenhaften“ Jähigkeit zu verschwinden beginnen und die Zahl der guten Bücher sich jährlich mehrt. Wir nennen unter den in den letzten Jahrzehenden erschienenen Gemeindegesangbüchern und weit verbreiteten Privatfassungen außer dem eben genannten: Geistlicher Liederschatz. (Berlin 1832.) Rheinischer Provinzial-Gesangbuch. 1835. Württembergischer Gesangbuch. 1842 (doch mit zu großer Vorliebe für moderne Stimmungspoesie), das Leipziger Gesangbuch. 1844, Bismarck'sches Gesangbuchlein. 1852. Kerkeler, Evangel. Gesangbuch für Kirche, Schule und Haus. 1852, Minden-Ravensberger Gesangbuch. 1852, Böhmer, Evangel. Liederschatz. 1853, das neue Gesangbuch des Königlich Baiern n. a.). Daneben haben die tüchtigen Bestrebungen solcher Männer wie Becker, Lahr, v. Winterfeld, v. Zacher für die Theorie des Choral's eine neue Aera begründet und gar manche Liebfälle, unter denen wir nur die Zwischenpiele<sup>44</sup>) nennen,

verstopft, so lange die Art dem Baume nicht an die Wurzel gelegt, d. h. so lange das Princip der Subjectivität im Cultus nicht in seine Schranken gewiesen und der Predigt die Allmäherrschafft nicht entgegen war, ist keine gründliche Heilung möglich: einzelne Verbesserungen lassen sich wohl vornehmen, aber im Ganzen wird es bleiben wie bisher. Lese und nur einmal etwas Erhellung ausüben und nicht mehr glauben, das ganze Christenthum und die evangelische Kirche sei in Gefahr, wenn unsere Vorträge und Reden, die Producte unserer individuellen Geistes, nicht mehr das „„geheilte und lüchelhafte Bild des Gottesdienstes““ seien; dann wird die „„Gesangbuchnoth““ bald von selbst aufhören.“

44) Andere Gesangbücher der letzten Decennien gehören einer zwischen Altem und Neuem vermittelnden Richtung an. So das bomburger von 1842, durch gute Register und Beigaben ausgezeichnet.

muel, Myrthen, Cassia,“ so singt er eben als Kind der Zeit, der sich Niemand entziehen kann. Auch die Metonen in den geistlichen Liedern rammten von den schließlichen Dichtern, die dieser Kraut sehr zuwider gewesen zu sein schienen. (Dyck: „Kaufe gleichfalls auch Metonen und vergiß den Zucker nicht.“)

42) Der Streit über die Veränderungen ist neulich wieder auf Anregung einer Schrift von Brier entbrannt. Berlin. 1854. Beethridigung meiner Thesen über Veränderungen im Kirchenliede gegen Hermann Schulz (der Antithesen aufgestellt) 1855. Einz. a. u. D. II. S. 384 zieht am Ende seines Werkes sehr offen das Resultat: 1) Es besteht noch der alte Rothfand. Einige bieten Hilfe dar in Privatbüchern, andere halbe Hilfe in öffentlichen Gesangbüchern. 2) Es ist noch immer der alte Bierwurz. Die Eine singt so und der Andere so, der Eine magst kurz und der Andere lang; der Eine hat feiz, der Andere jene Varianten. 3) Es ist auch in Bezug auf die kirchlichen Gesangbücher noch keine Einheit in der deutschen Kellion. 43) Bähr, Protst. Gottesdienst u. s. w. S. 69 erwartet völlige Aufhebung der alten Liederverb. nur von einer Reform des Cultus im Großen: „Man geht nicht auf die natürliche Quelle dieser Noth, auf der alle einzelne Mischkinder stützen, nämlich auf die Obere und Allmäherrschafft der Predigt im protestantischen Gottesdienste, zurück. Es werden allerlei Vor-schläge gemacht, wie abzuhelfen; allein so lange die Quelle nicht

43) Bähr, Protst. Gottesdienst S. 113: „Einen größeren maßhaltigen Unfinn kann es in der That nicht geben, als nach einigen langsamem, getragenen Lören einer Melodie auf einmal Läufe, Sprünge, Leier u. s. w. zu machen und dann wieder mit jenen getragenen Lören fortzusetzen. Die Musik soll doch jedenfalls Ausdruck der Gefühle, der Stimmungen und Empfindungen sein: wie kann nun innerhalb etwa zweier Minuten die Stimmung drei, viermal gänzlich umschlagen und raschmäßig zwischen Ruhe und Unruhe, Ernst und Leichtinn, Schmerz und Freude wechseln? Wie würde sich's annehmen, wenn Jemand ein ernstes Gedicht declamirte, nach jeder Verszeile oder Zeile, bald dies, bald jenes, dazwischen schwagete?“ — Die kräftigste Stelle gegen diesen Döpf, der noch keine begreiflichen Bedenken hat, findet sich bei Harms, Pastoralkritikologie II. S. 1119 ff.: „Die Zwischenpiele vieler Organisten mächen auf mich einen solchen Eindruck, als wenn ich declamiren höre: Weicht und waldt mich nicht, ihr Bergen — 's ist mir Alles ein, 's ist mir Alles ein — Mein Vorgesetzter hat und magt — 's ist Alles das, was ich hab — Meinem Herrn ist nicht vertragen — Wenn ich Geld hab, bin ich lustig. Ein andrer: Wir liegen hier zu deinen Füßen — Bismarck's Lören — O Gott von großer Milt und Aere — Ja ja, ja ja, ja ja, ja ja — Und süßen jeder im Gewissen — schweppen schweppen, schweppen schweppen, schweppen schweppen voll! — Wie reiß zur Straße jeder sei — Hurrah, hurrah, hur-

sind im sächlichen Verschwinden. Es ist wenigstens Morgenroth am Gesangeshimmel.

Witten in diese noch nicht geschlossene hymnologische Entwicklung trat ein großartig gedachtes Unternehmen, der Versuch der in Eisenach seit einigen Jahren zusammentretenden Kirchenconferenz, ein Allgemeines Gesangbuch, oder richtiger gesagt, einen Liedertorn oder Liederstock aufzustellen, der fertan allen Gesangbüchern bei allen sonstigen Eigentümlichkeiten und Verschiedenheiten fest und gemeinsam sein und bleiben sollte.

Die Zersplitterung des deutschen Reiches in so viele Staatsgebiete zusammen mit dem eiserstichtigen Wachsen eines jeden über seine Unabhängigkeit auch in kirchlichen Dingen hatte die Gesangbücher zu einer großen Anzahl answellen lassen. Im Bezirke weniger Meilen grenzten und grenzen oft nicht bloß mehrer Territorien, sondern auch verschiedene Gesangbücher zusammen: bei den bald eintretenden Differenzen der Liederinhalte und der Textgestaltung törend und verwirrend genug. Darum hielt es schon Bengel für „etwas Schönes, wenn es bei dem Kirchengesangsbuche zu einer allgemeinen und kanonischen Gleichheit gebracht werden könne. Es müßte aber von Unten auf geschehen. Was sich für Gesänge an den Seelen angelegt und Kraft bewiesen hätten, darnach müßte man fragen und gleichsam von Haus zu Haus die Stimmen sammeln“<sup>46)</sup>. Gottschald hat in den Lieder-Remarquen V. S. 389—411 auch Gedanken von einem allgemeinen im ganzen Lande einzuführenden Gesangsbuche. Freilich denkt er zunächst nur an Kurfürsten, gehört aber jedenfalls in die Reihe der Zeugen für Gesangbucheinheit. Er hält es für nöthig, daß denen Gesangbüchern Maß, Ziel und Grenzen gesetzt würden, und ein allgemeines Gesangbuch mit Zugiehung derer Theologischen Facultäten eingeführt würde, und also auch hierinnen ein durch publicum und expressen Consens der Kirchen gestellter Canon Ecclesiasticus gestiftet würde; er hält den Plan auch für möglich und bespricht alle in Betracht kommenden Fragen bis zu den privilegirten Buchdruckern ganz gründlich. Arndt's noch weiter greifender Vorschlag ist oben erwähnt worden. Bengel, auch das Verordnen zu meinem Kirchengesangsbuche S. IV, und der Verfasser des Aufsatzes: Ueber die Verbesserung der kirchlichen Gesangbücher u. s. w. in der Evangel. Kirchenzeitung. 1843. Nr. 7 fg. (Wilmar, wenn wir nicht irren): „Unser Vorschlag ist schon früher dahin gegangen (und bis dahin haben wir uns noch nicht berufen finden können, denselben völlig aufzugeben), nach Art der alten

Gesangbücher mit ihren Anhängen ein Gesangbuch zusammenzustellen, welches aus zwei Theilen bestünde, und dessen beide Theile ganz gleichförmig rubricirt wären: Der erste Theil würde die in der ganzen Evangelischen Kirche Geltung habenden Lieder (oder genauer: diejenigen, welche bis auf die Zeiten der Reformation, 1760 bis 1770, in der ganzen Evangelischen Kirche Geltung gehabt haben) begreifen, also durch ganz Zeuthland, soweit eine evangelische Kirche sich findet, eingeführt werden können; der zweite Theil bestände dann die in einer einzelnen Provinz, in einem einzelnen Lande besonders üblichen und herkömmlichen Lieder, sowie die neuesten, erprobt besundenen Kirchengesänge, welche also in jedem Lande und in jeder Provinz im Einzelnen von anderem Inhalte sein können, wenn sich gleich erwarten läßt, daß auch hierin, ist man nur über das Princip des ersten Theiles einig, sich im Ganzen ziemlich Gleichförmigkeit herausstellen würde. In diesem zweiten Theile könnten dann auch manche für den Kirchengesang zu „subjectiver“ Lieder Aufnahme finden, wenn ja auf derselben von der einen und andern Seite bestanden würde. Wir gedächten uns für diesen zweiten Theil in diesem Punkte ziemlich tolerant zu zeigen, wenn man uns nur endlich einmal die alten Lieder im ersten Theile retten ließe, und uns hierdurch die Möglichkeit eröffnete, ein allgemeines evangelisches Gesangbuch als integrirenden Theil der evangelischen Liturgie zu bekommen; doch würden wir allerdings auch für den zweiten Theil eine sehr bestimmte Schranke durch die von uns geforderte möglichst kleine Anzahl von Liedern ziehen.“ Besonders kräftig wurde die Einheitsfrage neuerlich von Bähr, Der protestantische Gottesdienst u. s. w. S. 93 fg. angeregt: „Nicht nur Lutheraner und Reformirte haben ihre besondern Gesangbücher, sondern jedes Land und Ländchen, ja beinahe jede große Stadt; nicht einmal ein deutsches Gesangbuch gibt es, sondern nur ein Königlich Württembergisches, ein Königlich Baiersches, Großherzoglich Badensches, ein Berlinisches, ein Hamburgisches, ein Frankfurterisches u. s. w. Jedes hat nicht einmal dieselben Hauptrubricen, geschweige dieselben Lieder. Gekht man zehn Stunden weit, so kann man wenigstens dreierlei Gesangbücher antreffen (in der preussischen Provinz Sachsen nach Gunz 93). Dieser völlige Mangel an Einheit und Gemeinsamkeit ist hier wo möglich noch mislicher als bei den Engländern. Denn der Gesang ist ja das Einzige, was der Gemeinde geblieben, in ihm allein spricht sie selbstthätig ihren Glauben, ihr Erkenntniß, ihr Verhältniß zu Gott aus: hier wenigstens sollte sie denn doch als Eine erscheinen. Wäre es nicht erhehend und für das Band der Einheit, das alle evangelischen Gemeinden mit einander verknüpfen soll, von großem Einflusse, wenn J. B. an jedem Festtage alle evangelischen Gemeinden in der ganzen Welt ein und dasselbe Loblied wie aus einem Munde und aus einem Herzen singen würden? Oder ist das etwa ein Vorzug, daß jede Gemeinde ein anderes Lied singt, wie es aus dem Lande der Sammlung herauszuwählen dem Pfarrer beliebt? Zum Glück haben wir eine Anzahl Lieder, die in ganz

46) Ein anderer: Ich bin ein Pilger in der Zeit — Rudel Fudel, Rudel Fudel, Rudel Fudel Futt! Die Wehrleitung ist noch größer — was sagen Sie dazu? Hätte nicht Wankner von Ihnen auch so zuweilen spielen hören?

46) Zeitschrift Worte, die auch in unsern Tagen Beherzigung verdienen. Liebet es doch keinen Zweifel, daß dem theoretisch geliebten Elemente viel zu viel Spielraum in einer Sache gelassen, die, wenn irgend eine, einfach-praktisch und vollständig ausgeführt werden müßte. Gunz a. a. D. II. S. 294 bringt die Anweisung der Lieder in Vorschlag.

Leuschland einen solchen Anklang gefunden haben, daß bis heute kein Gesangbucheiferer es wagen kann, sie wegzulassen; immerhin ist aber diese Uebereinstimmung in einzelnen Liedern eine ganz betriebige, zufällige, und keineswegs eine kirchlich beabsichtigte, notwendige; auch werden es nur sehr wenige Lieder sein, die in allen Gesangbüchern ohne Unterschied sich finden, und man darf gar nicht erwarten, daß in jedem evangelischen Gesangbuche wirklich nur alle die Lieder stehen, die eine Kirche und ein Ruhm für die evangelische Kirche sind. Gibt es ja doch Lutherische Gesangbücher, in denen sogar das Lutherschild der Lutherschen Kirche: „Ein feste Burg ist unser Gott u. s. w.“ fehlt. Dazu kommt aber der große Uebelstand, daß der Text der obnehin wenigen Lieder, die ein zufälliges Gemeingut der meisten Gesangbücher sind, nirgends ganz derselbe ist. Nicht etwa nur in einzelnen Wörtern und Ausdrücken hat man sich Änderungen erlaubt, sondern bald da bald dort mit unantwortlicher Willkür gestrichen, abgelesen, zugefügt, so daß man ein und dasselbe Lied gar nicht aus zwei verschiedenen Gesangbüchern singen kann. Der dritte Vers eines Liedes in dem einen Gesangbuche ist oft der vierte in einem anderen, und wieder in einem anderen der zweite oder fünfte. Kurz der Bitterwart ist beispiellos; was man sich nicht an den Gedichten des obscursten Poeten erlaubt hat, das hat man an den herrlichsten geistlichen Liedern, die ein Gemeingut der ganzen evangelischen Kirche sind, ohne allen Anstand vorgenommen. Es hat auch hier den Schein, als hätte man recht geistlich sich betheört, Alles, was irgend das Bewußtsein der Einheit erhalten konnte, möglichst zu schwächen oder gar zu beseitigen.“ — Weiter kam der Plan auf dem Kirchentage zu Ebersfeld zur Sprache, und Wackernagel hielt auf dem Kirchentage zu Bremen 1852 darüber einen eingehenden und anziehenden Vortrag. Inzwischen hatte die zu Eisenach versammelte Conferenz von Abgeordneten der deutschen evangelischen Kirchenregimente schon Schritte zur Verwirklichung der so schönen Idee gethan. In der Sitzung vom 3. Juni 1852 wurde die Herstellung eines allgemeinen deutschen evangelischen Kirchengesangbuchs beschlossen, und am 4. eine Commission gewählt (Ministerialrath Währ zu Karlsruhe, Pastor Dr. Geffken in Hamburg, Consistorialrath Dr. Wilmann in Cassel, Director Wackernagel zu Ebersfeld und Dr. Daniel zu Halle), welche zunächst dem Kirchenregimente diejenigen Lieder der älteren Zeit namhaft zu machen hätten, die in ihren resp. Landeskirchen noch in Gebrauch wären.“ Weiter traf die Conferenz die Bestimmung, daß nur Lieder objectiv-kirchlichen Charakters, gottesdienstliche Gemeindefieder, die sich allgemeiner Verbreitung zu erfreuen haben oder gehabt haben, aufzunehmen seien. „Ueberhaupt sind nur Kernlieder zuzulassen, auf denen die evangelische Kirche und namentlich die Lutherische sich aufbaut hat, und welche als Bekenntniß und Zeug-

niß des evangelischen Glaubens und Lebens anzusehen sind. Die Lieder sind mit Beziehung auf das Kirchenjahr zu ordnen. Der Text ist in möglichst ursprünglicher Gestalt aufzunehmen und zunächst auf den Text der Dichter zurückzugehen. Die Melodien sind dem Texte beizubringen und der Commission alle näheren Bestimmungen und im Besonderen die Entscheidung der Frage, ob und wie weit rhythmische oder nicht rhythmische Weisen zu wählen seien, zu überlassen.“ Herr v. Lucher, der hernach durch Herrn Seminarpräfekt Bohn in Altdorf vertreten wurde, und Dr. Faust erklärten sich bereit, die Commission bei diesen musikalischen Fragen zu unterstützen. Zugabe, daß einzelne Bemerkungen in den betreffenden Protokollen der Conferenz eine engere und eine weitere Deutung zulassen, so wird doch kein Unbefangener leugnen, daß die Grundlinien im Ganzen klar und bestimmt gezogen und die Mitglieder der Commission in Grenzen gewiesen erschienen, die sie nicht überschreiten durften. Bereits im September 1852 waren bei Behinderung der übrigen Mitglieder Wilmann und Wackernagel in Cassel zusammengekommen; im Januar 1853 erfolgte an demselben Orte die erste mehrtägige Plenarversammlung, in welcher man über die Auswahl der Lieder und über die Grundsätze der Textredaction übereinkam.“ Die spätere Zeit hat gelehrt, welch ein unschätzbares Gut es gewesen, wenn die Commission durch die von den Kirchenregimenten angeordneten Liederregister der Auswahl eigentlich überhoben war, wenn sich aus einer großartigen Uebersicht der Liedertanen unabweislich ergab. Aber einmal waren nur von Sachsen, Bairen, Baden, Kurhessen, Großherzogthum Hessen, Preußen, Schleswig, Schwarzburg-Rudolstadt, Lippe, Hessen-Homburg (später noch von Hannover, Preußen jüngere Linie, Sachsen-Weimar, Sachsen-Meiningen) Verzeichnisse eingegangen“); dann aber der das Auseinandergehen der Vorträge nicht so bestimmte Anhaltspunkte dar. Es ist gewiß eine höchst beachtenswerthe Erscheinung, daß nur sechs Lieder allen Verzeichnissen gemein sind: „Allein Gott in der Höh sei Ehr;“ „Nicht daheim Wege;“ „Ein feste Burg ist unser Gott;“ „Jesus meine Zuversicht;“ „O Gott du frommer Gott;“ „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ Nach Schluß der casseler Sitzung wurden jedem der fünf Mitglieder 30 Lieder zugetheilt, um unter Zugiehung der erforderlichen Quellen und Hülfsmittel mit Mühe die Textredaction nach den aufgestellten Grundsätzen zu besorgen, und auf diese Weise für eine spätere Zusammenkunft gehörig vorzubereiten. Sämmtliche redigirte Liedertexte sollten dann einem Mitgliede übersandt werden, und dieses bei dem folgenden Zusammentritt über das Ganze Bericht erstatten. Zugleich übernahmen es die musika-

48) Im März kamen Dr. Faust und Seminarpräfekt Bohn in Korbach a. d. D. bei Herrn v. Lucher zusammen und stellten die Melodien der in Cassel ausgewählten Lieder zur Vorlage fest.

49) So daß gerade die umfangreichsten evangelischen Landeskirchen mit ihren 11—12 Millionen noch dieser Seite keine Korn hin gestellt hatten.

47) Ein unschätzbarer Aufwandspunkt für das Heranziehen der Gemeinden war damit dem Begleichen vorgeboten.

lischen Mitglieder ihrerseits die Redaction der Melodien der ausgewählten Lieder zu befragen. Im April 1853 fand die zweite Zusammenkunft in Frankfurt a. M. Statt, wo sich die Commission lediglich mit der Text- und Melodienredaction beschäftigte und die ihr gewordenen Aufgabe so, wie sie jetzt in dem als Manuscript gedruckten Entwurfe vorliegt, vollendete. Eine Einstimmigkeit der Commission war aber leider nicht errreicht und der Entwurf des neuen Gesangbuches konnte nur von einer Majorität (Bähr, Bilmart, Daniel) vorgelegt werden. Die Conferenz nahm in ihrer ersten Sitzung, den 21. Mai, das Referat des Vorstandes und des Präses der Commission Bähr entgegen und wählte dann einen Prüfungsausschuß: Dr. Adermann, Dr. Harleß, Niemann, von Grüneisen, als juristisches Mitglied Regierungsrath Küster. In der fünften Sitzung, den 31. Mai, erstattete Harleß Bericht über die Thätigkeit der prüfenden Commission, sie trug darauf an: Die Conferenz wolle allen Kirchenregierungen vorschenden Entwurf zu dem Zwecke zur Genehmigung empfehlen, daß derselbe, in Text und Melodie unverändert, je nach Fügung der Umstände und Bedürfnisse entweder als die gemeinsame Grundlage neu herzustellender Landeskirchengesangbücher, oder als Theil bestehender Gesangbücher, wie auch an die Stelle bestehender Gesangbücher dem kirchlichen Gebrauche übergeben und förmlich eingeführt werde. Die Versammlung discutirte nun über den Titel, der dem Deutschen Evangelischen Kirchengesangbuche in 150 Kernliedern von der Conferenz zu geben, das Vorwort und etwa 16 Stellen der Textrecension, und beschloß endlich einstimmig: Die Conferenz wolle allen Kirchenregierungen den nach vorstehenden Beschlüssen zu ändernden Entwurf zu dem Zwecke zur Genehmigung empfehlen, daß derselbe, in Text und Melodie unverändert, je nach Fügung der Umstände und Bedürfnisse entweder als die gemeinsame Grundlage neu herzustellender Landeskirchengesangbücher oder als Theil bestehender Gesangbücher dem kirchlichen Gebrauche übergeben und förmlich eingeführt werde. Es mag an feierlicher Woment gewesen sein, als die Conferenz in gerührter Freude den ersten Vers aus: „Nun danket alle Gott“ aus dem (im Manuscripte gedruckten) Entwurfe zu Gott empor sang.

Es erschien denn 1855 das Deutsche Evangelische Kirchengesangbuch in 150 Kernliedern, Stuttgart und Augsburg bei Gotta. „Wir übergeben — so leitet die Conferenz die Sammlung ein — hier zu kirchlichem Gebrauche ein Erbgut aus früherer Zeit, das wir der Glaubensinigkeit der Väter danken. Es ist ein Besitztum des evangelischen deutschen Volkes, das ein kirchliches Gemeingut werden und durch alle Kirchen unseres Vaterlandes sich verbreiten soll. Denn es sind Lieder, auf welchen sich die Kirche aufbaut hat, und an welchen sie sich immer und immer fortbauen möge. — Die dargebotene Auswahl soll nicht hindern, daß den einzelnen Landen in besonderen Gesangbüchern auch das Erhalten und Geboten werde, was diesem oder jenem Stamme des Volkes aus dem reichen Schatze evangelischer Lieder lieb und werth geworden ist. Aber was in

kirchlichem und volksthümlichem Tone Gottes große Thaten bezeugt, was ursprünglich gemeinam und weit verbreitet ist, das soll, von Entstellung befreit, allenthalben wieder zu Geltung kommen, auf daß mit einhelliger Zunge das Volk aus altem und unvergänglichem Grunde den Herrn lobt und preist. Dies ist die Absicht der unter gemeinsamer Billigung entstandenen Sammlung. In dieser Absicht lag mit Nothwendigkeit die Beschränkung auf eine kleinere Liedersahl. Auch in der Textherstellung mußte bedacht werden, daß die Sammlung dem kirchlichen Gebrauche dienen wolle, und daher das kirchlich Aufgenommene und Uebliche vor Allem zu berücksichtigen sei. Endlich galt es auch, die Fülle der schönsten Sangesweisen in ursprünglicher und doch singbarer Art durch diese Auswahl dem Volke zu erhalten oder zugänglich zu machen. Dies waren die leitenden Gesichtspunkte bei der Sammlung. Aber die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens kennt, wird nicht um einzelner Mängel willen das Ganze verwerfen. Mit Einem aber muß der Anfang gemacht werden, um Zersplitterung zu enden, nämlich mit der That der Einigung, um einen alten, verschütteten, gemeinsamen Schatz zu heben. Dies deucht uns wichtiger als alles Andre. Aber dazu muß man, wie überall, den Anfang im Kleinen machen. Und dazu gehört Selbstverleugnung und Verzicht auf eigene Wünsche. Gerade dies aber wird Gott segnen. Er wolle nach Seiner Gnade dem kleinen Anfange Wachsthum und fröhliches Gedeihen schenken!“ Und hernach ist auf dem Vorballe noch bemerkt: „Die Veröffentlichung des von der deutschen evangelischen Kirchenconferenz in Eisenach veranstalteten deutschen evangelischen Kirchen-Gesangbuches erfolgt im Auftrage der obersten Kirchenbehörden in Preußen, Sachsen, Hannover, Bismarck, Oldenburg, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Cöthen-Deßau, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Lippe, Hessen-Homburg, Lübeck. Der Inhalt dieses Gesangbuches ist bereits dem neuen evangelischen Gesangbuche für Bayern dieses des Reichs deßhalb vollständig einverleibt.“ Der äußerst billige Preis von 2 Sgr. konnte die weiteste Verbreitung ermöglichen.

Die Commission hatte übrigens in ihren Sitzungen einen in der lutherischen Kirche alten und wohl empfohlenen Plan, dem Kirchengesangbuche ein Hausgesangbuch (das mit demselben in einen Band zusammengelunden sein muß<sup>7)</sup>) anzureihen, ins Auge gefaßt. Schon Spener in seinen Theologischen Bedenken. IV. S. 321 schreibt: „Sonsten begnüge ich mich mit zweierlei Art der Gesangbücher, deren die eine zum Kirchen- und die andere zum Haus-Gebrauche bestimmt wäre. In jener Art bliebe die Regel, weil dieselben nicht groß sein dürften, daß gleichwohl alle im Gebrauch unserer Kirchen übliche Sänge, und zwar unverändert in ihrer

50) Das Hausgesangbuch wird dann in das Hausgebetbuch mit verarbeitet und leitet den so wichtigen Hausgebetdienst. Kirchenlieder im Hause zu singen bleibt dann immer freigestellt, nicht aber das Umgekehrte.





lassungen und Wendungen höchlich als gefährliche Concession an unfürliche Keuerung: sie kann sich, gelindest gesagt, für das Werk nicht begeistern. Die entgegenstehende Richtung faßt das Unternehmen als eine Welle des großen Reactionstromes, der durch die Zeit geht. Der eisenharte Entwurf ist eine gewaltsame reactionaire Zurückführung auf eine Vergangenheit, die nicht wieder gegenwart werden darf, „eine Antiquitätenfammlung von unenträglich Monotonie“: einige Organe dieser Richtung sprechen geradezu von einer Ausgeburt der Finsternis. Die reformirte Kirche soll durch Zurücklegung ihrer Lieder geschädigt sein, und Lutherischen Seits fand man sich veranlaßt, ein „allgemeines deutsch-lutherisches Gesangbuch“ zu sammeln. (Carnighausen 1855.) Andere Anküßler gehen von ganz unbegründeten Voraussetzungen des Mißtrauens aus. Während nun oft genug erklärt ist, daß man vollkommen das Ziel erreicht zu haben glaube, wenn die 150 Lieder bestehenden Gesangbüchern angebunden und in neue nach dem festgestellten Texte aufgenommen werden, trägt man sich mit dem Gedanken einer Veränderung aller Provinzial- und Localgesangbücher — ein Phantom, über welches Jeder, der die Gesangbuchsache auch nur äußerlich und geschäftlich ansieht, lächeln muß. Vor Allem aber hat sich die Opposition gegen das Weglassen der neuen Lieder gerichtet, sodaß schon auf der Konferenz von 1855 der Antrag gestellt ward, 150 neue Lieder beizufügen, und auf der Konferenz von 1855 sich eine Minorität von 10 für die Herausgabe dieser zweiten Sammlung aussprach. Ohne zu bedenken, daß jedem Localgesangbuche völlig frei steht, neben den 150 Kernliedern ganze Hütchen neuer Lieder aufzunehmen, verschob man sogar die Aufgabe der Commission: „Wenn einmal nur 150 Lieder aufgenommen werden sollen, welcher Raum kann den Liedern nach 1750 vergönnt werden?“ in die Bescheidung, daß die Commissionsmitglieder überhaupt nach 1750 kein gesungenes christliches Lied mehr anerkennen wollten“). Am schmerzlichsten ist die bestimmte Erfahrung, daß in unferen Zuständen irgend etwas Gemeinames nicht leicht zu Stande kommt oder sich vor der Unmöglichkeit des Subjectivismus nicht halten kann. Jedes Individuum will in dem Gemeinamen sich wiederfinden, wo nicht, demselben opponiren. Der ganz einfache unabweisliche Satz, daß ein Gemeinames nur dadurch entsteht, daß Individuen ihre Besonderheit zum Theil hingeben, daß etwas Gemeinchaftliches, selbst wenn es mit Klängen behaftet sein sollte, als solches doch schon mehr werth, als selbst Treflicheres, dem ferner Stempel fehlt, und daß man die erste Stufe legen müsse, um weiter zu bauen: alle diese einfachen Wahrheiten finden nur wenig Anklang und Verständnis“).

52) Mit dem eben Gesagten will ich nicht bestreiten, daß nach einzeln neue Lieder in dem Entwurfe stehen könnten, wie es mir überaus nicht einfiel, denselben für instaltlich zu erklären. Daß aber der einer Entwurf von 150 Liedern aus dem ganzen Liebesvortrage der deutschen Nation das Resultat sein wesentlich anders sein konnte, muß man zugeben. 53) Auch die außerchristlichen Lutherschen Länder haben ihre Gesangbücher, in welchen

Wir werfen noch einen Blick auf die Gesangbücher anderer Confassionen und einzelner Secten.

Nach dem im Cultus schroff ausgeprägten, die Lutherschen Anschauungsweise abhaltenden Principe der schweizerischen Reformation hatte Zwilling in der Kirchengesang als Gemeindegang auf die Psalmen beschränkt. Wenn dessenungeachtet in Zürich, Constanz, Strassburg reformirte Liederbücher auftreten und Gesangbücher erscheinen, die außer den Psalmen andere Gefänge enthalten, so ist allerdings ein Einfluß der Lutherschen so gefangereichen Reformation nicht zu verkennen: andererseits wird doch auch in solchen Sammlungen der bezeichnete Standpunkt festgehalten. Sie fallen also in die Classe der Privatgesangbücher, die uns eigentlich nicht angehen. Doch nennen wir das erste und berühmteste von Joh. Zw. 1540, das, zunächst für die Kirche in Constanz bestimmt, 1540 herauskam. Es enthält 149 Lieder, und ist 1) eingetheilt in 67 Psalmenlieder, welche den eigentlichen Gesang in der Kirche ausmachen, 2) in 60 geistliche Gefänge und christliche Lieder, deren etliche in der Kirche vor und nach den Predigten, etliche aber allein außerhalb, anstatt der üppigen und schändlichen Weltlieder, gesungen werden, 3) in etliche (22) ganz christliche und schriftmäßige Gefänge, welche doch in der Kirche nicht gebraucht werden, d. i. sind Lieder von der Lutherschen Partei, als Luther, P. Speratus, Laz. Spengler. — Noch mehr Lutherschen Anstrich hatte das 1547 von Wucer herausgegebene Strassburger Kirchengesangbuch, auf eine damals für die Stadt sehr mühsenswerthe Translation mit den Luthernern berechnet. Es liegt allen späteren Ausgaben von 1558. 1560. 1568. 1569 zu Grunde. Der französische Akt der reformirten Kirche hatte sich inzwischen ganz entschieden auf die Psalmen beschränkt. Clement Marot brachte 30 Psalmen in französische Reime; die Metoden waren von profanen Liedern entlehnt. Als Marot, der neuen Lehre verdächtig, nach Genf entflohen mußte, dichtete er noch 20 andere Psalme, welche Calvin 1543 drucken ließ unter dem Titel *La forme des prières et chants ecclésiastiques*. Die noch fehlenden fügte Beza hinzu und so kam 1552 der ganze Psalter heraus. Guillaume Franc und Claude Goudimel gaben die Tonweisen mettenartig nach Weissmelodien dazu. Dieser französische Psalter wurde das eigentliche Kirchengesangbuch der französisch-reformirten Kirche und ist sehr oft an die Exemplare des neuen Testaments angebunden, öfter auch ein Lied, das die 10 Gebote umfaßt (*Lève le coeur, ouvre l'oreille*) und ein in französischer Vers gebracht *Nunc dimittis* beigelegt. Die Psalmen sind abgesetzt, die Singweisen

viele deutsche Lieder übersetzt sind. Die nennen: *Heures chrétiennes*, Gesangbuch der französisch-lutherschen Gemeinde zu Frankfurt a. M. 1732. 3. Aufl. Luthersches Gesangbuch. Deutsch und französisch, (Montbeillard 1618.) Kingo Kirke Psalm-Boog. (Königsbaven 1717.) *Schneider*, Psalmbook. (Strensang 1652.) (Neben Swencka Psalmbooken. (Stockh. 1663.) (Über schwedische Gesangbücher s. oben in den dynamologischen Forschungen.) *Stender*, Luthersches Gesangbuch (Witten 1733.) u. f. w.

eingedruckt. Ambrosius Lobwasser, Lutherischer") Professor der Rechte zu Königsberg, übertrug den calvinisch-französischen Psalter ins Deutsche 1573. Er wurde von den Lutherischen Reformirten als Rabies Gesangbuch angenommen und verbreitete so bis in die Mitte des 18. Jahrh. die Aufnahme und Verbreitung freier Gesangbücher"). Da Lobwasser die Melodien genau nach den vorliegenden Melodien des französischen Psalters gerichtet hatte, so wurden in Zürich und Basel manche Psalmenmelodien bis in die neueren Zeiten in dieser Weise vierstimmig gesungen. Da jedoch bei Goudimel's Tonsetz die Melodie, der älteren Sängweise gemäß, meist im Tenor lag und dies Vielen das Mitsingen erschwerte, so gab Sam. Marzschall, Musikus und Organist der Stadt und Universität Basel, 1594 die Psalmenmelodien in einer neuen Bearbeitung heraus, „mit 4 Stimmen ausgerichtet, also daß der Choral allezeit im Discant.“ Auf solche Weise bearbeitet erhielten die Psalmen der Reformirten, wie die Gesänge der Lutheraner, mehr und mehr die Form von eigentlichen Liedern, und wie man in der Lutherischen Kirche manche von den Psalmenmelodien entlehnte, so eignete man in der reformirten manchen Psalmen Lutherischer Kirchenmelodien zu und sang z. B. Ps. 100. 131. 134. 142 nach der Melodie: „Vom Himmel hoch da komm ich her;“ Ps. 117. 127 nach: „Vater unser im Himmelreich;“ Ps. 6 nach: „O Welt ich muß dich lassen“ u. s. w. Als mit Jo. Neander, Rampe, Zerkegen u. A. eine neue Blüthezeit des reformirten Kirchengesanges eintrat, mußte das

Verlangen, Gesangbücher im Lutherischen Sinne zu haben, immer reger und demgemäß befriedigt werden. Von da ab haben die reformirten Gesangbücher mit den Lutherischen eine Gesangsrichtung").

Auch die holländische Kirche eignete sich den Psalmengesang an und schon 1540 erschien zu Antwerpen ein Psalmbuch von Wilhelm van Zuylen. Nach die Schotten besonders streng an den Psalmen festgehalten, läßt sich erwarten. Doch haben sie außerdem wie die Französisch-Reformirten für die Psalmen aus Christenworten zusammengesezte Gesänge, die Translations und Paraphrasen heißen. Gernberg zählt der ersten Classe 67, der zweiten 7, und rühmt die erregende Kraft und Einfachheit der schottischen Melodien.

Ueber die Lieder der englischen Kirche befehlt uns Kriewel, Meißner. I. S. 147 fg.: „In der Woche hört man in den gewöhnlichen Kirchen keine Orgel, sondern nur des Priesters Stimme und die hallenden Antworten der Gemeinde. Nur an Sonntagen und bestimmten Wochentagen wird vor der Predigt oder nach derselben bisweilen ein kurzer Psalm oder ein Vers eines längeren, oder eine der neuerdings immer mehr eingeführten kurzen Hymnen mit Orgelbegleitung gesungen. Sämmtliche Psalmen sind nämlich in albekannter Lobwasser'scher Manier in gerimte iambische Verse übersezt, fast durchwegs vierzeilige Strophen, alternirend von acht und sechs Versen, so daß zu den allermeisten die deutsche Melodie unseres Abendliedes: „Nun sich der Tag gendet hat,“ passen würde. Nur Psalm 149 hat ein kurzes anacreontisches Anapaestmaß. Die Uebersetzung selbst ist von dem Prediger Nicolaus Brady (gest. 1726) und dem gekrönten königlichen Dichter Nahum Tate (1716) angefertigt, von König Wilhelm III. im J. 1696 autorisirt und privilegirt. Das ziemlich schwache Werk ist dem „Gemeindebuche“ gleichfalls beigelegt, gleich hinter der trefflichen kirchlichen Psalmübersetzung, und bildet immer noch das Hauptgesangbuch in allen Kirchen. Die neuen Hymnenbücher führt jeder Pfarrer mit seines Bischofs Genehmigung in seiner Kirche ein, verfertigt oder sammelt neue und fügt sie als Anhang zu den bereits vorhandenen. So hat z. B. William Gaird, Universitätslehrer und Oberchant am Trinitätscollegium und Prediger an der Trinitätskirche zu Cambridge, einen Anhang von 58 kurzen, trefflichen Kirchenliedern, in mannichfaltigen Rhythmen, in seiner Kirche eingeführt. Die gebräuchlichsten Hymnenbücher sind, ein älteres: Psalms, hymns and spiritual songs, adapted for public worship by J. Watts, D. D. (Psalmen, Hymnen und geistliche Gesänge für öffentlichen Gottesdienst eingerichtet von J. W., Doctor der Theologie) und eine neuere Sammlung: the Christian choir or a system of Christian psalmody for public and private worship

54) Hernach von den Lutheranern auf das Heftigste angegriffen und in bitteren Worten, die sich meist um einen Richter freilich eminenen Namen drehen, verpöthet. „Die Lobwasser'schen Gesänge bei ihren lutherischen Melodien sind ein Lebewohl zur calvinischen Religion.“ 55) Licht- und Schattenheit dieser Einrichtung bei Bähr, Profr. Gottesd. S. 80 fg.: „Man darf die gute Seite, welche der streng reformirte Grundfah hat, nicht verkennen. Was die Gemeinde singt, ist das unmittelbare Wort Gottes selbst, alle Gemeinden haben dasselbe Gesangbuch, es unterliegt im Verlauf der Zeit keiner Veränderung oder gar Abschaffung, auch sind die Psalmen nicht so sehr viele, und durch den Gesang verkörpert, prägt sich das göttliche Wort tief dem Gedächtniß und dem Gemüthe ein; kurz viele Uebelstände, die mit unserm Gesangbuche verbunden sind, fallen hier ganz weg. Allein die Reife darf doch auch nicht übersehen werden. Das Psalter bleibt nämlich immerhin ein Geruchsgut des alten Bundes, er ruft auf der Anschauung der alttestamentlichen Oekonomie die neustamentliche Gemeinde aber hat einen, wenn auch nicht abtödtet, so doch relativ anderen Grund und Boden; ihr innerstes Leben, als das Leben des lebendigen Christus, kann nicht dasselbe sein, wie das der alttestamentlichen Gemeinde, deren Lebenselement das Gesetz und die Verheißung ist; sagt ja doch der Herr in Bezug auf den letzten und größten aller Propheten: der Kleinste oder im Himmelreich ist größer, denn er. Wohl gibt es Psalmen, die den Verheißungen befragen, aber schwerlich kann man von einem solchen behaupten, daß er eine so heftigliche christliche Anschauungsweise ausdrückt, wie so manches unsere herrlichen Kirchenlieder, deren Verfasser zu ein vielleicht ein Epistat sich nicht schämen würde. Nur durch allerlei typische und allegorische, oft sehr gezwungene Deutungen vermag man dem Psalter im Ganzen das Gepräge zu geben, welches er haben muß, um als ausdasselbstes Gesangbuch einer christlichen Gemeinde zu dienen. Die Kirche Christi hat ein Bedürfnis nicht bloß israelitisch, sondern recht eigentlich christlich zu singen.“

56) Selbst in der Schweiz war man schon von der alten psalterischen Strenge gewichen. So enthält z. B. das schweizer Gesangbuch von 1673 schon sehr viele Lieder der Lutherischen Kirche.

by a clergyman of the established church. (Der christliche Chor, oder geordnete Sammlung christlicher Gesänge für öffentlichen und häuslichen Gottesdienst von einem Geistlichen der Staatskirche. — Es ist der Pfarrrer Anton Sillser in Dublin.) (Dublin 1835.) Das Büchlein, mit einer lehrreichen, historischen Einleitung von 57 Seiten versehen, enthält 1) liturgische Hymnen mit beigefügter Musik, 2) Auswahl von Psalmen, Antiphonen und Hymnen, denen Inhaltsüberschriften und erbauliche Anmerkungen beigefügt sind, zusammen 266 Nummern."

Was noch Badernagel, D. R. Vort. S. XIII ausspricht: „Vor der Reformation gab es in Teutschland wol geistliche Lieder, aber deutsche keine, die in der Kirche wären gesungen worden," ist längst als unrichtig erwiesen. (Vergl. die von Briel im Palast und die von Häuser, Geschichte des Kirchengesanges S. 55 — 60 angeführten Exempel und zu allem Ueberflusse Melancthon selbst in der Apologie: „Der Gebrauch, deutsche Lieder zu singen, ist allzeit für löblich gehalten in der Kirche. Denn wieviel an etlichen Orten mehr, an etlichen Orten weniger deutsche Gesänge gesungen werden, so hat doch in allen Kirchen je etwas das Volk deutsch gesungen, darum ist's so neu nicht.") Und je mehr die Wissenschaft in der Kunde mittelalterlicher Zustände vorsehret, desto größer erscheint der Schatz von zum Theil sehr schönen teutschen Liedern, die von dem Volke nicht bloß bei Wallfahrten und Kirchweihen, sondern auch während der Messe in den Kirchen gesungen sind. Die Reformation hat den teutschen Kirchengesang nicht geschaffen, sondern zur Blüthe weiter entwickelt. (Vergl. Hölcher, Das deutsche Kirchenlied vor der Reformation 1846.) Die Erfahrung, daß sich das Volk in Luther's Lehre „hineinsingte," legte es aber den Katholischen nahe, den vorhandenen Liederschatz immer mehr zur Anwendung zu bringen, ihn zu richen und in Sammlungen den Lutherischen Liederbüchern entgegenzusetzen. Aus diesem Bestehen sind die ältesten katholischen Gesangbücher hervorgegangen. Im J. 1537 gab Michael Wehe, Propst am Neuen Stift in Halle, ein Neu Gesangbüchlein geistlicher Lieder heraus. Darin stehen 16 vorreformatorische Lieder, zu denen öftere Verse zugebeigelt sind; 25 Lieder von dem katholischen Rathsherrn in Halle, Casp. Duerhammer, unter denen auch Nach- und Umbildungen Luther's stehen; endlich 5 Lieder von „einem gutberghigen Christen," unter dem wol G. Briel zu verstehen ist. Der oben Genannte gab 1541 zum Privatgebrauch für gottesfürchtige Laien Odae christiane heraus, denen 1550 sein „Psaltres ecclesiasticus, Chorbuch der heil. katholischen Kirche deutsch, jeund neu ausgegangen" folgte. Zuerst löst er die lateinischen Vorlesungen des Priesters, z. B. den lateinischen Taufhandel, die kirchlichen Litanien, die Gräbmetten und die Messe verteuftzt er

scheinen. Zuletzt folgen neunzehn teutsche Gesänge; die lateinischen sind übersetzt, meist in Prosa. Noch bedeutsamer ist das Gesangbuch des Domdechanten zu Bauen, Joh. Leisentritt, das 1567 in zwei Theilen de tempore und de Sanctis erschien. „Wie wir bei Eusebius und anderen Lehrern lesen — heist es in der an den Kaiser Maximilian gerichteten Vorrede — von den Arianern und etlichen Ketzern, daß sie in der gebräuchlichen Landessprache mancherlei Schmählieder gedichtet und gesungen haben, der altgläubigen Kirche zum Troste, so geht es auch in jetziger Zeit in gar viel Orten, Städten, Flecken und Dörfern zu. Die alte, einträchtige, unzertrennliche und allein seligmachende christliche Religion wird durch die unzählbaren, mannichfaltigen Secten jämmerlich geschmälert. Allerlei trockliche, aufrührerische Laster- und Schandlieder, sowol zur Verachtung ordentlicher Ehrbarkeit, als zur Vertilgung des alten christlichen Glaubens, werden täglich gemacht und gebracht. Nicht allein vor und in den Häusern, sondern auch öffentlich in dem Hause Gottes haltet ihr Gesang wieder, sonderlich ist er der unschuldigen Jugend für das ganze Leben lang eingeübt und nahe gebracht. Ein unchristlicher Eifer, große Verachtung, unvermeidliche Schmäbung, und hinterlistige gefährliche Verfolgung wider die altgläubigen Christen ist daraus entsprossen und hat überhand genommen. Von Tag zu Tag pflegt in katholischen Orten mit Gewalt solcher Unfug einzukriechen, machet die Leute ganz irre, böshafte, ja auch eßfällig von rechter christlicher Bahn und aller Andacht." — Darum habe er (der Domdechant Leisentritt) sich in der geistlichen ihm befohlenen Jurisdiction veranlaßt gefunden, die nöthwendigsten alten Kirchengesänge, sowol aus klarem göttlichen Worte, wie auch aus orthodoxen gottesfürchtigen Lehrern der heiligen Schrift auszuwählen und sie zu sammeln. „Diese können nun vor und nach der Predigt, ja auch bei der Messe, unter dem Offertorium und heiliger Communion, ohne Verletzung der Substanz katholischer Religion, gesungen werden. Und durch das ganze Jahr, zu gewöhnlichen Zeiten, in oder vor den Häusern mögen sie nun gelesen oder unvermischter Weise gesungen werden." — Der erste Theil enthält 164, theils lateinische, theils teutsche Lieder, der zweite 28, in neuer Auflage von 1584 121.

Auch katholische Rituale und Agenden nehmen sich um diese Zeit des teutschen Volksgesanges ausdrücklich an. So enthält das zu Dillingen 1580 erschienene Ritual des Bisthums Augsburg einen besondern Abschnitt: „De Germanicis canticibus populo in ecclesia permittendis. In multis ecclesiis mos antiquus minimeque spernendus inolevit, ut populus statim ante concionem pro temporis ratione pia quadam decantet, sequae mutuo ad Dei laudem et mentis devotionem spiritualibus canticis incendat. Quod ut rectius fiat, Catholicæ tantum et iam pridem usitatae probataeque cantiones in usu retineantur, quae et Ecclesiam aedificent, et Ecclesiasticam redeoleant gravitatem." Es folgen dann zehn teutsche

57) Das sehr selten gewordene Buch ist nach dem Exemplare der königl. Bibliothek zu Danow wieder 1853 von Hoffmann von Fallersleben herausgegeben.

Nieder. Mehr als bei den Lutheranern scheinen dann Gesangbücher im modernen Sinne des Wortes, selbst numerierte aufgefunden zu sein. Hoffmann von Fallersleben, der in der zweiten Ausgabe der Geschichte des Kirchenliedes vor der Reformation in §. 14. den Gang des katholischen Kirchenganges kurz betrachtet, gibt als älteste an: das münchener 1586, das beutner 1602, das andernacher 1608, das köln der Arnold Dumet 1610, das raderborner 1616, das Gerner'sche Gesangbuch 1625, das neisser, wahrscheinlich 1625, das mainzer 1628, das köln der Peter von Brachel 1628, das heiderberger 1629. Darunter ist das Großkatholische Gesangbuch von Gerner, Abt zu Gottwich, mit seinen 422 Nummern das bedeutendste, in dem viele alte Volksgefänge aufbewahrt sind. In der Vorrede bemerkt Gerner, „er hat unter etlichen und dreißigen katholischen Gesangbüchern nur wenig gerechte gefunden;“ und weiter unten heist es: „Und ist mir auch unverborgen, daß noch auf heut viele fromme anachtliche eiserne Katholische vorhanden, denen das deutsche Singen nicht fast lieb oder auch wegen der Kezer Mißbrauch wohl verdächtig ist, die auch darentwegen die Arbeit, ein recht katholisch Gesangbuch zu fertigen, nicht zum Besten angewandt zu sein vermeynen.“ Später hat sich diese Abneigung immer mehr verloren und die Zahl der katholischen Gesangbücher sehr zugenommen. Sie enthalten im Gegenfaze zu den Lutherischen nur wenige neue von katholischen Dichtern gedichtete Lieder; Volksgefänge, Uebersetzungen und Nachbildungen lateinischer Kirchengefänge, aus der lutherischen Kirche stillschweigend angenommene Lieder bilden die Mehrzahl<sup>48</sup>). Die Anordnung folgt in besonderen Regesungen den einzelnen Stücken der Messe und dem Gange des katholischen Kirchenjahres. Die neueren katholischen Gesangbücher haben mit den protestantischen durchaus den Stand der Erniedrigung und Erhöhung getheilt. Aus dem Ende des vorigen und Anfange des jetztlauenden Jahrhunderts gibt es viele, die von dem Geiste der flachen Auffläuterer getragen sind und leider sind deren in einzelnen Diöcesen noch in Gebrauch<sup>49</sup>). Im Allgemeinen

jedoch ist auch hier, und oft in trefflicher Weise, die Gesangbuchrestauration durchgeführt.

Die griechische Kirche durchweht zwar ihren Gottesdienst mehr als irgend eine mit poetischen Bestandtheilen und hat eigene liturgische Bücher, in welchen ihre *kontakia*, *ponagia*, *exaposteila*, *gidala* zusammenstehen. Auch ihr Gesehngbuch hat sein eigenthümlich Ergeignis. Da aber die Gemeinde an dieser liturgischen Recitation keinen Theil hat und überhaupt ihrerseits nur mit einzelnen liturgischen Formeln den Gottesdienst begleitet, so kann von Gesangbüchern, wie wir sie bezeichnen, dort nicht die Rede sein.

Von Sextengesangbüchern nennen wir die Mennonitischen: Lust-Hoff der Zielen, beplant mit verschiedenen sorten van geestelyke Gesangen. (Amsterdam 1711.) Gesangbuch für Mennoniten (Elbing 1843.) 9. Aufl. Auch die Gesangbücher der Teutskatholiken von Kotze (Magdeburg 1846.) und Balzer mögen hier ihre Stelle finden. Ueberhaupt entbehren die meisten Secten, bis zu den Mormonen herab, nicht ihrer eigenthümlichen Liederfassungen. (Daniel.)

**GESANGSCHULE.** Dies Wort hat mehrfache Bedeutung. Es bezeichnet die Institute, in welchen die Kunst des Gesanges gelehrt und geübt wird, und auch die Lehrbücher dieser Kunst, und endlich gebraucht man es füglich, indem man die besondere Art eines Sängers, nach welcher er diese Kunst übt, seine Schule nennt. Im ersten Sinne hatte der Artikel Gesang schon mehrfach Gelegenheit, das Wort zu gebrauchen und es wurden bereits die vorzüglichsten Gesangschulen vergangener Jahrhunderte genannt. Wir haben nur noch hinzuzufügen, daß es eigentliche Gesangschulen im alten Sinne wol nicht mehr gibt. Doch sind mit den Conservatorien zu Paris, Brüssel, Berlin, Göttingen, Leipzig, Prag, München und Wien auch Gesangsschulen verbunden, welche jene Gesangschulen vertreten, und fast keine der Hauptstädte Europas ist ohne wenigstens einen Gesanglehrer von Ruf, der nicht seine Gesangschule etabliert hätte. Ebenso sind auch an Gymnasien und Seminarien Gesangsschulen eingerichtet, deren Gesehen allerdings fast überall nur in dem guten Willen und den Fähigkeiten des Gesanglehrers garantirt ist. Gesangsschulen nennt man die Lehrbücher des Gesanges. Die fühlbare Anwendung dieses Wortes bedarf noch einiger Worte der Rechtfertigung. Der künstlerische Ton ist immer erst das Product der Schule; wo er fehlt, da fehlt die Schule und wo er schlecht ist, da war die Schule schlecht — und man sagt daher nicht mit Un-

48) Seltener als bei den Lutheranern scheinen dann Kirchengesängen zu sein, daß sogar Herzog Heinrich von Wolsfenbüttel einzelne Lieder der Luther's in seiner Hofkapelle gebietet. In der 1639 zu Wien gedruckten Davidischen Harmonie steht sogar: Erhalt uns, Herr, bei deinem Worte, mit Auslassung des Papstes. Später wurden die lutherischen Lieder von vielen Bischöfen und Synoden verboten. Hardelein, Concil. Germ. VII. p. 20. Ubrigens führen lutherische Gesangbücher öfters lutherische Lieder in katholischen Gesangbüchern auf, die aus dem vorreformatorischen Liederschatze herkommen.

49) Ohne in das Einzelne gehen zu können, führen wir aus der Zeit 1780—1815 die und bekannt gewordenen katholischen Gesangbücher an, nur um zu zeigen, daß an Stelle der Production kein Mangel war: Fuldaisches Gesangbuch 1778. Casselbrüder Gesangbuch 1781. Lieder mit Melodien. (Prag 1783.) Gesangbuch der Hofkapelle zu Stuttgart 1787. (Soll laut Vorrede nur solche Gesänge aufnehmen, die das praktische Christenthum empfehlen und von allen Christen unserer Vaterland mittheilungswürdig werden können. 101 Nummern, darunter Lieder von Gellert, Cramer u. K.). Gesangbuch der Stadtkirche Mainz 1787. Gesangbuch der kathol. Gemeinde zu Hall 1787. Gesang-

und Gebetbuch für das Fürstenthum Hildesfeld 1787. Deutsches Gesangbuch (Münster 1792.), approbirt von Karl von Esch, Duisburg 14. Aug. 1812. Ulmer Gesangbuch 1797. Hoogen's Gesangbuch. (Düsseldorf 1798.) Gesangbuch von Heiligenstadt 1799. Nürnberger Gesangbuch 1800. Saganer 1806. Münchener 1810. Jänner 1810. Göttinger 1812. Etwas katholischer Gesang und Andachtsbuch zum Gebrauch bei der Gottesverkörperung im Bisth. Konstanz (von v. Wessensberg) 1812. Breslauer Gesangbuch. (Ansbach 1813.) Leide ließe sich dies Register noch vermehren.

recht vom Naturalisten: er hat keine Schule, vom schlecht gebildeten Sänger: er hat eine schlechte, und von dem echten Sänger: er hat eine gute Schule. In früherer Zeit brauchte man auch noch, und zwar, wie wir sehen werden, mit viel weniger Recht, diesen Begriff zur Untercheidung der Gesangsweisen verschiedener Länder, die in der That nicht vorhanden waren, sondern die nur auf der einseitigen Ausbildung einzelner Sänger beruhten. Man sprach von der italienischen Schule eines Sängers, wenn er die Cantilenen oder das Parlando, auf das die italienische Oper den härtesten Accent legt, ganz besonders schön ausführte; von einer französischen, wenn er in den leichten Rhythmen und dem veränderten Figurenwerk der französischen Oper Meister war und von einer deutschen, wenn er den tiefsten, sittlichen Ernst der deutschen Oper zu fassen verstand, während man doch nur sagen konnte, daß dieser oder jener Sänger mehr für die italienische, oder französische oder deutsche Oper geschikt sei. Es gibt nur eine Gesangsschule und die ist allerdings ihrem Ursprunge nach italienisch. (A. Reissmann.)

**GESANGUNTERRICHT.** Aller Unterricht gründet sich auf die vollständige Erkenntnis des zu bewältigenden Stoffes. Demnach hat der Gesangunterricht die Physiologie der Gesangsorgane zu seiner Voraussetzung und erkennt die Darstellung psychischer Zustände als sein Ziel; die beste Methode ist die, welche beide — Anfangs- und Endpunkt — in möglichst nahe Berührung bringt. Namentlich ist es unsere Zeit, welche diese Forderung in unwiderstehlicher Strenge stellt. Zweierlei ist es, was unsere Zeit charakterisiert: einmal die Summe des Musizierens und das andere Mal das Bestreben, die Zeit des Studiums zu kürzen und sich an Resultaten zu erfreuen. Ganz besonders zeigt sich auf dem Gebiete der Vocalmusik eine so rege Thätigkeit, daß sie ihrer Quantität nach selbst von der liebreichlichsten Zeit nicht überboten wird; und wenn früher Jahre lange Studien vorausgehen mußten, ehe man „singen“ durfte, so sucht man diese jetzt allerdings bis auf das Minimum zu verkürzen. Höflichkeit wäre es, sie deshalb zu scheitern. Das Bestreben, über Alles, was todt ist, hinwegzugehen, um sich am vollen Lebensstrom zu ergötzen, ist nun einmal ganz allgemein geworden und hat unbestreitbare Berechtigung. Aber dem Unterrichte erwächst die Notwendigkeit, darauf zu wirken, daß die Kunst darunter nicht leide, nicht untergehe durch eine Methode, welche die Quantität des Musizierens in Einklang bringt mit der Qualität und die jenes Streben nach dem Resultate in künstlerische Bahnen leitet. Wir versuchen eine übersichtliche Darstellung des solchen Principe folgenden Gesangunterrichts. Er beginnt in der Kinderstube und ist hier ausschließlich ein Hören. Jenes musikalische Ohr, das wir unter dem Artikel Gesang vielfach erwähnen mußten, und das weniger für den Gesang zu erheben ist, als eine schöne Stimme, wird hier zuerst geadert und gepflegt. Man lehrt das Kind aufmerken auf das Rollen des Donnerd, auf die Stimmen seiner Umgebung, auf

Stößen und Glöckchenton. Das „Hörch!“ der Amme und Kindermähne ist der erste Musikunterricht. Mit der Entwicklung des Sprachvermögens, oft auch noch vorher, regt sich in der Regel auch die Gesangseinstimmung. Der kleine Gesangsschüler versucht in Liedchen der Mutter oder der Amme mit einzustimmen und er ist in diesen Versuchen durchaus nicht zu hindern, sondern im Gegenteil zu unterstützen, denn hierdurch wird oft eine solche feste musikalische Grundlage gewonnen, daß sie auch dem verkehrtesten späteren Unterrichte zu widerstehen vermag.

Mit dem sechsten Jahre kann dann unbedenklich schon ein systematischer Unterricht beginnen, der sich indessen bis nach erfolgter Mutation nur auf die Elementargefängere beschränkt; die weitere Pflege des Gehörs, die Kenntnis der Tonchrift und was mit ihr in Verbindung steht, Treffen und auch Zonbildung, Aussprache und Atemholen gehört hierher. Doch sind hierbei möglichst wenig isolirte Übungen anzustellen, sondern größtentheils Lieder zu benutzen. (Man vergleiche hierzu Elementargefängere von A. Reissmann. Leipzig. und: Chorgesangschule von H. Reissmann. Leipzig.)

Während der Mutation ist es am sichersten, den Gesangunterricht und auch das Singen auszuheben. Ist diese vorüber, dann mag die Pflege des Kunstgesanges im engeren Sinne beginnen. Auch er erfolge nach demselben Principe: möglichst wenig isolirte Studien; die erworbene technische Fertigkeit finde sofort ihre Verwertung im Kunstwerke.

Die technische Ausbildung im Gesange erkennt als Ziel einen in allen Lagen der Stimme gleichmäßig schönen Ton, eine weise Dekonomie des Athems, verständliche Aussprache, die den Ton nicht hemmt, sondern unterstützt und eine gewisse Geläufigkeit der Stimme in Anwendung aller Kunstmittel; das Alles aber nicht um ihrer selbst willen, sondern im Dienste höherer Zwecke, und es scheint daher eben so vernünftig als natürlich, daß der Unterricht das von Vern herein berücksichtigt und daß, wenn erst durch Stimmbildung und Solfeggio die Erzeugung des schönen Tones und seine Verbindung mit dem Worte ebenso wie die erforderliche Beherrschung des Athems bis auf einen erheblichen Grad erreicht ist, Stimmbildung und Solfeggio mehr zurücktreten und die Vollendung am lebendigen Kunstwerke zu erlangen gesucht wird. In noch höherem Maße ist dies aber bei den sogenannten Kunstmitteln der Fall, wie Contragen, Zonchellen u. s. w., die ja doch zu allermeist durch den besonderen Inhalt des Kunststückes erst Sinn und Bedeutung erhalten.

Natürlich sind die hier zu verwendenden Kunststücke mit großer Sorgfalt auszuwählen, damit sie nicht nur der Stufe der technischen, sondern auch der psychologischen Bildung des Schülers angemessen sind. So nur scheint der Gesangunterricht geeignet, dem allgemeinen Bedürfnisse der Zeit und den Anforderungen der Kunst zu genügen. Freilich erfordert er Gesanglehrer, die nicht nur Sänger, sondern auch echte und rechte

Musiker sind, und diese sind eine große Seltenheit geworden.

Ein mächtiger Hebel für den Gesangsunterricht können die Singakademien werden, weil sich ihnen der ganze Kreis der Vocalformen vom einfachen Kriebe bis zur complicirtesten Fuge und von der engbegrenzten Motette bis zum großen und mächtig sich ausbreitenden Oratorium erschließt, und sie werden auch ihre Mission erfüllen, wenn erst der gesammte Privatunterricht in ihnen seinen Einigungspunkt findet. (A. Reissmann.)

**GESCHÄFT** (Rechtsgeschäft, negotium). A. Einleitung. Dieser Begriff fällt unter den weiteren Begriff der Thatfachen und insbesondere der Handlungen. Thatfache (factum) heißt überhaupt jedes Ereigniß in der Sinnenwelt, es mag durch menschliche Kraft und Willkür bewirkt werden, oder in anderen Ursachen seinen Grund haben, z. B. in Naturbegebenheiten. Handlung (bei den Römern ebenfalls factum schlechthin, auch factum personae, bisweilen auch actio genannt) ist die Kraftäußerung eines im Besitze seines Verstandes und seines freien Willens befindlichen Menschen. Für das Recht sind nur die Thatfachen und Handlungen von Bedeutung, welche auf die Entstehung von Rechten oder auf das Erlöschen entstandener Rechte von Einfluß sind. Sie werden auch juristische Thatfachen genannt<sup>1)</sup>. Man unterscheidet affirmative (auch positive genannt) und negative Handlungen, je nachdem sie in einem Thun oder Unterlassen bestehen, sowie hinsichtlich ihres Verhältnisses zu den Rechtsnormen erlaubte und unerlaubte Handlungen (delicta maleficia). Letztere kommen criminalrechtlich und privatrechtlich in Betracht, letzteres in Bezug auf die Verpflichtung zum Schadenersatz, und bei den Römern auch zu einer heutzutage meistens nicht mehr üblichen Privatstrafe. Die Thatfachen und Handlungen, welche auf die Entstehung und den Untergang von Rechten Einfluß haben, müssen als rechtliche Voraussetzungen zu diesen Wirkungen die dazu bestimmten Merkmale und Erfordernisse haben, welche sich nur für die Handlungen im Allgemeinen darstellen lassen. Man muß demnach unterscheiden: 1. Ereignisse, welche von dem Willen desjenigen, für welchen es sich um Erwerb oder Verlust eines Rechtes handelt, unabhängig sind, wozu auch die Handlungen Dritter gehören, in sofern sie nicht seiner Bestimmung unterliegen und er diese fremden Handlungen nicht für die seinigen gelten lassen muß. Diese Ereignisse umfassen auch die zufälligen Ereignisse; die Wirkungen dieser Ereignisse sind von denen der folgenden Classe nicht verschieden. Bisweilen wird in rechtlicher Hinsicht eine Thatfache als vorhanden angenommen, obgleich in der Wirklichkeit das Gegentheil besteht (fictio iuris) oder es wird aus vorhandenen Thatfachen das Dasein einer noch unbekannten vermuthet (Vermuthungen, praesumptiones). Dabei unterscheidet man menschliche Vermuthungen (sogenannte praesumptiones facti s. hominis) und rechtliche Vermuthungen (sogenannte praesumptiones iuris).

Letztere beruhen auf rechtlicher Vorschrift und werden bis zum Beweise des Gegentheils als wahr angenommen. II. Die Handlungen. Dieselben begreifen 1) einen Entschluß und dessen Ausführung in sich. Eine Handlung setzt Willensbestimmung voraus; nur der kann handeln, wer wollen kann. Die Handlungsfähigkeit, die Willigkeit zu wollen, hat gewisse Hindernisse, welche sich auf folgende Fälle zurückführen lassen: unreifes Alter, Vernunftlosigkeit, Interdiction und Natur der juristischen Personen. Die Handlungsunfähigkeit ist entweder eine gänzliche oder beschränkte. Gänzlich handlungsunfähig sind: a) Kinder, nach gemeinem Rechte alle, welche noch nicht sieben Jahre alt sind; b) Geistesranke, außer in lichten Zwischenräumen (intermissiones); c) diejenigen, deren Verstandesgebrauch zeitweilig gestört, und welche deshalb der Bestimmung des eigenen Willens unfähig sind, wenngleich der äußere Schein einer menschlichen Thätigkeit vorhanden ist; die Ursachen solcher zeitweiligen Störungen können verschiedene sein, z. B. gleichzeitige körperliche Krankheit, eigenthümliche körperliche Organisation; auch hoher Grad von Trunksucht in dem Maße, daß Willenslosigkeit anzunehmen ist, macht wenigstens zu Rechtsgeschäften unfähig, während aus den in einem solchen Zustande bezugenen unerlaubten Handlungen wenigstens eine Verpflichtung zum Schadenersatz entsteht, weil der Trunkene durch die Verauschung die culpose Ursache der später erfolgenden Verletzung wurde; d) juristische Personen sind unfähig zu Handlungen, weil sie bloß fingirte Rechtssubjecte sind. Eine beschränkte Handlungsfähigkeit haben diejenigen Personen, welchen die Fähigkeit zur Beurtheilung der rechtlichen Folgen ihrer Handlungen nicht zugetraut wird, und welche daher vor Schaden im Rechtsverkehr bewahrt werden sollen. So sind a) Personen, welche des Gebrauchs eines gewissen Sinnesorgans beraubt sind, zu den Handlungen, zu welchen sie desselben bedürfen, unfähig; es sind aber für manche besonders wichtige und unentbehrliche Handlungen besondere Formen vorgeschrieben, mit deren Beobachtung auch eine solche Person dieselben gültig vornehmen kann, z. B. im gemeinen Rechte für Testamente und Gedichte (Blinder). b) Schon vor der Volljährigkeit, mit welcher erst die vollständige Handlungsfähigkeit eintritt, zeigt sich eine beschränkte Handlungsfähigkeit in den früheren Altersstufen in einzelnen Ausprägungen. aa) So konnte nach römischem Rechte vom siebenten Jahre ein Unmündiger ohne den Tutor ihm vortheilhafte Handlungen vornehmen, wodurch er Rechte erwirbt, nicht aber solche, wodurch er Schaden erleidet; mit Beitritt des Tutors (auctoritas tutoris) konnte er auch ihm nachtheilige Handlungen mit voller rechtlicher Wirkung vornehmen, was heutzutage, wo die auctoritas verschwunden ist, und der Vormund regelmäßig allein für den Mündel handelt, nicht mehr anwendbar ist; wozogen die Frage, in wiefern der Unmündige allein durch seine Handlungen Rechte erwerben und verbind-

1) Savigny, *Opf. des posit. röm. Rechts*. 3. Bd. S. 3.

2) L. 8. C. VI, 22. *Kaiserliche Verordnung* von 1512. Tit. II. §. 9.

lich werden könne, immer noch praktisch von Bedeutung ist. Die einzelnen Beziehungen, in welchen die Regel, daß der Unmündige Rechte erwerben, sich aber nicht verpflichten könne, sich zeigt, sind aus den Systemen des gemeinen Civilrechts zu ersuchen. Eben dahin gehört das Nähere über die Wirkungen von Verträgen, welche Unmündige ohne den Tutor schließen. Hier genügt folgende Bemerkung. Ueberall, wo bei voller Handlungsfähigkeit ein einseitiger Vertrag eine vollständig wirksame Obligation erzeugt haben würde, tritt nach römischem Rechte auf Seiten der Unmündigen eine *naturalis obligatio* ein, welche das Eigentümliche hat, daß der Unmündige wegen mangelnder Veräußerungsfähigkeit das von ihm daraus Gezahlte zurückfordern kann. Zweiseitige Verträge, welche ein Unmündiger allein schließt, verpflichten ihn ebenfalls nicht vollständig, sondern nur *naturaliter*, weil aber den anderen Contractanten, sodas nur der Unmündige auf Erfüllung des Contracts klagen kann, wegen sich der andere Contractant mit der Zurückforderung dessen begnügen muß, um was der Unmündige dauernd bereichert worden ist; klagt der Unmündige durch seinen Tutor auf das Ganze, ohne den Willen, die Gegenleistung zu gewähren, so kann der andere Contractant die *doli exceptio* auf das Ganze entgegensetzen. Aus unerlaubten Handlungen wird ein Unmündiger nach gemeinem Rechte schlechterdings zur Zurückgabe der dadurch erlangten Bereicherung verpflichtet; ist er des *dolus* schon fähig, d. h. fähig, sein Unrecht einzusehen, so haftet er gleich einem Volljährigen. bb) Mit dem Eintritt der Pubertät tritt die Fähigkeit zur Errichtung eines Testaments ein. Auch werden vor der Pubertät unternommene Handlungen vollständig wirksam, wenn nach der Pubertät die Aufgabe rückwärts befragt wird<sup>3)</sup>. Die nach römischem Rechte mit der Pubertät eintretende Verwindung der Tutel und beginnende vollständige Handlungsfähigkeit der *puberes*, sowie deren freie Verfügung über das Vermögen (vorbehaltlich der Restitution) für *patresfamilias* auch auf den Todesfall, beschränkt sich im heutigen Rechte auf die beiden angegebenen Fälle. Denn in Folge der Veränderung, welche die Vormundschaft über noch nicht volljährige Personen durch die teurliche Praxis und die Rechtsgesetze<sup>4)</sup> erfahren hat, fällt der Unterschied zwischen Tutel und Curatel in Bezug auf Minderjährige weg, und die Vormundschaft dauert als Eine bis zur Volljährigkeit fort. Hiernach ist der Gegenstand der pubertät zur Volljährigkeit bis auf die beiden angegebenen Fälle verschwindend. Namentlich ist die mit der Pubertät nach römischem Rechte eintretende vollständige Handlungsfähigkeit weggeworfen, und somit haben die römischen Stellen, welche den Handlungen der *puberes* Wirksamkeit beilegen, jetzt keine praktische Bedeutung, und es gilt von den Handlungen der Minderjährigen nach erreichter Pubertät im heutigen Rechte dasselbe, was nach römischem Rechte von den

*impuberes* gilt<sup>5)</sup>. Die Kinder und Unmündigen stehen entweder unter Vormundschaft, oder unter väterlicher Gewalt, oder es ist keins von beiden der Fall, was indessen bei der der Elternvormundschaft obliegenden Pflicht zur Bevormundung selten vorkommt. Bevormundete werden in allen Vermögensangelegenheiten durch den Vormund vertreten, welcher für sie handelt oder handeln soll. Daneben sind die Grundsätze über Handlungsfähigkeit oder Unfähigkeit der Bevormundeten in Kraft geblieben, jedoch mit der Aenderung, daß die Minderjährigen jetzt bis zur Volljährigkeit unter Vormundschaft stehen, und daß daher die über die Handlungsfähigkeit oder Unfähigkeit der *impuberes* nach römischem Rechte geltenden Regeln jetzt auf alle wegen Minderjährigkeit Bevormundeten bis zur Volljährigkeit anzuwenden sind. Für diejenigen, welche unter väterlicher Gewalt stehen, ist, abgesehen von ihrem Alter, die väterliche Gewalt von mannichfacher Einwirkung; im Allgemeinen find auch hier in Ansehung des Erwerbes von Rechten, sei es für sich, sei es für den Vater, die Grundsätze über Handlungsfähigkeit oder Unfähigkeit Unmündiger maßgebend; hinsichtlich der Übernahme von Verpflichtungen sind zuvörderst die Fälle zu sondern, in welchen der Vater durch Handlungen des Sohnes verpflichtet werden kann; wo aber in Frage kommt, ob sich ein Hausfahn selbst verpflichten könne, gelten, seit derselbe eigenes Vermögen erwerben kann, dieselben Regeln, wie für Unmündige, welche nicht unter väterlicher Gewalt stehen. Die im römischen Rechte für *puberes*, welche sich in väterlicher Gewalt befinden, enthaltene Vorschrift, daß sie sich in gleicher Weise verpflichten können, wie der *paterfamilias*<sup>6)</sup>, ist, da in Folge der durch das teurliche Vormundschaftsrecht herbeigeführten Veränderungen *puberes sui iuris* sich regelmäßig nicht ohne den Vormund verpflichten können, für nicht mehr anwendbar zu achten<sup>7)</sup>. c) Den Unmündigen stehen im Ganzen die gerichtlich erklärten Verschwenner (*quibus bonis interdictum est, prodigi*) gleich. Das römische Recht behandelt sie mit den *furiosi* auf gleicher Linie. 2) Der Wille, aus dessen Äußerung eine Handlung erscheint, als deren Folge gewisse rechtliche Wirkungen eintreten, läßt sich von verschiedenen Seiten betrachten: a) Der Wille, aus welchem eine Handlung hervorgeht, kann sowohl auf den Eintritt der Nichterkenntnis gewisser rechtlicher Wirkungen gerichtet sein, als auch ohne dieses und ohne daß der Handelnde sich der Folgen der Handlung bewußt gewesen ist, auf die Handlung selbst. Im letzteren Falle ist der Mangel des Bewußtseins aller der Handlung eigenthümlichen Folgen auf Seiten ihres Urhebers unerheblich, weil dann die Regeln von der Rechtsunwissenschaft zur Anwendung kommen. Die Handlung kann Entschreibung oder Beendigung eines Rechtsverhältnisses bezwecken, wo es dann darauf ankommt, ob die Möglichkeit der Errichtung dieses Zweckes nach den Umständen vorlag;

3) Auth. *Sacramenta puberum* C. 8. *adv. vendit.* II, 27 (387).  
4) Reichspolizeirordnung vom 1548. Zil. 31. §. 1; von 1775. Zil. 32. §. 1.

5) Savigny a. a. O. S. 82. 6) L. 141. §. 2. D. XLV, 1. 7) Wegen des Weiteren vergl. Schmidt a. a. O. in *Rechtsf. Rechtswissen.* 9. Bd. S. 197 ff.



lag sie vor, so treten die jenem Rechtsverhältnisse eigenthümlichen Folgen ein. Die Handlung kann aber, ganz abgesehen von einem solchen Zweck, Wirkungen haben, welche nicht in dem Willen des Handelnden liegen, vielmehr selbst gegen dessen Willen eintreten, wie dies bei allen Störungen und Verletzungen eines Rechtsverhältnisses der Fall ist, von welchen eine besondere Classe mit besonderen Eigenschaften die Delikte oder Vergehen bilden. In dem Falle, wenn der Wille des Handelnden bestimmt auf den Eintritt oder Nichteintritt gewisser rechtlicher Wirkungen gerichtet ist, muß eine bestimmt hervortretende Willenserklärung vorliegen, und diese Handlung, welche mit einer solchen auf gewisse rechtliche Wirkungen gerichteten bestimmten Willenserklärung verbunden ist, heißt ein Rechtsgeschäft (negotium). b) Der Wille kann nur dann Wirkungen haben, wenn er wirklich vorhanden ist, d. h. wenn die Absicht eine wahrhafte und geäußert worden ist. Regelmäßig ergibt die Handlung beides, und in der Regel darf ein Widerspruch zwischen dem Willen und der Erklärung nicht angenommen werden; daher ist das Vergehen, man habe nicht gemollt, was man gethan hat (sogenannte reservatio mentalis), einer mit Bewußtsein vorgenommenen Handlung gegenüber nicht zu brachten. Es kommen aber Fälle vor, wo eine absichtliche Erklärung, ohne den Willen des Handelnden, die rechtlichen Wirkungen hervorbringen, welche sonst regelmäßig an die Willenserklärung geknüpft sind, vorliegt. Solche Fälle sind: aa) Worte, welche an sich den vollendeten Willen auszubringen fähig sind, können gebraucht sein als Ausdruck eines Zustandes der Unentschiedenheit, wo man noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt hatte, und erst auf dem Wege war, künftig einen solchen zu fassen<sup>8)</sup>, in welchem Falle eine rechtliche Wirkung jenen Worten nicht beizulegen ist; bb) die bei einem Rechtsgeschäfte gebräuchlichen Worte können zum Scherz gebraucht sein, wiewohl falls sie ohne rechtliche Folgen bleiben, vorausgesetzt, daß der Scherz außer Zweifel ist; cc) eine Handlung kann auch bloß zum Schein geschehen sein. Es kann dies aus verschiedenen Ursachen der Fall sein; die Handlung ist ebenfalls ohne Wirkung, sofern sie nicht auf Betrug Anderer abzielt. Besonders ausgezeichnet sind zwei Classen von Fällen. Entweder ist der Wille bestimmt auf eine Handlung gerichtet, die wirklich geschehe Handlung wird aber aus besonderen Gründen hinter einer anderen verborgen. Dieses ist gestattet, vorausgesetzt, daß kein Betrug Dritter dadurch beabsichtigt wird, oder nichts rechtlich Unerlaubtes dadurch erreicht werden soll; nur das wirklich Gewollte ist dann gültig, das zum Schein Vorgenommene nur in sofern, als das erstere dadurch aufrecht erhalten werden soll. Oder es ist die Erreichung eines erlaubten Zweckes nur durch ein Schlingengeschäft möglich (Simulation); wiewohl falls dieses gilt und der Zweck dadurch erreicht wird. Der Wille kann durch fremdartige Einflüsse bestimmt worden sein, und daher der unter diesen Einflüssen Han-

delnde sich darauf berufen, daß die Handlung aus seiner wahren Willensmeinung nicht hervorgegangen sei. Die Willenserklärung kann auf verschiedene Weise zu erkennen gegeben werden. c) Handlungen kann man soviel für sich, d. h. in eigener Angelegenheit, als für Andere vornehmen<sup>9)</sup>. Das Erstere ist die Regel, das Letztere nur Ausnahme. Die Stellvertretung dient theils zur Erleichterung des Rechtsverkehrs, indem dadurch die juristischen Organe eines Lebens dergestalt gleichsam vervielfältigt werden, daß so Rechtsgeschäfte zu Stande kommen, welche sonst aus thatsächlichen Gründen entweder gar nicht, oder nur schwieriger hätten zu Stande gebracht werden können; theils dient die Stellvertretung als Ersatz für die eigene fehlende Handlungsfähigkeit, wie bei Unmündigen, Wahnsinnigen, erklärten Verschwendern, juristischen Personen; in letzterer Hinsicht ist die Stellvertretung nothwendig, weil ohne sie die diesen handlungsunfähigen Personen zustehende Rechtshandlung vergeblich und nutzlos sein würde. Das Gebiet, worin die Stellvertretung stattfindet, ist das Vermögen und der Verkehr damit unter den Lebenden. Bei den Römern bestand ursprünglich der strenge, für den Rechtsverkehr sehr beschwerliche Grundsatz, daß man nur durch die in seiner juristischen Gewalt (potestas, manus, mancipium) befindlichen Menschen vertreten werden könne, und auch nur zum Erwerbe, nicht zur Verminderung des Vermögens. Dagegen konnte eine wirksame Vertretung durch unabhängige Menschen nicht stattfinden; man konnte durch deren juristische Handlungen weder Rechte erwerben, noch solche aufheben, noch Verpflichtungen übernehmen, ohne daß das Einverständnis aller theilhabiger Personen über diese Vertretung daran etwas ändern konnte. Nach und nach wuchs man bei zunehmender Lebhaftigkeit und Vielfältigkeit des Verkehrs von diesem strengen Grundfasse ab. Die allmähigen Milde- rungen desselben im Gebiete des Sachenrechts und Obligationenrechts näher anzugeben, liegt außer dem Kreise unserer Aufgabe. Im heutigen Rechte ist in Teutschland in Folge hier vorzugsweise vor dem römischen Rechte zur Geltung gelangter einheimischer Rechtsansichten Stellvertretung durch Andere unbeschränkt zulässig. Zur Wirksamkeit der Stellvertretung wird das Bestehen eines Verhältnisses zwischen dem Stellvertreter und dem durch ihn vertretenen Principal erfordert, welches entweder auf juristischer Nothwendigkeit beruht, wie Vormundschaft und Curatel, oder auf dem Willen derjenigen, welche eine solche Vertretung wollen, sei nun dieser Wille ein Vertragsverhältniß zwischen diesen und dem Stellvertreter, oder eine leghwillige Verfügung, in welcher der Testator die Vertretung entweder für handlungsunfähige im letzten Willen Bedachte, oder für die Verwaltung seines Nachlasses oder eines Theils desselben und zur Ausführung seiner leghwilligen Verfügungen im Interesse der Bedachten anordnet. Obwohl nun hiernach das Rechtsverhältniß zwischen Stellvertreter und Principal nach Verschiedenheit des Grundes, auf welchem es beruht,

8) J. B. L. 24. D. XXIX. 1. Savigny a. a. O. S. 259 fg. v. Oenpff. I. B. u. 2. 2te Section. LXII.

9) Savigny a. a. O. S. 90—98.

in den einzelnen Arten der Vertretung in Gehalt und Wirkungen sehr verschieden sein kann, so ist dies doch auf die Wirksamkeit der Handlung eines Stellvertreters, wenn dessen Befugniß zur Vertretung eines Principals feststeht, ohne Einfluß. Der Principal hat die von dem Stellvertreter für ihn unternommenen Handlungen wie seine eigenen anzuerkennen; er kann aus ihnen unmittelbar von Dritten verklagt werden, und eben so unmittelbar gegen Dritte klagen, mit welchen sein Stellvertreter für ihn dadurch in Rechtsverhältnisse getreten ist. Dazu wird aber vorausgesetzt, daß die Handlung die eines Rechtssubjectes, nicht die Wirkung eines bloßen Werkzeuges ist. Es sind daher von den Stellvertretern zu unterscheiden die Räkter, welche nur ein Geschäft zwischen zwei Personen, die ein solches schließen wollen, vermitteln, und diejenigen, welche bloß als Werkzeuge des Handelnden gebraucht werden, wie die Boten. Die Räkter (proxenetae) sind deshalb keine Stellvertreter, weil sie nicht für Einen handeln, sondern in einem Obligationsverhältnisse mit Beiden stehen. d) Zur vollen beabsichtigten Wirkung einer Handlung kann die Einwilligung anderer Personen nothwendig sein, zu welchen der Handelnde in besonderen Rechtsverhältnissen steht, wie z. B. in väterlicher Gewalt oder Vormundschaft; oder welche gewisse Rechte an Sachen haben, an denen durch die Handlung Rechte übertragen oder bestellt werden sollen, z. B. ein Pächter an der vom Eigenthümer zu veräußernden Sache. Die Einwilligung solcher Personen ist nach den allgemeinen Grundsätzen über Handlung und Willenserklärung zu beurtheilen, und bewirkt vollständige Wirksamkeit der ersten Handlung, zu welcher sie hinzutritt, sobald sie nicht unter Beschränkungen, welche der Natur des Geschäftes nicht zuwider sind, ertheilt ist; ist die Einwilligung nur zu einer bestimmten im Voraus verabredeten Art und Weise der Ausführung der Handlung ertheilt worden, so muß die Handlung in der verabredeten Weise ausgeführt sein, wenn die Einwilligung binden sein soll. e) Damit eine Handlung rechtliche Wirkung habe, muß sie die im Rechte zu ihr vorausgesetzten Erfordernisse haben; widrigenfalls ist sie unguiltig. Die Ungültigkeit besteht entweder in der Nichtigkeit der Handlung, oder bloß in der Möglichkeit, sie anzufechten und ihre Wirksamkeit rückgängig zu machen. B. Von der Willenserklärung<sup>11)</sup>. Die Handlung ist eine Äußerung des Willens, eine Erklärung desselben. Sie kann aber nicht bloß zur Erklärung des Willens, sondern auch zur Errichtung eines unmittelbaren selbständigen Zweckes vorgenommen sein. Die Darlegung des Willens ist nicht bloß durch die Handlung selbst, sondern auch durch andere Zeichen, namentlich durch Worte, welche ihn kundgeben, möglich. Hiernach ist Willenserklärung die Handlung, wodurch ein bestimmter Wille mit rechtlicher Wirksamkeit kundgegeben werden soll. Es ist dies auf sehr vielfache Weise möglich. Außerdem, daß diese verschiedenen Arten der Willenserklärung im Rechte berücksichtigt worden sind, ist

auch für manche Fälle Fürsorge getroffen, in welchen eine bestimmte Willenserklärung nicht vorliegt, gleichwohl aber die Frage zu beantworten ist, ob eine solche anzunehmen sei oder nicht. Es sind daher folgende Einteilungen der Willenserklärung zu unterscheiden: 1) Die ausdrückliche und stillschweigende Willenserklärung. Der Wille als innere Thatsache läßt sich nur mittelbar durch eine in die Sinne fallende Thatsache erkennen. Hat dieses Mittel der Erkenntniß des Willens nur allein die Bestimmung, als Kennzeichen des Willens zu dienen, so ist die Willenserklärung eine ausdrückliche; hat es aber zunächst eine andere selbständige Bestimmung, jedoch so, daß es daneben auch den Ausdruck des Willens enthält, so ist die Willenserklärung eine stillschweigende, oder genauer eine Einwilligung durch Handlungen. Beide Arten der Willenserklärung können sowohl durch Worte, als ohne Worte, also durch Handlungen im eigentlichen Sinne geschehen. Das Mittel der ausdrücklichen Willenserklärung ist vorzugsweise und gewöhnlich mündliche oder schriftliche Rede, welche einander gleichstehen; es können aber auch Zeichen und Gebärden dazu dienen, deren eigentliche Bedeutung jedoch erst durch den Zusammenhang, in welchem, und durch die Umstände, unter welchen sie geschehen, bestimmt wird; sowie auch andere That- und Kraftäußerungen Mittel der ausdrücklichen Erklärung sein können, z. B. Annahme eines übergebenen Geschenkes, Widerstand gegen Ausführung einer Servitut. Die schriftliche Willenserklärung wird seit dem Mittelalter hauptsächlich durch die eigenhändige Unterschrift des eigenen Namens unter eine von dem Unterscheidenden oder einem Anderen herrührende Schrift bewirkt, wodurch er den Inhalt dieser Schrift für seinen Gedanken und Willen erklärt. Sie ist demnach so gewöhnlich, daß nach der Meinung Vieler im Volke sie als die alleinige gültige Form der ausdrücklichen Willenserklärung gilt; und wirklich haben einzelne teutsche Particulargesetze hinsichtlich mancher Rechtsgeschäfte, sofern sie über eine bestimmte Summe hinausgehen, dieselbe für die allein gültige Form erklärt<sup>12)</sup>. Die stillschweigende Willenserklärung besteht in solchen Handlungen, welche zwar selbständige Zwecke haben, zugleich aber als Mittel für die Erkenntniß des Willens dienen. Die Handlungen müssen so beschaffen sein, daß von ihnen auf das Dasein des Willens sicher geschlossen werden kann (nach der neueren lateinischen Kunstsprache *facta conclusentia*). Hiernach setzt die Annahme einer stillschweigenden Erklärung immer eine wirkliche Beurtheilung der einzelnen Handlung mit Rücksicht auf alle sie begleitenden Umstände voraus, welche Beurtheilung hier ganz dieselbe Stelle besetzt, wie die Auslegung der gebrauchten Worte bei ausdrücklichen Willenserklärungen. Häufig bedarf es, um in einer Handlung eine Willenserklärung finden zu können, der positiven Mitwirkung äußerer Umstände; ebenso können aber auch entgegenwirkende Umstände den sonst aus der Handlung allein zu ziehenden wohlgegründeten Schluß auf den Willen

10) Savigny a. a. O. S. 357 — 357.

11) z. B. das Preussische Landrecht. Ab. I. Tit. 5. §. 131 bei Verträgen über 50 Thaler.

len entkräften. Die einen solchen Schluss ausschließenden Umstände können oft lediglich in dem besonderen Hergange eben dieser einzelnen Handlung liegen; ebenso können sie aber auch einen allgemeinen Charakter haben und sich demnach auf allgemeine Regeln zurückführen lassen. Vor Allem dient zur Entkräftung der Wirksamkeit einer Handlung als stillschweigender Willenserklärung eine ausdrückliche Erklärung, die Protestation oder Reservation (siehe diese Artikel). Ferner kann aus erzwungenen oder aus einem Irrthume beruhenden Handlungen kein Schluss auf den Willen des Handelnden gemacht werden. Verbannt mit der stillschweigenden Willenserklärung ist diejenige, welche man aus dem bloßen passiven Verhalten, dem Schweigen, folgert. Nach gemeinem Rechte enthält das bloße Stillschweigen zu den Handlungen eines Anderen, oder auf die Frage eines Anderen, an sich weder eine Einwilligung, noch eine Ablehnung<sup>12)</sup>. Nur Ausnahmefälle sind es, in welchen das Schweigen als Einwilligung angesehen wird. Diese Fälle gründeten sich auf eine vorausgesetzte Verpflichtung, sich zu erklären, welche Verpflichtung entweder in der besonderen Wichtigkeit des Rechtsverhältnisses (besonders bei Familienverhältnissen) oder in der dem Anderen schuldigen Ehrerbietung, oder im Zusammenhange des jetzigen Schweigens mit früheren Willenserklärungen ihren Grund hat. Sämmtliche im gemeinen Rechte begründete Ausnahmefälle sind rein positiv<sup>13)</sup>, und das bei ihnen vom Schweigen Geltende ist nicht auf andere ähnliche Fälle auszudehnen. Es kommt indessen auch bei ihnen vor, daß das Schweigen als Zustimmung aus ähnlichen Gründen nicht angesehen werden kann, aus welchen bei der stillschweigenden Willenserklärung der Schluss aus der Handlung auf den Willen ausgeschlossen wird. Es ist dies möglich, wenn die besonderen Umstände des einzelnen Falles andere Motive des Schweigens ergeben, oder wenn der Schweigende durch Zwang oder Irrthum zum Schweigen bestimmt worden ist. Eine Protestation ist aber in diesen Fällen unentbar, weil sie stets in einer ausdrücklichen Erklärung besteht, welche den Fall des bloßen Stillschweigens ganz ausschließt. 2) Es ist ferner eine feierliche oder förmliche und eine einfache Willenserklärung zu unterscheiden. Förmliche Willenserklärungen sind diejenigen, deren Wirksamkeit von der Beobachtung einer positiv vorgeschriebenen Handlungsweise abhängig ist, welche allein als Ausdruck dieses Willens gelten soll; förmlich heißt sie, weil eine bestimmte Form bei ihr gesetzlich notwendig ist, während solche bei der einfachen Willenserklärung von der freien Willkür der Handelnden abhängt. Im älteren römischen Rechte kamen die förmlichen Willenserklärungen sehr häufig in der besonderen Gestalt symbolischer Handlungen vor, welche den eigenthümlichen Sinn eines jeden Rechtsverhältnisses symbolisch darstellen und so den Theilnehmenden und Anderen auf eine in der Sinne fallende Weise anschaulich machten. Aber nicht bloß bei den Römern, sondern bei

den verschiedensten Völkern und ganz besonders bei den alten Teutschen waren diese symbolischen Handlungen von hoher Bedeutung<sup>14)</sup>. Der Gebrauch symbolischer Rechtshandlungen gehet überall der Jugendzeit der Völker an; bei vollkommenem Rechtszustande und größerer Ausbildung der Rechtsbegriffe werden solche Formen als Schranken des Verkehrs lästig; der Sinn und das Bedürfnis für sie fällt weg; sie verkümmern und verschwinden endlich ganz. Im neueren römischen und im heutigen Rechte ist in Teutschland der Regel nach die Wirksamkeit und Gültigkeit der Willenserklärungen als Rechtsgeschäfte von keiner besonders eingerichteten Handlungsweise, von keinen besonderen Förmlichkeiten und Keuschlichkeiten abhängig, sondern die Beobachtung solcher Formen steht in der freien Willkür der Handelnden; es kommen aber Ausnahmen von dieser Regel vor, deren Zweck meistens die Verhütung von Zwifeln und Ungewissheiten über den Inhalt der Willenserklärungen ist. Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sind Errichtung eines schriftlichen Auftrages über die Willenserklärung, Zuziehung von Zeugen, Abgabe der Erklärung vor Gericht oder vor Notarien, Bestätigung der Erklärung durch die Obrigkeit oder durch den Regenten. Die meiste Bedeutung haben die Formen bei letztwilligen Verfügungen, und in Teutschland, vermöge in Geltung verbliebener teutschrechtlicher Ansichten, bei den Willenserklärungen, welche Rechte mit unmittelbarer Beziehung auf Grundstücke zum Gegenstande haben. Werden solche Formen willkürlich bei solchen Willenserklärungen, deren Wirksamkeit gesetzlich von der Beobachtung derselben nicht abhängt, angewendet, so sind sie in Bezug auf die Wirksamkeit der Willenserklärung nur dann von Einfluß, wenn der Eintritt dieser Wirksamkeit nach dem ausdrücklichen Willen der Theilnehmenden von der Beobachtung solcher Formen abhängen soll. Namentlich gilt dies von der heutzutage so häufig vorkommenden gerichtlichen Verlautbarung der Willenserklärungen, sowie von der gerichtlichen Bestätigung. In Bezug auf diese gilt der Grundsatz, daß sie zur Gültigkeit und Wirksamkeit einer Willenserklärung an sich Nichts beitrage (confirmatio nihil dat novi). Wo bestimmte Formen für gewisse Willenserklärungen gesetzlich als notwendig vorgeschrieben sind, bemisst ihre Vernachlässigung entweder Ungültigkeit des Geschäftes, oder eine verminderte Wirksamkeit desselben, oder endlich eine Wirksamkeit in anderer Art und Weise, als beabsichtigt war. 3) Neben den bisher vorgedachten Fällen der Willenserklärung, bei welchen der durch sie geoffenbarte Wille als ein wirklich vorhandener angenommen wird, gibt es gemeinrechtlich eine geringe Anzahl Fälle, in welchen der Wille, wenn er auch nicht erklärt worden ist, und ohne Rücksicht darauf, ob er wirklich vorhanden ist, als vorhanden angenommen wird (fingirte Willenserklärung). Bei mehreren dieser Fälle ist allerdings eine allgemeine Wahrscheinlichkeit des Willens, der daher auch ein vermuth-

12) L. 142. D. L. 17. 13) Die einzelnen Fälle sind zusammengestellt bei Savigny a. a. O. S. 248 fg.

14) Grimm, Ueber die Poesie im Rechte, in der Zeitschrift für geschichtl. Rechtsw. 2. Bd. Nr. 2. S. 25—99.

ter oder präsumtiver genannt werden könnte, vorhanden; in anderen Fällen fehlt es aber an dieser Wahrscheinlichkeit, und daher kann die vorhandene oder nicht vorhandene Wahrscheinlichkeit keinen Grund zu einer weiteren Unterscheidung abgeben. Fälle dieser fingirten Willenserklärung sind unter anderen die Verfügung zur Führung eines Processes im Interesse abwesender näher Angehöriger (der sogenannte vermuthete Auftrag, *mandatum praesentium*), für welche man als fingirter Procurator auftreten darf, und die Fälle des stillschweigenden Pfandrechtes. Eine eigenthümliche Art der Willenserklärung ist die Genehmigung von etwas Vorgegangenem (*rathibatio*). C. Von den Rechtsgeschäften. 1) Begriff und Arten. Rechtsgeschäft (*negotium* bei den Römern, bei den Neueren auch *negotium juris*) ist jede Willenserklärung, welche die Begründung, oder Abänderung, oder Aufhebung eines Rechtsverhältnisses bezweckt. Diese Willenserklärung kann sowohl von einer, als von mehreren, d. h. wenigstens zwei Personen ausgehen, und erscheint letzteren Falles als Uebereinstimmung (*consensus*), je nachdem das Geschäft von der Art ist, daß dabei kömme eine oder blos mehrere Personen thätig sein können. Man unterscheidet daher einseitige und zweiseitige Rechtsgeschäfte (sogenannte *negotia unilateralia* und *bilateralia*). Die meisten Rechtsgeschäfte sind zweiseitige und fallen unter den Begriff des Vertrages, d. h. einer übereinstimmenden Willenserklärung Mehrerer in Bezug auf ihre Rechtsverhältnisse, welche dadurch bestimmt werden. Einseitige Rechtsgeschäfte gibt es wenige, und unter ihnen sind die letztwilligen Verfügungen die wichtigsten. Die außer den letztwilligen Verfügungen, welche in das Erbrecht gehören, vorfindenden einseitigen Rechtsgeschäfte gehören dem Obligationenrechte an. Die Verträge sind von allgemeinerer Bedeutung; sie kommen bei allen Rechtsinstituten des Privatrechts vor; so im Sachenrechte zur Begründung der ihm angehörigen Rechtsverhältnisse, zur Entstehung und Auslösung von Familienrechtsverhältnissen, zur Begründung und Aufhebung von Obligationen; außerdem aber auch im Völkerrechte und Staatsrechte. Nach Zweck und Gegenstand lassen sich Geschäfte unter den Lebendigen (*negotia inter vivos*) und auf den Todesfall (*negotia mortis causa*) unterscheiden; je nachdem ihre Wirksamkeit von dem Tode des einen oder nach deren Interessen abhängig gemacht ist oder nicht. Die letzteren tragen sämmtlich den Charakter der Widerruflichkeit an sich, indem sie zu jeder Zeit einseitig vom Disponenten wieder aufgehoben werden können; sie sind auch meistens einseitige Rechtsgeschäfte, mit alleiniger Ausnahme der Schenkungen auf den Todesfall. Der deutschrechtliche Erbengesetzungsvertrag hat eine gemischte Natur; er ist ein Geschäft auf den Todesfall, in sofern dadurch ein Erbe ernannt wird; mit den Geschäften unter den Lebendigen hat er das gemein, daß er unwiderruflich ist. Noch unterscheiden die Neueren entgeltliche (sogenannte *negotia onerosa*) und unentgeltliche Geschäfte (sogenannte *negotia lucrativa* oder *gratuita*), je nachdem durch das Geschäft ein Erwerb gegen eine

Gegenleistung gemacht wird, oder nur Ein Theil ohne eine Gegenleistung einen Vortheil zieht. Der Unterschied in der Sache ist dem römischen Rechte bekannt; die Kunstausdrücke sind neueren Ursprungs. Der bei den Römern so wichtige Unterschied der *negotia stricti juris* und *negotia bonae fidei* und der daraus entspringenden Klagen ist im heutigen Rechte Deutschlands verschwunden, und es haben heutzutage die Geschäfte, namentlich die Verträge, die Natur der römischen *contractus bonae fidei*. Der Grund davon liegt hauptsächlich in dem Verschwinden der Stipulation. 2) Bestandtheile der Rechtsgeschäfte. Gewöhnlich pflegt man die allgemeinen wesentlichen Eigenschaften oder Erfordernisse aller Rechtsgeschäfte von den besonderen wesentlichen Erfordernissen der einzelnen Rechtsgeschäfte zu unterscheiden; Manche erklären sich gegen diese Unterscheidung. Die hier noch zu erwähnende Unterscheidung zwischen *essentialia*, *naturalia* und *accidentalibus negotii* bezieht sich nur auf die einzelnen Rechtsgeschäfte. Wesentliche Bestandtheile eines Geschäftes (*essentialia* oder *substantialia negotii*) sind alle diejenigen, welche zu einem Geschäfte seinem Begriffe nach gehören. Sie lassen sich nicht im Allgemeinen, sondern nur bei den einzelnen Rechtsgeschäften angeben. Die natürlichen Bestandtheile (*naturalia negotii*) sind regelmäßig nach der Natur der Sache oder nach gesetzlichen Bestimmungen eintretenden, sich sonach von selbst verstehenden Wirkungen eines bestehenden Rechtsgeschäftes, welche im Zweifel allemal als nicht abgeändert anzusehen sind, gleichwohl aber der Abänderung durch Privatwillkür unterliegen. Zufällige Bestandtheile (*accidentalibus negotii*) sind die Erweiterungen oder Einschränkungen der regelmäßigen Wirkungen eines Rechtsgeschäftes, sowie die Nebenbestimmungen (*adnuncula*) desselben. Sie verstehen sich nie von selbst, sondern bedürfen immer einer besonderen Willenserklärung. Die Nebenbestimmungen beziehen sich theils auf die Modalitäten eines Rechtsgeschäftes, wie Bedingungen, Zeitbestimmungen und Zweck (*modus*), theils auf dessen Bestätigung, wie Eid, Draufgabe (*arrha*), Conventionalstrafe; letzteren Falls sind sie auf Verträge beschränkt. Dagegen sind Nebenbestimmungen von allgemeiner Beziehung die Geschäftsklauseln (*clausulae*, bisweilen auch *adjectio*, *verba*, *scriptura*), worunter man die Wortformeln versteht, welche einem Rechtsgeschäfte zur genaueren Bestimmung seiner rechtlichen Wirkung einverleibt oder angehängt sind. Mit Rücksicht auf ihren Zweck und Inhalt lassen sich folgende Classen derselben unterscheiden: a) die Gültigkeitsklauseln, wozu die confirmatorische, die Vorbehaltsklausel, die *clausula rati*, die Salutorklausel und die derogatorische Klausel gehören; b) die Sicherheitsklauseln, wie die *clausula doli*, *constitui possessorii* u. f. w.; c) die Vortheilsklauseln; d) die Aufhebungsklauseln, wozu die *clausula rebus sit stantibus* gehört; e) die Sollemnitätsklauseln. Der Gebrauch dieser Klauseln ist nur dann von Nutzen, wenn sie anerkannt und ganz unabweisbar sind; außerdem ist es rathsam, andere Worte zu gebrauchen, welche jeder

Ungewissheit vorbeugen. D. Von fremdbartigen Einflüssen auf den Willen des Handelnden<sup>15)</sup>. Es kommt im Allgemeinen für die rechtliche Natur und Wirksamkeit dessen, was man gewollt hat, Nichts darauf an, durch welche Beweggründe der Wille beherrscht und bestimmt worden ist. Es können aber auf die Willensbestimmung Einflüsse einwirken, welche dieselbe als unfrei erscheinen lassen, sodas die Willenserklärung oder Handlung des Handelnden nicht als der wahre und vollkommene Ausdruck seines Willens gelten kann. Diese Einflüsse können entweder von fremden Personen herrühren, oder in der eigenen Person des Handelnden selbst begründet sein. Das Erstere ist der Fall, wenn Jemand durch Zwang oder Betrug eines Anderen zu einer Handlung veranlaßt worden ist; das Letztere, wenn der Handelnde selbst, ohne durch einen Anderen dazu bestimmt worden zu sein, von unrichtigen Voraussetzungen geleitet worden ist, d. h. bei Erwägung der Beweggründe zur Handlung dabei vorkommende Momente entweder nicht gekannt, oder sie falsch gekannt, sich in Unwissenheit oder Irrthum darüber befunden hat. Diese fremdbartigen Einflüsse auf die Willensbestimmung und ihre Folgen für die rechtliche Wirksamkeit einer durch sie veranlaßten Willenserklärung bedürfen noch einer näheren Betrachtung. I. Zwang oder Gewalt (vis) kann durch physische Mittel und durch bloße Einwirkung auf das Gemüth ausübt werden. Wird er durch physische Mittel ausübt, sodas eine Ueberwältigung durch physische Uebermacht stattfindet (bei den Krauern vis absoluta genannt) und der Gezwungene sich bloß leidend verhält, so kann von einer Aeußerung des Willens des Gezwungenen gar keine Rede sein; diese ist vielmehr unterdrückt; es ist daher von dieser Art des Zwanges hier nicht weiter die Rede; wird dadurch Jemand von einer Handlung abgehalten, oder zur Unthätigkeit, oder zum Dulden veranlaßt, so ist dies unter andere Gesichtspunkte zu bringen, unter welchen der des Delictes der vorherrschende ist, wo dann die privatrechtlichen Folgen sehr verschieden sein können. Wird der Zwang durch Einwirkung auf das Gemüth ausübt, dadurch nämlich, daß durch Drohung auf den Willen des Handelnden einwirkt wird (vis compulsiva bei den Krauern), so ist sein Wille nicht unterdrückt; derselbe ist nur nicht frei, sondern durch die Drohung bestimmt, welche zu diesem Zwecke absichtlich Furcht (metus) in dem Handelnden erregt; er handelt, freilich nur in diesem Affecte, und folglich will er; er hat die Wahl zwischen drei möglichen Entschlüssen, entweder die Handlung vorzunehmen, wozu ihn der Drohende bestimmen will, oder das gedrohte Uebel durch Widerstand abzumenden, oder endlich dieses Uebel über sich ergehen zu lassen; wählt er den ersten dieser drei Wege, so ist die Freiheit der Wahl, also seines Willens vorhanden, und es liegt demnach auch bei dem durch Drohung zu einer Willenserklärung Veranlaßten

eine wirkliche Willenserklärung vor. Diese Ansicht ist auch die des römischen Rechts<sup>16)</sup>. Doch kann die durch Drohung entstandene Angst sich auch möglicher Weise zu einem solchen Grade steigern, daß in der That Willenslosigkeit vorhanden ist, wie bei dem Wahnsinne und der äußersten Trunkenheit. Hebt nun gleich der Zwang zu einer Willenserklärung, außer in diesem äußersten Falle, die Freiheit des Handelnden nicht auf, und hindert die natürliche Wirksamkeit der Willenserklärung nicht, so widerspricht er doch gradezu der durch das Recht bezweckten sicheren und selbständigen Entwicklung der Persönlichkeit. Daher wird dem solchergefallt beherrschten und bestimmten Willen allerdings rechtlich Wirksamkeit beigelegt und das dadurch entstandene Geschäft als bestehend angenommen, aber nur so lange, als nicht der Zwang dagegen geltend gemacht wird, weil die Handlung selbst ohne Zwang möglich ist, der Zwang aber vorher mit der Handlung selbst oder im Erfolge sich nicht besonders auf eing in die Sinne fallende Weise äußert, oder sich nicht sicher erkennen läßt. Der Zwang selbst gilt als eine unerlaubte Handlung, gegen deren Wirkungen nach gemeinem Rechte verschiedene Rechtsmittel Schutz gewährt, deren Verschiedenheit auf dem verschiedenartigen Einflüsse beruht, welchen der Zwang auf privatrechtliche Zustände und Verhältnisse äußern kann. Rücksichtlich der Folgen des Zwanges ist wie bei dem Betrage zu unterscheiden, ob dadurch die ganze Handlung veranlaßt ist, sodas dieselbe ohne den Zwang unterlassen worden wäre (metus causam dans), oder ob dadurch nicht das ganze Rechtsgeschäft, sondern nur gewisse Bestimmungen desselben veranlaßt worden sind (metus incidens); im ersten Falle kann es zur Aufhebung des ganzen Geschäftes in allen seinen Wirkungen kommen; im zweiten wird nur ein Anspruch auf Entschädigung begründet. Insbesondere erzeugt aber der Zwang als Delict nach römischem Rechte eine Obligation zwischen dem Urheber des Zwanges und dem Gezwungenen, welche durch eine besondere Klage (actio quod metus causam) geltend gemacht werden kann. Die Voraussetzungen, unter welchen der Zwang diese Wirkungen haben kann, sind: 1) Die Drohungen müssen ein bedeutendes Uebel besorgen lassen, nämlich Gefahr für das Leben, den Körper, oder die Freiheit, vor letzteren allein nach römischem Rechte durch factische Entziehung derselben durch Gefangnis oder Hefsen, wobei es gleichgültig ist, ob dem Handelnden für sich selbst oder für seine Kinder eine solche Gefahr angedroht wird. 2) Die Beforgnis, welche durch die Drohung hervorgerufen wird, darf keine leere, eitle, sondern muß eine gegründete, eine solche sein, welche auch einen beherzten Menschen befallen kann: es müssen also die Umstände, unter welchen die Drohung geschieht, deren unmittelbare Ausführung mit Recht erwartet lassen. II. Arglist, Betrug (dolus) bedeutet in diesem Zusammenhange die rechtswidrige Täuschung Jemandes, um ihn zu einer Handlung oder Unterlassung zu bewegen. Nothwendig ist die Absicht, dem Betro-

15) Savigny a. a. D. 3. Bd. §. 114. 115. 135—139 und Beilage VIII. S. 98—119. 263—307. 326—472. Richtmann, Ueber den Einfluß des Irrthums der Betrüger. (Hamburg 1837.)

16) L. 31. §. 5. D. IV, 2. L. 21. 22. D. XXIII, 2.

genen einen Nachtheil zuzufügen, daher der dolus hier malus heißt, im Gegenjate des dolus bonus, der erlaubt ist, welche zur Sicherung gegen widerrechtliche Beschädigungen gebraucht wird. Die Täuschung wird entweder bewirkt durch positive Thätigkeit oder durch bloß leidendes Verhalten, d. h. durch wissenschaftliches, stillschweigendes Dulden des fremden Irrthums, welchen man nicht selbst hervorgebracht hat. Soll dolus im bloß leidenden Verhalten liegen, so muß zwischen zwei ein solches Verhältnis bestehen oder über dessen Errichtung verhandelt werden, worin der Eine von dem Anderen Wahrheit und Offenheit zu erwarten berechtigt ist, so daß hier Schweigen und Reden als ein untrennbares Ganzes betrachtet werden muß. Die Wirkungen des Betruges sind verschieden, je nachdem durch ihn die ganze Handlung veranlaßt ist, daß sie ohne ihn unterlassen worden wäre (dolus causam dans), oder die Handlung auch ohne ihn unternommen worden sein würde, aber nicht in der Art und Weise, wie sie unternommen ist, so daß der dolus nur als Veranlassung einzelner Bestimmungen des Geschäftes erscheint (dolus incidens). Jeuer kann Aufhebung des Geschäftes mit allen seinen Wirkungen zur Folge haben, dieser nur einen Anspruch auf Entschädigung begründen. III. Irrthum (error im weiteren Sinne) begreift im juristischen Sprachgebrauche sowohl die bloße Nichtkenntnis, die Unwissenheit (ignorantia) als die falsche Vorstellung statt der richtigen (error im engeren Sinne). Gemeinam ist beiden der Mangel der Kenntnis der Wahrheit; dieser Mangel allein ist wesentlich und deshalb ist die rechtliche Beurtheilung beider dieselbe. Der Irrthum kann seinem Gegenstande nach sehr mannichfaltig sein; seiner rechtlichen Bedeutung nach sind folgende drei Gesichtspunkte möglich: 1) Der Irrthum kann durch einen Betrug des Anderen veranlaßt sein; solchenfalls herrscht der Begriff des dolus vor und ist hinsichtlich der rechtlichen Folgen allein entscheidend. 2) Der Irrthum in seinem Einflusse auf Rechtsgeschäfte kommt als Beweggrund zu einer Willenserklärung in Betracht, indem es sich von den rechtlichen Wirkungen einer dadurch veranlassenen Willenserklärung für und wider denjenigen, von welchem die Willenserklärung herrührt, handelt. Es ist dabei vorauszusetzen, daß ein Wille wirklich existirt hat, und eine Handlung mit rechtlicher Bedeutung, d. h. zu dem Zwecke der Entstehung, Aufhebung oder Abänderung eines Rechtsverhältnisses, wirklich vorgenommen ist, welche ohne den Irrthum die regelmäßigen Wirkungen haben würde. Es sind hier folgende Fälle des Irrthums möglich: a) Wird eine Handlung nicht für sich in Betracht gezogen, sondern nur in sofern, als sie als stillschweigende Äußerung eines bestimmten Willens angesehen werden soll, welcher daraus geschlossen werden soll, so darf kein Irrthum dabei vorhanden gewesen sein, welcher jenen Schluß ausschließt; jeder Irrthum schließt die Annahme des fraglichen Willens aus, welcher gar nicht als vorhanden betrachtet werden kann. b) Wenn eine Handlung an sich nicht so gerichtlich ist, daß sie rechtliche Folgen haben kann, z. B. sie gar nicht den

Zweck der Begründung eines Rechtsverhältnisses hat, sondern aus Irrthum das Bestehen eines solchen Rechtsverhältnisses voraussetzt, eine Handlung als mit rechtlicher Wirksamkeit geschehen angenommen wurde, welche sie nicht hat, so tritt weder ein solches Rechtsverhältnis, noch ein rechtlicher Erfolg dadurch ein; die Handlung und der Irrthum sind ohne allen Einfluß; z. B. wenn ein Eigentümer fälschlich seine Sache für das Eigenthum eines Anderen hält, und diese Meinung wirklich ausspricht, so schadet dies seinem Eigenthume Nichts. c) Wenn die Handlung an sich von rechtlicher Wirksamkeit sein kann, d. h. der Handlung durch seine Willenserklärung die Entstehung oder Aufhebung eines Rechtsverhältnisses bezweckt, so ist möglich, daß sie im Irrthume über einen Umstand geschieht, dessen Dasein oder Nichtdasein so wesentlich zum Begriffe der Handlung gehört, daß dieselbe im umgekehrten Falle als nicht geschehen erscheint. Hinsichtlich dieser Umstände ist zu unterscheiden: aa) sie können von der Art sein, daß der Wille des Handelnden darauf gar keinen Einfluß ausüben kann, vielmehr unabhängig von dem Willen und selbst gegen den Willen die Handlung nichtig ist, wo es also ganz gleichgültig ist, ob sich der Handelnde im Irrthume befindet oder nicht; z. B. wenn der Gegenstand der Handlung dem Rechte entzogen, oder dessen Veräußerung verboten ist; wenn derjenige, welcher das Geschäft eingeht, keine Dispositionsbefugnis, oder bei Veräußerungen der Veräußerer keine Veräußerungsbefugnis hat; wenn das Geschäft verboten oder für rechtlich unwirksam in den Gesetzen erklärt ist; wenn ein sonstiger Mangel in den Erfordernissen zum Dasein des Geschäftes vorhanden ist, namentlich Vernachlässigung der als notwendig vorgeschriebenen Form. bb) Andere für den rechtlichen Begriff des Geschäftes wesentliche Umstände hängen vermöge dessen Natur nothwendig von der näheren Bestimmung durch den Willen ab; bei einem über solche Umstände obwaltenden Irrthume ist Willenslosigkeit vorhanden; die Willenserklärung ist bloß eine Scheinbare, weil der Handelnde unbewußt nicht will, was zum Wesen, zum rechtlichen Begriffe der Handlung gehört. Auch hier ist es nicht der Irrthum, welcher das Geschäft als nicht eingegangenen erscheinen läßt, sondern der Mangel des zum Wesen des Geschäftes notwendigen Umstandes. Dennoch wird sowohl nach dem römischen als jetzigen Sprachgebrauche der Irrthum hier als Ursache bezeichnet, und hiernach kommt dieser Irrthum, ungeachtet er sich in den Folgen von dem anderen, dem echten oder eigentlichen Irrthume unterscheidet, als eine Art des Irrthums neben dem letzteren vor, daher die Grenzen zwischen beiden zu bestimmen sind. Ein uneigentlicher Irrthum, welcher nach dem Vorigen als Mangel der Einwilligung gilt, ist in folgenden Fällen vorhanden: a) wenn der Handelnde die Handlung, das Geschäft ganz und gar nicht will, hinsichtlich dessen er seinen Willen ihm unbewußt scheitern erklärt, z. B. wenn Jemand eine ihm anstatt einer anderen richtigen Urkunde untergeschoben oder eine ihm nicht richtig vorgesehene Urkunde unterschreibt, oder wenn er im Vertrauen auf einen Bevollmächtigten ein letztes

Blatt unterschreibt, dieses aber der Bevollmächtigte eigenmächtig und gegen den erhaltenen Auftrag ausfüllt; 6) wenn ein Mißverständnis über die Art des Geschäftes, welches man mit einem Anderen eingehen will, stattfindet, also ein Irrthum über dasselbe von Seiten beider Contractanten, weil dann das dazu nöthige Einverständnis fehlt, 7. B. wenn Jemand eine Sache zu leihen verspricht, der Andere das Versprechen, welches er von einer Schenkung versteht, annimmt, so entsteht keine Verbindlichkeit; 7) wenn ein Irrthum über die Person stattfindet, auf welche sich das Geschäft bezieht, und das Geschäft ein solches ist, zu dessen Wesen Einverständnis der Handelnden über die Identität der Person, auf welche das Geschäft Bezug hat, gehört, so schließt eine Verwechselung den Willen aus. Welche Geschäfte dieser Art sind, ist aus der Natur der einzelnen und aus den Umständen des einzelnen Falles zu beurtheilen. Unter der Person, auf welche sich das Geschäft bezieht, ist, sowohl ein bestimmtes Individuum zu verstehen, als, wenigstens bei Contracten mit Gegenleistungen, welche eine gewisse geistige Fähigkeit oder Fertigkeit voraussetzen, daß das Individuum, mit welchem man contractirt, diese Fähigkeit oder Fertigkeit habe. 8) Der häufigste und mannichfaltigste Fall des Irrthums betrifft den Gegenstand (Sache im engeren Sinne, nicht Handlungen), um welchen es sich handelt. Ein solcher Irrthum schließt den Willen nach gemeinem Rechte nur dann aus: aa) wenn eine Verwechselung des bei dem Geschäfte gemeinten Gegenstandes, bei Contracten einseitiges oder gegenseitiges Mißverständnis darüber, obgemaltet hat (error in corpore, und wenn zwei Contractanten irren, dissensus in corpore), wozugen Verwechselungen in der Benennung und falsche Bezeichnungen gleichgültig sind; 88) wenn der Irrthum die Substanz und solche Eigenschaften des Gegenstandes betrifft, daß dieser als ein solcher erscheint, welcher verschiedener Art ist von der gemeinten (error in substantia); bei einem bloß über Quantitäten obwaltenden Irrthume unter zwei Personen kommt es darauf an, ob diese Quantität der einzige Gegenstand des Vertrages ist, oder auf eine Gegenleistung sich bezieht. Im ersten Falle gilt als wahrer Gegenstand des Vertrages die geringste unter den beiden Quantitäten, an welche die Partien denken, weil über diese Uebereinstimmung des Willens wirklich vorhanden ist. Im zweiten Falle kommt es darauf an, ob derjenige, welcher die zweifelhafte Quantität leisten soll, an eine größere oder geringere Quantität denkt, als der Gegner; denkt er an mehr, so gilt wieder der Vertrag auf die geringere Summe; denkt er an weniger, so ist gar kein Vertrag vorhanden. Bei letztwilligen Verfügungen löst sich ein Irrthum in der Quantität nur in sofern denken, als dieselbe näher dahin bezeichnet worden ist, daß sie sich irgendwo abgesondert befinde, oder dahin näher angewiesen ist, und sich dort eine größere oder geringere Quantität oder Nichts findet; der Wille gilt hier nur auf die Summe, welche grade zutrifft, oder auf die geringere, nie aber auf mehr. In allen bisher erwähnten Fällen besteht die Folge des Irrthums darin, daß, weil

Willenslosigkeit für das beabsichtigte Geschäft angenommen wird, dasselbe eben nicht zu Stande kommt, nichtig ist, gleichviel ob nur derjenige, welcher über einen Gegenstand verfügt, oder bei einem Vertrage einer oder beide Contractanten geirrt haben. 3) Der eigentliche oder echte Irrthum schließt den Willen nicht aus; vielmehr existirt der Wille in der That; der Irrthum ist nur der Grund des Willens. Der Handelnde selbst ist es, welcher dem Irrthume die Kraft, seinen Willen zu bestimmen, einräumt; seine freie Wahl zwischen zwei entgegengesetzten Entschlüssen war unbeschränkt; er konnte die Vortheile, welche ihm der Irrthum vorzuziehen, verwerten, und daher schließt der Einfluß der irrigen Vorstellungen das Dasein der freien Willenserklärung nicht aus. Regelmäßig ist, weil die Beweggründe zu einem Rechtsgeschäfte für dessen Festigkeit und Begriff gleichgültig sind, sowohl die Nichtkenntnis gewisser Umstände, als der positive Irrthum, welcher bei einer Handlung oder Unterlassung concurreirt, auf deren rechtliche Natur und gewöhnliche Folgen ohne Einfluß; er bringt weder Vortheil, noch Nachtheil ab. Ausnahmsweise hat der Irrthum nach gemeinem Rechte in gewissen Fällen und unter gewissen Umständen, ebenso, wie Zwang und Betrug, einen Einfluß auf die Handlung. Als oberstes Princip für diese Fälle erscheint der Grundsatz, daß dem Irrenden keine solche Nachlässigkeit zur Last falle, daß er nicht bei einiger von Jedermann in rechtlicher Angelegenheiten zu erwartender Sorgfalt den Irrthum hätte vermeiden können, daher eine eigene Entfesselung des Irrthums gemacht wird. In der Anwendung dieses Princips wird zwischen factischem und Rechtsirrhume (error facti und juris) unterschieden. Der factische Irrthum wird, was die Frage von der Nachlässigkeit des Irrenden betrifft, günstiger behandelt; er findet leichter Entschuldigung, weil es oft schwer, ja unmöglich ist, ihn zu vermeiden; im Allgemeinen wird die Nichtkenntnis von Thatfachen nicht als Schuld angerechnet und bringt keinen Schaden; nur da, wo Kenntniss aus besonderen Gründen verlangt werden kann, ist sie schädlich; ob dem Irrenden eine unentschuld bare Nachlässigkeit zur Last falle, läßt sich in der Regel nur nach den Umständen des concreten Falles beurtheilen. Dagegen wird der Rechtsirrhum in der Regel als ein solcher angesehen, bei welchem Nachlässigkeit anzunehmen sei, und welcher nur in besonders geeigneten Fällen Entschuldigung verdiene. Es werden insofern, wenn der Rechtsirrhum schädlich sein soll, klare bestimmte Gesetze vorausgesetzt, auf welche sich der Irrthum bezieht, denn nur bei solchen läßt sich dem Irrenden grobe Nachlässigkeit vorwerfen. Daher kann eine solche Nachlässigkeit nicht angenommen werden bei allen streitigen Rechtsfällen und bei gewissen particularisirten Rechtsnormen, namentlich Localgewohnheiten und Specialgesetzen, wie Privilegien. Wo diese Fälle nicht vorliegen, ist hiernach die Vermuthung gegen denjenigen, welcher Rechtsirrhum für sich anführt, während bei factischem Irrthume die Vermuthung für denjenigen ist, welcher sich darauf beruft; dort hat er zu beweisen, daß und warum ihm

keine Nachlässigkeit zur Last falle; hier hat er zwar den Irrthum, nicht aber den Mangel an Verschuldung dabei zu beweisen. Die Ausnahmefälle selbst, in welchen unter den gedachten Einschränkungen dem Irrthume Einfluß im gemeinen Rechte zugeschrieben wird, lassen sich unter verschiedene Gesichtspunkte bringen<sup>17)</sup>. Der Einfluß des Irrthums und die Art und Weise der Geltendmachung dieses seines Einflusses ist in den verschiedenen, nach diesen Gesichtspunkten zu unterscheidenden Fällen verschieden. Bald wirkt er ipso jure, d. h. mit seinem Hervortreten gilt der bis dahin angenommene Rechtsbegriff als nicht vorhanden oder das Rechtsgeschäft oder die Verfügung erscheint als ungültig, bezüglich als gültig, während es durch die Kenntniß des Irrthums verhindert oder ungültig gemacht worden sein würde; in anderen Fällen kann der vorrige Zustand nur mittels eines besonderen Rechtsmittels, Klage oder Einrede, herbeigeführt werden; in noch anderen Fällen ist nur durch Restitution Hilfe möglich. E. Von der Auslegung der Rechtsgeschäfte. Bei ausdrücklichen Willenserklärungen wird über das wirkliche Dasein des Willens und dessen Äußerung selten Zweifel sein. Wird der Wille durch Zeichen und Geberden kund gethan, so muß derjenige, von welchem sie ausgehen, sich gefallen lassen, daß ihnen der Sinn beigelegt werde, welcher gewöhnlich damit verbunden wird. Der Sinn gebrauchter Worte sollte eigentlich nie zweifelhaft sein; allein sehr häufig geben die gebrauchten Worte wegen ihrer Unbestimmtheit und Undeutlichkeit zu Zweifeln Veranlassung, welche nur durch die Hilfe der Auslegung zu beseitigen sind. Die allgemeinsten Principien der Gesetzauslegung (vergl. den Artikel Gesetz) kommen auch hier zur Anwendung, in sofern, als bei den Gesetzen sowohl, als bei den Rechtsgeschäften, die Auffindung des wahren, eigentlich in den Worten niedergelegten Sinnes bezweckt wird, obwohl immer noch ein wesentlicher Unterschied zwischen Auslegung von Gesetzen und von Rechtsgeschäften vorhanden ist. Die über die Auslegung der Rechtsgeschäfte geltenden besonderen Grundsätze trennen sich wieder nach den beiden Hauptclassen der Rechtsgeschäfte, nach Verträgen und letzten Willen, und werden bei jeder dieser Classen besonders dargestellt. Indessen gibt es Regeln der Auslegung, welche sich auf Willenserklärungen überhaupt beziehen; es ist aber wegen derselben auf die Systeme des Civilrechts zu verweisen<sup>18)</sup>. F. Von der Ungültigkeit und Wirkungslosigkeit der Rechtsgeschäfte<sup>19)</sup>. Die Unwirksamkeit der Rechtsgeschäfte kann eine zweifache sein. Entweder hat das Geschäft gar keine Wirksamkeit, oder seiner Wirksamkeit stehen Umstände entgegen, welche dieselbe für den concreten Fall ausschließen. Im ersten Falle spricht man von

Ungültigkeit und Richtigkeit der Rechtsgeschäfte. 1. Eine Richtigkeit der Rechtsgeschäfte kann sowohl von Anfang an vorhanden sein, als später eintreten. Man hat bisweilen die Richtigkeit auf die gleich im Anfange vorhandene Ungültigkeit beschränken wollen, indessen wird sie nicht unpassend auch auf die erst später eingetretene angewendet. Savigny unterscheidet diese beiden Arten der Richtigkeit als gleichzeitige und ungleichzeitige. Die Richtigkeit tritt in dem einen, wie in dem anderen Falle von selbst ein, was von dem Willen des Betheiligten ganz unabhängig ist, auch nicht durch besondere Mittel erst herbeigeführt zu werden braucht. Ueber die Richtigkeit einer Handlung kann allerdings Streit obwalten und ein richterliches Erkenntniß deshalb nöthig werden; der richterliche Ausspruch aber, welcher für die Richtigkeit ausfällt, führt dieselbe nicht erst herbei, sondern erkennt sie nur als durch andere Gründe bereits bestehend an. Die gleichzeitige Richtigkeit beruht in dem Mangel wesentlicher Voraussetzungen und Erfordernisse, welche zur Existenz und zum rechtlichen Begriffe des Geschäftes gehören, und ohne deren Dasein das Geschäft als nicht vorhanden erscheint. Die ungleichzeitige Richtigkeit setzt voraus, daß das Geschäft wirksam geworden wäre, also dessen Voraussetzungen und Erfordernisse schon vorhanden wären, und nur ein hinzutretender Umstand solche vereitelt. Die Voraussetzungen, deren Mangel eine gleichzeitige Wirksamkeit vereitelt, lassen sich auf zwei Classen zurückführen. Die erste Classe bezieht sich auf die rechtliche Behebbarkeit und Möglichkeit der Handlungen an sich und im Allgemeinen. Es muß nämlich 1) die Handlung sowohl in ihrem Zwecke, als in den Mitteln zu dessen Erreichung in den Gesetzen im Allgemeinen anerkannt sein, widrigenfalls hat sie keine rechtliche Bedeutung und Wirksamkeit. 2) Dem Geschäft darf kein gesetzliches Verbot entgegenstehen. Solche Verbote kommen bisweilen schon im römischen Rechte vor und haben verschiedene Gründe; häufiger sind sie heutzutage und beruhen meistens auf polizeilichen Rücksichten. Ein dem gesetzlichen Verbote zuwider unternommenes Geschäft ist immer nichtig<sup>20)</sup>; ausnahmsweise wird im römischen Rechte in einigen Fällen das Geschäft zwar erhalten, aber in seiner vollen Wirksamkeit beschränkt, welche Beschränkung durch dagegen aufstehende Exemptionen vermittelt wird, z. B. in den Fällen, wo gegen das SC. Macedonianum und Vellejanum gehandelt worden ist; oder es wird dem gegen das Verbot Handelnden nur eine Strafe, welche in verschiedenen Nachtheilen bestehen kann, droht. Die zweite Classe von Voraussetzungen hat Bezug theils auf die Person dessen, welcher ein Geschäft vornimmt, theils auf die Art und Weise seiner Eingehung, und umfaßt 1) die Fähigkeit zu rechtlichen Handlungen; 2) das Dasein des Willens; 3) die Beobachtung der für gewisse Handlungen gesetzlich bestimmten Form; 4) die Beobachtung der dem fraglichen Rechtsgeschäfte eigenthümlichen wesentlichen Bestandtheile, welche bei den verschiedenen Rechtsgeschäften

17) Sie sind überhaupt zusammengestellt von Catenius, Pract. gem. Civilr. §. 22. 1. Bd. S. 201 fg. 18) Beyl. z. B. Catenius, Pract. gem. Civilr. §. 18. 1. Bd. S. 152 fg. 19) Savigny, Syst. des pos. rim. Recht. 4. Bd. S. 536—540. Catenius a. a. O. §. 24. 1. Bd. S. 215—224. Brandis, Ueber absolute und relative Richtigkeit, in der Zeitschrift für Civilrecht und Proceß. 7. Bd. S. 121—205.



sehr verschieden sind. Die ungleichzeitige Richtigkeit kann sehr verschiedene Gründe haben, welche sich unter allgemeine Gesichtspunkte nicht bringen lassen. Unter die Fälle eintretender ungleichzeitiger Richtigkeit gehören nur die Handlungen, welche ursprünglich keinen Mangel ihrer Wirksamkeit an sich trugen, aber auch vor Eintritt dieses Mangels noch kein Recht begründet hatten; hatten solche ein Recht schon wirklich begründet, so rülst dieses Recht zwar, wenn die Handlung wirksam zu sein aufhört; aber das Recht hat schon bestanden, und eine wirksam gewesene Handlung kann man nicht nichtig nennen. Nur bei Rechtsgeschäften, welche unter einer Resolutivbedingung geschlossen sind, findet eine Ausnahme davon statt, indem das Rechtsverhältnis, dessen Entstehung sie bezwecken, wirklich zur Existenz kommt, mit Eintritt der Bedingung aber von Anfang an mit allen seinen Folgen wieder ausgetilgt wird. — Der Begriff der Richtigkeit ist bei der gleichzeitigen und ungleichzeitigen Richtigkeit derselbe; sie kommen beide darin überein, daß sie die Negation eines Rechtsgeschäftes enthalten, daß sie das Dasein oder Dagewesen eines Rechtsgeschäftes und dessen Wirksamkeit in irgend einer Weise leugnen. Durch die Richtigkeit entsteht aber kein Recht und kein Rechtsverhältnis; sie ist ein Ereigniß; es bedarf keines besonderen Rechtes, sie geltend zu machen. Damit hängt die gewöhnliche Eintheilung in absolute und relative Richtigkeit zusammen, deren Unterschied darin bestehen soll, daß erstere von jedem daki Interessenten, letztere nur von bestimmten Personen geltend gemacht werden könne; eine Eintheilung, deren Richtigkeit in neueren Zeiten angegriffen worden ist, insofern die relative Richtigkeit in dem angegebenen Sinne und zwar mit Recht ganz gelehnet wird. Die Auseinandersetzung der Gründe, aus welchen die relative Richtigkeit nicht angenommen werden kann, muß aber hier unterbleiben<sup>1)</sup>. Der Umfang der Wirkungen der Richtigkeit ist verschieden, je nachdem das Geschäft ganz oder theilweise nichtig erscheint. Es entscheiden darüber die Gründe der Richtigkeit. Gänzliche Richtigkeit tritt immer ein wegen Mangels der Handlungsfähigkeit; in der Regel, wenn das Geschäft überhaupt in den Gesetzen als ein solches, welches den bezweckten Erfolg haben könnte, nicht anerkannt oder gesetzlich verboten ist, oder wenn es an dem Dasein des erforderlichen Willens fehlt. Die Vernachlässigung der vorgeschriebenen Form kann nach der Natur des Geschäftes bald gänzliche, bald theilweise Richtigkeit zur Folge haben; erstere ist aber hier die Regel, letztere ist Ausnahme und tritt in dem Falle ein, wenn die Gesetze für Geschäfte, wenn sie eine gewisse Summe übersteigen, Beobachtung einer gewissen Form vorschreiben, und diese bei einem die fragliche Summe übersteigenden Gegenstande des Geschäftes nicht beobachtet worden ist, welchenfalls das Geschäft hinsichtlich des Ueberschusses ungültig, hinsichtlich des die bestimmte Summe

nicht übersteigenden Betrages gültig ist. Auch der Mangel eines eigenthümlichen wesentlichen Bestandtheiles eines Geschäftes kann nach den Umständen gänzliche oder theilweise Richtigkeit zur Folge haben; es hängt dies noch von der Bedeutung und dem Zwecke der im einzelnen Falle fehlenden Essentialien ab. Ist übrigens ein Geschäft seinem Hauptinhalte nach nichtig, so kommt regelmäßig auch alles damit Zusammenhängende in Wegfall, wenn nicht besondere positive Bestimmungen eine Ausnahme begründen. Leidet dagegen nur ein Theil des Geschäftes an Richtigkeit, ohne wegen es übrigen bestehen kann, so bleibt der übrige nicht nichtige Theil des Geschäftes bei Kräften. — Bisweilen kann ein mangelhaftes Geschäft in einer anderen Gestalt, als in der ursprünglich beabsichtigten, erhalten werden; es geht dann in ein anderes über und hat dessen Wirkungen (sogenannte *conversio negotiorum*, Umwandlung der Geschäfte). Soll dies eintreten, so muß das mangelhafte Geschäft auch die Voraussetzungen des anderen Geschäftes haben; auch muß von Seiten desjenigen, welcher das Geschäft vornimmt, ausdrücklich oder stillschweigend die Absicht erklärt worden sein, daß das Geschäft, wenn es in der ursprünglich beabsichtigten Gestalt nicht erhalten werden könnte, wenigstens in dieser anderen Gestalt bestehen soll. Das hauptsächlichste Beispiel ist die *Cobitarcclaufe*. II. Von der Richtigkeit der Rechtsgeschäfte ist die Ansechtbarkeit derselben zu unterscheiden. Letztere setzt ein an sich gültiges Rechtsgeschäft voraus, welches von demjenigen, gegen welchen dessen Wirkungen geltend gemacht werden oder werden können, als wirkungslos angefochten werden kann. Die Gründe der Ansechtbarkeit sind theils später rechtlich bedeutsame Thatfachen, welche die Wirkung des Geschäftes ausschließen, ohne daß darum dasselbe in seiner Existenz angegriffen und als nicht geschehen angesehen wird, theils im gemeinen Rechte vorhandene positive Vorschriften, deren Gründe sehr verschieden sein können, und von welchen manche ebenso gut Gründe der Richtigkeit sein könnten, wenn das Gesetz sie zu solchen gemacht hätte, z. B. die Vorschriften des *SC. Vellejanum* und *Macedonianum*. In allen Fällen der Ansechtbarkeit tritt eine wirkliche Befugnis einer bestimmten Person zur Ansechtung der Wirkung des gegen sie geltend gemachten Geschäftes, und es ist Gebrauch dieser Befugnis nöthig, weil sonst die Wirkungen des Geschäftes ungeschindert eintreten. Zur Geltendmachung dieser Befugnis stehen Rechtsmittel zu, entweder Klagen, welche theils in der Natur des eingegangenen Geschäftes und in dem dasselbe begleitenden Umständen, theils in einer selbständigen, entweder gleichzeitig mit dem Geschäfte verbundenen oder später entstandenen Thatfache gegründet sein können; oder Einreden, welche grade in dieser Beziehung sehr wichtig sind, namentlich zur Entkräftung von Obligationen, z. B. die *doli exceptio*, oder Restitutionen, welche, je nachdem der zur Ansechtung Berechtigte selbst klagt, oder angegriffen wird, in der processualischen Form der Klagen oder Einreden geltend gemacht werden. Auch

<sup>1)</sup> Vgl. hiezu Brandis in der angeführten Abhandlung, sich gründlich darüber ausgeprochen.

U. Engel, I. B. u. d. O. v. d. G. L. LXII.

den Anfechtungsgründen können wieder andere Thatsachen entgegenstehen, welche ihre Wirkung entkräften, und das angestrichene Geschäft erhalten, und im Prozesse als Rechtsgeschäft geltend gemacht werden. Wird ein anfechtbares Rechtsgeschäft in Folge der Anfechtung wirkungslos, so heißt dies Infirmation, oder Rescission des Geschäftes. Die Gründe der Anfechtbarkeit können ebenso, wie die der Nichtigkeit, entweder gleichzeitig mit dem Geschäft vorhanden sein und in dem dasselbe begleitenden eigenthümlichen Umständen, welche mit dem Geschäft zusammen Einen Act bilden, beruhen, oder sie bestehen in späteren, vom Geschäft unabhängigen selbständigen Thatsachen. Daher unterscheidet man denn auch eine gleichzeitige und ungleichzeitige Anfechtbarkeit, ein Unterschied, welcher jedoch mehr praktisch, noch wissenschaftlich von Bedeutung ist. (C. W. E. Heimbach.)

**GESCHÄFTSFÜHRER** (*negotiorum gestor* \*) heißt derjenige, welcher fremde Geschäfte als solche ohne Vollmacht des Geschäftsherrn (*dominus negotii*) übernimmt und besorgt. Die Übernahme und Besorgung fremder Geschäfte ohne Auftrag heißt *negotiorum gestio*, wofür der Ausdruck Geschäftsführung nicht ganz angemessen ist, da er einen weiteren Sinn hat und auch die Verwaltung fremder Geschäfte im Auftrage mit umfaßt. Das römische Recht geht von dem Principe aus, daß es in der Regel Niemandem zustehe, sich in die Geschäfte eines Anderen ohne dessen Auftrag einzumischen; vielmehr der sich unbesugt Einmischende allen dadurch entstandenen Schaden dem Geschäftsherrn zu vergüten verbunden sei. Nur ausnahmsweise kann unter gewissen Voraussetzungen die Einmischung ein wechselseitiges Obligationenverhältniß zwischen dem Geschäftsherrn und dem Geschäftsführer begründen, ein Verhältniß, welches zu den obligatorischen gehört, quae quasi ex contractu nascuntur. Es läßt sich bei der Begriffsbestimmung eine Geschäftsführung mit vollkommener und mit unvollkommener Wirkung unterscheiden. Bei jener entsteht ein wechselseitiges Obligationenverhältniß zwischen dem Geschäftsherrn und dem Geschäftsführer, zu dessen Schutz Klagen auf beiden Seiten stattfinden, auf Seiten des Ersteren die actio negotiorum gestorum directa, auf Seiten des Letzteren die actio negotiorum gestorum contraria. Diese Geschäftsführung mit vollkommener Wirkung gilt als die Regel. Es gibt aber auch Fälle, in welchen kein wechselseitiges Obligationenverhältniß zwischen beiden Theilen entsteht, sondern nur der Geschäftsführer einseitig verpflichtet wird; dann ist Geschäftsführung mit unvollkommener Wirkung vorhanden; der Geschäftsführer haftet zwar dem Geschäftsherrn, er selbst aber hat keinen

Anspruch auf Ersatz seiner Auslagen und Kosten. Fälle dieser Art sind nach gemeinem Rechte, wenn das Geschäft nicht zum Vortheile des Principals besorgt ist, oder Jemand ein fremdes Geschäft des eigenen Vortheils wegen übernimmt, oder sonst glaubt, daß es sein eigenes Geschäft sei, oder bei der Geschäftsführung die Absicht hat, die von ihm aufgewendeten Kosten dem Geschäftsherrn zu schenken, oder wenn er gegen das gleich Anfangs ertheilte Verbot des Principals sich der Übernahme und Besorgung des Geschäftes unterzogen hat. Ueberhaupt ist die aus der Geschäftsführung stammende Obligation zwar eine zweifelhafte and wird auch von den römischen Juristen als eine solche behandelt; sie ist indessen nicht immer von Anfang zweifelhafte, sondern wird es erst dadurch, daß der Geschäftsführer Kosten aufwendet, deren Ersatz er durch die Gegenklage fordern kann. Werthwurdig ist, daß es für den Eintritt der Obligation nach römischem Rechte durchaus gleichgültig ist, ob der Geschäftsführer freiwillig oder in Folge rechtlicher Nothwendigkeit sich der Besorgung fremder Geschäfte unterzieht. Das Letztere ist z. B. bei den Curatoren der Foll, zwischen welchen und ihrem Pflegebefohlenen die Klagen aus der Geschäftsführung stattfinden. Es ist jedoch zwischen dem Falle, wenn Jemand freiwillig, und dem, wenn er in Folge rechtlicher Nothwendigkeit fremde Geschäfte besorgt, der wichtige Unterschied, daß der Geschäftsführer im ersten Falle den höchsten Grad der Sorgfalt leisten muß, während er im zweiten nur die Sorgfalt anzuwenden hat, die er in eigenen Angelegenheiten anzuwenden pflegt. Nach dem heutigen Rechte, wo vermöge der heutzutage viel ausgebreiteteren Befugnisse der Bevormundung auch fast alle Curatoren unter fortwährender Aufsicht der obervormundschastlichen Behörde stehen, sind deren Rechte und Verpflichtungen, soweit sie sich auf die Vermögensverwaltung beziehen, nach denen der Altersvormünder zu beurtheilen. Wegen der weiteren Grundbäche über die Geschäftsführung ist auf die Lehrbücher des gemeinen Civilrechtes zu verweisen. (C. W. E. Heimbach.)

**GESCHÄFTSGANG** bei den Behörden ist das formelle Verfahren, welches darauf abzielt, die Betreibung der gesammelten Geschäfte in Ordnung und Regelmäßigkeit zu erhalten und stets Uebersicht darüber zu haben. Folgendes ist darüber kürzlich zu bemerken: 1) Zur Empfangnahme der eingehenden Schriften ist in der Regel ein Subaltern der Behörde besonders bestimmt. 2) Jede eingegangene Schrift wird mit einem Präsentatum versehen, d. h. es wird der Tag und das Jahr des Einganges darauf bemerkt. 3) Es wird ein allgemeines Verzeichniß (Generalregistrande) gehalten, in welchem sämtliche eingekommene Schriften in chronologischer Ordnung und unter fortlaufenden Nummern, mit kurzer Angabe ihres Inhaltes, aufgeführt werden. 4) Auf gleiche Weise werden dann die eingegangenen Schriften in die für gewisse Geschäftsabtheilungen bestimmten besonderen Verzeichnisse (Specialregistranden) eingetragen. 5) Hierauf folgen die nöthigen Veranstaltungen zur Verhandlung und Entscheidung. Diese hän-

\*) Ueber die Literatur der Lehre von der Geschäftsführung vergl. Heimbach jun. in Heiste's Rechtslexicon. 7. Bd. S. 326. Not. 1. Nachfragen sind folgende Schriften: Cuiusmodi, Die Negotiorum Gestio. (Graz 1848.) Vgl. f. Das römische unvers. eine Eingetragene in fremde Vermögensangelegenheiten, in dessen Civil. Studien. Heft 2. (Zürn 1855.) Die Quellen der Lehre für das gemeine Civilrecht sind die Titel der Pandekten und des Codex de negotiis gestis. Dig. III, 5. Cod. II, 18 (19).

gen von mehreren Umständen ab. a) Ist die Behörde kein Collegium, so werden die Schriften dem Dirigenten zur weiteren Anordnung mitgetheilt. b) In den Collegien werden diejenigen Sachen, für welche keine besonderen Referenten bestimmt sind, dem Vorsitzenden des Collegiums, oder des betreffenden Departements oder Senats angetheilt, um die desfalls nöthigen Arbeiten unter die Mitglieder des Collegiums zu vertheilen. c) Sachen, deren Bearbeitung bestimmten Referenten zugetheilt ist, werden diesen ohne Weiteres übergeben. d) In jedem der vorbemerkten Fälle hat der Registrator oder der sonst mit diesem Geschäfte beauftragte Subalterne die früher in der Sache verhandelten Acten (ante Acta), und was für Schriften sonst noch zur Beurtheilung nöthig sind, aufzusuchen und dem Referenten beizulegen. e) Die Entscheidung bei den Behörden, welche keine Collegien sind, erfolgt von dem Vorgesetzten geröthlich durch mündliche Anordnung von dem zur Ausfertigung bestimmten Subalternen, oder durch kurze schriftliche Resolution, welche in der Registratur oder auf der eingegangenen Schrift selbst bemerkt wird. Bei den Collegien geschieht sie nach vorgängigem Vortrage (Relation) und Bepflichtung darüber in der Sitzung, nach Befinden nach formlicher Abstimmung. Die Entscheidung trägt der Vorsitzende in die Registratur ein. Für den Vortrag gewisser besonders wichtigen Sachen können zwei Referenten (Referent und Correferent) beauftragt werden. Letzterer spricht nur zur Ergänzung des vielleicht noch nicht umständlich genug gehaltenen Vortrags oder zur Ausführung seiner von dem Referenten abweichenden Meinung. Einer formellen Abstimmung (des Votirens) bedarf es zur Schlussfassung in einem Collegium nur dann, wenn sich aus der Bepflichtung über die Sache die Meinungen der Einzelnen nicht genau übersetzen lassen. In der Regel hat jedes wirkliche Mitglied eines Collegiums eine entscheidende Stimme (votum decisivum). Bei förmlichen Abstimmungen ist zuweilen dem Vorsitzenden des Collegiums auf den Fall, wenn die Stimmen gleich getheilt sind (vota paria), ein Stimmrecht eingeräumt, so daß er durch seinen Beistritt den Ausschlag auf der einen Seite gibt (votum decisivum im engeren Sinne). In Fällen, wo wegen Unwesenheit eines wirklichen Mitglieds keine Mehrheit der Stimmen Stattfinden könnte, können außerordentliche Mitglieder des Collegiums ein entscheidendes Stimmrecht hat des stehenden haben. Bei den förmlichen Abstimmungen gilt in der Regel die Stimmenmehrheit (pluralitas votorum, vota majora). Die Ordnung, in welcher die Stimmen abgegeben werden, hängt von der Verfassung des Collegiums ab. Der Vorsitzende fordert die Mitglieder zur Abgabe ihrer Stimmen auf, was u. mfragen oder Umfrage heißen. Die Stimmenabgabe kann von Unten hinauf, d. h. vom jüngsten Rathe zuerst, oder von Oben herab, d. h. vom ältesten Rathe zuerst geschehen. Den überkommenen Mitgliedern steht frei, ihre abweichende Meinung (Separatvotum) nebst Gründen in einem Protocoll oder in der etwaigen Anzeige an die höhere Behörde aufzunehmen zu lassen. 7) Die Ausfertigung darauf wird im Concept

dem Vorgesetzten, oder in Collegien dem Vorgesetzten und dem Referenten, oder nach Befinden sämtlichen Collegialmitgliedern zur Durchsicht (Revision) und Genehmigung (durch Signatur) vorgelegt. Das Concept von der Ausfertigung wird blos auf den wesentlichen Inhalt gerichtet, so daß Titulaturen u. s. w. weggelassen werden. In Fällen, wo gar keine Ausfertigung erfolgt, wird der gefasste Beschluß von dem mit dem Ausfertigungsgeschäfte beauftragten Subalternen auf der Schrift selbst, welche die Veranlassung gegeben hat, angemerkt. Der Zweck der Revision ist, nachzusehen, ob die Ausfertigung dem Beschlusse gemäß gefasst sei und sonst die erforderlichen Eigenschaften habe. Die Signatur besteht in der Bezeichnung des Concepts mit den Anfangsbuchstaben der Namen oder mit einem Namenszuge (Chiffer) derjenigen, welche das Concept zu prüfen haben. Es geschieht dies in der Regel auf der linken Columne des ersten Blattes des Concepts, und wenn sämtliche Mitglieder signiren, mit Beobachtung der unter ihnen üblichen Rangordnung, der Länge des Bogens nach, unter einander. Diese Signatur bezeugt die erfolgste Genehmigung des Concepts, und dieses erhält dadurch die Gültigkeit der Originalen. Auch darf die Reinschrift davon nur nach erfolgter Signatur geschehen. 8) Die genehmigten Ausfertigungen erhält der Subalterne, welcher die Registraturgeschäfte besorgt, um die Reinschrift (das Rundum) davon fertigen, und die Vergleichung der Richtigkeit derselben mit dem Concepte (die Collationierung) und etwaige Befestigung bewirken zu lassen. Bei der Reinschrift hat der Kanzlist oder Gevrit zugleich für die Beobachtung der äußerlichen Formlichkeiten und für die Befestigung der Curialien (der Titulaturen, Ueberschriften u. s. w. siehe Geschäftsstyl) in Gemäßheit der darüber vorhandenen Vorschriften zu sorgen. Das Collationiren ist in der Regel Sache des Kanzlisten und des Registrators, oder des über die Vertheilung und Beforgung dieser Arbeiten etwa besonders bestimmten Kanzleiverstehers. Die Befestigung findet nur bei gewissen Arten von Ausfertigungen statt, und geschieht vor Befestigung der Unterschrift. 9) Die Reinschrift wird zur Vollziehung zuerst dem Subalternen, zu dessen Geschäften die Ausfertigung gehört, und dann dem Vorgesetzten, oder nach Beschaffenheit der Sache sämtlichen Collegialmitgliedern zur Unterschrift zugeheilt. Bei den Unterschriften der Ausfertigungen wird der Name ganz ausgeschrieben. Von wem die Unterschrift geschehen müsse, richtet sich nach den verschiedenen Arten derselben. Rescripte und Communicate an andere Behörden z. B. werden von dem Vorsitzenden und dem Subalternen, zu dessen Geschäft die Ausfertigung gehört hat, unterschrieben. Die Unterschriftenschrift der Zeit nach zuerst von dem Subalternen, und dann vom dem Vorgesetzten. Diese erste Unterschrift heißt Contrascriptur; sie soll ein Zeugnis für die Glaubwürdigkeit und Gültigkeit der Kanzlerausfertigung sein, und demjenigen, welcher die eigentliche Unterschrift zu bewirken hat, die Würde des Durchlesens zu ersparen. Daher muß auch derjenige, welcher contrasignirt, für die Rich-

tigkeit der Ausfertigung haften. Schriften, welche vom Regenten unterschrieben werden, erhalten gewöhnlich mehrer Contrasignaturen, nämlich außer der des zur Ausfertigung beauftragten Subalternen auch die eines Ministers. Die Unterzeichnung einer Ausfertigung durch bloßen Namenszug (Paraphe) findet nur als Ausnahme bei besonders wichtigen Beilagen zu einem vom Regenten eigenhändig unterschriebenen Rescripte statt. 10) Nach erfolgter Unterschrift hat der Subalterne, welcher das Registraturgeschäft zu besorgen hat, dem deshalb beauftragten Votenmeister oder Aufwärter die vollzogene Ausfertigung nebst den dazu gehörigen Acten und Beilagen zur Beförderung an die Adresse zu übergeben. 11) Von diesem wird dies nach Befinden nach vorgängiger Einpackung und Versiegelung durch die verpflichteten Boten bewirkt, und, wie dies geschehen sei, in dem deshalb zu führenden Logebuche angemerkt. Zum Beweise der richtig erfolgten Befolgung an die Adresse (Insignation) genügt in der Regel das Zeugniß des verpflichteten Boten. Zuweilen erhält er jedoch noch die Anweisung, sich einen Empfangschein (Recepsisse) darüber ausstellen zu lassen, welchen er dann, sowie die bei Versendungen mit der Post etwa empfangenen Poststempel, dem Votenmeister oder dem dessen Stelle vertretenden Subalternen einzuhandigen hat. Der Ordnung wegen werden gewöhnlich Insignationsbücher gehalten, in welchen die dem Boten zur Beforgung übergebenen Ausfertigungen verzeichnet werden. 12) Der Registrator hat den Abgang in seiner Registrande und auf dem Concepte der Ausfertigung zu bemerken, und für die Einseftung der in der nun abgethanen Sache eingemommenen und abgesetzten Schriften zu sorgen. (C. W. E. Heimback.)

**GESCHÄFTSSTYL**, auch mit besonderer Rücksicht auf die Kancleien, Kanzleistyl, ist die Schreibart oder die Art und Weise, auf welche man seine Gedanken in den im Geschäftsleben vorkommenden Schriften mit Worten ausdrückt. 1) Geschäftsstyl ü. er haupt. Jeder Styl richtet sich zunächst nach dem Zwecke der Schrift. Die im Geschäftsleben vorkommenden Schriften beziehen sich auf Geschäfte für das Wohl des Staates und die privatrechtlichen Verhältnisse einzelner Personen, und bezwecken hauptsächlich entweder die Darstellung gewisser Thatfachen und der Richtigkeit der daraus gezogenen Folgerungen, oder die Feststellung dessen, was in Folge derselben gelten soll. Der Geschäftsstyl muß daher den Charakter des Ernstes und der Würde an sich tragen, und bedarf keines rednerischen Schmuckes. In Rücksicht der grammatischen Richtigkeit, der Reinheit, Deutlichkeit, Bestimmtheit und des Wohlklanges der Worte, sowie in Ansehung der Kürze, Würde und Zweckmäßigkeit der Aufstellung der Sätze, sind für den Geschäftsstyl keine besonderen Regeln vorhanden. Vielmehr sind die allgemeinen Grundsätze von einem guten Stile auch bei ihm anzuwenden, so daß sich kein Geschäftsmann dabei etwas nachsehen darf. Sowie aber jeder Stand seine Kunstausdrücke hat, mit welchen er sich auf seine besondere Weise ausdrückt, so ist dies

auch bei dem Geschäftsmann der Fall. Er hat nämlich Worte und Ausdrücke, welche seiner Wissenschaft ausschließlich eigen sind, und welche insbesondere durch die Länge der Zeit ihres Gebrauches eine bestimmte Bedeutung und allgemeine Anerkennung derselben erhalten haben. Eine Vernachlässigung ihres Gebrauches kann häufig Ungeheuerlichkeit und Unbestimmtheit in der Schrift erzeugen, und dadurch nicht bloß Erschwerung, sondern auch Mißlingen des Geschäftes herbeiführen. So lange daher die allgemein anerkannten Sprachregeln den Sinn anderer und besserer Worte noch nicht außer Zweifel gesetzt haben, so lange sind auch jene streng beizubehalten. Allerdings hat die Bildung des deutschen Geschäftsstiles mit der Bildung der übrigen deutschen Schreibarten nicht gleichen Schritt halten können, und steht diesen noch sehr in mehrfacher Hinsicht nach. Die Ursache davon ist aber nicht lediglich den Geschäftsmännern zur Last zu legen. Der Ausbildung des Geschäftsstiles standen nämlich von jeher besondere Hindernisse entgegen. So bewirkte die fremde Sprache der Gelehrte, welche die deutschen Juristen als die Hauptquelle bei ihrer Geschäftsbereitung anzusehen hatten, die Einbürgerung einer großen Menge lateinischer Ausdrücke in der juristischen Geschäftssprache. Ebenso gingen aus den uralten deutschen Rechtsverhältnissen, aus welchen sich noch manche Rechtsgewohnheit erhalten hatte, manche veraltete Ausdrücke in den Gerichtsstyl über. Auch französische Ausdrücke wurden in Folge der Mode der Zeit darin aufgenommen. Alles dieses faßte um so mehr Grund, als der deutsche Styl überhaupt noch nicht ausgebildet war, und der Geschäftsmann später zu den Verbesserungen der Freiheit nicht hatte und nicht haben konnte, wie sie anderen Schriftstellern zufland. Er konnte nämlich dabei nicht bloß seine Uebersetzung zur Richtschnur nehmen, sondern er mußte auch fremdes Interesse berücksichtigen und deshalb manches Sprachwidrige beibehalten, von dem ihn die Erfahrung versichert hatte, daß es in dem Sinne gelte, welchen er damit auszubringen hatte. Gegen die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat sich der deutsche Geschäftsstyl bedeutend verbessert. Auch der deutsche Urtheilstyl ist wesentlich besser geworden. Indessen kommen noch häufig genug in Ausfertigungen der Gerichte und anderer Behörden und in den Schriften der Anwälte Sprachwidrigkeiten vor; ebenso werden häufig unverständliche fremde Ausdrücke gebraucht, wo allgemein verständliche deutsche vorhanden sind. Im Ganzen ist der Geschäftsstyl immer noch zurück, was um so auffälliger ist, als es unter den Juristen nicht an ausgezeichneten Stylisten fehlt, wie z. B. die wissenschaftlichen Schriften eines Savigny, Puchta u. A. zugleich Muster des Stiles sind. 2) Curialien (Courtisies). Die Curialien oder Courtisies machen einen Theil des Geschäftsstiles selbst aus. Sie bestehen aus den Titeln und Worten, durch welche man theils die Ehrerbietung, Achtung und Höflichkeit gegen denjenigen, an welchen die Schrift gerichtet ist, zu bezeigen, theils die Würde des Schreibenden auszudrücken pflegt. Sie kommen vor: a) bei dem Eingange der Schrift, welchen der Titel des

Schreibenden, dann eine Begrüßungs- oder Dienstleistungsformel, und darauf die besondere Anrede an denjenigen, an welchen die Schrift gerichtet ist, ausmachen kann; b) bei dem Contexte, in welchem man bei den Stellen, wo man die Personen, an welche geschrieben wird, anredet, oder sich auf sie bezieht, zugleich das Verhältniß der Hochachtung oder Untergebenheit mit andeutet, auch zum Schluß einige Höflichkeit- oder Gnadenbezugformeln beifügt; c) bei der Unterschrift, mit welcher nochmals Ausdrücke der Ergebenheit oder der Untergebung verbunden werden; d) bei den Aufschriften oder Ueberschriften der Schreiben, auf welchen die Titel wiederum unter Versicherungen der Ehrfurcht oder des Wohlwollens gegen die Person, an welche das Schreiben gerichtet ist, umständlich aufgeführt werden. Die Curialien fügen sich entweder auf ausdrückliche Vorschriften, oder Verträge, oder stillschweigendes Uebereinkommen, und können daher nicht willkürlich abgeändert werden. Nur in Betreff der Beiwörter und der Verbindung der Curialien mit den im Texte aufzustellenden Sätzen, ist die Beobachtung der allgemeinen Sprachregeln möglich und notwendig, um nicht mit aller Höflichkeit und Untergebung gegen die Wichtigkeit, Schicklichkeit und den Wohlklang zu verstoßen. In neueren Zeiten, besonders seit dem Jahre 1848, sind die Curialien in sehr vielen deutschen Staaten so abgeändert und beschränkt worden, daß sich lange nicht mehr so Vieles als gemeingültig betrachten läßt, wie ehemals. Der Geschäftsmann kann deshalb nur an die dem Staate, welchem er angehört, in dieser Beziehung geltenden Formen gewiesen werden. Zur Erläuterung des Vorbemerkten ist folgendes zu bemerken. Der Eingang ist in der Kanzelsprache etwas ganz Andres, als was gewöhnlich unter Eingang oder Einleitung verstanden wird. Denn er bezweckt keine Vorbereitung des Lesers auf den Gegenstand, welcher in der Schrift abgehandelt wird, sondern kündigt diesem nur den Urheber der Schrift an, und ist sich daher bei allen Schriften, welchen Inhalt sie auch haben mögen, gleich. Dieser Eingang findet auch nur bei den Schriften statt, welche Regenten selbst oder Behörden wenigstens in ihrem Namen erlassen. Schriften anderer Art nehmen ihren Anfang bloß mit einer Anrede. Die Titel enthalten im Wesentlichen eine Zusammenstellung des Namens und Standes, der Würden und sonstigen erblichen oder persönlichen Vorzüge der Person, von welcher die Schrift herrührt, oder an welche sie gerichtet ist. Die Titulaturen, welche sich Regenten in ihren Schriften geben, haben noch das Eigene, daß dabei in der Mehrzahl, nämlich Wir, gesprochen und diesem die Formel von Gottes Gnaden beigefügt wird. Die Zahl der in diese Titel aufzunehmenden Laufnamen hängt von der in jedem Lande deshalb bestehenden Gewohnheit ab. Bisweilen und besonders wenn in einem Regentenhaufe nur Ein Name eingeführt ist, wird der Unterschied durch Zahlen bemerkt gemacht. Die Bezeichnung der besonderen Würde geschieht durch Angabe der Qualität des Regenten als Kaiser, König, Großherzog u. s. w. unter Benennung des Hauptlandes,

von welchem die Dynastie den Namen führt, und unter Beifügung der übrigen Länder, welche sie besitzen oder worauf sie Ansprüche haben. In Betreff der persönlichen Vorzüge und Würden, welche außer den allgemeinen Hausstiteln vorkommen, können Orden, Senatoren, Hof- und Militärsstellen u. s. w. in dem Titel mit aufgeführt werden. Die Begrüßungs- und Dienstleistungsformeln sind, wie schon ihr Name andeutet, Erklärungen guter Wünsche und Versicherungen der Bereitwilligkeit zu Dienstleistungen für denjenigen, an welchen geschrieben wird. Sonst pflegte man sich ihrer nicht nur in den Schreiben, welche Regenten an einander schickten, sondern auch in Befehlen der Regenten, welche bei besonderen Veranlassungen gegeben wurden, und in allen Schriften, welche die Behörden an den Regenten richteten, sowie in den Ausfertigungen der Universitäten, Facultäten, Schöffenhöfe, Stadträte u. s. w. zu bedienen. Jetzt kommen sie nur bei den von den Regenten in ganz besonders wichtigen Fällen gegebenen Befehlen, wie in den Patenten über den Regierungsantritt u. s. w. vor, fast aber gar nicht mehr in den Schriften der Kanzleien für die gewöhnlichen öffentlichen Geschäfte. Die Anrede enthält die Benennung dessen, an welchen die Schrift gerichtet ist, unter Beifügung gewisser Beiwörter, welche den Stand und die Würde desselben und das Verhältniß bezeichnen, in welchem sich der Schreiber gegen den Anderen betrachtet. In dem Contexte, dem eigentlichen Inhalte des Schreibens, können Courtisolen nur bei folgenden Gelegenheiten vorkommen. Die erste Gelegenheit geben die verschiedenen Anreden, welche im Contexte nöthig sind. Man wechselt bei diesen mit der förmlichen Benennung des Standes oder Ranges der Person, an welche man schreibt, und mit dem Gebrauche der Fürwörter ab. Wird der Stand oder Rang benannt, so geschieht die Anrede mit der zweiten Person im Plural. Eine zweite Gelegenheit zur Anwendung der Courtisole im Contexte geben die Erwähnungen dritter Personen. In manchen Fällen verlangt es nämlich die Schicklichkeit an und für sich, daß man gewisse Personen nur unter Beifügung einer Ehrerbietungsbeziehung nennt. Es kann dies aber auch aus Rücksicht auf die Person geschehen müssen, an welche man schreibt, weil diese mit der zu erwähnenden entweder in besonderen Verhältnissen steht oder gestanden hat, oder weil ihr durch die Achtung, welche man jener erzeigt, zugleich ein Bekenntnis der Hochachtung und Verehrung selbst abgelegt wird. Dies geschieht so, daß man statt Eure, vielmehr Ihre oder Seine sagt und die gewöhnliche Titulatur beifügt, z. B. Seine Majestät der König, Ihre Durchlaucht die Fürstin u. s. w. Auch in den Schriften, welche von Regenten selbst herrühren, sind solche Courtisolen gebräuchlich. Bei Erwähnung eines Verstorbenen können außerdem noch andere Zusätze gemacht werden, welche Theilnahme, fortdauerndes Andenken, Verdienst und Hochachtung ausdrücken. Dem Schluß der Schrift wird eine Formel beigefügt, welche einen vollständigen Satz oder Perioden enthält, und hauptsächlich zum Ausdruck guter Wünsche, Dienstleistungen, Gna-

den- und Hochachtungsbeyzeichnungen, oder auch zur Einschränkung der in der Schrift gegebenen Befehle gebraucht wird. Bei Schriften, welche Befehle enthalten, oder offene Urkunden ausmachen, wird noch die Bemerkung über Unterschrift und Unterhiegung beifügt. Nach einer Schlussformel der angegebenen Art folgt dann noch die Angabe des Datums und der Jahrszahl der Fertigstellung. In den an Regenten und Behörden gerichteten Schriften kann eine Schlussformel natürlich nur eine Versicherung der Dankbarkeit für Genährung des angebrachten Gesuches und der Fortsetzung der ferneren Unterthänigkeit u. s. w. enthalten. Bei der Unterschrift kann die Courtseife bestehen in der Wiederholung einer Anrede, welche in besonderen vom Contexte abgedruckten Zeilen geschrieben wird, und in einer Höflichkeitseierformel, durch welche der Schreibende sein Verhältnis zu dem Anderen ausdrückt und in der Regel ebenso, wie die vollständige Namensunterschrift selbst, mit eigener Hand beifügt. Bei den Aufschriften oder Überschriften, mit welchen die Außenseite des Schreibens versehen wird, ist die Courtseife der bei der Unterschrift gebräuchlichen ziemlich gleich. (C. W. E. Heimbach.)

**GESCHÄFTSTRÄGER** (*chargé d'affaires*) ist einer der Titel der Gesandten dritter Classe. Seltener ist der Titel *ministre chargé d'affaires*. Geschäftsträger werden auch häufig nur für die Dauer der Abwesenheit des ordentlichen Gesandten ernannt und es wird dazu gewöhnlich einer der Gesandtschaftssekretäre genommen. In diesem Falle werden sie in dieser Eigenschaft gewöhnlich von dem abreisenden Gesandten dem Hofe oder doch dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten besonders vorgestellt; jedenfalls müssen sie eine schriftliche Legitimation haben. In dem auf dem Wiener Congresse errichteten Reglement über den Rang der diplomatischen Agenten vom 19. März 1815 Art. I. werden in die dritte Classe der Gesandten allein gesetzt die *Chargés d'affaires*, „*accrédités auprès des Ministres chargés des affaires étrangères*.“ E. übrigen des Artikel Gesandte. (C. W. E. Heimbach.)

Geschäftiger, f. v. a. Testator und Testamentsvollstrecker, f. diese.

### GESCHENK. SCHENKUNG (*donatio*)<sup>1)</sup>.

1) Stellung im Rechtssysteme. In den Institutionen Justinian's wird die Schenkung unter die Erwerbungsarten des Eigentums gesetzt, weil der häufigste Fall der Schenkung sofortige Hingabe der Sache an den

Beschenkten war. An sich aber ist die Schenkung keine Erwerbungsart des Eigentums, sondern nur in Verbindung mit der Tradition, deren *justa causa* sie sein kann, so gut wie Kauf und andere Verträge, welche sonst mit denselben Rechte unter den Erwerbungsarten des Eigentums hätten aufgeführt werden können. Es kann aber nicht bloß Eigentumsübertragung, sondern auch Nießbrauch, Emphyteuse, ein bloßes Versprechen durch Vertrag, Erlass einer Schuld, kurz jede andere Anwendung eines das Vermögen des anderen vermehrenden Vortheils Gegenstand der Schenkung sein, und es müßten daher alle Vermehrungen des Vermögens aus Freigebigkeit auch als Theile der Lehre vom Eigentume behandelt werden. Die Stellung der Lehre von den Schenkungen in den Digesten und im Justinian'schen Codex hängt mit der Edictalordnung zusammen; doch ist die Stellung in beiden Rechtsbüchern nicht ganz dieselbe. In den neueren Systemen des Civilrechts ist die Schenkung meistens unter die obligatorischen Verträge gestellt worden, mit Unrecht, da das Eigentum, der Nießbrauch u. s. w. ebenso gut eine Schenkung enthalten können. Diese verschiedenen Stellungen im Rechtssysteme, welche unbefriedigt sind, ruhen daher, daß man irriger Weise die Schenkung als ein einzelnes Rechtsgeschäft aufnahm. Sie ist aber in der That ein allgemeiner Charakter, welchen die verschiedensten Rechtsgeschäfte annehmen können. Deshalb ist der Schenkung mit Recht von Savigny nach dem Vorgange von Puchta der Platz im allgemeinen Theile des Systems des Civilrechts neben dem Verträge angewiesen worden, mit welchem sie durch die Allgemeinheit ihrer Natur und ihre mannichfache Anwendung von gleicher Art ist. Nur der Unterschied besteht zwischen Vertrag und Schenkung, daß eines Theils der Vertrag bei allen Arten der Rechtsverhältnisse vorkommen kann, die Schenkung aber nur bei vermögensrechtlichen Verhältnissen, anderen Theils die Schenkung nicht auf einem Verträge beruhen muß, sondern sogar in Vermögensvermehrungen zu Gunsten eines Anderen ohne dessen Zustimmung, ja selbst wider seinen Willen bestehen kann. Die nachfolgende Darstellung beschränkt sich auf die Hauptgrundzüge des gemeinen Civilrechts, welches bekanntlich auch den neuen Civilgesetzbüchern in der Hauptsache zum Grunde liegt; daran werden die Abweichungen der neueren Hauptgesetzbücher geknüpft. 2) Begriff. Schenkung ist ein Rechtsgeschäft unter den Lebenden, wodurch der Eine aus seinem Vermögen an den Anderen etwas absichtlich dergestalt überträgt, oder ein ihm zusteheendes Recht zu dessen Vortheil aufgibt, daß dieser Nichts dagegen leistet, der Letztere also eine reine Vermehrung seines Vermögens erhält, der Erstere eine Verminderung desselben erleidet. Zu jeder Schenkung gehören zwei Personen, die eine heißt der Schenker, Schenkgeber (*donator*), die andere der Beschenkte, Schenknehmer (bei den Römern *is, cui donatum est*, *is, qui donatum accepit*, und andere Umschreibungen, bei den Neuern *donatarius*). Der Grund, warum dieser Begriff so und nicht anders aufgestellt und zur Grundlage

1) a) Quellen der Lehre sind für das gemeine Civilrecht *Paulus*, Sent. recept. lib. III. tit. 7. lib. V. tit. 11. *Fragn. Vacq.* §. 248—318. *Th. Cod. lib. VIII. tit. 12—15. Inst. lib. II. tit. 7. Dig. lib. XXXIX. tit. 5. 6. Lib. XXIV. tit. 1. Just. Cod. lib. VIII. tit. 53—56* (nach der gewöhnlichen Titelzahl 54—57). *Lib. V. tit. 16.* b) Literatur: *Donellus*, Comm. jur. civ. lib. V. cap. 2. §. 10. *Lib. XIII. cap. 22. §. 7. 8. Lib. XIV. cap. 26—32.* v. *Barerfeld*, De lege von den Schenkungen. 1. Bd. 1833. 2. Bd. 1. Abth. 1837. v. *Savigny*, Syst. des heut. rim. Rechts. 4. Bd. S. 1—397. *Heimbach* von. in *Wille's* Rechtslexicon. 9. Bd. S. 641—722. Repetieren von uns gefertigten Artikel bemogen wir hier.

eines eigenen Rechtsinstituts gemacht werden muß, liegt in folgenden im römischen Rechte an die Schenkung (in dem vorläufig aufgestellten Begriffe) geknüpften ganz positiven Regeln, welche eine möglichst scharfe Bestimmung und Begrenzung des Begriffes der Schenkung notwendig machen, nämlich a) in den vielfachen Einschränkungen der Schenkung seit alter Zeit, namentlich durch Festsetzung besonderer Formen der Willenserklärung, b) in der Unmöglichkeit der Schenkung unter Ehegatten, während alle anderen Rechtsgeschäfte unter ihnen zulässig sind, c) in der Widerprüflichkeit der Schenkung in gewissen Fällen aus besonderen Gründen, während bei anderen Rechtsgeschäften in gleichen Fällen Widerprüflichkeit nicht stattfindet. Vorzugweise sind die römischen Juristen durch das Verbot der Schenkungen unter Ehegatten zur genauen Ausbildung des Begriffes der Schenkung veranlaßt worden. Die Schenkung beruht auf Seiten des Schenkers in dem uneigennütigen Wohlwollen, welches der einzelnen Handlung zum Grunde liegt (*beneficium, liberalitas, officium*). Der Schenker bezweckt bei diesen Handlungen bloß den Nutzen und Vortheil des Anderen, nicht seinen eigenen. Auf Seiten des Empfängers beruht die Schenkung auf der Bereicherung oder Vermehrung des Vermögens desselben. Beides genügt aber noch nicht zum Begriffe der Schenkung; es muß noch Manches hinzukommen als nähere Bestimmung, um jene erwähnten drei Regeln als anwendbar erscheinen zu lassen. Zum Begriffe der Schenkung wird erfordert: a) Die Schenkung muß ein Rechtsgeschäft unter den Lebenden sein. Darin liegt erstlich, daß ein Rechtsgeschäft vorausgesetzt wird, eine positive Handlung; eine Unterlassung gilt nicht als eigentliche Schenkung, außer wenn dabei ein verbotenes Handeln zum Grunde liegt, und wenn die Unterlassung allein und ausschließlich eine unschätzbare Bereicherung des Anderen zur Folge hat. Zweitens wird ein Geschäft unter den Lebenden erfordert, wodurch von dem Begriffe der Schenkung jede Succession durch den Todesfall, sei es durch Erbfolge, oder durch Legat und Fideicommiss, ausgeschlossen ist. Die *mortis causa donatio* (Schenkungen aus dem Todesfall, Todeswegen) ist eine wahre Schenkung und war ursprünglich eine solche; erst nach und nach hat sie einen zwischen Character angenommen. b) Die Schenkung muß eine Veräußerung enthalten; wo das Erforderniß wahrer Veräußerung fehlt, ist keine Schenkung vorhanden, sollten auch andere Erfordernisse, namentlich das uneigennütigen Wohlwollen als Beweggrund da sein. Daber werden nicht als Schenkungen betrachtet aa) alle Handlungen zum Vortheile eines Anderen, wodurch der Umfang des Vermögens überhaupt nicht berührt, dasselbe nicht vermindert wird; bb) die Ausschlagung möglicher Vererbungen des Vermögens oder das Unterlassen des Erwerbes von Rechten ohne Aufopferung eines erworbenen Rechtes. c) Der Beschenke muß berichtet worden sein. Die Bereicherung, welche von der bloßen Veräußerung noch zu unterscheiden ist, besteht in der Vermehrung des Vermögens des Beschenkten in seinem Totalverthe, dem letzten Erfolge

nach. Die Veräußerung des Einen enthält eine Bereicherung für den Andern nicht: aa) wenn durch das Rechtsgeschäft nicht der Umfang des Vermögens erweitert, sondern nur die Ausübung und Verfolgung vorhandener Rechte gesichert wird; bb) wenn der Gewinn durch entgegengesetzte Aufopferungen von Seiten des Erwerbers aufgewogen wird; cc) wenn die Anfangs vorhandene Bereicherung in der Folge wieder verschwindet. Dieser dritte Fall unterscheidet sich von den beiden ersten darin, daß in diesen niemals eine Schenkung vorhanden ist, in jenem aber das Geschäft zeitens zunächst eine wahre Schenkung ist, nach einiger Zeit aber eine solche zu sein aufhört, was den Sinn hat, daß die im Anfangs zulässige Zurückforderung einer nach positiven Rechtsregeln ungültig geschenkten Sache wegfällt, sobald die Bereicherung verschwindet, was im römischen Rechte namentlich bei der Schenkung unter Ehegatten der Fall ist, bei welcher der Grund der Ausschließung der Anfangs zulässigen Zurückforderung einer wahren Schenkung wegen späteren Verschwindens der Bereicherung am vorzüglichsten und eigenthümlichsten bei den Römern ausgedrückt worden ist. d) Die Absicht des Gebers muß auf die Bereicherung des Empfängers gerichtet sein, was die Römer durch die Ausdrücke *donandi causa, donatio causa, donandi animo* u. s. w. bezeichnen. Diese Absicht ist notwendig auf Seiten des Gebers, gewöhnlich vorhanden auf Seiten des Empfängers, hier aber nicht durchaus notwendig. Sie gebt so wesentlich zum Begriffe der Schenkung, daß ungerathet das Dasein aller übrigen Bestandtheile desselben bei dem Mangel dieser Absicht keine Schenkung angenommen werden darf. Das Dasein der Bereicherung ohne die Absicht, den Empfänger zu bereichern, ist möglich erstens, wenn selbst das Bewußtsein der Veräußerung oder der Bereicherung fehlt; zweitens, wenn dieses Bewußtsein zwar vorhanden ist, eine andere Absicht aber die Veräußerung ausschließt. — Die auf Bereicherung des Anderen gerichtete Absicht wird nicht durch Einmischung jedes andern, besonders eines eigennütigen Beweggrundes ausgeschlossen; die entfernteren Zwecke, welche der die Bereicherung des Andern Vollende dabei hat, sind gleichgültig. Es ist dies nur in dem Falle bestritten, wo grade der entferntere Zweck kein selbstthätiger, eigennütziger ist; wenn nämlich derselbe in einer Erreichung der Dankbarkeit besteht (*remunerandi causa*, sogenannte *remuneratorische Schenkung*). Ueber diese sind die Ansichten verschieden. Zwei stehen sich gradezu entgegen. Nach der einen ist das Geschäft reine Schenkung und allen positiven Rechtsregeln oder Einschränkungen, wie jede andere, unterworfen; nach der anderen ist es keine Schenkung, sondern steht einem sogenannten unersetzten Geschäftes gleich, woraus dann der Wegfall jener Einschränkungen folgen würde. Zwischen beiden sind Mittelmeinungen vorhanden, nach welchen entweder nur für manche Fälle der Dankbarkeit die Schenkung ausgeschlossen, oder die Einschränkungen der Schenkung nur theilweise zugelassen werden. Nach der richtigen Ansicht steht die *remuneratorische Schenkung* jeder anderen gleich.

Von den Einschränkungen der Schenkung ist die Inflation bei ihr eben so anwendbar, da bei ihr leichtsinnige Verschwendung, gegen welche die Inflation sichern soll, sich nicht minder denken läßt, als bei jeder andern; das Verbot der Schenkungen unter Ehegatten würde ganz illusorisch werden, weil, da jede wahre Ehe in beiderseitiger Liebe und Treue besteht, jede Schenkung als remuneratorisch gelten könnte; auch ist das Dasein der Dankbarkeit als Beweggrund der Schenkung eben so unbestimmt, als schwer zu erkennen, und ein angemessenes Verhältniß zwischen der empfangenen Wohlthat und deren jegiger Belohnung läßt sich schwer herausstellen. — Die Schenkung kann auch mit einem andern Rechtsgeschäfte verbunden sein (negotium mixtum cum donatione). Wenn nämlich einer Gabe eine Gegenleistung gegenüber steht, deren Werth aber geringer ist, als der der Gabe, so wird durch die Gabe der Empfänger derselben theilweise bereichert, und es liegt in dieser Bereicherung, wenn darauf die Absicht des Gebers gerichtet ist, eine wahre Schenkung, und es ist dieselbe Handlung zum Theil Schenkung, zum Theil ein anderes Rechtsgeschäft, und das in der Gabe übertragene Recht gilt nur als theilweise geschenkt. Als Schenkung gilt die Gabe, in soweit deren Werth den der Gegenleistung übersteigt. Bei allen diesen gemischten Geschäften ist der Geldwerth des auf die Schenkung fallenden Antheils zu ermitteln, dieser Antheil, welcher Schenkung ist, fällt unter die Regeln von der Schenkung hinsichtlich der Inflation, des Verbotes unter Ehegatten und des Widerrufs aus besonderen Gründen. Ist die Gegenleistung nicht nach Gelde zu schätzen, so kann eine solche Trennung nicht stattfinden; das ganze Geschäft gilt dann nicht für Schenkung, weil eine Differenzsumme sich nicht ermitteln läßt, in welcher allein die Bereicherung und mithin auch die Schenkung bestehen könnte.

3) Rechtsgeschäfte, welche unter den Schenkungsbegriff fallen können. Durch Schenkung können Vermögensrechte aller Art entstehen und entstehen, weil in allen Theilen des Vermögens sich eine Bereicherung denken läßt. Die Bereicherung kann sich beziehen: a) auf ein dingliches Recht, welches der Beschenkte erwirbt; b) auf ein obligatorisches Verhältniß, und zwar aa) auf den Erwerb einer Forderung für den Beschenkten; bb) auf die Befreiung des Beschenkten von einer Schuld. Hiernach können alle einfachen Schenkungen auf dreifache Weise geschehen, durch dare, durch obligare, durch liberare. a) *Dare*. Die dinglichen Rechte, welche Gegenstand der Schenkung sein können, sind entweder Eigenthum oder jura in re. Die Uebertragung des Eigenthums durch Schenkung ist der gemöhnlichste und wichtigste Fall, daher in Justinian's Institutionen schon die Schenkung als eine Erwerbthat des Eigenthums aufgeführt werden ist, und dieser Anschauungsweise gemäß dort ihre Stellung im Systeme erhalten hat. Die im älteren römischen Rechte auch bei der Schenkung vorkommenden Formen der Eigentumsübertragung, mancipatio, in jure cessio, traditio, beschränken sich im neueren römischen Rechte allein auf die Traditio. Die

Schenkungen kann *justa causa* der Tradition sein und den wirklichen Uebergang des Eigenthums vermitteln, vorausgesetzt, daß der Schenker selbst das Eigenthum hat. Die Traditio als Schenkung von Seiten eines Nicht-eigenthümers mit Einwilligung des Eigenthümers überträgt sofort Eigenthum, indem es so angesehen wird, als habe zuvor der Eigenthümer durch *brevis manu traditio* das Eigenthum dem Geber übertragen; die Schenkung besteht aber bloß zwischen dem Geber und Empfänger, und der bisherige Eigenthümer steht zu dem Empfänger in gar keinem Verhältnisse. Ohne Einwilligung des Eigenthümers gewährt die Traditio einer fremden Sache als Schenkung von Seiten des Nicht-eigenthümers dem Empfänger den Usucapionstitel *pro donato*. Jura in re können in verschiedener Weise Gegenstand einer Schenkung sein, indem ein *usufructus*, *usus* und *Prädialservituten* ebenso wol unentgeltlich besteht, als dem Eigenthümer unentgeltlich zurückgegeben werden können. Dasselbe gilt von der *Emphyteuse* und *Superficies*, bei welchen auch schenkungsweise Ueberlassung von Seiten des Emphyteuta und Superficiars an einen Dritten vorkommen kann. Im älteren teutschen Rechte ist die gerichtliche Auflassung bei Immobilien die einzige Form, unter welcher das Eigenthum an Immobilien schenkungsweise übertragen werden kann, und die Beschränkungen der Veräußerung überhaupt durch die Rechte der nächsten Erben leiden auch auf Schenkungen Anwendung. Im heutigen Rechte, wo die gerichtliche Auflassung nur in Particularrechten vorkommt, aber fast in allen teutschen Staaten die Eintragung besteht, daß das Eigenthum eines Grundstückes nur derjenige angesehen wird, welcher als solcher in die Grund- oder Hypothekenbücher, oder in die Steuerkataster, oder in andere öffentliche Bücher eingetragen ist, hat die Traditio durch Schenkung nach den verschiedenen Particularrechten eine verschiedene Bedeutung, indem sie nach einigen ein bloß persönliches Recht gibt, die Eintragung oder sonst zu Erlangung des Eigenthums nöthige Mitwirkung der Behörde zu verlangen, nach anderen das natürliche Eigenthum oder auch den Usucapionsbesitz verschafft und durch Usucapion zum vollen oder bürgerlichen Eigenthum führen kann. b) *Obligare*. Die Schenkung kann auch darin bestehen, daß der Beschenkte ein Forderungsrecht erwirbt, entweder gegen den Schenker oder einen Dritten. Die Begründung einer Forderung an den Schenker durch die Schenkung geschieht durch das Schenkungsverprechen, und wird ohne Grund von vielen Neueren als Hauptfall der Schenkung aufgeführt. Das Schenkungsverprechen ist allein die wahre und einzige Schenkung, welches die Bereicherung schon vollständig bewirkt, die nachfolgende Erfüllung des Versprechens durch Leistung des Versprochenen ist die bloße Bezahlung einer Schuld, mithin keine Schenkung. Im älteren römischen Rechte ist die regelmäßige Form des Schenkungsverprechens und dessen Annahme die der *Stipulation*. Im neueren römischen Rechte bedarf es keiner Stipulation, sondern der bloße formlose Vertrag ist flagbar, steht also, abgesehen von der bei größeren Schenkungen erforder-



lichen Inflation, den Consensualcontracten gleich. Das Schenkungsverprechen hat im Vergleiche mit anderen obligatorischen Verträgen folgende Eigenthümlichkeiten: aa) der Schuldner zahlt keine Verzugszinsen; bb) es steht ihm im Falle der Verarmung das sogenannte *beneficium competentiae* zu, mit der besondern Vergünstigung, daß er, um dem Beschenkten gegenüber sein Unvermögen zu begründen, seine übrigen Schulden im Voraus abziehen kann; cc) er haftet im Falle des Unterganges oder des Verderbens der Sache nur für Arglist und grobe Fahrlässigkeit (*dolus und culpa lata*); dd) er haftet wegen der Eviction und wegen den delictischen Klagen nur im Falle des *dolus*. — Durch Deligation kann eine Schenkung auch dadurch bewirkt werden, daß der Beschenkte eine Schuldforderung gegen einen Dritten erhält. Diese Schuldforderung kann eine solche sein, welche erst jetzt entsteht und in demselben Momente zur Schenkung verwendet wird; es kann aber auch eine schon früher bestehende Schuldforderung zum Zwecke der Schenkung übertragen werden, z. B. durch Cession und noch wirksamer durch Deligation. c) *Liberare*. In jeder Befreiung von einer Schuld liegt eine wahre Bereicherung des Schuldners, und bei dem Falsen der übrigen Erfordernisse der Schenkung eine wahre Schenkung, deren Betrag immer der der aufgehobenen Schuld ist, selbst im Falle der Zahlungsunfähigkeit des Schuldners. Die Forderung, von welcher der Beschenkte befreit werden soll, steht entweder dem Schenker oder einem Dritten zu. Die Schenkung durch Erlass einer eigenen Forderung geschieht am gewöhnlichsten durch Vertrag, welcher bei den Römern entweder Acceptilation oder ein bloßes pactum war; letzteres erzeugte eine Einrede, in manchen Fällen wirkte es *ipso jure*; letztere Wirkung hat das pactum im heutigen römischen Rechte allgemein; die Acceptilation kommt nicht mehr vor. Der Erlassvertrag kann auch ein stillschweigender sein, aus Handlungen, welche den Willen bestimmen offensbaren, geschlossen werden. Ein einseitiger Verzicht ist bei der Schenkung ganz ohne Wirkung; es bedarf also der Annahme von Seiten des Schuldners, wodurch er zum Vertrage wird. So lange diese Annahme nicht erfolgt ist, kann der Verzicht zurückgenommen werden. Die Befreiung des Schuldners von der eigenen Forderung des Gekers ist auch auf indirecte Weise, ohne Vertrag, möglich, z. B. dadurch, daß der die Schuld einbringende Gläubiger den Verlust des Processus für sich absichtlich herbeiführt, oder ohne vorhergegangenes Verfahren vor Gericht eingreift, daß ihm der Andere Nichts schuldig sei. Die Befreiung des Schuldners von einer einem Anderen, als dem Gekere zustehenden Forderung im Wege der Schenkung, kann geschehen durch die für den Schuldner geleistete Zahlung, welche denselben ohne Auftrag, ja selbst ohne sein Wissen und gegen seinen Willen befreit, und wenn sie in der Absicht, den Schuldner zu bereichern, geschieht, eine wahre Schenkung enthält; ferner durch Expresssion für eine fremde Schuld, welche ebenfalls ohne des Schuldners Wissen und Willen geschehen kann, und bei dem Falsen der erwähnten Absicht, eine Schenkung ist, wo-

bei, sowie im Falle der Zahlung, das Schenkungsverhältniß zu dem Schuldner, nicht zu dem Gläubiger stattfindet; endlich durch die Uebernahme einer Bürgschaft für eine fremde Schuld mit der Absicht, gegen den Schuldner keinen Regress nehmen zu wollen. Im letzteren Falle liegt nur die eventuelle Schenkung vor, d. h. für den Fall, daß der Bürge die Schuld wirklich bezahlen muß; in den beiden ersten Fällen ist immer eine unbedingte Schenkung enthalten. d) Auch das Vermögen im Ganzen, d. h. alle im Vermögen gegenwärtig begriffenen Rechte, kann Gegenstand der Schenkung sein, und zwar entweder das Ganze oder eine Quote des Vermögens ohne irgend eine Beschränkung; oder mit Beschränkungen, wie mit Vorbehalt einzelner Vermögensstücke, welche von der Schenkung ausgenommen werden, mit Vorbehalt des Nießbrauchs, mit der Verpflichtung des Empfängers zur Alimentation des Gekers, in welchem letzteren Falle eine donatio sub modo vorliegt. Im Justinian'schen Rechte wird eine Schenkung des Vermögens im Ganzen durch bloßen formlosen Vertrag gültig bewirkt, da hierdurch der Schenker zur Erfüllung des Vertrags verpflichtet wird. Durch die Schenkung eines ganzen Vermögens wird niemals eine Universalcessio, etwa wie bei einer Erbschaft begründet. Vielmehr bedarf es zur Uebertragung der einzelnen Eigenthumsrechte besonderer Tradition, zur Uebertragung der einzelnen Schuldforderungen ursprünglicher besonderer Cession, was jedoch dahin gemildert ist, daß der Beschenkte jede Schuldfrage, deren Cession er verlangen könnte, auch ohne wirkliche Cession als *actio utilis* anstellen kann. Zwischen dem Beschenkten und den Gläubigern des Schenkers entsteht gar kein Rechtsverhältniß; daher können Letztere den Ersten nicht verklagen, obgleich der Schenker Nichts mehr zur Befriedigung der Gläubiger besitzt. In Ermangelung einer Verabredung über die Schuldenbezahlung ist anzunehmen, daß der Beschenkte sich stillschweigend zur Bezahlung aller Schulden, also zur Vertretung des Schenkers gegen dessen Gläubiger, verpflichtet habe. Es folgt dies aus dem Begriffe von Vermögen (*bona res*), worunter nur das reine Vermögen nach Abzug der Schulden verstanden wird. Die Gläubiger können nach vergeblicher Ausföhlung des Schenkers sowohl die verschuldeten Sachen, soweit es nöthig ist, als Executionssubjekte angreifen, als auch der Schenker selbst berechtigt ist, soweit zurückzufordern, als zur Bezahlung der Schulden erforderlich ist. Letzteres folgt aus dem dem Schenker zustehenden sogenannten *beneficium competentiae*, vermöge dessen er die Schulden, wenn er auf Erfüllung der Schenkung verzögert wird, im Voraus abziehen darf. Die Verabredung bei der Schenkung des ganzen Vermögens, daß der Empfänger die Schulden bezahlen solle, ändert ohne eigene Theilnahme der Gläubiger an dem Geschehene in dem Rechtsverhältnisse derselben zu dem Schenker Nichts; es tritt hier dasselbe ein, wie wenn gar Nichts verabredet ist; die Gläubiger halten sich zunächst an den Schenker; ist dieser aber sie zu befriedigen nicht im Stande, so können sie Abtretung der dem Schenker gegen den

Empfänger zustehenden Klagen verlangen, indem hier eine donatio sub modo vorliegt, weshalb dem Schenker eine Klage auf Erfüllung des Modus oder auf Zurückerforderung des Gegebenen zusteht. Was von den Schulden bemerkt ist, beschränkt sich auf die zur Zeit der Schenkung schon vorhandenen Schulden; die später entstandenen bleiben ebenso, wie das später erworbene Vermögen des Schenkers, bei der Schenkung des gegenwärtigen Vermögens außer Betracht. Ist nicht bloß das gegenwärtige, sondern auch das zukünftige Vermögen Gegenstand der Schenkung, so ist folches nach römischem Rechte für ungültig zu halten, weil sie in der That einen verkündeten Erbvertrag enthält, welcher dem Schenker die anderweitige wirksame Verfügung über das Vermögen entzieht, nicht bloß die Freiheit der letztwilligen Verfügung, sondern auch die Möglichkeit, sein Vermögen seinen gesetzlichen Erben zukommen zu lassen, mithin jeden Einfluß auf das Schicksal des Vermögens; und grade hierin liegt der Grund des Verbotes der Erbverträge bei den Römern. Nach teutschem Rechte ist aber eine solche Schenkung, weil sie in der That einen wahren Erbvertragsvertrag enthält, ohne Zweifel gültig, und wenn sich ältere Praktiker dagegen aussprechen, so ist dies aus dem früheren langen Streite über die jetzt allgemein anerkannte Gültigkeit der Erbverträge und aus der Unklarheit darüber, welche Geschäfte unter den Begriff der Erbverträge zu stellen seien, zu erklären. 1) Einschränkungen der Schenkung. a) Verbot unter Ehegatten. Die Grundursache des Verbotes der Schenkungen unter Ehegatten bei den Römern lag in dem Mißbrauche der Willkür der Ehescheidungen. Vermöge dieses Verbotes waren Schenkungen unter Ehegatten ipso iure nicht, und konnten vor Caracalla nicht einmal durch den Tod des Schenkers gültig werden. Der Begriff der Schenkung ist der bereits früher angegebene, und dieser ist bei dem Verbote unter Ehegatten in seinem ganzen angegebenen Umfange zur Anwendung gebracht worden. In Bezug auf Schenkungen unter Ehegatten ist besonders das eine Merkmal der Schenkung, die Vereicherung, sehr sorgfältig durch die römische Jurisprudenz ausgebildet und namentlich der Charakter der fortwährenden Bereicherung, welcher das Rückforderungsrecht von Seiten des Schenkers begründet, sehr genau festgesetzt worden. Die allgemeine Bedingung des Schenkungsverbotes in der Ehe ist, daß die Schenkung unter Ehegatten, also während einer bestehenden Ehe, vorgenommen werde. Auf Schenkungen, welche vor dem Anfange der Ehe oder nach der Ehescheidung geschehen, ist das Verbot nicht anwendbar. Galt die Schenkung dergestalt in verschiedene Zeitpunkte, daß sie in dem einen juristisch begründet wird, in dem andern erfüllt werden soll, so ist, wenn der erste Zeitpunkt vor der Ehe, der zweite in die Ehe fällt, das Schenkungsverbot anwendbar; dagegen ist es nicht anwendbar, wenn der erste Zeitpunkt in die Ehe fällt, die Wirksamkeit aber nach Auflösung der Ehe eintreten soll. Daher sind nach römischem Rechte unter Ehegatten Schenkungen auf den Todesfall (mortis causa donationes) erlaubt, und eben-

so Schenkungen für den Fall einer wirklich bevorstehenden Ehescheidung, wobei aber vorausgesetzt wird, daß die Ehescheidung wirklich erfolgt. Nach den Grundsätzen des Kirchenrechtes hingegen, sowohl des katholischen, als des protestantischen, muß eine der Ehescheidung halber geschehene Schenkung für ungültig erachtet werden<sup>1)</sup>. Das Verbot beschränkt sich nicht bloß auf die Schenkung eines Ehegatten unmittelbar an den andern Ehegatten, sondern begriff zugleich alle diejenigen Personen, mit welchen die Ehegatten in Vermögensbeziehung stehen. Da aber das Verbot der Schenkung an diese Personen einmal darauf beruht, daß nach älterem römischem Rechte Kinder unter väterlicher Gewalt dem Vater erworben, was im neuesten römischen Rechte sehr beschränkt ist, und dann darauf, daß nach römischem Rechte die väterliche Gewalt auch über verheiratete Kinder fortbauert, so erleidet dieses Verbot im heutigen Rechte bedeutende Modifikationen. — Die allgemeine Wirkung des Schenkungsverbotes ist Nichtigkeit der Handlung, welche zur Vollziehung einer solchen verbotenen Schenkung dient; sie wird als nicht geschehen betrachtet. Besonderer Rechtsmittel, wodurch diese Nichtigkeit geltend gemacht wird, bedarf es in vielen Fällen gar nicht, sondern nur dann, wenn die Folgen der zum Nachtheile des Schenkers bereits eingetretenen Veränderungen aufgehoben werden sollen. Diese Rechtsmittel sind die Vindication gegen jeden dritten Besitzer, so lange die geschenkte Sache noch vorhanden ist, sodas der Schenker bloß den Besitz nicht hat; und eine Condictio, wenn der Empfänger die Sache selbst nicht mehr besitzt, wol aber der Werth derselben sich bei ihm vorfindet. Das Schenkungsverbot erleidet in mehreren Fällen eine Ausnahme, in welchen die Schenkung entweder gleich Anfangs gültig ist, oder durch spätere Thatfachen bestätigt wird. Die wichtigste Ausnahme beruht auf einem Senatusconsult vom Jahre 206 n. Chr., welches die Schenkung unter Ehegatten für gültig und wirksam erklärt, wenn der Schenker in der Ehe stirbt, ohne die Schenkung widerrufen zu haben. Die Sache wird nun so angesehen, als habe der Schenker eine mortis causa donatio im Sinne gehabt, d. h. in bestimmter Hinsicht auf seinen künftigen Tod in der Ehe geschenkt; eine solche mortis causa donatio war schon früher unter Ehegatten gültig, jedoch so, daß ihre Wirkung erst im Augenblicke des Todes eintret; und ebenso wurde nun jede, ohne Erwähnung des Todes, geschehene Schenkung unter Ehegatten behandelt, wenn nur der Schenker, ohne seinen Willen geändert zu haben, in der Ehe starb. Durch Widerruf des Schenkers vor seinem Ableben wird die Bestätigung verbunden. Zum Widerruf genügt jede auch formlose Willenserklärung, welche aber auch durch jede neue Willenserklärung entkräftet werden kann, sobald nur der als zuletzt vorhandene erwiesene Wille entkräftet. Stirbt der Schenker, ohne die Schenkung widerrufen zu haben, so wird sie von Anfang an als gültig betrachtet. b) Erschwe-

<sup>1)</sup> Vergl. die weitere Ausführung darüber im Rechtslexikon a. a. D. S. 636 fg.

rende Formen. Schon im älteren römischen Rechte gab es seit der *lex Cincia* Einschränkungen der Schenkung, deren eine in einem Verbote großer Schenkungen über eine uns unbekannte Grenze, die andere in der Einführung besonderer Formen vollständiger Schenkungen bestand<sup>3)</sup>. Im neuesten römischen Rechte gibt es bei Schenkungen als einzige erscheinende Form die *Insignation*, sobald die Schenkung über 500 solidi beträgt. Diese Summe bildet nach dem jetzt geltenden gemeinen Rechte die Grenze. Hiernach ist der gerichtlichen *Insignation* jede Schenkung unterworfen, deren Geldwerth über diese Summe beträgt. Die heutige Praxis hat den heutigen Dukaten als römischen solidus angenommen. Darüber aber, wie der Dukaten zu berechnen sei, hat sich keine feststehende Praxis gebildet. Die Praxis der Gerichtshöfe schwankt zwischen der Berechnung des Dukaten zu dem Course zur Zeit der Schenkung und dem als feststehend anzunehmenden Werthe des Dukaten zu 2 Thaler 16 gute Groschen im Zwanziggrubenfuß. Die Form der *Insignation* besteht darin, daß der Schenker seinen Willen zu schenken, den Gegenstand der Schenkung und wenn er schenken will, vor Gericht erklärt und darüber ein Protokoll aufgenommen wird. Die *Insignation* kann vor jedem Richter gültig geschehen. Die Wirkung der versäumten *Insignation*, wo sie nöthig ist, besteht in völliger Nichtigkeit des Geschäftes, soweit es den Werth von 500 solidi übersteigt. Zur Zurückforderung des ungültigen Theiles der Schenkung steht dem Schenker, der die Schenkung bereut, entweder die *Revindication* oder eine *Condictio* zu, je nachdem die geschenkte Sache selbst oder nur ihr Werth bei dem Empfänger noch vorhanden ist. Gewisse Schenkungen sind auch bei noch so hohem Betrage von der Nothwendigkeit der *Insignation* ausgenommen. c) Widerruf aus besonderen Gründen. Insbesondere ist Widerruf einer Schenkung zulässig wegen Undankbarkeit des Beschenkten. Das Geschäft ist hier aber nicht nichtig, sondern es steht dem Geber nur ein persönlicher Anspruch auf Zurückgabe des Geschenkes zu, welcher nicht auf dessen Erben übergeht. Die Klage ist nur eine persönliche Klage, welche nur gegen den Beschenkten selbst, nicht gegen dessen Erben angestellt werden kann. Die Bedingung der Klage ist überhaupt die Undankbarkeit des Beschenkten; jedoch sind fünf Fälle dieser Undankbarkeit bestimmt, und es ist jede Ausdehnung derselben ausdrücklich unterlag. Diese Fälle sind: grobe wörtliche Ehrenkränkungen, Thätlichkeit gegen die Person des Schenkers, bedeutender Vermögensverlust, welcher dem Schenker nicht nur gedroht, sondern wirklich zugefügt wird, Lebensgefahr, in welche der Beschenkte den

Schenker bringt, endlich Weigerung des Beschenkten, die bei der Schenkung auferlegten Verbindlichkeiten zu erfüllen. 5) Besondere Arten der Schenkung. a) Schenkung auf den Todesfall, Todeswegen, Todeshalber (*mortis causa donatio*).<sup>4)</sup> Sie ist eine Schenkung, welche das Eigenthümliche hat, daß sie durch Tode und Erbfall den Legaten vererbt ist. Bei den Römern sind deshalb allmählig viele für die Legate geltenden Regeln auch auf sie angewandt worden, ohne daß sie den vorherrschenden Charakter der Schenkung verloren hat, vielmehr fällt sie fortwährend unter den Geltungsbegriff der Schenkung als einzelne Art derselben. Der gewöhnlichste Fall dieser Schenkung ist der, daß der Geber durch eine bestimmte gegenwärtige Lebensgefahr dazu bestimmt wird, dergestalt, daß mit dem Wegfalle der Gefahr die Schenkung selbst ungültig werden soll. Doch ist das Dasein einer bestimmten Lebensgefahr nicht nöthig; es genügt auch als Veranlassung der Schenkung der allgemeine Gedanke des Gebers an seinen vortheilhaften Tod überhaupt. In beiden Fällen ist der rückwirkende Vorbehalt des willkürlichen Widerrufs von Seiten des Gebers Regel in der Art, daß er sich von selbst versteht; er ist aber nicht so wesentlich, daß darauf nicht besonders verzichtet werden könnte. Das charakteristische Merkmal dieser Art der Schenkung, welches demnach allein übrig bleibt, ist ihre Hinsässigkeit im Falle des früheren Todes des Beschenkten, sodas sie also nur gültig ist, wenn der Schenker vor dem Beschenkten oder auch gleichzeitig mit demselben stirbt, was so wesentlich ist, daß davon die Perfection der Schenkung abhängt. Die *m. e. donatio* ist ein gemischtes Geschäft, nicht in dem Sinne des *negotium mixtum cum donatione*, sondern in dem Sinne, daß, je nachdem die Bedingung ausfällt, entweder ein reines Geschenk oder eine reine Obligation stattfindet, beides in den Fällen, wo sofort etwas auf den Beschenkten übertragen worden ist. Die bedingte Obligation ist hier auf Zurückgabe des Empfangenen gerichtet. Die Bedingung selbst, wodurch die Schenkung immer hinsässig werden soll, ist das Ueberleben des Schenkers; möglich ist als zweite entkräftende Bedingung das Ueberleben einer bestimmten gegenwärtigen Lebensgefahr; als dritte entkräftende Bedingung kommt in der Regel noch hinzu die Reue, die Willensänderung des Schenkers. Jede formlose Offenbarung der Willensänderung genügt zur Vernichtung der Schenkung, wenn nicht der Schenker auf den Widerruf verzichtet hat. Am häufigsten wird die *m. e. donatio* durch Uebertragung des Eigenthums bewirkt, im neuesten römischen Rechte durch Tradition.

3) Ueber das ältere Recht nach der *lex Cincia* vgl. Savigny in der Zeitschrift für geschichtl. Rechtswissenschaft. 4. Bd. S. 1 fg. und System des heut. Recht. 4. Bd. S. 104 fg. Rudorff. De lege Cincia. (Berol. 1825.) Frander, Civil. Verhandl. S. 1 fg. Fasse im Rhein. Museum. 1. Bd. S. 185 fg. Unterholzner ebend. 2. Bd. S. 436 fg. 3. Bd. S. 153 fg. Wenck, Praef. in Hauholdt Opuscula T. I. p. 37 seq. Warnkönig im Archiv für civil. Praxis. 20. Bd. S. 421 fg.

4) Literatur: Hauholdt, Diss. de mortis causa donationum conjectura ex mortis mentione capiendi (Lips. 1792.) in Opusc. Tom. I. p. 439 seq. und dazu Wenck, Praefat. p. 36 seq. Müller, Natur der Schenkung auf den Todesfall. (Gießen 1827.) Schirach im Archiv für civil. Praxis. 2. Bd. S. 207 fg. v. Schröter in der Zeitschrift für Civilrecht und Proc. 2. Bd. S. 87 fg. Wiederböck ebend. 15. Bd. S. 96 fg. Fasse im Rhein. Museum. 2. Bd. S. 300 fg. 3. Bd. S. 1 fg. 371 fg. v. Causing, Opuscul. 4. Bd. S. 239 fg. Seimbach sen. a. a. D. 4. Bd. S. 709 fg.

Die Absicht des Schenkers bei der Tradition kann eine zweifache sein. Entweder überträgt er sofort das Eigenthum deraufhalt, daß dasselbe im Falle des früheren Todes des Beschenkten durch Resolutionsbedingung wieder zurückfallen soll, oder er überträgt den Besitz unter einer Suspensionsbedingung, sobald erst im Falle seines eigenen früheren Ablebens das Eigenthum auf den Beschenkten übergehen soll. Für das Erstere streitet die Vermuthung als das Einfachere und Natürlichere, wenn nicht der Schenker ausdrücklich sich für das Letztere erklärt hat. Nächste der Tradition wurde auch Stipulation zur Begründung einer m. e. donatio gebräucht. Ob der von Justinian für klagbar erklärte formlose Schenkungsvertrag auch für diese Art der Schenkung gelte, ist zwar bestritten, wird aber mit Recht bejaht, und es kann dies im heutigen Rechte nicht zweifelhaft sein, da der formlose Vertrag hier der römischen Stipulation gleichsteht. Die Schenkung Todeshalber kann auch durch Liberation vermittelt werden, nach heutigem Rechte durch formlosen Vertrag. Die Rechtsmittel, wodurch der Schenker im Falle der vertheilten Bedingung das Geschenk zurückfordert, sind die *Revindication*, eine *Condiction* (*condictio ob causam datorum*) und die *actio praescriptis verbis*. Das bisher von dieser Art der Schenkung Bemerkte beruht auf der Natur eines Vertrages; der Charakter eines letzten Willens ist darin nicht erkennbar. Der Unterschied der Schenkung Todeshalber von den letzten Willen zeigt sich im neueren römischen Rechte noch in der gänzlichen Unabhängigkeit der Gültigkeit der Schenkung von dem Dasein eines Erben, dergestalt, daß die Schenkung auch dann bestehen bleibt, wenn das Vermögen erlosch wird, während Legate und Fideicommissare regelmäßig nur gültig sind, in sofern sie sich auf ein wirklich erworbenes Erbrecht beziehen. Die m. e. donatio wurde wegen ihrer Verwandtschaft mit den Legaten in ihrem Zwecke und Erfolge, sobald die Legate positiven Einschränkungen unterworfen wurden, häufig dazu benutzt, um diese Einschränkungen zu umgehen. Um diesem Mißbrauche zu beggennen, wurden mehrere für die Legate geltenden Einschränkungen auch auf diese Schenkungen angewendet; in welchem Umfange dies geschehen solle, war unter den römischen Juristen bestritten. Justinian sprach sich für eine ausgebreitere Gleichstellung aus, in Ausdrücken, welche Manche auf eine gänzliche Aufhebung dieser Schenkung als eines besonderen Rechtsinstitutes und auf eine völlige Verschmelzung mit den Legaten gedeutet haben. Die Gleichstellung mit den Legaten kann sich entweder auf die äußere Form, oder auf die anzuwendenden Rechtsregeln beziehen. Was erstere betrifft, so erklärte sich Justinian gegen die Nothwendigkeit der Insignation und bestimmte, daß solche durch Zugiehung von fünf Zeugen entbehrlich gemacht werden könne. Darin ist nur zu finden, daß dem Schenker die Wahl zwischen der Beobachtung der Form einer Schenkung, oder der *Codicillarform* aufstehe; wählt er das Erstere, so muß bei einer Schenkung über 500 solidi die Insignation erfolgen; wählt er das Letztere, so genügt ohne Unterschied des

Werthes die Zugiehung von fünf Zeugen, wie bei jedem *Codicill*. Was das materielle Verhältniß der m. e. donatio zu den Legaten anlangt, d. h. die Frage, ob die selben Rechtsregeln für beide Institute maßgebend seien oder nicht, so ist aus verschiedenen Gründen eine Gleichstellung beider nur in den Fällen anzunehmen, in welchen solche in den Digesten und in früheren kaiserlichen Verordnungen ausdrücklich anerkannt ist; diese Beschränkung ist um so nothwendiger, als es an Verschärfungen, welche die Rechtsquellen fortwährend anerkennen, nicht fehlt. Unter diesen Fällen der Gleichstellung ist besonders die Ausdehnung der *quarta Falcidia* auf die m. e. donatio zu bemerken. Von den positiven Einschränkungen der Schenkung findet das Schenkungsverbot unter Ehegatten auf die m. e. donatio keine Anwendung; dagegen bedarf es bei einem Werthe des Gegenstandes der Schenkung über 500 solidi entweder der Insignation oder der Beobachtung der *Codicillarform*. Die Widerruflichkeit der Schenkung Todeshalber wegen Unbantes kann um so weniger zweifelhaft sein, als sie schon ihrer Natur nach widerrüchlich ist. b) *Donatio sub modo*. Der *modus* als besondere Form einer auf einen Erwerb gelegten Belastung kommt, außer bei den Successionen auf den Todesfall, auch bei Schenkungen vor. Die Schenkung erhält dadurch eine eigenthümliche Natur; es entsteht nämlich, da die in dem *modus* enthaltene Verpflichtung einen Theil der ursprünglichen Bereicherung wieder aufhebt, wodurch ein gemischtes Rechtsgeschäft, dessen beide Hälften (Verpflichtung und Schenkung) zu sondern sind. aa) *Verpflichtung*. Der Inhalt derselben kann bestehen in einer Leistung an den Geber selbst, oder in einer Leistung an einen Dritten, oder in einer Handlung, wodurch kein Einzelner ein Recht erwirbt, wie die Errichtung eines Denkmals oder die Gründung einer öffentlichen Anstalt. Enthält der *modus* eine Leistung an den Geber selbst, so daß dieser ein pecuniäres Interesse dabei hat, so kann er auf Erfüllung klagen. Diese Klage steht aber dem Geber nicht zu, wenn der *modus* in einer Leistung an einen Dritten besteht, weil es allgemeiner Grundsatz ist, daß aus dem Vertrage zum Vortheile eines Dritten weder der Contrahent, noch der Dritte eine Klage erwerben. Ganz allgemein, ohne Unterschied der im *modus* enthaltenen Leistung, steht dem Geber eine *Condiction* (*condictio ob causam datorum*) zu, welche auf Zurückgabe des ganzen Gesenktes geht, sobald den Empfänger der Vorwurf trifft, seine Verpflichtung willkürlich unerfüllt gelassen zu haben. Diese Klage gilt jedoch nur unter folgenden Einschränkungen. Erstens fällt sie weg, wenn die Erfüllung aus äußeren Ursachen, nicht durch die Verschuldung des Empfängers unmöglich ist. Dann kann sie nicht angestellt werden, so lange nach dem Inhalte des *modus* die Verpflichtung noch nicht angefangen hat, so daß vorläufig nur erft in dem ganzen Geschenke enthaltene Schenkung wirksam geworden ist. Wird die Klage angestellt, so geht sie nicht bloß auf den Werth des *modus*, sondern auf den Werth der eigentlichen Schenkung. In dem einzigen Falle,

wenn der *modus* auf Elemente geht, welche der Geber selbst erhalten soll, die nun aber verweigert werden, steht ihm neben der persönlichen Klage noch die *vindication* zu. In den Fällen, wo die Auflage in einer Leistung an einen Dritten besteht, hat dieser nach älterem römischem Rechte keine Klage, außer wenn er bei dem Verträge selbst zugezogen worden ist und die Leistung für sich selbst stipuliert hat; nach neuem Rechte steht ihm eine Klage als *utilis actio* zu. *bb)* Schenkung. Bei dem Theile des Geschenkes, welcher eine Schenkung enthält, leiden die positiven Einschränkungen der Schenkung Anwendung. — Auch im heutigen Rechte sind die meisten dieser Grundsätze anwendbar. Eine Ausnahme findet nur statt bei der Condition auf Zurückgabe des Geschenkes im Falle der verweigerten Erfüllung; diese hängt nämlich mit der allgemeinen Natur der Innominationcontracte zusammen, und kommt daher ebenso, wie bei diesen, im heutigen Rechte in Wegfall. *c)* Neuere Gesetzgebungen. Das allgemeine preussische Landrecht handelt von der Schenkung I. Th. Tit. 11. §. 1037 — 1177, das österreichische bürgerliche Gesetzbuch §. 938 — 966. Der Code civil stellt die Testamenten und Schenkungen unter denselben Titel; die gemeinschaftlichen Regeln beider Institute enthalten art. 893 — 930, die besonderen Regeln der Schenkung art. 931 — 966. Was zunächst die positiven Einschränkungen der Schenkung betrifft, so ist a) das Verbot unter Ehegatten im preussischen und österreichischen Rechte verworfen worden<sup>12)</sup>. Das französische Recht hingegen hat dieses Verbot aufgenommen und läßt für jede Schenkung, welche in der Ehe geschieht, willkürlichen Widerruf zu<sup>13)</sup>; ob die Schenkung durch den Tod des Gebers unwiderruflich werde, ist im Gesetze nicht bestimmt; die Praxis schließt sich aber hierin ganz dem römischen Rechte an<sup>14)</sup>. *b)* Die Form der Schenkung besteht in Oesterreich entweder in einem schriftlichen Versprechen, oder in der Tradition<sup>15)</sup>; eine andere Form ist nicht erforderlich, sobald auf diese Art jeder Werth, sogar das ganze gegenwärtige Vermögen verschenkt werden kann; nur von dem künftigen Vermögen soll sich die Schenkung auf die Hälfte beschränken<sup>16)</sup>. In Frankreich wird, scheinbar allgemein, Acceptation verlangt<sup>17)</sup>, und dann die Verhandlung vor einem Notar<sup>18)</sup>. Es ist dies aber nicht für alle donationen bestimmt, sondern nur für *tous actes portant donation entre — vifs*. Auf diesen Ausdruck ist folgende mildernde Erklärung, über welche allgemeines Einverständnis zu herrschen scheint, gestützt worden. Schenkungen beweglicher Sachen, welche durch sofortige Uebergabe vollzogen werden (*dons manuels*), sind auch ohne Notar vollständig. War ferner die Schenkung zuerst

durch eine mangelhafte Willenserklärung versucht worden (ohne Notar, oder ohne Acceptation), und es tritt später der wirkliche Besitz des Beschenkten hinzu (*exécution volontaire*), so ist die Schenkung ebenfalls vollständig<sup>19)</sup>. Hinsichtlich des Umfangs der Schenkung besteht die einzige Beschränkung, daß sie nicht auf das künftige Vermögen gehen darf<sup>20)</sup>. Sind die erwähnten Formen beobachtet, so ist Nichts weiter nöthig; die Tradition bedarf es zum Eigentumsübergange nicht, sondern das Eigentum der vor dem Notare verschenkten Sache geht auch ohne sie unmittelbar über<sup>21)</sup>. Am strengsten ist hinsichtlich der Formen das preussische Recht. Jede Schenkung kann gerichtlich geschehen; ist dies geschehen, so erzeugt auch das bloße Versprechen eine Klage<sup>22)</sup>. Außerdem bedarf es der Tradition, und bei Grundstücken noch einer schriftlichen Urkunde; auch wenn diese Formen beobachtet sind, ist willkürlicher Widerruf einer solchen außergerichtlichen Schenkung binnen sechs Monaten zulässig<sup>23)</sup>. Unabhängig von diesen Formen kann selbst die gerichtliche Schenkung drei Jahre lang widerrufen werden, wenn ihr Gegenstand mehr als das halbe Vermögen ist<sup>24)</sup>. *c)* Der Widerruf aus besonderen Gründen findet in folgenden Weise statt. Grober Undank ist in allen drei Gesetzgebungen als ein solcher Grund anerkannt; der Widerruf aus diesem Grunde findet in Oesterreich nur binnen drei Jahren statt, gilt aber innerhalb dieses Zeitraumes unter den Erben beider Theile<sup>25)</sup>; in Preußen steht er nur ausnahmsweise den Erben des Gebers zu, ist aber durch keine Verjährung beschränkt<sup>26)</sup>; in Frankreich findet er nur binnen Jahresfrist statt, geht auch von beiden Seiten auf die Erben nicht über<sup>27)</sup>. Ein besonderer Grund des partiellen Widerrufs ist die spätere Verarmung des Gebers, der aber im französischen Rechte nicht anerkannt ist. In diesem Falle kann der Geber Zinsen des geschenkten Geldwerthes fordern, in Preußen sechs vom Hundert, in Oesterreich gesetzliche Zinsen, d. h. vier vom Hundert<sup>28)</sup>. Kommt der zur Zeit der Schenkung kinderlose Geber später Kinder, so steht ihm in Preußen der Widerruf derjenigen Schenkung zu, welche durch bloßes Versprechen, nicht durch Tradition, bewirkt war<sup>29)</sup>. In Oesterreich ist dieser Grund des Widerrufs nicht anerkannt; nur soll bei noch hinzutretender Verarmung das Recht der gesetzlichen Zinsen auch auf die Erben übergehen<sup>30)</sup>. Im französischen Rechte ist nicht bloß unbedingter Widerruf gestattet, sondern es wird sogar in diesem einzigen Falle die Schenkung *de plein droit* nichtig, ohne daß dazu Widerruf nöthig ist<sup>31)</sup>, wovon nur Schenkungen unter kinderlosen Ehegatten eine Ausnahme machen, welche im Falle späterer Erzeugung von

5) Preuss. Landr. 2. Th. Tit. 1. §. 310. Oesterr. Gesetzb. §. 1246. Nur im Gewerbe steht den Gläubigern hier ein größeres Recht nach der Preuss. Gesetzgebung zu, als bei anderen Schenkungen. Preuss. Landr. 2. a. D. §. 312 und Anfang §. 74, vergl. mit dem Landr. 2. Th. 1. §. 1129 ff. 6) Code civil art. 1096. 7) Toullier. Droit civil T. V. §. 918. 8) Oesterr. Gesetzb. §. 943. 9) Ebenbas. §. 944. 10) Code civil art. 894. 932. 11) Ebenbas. art. 931.

12) Toullier. T. V. §. 172. 173. 177 — 179. 180. 190. *Maximale* zu art. 931. 13) Code civil art. 943. 14) Ebenbas. art. 938. 15) Preuss. Landr. 2. Th. 1. Tit. 11. §. 1063. 1064. 1069. 16) Ebenbas. §. 1065 — 1068. 1090. 17) Ebenbas. §. 1091 ff. 18) Oesterr. Gesetzb. §. 948. 949. 1487. 19) Preuss. Landr. a. a. D. §. 1151 — 1161. 20) Code civil art. 955. 957. 21) Preuss. Landr. a. a. D. §. 1123. Oesterr. Gesetzb. §. 947. 993. 22) Preuss. Landr. a. a. D. §. 1140 — 1150. 23) Oesterr. Gesetzb. §. 954. 24) Code civil art. 960.

Kindern in derselben Ehe nicht von selbst nichtig werden, obwohl das allgemeine Widerrufsrecht vorbehalten bleibt“). Auch hat noch das französische Recht allein den Widerruf wegen verweigerter Erfüllung der bei der Schenkung auferlegten Verpflichtungen“). — Ueber die allgemeine Natur enthalten diese neueren Gesetzgebungen Folgendes. In Preußen ist im Allgemeinen zu jeder Schenkung Acceptation erforderlich“). Damit scheint die einseitige Schenkung, welche nach römischem Rechte in einer für einen Schuldner ohne dessen Willen geleistete Zahlung oder Expromission liegt, ausgeschlossen zu sein, nicht bloß deshalb, weil der Ausdruck etwas unvorsichtig gewählt wäre, sondern weil in anderen Stellen des preussischen Landrechtes ausdrücklich gesagt wird, daß die hier erwähnten Handlungen stets eine Recursklage (aus einem Mandat oder einer negotiorum gestio) begründen“). Dabei findet entweder die Voraussetzung statt, daß eine Vernahme dieser Handlungen in der Absicht zu schenken unmöglich sei, oder es soll diese Absicht, so lange sie nicht in einen Vertrag übergeht, rechtlich unwirksam sein. Hinsichtlich des Sages, daß die unentgeltliche Erwerbung eines Rechtes, weil sie keine Veräußerung ist, auch keine Schenkung enthalte, stimmt das preussische Recht in der Lehre von der Schenkung mit dem römischen Rechte überein, obgleich ersteres anderwärts das Gegentheil zu sagen scheint“). Das österreichische Recht kennt nur die aus Vertrag oder Tradition hervorgehende Schenkung“). Es ist nach ihm ein Zweifel, ob einseitige Handlungen zum Zwecke fremder Bereicherung Schenkungen seien, um so weniger möglich, als die Bezahlung fremder Schulden ohne Einwilligung des Schuldners gar nicht verstatet ist“). Die Ausschlagung des Erwerbes eines Rechtes gilt nicht als Schenkung“); das französische Recht verlangt zu jeder Schenkung Acceptation, welche sogar mit der notwendigen Form gültiger Schenkung verwehrt wird. Hiernach scheint eine einseitige Schenkung ebenso für unmöglich gehalten zu werden, als im preussischen Rechte, obgleich das französische Recht es, wie das römische, zuläßt, für einen Schuldner ohne dessen Wissen zu zahlen oder zu expromittiren“). Viel weiter, als der Buchstabe des Gesetzes, geht die Jurisprudence. Die französischen Juristen nehmen nämlich an, indirekte Schenkungen unterlägen nicht dem Widerruf, unter indirekten Schenkungen verstehen sie aber auch die Erlaßverträge“). Die eigentliche Meinung ist also die, daß nur die Tradition und das notarielle Verpfänden eine Schenkung sei, nicht aber der Erlaß einer Schuld, daher derselbe ebenso wenig der notariellen Form, als dem Widerruf unterworfen sei. Diese Ansicht läßt sich nur aus der Voraussetzung erklären, daß man nur den Buchstaben des Ge-

setzes festgehalten habe, ohne in das Wesen der Sache einzubringen. Zu einem Schenkungsverpfänden wird mehr Formlichkeit erfordert, als zur Schenkung durch Tradition, ungewisshast deshalb, weil das erstere mit bloßen Worten abgemacht wird, ohne den sinnlichen Eindruck des Gegenstandes, und daher für den Leichtsinn und die Charakterchwäche gefährlicher ist, als die Tradition. Derselbe Gefahr, wie bei dem Schenkungsverpfänden, ist aber auch bei dem Erlaßvertrage vorhanden, weshalb bei demselben ebenso auf eine notarielle Verhandlung gefordert werden mußte. Unbegreiflich aber ist es, warum bei dem Erlaßvertrage der Widerruf aus besonderen Gründen nicht eintreten soll“).

(C. W. E. Heinbach.)

**GESCHENKKAMMER**, hieß eines derjenigen Gemächer, welche zu verschiedenen Zwecken beim Tempelgebäude in Jerusalem angebracht waren. Sowol der erste von Salomo erbaute Tempel, als auch der zweite von Herodes b. Gr. erweiterte und verschönerte Tempel enthielten außer den beiden, für den Gottesdienst ausschließlich bestimmten Räumen des Heiligen und Allerheiligsten noch anderweitige Zimmer oder Kammern. Im Salomonischen Heiligtume umgaben das eigentliche Tempelgebäude nach Analogie ägyptischer Tempel an den beiden Seiten und an der Hinterwand drei oder vier gebaute Stodwerke (זרזר) von Zimmern (זרזר), welche mit einander durch Thüren verbunden waren, und von denen die des unteren Stockes 5, die des zweiten 6 und die des dritten 7 Ellen breit waren, indem die Mauern, auf denen die Balken auflagern, nach oben soviel schwächer wurden, 1 Kön. 6, 5 fg. Zu den oberen Stodwerken führte eine Wendeltreppe. Benutzt wurden dieselben zu Schlaf- und Vorrathskammern (1 Kön. 7, 5; 15, 13, 2 Kön. 11, 10). Außerdem waren an den Umfassungswänden der Vorhöfe, vornehmlich in der Nähe der Thore, verschiedene Gemächer oder Gebäude mit Gemächern angebracht (זרזר), welche zu verschiedenen Zwecken dienten, vergl. Jer. 35, 2, 4; 36, 10. 2 Kön. 23, 11. 1 Chron. 9, 26, 33; 23, 28; 28, 12. Die griechische Uebersetzung der LXX gibt den hebräischen Ausdruck auf verschiedene Art wieder: ἐκδομα, παροισαριον, γαλοφυλάκιον, οίκος, ἀντάλμα, σκεπη, θησαυρος, ἀλλή, περιπατος. Auch in dem nachexilischen Tempel war die Einrichtung ziemlich dieselbe, nur waren nach dem Umbau durch Herodes die Dimensionen der ersteren und die Zahl der letzteren größer. Der Zalmud, besonders im Tract Middoth, enthält über diese ziemlich specielle Angaben. Es werden eine Schlafkammer חדר שבת, eine Holzkammer קומה שבת, eine aus behauenen Steinen erbaute Kammer חדר שבת, wo das Synedrium seine Sitzungen hielt, u. a. m. erwähnt. Im Tract Schechalin, Mischna 5, 6, wird dann noch von zwei Zellen gesprochen, welche die Rabbinen in den äußeren Vorhof verlegten. Sie heißen חדר שבת und חדר חיים, in wörtlicher

25) Code civil art. 1006. 26) Ebendaf. art. 954. 27) Preuss. Landr. a. a. D. §. 1068. 28) Preuss. Landr. Abt. I. Tit. 14. §. 406. Abt. I. Tit. 16. §. 45. 29) Preuss. Landr. Abt. I. Tit. 11. §. 1008, vergl. mit Abt. I. Tit. 16. §. 303. 30) Lehmann, Erläut. §. 843. 31) Ebendaf. §. 1223. 32) Ebendaf. §. 930. 33) Code civil art. 1236. 1274. 34) Toullier T. V. §. 312.

35) Vergl. Savigny, Syst. des posit. röm. Rechts. 4. Bd. S. 296 fg.

Uebersetzung conclave secretorum und conclave vasorum. Sie waren beide dazu bestimmt, Geschenke aufzunehmen, und zwar in folgender Weise. In die erste wurden heimlich Almosen geworfen, welche gleichfalls im Geheimen dazu verwandt wurden, die Kinder frommer Aelteren zu erziehen. In die andere wurden die Geschenke gebracht, welche der Eine oder Andere dem Tempel als Geschenk weichte. Bei der monatlichen Öffnung derselben wurden diejenigen Geschenke, welche für den Tempel geeignet schienen, zurückgehalten, die anderen verkauft und das dafür gelöste Geld in die Kasse gelegt, welche מרחק קדש, conclave restauratio nis templa, genannt wurde. (Haaubrücker.)

**GESCHICHTE** 1. I. Das Wort „Geschichte.“ Das trübsame Wort „Geschichte“ (abgeleitet von „geschehen“; abd. diu k(g)isicht, von dem abd. kischahan bedeutet ursprüngliche, „was geschieht oder geschehen ist, d. i. eine wirklich werdende oder gewordene Verände-

rung.“ Dieser Ausdruck wird sowohl für eine solche einzelne Veränderung (Begebenheit, Handlung, That) gebraucht, wie auch und vielmehr für eine Folge solcher zusammenhängender Veränderungen, Begebenheiten; dann auch im weiteren Sinne als „Inbegriff alles des in der Welt Geschehenen.“ Geschichte ist dann auch Erzählung des Geschehenen, und im bestimmteren Sinne Erzählung der Weltbegebenheiten.

II. Die Geschichte als Wissenschaft. In weiter Bedeutung pflegt man wol die Geschichte (Historie) in dem unermesslichen Umfange als Inbegriff aller sinnlichen Erscheinungen und Wahrnehmungen aller zufälligen und particularen Erkenntnis, zu welcher wir nur durch Erfahrung oder Unterricht gelangen können, zu nehmen: im Gegensatz der Philosophie, als der Summe aller nothwendigen und allgemeinen, daher durch die bloße Vernunft erkennbaren, Wahrheiten. In jenem ausgedehnten Sinne gehören der Geschichte auch die sogenannte Naturgeschichte und der empirische Theil der Anthropologie, Physik und andere Fächer an. Soll aber die Geschichte zur Wissenschaft werden, so bedarf es einer Aussonderung des Ungehörigen aus der ungeheuren Masse der, der sinnlichen Wahrnehmung und der menschlichen Erkenntnis vorliegenden, concreten Fälle; bedarf es einer Ausmerzung des Stoffes und einer Begrenzung des Gebietes. Da wird es denn nicht genügen, wenn man einfach das Merk- und Denkwürdige als Inhalt des wissenschaftlich begrenzten Gebietes der Geschichte angibt. Es zerfallen aber die unzähligen und unendlich mannichfaltigen sinnlichen Erscheinungen in zwei Hauptgattungen: in die Erscheinungen der Natur, und die

3. „Geschichte“ und „Historie“ seien in ihrer ursprünglichen Bedeutung nicht völlig zusammen. Grundbegriff des Wortes *historia* bei den Griechen (vergl. unten) „ist die subjective Anfänge der Empirie.“ Denn „der Inbegriff des gesammelten empirischen Wissens erzeugt aus den sinnlichen Wahrnehmungen der Einzelnen, aus individueller Anschauung.“ So bezeichnete *historia* Anfangs nur die Thätigkeit des individuellen Wahrnehmens durch Gesicht und Gehör. Es lag nahe, „das Resultat dieser Thätigkeit,“ das dadurch erlangte Wissen, und ferner, mit Erhebung des individuellen Wissens zu einem Gemeinwitz durch Austausch und Mittheilung, „das objective Aggregat solcher Erfahrungserkenntnis“ gleichfalls mit dem Namen *historia* zu bezeichnen. Erst später begann man dann auch den Begriff der Mittheilung eigenen und überlieferten Erfahrungswissens, des Berichtens, Erzählens, durch „Historie“ auszudrücken. „In ihrer ursprünglichen Bedeutung stehen sich Historie und Geschichte nun in so fern entgegen, daß Geschichte nur einen Theil der sinnlichen Erscheinungen, nämlich die in Bewegung begriffenen, nicht aber auch die bloß stehenden, bezeichnet, Historie dagegen die Erscheinungen beider Art trifft; daß aber dagegen Geschichte Alles, was in ihren Kreis gehört, als ein rein Objectives, Menschens, Historie Alles in der Beziehung auf ein erkennendes Subjekt, auf seinen Reflex in einem menschlichen Geiste bezeichnet. Beide Wörter sind sich aber auch im heutigen Sprachgebrauch dadurch näher gekommen, daß Historie nur das objective Aggregat gemachter Wahrnehmungen bezeichnet, Geschichte aber, einerseits, namentlich nicht für Wahrnehmung, doch für Mittheilung des Geschehenen durch das Organ des menschlichen Geistes gebraucht wird, und andererseits auch auf Mittheilung von dem was ist (Beschreibung), nicht bloß von dem was geschieht, ausgebeugt worden ist.“ (Vergl. B. Wachsmuth, Theorie der Geschichte S. 2 fg.)

1) Es steht noch immer an einem selbständigen und den Ansprüchen der modernen Wissenschaft genügenden Werke über die Geschichte als solche, wie andererseits über die „Geschichte der Geschichte.“ Ramentisch die Historiker vom Fach haben — vielmehr aus ästhetischen Gründen, wie die Dichter am meisten über die Dichtung, Künstler nur selten über die Kunst gedacht und philosophirt haben — nur wenig für die Grundlegung einer wissenschaftlichen Historik gethan. Indessen critiken doch (seit Lucian's „*de del historiæ οργάνωσι*“) wenigstens eine Reihe von Geschichtsschreibern (von den bedeutenden Bemerkungen abgesehen, welche seit Volubius' Zeiten fast jeder Universalhistoriker seinem Werke vorauszuschicken pflegt) (sowol über einzelne Theile der Historiographie, wie noch mehr über die Theorie der Geschichte und über die historische Kunst. Es kann uns nicht einfallen, hier eine Masse von Namen und Titeln zum großen Theile veralteter Schriften aufzuführen. Eine sehr vollständige Uebersicht, namentlich über die neueren Theile dieses Faches der Literatur, findet sich (vergl. aus Peter's Universallexikon. 12. Bd. S. 170) bei F. Creuzer, Die historische Kunst der Griechen. (zweite Ausgabe. Leipzig 1845.) S. 2 fg. Indem ich mir vorbehalte, im Laufe dieses Aufsatzes an anzuweisenden Stellen auf die im Einzelnen vorzugsweise benutzten Schriften hinzuweisen, will ich hier wenigstens einige der bekanntesten Schriften über das Wesen der Geschichte und die historische Kunst anführen. Ich nenne neben der alten Schrift des Dionysius: *Art. historion* (Verden 1653. 4.), der, wie viele historiemathematische Schriftsteller der Italiener und Franzosen, höchstens vom Style, meistens nur vom geschichtlichen Glauben und Zweifel, vom Kritik und Quellenbenutzung, was etwa zur Methode der historischen Forschung gelehrt wird. *Antiquitæ, Leçons sur la study and use of history* (London 1751. 2 Bde. Paris 1786.), der aber, wie andere Engländer, seine Theorien alku einfach auf die bloße Geltung der pragmatischen Geschichtsschreibung baut. Dann von deutschen Geschichtsschreibern, Entwurf der Geschichtslehre des hiesigen Studiums. (Berlin 1811.) Wachler, *Gesch. der histor. Forschung und Kunst seit der Wiederherstellung der literar. Cultur in Europa*. (Hettingen 1812.) 1. Bd. Wachsmuth, *Entwurf einer Theorie der Gesch.* (Halle 1820.) W. v. Humboldt, *Ueber die Aufgabe des Geschichtsschreibers*; in dessen Gesammelten Werken. (Berlin 1841.) 1. Bd. Dann die treffliche kleine Schrift von Gerbinus, *Grundzüge d. Historie*. (Leipzig 1837.) Abgesehen von den bereits oben erwähnten Vorkommnissen bedürftens Universalhistoriker, ist dann noch bedürftens der schönen, geist- und gedankenvollen Ertörungen in dem ihnen angehängten *Gesammelten Werke* und in Ulrici's „*Charakteristik der antiken Historiographie*“ (Berlin 1833.), sowie der „*Prolegomena*“ in Roscher's „*Klio. Beiträge zur Geschichte der historischen Kunst*.“ 1. Bd. (Hettingen 1842.) zu gedenken.

Handlungen menschlicher Freiheit. Jene erscheinen uns als die willenlosen Resultate von unabänderlichen Gesetzen, welche die Natur von einer ordnenden Macht außer ihr empfangen hat. Letztere dagegen gehen aus der mit Bewusstsein thätigen freien Willkür der menschlichen Vernunft hervor<sup>1)</sup>, werden von uns als die Resultate menschlicher Freiheit, und als zunächst durch die Gesetze eben dieser Freiheit begrenzt, nur im Allgemeinen aber als durch höhere Gesetze bedingt, angesehen. „Es schließt aber das keineswegs den Blick auf jene höhere Sphäre aus, in deren gesetzmäßigem Schranke die auf der Erde den Naturbegebenheiten entgegenstehenden, freien Handlungen als nach ewigen Gesetzen sich entwickelnde Gattung sich mit fortbewegen.“ So werden wir also die Natur, außer ihrer Beziehung auf menschliche Freiheit betrachtet, wesentlich den sogenannten Naturwissenschaften zuweisen. Für die Geschichte wird sie im Allgemeinen in soweit in Betracht kommen, als sie die Handlungen der menschlichen Freiheit bedingt und wiederum von diesen bedingt wird; im Besonderen, wenn ihre Phänomene auf die menschlichen Handlungen und Schicksale bestimmend einwirken, — wenn so zu sagen, die Linien, auf denen die Begebenheiten der Natur und die menschlichen Schicksale sich bewegen, einander schneiden. Gegenstand der Geschichte ist also der Mensch, der mit Freiheit handelnde Mensch; die Natur nur in sofern sie mit jenem im Zusammenhang erscheint.

Indessen auch diese Bestimmung reicht nicht hin zur wissenschaftlichen Begrenzung des Gebietes der Geschichte. So bestimmt, würde noch immer jede einzelne freie Handlung des Einzelnen, eventuell jeder einzelne Conflict des Einzelnen mit der Natur Gegenstand der historischen Wissenschaft sein. Nun kann die Wissenschaft das Einzelne nicht als Einzelnes, sondern nur die Gattung — das Einzelne nur in seiner Beziehung auf diese berücksichtigen; die Gattung selbst muß aber natürlich ein Wert der menschlichen Freiheit sein. Grundbedingung alles menschlichen Handelns und Seins ist nun die Gesellschaft; ohne dieselbe würde der Mensch nie Mensch geworden sein, ohne sie — aufhören es zu sein. Der ursprüngliche Kreis der Gesellschaft ist die Familie, diese jedoch nur die physisch notwendige Bedingung alles menschlichen Seins; sie kann nicht das Gepräge des historischen Stoffes geben. Die Handlungen der Familie werden historisch, wenn sie auf ein höheres, durch menschliche Freiheit begründetes bezogen werden. Dieses höhere nun — die Gattung, von der ich oben sprach — ist der Staat. Der Staat erwächst aus der Familie; der ursprüngliche Staat (Naturstaat) geht wesentlich von der Naturgrundlage der geschlechtlichen Einheit aus, erbaut sich in der Regel auf den natürlichen Grundlagen der Familie; dann auch auf Grundlagen, welche der Form der Familie,

des Geschlechts, des Stammes künstlich nachgebildet sind. Auch dann, wenn eine mehr rationelle Anschauung das Familienprincip durchbrochen hat, erweitert sich der Staat gewöhnlich nur zum Volkstaat; Staat und Volk fallen noch nicht aus einander, deuten einander (Nationalstaat). Es bedarf erst eines bedeutenden Fortschrittes, ehe der Staat — als etwas Aufwengungswahres, eine leiblich und geistig gereinigte Persönlichkeit — auch etwas Anderes sein will und kann, als bloß die Form des Volkes. Die verschiedenen Formen und Gestaltungen des Staates und seine Aufgaben berühren wir hier nicht weiter. Wir bemerken nur, daß es in der Idee des Staates nicht liegt, daß er durch Butterswerandtschaft, sondern daß er durch Gesetz und innere Nothwendigkeit besthe, — und jeden, der sich zu seinen Gesetzen bekennt und an der Lösung der ihm vorgeschetzten Aufgabe mit arbeiten will, als sein Mitglied anerkennt. Der Staat fällt in die Formen von Raum und Zeit; er muß in der wissenschaftlichen Geschichte als so bedingt anerkannt werden. Es gehört nothwendig zum wissenschaftlichen Charakter eines historischen Stoffes, daß er nach seinem Verhältnisse in Raum und Zeit genau bestimmt werde. Dies das unumgängliche Gepräge der Form, unter der er erscheinen muß; denn eine Thatfache, von der man nicht weiß, wo und wann sie geschah, kann der wissenschaftlichen Geschichte nicht mehr angehören. Die Geschichte wird also die nach Raum und Zeit bestimmten Handlungen menschlicher Freiheit im Staate; die Beziehungen der Einzelnen, wie der Familien, natürlicher wie künstlicher Gemeinschaften zum Staate; vor Allem endlich die Beziehungen der Staatspersönlichkeiten zu und unter einander umfassen. Der wissenschaftliche Zusammenhang, in dem dieselben so geordnet erscheinen, — gibt für den Raum das geographische Nebeneinanderbestehen. Für die Zeit die Folge des einen auf das andere.“ In Rücksicht auf das letztere wird also die Geschichte mit den Anfängen menschlicher historischer Kenntniß aus ältester Zeit beginnen; sie reicht dann im wissenschaftlichen Zusammenhang bis auf die unmittelbare Gegenwart hinab<sup>2)</sup>.

4) Es ist eben bemerkt worden, daß auch die Natur Gegenstand der wissenschaftlichen Geschichte wird, sofern sie mit den Handlungen menschlicher Freiheit in Beziehung steht und tritt. Es wird daher ganz besonders die sogenannte physikalische Geographie und die Ethnographie in den Kreis der Geschichte gezogen werden müssen. Jene, wie diese, enthalten als Darlegung der physischen Bedingungen des menschlichen Lebens historischen Stoff; sie sind gleichsam der Rahmen, in welchem sich die menschliche Freiheit bewegt; das Strebende und Willende, dies hingegen das Veränderliche. Die Ethnographie, wie wir sie hier auffassen, hat im Wesentlichen das schwer oder gar nicht wandelbare physische Gepräge des menschlichen Geschlechtes darzutun; zu zeigen, wie mannichfaltig dasselbe nach Rassen und Völkern bedingt ist, sich verschiedenartig gestaltet hat. Auch der Volkscharakter, in soweit er durch das Physische erzeugt und flattet wird, gehört in ihr Gebiet. — Es führt dies zu den sogenannten Hilfswissenschaften der Geschichte, deren der Geschichtsforscher, der Historiograph nicht entbehren kann. Dahin gehört zunächst die sogenannte politische Geographie und die Chronologie, die man treffend „die beiden Augen der Geschichte“ genannt hat. Die Wahrheit zu sagen, so sind beide Wissen-

3) „Man kann zwar auch bei dieser bis zur höchsten allgemeinen Weltregierung hinaufsteigen und die menschliche Freiheit als ihre unterworfen denken; doch ist dies nicht der Gesichtspunkt der Wanderung des historischen Stoffes.“ Bregl. Wachsmuth a. a. D. S. 3.



Die Geschichte umfaßt also eine ungeheure Masse von Handlungen menschlicher Freiheit, oder — in Beziehung auf den Staat gefaßt — politischer Facta. Von einer Geschichtswissenschaft, einer wissenschaftlichen Behandlung kann aber natürlich erst dann die Rede sein, sobald die Darstellung der geschichtlichen Ereignisse beginnt. Die Wissenschaft der Geschichte beginnt mit den Anfängen der Historiographie. Es ist nun schwer, wenn nicht unmöglich, die Begriffe historische Wissenschaft und historische Kunst streng aus einander zu halten. Die notwendigen Geleise der Wissenschaft werden sowohl für den gelten müssen, dem es vorwiegend um die Darstellung, wie für den, dem es um die Forschung zu thun ist; ohne vorgängige Forschung — so trivial der Satz auch klingt — ist eine wahrhaft historische Darstellung überhaupt ein Unling. Sobald man bei dem Worte historische Kunst nicht lediglich und allein an die äußere Form der Darstellung, den Styl, die Gruppirung der Ereignisse u. dgl. m. denken will, werden die Forderungen, die man an den historischen Künstler stellt, immer dieselben bleiben müssen, die man bei jeder wissenschaftlichen Behandlung der Geschichte überhaupt voraussetzen hat. Unter diesen Umständen ziehe ich es vor, mich hier noch nicht auf eine Erörterung der Umstände einzulassen, die bei der wissenschaftlichen Behandlung des historischen Stoffes in Frage kommen, dieselbe vielmehr bis auf den Punkt zu verschieben, wo von den Anfängen der Historiographie und ihrer weiteren Entwicklung gehandelt werden muß. Wir scheiden hier zunächst einen Ueberblick über die Einteilungen voraus, die man auf die unermeßliche Masse des historischen Stoffes anzuwenden pflegt.

Sobald eine wirklich wissenschaftliche Behandlung der Geschichte Platz griff, lag es sehr nahe, die Masse

schaffen ursprünglich wesentliche Theile der Geschichte, aus der Geschichte selbst entziffern, die man nur der größten Bequemlichkeit halber von der eigentlichen Geschichte getrennt hat. Die Unmöglichkeit, das ungeheure Gebiet der historischen Facten und Zustände nach allen Seiten hin zu durchwandern und zu bearbeiten, hat nämlich auch auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft zu einer Art „Theilung der Arbeit“ geführt. Man hat die Erforschung, Bearbeitung, Beschreibung und Entwidlung der historischen Begebenheiten dem eigentlichen Historiker überlassen, dagegen gewisse Seitenpartien, wie eben die Beziehungen der Ereignisse zu Zeit und Raum, die Behandlung der kaiserlichen Verhältnisse, historische Gemälde des Gesamtzustandes eines Staates in gewissen Sammelpunkten, das Studium der historischen Denkmäler, insbesondere der lebendigen Geschichtsquellen u. dgl. m. aus der Geschichte so zu sagen ausgehen und als für sich bestehend der Thätigkeit anderer Gelehrten überlassen. Im Ganzen aber ist diese Einteilung mehr oder minder willkürlich; der eigentliche Historiker wird — wie er nie von den Resultaten dieser Hilfswissenschaften absehen kann — oft genug genötigt sein, sich in diese Seitenpartien mit eigener Forschung zu vertiefen. — Neben Geographie und Chronologie gelten nun nach der gewöhnlichen Annahme besonders noch Statistik (überhaupt die sogenannten „Staatswissenschaften“), Alterthumskunde, Genealogie, Quellenkunde (mit dem Unterabtheilungen der Heraldik, Numismatik, Diplomatik, Epigraphik, und vor Allem der Kenntnis der Monumente, der schriftlichen Quellen und der betreffenden Sprachen) als notwendige Hilfswissenschaften der Geschichte.

X. Quart. I. B. u. 2. Orts Seiten. LXII.

des historischen Stoffes nach besonderen Gruppen zu sondern. Es empfiehlt sich das ebenso sehr wegen der größeren Bequemlichkeit und der leichtern Uebersicht, als wegen des richtigen Gefühls von durchgreifender Verschiedenheit zwischen den einzelnen Betheiligten auf allen Gebieten menschlicher Geistesthätigkeit. Doch hat es längere Zeit gedauert, ehe die jetzt ziemlich allgemein gültige, hernach zu erwähnende Echeidung in weitem Umfange Platz griff. Noch während des Mittelalters war man (durch einige Stellen des Propheten Daniel [besonders c. II, 38 seq. c. VII. VIII.] und die darüber zwischen christlichen und rabbinischen Auslegern sich erhebenden Schwierigkeiten veranlaßt) auf den Gedanken gekommen, die Hauptepochen der Weltgeschichte, welche als besonders charakteristische Abschnitte der Universalgeschichte gelten konnten, nach den bedeutendsten Reichen, welche in derselben vorkommen, zu benennen und der Behandlung der Universalgeschichte so die Einteilung in vier große Reiche unterzulegen. Zwar war Streit darüber, ob diese vier Reiche nur bis auf Christi Geburt zu rechnen, und von der Ausbreitung des Christenthums an ein neues zu datiren sei, oder ob das Reich der christlichen Welt nur als eine Fortsetzung der vierten, römischen Monarchie, und deren Dauer bis an das Weltende und an das tausendjährige Reich anzunehmen sei; ferner war Streit über die Anordnung der ersten beiden Reiche. Inlegt entschiedene Melancthon's und Cario's allgemeine Geschichtsbücher in Teutschland für eine Anordnung der Art, daß die „vier Monarchien“, als 1) die chaldäische (oder babylonische, oder assyrische), 2) die persische, 3) die griechische, und 4) die römische gefaßt wurden. Von dieser Ansicht, die in Teutschland in ausführenden Darstellungen, wie in Hand- und Lehrbüchern in alle hohen und niederen Schulen einbrang, hat sich dann zuerst Gatterer losgesagt und bald allgemeine Nachfolge gefunden.

Im Allgemeinen ist nun gegenwärtig die Einteilung der gesammten Geschichte in alte, mittlere und neuere Geschichte überwiegend angenommen worden. Der Art, daß man die Geschichte der Völker, die im Laufe der Zeit mit der griechisch-römischen Culturwelt in Beziehung treten, dann aber, um mit Römern zu reden, von dem großen römischen „Mittelmeerstaate“ verschlungen werden, endlich in ihren lebendigsten Theilen dem Christenthume und dem Germanenthume erliegen, der alten Geschichte zuzählt. Das Mittelalter umfaßt dann die Geschichte der durch den gemeinsamen Einfluß der germanischen Völker und des Christenthums neu begründeten Staaten und endet mit der gewaltigen Erschütterung der päpstlichen Universalmonarchie durch die Reformation, und mit der ungeheuren räumlichen Erweiterung der Geschichte durch die transatlantischen Entdeckungen. Die neuere Geschichte umfaßt dann wesentlich die Geschichte der ganzen Erde, Europa mit seinen religiösen, politischen und mercantilen Bewegungen immer als Mittelpunkt angenommen<sup>3)</sup>. Diese

3) Ganz unbedenklich ist allerdings diese Einteilung nicht,

Einteilung, bei der freilich die kausalfachen Völker in Europa und dem vorderen Asien fast allein berücksich-

etwoll sie sich für die Zustände, in specie die Praxistendenzen, wesentlich empfänglicher. Einmal der Kritik unterworfen, trübt sich an unangenehmen Schwierigkeiten. In Ansehung des alten Welt müssen wir gestehen, daß Völker, die längs vor den Hellenen und Römern existierten, also gewiß wie alten Welt zu rechnen wären, keineswegs mit dem römischen Reiche untergegangen sind, vielmehr — wie J. B. die Chinesen — noch heute als lebendige Factoren der Geschichte existieren. Das Mittelalter angehend, so bedarf die protestantische Geschichtsauffassung die Geschichte desselben gewöhnlich mit dem Sturze der päpstlichen Universalmonarchie. Und doch wird man fragen können, ob Rom seine Herrschaft factisch überhaupt verloren hat. Daß doch die Reformation wesentlich kaum innerhalb des germanischen Stammes geschah! Hat doch Rom für die Welt, die es in Deutschland, Frankreich, England und dem skandinavischen Norden erlitt, selbst in Amerika die ausgebreitetsten Erhebungen gemacht! Ist es doch durch seine Propaganda und die Thätigkeit seiner Söhne erst recht zur Weltkirche geworden, seit es in allen Zonen, unter allen Rassen das Beispiel in derselben lateinischen Sprache und in denselben Mäßen folgte. Solche und verwandte Betrachtungen haben wol nicht geführt, andere Einteilungen der Geschichte zu versuchen. Man hat wol eine Einteilung von der Form der Staatsverfassung hergenommen, um die an sich äußerliche Chronologie durch einen innern Unterschied principiell zu bestimmen. Man hat die Geschichte darum in drei Epochen — in ein orientalisches, griechisch-römisches und germanisches — getheilt, indem man im ersten die Despotie, im zweiten die Demokratie und Aristokratie, im dritten die Monarchie zur Herrschaft gekommen in Afrika, diese Einteilung kann nicht als statthaft anerkannt werden. Despotie, Demokratie, Aristokratie und Monarchie sind Formen, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern vorkommen, und die selbst erst wider die nähere Bestimmung bedürfen, um ihren Werth für die Freiheit abzuschätzen. Jede dieser Formen ist fähig, die andern als Momente hervorzubringen. Und in der Regel durchläuft ein wohlgeordnetes Volk, was hier nicht weiter erörtern wollen, der Reihe nach alle diese Formen. Eine ganz besondere Schwierigkeit erwächst aber für eine principielle Behandlung der Weltgeschichte durch den Monismus und Polytheismus, weil sich für die Kategorien von Despotie, Aristokratie, Demokratie und Monarchie gar nicht in dem von den Alten mit diesem Namen verbundenen und von uns angenommenen Sinne anzuwenden sind, und die Juden sowohl der alten, mittleren und neueren Zeit, die Polytheisten der mittleren und neueren angehören. — Eine principielle Einteilung der Weltgeschichte würde wol am zweckmäßigsten von dem principiellen Unterschiede der Religion ausgehen und sich an die religiöse Geschichte des menschlichen Geistes, die sich in die Kette des Ethnismus, des Theismus und des Christenthums schließt, anlehnen können. Von wie, so lautet der Ausdruck (vergl. Kael Rosenkranz: „Ueber einige Schwierigkeiten für die weltgeschichtliche Behandlung der Kunst.“ In *Früh. Deutsch. Museum.* Jahrgang 1854. Nr. 14. S. 496 fg.), der Unterschied der Staaten als den Unterschied „des Naturstaats, des Gottesstaats und des humanitätsstaats“ auffassen können, indem der Naturstaat mit dem Ethnismus, der Gottesstaat mit dem Theismus, der humanitätsstaat mit dem Christenthum in einem notwendigen innern Verhältnisse steht. „Zum Ethnismus werden dann alle geschichtlichen, halbgeschichtlichen und weltgeschichtlichen Völker bis zu ihrem Untergange, oder bis zu ihrem Uebergange sei es in den Theismus, sei es zum Christenthum, gerechnet. Zum Theismus gehören die Juden und alle dem Islam anhängigen Völker. Als Träger des Christenthums erscheinen vorzüglich die Römischen, Germanen und Slaven.“ — Der Versuch, die Geschichte in die Geschichte vor und nach Christus zu theilen, ist, wenn man das bei an die Zeit vor und nach Christi Geburt denken will, mehr fromm und tief gedacht, als durchführbar. Ist aber der Mom-

tigt sind; bei der, um hier von manchen anderen Schwierigkeiten zu schweigen, Staaten wie die der Chinesen und der amerikanischen Völker vor Columbus, „sich gleichsam im Rücken der Weltgeschichte gestalten“, entwickeln und verblühen, hat sich, sobald man auf eine principielle Einteilung verzichtet, bisher immer noch als praktisch bewährt.

Andere Einteilungen der Geschichte betreffen mehr die materielle Seite. Seitdem man angefangen hat, die Geschichte mehr von dem unmittelbaren Leben zu trennen, als es im Alterthume überhaupt geschehen konnte; seitdem zumal der historische Stoff in das Unüberschaubare angewachsen ist, hat man es vielfach unternommen, einzelne Seiten der menschlichen Thätigkeit von der allgemeinen Geschichte zu trennen, besonderer Behandlung zu unterwerfen. Man unterscheidet (um von noch andern Einteilungen zu schweigen) wol die Geschichte der Religionen; die Geschichte der christlichen Kirche und ihrer einzelnen Confectionen; Geschichte der Kriege, der Literatur, der Kunst; man hat „Geschichten der Menschheit“ und Culturgeschichten in großer Menge verfaßt. Man pflegt endlich die Geschichte der einzelnen Völker und Staaten nach ihren verschiedenen Beziehungen zu sondern; der Art, daß die Verhältnisse der Staaten unter, ihre freundlichen und feindlichen Beziehungen mit einander den Stoff der sogenannten äußeren Geschichte abgeben. Wegen dann die freien Handlungen und die Beziehungen der Einzelnen und ganzer Gruppen im Staate und zum Staate als innere Geschichte bezeichnet werden.

Es führt uns dies zur Erweiterung der Begriffe „allgemeine Geschichte, Universalgeschichte, Weltgeschichte, Specialgeschichte.“ Man hat über diese Begriffe (ebwohl die Worte eigentlich vollkommen synonym sind) viel gestritten und der Streit ist noch nicht als ausgefochten anzusehen. Früher (vergl. die sehr verschiedenen Ansichten, die Bachsmuth, Theorie der Geschichte S. 21 fg. anführt) wurde wol mit dem Namen Universalgeschichte ein Aggregat aller sinnlichen Erscheinungen, mit „Weltgeschichte“ die „wissenschaftliche“ Geschichte bezeichnet. Andere nahmen dann wieder beide Worte als gleichbedeutend und betrachteten (was man dann oft genug, freilich in sehr compendiosischer, griffliger Weise praktisch zu machen versucht hat) „Universalgeschichte oder Weltgeschichte“ als eine systematisch geordnete Auswahl der für die Entwicklung der Menschheit wichtigsten Ereignisse. Bachsmuth (a. a. O. S. 24 fg.) verwirft alle Unterschiede und nimmt „allgemeine, Universal- und Weltgeschichte“ als vollkommen gleichbedeutend. Nach ihm, „enthaltend allgemeine, Universal- und Weltgeschichte den gesammten historischen Stoff, die unendliche Summe größerer und kleinerer einzelner Theile, das Allgemeine und Besondere, das mehr und minder Wichtige in wissenschaftlicher Ordnung,

gemeint, wo (also mit Constantin) das Christenthum entscheidend in die Geschichte eingreift, so wird es sich nur darum handeln, ob man die Geschichte von Constantin bis Diocletian der alten oder der mittleren Zeit zurechnen will.

und dieser gemäß jedes nach seinen Rangverhältnissen. Das Allgemeine kann darin nicht ohne das in ihm enthaltene Besondere gedacht und aufgestellt werden; es gibt hier keine Classification der bloßen Genera, ohne Angaben der Species und Individuen. Das Besondere bildet, schafft, fängt, erhält und belebt das Allgemeine; ohne jenes verliert dieses alles Wesen und alle Bedeutung, und besteht nur durch jenes und in jenem.“ Und eine der Idee am meisten entsprechende Universalhistorie muß nach Wachsmuth's Auffassung „die großen historischen Massen, die aus unzähligen Bestandtheilen von höherer und niederer Wirksamkeit und Würde zusammengesetzt sind, soweit als nur möglich bis in die geringsten thätigen Elemente verfolgen und das Allgemeine im Einzelnen veranschaulichen!“ Eine Riesenaufgabe, der er dann freilich die Kräfte des menschlichen Geistes, resp. des einzelnen Historikers, für nicht gewachsen erklärt. Wachsmuth sucht offenbar durch diese Bestimmung verschiedene Ansichten zu vermitteln: er will das sogenannte Aggregat, die kolossale Masse der sinnlichen Erscheinungen, der historischen Facta, wissenschaftlich geordnet, — den geschichtlich entscheidenden Momenten ihre Bedeutung geklärt wissen. So kann mich indessen mit diesem Vorzuge nicht recht begnügen; es scheint mir angemessener, auf die Art der Geschichtsbehandlung, wie er sie vorschlägt, den Namen der allgemeinen Geschichte anzuwenden, und mich denen anzuschließen, die — wie die Schözer, Schiller, Utrici, Leo u. A. — unter Universal- oder Weltgeschichte ein System verstehen, „in welchem Welt und Mensch die Einheit ist.“ Man wird entweder (mit Utrici) als das Princip einer allgemeinen Weltgeschichte, die Idee der Einheit des gesamten Menschengeschlechtes, als eines persönlichen und individuellen Ganzen,“ aufstellen können, und dann der Universalhistorie die Gestalt „einer Biographie der Menschheit“ geben müssen; oder man kann (was uns als das Richtige erscheint) die Gesamtgeschichte als ein organisches Ganze ansehen und „Weltgeschichte“ eine zusammenhängende Darstellung der Hauptveränderungen des menschlichen Geschlechtes nennen, woraus sich der jetzige und jedwamale Zustand desselben mit seinen Gründen erkennen läßt. Dann wird es die Aufgabe des Historikers sein, die „Weltgedanken“ zu ergründen, die Geschichte der Menschheit so darzustellen, daß das organische Ganze der göttlichen Gedanken, die in ihr zur Offenbarung kommen, daß die göttliche Einheit dieser Gedanken erkannt werde. Es wird also darauf ankommen, die Geschichte derjenigen Nationen und Staaten, welche als die hauptsächlichsten Träger der weltgeschichtlichen Ideen erscheinen, besonders scharf hervorzuheben, die Völker nach wohlverwandtschaftlichen Gruppen zu ordnen, vor Allem aber den Gehalt und Umfang der besondern „Geschichten“ gegen einander zu bestimmen, damit die Weltgeschichte als ein organisches Ganze erscheine, diejenigen Begebenheiten und Veränderungen aber, welche auf die Entwicklung des menschlichen Geschlechtes überhaupt und im Besondern zu seinem gegenwärtigen Zustande entscheidend beigetragen

haben, in voller Schärfe und in klarem Zusammenhange herauszutreten.

Die einzelnen Theile der „allgemeinen“ Geschichte sind die Specialhistorien. Sie können natürlich doppelter Art sein: a) der Handelsinde und b) der Handlung. Beide können von dem ausgedehntesten Umfange an bis in das Individuelle Gegenstand der Geschichte werden, ohne daß sich hier bestimmte Grenzen abstecken lassen. Die Handelsinde können die Bewohner eines Welttheiles, ein Staatenbund, ein Staat, eine Provinz, ein Verruc im Staate, oder eine einzelne Gesellschaft, die in einen Staat eingreift, ja auch für den Staat wichtige historische Persönlichkeiten sein. In dieser Beziehung fällt auch die Biographie in den Kreis der Geschichte. Die Handlung „als Species“ ist dann irgend ein Theil des menschlichen Vernunftlebens, als Industrie, Handel, Religion u. s. w. Es sind also alle die oben beiläufig erwähnten Seitenpartien der politischen Geschichte wesentlich nur Theile des ungeheuren Gebietes der allgemeinen Geschichte. Die Handlung kann ferner auf doppelte Weise von einem sehr umfassen Gebiete an bis ins Einzelne Gegenstand der Geschichte werden. Entweder in der Art, daß man nur einen einzelnen Theil des Vernunftlebens zu besonderer Behandlung ausschneidet (z. B. Geschichte der Literatur, des Handels, der Religionen, der Kriege überhaupt), oder daß dies noch einzelner wird durch Bestimmung einer einzelnen Species von Handelnden. So wird man z. B. die Geschichte des Protestantismus in Sachsen aus der allgemeinen Kirchengeschichte; die Geschichte des fruchtbaren, des hanfischen Handels aus der Handelsgeschichte; die Geschichte der punischen Kriege, des dreißigjährigen, des siebenjährigen Krieges aus der Kriegsgeschichte aussondern können u. s. w. Die Heraushebung eines einzelnen Zeitraumes aus der allgemeinen Geschichte gibt dagegen noch keine Specialgeschichte: die einzelnen Perioden der Geschichte sind nicht Specialgeschichten, denn die Species gründen sich auf die Materie, nicht auf die Form, und die Zeit ist nur Form.

III. Die Historiographie. Indem wir zur Besprechung der historischen Wissenschaft und der historischen Kunst übergehen, müssen wir zuvor einen Blick auf das werfen, was man Entstehung der Geschichte nennen kann. Der historische Sinn, so möchte ich sagen, ist dem Menschen angeboren; so gut wie Aristoteles den Menschen als ein *ζῷον πολιτικόν* bezeichnet hat, wird man ihn auch ein *ζῷον ιστορικόν* nennen dürfen. So lange freilich das menschliche Geschlecht noch in dem Zustande ursprünglicher Naturunwürdigkeit sich bewegte, das Leben der Völker ohne besondere Veränderungen verlief, schlummerte auch der historische Sinn. Alles historische Leben ist Kampf: sobald die feindseligen Berührungen des Menschen mit der Irbesen, wie der leblosen Natur, sobald vor Allem die Konflikte zwischen Einzelnen, noch mehr zwischen Gesamtgruppen beginnen, Ereignisse eintreten, welche den ruhigen Gang des ursprünglichen Lebens unterbrechen, tief in dem Gedächtnisse der Völker haften, erwacht der historische Sinn. Das heißt,

es erwacht die Sehnsucht, das Unkenken an gewaltige Thaten und gewaltige Menschen festzuhalten und den kommenden Geschlechtern zu überliefern. Es vergeht aber eine lange Zeit, ehe die Erfindung der Schrift dem Gedächtnisse der Menschen zu Hülfe kommt. So setzt sich das Unkenken an die Vergangenheit nur durch mündliche Ueberlieferung, durch Tradition fort. Hier der Boden, auf welchem sich der (reine) Mythos und die Sage ausbilden. Für die Frage wegen der Entstehung der Geschichte kommt wesentlich die Sage in Betracht. Die natürliche Veränderung, welche die rein mündliche Ueberlieferung auf der einen, der Hang zum Unveränderlichen auf der andern Seite auf den traditionell überlieferten Stoff ausüben, verwandelt denselben sehr bald und sehr vollständig. Das um so mehr, je mehr sich der historische Stoff bei den Völkern in ihrer Jugend nur auf poetischem Wege fortpflanzt. Die Poesie ist es, welche im epologischen und heroischen Epos, in Heldensiebern — den Khapsodien der Alten, den Balladen und Romanen der Neuern — die Trägerin und Bewahrerin des historischen Materials wird.

Die Anfänge der wirklichen Geschichte treten uns erst bei größerer Reife und Bildung der Völker entgegen; die wirkliche Geschichte beginnt, wenn (lange nach Erfindung der Schrift) die Prosa entsteht<sup>6)</sup>. Da fallen denn bei diesen ersten Versuchen historischer Darstellungen historische Wissenschaft und Kunst noch vollständig zusammen. Es werden sich in der That, wie schon oben bemerkt, grade bei der Geschichte beide Begriffe nur sehr schwer aus einander halten, trennen lassen<sup>7)</sup>. Soll die Geschichte wissenschaftlich behan-

delt werden, so ist natürlich die erste Hauptsache eine streng methodische Behandlung des historischen Stoffes. Zuerst wird die Aussonderung der wirklich historischen Facta aus der unermesslichen Fülle sinnlicher Erscheinungen erfordert. Es folgt die kritische Forschung. Es wird vorausgesetzt, daß der Geschichtsforscher an sein Werk gehe, ausgerüstet mit allen Kenntnissen und im Besitze aller Fähigkeiten, die als unumgängliche Vorbedingungen für jedes historische Studium angesehen werden müssen. Nur so wird es möglich, daß der Historiker auch solche Begebenheiten behandle, an denen er nicht unmittelbar oder mittelbar Antheil genommen hat. Unverläßliche Aufgabe der historischen Forschung — denn das Wesen aller Historie ist Wahrheit — ist es nun, die Wahrheit zu finden. Er hat daher — bei gleichzeitigem Ereignissen — die Aussage der lebenden Zeugen abzuwägen, bei vergangenen (und dies ist namentlich für uns der eigentliche Gegenstand der historischen Forschung) die Stimmen der überlieferten Schriftsteller abzuwägen, ihre relative Glaubwürdigkeit zu untersuchen, dazu auch die Zeugnisse der stummen Denkmäler scharf zu benutzten. Wir können uns in dieser Etappe nicht weiter aber die schwere Pflicht der höheren und niederen Kritik eingebend ausfallen, müssen es auch hier, wie so oft, mit diesen Andeutungen bewenden lassen. Es genügt nun noch keineswegs, die historischen Facta in ihrer Wahrheit auszumitteln: was als unbezweifelbar sicher steht und was nur wahrscheinlich, oder auch nur möglich ist, gegründet zu haben. Der Historiker wird weiter die räumlichen und zeitlichen Verhältnisse der einzelnen Facta zu erforschen haben: oder vielmehr die Erforschung jener Verhältnisse ist mit der der Thatfachen auf das Ge- naueste verbunden.

Nun sind aber die auf solche Weise ausgesonderten, durchforschten und geläuterten geschichtlichen Massen noch immer keine Geschichte: es sind nur erst Baumaterialien, unverbundene Bausteine. Es bedarf nun weiter der gehörigen Anordnung und Verbindung des historischen Stoffes; dies zu erreichen, bedarf es also der geschichtlichen Darstellung. Und dies ist der Punkt, wo historische Wissenschaft und Kunst sich unmittelbar berühren. Ich habe schon oben gesagt, daß im Wesentlichen dieselben Gesetze für den Darsteller wie für den Forscher gelten. Die historische Kunst ist keine Kunst in dem Sinne wie Malerei und Sculptur oder auch die Poesie: der historische Künstler steht seinem Object weit minder frei gegenüber, wie etwa der Bildhauer dem rohen Marmorblock. Er ist in hohem Grade durch seinen Stoff gebunden: nie wird ein historisches Ereignis, ein Menschenleben so planmäßig rationell verlaufen, wie etwa die Begebenheiten in dem Buche eines Dichters. Nichts

6) Wie können hier nicht weiter im Detail die Entstehung der Prosa und „die Geburt der Wissenschaft“ verfolgen. Ueber diesen Proceß bei den Hellenen, wo sich diese Entwicklung am schnellsten und schönsten beobachten läßt, vergl. Creuzer S. 28 fg. Ulrici S. 23 fg. 7) Die Frage, ob Geschichte eine Wissenschaft oder Kunst sei, ist sehr vielfach aufgeworfen, sehr verschieden beantwortet worden. Grade der Umstand, daß auf dem Gebiete der Geschichte das rein wissenschaftliche und das künstlerische Element in so nahe Beziehung zu einander treten, ist der Grund, weshalb (wie Ulrici, *Char. d. ant. Historiogr.* S. 336 fg. sagt) „die meisten neueren Geschichtsforscher die Geschichte immer in dem Zwiespichte zwischen Wissenschaft und Kunst halten.“ Doch kann ich ihm keineswegs beistimmen, und die Erörterung einer Reihe glänzender Geschichtswerke, der eben beendeten modernen Historiographie, bezeugt, selbst ich, die mich, wenn er behauptet, daß „nach seiner unwillkürlichen Bewegung die für den wissenschaftlichen Historiker notwendig zu erreichende“ philosophische Ziele der Kunst der Darstellung und die seiner Eintrag zu. Weil die Wissenschaft ihrem inneren Wesen nach das Streben habe, sich über das Unwissen der Erscheinungen auszuheben, dieselbe das Einzelne nur im Ganzen des Alls betrachte, ihr Stoff mithin immer unendlich sei, so dürfe sie auf keine Weise durch Gesetze der Form beschränkt und zurückgehalten werden. Die Kunst der Darstellung dagegen, die nach Einheit des Inhaltes und der Form ringe, müsse sich concentriren, den Stoff nach einem Punkte hin zusammenfassen und in seiner Einheit zeigen; jede Ausbreitung der Forschung und Unendlichkeit der Erscheinungen müsse ihr fremd sein. Das letztere kann man sehr wohl zugeben, ohne doch dem Geschichtsforscher beizustimmen, wie es heißt: die wissenschaftliche Form (d. h. die Beschäftigung und Ausübung oder Form, womit über die Tugenden der Weisheit, Gerechtigkeit und Mäßigkeit, Kraft

und Hülfe des Ausdrucks aus der Wissenschaft durchaus nicht verbannt werden sollen) „gehört mithin der Geschichte, sofern sie das Leben der Menschheit von seiner geistigen Seite und individuellen Bedeutung, d. h. in seiner Unendlichkeit begreift, die künstlerische Form dagegen, sofern sie das Leben der Menschheit (wie die analytische Historiographie) von seiner äußeren Seite und sinnlichen Bedeutung, d. h. in seiner Endlichkeit aufstellt.“

würde eine schwerere Verfündigung sein an der Geschichte, als wenn der Historiker sich erstrecken wollte, um der ästhetischen Wirkung willen etwa den Verlauf der Ereignisse nach den Grundfäden poetischer Berechtigung anders zu gestalten, den Charakteren seiner Helden andere Züge zu verleihen u. dgl. m. Zu den sogenannten redenden Künsten wird die Geschichte zunächst nach Seite des Styles gehören. Charakteristisch aber für ein Kunstwerk ist, daß es vor Allem Vollendung in sich, ein geschlossen Ganzes und eine Einheit des Planes, einen Zusammenfluß der Theile zu einem organischen Ganzen, verlangt. Und in diesem Sinne wird auch ein Geschichtswerk zum Kunstwerke sobald die Darstellung nach Einheit des Planes (und selbstverständlich auch nach Einheit des Inhalts und der Form) ringt: es wird um so vollkommener sein, je vollständiger die Einheit erreicht ist. Dies der Punkt, wo der Historiker von dem Dichter und Philosophen am meisten zu lernen hat.

Historische Wissenschaft und Kunst sind gegenseitig durch einander bedingt; eine künstlerische Darstellung der Weltgeschichte oder eines Theiles der allgemeinen Geschichte läßt sich nicht wohl denken ohne vorhergehende wissenschaftliche Forschung. Andererseits würde das Resultat der Forschung eine farblose Masse bleiben, sollte es der künstlerischen Darstellung entbehren. Weiter: der Historiker soll den durch seine wissenschaftliche Thätigkeit als wahr ermittelten Stoff unerschrocken und unverfälscht wiedergeben, ihn richtig ordnen, planmäßig gruppieren. Er soll — wenn die Darstellung den Namen eines Kunstwerkes verdienen will — der Darstellung die nöthige Einheit verleihen. Da scheint es sich denn von selbst zu ergeben, daß ihm die Forschung selber auf die Punkte oder den Punkt hinführt, welcher den nothwendigen Mittelpunkt seines Werkes abgeben muß. Sei es nun, daß er bloß nach äußeren Gesichtspunkten forsche; sei es, daß er die Ideen zu entdecken sucht, welche ein Zeitalter beherrschen, den ihm vorliegenden Stoff „durchleuchten.“ Die Wege, auf denen die Historiker der verschiedenen Zeiten das Ideal des absoluten Kunstwerkes mit mehr oder minder Gluck zu erreichen versucht haben, sind nun sehr verschieden. Es führt uns dies zu einer Betrachtung der verschiedenen Arten, die Geschichte zu behandeln, die zu verschiedenen Zeiten vorherrschend gewesen sind.

Nach jenseits der eigentlichen Geschichtsbetrachtung liegen auf der einen Seite die rein traditionellen Ueberlieferungen, andererseits die ersten Versuche, aus dem vorhandenen Sagenstoffe eine älteste Geschichte der Völker zu entwerfen; dahin gehören die Mythengeschichten der Griechen; die Schriften von Paul Warrfried, Wilhelm von Walmsburg; bei den Normannen die großen profaischen Sagenbücher, bei den Teutonen z. B. die *Ausgäbe Kaspars* von der Rhön. Dahin die fabelhaften Anfänge vieler Chroniken, die Ursagen von Rom, *Agamemnon* u. dgl., die meist nicht bloß theilweise, sondern ganz in die poetische Welt zu verweisen sind. Daneben findet sich bei den meisten Völkern (vielleicht bei den Hellenen allein trat dieses vor der profaischen Behand-

lung der Sagen und Mythen fast ganz zurück), z. B. den Ägyptern, Babyloniern, Phöniciern, Römern, und analog bei den jugendlichen Nationen des früheren Mittelalters, wo ein geistlicher Stand die Rolle des rein verknäpften, protokollirenden Beobachters übernahm), von Alters her, wahrscheinlich mit dem religiösen Cultus zusammenhängend, die Einrichtung, daß die öffentlichen Anstalten, die Tempel insbesondere (die Kirchen und Klöster), die öffentlichen Staatsacte, Begebenheiten des inneren und äußeren Staatslebens, besonders soweit sie die Religion und den Cultus angingen, in sogenannten Annalen verzeichneten<sup>8)</sup>. Damit war das Geringste einer Pöbele gegeben, die gleichsam öffentlich beglaubigt war. Wie aller Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel, alle Kunst und Wissenschaft, alle Staatsverbündung sogar auch geistlichen Wurzeln erwächst, so knüpfen auch die Annalen ursprünglich an religiöse Feste und religiöse Momente an. In diesem Sinne gehören hierher auch die Aufzeichnungen der olympischen und anderer Sieger (die jedoch, wie auch die Aufzeichnungen der Namen von Priestern, Ärchonten, [spartanischen] Königen u. dgl. m., für die Entwicklung der griechischen Historiographie nicht entfernt die Bedeutung gehabt haben, wie ähnliche Aufzeichnungen bei anderen Völkern). In Ägypten hat sich die Geschichte niemals über eine solche Monumentalchronik erheben können. Bei den Römern schloß sich die Familientradition der adeligen Geschlechter vorzugsweise an die Ahnenbilder an. Der oberste Pontifex führte die Annalen des Staates, wobei religiöse Feiertage, Jahreswechsel u. dgl. den Anlaß gaben. In der germanischen Welt haben die kirchlichen Hefebücher, worin Öftern, Pfingsten u. s. w. salendarisch verzeichnet standen, die Grundlage der Annalen gebildet. Jede Geschichtsschreibung dieser Art (wenn man dafür diesen Namen schon brauchen will) kann natürlich nur höchst fragmentarisch sein. Sie reicht das Detail; in ihre Lücken schließt sich später (so ganz besonders in Rom) die Sage und der Mythos, der reine, naturwüchsige, wie der reflectirte, ein. Sie ist auf das Engste an Ort und Tag gebunden, ohne Plan, ohne Auswahl; daher die geringfügigsten Kleinigkeiten, Gerüchte, Feuersbrünste, denselben Raum einnehmen, wie die gewichtigsten politischen Ereignisse. Die Annalen sind getreu, denn eine Veräberung der Begebenheiten ist kaum versucht. Der persönliche Charakter des Verfassers leuchtet noch deutlich nirgendes hervor. (Vergl. Roscher, *Klio*. I. Bd. C. 49 ff.)

Aus diesen Annalen (mit denen *Gervinus*, *Grundzüge der Historie* S. 21 ff. [vergl. dann für das Folgende besonders *Roscher* a. a. D. *Gervinus* a. a. D. S. 23 ff.] nicht mit Unrecht „das was das Mittelalter Chronik.“ und in gewissem Sinne auch, „das was die neuere Zeit Zeitungen nennt,“ in Analogie setzt) ent-

<sup>8)</sup> Nebenher Lust auch die *Genealogie*, das Aufbewahren einzelner bedeutender Namen, dann der Versuch, die Geschichtsregister der vornehmsten Familien authentisch festzuhalten resp. festzustellen. Einige Völker, wie die Indier und Ketten, sind auf dieser Stufe stehen geblieben.

widert sich die Chronik, die „Fundamentalförm aller Geschichtschreibung,“ die in der historischen Literatur dieselbe Rolle spielt, wie das Epos in der Poesie. Kern und Knochengestützte aller Geschichte schon darum, weil sie das Wesentlichste und Unentbehrlichste in der historischen Tradition leistet und sich bei diesem Unentbehrlichen begnügt. In ihrer reinsten Gestalt gedacht, ist die Chronik nur die Verknüpfung des amnaltischen Stoffes: in ihrer äußern Form von den ursprünglichen Annalen nicht sehr verschieden. Sie zeichnet Tag für Tag und von Jahr zu Jahr die Begebenheiten nach einander auf, unbedenklich um gefällige Darstellung und innern Zusammenhang. Die Chronisten, wie schon Cicero bemerkt, sind „non exornatores rerum, sed tantummodo enarratores;“ sie geben eine treue, in der Regel schmucklose, Uebersetzung des Geschehenen, ohne irgend einen praktischen Nutzen zu bezwecken, oder in die Tiefen der Dinge hinabzusehen zu wollen. Wie es geschehen ist, das erzählen sie: das *Wozu*, das *Warum* liegt jenseits ihres Gesichtspunktes. Einfach beobachtend, mit nüchternem und verständiger Auffassung (was indessen nicht ausschließt, daß ihre Beobachtungen sich zuweilen auf das Gebiet der physischen Welt verlaufen), halten sich die Chronisten mehr an die Begebenheiten, als an die Personen: mehr an das äußere Thun, als an die inneren Absichten. Ehe sie dem Plane der handelnden Personen nachgehen, nehmen sie lieber gleich in echt epischer Weise zu den Einwirkungen übermenschlicher Gewalten ihre Zuflucht. Weil die Verarbeitung in ihren Werken gering ist; der Chronist, ganz besangen in seinem Gegenstande, persönlich davor aufsteht, der Erzähler selbst über seiner Erzählung ganz vergessen wird, so lassen sich auch die Chronisten ohne große Schwierigkeiten fortführen. Jeder nimmt den Faden da wieder auf, wo ihn der Vorgänger, meist durch den Tod unterbrochen, hatte fallen lassen. Aber Plan besteht nur in der Treue, alle Anordnung in der Chronologie, alle Einheit in der äußerlichen des Textes und der Zeit. Die Chronik ist daher die Grundform der werdenden Geschichtschreibung; sie ist in ihrer einfachen Gestalt das Eigenthum unentwickelter Nationen oder ungebildeter Völker).

Eine weitere Entwicklung ist schon dann zu bemerken, wenn die Chroniken allmählig nicht mehr bloß fortsetzen wollen, sondern die frühere Zeit bis auf ihre Gegenwart herunter aus ihren Vorgängern wenigstens zu crepieren anfangen. Die höchste Vollendung dieser Methode zeigen dann solche Schriftsteller, welche die Gesammtheit der vorhandenen Chroniken zu einer vollständigen Rationalgeschichte verarbeiten. Dahin ge-

hört Livius für die römische, Zurita für die aragonische, in gewissem Sinne auch Johannes v. Müller für die schweizerische Geschichte. Sie können mit den Dichtern epischer Gedichte verglichen werden. Die Werke der Chronisten von so großer subjectiver Bedeutung verhalten sich zu den volkstümlichen Annalen wie die redigirten und abgeschliffenen Epen zu den Heldenliedern. Aber auch diese Werke leiden noch immer an den Einseitigkeiten der älteren Chronik. Diese Schriftsteller behandeln ihren Gegenstand in einer doppelten Besangenhait, die sich auf Räumliches und Zeitliches beziehen läßt. Sie haben, was das Erste angeht, nur nationale, patriotische Zwecke; sie haben nur Sinn für ihr Vaterland und ihr Volk, die übrige Welt ist für sie so gut wie nicht vorhanden. Unter diesen Umständen meinen sie, sich innerhalb ihres Stoffes soweit als möglich ausdehnen zu können und zu müssen. Sie können in Aufnahme auch der unbedeutendsten Kleinigkeiten nicht Halt halten: jeder irgend angesehenen Familie, jeder irgend denkwürdigen Localität, jedes irgend noch vorhandenen Institutes muß gedacht werden. Dagegen erscheinen sie — wie z. B. Livius in Sachen der punischen, hellenischen u. a. Verhältnisse — oft fast unwissend. Ein Hauptgrundstück der historischen Kunst, daß man in jedem Theile das ganze Werk, in jedem Worte die ganze Menschheit wiederfinden müsse, kann hier natürlich gar nicht beachtet werden. Alles formale Streben der Verfasser beschränkt sich auf schöne, effectvolle Darstellung der Einzelheiten. Daher laufen diese „Volksgeschichten“ leicht Gefahr, im Widerpruche mit der wüthigen Einfachheit und Naivität der älteren Chronik eine rhetorische Farbe anzunehmen. Was dagegen das Zweite betrifft, so entbehren diese Werke der inneren Einheit: sie beginnen mit den ersten Spuren der vaterländischen Geschichte und endigen mit ihrer Gegenwart. Indem die Schriftsteller dabei in der Zeit Schritt für Schritt vorwärts gehen, immer nur von dem allernächsten Zusammenhange der Dinge wissen, nie über Vergangenes, Gegenwart und Zukunft zugleich stehen, sondern, wie es in der einfachen Chronik auch geschieht, stets von Gegenwart zu Gegenwart vorrücken, das Ganze nie als Ganzes, sondern bloß von Theil zu Theil behandeln, so wird natürlich jeder tieferer, notwendiger Zusammenhang der einzelnen Theile unmöglich. So kann denn auch jeder dieser Historiker, der ohne Rücksicht auf das Ziel, von Tage zu Tage schreibt, dem jedes unvollendete Ereigniß dem vollendeten gleich gilt, wie der einfachste Annalist ohne Störung von jedem andern fortgesetzt werden.

Solche Geschichtswerke, in denen übrigens sehr Bedeutendes geleistet worden ist, sind besonders Eigenthum der Völker von scharfer, abgeschlossener Eigenthümlichkeit und hervorragender politischer und praktischer Entwicklung. Ehe es dazu kommt, das großartige Volksgeschichten, wie jene des Livius, sich bilden, vergehen oft sehr lange Zeiträume. Während z. B. die Hellenen die Stufe der reinen Chronik ungemein rasch übersprungen haben, hatten z. B. die Römer, die nur nach der materiellen Seite hin sich entwickelten und wenig geistige Bedürfnisse, keinen

\*) In einer andern Sphäre zieht sich dieselbe Stufe durch die ganze Entwicklung jedes Volkes hin. Das Bedürfnis, die Vorgänge der Gegenwart in möglicher Ausführlichkeit niedzuschreiben, existirt zu allen Zeiten. Es hat z. B. bei den Römern die *acta diurna* (der modernen Zeitungen wohl schon oben erwähnt) erhalten, es bleibt endlich beim äußersten Verfall des Volkes, wenn alle eigentliche Geschichte schon verstimmt ist, noch übrig.

Kunstsinne und Geschmack besaßen, vor Cicero's Zeiten nur hochpriesterliche Annalen und dürre Chroniken. Erst nach dem Durchdringen der hellenischen Bildung ward ein Werk wie das des Livius möglich. Die venetianische Historiographie ist Nichts als eine Reihe von trockenen Staatschroniken von Andrea Dandolo an bis auf die Bembo, Paruti und Giustiniani. Die meisten Nationen des Morgenlandes haben sich eigentlich niemals über die Stufe der älteren Chronik erhoben.

Daß Werte der bloßen vorurtheilbaren Beobachtung und annalistischen Combination des vorgefundenen Stoffes noch keine rechten Werke historischer Kunst sein können (wie z. B. jenes des Livius), haben wir also gesehen. Besser gelang es auf einem andern Wege: wir betrachten nun eine „weite Hauptgattung aufsteigender Historiographie,“ die sich etwa ebenso zu der irdischen Poesie verhielt, um mit Servinus und Roscher zu reden, wie die Chronik zum Epos. Es ist dies das, was man im Mittelalter in Italien „Ricordanz“ (vergl. Roscher a. a. D. S. 54. Anm. 1), was die Römer im engeren Sinne (vergl. *Verrius Flaccus*, De vorbor. signif. bei *Gellius* V, 18; f. auch *Servius* zu *Virg.* Aeneid. I, 373. *Ibid.* Orig. 40. 43) historia nannten, und was man in neueren Zeiten das *Memoire* nennt. Während bei der Chronik die Mächtigkeits des Verfassers nur gering sein konnte, nur in getreuer Auffassung des Ueberlieferten bestand, ist im *Memoire* die Persönlichkeit ganz entscheidend überwiegend. Es verdrängt sich, so urtheilt *Servinus* a. a. D. S. 34 ff., zur Chronik, wie die lebendige Erfahrung zu dem gelehrten Studium, wie die „Kenntnis der Welt zu jener des Buches, wie der leidende Kritik der Zeitung zu dem copirten Berichte.“ Es bildet mit der Chronik nicht allein die zwei Hauptquellen aller Geschichte, sondern auch die beiden Hauptformen, deren eine dem Wesen nach auch jedem vollendeten Kunstwerke der Geschichte wird zu Grunde liegen müssen. Es ist für die historische Betrachtungsweise, für Beurtheilung der historischen Dinge so wichtig, wie die Chronik für das Material. Der Chronist mochte über seinem Buche leicht vergessen werden; der *Memoirenschreiber* ist, so zu sagen, mitb handelnde Person; ja, er pflegt sich selbst in den Mittelpunkt seines Werkes zu stellen, Alles auf sich zu beziehen und die Auswahl des Erzählten nach der engeren oder weiteren Verbindung mit seinem eigenen Leben einzurichten. Er verfolgt dabei sehr gewöhnlich bestimmte praktische, politische oder moralische Zwecke: Rechtfertigung ihrer selbst, Anklage ihrer Gegner, wie auch directe Einwirkung auf die handelnde Welt ist von jeher das Motiv der meisten *Memoirenschreiber* gewesen.

Der Chronist blieb bei der Erzählung der äußerlichen Begebenheiten stehen; wollte er ja erklären, so nahm er seine Auskunft sofort zu einem *deus ex machina*. Umgekehrt der *Memoirenschreiber*. Nicht mehr brennt, lediglich über vergangene Dinge äußerlich zu berichten, betrachtet er die historischen Ereignisse als forschender Beobachter, schließt er daran ein *Raisonnement*. Ihn fesseln nicht mehr die Begebenheiten an sich;

mehr die Charaktere, die handelnden Menschen, die Quellen und Folgen der Handlungen, als die Handlungen selbst sind es, die ihm wichtig werden. Er liebt es, nach den Motiven zu spüren, zumal nach den persönlichen Motiven. Da springt er denn oft und gern von der Bühne der öffentlichen Weltbegebenheiten weg, geht er auch auf das Privatleben der historischen Personen ein. Ebenso subjectiv, wie der Chronist objectiv, steht das *Memoire* Alles in ein bestimmtes Licht, in einen bestimmten Gesichtskreis. Durch dieses Concentriren auf einen bestimmten Gesichtskreis (und gewöhnlich auch auf einen relativ kleinen Zeitraum) gewinnt das Werk des *Memoirenschreibers* nun leicht das Geschlossene und Einzelliche, welches der Chronist selbstverständlich fehlt. Natürlich gewinnt sein Werk auch leicht ein gewisses dramatisches Leben: während die Begebenheiten, der „epische“ Stoff, gleichsam hinter der Scene liegen, zuweilen nur angedeutet, oft selbst leichtsinnig überflüht werden, erscheint die Intrigue, die „psychologische Katastrophe“ im Vordergrund. Die Charaktere werden oft einseitig gefaßt: der *Memoirist*, pangryphisch oder polemisch befangen, stellt seine Heiben gern sofort in grelles Licht oder in großen Schatten. Dabei läuft er leicht Gefahr, über der Masse des Kleinen das Große zu übersehen. In dieser Gattung der Geschichtsschreibung wurzelt recht eigentlich die Neigung, die sogenannte geschichtliche Nothwendigkeit zu verkennen, weltbewegende Ereignisse von einer Kleinigkeit, „einem Glase Wasser“, „ein Paar Handschuhen“, die größten geistigen Revolutionen, z. B. aus den Klauen eines Reichthumers, dem Schwanz einer Favoritin, den Launen eines Ministers u. s. w., herzuleiten. Endlich steht der *Memoirist* überwiegend den höheren Kreisen näher, als dem Volke, dem ihn seine diplomatische Manier ebenso entfremdet, als die patriotische des Chronisten denselben dem Volke nahe stellt.

Es ist dies natürlich; denn das *Memoire* entsteht gewöhnlich in Zeiten, die an höheren Ideen arm sind: in denen die Politik einen schleichen, tankvollen, verstandesbürr berechnenden Charakter angenommen hat, überwiegend auf „Wachmenschen“, auf Persönlichkeiten beruht, die ein Volk oder eine Zeit nicht sowohl im obersten Sinne repräsentiren, als zu bewußt persönlichen Partei- oder Standeszwecken ausbeuten, zu beherrschen suchen. So hat das *Memoire* bei den Römern von Sulla bis Caesar, bei den Italienern des 16. Jahrhunderts in hohem Maße gedüht. Seine höchste Blüthe gewann es, obwohl noch aus andern als den eben berührten Gründen, bei den Franzosen der neueren Zeit. Einem Volke, wie den Franzosen, „wo die Nationalität so subjectiver Art ist,“ welches seinen Ruhm nicht wie die Römer in die Vergangenheit, in alten Glanz, sondern in seine Gegenwart setzt und „von der Zukunft zehrt,“ hat keinen rechten Sinn für die Chronik. Ein Volk, welches sein eigenes Alterthum so gut wie vergesse, so gern der Mode fröhnt, muß vorzugsweise die Art der Historiographie pflegen, welche, wie das *Memoire*, zuweilen, ohne Zusammenhang, nur das Neue und immer selbstständig und anspruchsvoll behandelt. Während die Hellenen

auch diese Stufe bald übersprungen haben (in einzelnen politischen Gegenden, z. B. des Kallinos, Xerxes, Solon, Theognis, in den Schriften des Ion von Chios, des Strabon, des Theophrast, und vor Allem bei Xenophon findet sich viel Memoirenhaftes. Bei den Römern darf an die Commentarien des Sulla und des Cäsar, sowie an Cicero's Briefe erinnert werden; bei den Italiern an Machiavelli's Relationen), so blühten, sporadische Ausnahmen und die neuesten, unter fremden Einflüssen gebildeten Geschichtsfreiber abgerechnet, bei den Franzosen fast nur Memoirenschreiber, resp. memoirenhafte Geschichtswerke. Nach dieser Seite hin ist bei ihnen, weniger in älterer und mittlerer, mehr dagegen in neuerer Zeit die Masse ungeheuer. Ihre Richardson, Feinville, Troissart, ihre Commines und Cardinal Rich sind darin vorzügliche Muster gewesen. Die neueren angehend, so steht als Muster und charakteristisches Beispiel der französischen Memoirenschreibung vor allem Voltaire da.

Der Entwicklung der großen Volksgeschichten aus der Chronik parallel läuft dann die der Memoirenschreiberi anschließende Entstehung der sogenannten pragmatischen Geschichtsschreibung. Man pflegt diese Gattung gewöhnlich nach Polybius, der auch den Ausdruck zuerst gebraucht<sup>10)</sup>, als historische Werke, die nach subjectiven Ideen entworfen, nach bestimmten Absichten geschrieben sind und moralischen oder politischen Zwecken, z. B. der Besserung der Menschen, der Bildung von praktischen Staatsmännern u. dgl. m., dienen sollen, zu bezeichnen. Der Ausdruck pragmatisch würde dann etwa mit didaktisch gleichbedeutend sein. Indessen bezeichnet dies keine bestimmte Art, die Geschichte aufzufassen und zu behandeln, wird darum auch eher eine Eigenschaft von Geschichtswerken, aber keine Gattung bestimmen. Es gibt

10) Die Umfahrungen des Polybius selbst über das, was er pragmatische Historie nennt, enthalten allerdings nicht unmittelbar den von den Römern damit verbundenen Begriff. Er stellt sie neben der Geschichte von der Heiden- und Völkergeschichte und der Geschichte von der Vermählung der Götter und Götinnen als eine dritte auf, welche die Thaten der Helden und Könige, vorwiegend aber die Geschichte der Staaten nach dem gegenwärtigen Zueinanderbeziehen ihrer Verhandlungen und Unternehmungen erzählt und dabei auf die vorgehenden und begleitenden Umstände und auf die Folgen jeder Begebenheit ihr Augenmerk richtet. Es soll also eine Geschichte sein, welche namentlich den *anagagmatis*, den Mann der öffentlichen Thätigkeit, belehrt und bildet. Darum ist seine Geschichte eine „*lexis*“ *anagagmatica*, eine demonstrierende, d. h. durch Beispiele beweisende unterrichtende. Daher nun schaut er die historischen Erscheinungen an, erklärt sie sich, beurtheilt sie und spricht seine Urtheile und Urtheile neben der Erzählung direct in eigener Person aus. Diese Richtung führt Haskonemius über Handlungen, Urtheile über die handelnden Personen u. dgl. herbei. Daher sind hier Parallelen, einzelne Proömien, Elegien, directe Urtheile über Persönlichkeiten eine gewöhnliche Erscheinung. — Ueber das Bedeutsame dieser Art der Historiographie des Polybius in ihrer Einseitigkeit s. auch Wachsmuth, *Abhandl. über die Geschichte* S. 134 und über die moralischen und didaktischen Absichten Hegel, *Vorlesungen über d. Philos. und Gesch.* S. 93. — Aus Polybius hat man auch die erste richtige Bestimmung des Begriff „pragmatische Geschichte“ gegen, wozu darunter lediglich die Hervorhebung des Causalzusammenhangs der Begebenheiten verstanden wird.

nicht leicht selbst ein poetisches Werk, wo man nicht „auf eine bestimmte hineingelegte Idee mit Consequenz hingearbeitet sehen konnte.“ Und wenn eine bestimmte didaktische Tendenz in einem historischen Werke in bestimmten, ausgesprochenen Lehrräthen entwickelt, auch im äußeren Vortrage näher hervorgehoben würde, so könnte das nur als eine überflüssige Zugabe erscheinen<sup>11)</sup>, nicht aber könnte man daher eine besondere Gattung von Geschichtsschreibung leiten. Einen bestimmteren Begriff von der pragmatischen Geschichtsschreibung gewinnen wir in den Zeiten, wo die großen italienischen Geschichtsfreiber, die Paul Sarpi, Guicciardini, Davila, Vorbilder in dieser Gattung wurden, wo eine große Menge von Geschichtsschreibern diese Gattung fortsetzten und einzelne Historiker selbst den Begriff des Pragmatikers anders und gründlicher bestimmt haben. Der Pragmatiker — entsprechend seiner Bildung aus der Memoirenliteratur und analogen politischen Verhältnissen — geht darauf aus, die Veranlassungen und Wirkungen der historischen Thatfachen psychologisch zu erklären und auf menschliche Triebfedern zurückzuführen, während der naive Chronist die lobnende oder strafende Gottheit selbst als die unmittelbare Ursache der Ereignisse ansah. Die Eigenenthümlichkeit des pragmatischen Geschichtsfreibers liegt darin, entfernte Motive zu entdecken, verborgene Leidenenschaften ans Licht zu ziehen, die Tiefen des menschlichen Herzens zu erschöpfen, psychologische Probleme und Combinationen aufzulösen, eine Handlung auf der einen Seite bis zu ihren letzten Quellen, die aber stets menschliche sein müssen, zu verfolgen, und auf der andern Seite durch die möglichste lange Reihe ihrer Erfolge und Wirkungen, in welche schon eine Menge andere Verhältnisse eingegriffen haben, zu begleiten. Auf diese Weise gewinnt allerdings die Geschichte unter den Händen des Pragmatikers eine ebenso charakteristische Gestalt, wie unter denen des höheren und niederen Chronisten. Man kann gar nicht leugnen — und wie auf der einen Seite die Zahl der bedeutenden Männer, die seit Polybius pragmatische Geschichte geschrieben haben, sehr groß ist, so galt und gilt andererseits sehr scharfe Köpfe die pragmatische Behandlung des historischen Stoffes für die höchste Stufe der Historiographie — daß sich in der pragmatischen Geschichtsschreibung ein sehr wichtiger Fortschritt zeigt. Und auch der philosophische, der kunsthistoriker wird der pragmatischen Unterlage so wenig, wie der Chronist entbehren können: nur muß er sich allerdings wol hüten, Nichts weiter zu sein, als beides. Es ist nöthig, auf die Motive und die Folgen der geschichtlichen Erscheinungen hinzuweisen; die Erklärungen

11) Sie würde sich allerdings in dem Maße entschuldigen lassen, als sie reich wäre an Wahrheit und Nützlichkeit. Und ganz entbehrlich werden, wenigstens bei den Römern, die nicht mehr, wie die Äten, das Mittel der eingeschobenen Reden anwenden dürfen, Redenwendungen und reine Gedanken nicht wol sein. Somit denn zugleich gesagt sein soll, daß der eigentliche Kunsthistoriker natürlich mit solchen Erweiterungen sehr sparsam sein, sich vor Zugriffen und politischen Combinationen hüten, mehr durch Bände und Analogien andeuten, den Leser durch die Stellung der Thatfachen zum Nachdenken anleiten wird.



derselben im Kreise menschlichen Wirkens aufzufuchen, soweit das ohne Gewaltthaten geschehen kann.

Während der veredelte Chronist, der oben als der „Vollshistoriker“ bezeichnet wurde, sich an die Zeiten der „Vollsjugend“ anschließt (freilich oft auch, wie z. B. Livius, auf der Schwelle des Verfalls seiner Nation die ganze Summe nationaler Größe im letzten Momente aufspannend, um dieselbe der Nothwehr zu dauerndem Andenken zu überliefern), so ist der Pragmatiker, den Zeiten entsprechend, welche die Entstehung seiner Geschichtsförm bedingen, doch eigentlich nur ein Memoirist in größerem Umfange. Häufig genug erglänzt in der Geschichte weilläufige Verhältnisse, die sich aus lauter menschlichen und offenkundig daliegenden Anlässen erklären lassen, und wo eine tief sinnige historische Entwicklung durchaus nicht angebracht wäre. Es kommt dazu, daß der Pragmatiker gewöhnlich in solchen Perioden auftritt, wo nicht mehr die ganze Masse der Nation handelnd erscheint, sondern die nationale Kraft erlahmt ist, wo einzelne Persönlichkeiten von imposanter geistiger Kraft die allgemeinen Angelegenheiten nicht mehr durch ursprüngliche Naturkraft, durch „Charakter und Person, durch Hand und That“, sondern überwiegend durch geistige Werkzeuge, mit Intriguen, Berechnungen und Diplomatie leiten. Perioden, in denen der frische und kraftvolle Krieg des Volksebens aufhört, in denen die Willkür Einzelner Umfang und politische Bedeutung gewonnen hat, und die Schicksale ganzer Massen von den Launen einzelner Persönlichkeiten bestimmt werden, sind es, in denen wir das Memoire, so die pragmatistische Geschichtsschreibung aufsteht und zur Blüthe gelangt. Dabei noch hinzugefügt werden kann, daß häufig auch Specialgeschichten einzelner Landestheile, z. B. der kleinen griechischen Landschaften neben Athen, Theben, Sparta und Korinth, oder der kleinen Nordseestaaten, wie sie Deutschland seit Jahrhunderten neben seinen weltgeschichtlichen Bildungen in Masse erzeugt hat (und deren Geschichte nur dann eine höhere Auffassung verträgt, sobald sie in Verbindung mit den weltgeschichtlich wichtigsten Staaten, oder als Glieder ihrer Gesamtheit behandelt werden), überwiegend die pragmatistische Behandlung zu gebieten scheinen. — Der Pragmatiker ist mancherlei Fehlgriffen ausgesetzt. Er läuft Gefahr, nicht zu beachten, wie es unzählige Thatfachen und Verhältnisse gibt, deren anscheinend feinst und tiefingendste Gründe man immerhin zu erforschen vermag, ohne darum ihre letzten Ursachen zu erkennen. Er übersieht leicht, daß eine Menge Dinge sich der Erklärung aus Triebfeuern, „menschlichen Willen und menschlicher Willkür“ entziehen: daß ferner Vieles gleich von Vorn herein die Spuren eines geheimen Zusammenhanges mit unsichtbaren Kräften an sich trägt. Endlich aber verfährt die rein pragmatistische Methode leicht dazu, durch ihre Erklärung der historischen Verhältnisse aus den kleinen und großen Beweggründen der Individuen an den erhabenen Gang der Weltgeschichte, die nach ewigen Gedanken geordnet ist, einen sehr kleinlichen Proflast anzulegen. Und nach der formalen Seite hat — namentlich in den

Zeiten, wo die Chronistische und memoiristische Weise „noch mit einander stritten“ — die Neigung, Alles in der Geschichte aus menschlichen Beweggründen herzuweisen, manche Pragmatiker (unter Andern auch den berühmten Guicciardini) veranlaßt, eine Menge von kleinen und unbedeutenden Notizen zu ihren Berücksichtigungen zu gebrauchen; dadurch sind denn wohl auch solche Werke zu ähnlichem Umfange angewachsen, wie sonst nur die großen Volksgeschichten. Doch ist das nicht eben häufig; im Allgemeinen ist es die Eigentümlichkeit der Pragmatiker, im Gegensatz zu den Chronisten, nach einer bestimmten Einheit zu suchen. Sie wissen sehr wohl — und schon Polybius erscheint auch nach dieser Seite hin als Vorbild —, daß sie von einem historischen Kunstwerke „ein einziges vollständiges und vollkommenes Ganze, Harmonie zwischen den Theilen und gemeinsames Absehen auf Einen Mittelpunkt“ verlangen müssen. Und mit Aristoteles fordern sie, daß das Geschichtswerk leicht zu fassen und zu überblicken sei. Aber die gewünschte Einheit des historischen Kunstwerkes ploßen sie, wie es auch bei Polybius geschieht, häufig in tiefen Auerslichkeiten zu finden. Und während nach dieser Seite hin allerdings ganz treffliche historische Werke von bequemer Uebersichtlichkeit und schon gerundeter Form geschaffen worden sind, so laufen die Pragmatiker dabei Gefahr, durch Beschränkung des zu behandelnden Stoffes auf eine Biographie, einen einzelnen Krieg u. dgl. ihren Gesichtspunkt viel zu sehr zu verengen, daß das Detail hinwegzuräumen, sobald es sich nicht fügen will, bald von jeder großartigen Geschichtsanschauung sich zu entfernen. Sie werden nicht die Art von Geschichtsschreibung erreichen, welche bei aller Abgeschlossenheit der Handlung und des Werkes immer wieder auf einen weiten Kreis hindeutet, welchem der allfällige behandelte Stoff gleichsam als Theil angehört. Die Pragmatiker werden noch immer nicht die Einheit erreichen, die ein Geschichtswerk grade zu einem künstlerischen Ganzen bindet“).

Neben und nach der pragmatistischen Behandlung der Geschichte ist nun noch von der philosophischen Ge-

12) Nur billigung kann dessen gedacht werden, was man (vergl. z. B. auch die Bemerk. bei Hegel, Vorlesungen über die Philos. der Geschichte S. 10 ff.) auch die kritische Geschichte genannt hat. Es wäre trivial, noch weiter auszuführen, daß ohne Kritik gar keine wahre Geschichtsbearbeitung gedacht werden kann. Davon ist hier aber nicht die Rede. Es handelt sich um die, namentlich in Deutschland, weitest angewandte Weise, gleichsam eine Geschichte der Geschichte zu geben und die zusammenhängende Beurtheilung überlieferten geschichtlichen Materials, der Angaben der geschichtlichen Quellenkritiker, die Untersuchung ihrer Wahrheit und Glaubwürdigkeit selbst Geschichte zu nennen. (Die Franzosen, die hier viel Gründliches liefern, verstehen darunter die Vertheilungen gewöhnlich in der Form kritischer Abhandlungen.) Indessen sind solche Arbeiten nur wissenschaftliche Materialien, welche einer kunstmäßigen Darstellung nur erst zur Unterlage dienen können. — Nur das Formelle, die Anordnung des Stoffes, treffen Behandlungen des geschichtlichen Materials, wie die ethnographische und synchronistische. Sie kommen gewöhnlich — je nach der größeren Zweckmäßigkeit — in Betracht, wenn es sich darum handelt, ein Werk über allgemeine Geschichte oder über eine größere Periode verfaßt zu liefern.

schichtbeschreibung zu sprechen. Wir reden hier nicht von dem, was sonst wol im 18. Jahrh. philosophische Geschichte genannt wurde, und was sich (histoire raisonnée) von dem Raisonnieren über die Thatfachen, welche den historischen Pragmatismus bilden; von der Art der Geschichte, wo die Darstellung von Digressionen unterbrochen wird, nicht unterscheidet. Auch von jener Art der Geschichtsbetrachtung reden wir hier nicht, welche (um von der Betirung zu schweigen, die bestimmte subjective Ideen in die Geschichte hinein trägt, um darnach die Thatfachen zu formen) die Geschichte gleichsam philosophisch konstruiert und, mit Aufhebung des historischen Materials, lediglich auf Erforschung der objectiven Ideen gerichtet, deren Nothwendigkeit, Entwicklung und Weiterbildung (vielleicht mit Voraussetzung eines Zieles, eines idealen Höhepunktes) verfolgt.

Was wir meinen, ist dieses. Der denkende Geschichtsforscher, der sich nicht mehr mit der Ausföndung und Prüfung des historischen Stoffes, nicht mehr mit der Ergründung des Causalnexus und der menschlichen Motive allein begnügen will, wird allmählig darauf ausgehen, auch die Befehle zu entdecken, welche die moralische Welt leiten und bestimmen. Er findet, daß alle geschichtlichen Verhältnisse ein Product von „Freiheit und Nothwendigkeit“ sind. Freiheit und Nothwendigkeit in ihren Beziehungen; Causalnexus und Wechselwirkungen zu zeigen, wird ihm das unternembare Geschäft aller Geschichtsschreibung. Er erkennt, daß der geschichtliche Mensch bei aller Freiheit seiner einzelnen Handlungen doch dem Befehle einer höheren Nothwendigkeit unterworfen ist, höheren, göttlichen Plänen gleichsam als Werkzeug dient. Es führt ihn diese Beobachtung hinaus über den engen Kreis des Causalnexus und der rein menschlichen Motive: er wird nach der inneren Nothwendigkeit der historischen Entwicklung, nach den leitenden Ideen in der Geschichte forschen. Wenn er dann in den historischen Begebenheiten so auf die Fingerzeige des Schicksals achtet, wie es jeder denkende Mensch in seinen persönlichen Lebenserfahrungen thut; wenn er in dem bunten und verschlungenen Gange der Dinge die Pläne der göttlichen Weltregierung ablesen lernt und auf sie zurückdrückt, ohne welche die Geschichte nicht verstanden werden kann, so ordnet sich die wüste Masse von selbst in bestimmte Gruppen mit gewissen Anfangs- und Endpunkten, die von historischen Ideen zusammengehalten werden, „an denen sich die Vorlesung gleichsam orientirt.“ Solche Ideen begleiten unsichtbar die Begebenheiten und äußern Erscheinungen: gleichsam die Seele einer Zeitperiode, beherrschen und bestimmen sie den Geist der Menschheit, durchdringen sie innerlich die ganze Geschichte, schaffen und bilden sie die Erscheinungen der Geschichte, treten sie in den letzteren dem Forscher gleichsam verkörpert entgegen, bilden sie den Mittelpunkt im Leben der Völker und der Völker. Wenn es dann gelingt, ihrem Wesen und Wirken nachzuspüren, ihr Hervorgehen und erstes Erscheinen, ihr Streben nach Sieg und Herrschaft, ihr Verschwinden und Zurücktreten vor andern, neuen, die an ihre Stelle treten, überzeugend darzustellen,

den, der wird uns weit tiefer in die Geschichte thun lassen, als der bloße Pragmatiker. Freilich ist es zu allen Zeiten unendlich schwer gewesen, die Verdrängung, Wirksamkeit, ja die bloße Wirklichkeit solcher Ideen zu erforschen und das ungeheure Material überall geistig zu durchleuchten.

Die Aufgabe des Historikers ist es dann, die Ideen in den Begebenheiten aufzufinden, die letzteren nach ihnen zu ordnen. Das ist freilich bei der Geschichte der alten Welt, überhaupt in den Zeiten der Jugend der Menschheit, wo überall einzelne hervorragende Männer als Träger historischer Ideen erscheinen, beizumessen leichter, als z. B. bei den neueren, wo „Alles geistig verschwimmt,“ an eine plastische Darstellung nicht leicht gedacht werden kann. Es ist überhaupt schwer, weil sich wol das Erscheinen, langsame Wachsen, Ausbreiten und die Herrschaft der historischen Ideen auf der einen, ihr allmähliges Sinken auf der andern Seite historisch verfolgen läßt, nicht aber das ursprüngliche Entstehen, welches dem geistigen Auge gewöhnlich gänzlich verborgen bleibt. Das Werden und Wachsen historischer Ideen nun gibt, zum leitenden Faden eines historischen Werkes genommen, ebenfalls eine schöne künstlerische Einheit. Der Historiker trägt die Idee nicht etwa in seinen Stoff hinein<sup>13)</sup>, sondern indem er sich unbefangen in

13) Damit soll freilich nicht gedeutet werden, daß die Autoren, die sich — (wenn auch oben gesagt wurde, daß kein Historiker weder von der chronologischen, noch von der pragmatistischen Methode ganz absehen könne, so muß man doch zugeben, daß auch jeder, selbst der bedeutendste, Geschichtsschreiber mehr oder weniger einer der beiden Hauptformen der ursprünglichen Geschichte huldigen muß) — während die Alten und das Mittelalter mehr der chronologischen Art, der Materie, anhängen, mehr der pragmatistischen Behandlung angeschlossen haben, subjectiven Anschauungen sich nicht ganz entziehen können. Die strengste Forschung kann nicht hindern, daß sich (mit Ausnahme gewisser allgemein anerkannter Anschauungen) die subjective Ansicht des einzelnen Historikers in der Art geltend macht, wie er die historischen Ideen erkennt und geschichtlich ausprägt. In gewissen Sinne wird auch bei der Geschichte das Geistesleben: — was Schröder den Geist der Zeiten nennt, ist doch am Ende der Herren eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln!“ seine Wahrheit behaupten. — Ich behaupte gleich hier die Frage wegen der sogenannten Unparteilichkeit des Geschichtsschreibers. Die frühere Ansicht, welche in vollkommener Kohärenz mit dem Ideal eines Geschichtswerkes stand, ist jetzt wieder außer Credit. Es gehört mit zu den geistlichen Missethungen, welche der Historiker verüben soll, daß er auch da unparteilich und unvoreingenommen sein muß, wo sein Geist misbräuchlich ist: daß man von ihm den innigsten Sinn für Heiligkeit und Vaterland und Volk verlangt, und doch auch will, daß er durch seinen Muth, seine Ehrlichkeit, sein Geistesbrennert erbeutet. Man wird verlangen dürfen, daß der rechte Historiker nun und nimmer mehr von der lauten Ehrlichkeit weiche, auch den Gegner zu seinem vollen Rechte kommen lasse, sich des Höchsten und Spottens, wie der seinen, pilant, verächtlichen Ausrufmischung enthalte, nimmermehr die Würde der Geschichte beschmüpfe, indem er sich zum Organ der Confeßion und der Partei und ihres Fanatismus macht, oder dem rühmlichen Ziele lässigst Verleumdung flücht. Aber er soll zeigen, was er liebt und was er verachtet. Er soll nicht mit seiner Verbrüderung capituliren, er soll nicht auf sich setzen und unangefochten, nicht nur den eigenen, sondern auch den gegnerischen Princip, oder dessen Zeugnissen das volle Maß der Gerechtigkeit und Billigkeit zukommen

die Natur seines Gegenstandes versucht, ihn mit rein historischem Sinne betrachtet, geht sie aus diesem selbst hervor, trägt sich in seinen betrachtenden Geist über. Dann gruppiert er um diesen leitenden Faden herum mit schöner dichterischer Freiheit aus der Masse der geschichtlichen Thatfachen Alles, was die Iden und ihren Verlauf anschaulich zu machen dient, was aus diesem Gesichtspunkte (denn, wichtig ist in der Geschichte, was sich einer historischen Idee anschließt; Heronius a. a. D. S. 65) als charakteristisch, als wichtig erscheint. Er wird dabei — so schwer es ist, die Meisterin dermaßen in den Stoff hineinzuarbeiten, daß sie als das Geistige, nur im Concreten gleichsam sinnlich verkörpert, erscheint — vorwiegend nur durch die Thatfachen selbst reden, nicht mit einem Commentar, gleichsam einer Homilie über den Text, dazu treten. So wird es ihm gelingen, indem er sich bemüht, die Geschichte in ihren tiefsten Beziehungen darzustellen, sich zu den höchsten geschichtlichen Combinationen zu erheben, „des Schicksals Wege zu errathen, aus einer mit Sinn gewählten Reihe von Begebenheiten ein Gemälde des Menschenschicksals zu entwerfen.“ So werden historische Kunstwerke entstehen, bei denen denkende Leser sich stets auf echtem geschichtlichem Boden befinden, dabei aber weder wahrhaft philosophischen Gehalt, noch die echt künstlerische Form (vor den technischen und ästhetischen Mitteln der historischen Kunst, der „Formmischung“, der Gruppierung, dem Materialen, der rhetorisirenden Färbung und ihren Gefährten, von der sogenannten historischen Perspektive und anderen Mitteln, die zum Theil an das Handwerk streifen, kann in dieser Skizze eben nur andeutungsweise die Rede sein) und Wirkung vermissen. Soll dann ein Geschichtswerk sich wirklich zu einem Kunstwerke in diesem Sinne erheben (und in der That ist ihre Zahl von den Thukydides, Tacitus, Machiavelli bis auf die Ranke und Macanlay herab nicht sehr groß), so werden im Allgemeinen die Forderungen überall dieselben sein, von der Biographie und der Geschichte einer einzelnen Periode bis zu dem schwierigen von Allem, der Weltgeschichte.

IV. Uebersicht über die Geschichte der Historiographie<sup>1)</sup>. Von einer Geschichtsforschung in dem Sinne, in welchem wir das Wort jetzt gewöhnlich gebrauchen, ist ernstlich zuerst bei den Hellenen die Rede, bei denen wir Entstehung der Geschichte, Entwicklung und Verfall der Historiographie ziemlich vollständig beobachten können. Indessen müssen wir wenigstens einen Blick auf die historiographischen Anfänge bei den alten

Völkern des Morgenlandes werfen, wo sich denn freilich immer nur ein Volk nach dem andern zur Musterung vorführen läßt, ohne daß wir — die Hebräer allein ausgenommen — zu wirklich bedeutenden Ergebnissen gelangen.

Was zuerst das chinesische Volk angeht, so besitzt und besaß dasselbe (außer dem sogenannten Schuking (Geschichtsanon), welches Buch die ältesten geschichtlichen Nachrichten, die Kong-fut-se als Beispiele und Lehren für Fürsten und Unterthanen zusammenstellte, enthält, und außer dem Tschun-tsiu, einer Fortsetzung des Schuking, einer Ehrenkron der Reiche, in welche China zu Kong-fut-se's Zeiten zerfallen war) offizielle Reichsannalen, welche (die ältesten Annalen sind im 3. Jahrvor Chr. verbrannt und erst 200 vor Chr., zum Theil nach mündlichen Ueberlieferungen, wieder hergestellt worden, daher voller Lücken und Widersprüche) die Geschichte der verschiedenen Dynastien behandeln. Die Reichsannalen enthalten die politische Geschichte von dem sogenannten Jahre 2637 vor Chr. bis 1644 nach Chr., und außer der Geschichte des Staates auch die des Handels, der Erfindungen, der Literatur, sowie biographische, statistische und geographische Angaben. Die Angaben über die ältesten Zeiten sind ganz fabelhaft; aber auch in späterer, hellerer Zeit enthalten die Annalen nur ganz äußerliche Begebenheiten, Empörungen, Thronraub und Dynastienwechsel, in denen sich keine innere Volksentwicklung abspiegelt, freilich wol auch nicht abspiegeln konnte, da China eine solche gar nicht gehabt hat. Ähnlich wie die Sprache, erzählt die chinesische Geschichte das Außerordentliche in demselben Tone, wie das Alltägliche. — Geben wir weiter zu den Indern, so muß man zugestehen, daß dieses hochbegabte Volk — obwohl es eine reiche und interessante Literatur geschaffen hat, aus deren voller Blüthe sich sogar ein originelles Drama abhebt — zu keiner Zeit seiner Entwicklung zu dem gekommen ist, was die alten und neuen Völker der westlichen Culturwelt Geschichtsschreibung nennen. Historischer Forschung blieben die Inder total unfähig; selbst der gewöhnlichste historische Bericht mußte bei dem phantastischeren Volke, das sich in kolossalen Ueberreibungen gefiel, entarten. Die Chronologie (nur die Einzelangaben sind etwas nüchtrner und streben nach einiger Genauigkeit) verlag überhaupt hier H. Dunder, Geschichte des Alterthums. 2. Bd. 1. Aufl. S. 50 fg.) blieb durchaus unwissenschaftlich; das System S. B. der Brahmanen ist historisch ohne allen Werth. Die mythisch-religiöse Chronologie der Brahmanen, ohnehin fast nur auf genealogische Angaben bezogen — Rechnungen nach Weltaltern, Jugas<sup>2)</sup>, wobei 12,000 Jahre nur eine geringe Zahl — entrückte sie dem historischen Gebiete gänzlich.

Anderes dagegen steht es bei den Nationen des westlichen Orients, welche schon seit sehr alter Zeit ihre Annalen besaßen. Was zunächst die Perser betrifft, so scheinen bei ihnen auf der einen Seite episch-historische Lieder vorhanden gewesen zu sein, von welchen dann theils Nachbildungen, theils Uebersetzungen in dem großen Herodotus (Schah-Namch) des Firdausi aus dem 11.

lich, dann wird man ihm nicht zürnen, wenn er — soweit es die Pflicht der Wahrheit erlaubt — seinen Glauben und sein Volk mit der Wärme oder Dreyfärbung feiert und das eigene Herzblut als Aircchäseper darbringt, um die Schatten der Vergangenheit neu zu beleben.

14) Bei der Unerschöpflichkeit dieses Stoffes, den zu bewältigen jegliche Studien und mehren Bände kaum ausreichen würden, auf der einen, bei dem Mangel an Materialen auf der andern Seite kann dieser Theil unserer Artikel natürlich nur eine relativ kurze Skizze sein.

Jahrh. nach Chr. uns vorliegen. Auf der andern Seite aber existieren bei den Medern und Persern königliche Schreiber und Reichsarchive (aus welchen letzteren z. B. Hellanen, wie Ktesias, und die Hebräer schöpfen konnten). Beide Völker besaßen alte Regentenlisten (vergl. Duncker a. a. D. I. Bd. S. 395 fg.) und wahrscheinlich auch (so läßt im Buche Esther VI, 1; IX, 32; X, 2; der König Xabodrus die „Wohltäter des Thrones“ in seiner Chronik aufschreiben und sich daraus in schlaflosen Nächten vorlesen) zusammenhängende prosaische Geschichtserzählungen. In ähnlicher Weise (denn die frühe Concentration großer Menschenmassen in großen Hauptstädten, die despotische Verfassung, der große Einfluß der am Hofe eintretenden Ereignisse auf das Wohl und Wehe von Hunderttausenden setzte hier, wie überhaupt im civilisirten Orient, die Augen der Völker auf einen Punkt, und gab Aufzeichnungen über das Leben der Herrschenden ein weit verbreitetes Interesse) hatte das Reich von Babylon uralte Regentenlisten und eine alte Regentengeschichte, welche dann — mit mythisch-sagenhaftem Ansehn und einer für die Urzeit ganz phantastisch-religiösen Chronologie — der bekannte Priester Berosus unter Antiochos Ieros (262 vor Chr.) in seinen „Babylonica“ oder „Chaldaica“ den griechischen Gelehrten mittheilte. Unterstützt werden, wie alle Welt weiß, die relativ wenigen uns erhaltenen Fragmente durch den „annalistischen Charakter der Kunst“ bei den Babyloniern und Ägyptern, deren uns entdeckte Denkmäler und Inschriften über die älteste Geschichte der Euphrat- und Tigrisländer viel neues Licht zu gewähren angefangen haben. Auch das so früh schon praktisch thätige, so bald schreibende Volk der Phönizier scheint, wie man (vergl. Creuzer, Die historische Kunst der Griechen S. 262 fg.) aus einigen Berichten des Phibon von Hyblus nach Samchuniothen vermuthen möchte, von wußten Kosmogonien zu den Anfängen wirklicher Geschichtsschreibung fortgeschritten zu sein. Die Ägypter endlich besaßen auf der einen Seite in ihren Monumenten, deren interessante Bildwerke durch Inschriften erläutert waren, eine mit Namen und Zahlen beunkunte Geschichte ihrer Priester und Könige. Daneben bestand bei ihnen — denn „sie gaben sich um das Gedächtniß der Vergangenheit vorzüglich Mühe“, Herodot. II, 77 — eine von ihren Priestern gepflegte genealogisch-annalistische Staatsgeschichte. Die Priester lasen z. B. dem Derosot (vergl. II, 100. 143) aus Papyrusrollen die Königsgeschichte vor. Indessen war dieselbe wohl schwierig, wie D. Müller (Geschichte der griech. Literatur. I. Bd. S. 467 fg.) es ansieht, eine rein historische Geschichte Ägyptens. Man wird wohl (vergl. Creuzer a. a. D. S. 263) annehmen dürfen, daß dieselbe mit episch-historischen Uebersieferungen und theologischen Legenden durchzogen war. Aus Denkmälern, Urkunden und den heiligen Schriften hat dann Manetho aus Sebennytos, Oberpriester zu Heliopolis (c. 250 vor Chr.), eine mit Namen und Zahlen beunkunte Geschichte der Priester und Könige geschrieben, von der wir aber nur das Verzeichniß der Dynastien mit wenigen Fragmenten, sowie die Namen

und Jahreszahlen (und auch dieses letztere nur in sehr verderbter Gestalt) überkommen haben. Am meisten nähern sich die historischen Partien der heiligen Schriften der Hebräer (bei denen übrigens die Historik, vergl. Creuzer S. 263, einen ähnlichen Gang genommen hat, wie bei den Hellenen), dem, was der Weisen Geschichtsschreibung nannte. Bei den Hebräern ist unleugbar die chronistische Darstellungsweise die herrschende; charakteristisch dann die beständige Beziehung der menschlichen Verhältnisse zu Gott. Sie greifen ganz unmittelbar in die überflüssige Ordnung der Dinge als den letzten Grund aller endlichen Erscheinungen hinein. Sie haben kaum ein Organ für den irdischen Causalzusammenhang, für die endlichen Ursachen, indem der allmächtige Wille Gottes jede Wirkfamkeit selbständiger Kräfte in dem Geschehenen überflüssig zu machen scheint. In der Geschichte ihrer Könige erheben sie sich, so zu sagen, zu einer Art von religiöser Pragmatik.

Die Hellenen. (Vergl. hier außer den trefflichen Bemerkungen mehrerer ausgezeichneten Gelehrten, welche über die griech. Literatur schreiben, wie Bernhardt in f. Grundriß der griech. Literat. Zweite Beab. I. Th. und A. D. Müller, Gesch. der griech. Liter., und neben den Einleitungen der verschiedenen Gelehrten, die sich mit Herausgabe und Bearbeitung der griechischen Geschichtsschreiber beschäftigt haben im Einzelnen, besonders die beiden, schon oben beiläufig erwähnten gelehrten Werk: H. Ulrich, Charakteristik der antiken Historiographie, und Fr. Creuzer, Die historische Kunst der Griechen in ihrer Entstehung und Fortbildung. Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe, besorgt von J. Kayser.) — Geistesreich und gebildet, wie sie waren, haben die Hellenen doch erst verhältnismäßig spät das Bedürfnis einer genauen Aufzeichnung ihrer Unternehmungen und Schicksale in Krieg und Frieden empfunden. Ihre heitere Augenblicklichkeit und sorglose Lebensfröhlichkeit beinahe bis zu den Zeiten hinab, wo sie selbst anfangen, eine weltgeschichtliche Rolle zu spielen und sich mit den bereits alternden Nationen des Morgenlandes in schweren Kriegen zu messen. Die Verherrlichung ihrer Vorfür, welche eine reiche Phantasie mit allem ihrem Zauber geschmückt hatte, ließ die Erinnerung an die vielfach farblosen Thaten und Ereignisse der späteren Zeit nur wenig aufkommen. Auch hat die republikanische Verfassung, die Theilung der Nation in unabhängige kleine Staaten, die Concentrirung des Interesses auf gemüthliche Hauptbegebenheiten verhindert: die Aufmerksamkeit auf die Ereignisse der Heimath hielt sich in zu engem Kreise und wechselte ihren Gegenstand mit jedem Geschlechte. Keine That, kein Ereigniß schien sich — bevor Griechenland durch den Conflict mit dem persischen Reiche zu dem Bewußtsein seiner nationalen Einheit kam — mit den großen Ereignissen der mythischen Zeit messen zu können, bei denen die edelsten Helden aus allen Theilen des Landes sich betheilig haben sollten: keine machte auf alle Hörer einen so willkommenen Eindruck. Im Ganzen ist also der Geist der Nation der Beschäftigung mit der persischen Mythologie erst spät erwachsen, hat erst spät in den

gleichzeitigen Zuständen und Begebenheiten einen würdigen Gegenstand seines Denkens und Dichtens gefunden.

Somit wir nun in das ferne Alterthum Griechenlands zurückblicken vermögen, so sehen wir, wie der historische Sinn sich in der Schöpfung epischer Gedichte äußert, der historische Stoff sich in den epischen Gefängen niederzulegen findet. Nach den gewaltigen Schöpfungen, die uns unter dem Namen der Homerischen und Hesiodischen Gedichte überliefert sind, folgten die sogenannten trojanischen Dichter (einige der letzteren mit Hesiodus gleichzeitig) ihre Lieder von der Geburt und den Thaten der Götter und Halbgötter. Auf der einen Seite gleichsam die Propheten des griechischen Volkes, erweiterten sie andererseits auch den hellenischen Sagenkreis, indem sie „namentlich den Ausbau des Homerischen Haupt- und Mittelgebäudes im weitesten Umfange betrieben“, namentlich die Epipoden und Seiten- und Nebenpartien des Kreises der Ilias anbauen, den Mythenkreis der trojanischen Fabel von den entferntesten bis zu den jüngsten Begebenheiten vollenden. Mit ihren Versuchen, den Stoffgehalt der nationalen Poesie zu sammeln und zu erweitern, verbinden diese „ersten Mythographen unter den Hellenen“ das Streben, die mannichfaltigen Fabeln und Mythen, Genealogien und Stammsagen in eine gewisse Ordnung nach der Zeit zu bringen.

Die Anfänge wirklicher Geschichte dagegen fallen mit der Entfaltung der griechischen Prosa beinahe zusammen, welche beide man eher schneideweis als aus der Poesie entsprungen ansehen kann. Mit der Schrift mögen die Hellenen wohl schon einige Jahrhunderte vor Vissistratus bekannt gewesen sein; aber sie ist vor der Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. durchaus zu keiner ausführlichen Aufzeichnung historischer Art verwendet worden. Die Listen der olympischen Sieger, der Priester und Priesterinnen von Siphon und Argos, die aus der Erinnerung ergänzten der Könige von Sparta, und der Prytanen Korinths; dann mancher alte Vertrag und Bundesbeschluß, dem man durch Aufzeichnung größerer Sicherheit geben wollte; Grenzbestimmungen u. dgl. m. (und höchstens dürre, namenlose, unbeachtete Stadtchroniken, Varnhards S. 232 ff. 309 ff. 346), bilden die ersten Anfänge einer urkundlichen Geschichte. An eine ausführende Aufzeichnung gleichzeitiger Ereignisse dachte man noch keineswegs. Es bedurfte erst einer veredeltesten und gebildeteren Gestaltung der politischen und sozialen Verhältnisse, ehe der hellenische Geist sich von dem ältern Epos ab- und — wie auf der einen Seite der gnominischen Poesie, den Anfängen der Philosophie, so auf der andern der historischen Prosa zuwendet. Es sind die Ionier, in der ganzen Geschichte Griechenlands vor den Perserkriegen die lebendigsten Träger des hellenischen Geistes, die kühnen Pioniere und Entdecker auf allen Gebieten menschlicher Cultur, die auch hier vorangehen. Die Städte von Jonien, in denen Industrie und Handel blühten — belebt durch feste Beziehungen zu ihren Colonien, durch rege politische Bewegungen nach Innen wie nach Außen — sie sind es, wo man nach langer Wüste schöner Poesie zuerst zur prosaischen Darstellung und zu den Anfängen der helleni-

schon Geschichtsschreibung gelangte, die man gewöhnlich mit dem Namen der ionischen Logographie (die meisten Logographen scheinen Jonier gewesen zu sein; doch wird auch ein geborener Doriër, Alkusaos von Argos, der sich aber im Dialekt an die Jonier, als die Gründer der Gattung, anschließt, unter ihnen genannt) zu bezeichnen pflegt. Die ersten Versuche der Logographie fallen in die Zeit zwischen der 60. und 70. Olympiade; und an die Spitze dieser Männer, der Vorgänger der großen griechischen Geschichtsschreiber, stellt man gewöhnlich den Kadmos von Milet, den Verfasser einer Gründungs- und Stammsage von Milet, die sich zugleich aller ganz Jonien verbreitete. Seine Geschichte, die in ihrer echten Gestalt sich aber nicht einmal bis auf Augustus erhalten hat, wirkte also in einer halbdunkeln Zeit, aus der sich nur einzelne mündliche Ueberlieferungen historischer Art erhalten hatten, welche aufs Innigste mit mythischen Ideen verschmolzen waren<sup>15)</sup>.

15) Ich füge hier nach Kreuzer S. 136 ff. eine Uebersicht über die allmähliche Ausbildung und die nachher festgesetzte Gestalt des Sprachgebrauchs der Hellenen in Bezeichnung historischer Begriffe bei. Während in der Poesie das Wort *ἱστορία* ziemlich unbestimmt gebraucht ward, gilt nachher p. 2. B. von Herodotus (s. auch Pindar) *ἱστορία* für Wahrheit, feststehende Erzählung, *λόγος* dagegen für Sage überhaupt. Für das Geschichtsbild der Jonier und Ertrübnisse, sei es nun durch den Sinn des Geschichts (sich durch den Mitleid unterrichten), oder durch den Sinn des Gedächtnisses (das Nachfragen, sich Ertrübnisse), ist der gewöhnliche Ausdruck *ἱστορία*. Daher heißt dann *ἱστορία* die durch eigene Anschauung erworbene Kenntnis (wo es dann mit *ἴδω* — im Gegensatz zu *δοῦναι*, der Kenntnis durch Nachrichten — zusammengefaßt wird). (Herodotus dagegen unterscheidet, vom dem Sprachgebrauch der ältern Historiker abweichend, *ἴδω*, die Kenntnis aus Anschauung; von der *ἱστορία*, der Kenntnis aus Ertrübnissen, und der *ῥήσις*, dem, was er aus eigener Meinung vorträgt.) Deswegen, der im Besitze der Kunde, Kenntnis ist, heißt *ἱστορῶν*, bei Herodotus aber gewöhnlich der Besitzer des historischen Wissens, der Unterrichter. — Erzählten bezeichnet Herodotus durch *μυθίζω*; sonst sind die gewöhnlichen Ausdrücke: bei dem Dichter *νομίζω*, dem Prosaisker dagegen *λέγω*, *λέγειν* (auch wol *ῥημι*). Die ältern Schriftsteller, besonders Herodotus, wenden *ἱστορία* in dieser Bedeutung nicht an, wol aber Polybios und andere. — Erzählung im weitesten Sinne des Wortes heißt *λόγος*; daher ein Gedicht, ein dramatisches Stück, die Fabel einer Tragödie, die symbolische Erzählung zur Erläuterung eines Satzes, eine erdichtete Erzählung, aber auch Geschichtserzählung, sowohl überhaupt, wie auch als die Erzählung einer bestimmten Thatigkeit (auch Beschreibung von Einsen, Nachrichten). Auch wird nun bei den spätern Schriftstellern *ἱστορία* für Erzählung, Geschichtserzählung (*com-memoratio rerum gestarum*) und besonders in der engeren Bedeutung von *rerum in vita hominum gestarum narratio* gebraucht. Der Erzähler im weitesten Sinne (sowol der Sagen, wie der Geschichtsschreiber) wird durch den Ausdruck *λογόγραφος* bezeichnet. Bedeutet sich der Erzähler eines Vortrages, der seiner Natur nach schriftliche Aufzeichnung fordert, d. h. des prosaischen, so ist dieses ein *συγγραφεύς*; daher heißt dann auch die Prosa *συγγραφή* und der prosaische Schriftsteller *συγγραφεύς*. Dann wird auch *συγγραφή* (für ein geschichtliches Werk) rechnet auch der Ausdruck *ἱστορία*, vermuthlich in sofern dabei auf das künstlerische Produziren geschaut wird; für eine Schrift, ein Buch, aber auch wol einfach für eine bloße Erzählung eines Thatens angewandt. Die Geschichtsschreiber des Archidamos nannte Diodoros von Sikastum VI, 821, *συγγραφῆς*; sonst ist (vergl. den Text) der charakteristische Ausdruck Logographen (in sofern sie auch Erzählungen aufnahmen, hießen sie bei Strabon I. p. 33

Im Allgemeinen ist es nun keineswegs das Rückliegende, womit sich die junge Geschichtschreibung der Hellenen beschäftigt. Man glaubt fortwährend, daß es für die griechische Geschichte in der je lebervollsten Zeit mit der täglichen Besprechung im gewöhnlichen Leben und einer mündlichen Uebersieferung an sie, welche die Kunde davon brauchen konnten, genug sei. So sehen wir die aufblühende Historiographie der „weiten Kreise und Bogen durch ferne Zeiten und Völker ziehen, ehe sie sich allmählig in engeren Spirallinien der lebendigen Gegenwart nähert. Die Logographen (eine Uebersicht über dieselben s. besonders bei Müller a. a. D. I. Bd. S. 472 fg. und Creuzer S. 272 fg.) — bemüht, ihren Zeitgenossen eine begründete Kenntniß der Vergangenheit zur Belehrung und Unterhaltung mitzutheilen — behandeln ursprünglich die Theogonie, Kosmogonie, die Genealogien der Helden und bedeutender Geschlechter in ihrer natürlichen Folge, dann theils hellenische, theils ausländische Begebenheiten. Sie benutzten dabei theils vorhandene (meist religiöse) Urkunden und Lokaldenkmäler, deren viele erst durch sie erklärende Ortsmythen ihrer historischen Bedeutung erhielten, vor Allem aber den reichen, in der epischen Poesie niedergelegten, Stoff der Sagen- und Mythemasse. Demgemäß sind namentlich die Schriften der älteren Logographen, zumal in ihren Anfängen, vielfach wol nur Aufzählung der *Prémata* in Prosa gewesen. Es haben diese ältesten Annalisten der Hellenen in vielen Dingen einen gemeinschaftlichen Charakter. Redlich bemüht, Nachrichten zur Belehrung und Unterhaltung zu sammeln, machen sie keinen Anspruch darauf, durch kunstreiche Anordnung und einnehmende Darstellung einen ähnlichen ergreifenden Eindruck hervorzuzeugen, wie ihn bisher nur die Werke der Poesie erzeugt hatten. Im Gegenheil scheinen besonders die Städtehistorien sich durch Einförmigkeit und Trockenheit ausgezeichnet zu haben. Inwiefern ist auch unter den Logographen ein allmählicher Fortschritt zu bemerken: die Hellenen haben den Weg von den Anfängen der Geschichtschreibung zum Kunstwerke des Herodot mit relativ großer Schnelligkeit zurückgelegt. Wichtig schon durch ihre ersten Versuche, eine Art von Chronologie herzustellen, entwickelt sich allmählig bei den Logographen das Studium der Quellen und die Kritik (obwohl sich ein bestimmter Stufengang nach der Zeitfolge dabei nicht feststellen läßt). Sehr bedeutend erscheint bereits Hellanikus von Milet (am Ausgang des 6. und Beginne des 5. Jahrh. vor Chr.), der weitfundigere, wackerere ionische Staatsmann, der nicht mehr das frühere Interesse für die mythische und sagenhafte Vergangenheit hatte,

und derselben anstatt mit treuerhezigem Glauben nun mit kritischem Sinne (resp. auch aufklärter Deutungskunst) gegenübertritt. Durch große Reisen gebildet, entfaltete er bereits ein sehr bedeutendes Interesse für die Gegenwart und die Staaten, mit denen die Hellenen in nähere Berührung zu treten angingen. Weiterhin ward es unumgängliche Bedingung zum Fortschreiten der Logographie, daß sie ihr bisheriges Hauptobjekt, den mythischen Boden, verließ, sich der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit zuwandte, was denn auch die Dionysios von Milet (nachdem er den wunderlichen Versuch gemacht hatte, die mythische Geschichte pragmatisch zu behandeln, so nach Creuzer S. 70 u. 106; anders stellt es freilich Müller S. 478 fg. dar) in seinen *Ἰστορία* (und *τὰ μετὰ Αἰγείοις*) und Charon von Lampfakos (in der Mitte des 5. Jahrh.) verfolgten. Den Uebergang von der Logographie zur wirklichen Geschichtschreibung bildet endlich der bekannte Hellanikos (496—411 vor Chr.), der noch einmal alle Tendenzen der früheren Logographie vereinigt, in seiner *Mythenkritik* ein wunderliches Gemisch von sinniger Unbefangenheit und nüchternem Rationalismus liefert und auch da, wo er die jüngsten Ereignisse berührt und wo er echten historischen Boden betrifft, sich von dem überlieferten genealogischen Gaden nicht losreißen kann und in der Chronologie noch nicht recht sicher ist.

An die Logographen schließen sich die drei Meister der eigentlichen hellenischen Historie an, Herodot, Thukydides und Xenophon, deren Werke und größtentheils vollständig erhalten sind. Der Stoff der Historiographie war allmählig unter emigen Händen immer gewachsen, der Fleiß der ionischen Sammler und Erzähler hatte eine reiche Masse von Wissen in Sagen und Denkwürdigkeiten jeder Art zusammengebracht. Um so weniger aber genügte dem künstlerischen Sinne der Hellenen auf die Dauer der gemächliche Ton und die Kunstlosigkeit der bisherigen Forscher. Und kein Logograph unternahm es, diese gesammelten Massen mit kritischem Blick und sittlichen Motiven auf einen geistigen Standpunkt zu rücken, wie den Einsichten der Zeit gemäß war. Die Wirkung derselben war daher beschränkt. Erst eine Reihe von günstigen Momenten — die ungeheuren Einwirkungen der Kämpfe mit Persien auf den Geist der hellenischen Nation im Allgemeinen; und im Besonderen der Einfluß, den das Studium der früheren Logographen, Reisen durch den größten Theil der hellenisch-orientalischen Welt, vorgeschrittene sociale und politische Zustände und (vergl. Bernhardt a. a. D. S. 380) vieljähriger Umgang mit den hochgebildeten Athenern auf den Geist des in Rede stehenden, äußerst glücklich begabten, von tiefer Wahrheitsliebe und kritischem Sinne erfüllten Historikers ausübten — machte es möglich, daß ein Herodot (484 — nach 407?) jener formlosen Geschichtschreibung ein Ziel setzen konnte, indem er seine polihistorischen Erfahrungen gruppirt und in religiösen Ideen abschloß. Herodot ist der Vater der Geschichte unter den Griechen genannt worden. Nicht weil er die Fülle der Ereignisse an einem chronologischen Faden aufzurichten

[ed. Siebenk.] auch Mythographen) für Alle vor Herodot üblicher geworden (Pellubius bezeichnet damit auch einfach einen Geschichtschreiber). In engem Sinne unterscheiden die Epiker, resp. die Latineer, den *λογογράφος*, *λογοποιῶν*, den Geschichtschreiber überhaupt, den *συγγραφεύς* als einen solchen Geschichtschreiber, der die Begebenheiten seiner Zeit erzählt. (Das Wort *λόγος* endlich wird dann auch für ihren Vortrag, dann für die Prosa überhaupt, *λογοποιῶν* auch für Prosaiker, dann für Verfasser kunstmäßiger Reden gebraucht.)

verstand: das hatten schon Logographen, wie Dionysius von Milet und Herodotus der Ärier, gethan. Auch nicht, weil er, wie Helataus, ein System von Land- und Erdgeschichten ausgearbeitet, welches einen bequemen Ueberblick im Raume gestattete: noch auch, weil in seinem Werke das erhabene Befreiungswort der Hellenen mit dem reichen Weltpanorama der Länder und Völker glücklich verbunden war. Vielmehr, weil er ein Princip gefunden hatte, welches als bescheidender Geist sein ganzes Werk durchdringt, und zwar ein Princip, nicht aus der Erfahrung hergenommen, hier- oder dorthier, zu dieser oder jener Zeit gegeben, sondern über allen räumlichen und zeitlichen Dingen als eine große religiöse Wahrheit von jeher und in alle Ewigkeit geltend, und aus dem Gemüthe und Geiste des nachdenkenden und gewissenhaften Menschen geboren. Die Ansicht von einer höhernhaltung in allen Dingen, von einem göttlichen Wesen (*Zeus*, Dämonien), von einem gerechten Schicksale, einer Weltordnung, welche jedem Wesen seine bestimmte Bahn, seine festen Schranken angewiesen hat, und (Uebersetzung von der göttlichen, „ausbreitenden Gerechtigkeit,“ *dike*) nicht böse Verbrechen und Frevel, sondern auch — denn die Gottheit hat dem Menschen ein beschränktes Maß gesetzt und duldet nicht, daß er darüber hinausgehe und sich überhebe — schon eine allzu große Ausdehnung von Macht und Reichthum und ein damit verbundenes stolzes Bewußtsein mit Untergang und Verderben straft. Auf dieses Gesetz, welches dem Herodot nicht allein in den Begebenheiten sich geltend macht, die er selbst zu erzählen hatte, sondern welches in alle Ewigkeiten sich geltend machen wird, weist Herodot nicht philosophirend hin, sondern die Götter, an die er glaubt, geben es denen, die es hören wollen, bald deutlicher, bald räthselhafter durch den Mund der Priester zu erkennen: in diesem Geiste sind denn auch die einzelnen Partien seines Buches behandelt. Der Plan des Werkes ist dann bekanntlich auf die Idee der alten Feindseligkeit zwischen den Hellenen und den Völkern des Vorgenandes, die sich endlich bis zu den großen persischen Kriegen steigert, begründet. So wenig nun die Sprache und Darstellung des Herodot poetisch sind, so liegt doch auf seinem ganzen Werke ein inniger poetischer Hauch“); und auch nach dieser Seite hin hat man ihn nicht mit Unrecht den „Homer der Geschichtsschreibung“ genannt. Ohne

nun weiter auf die Einzelheiten einzugehen, berühren wir nur im Vorbeigehen die Anfänge des Protagoras bei Herodot, der (ohne die tiefere Menschenbeobachtung des Thukydides zu besitzen, oder die Alles enthaltende Charakteristik des Theopompas auch nur entfernt vorzubereiten) trotz seiner Unwissenheit, das Göttliche mit dem Menschlichen zu verbinden, doch sehr bestimmt die verschiedenen natürlichen Bedingungen einer Handlung unterscheidet, wenn sie auch im Ganzen durch ein Schicksal bedingt sind: der es auch wol versucht, den Grund der Handlungen in der Gemüthsart und dem Charakter der handelnden Personen aufzufinden.

Von diesem in seiner Einheit vollendetsten Kunstwerke der ionischen Historiographie gehen wir weiter zu der sogenannten attischen Geschichtsschreibung, deren erstes Werk zugleich das vollendetste ist, welches die griechische Historiographie überhaupt hervorgebracht hat. Diese attische Geschichtsschreibung, welche (vergl. Bernhardt S. 404 ff.) mit den rhetorischen Studien der Äthener seit der Mitte des 5. Jahrh. in der innigsten Beziehung steht, möchte den in partikularem Sinne noch immer geschriebenen logographischen Historien, und zugleich dem ionischen Standpunkte definitiv ein Ende. Es lag nicht im Geiste der Äthener, aus bloßer Forscherbegier eine Fülle von Sagen und Ereignissen aufzusammeln. Durch ihr Wesen gereizt, jeden Stoff mit Urtheil und Reflexion zu fassen, hatten sie rasch einen kritischen Ueberblick der Massen gewonnen; und da sie schon durch ihre Stellung in Griechenland einen Kern geschichtlicher Erforschung besaßen, so drängte sie die Parteilichkeit der Dialektiker mit ihren tragischen Katastrophen von der naiven Pölpelhistorie und dem Naturalismus zu Schärfe der politischen Bildung. In diesem praktischen Bewußtsein menschlicher Thaten und Leiden saß Thukydides die attische Historiographie: „seiner Bestimmung nach als Mitleid der Äthenen sittlichen, aber im Strudel der Demokratie zerfahrenen Tradition; in formaler Kunst nach den Sätzen der sophistischen Technik, die seiner schweren und tiefen Individualität ein schmiegsames Organ bietet, dagegen in der Darstellung der Zeitgeschichte, welche den verhängnisvollen Gang der hellenischen Revolution in einem dramatischen Gemälde vergewaltigt, völlig selbständig. Er war der Stifter der Staatsgeschichte; jener kritischen Geschichtsschreibung, worin mit vollständiger Schärfe das sagenhaften Element von dem rein historischen; und nicht mehr zur Ergözung, sondern zur Belehrung (ohne aber selbst den Lehrer machen zu wollen); das politische Leben einer großen Periode aus seinen Quellen entwickelt und durch den objectiven Verband von Begebenheiten mit publicistischen Aeußenfäden gleichsam auf eine Schaubühne gestellt wird.“ Während die Früheren davon ausgingen, ein in die Augen fallendes Sinnliches zu schildern, die Naturbetheiligung von Ländern, die Eigentümlichkeiten von Völkern, die Denkmäler, die Denkreise, und von hier aus sich so hoch erhoben, ein allwaltendes Dämonium in den Schicksalen der Staaten und Kurfürsten nachzuweisen, ist es bei Thukydides die menschliche Handlung in ihrer Entwicklung aus dem Charakter

16) Die poetisch-mythischen Anfänge der griechischen Historiographie, wie sie bei aller Kunstlosigkeit der Sprache und Composition sich bei den Logographen zeigen, geben auch der ausgebildeten Geschichtsschreibung des hellenischen Volkes den eigenthümlichen Charakter, den wir noch bei den spätesten Historikern deutlich wahrnehmen. So dem poetischen Elemente tritt aber sehr früh, schon bei Herodot ganz bestimmt, das politische Element. Mit weiterer Ausbildung desselben entstand, wiewohl dies als sein äußeres Gewand, das dritte Element griechischer Historiographie, das Historische. Dasselbe hat sich aber dem letzteren selbstständig entwickelt, und geziel zu dem, besonders den Polybios angewandten, belehrenden Rationalismus, mit dem sich die spätere Historiker über alle Gebiete des praktischen Lebens, besonders der Politik und Moral, in Urtheilen und Ansichten, Warnungen und lehrreichen Bemerkungen ergoßen.

und der Lage des Individuums, und ihre Einwirkung auf den allgemeinen Zustand, die seine Aufmerksamkeit allein in Anspruch nimmt. Damit übereinstimmend ist auch das Ganze seines Werkes eine Gesamthandlung, ein geschichtliches Drama, ein großer Proceß, dessen Parteien die kriegsführenden Republiken, und dessen Object die Hegemonie von Hellas ist. Sein Werk soll Nichts sein, als die Geschichte des peloponnesischen Krieges, und nicht etwa die Geschichte Griechenlands in dieser Zeit. Bei aller strengen Ausscheidung alles Stofses, der nicht der das Ganze beherrschenden Iree dient, tritt er aber wahrhaft weltgeschichtlich auf. Er hat es verstanden, die großen Ideen des Zeitalters zur ergunden, sich ihnen anzuschließen, den Krieg einiger relativ doch immer kleinen hellenischen Staaten zu einem Gemälde des menschlichen Schicksals überhaupt zu gestalten, gleichsam die ganze Weltgeschichte daran darzustellen. Jede seiner Personen ist ein bestimmtes geistiges Wesen von um so schärfer ausgeprägter Eigenthümlichkeit, je bedeutender ihr Antheil an der Haupthandlung ist. Bewundernswürdig die Kraft und Schärfe, mit welcher die Charakterdarstellung in wenige Worte zusammengefaßt wird; bewundernswürdig auch die Feinheit, mit welcher alle Charaktere in jeder ihrer Handlungen festgehalten und durchgeführt werden. Das Streben des Thukydides, die Begebenheiten des Krieges in ihren immer geistigen Wurzeln zu erfassen, zeigt sich am entschiedensten in den Reden. Dieselben enthalten die vollständige Motivierung der wichtigen Handlungen aus den Gesinnungen der Staaten, Parteien und Individuen, von denen die Handlungen ausgehen. Er greift dann (obwohl überall das Zusammengehörige, die Erzählung einer bestimmten Unternehmung möglichst zusammenzufassen sucht, und lieber in der Zeitfolge etwas voraus und hernach wieder zurückgeht, um das Verwirrende des häufigen Abbrechens und Wiederanknüpfens zu vermeiden) nach einem bestimmten, aus der Natur des Krieges und der natürlichen Folge der Jahreszeiten hergenommenen chronologischen System. Seine Sprache gilt als das vollkommenste Muster des Atticismus: sie vereinigt die gedankenswerte Verbundenheit des Prosaikers mit dem allertümlich strengen Kunststyl des Antiphon.

Griechenlands Blüthe war so kurz dauernd wie glänzend; ohne im Mindesten gegen die späteren Zeitalter griechischer Geschichte und ihre Leistungen in Wissenschaft und Kunst ungerecht zu sein — ohne zumal in Sachen der Historiographie dem Xenophon und Thucydides das verdiente Lob kürzen zu wollen — so macht sich doch nach den unerhörten Anstrengungen des peloponnesischen Krieges und der üppigen Fülle von glänzenden Erzeugnissen hellenischer Geisteskraft, die wir des zum Theil unnatürlichen Triebhauseguth dieses Zeitalters verdanken, auf den meisten Gebieten des hellenischen Lebens ein allmählicher Rückgang bemerkt. Dasselbe gilt auch von der Historiographie, deren glänzendste Vertreter nach Thukydides dem gewaltigen Schöpfer der politischen Geschichte nicht wieder erreicht haben. Das zeigt sich schon bei dem dritten in dem Kanon der großen hellenischen

Historiker, dem Xenophon, welcher durch eine Reihe (in ihrer Echtheit zum Theil allerdings angefochtener) Schriften etwa eine ähnliche Stellung in der historischen Literatur einnimmt, wie Euripides in der dramatischen neben Aeschylus und Sophokles. Die Geschichte der Hellenen hatte „das schönste Gleichmaß zwischen Detail und Iree, zwischen Uebicht und Nothwendigkeit, zwischen Individuum und Völkern bei Thukydides erreicht.“ Schwähere Zeitgenossen gingen nicht über die Persönlichkeiten hinaus; einen höheren Zusammenhang zu begreifen nicht fähig, blieben sie am Einzelnen, oft am Kleinlichen haften. Dies der Anfang des eigentlich hellenischen Memoires, wie es sich — wol nicht ohne vielfache Anregung durch die gleichzeitige Komödie, oder auch durch die Reisenotizen der jüngeren Logographen — seit der Mitte des 5. Jahrh., zunächst durch Son von Ghios und Ekestibrotos von Thasos gestaltete. Der Vollendetste in dieser Gattung (der nach manchen Seiten hin schon an die „apodictischen“ Zweide des „Pragmatikers“ Polipbos erinnert) ist dann Xenophon. Von Natur phantastisch und nüchtern; mehr laienhaft als attisch geartet; fern von dem Ideenreichtume des Thukydides, dabei „mehr durch sein Leben geübt, als daß er sich dasselbe mit Freiheit selbst gebildet hätte“ — nahm sein von Natur praktisch-ethischer Sinn eine „strategische Richtung.“ Es ward ihm zur eigenen Gewohnheit, den Menschen in der Lage des Heerführers, wo er sich selbst glänzend bewährt hatte, zu betrachten und darzustellen. Und „das sokratische Feldhern“ (resp. Herrscher-) Ideal ward Mittelpunkt aller seiner Historien.“ Daran knüpfte sich das didaktische Element, welches wir in den meisten seiner historischen Schriften (seiner förmlichen Lehrbücher über Kriegskunst, Nationalökonomie, Finanzkunst gar nicht einmal zu gedenken) sehr bestimmt entdecken können; so wol was selbstherrliche Tüchtigkeit, wie auch was Moral, Lebensklugheit, praktische Maximen und Staatsweisheit angeht. Während nun alle diese Vorurtheile die „schöne, wohlgebildete Harmonie der Seele, die sich in allen Verhältnissen des Lebens klar, männlich, edel bewährt, mit einem Worte die sokratische Tugend zur Unterlage haben,“ tritt ferner bei Xenophon eine tiefe Religiosität hervor. Diefelbe veranlaßt ihn zum Theil, seinen menschlichen Pragmatismus durch Hinzunahme unmittelbaren Göttereinflusses zu unterbrechen; störend genug, weil die Natur seines Gegenstandes ihn keineswegs in dem Sinne wie Herodot zu dieser Annahme berechtigte. Während man ihm dann den Beruf abspricht, die handelnde Menschheit in einer gewissen Mannichfaltigkeit den Formen zu zeigen, und eine große Masse von Staatsbegebenheiten von dem höheren Standpunkte einer Idee darzustellen; ihn ferner eine gewisse Kleinlichkeit, eine Besonnenheit zu Gunsten der von ihm so hochgeschätzten Spartanen und ihres Agaklos zu weilen an richtiger Würdigung der Zeitgeschichte hindert, wird er dagegen (gegenüber dem Thukydides, der stets dem Erbarmen zuströmt) ab der harmonischen und massvollen Art seiner schmucklosen, und doch lieblichen Darstellung, der dramatischen Lebendigkeit und Frischen, an





die Geschichte und ihre Behandlung besonders soederlich geworden wäre. Während die Geschichtsschreibung nach der einen Seite, wie wir sahen, in antiquarische Gelehrsamkeit ausartete, ward sie auf der andern Seite allerdings ein lockendes Feld, reiches Philosophen, Redekünstler und Sammler, Männer von jeder Art und Stufe der Bildung einlud, bald aber mehr den Schulgelehrten als den Staatsmännern zufließ. Die großen Thaten Alexander's des Großen riefen zunächst eine zahlreiche Classe von Schriftstellern hervor, die sich mit der Geschichte des großen Königs, resp. seiner Nachfolger, der Diabogen und Epigonen, beschäftigten, gewöhnlich unter dem Namen der Geschichtsschreiber Alexander's zusammengefaßt werden (vergl. Cezucy S. 362—399). Diese Männer, unter denen die (anonischen) Anaximenes, Kallisthenes und Kallarchos als Schriftsteller einen hohen Rang einnehmen — Nearchos aber und Ptolemäus Lagi, um von andern zu schweigen, auch in der Geschichte hochberühmt sind — zeigten zum Theil eine Manier, die bei den Spätern nur allzu sehr fortwucherte. Gang zum Wunderbaren und zur Uebertreibung lag den Hellenen ohnehin nicht fern: nun boten die kolossalen Thaten des Königs, Indien und das östliche Asien in seiner Fremdbeth und Unbekanntheit, in seiner uralten felsamen Gestaltung ihrem poetischen Sinne neuen, unerschöpflichen Stoff zu phantastischen Uebertreibungen, Märchen und Fabeln. Während manche der Geschichtsschreiber Alexander's also eine neue Mythen- und Fabelwelt mit der Geschichte in Verbindung setzten, so hatte der steigende Einfluß der Gelehrsamkeit auf der einen, auf der andern Seite der Wunsch, die historische Darstellung zu schmücken, unterhaltende Ruhepunkte aufzustellen, resp. das ganze Feld der Geschichte angenehm zu überblicken, dahin geführt, daß man, trotz Thukydides, wieder anfang, die ganze poetische Vorrath, Mythen und Fabeln, Genealogien, Stamm- und Volksagen, Städte- und Staatsentstehungen und der Götter- und Heroengeit der Geschichte wieder einzuverleiben. Dabei ward auch — oft so, daß das poetische Beiwerk den eigentlich historischen Stoff überwucherte — die wirkliche Geschichte mit Wundergeschichten, Träumen, Fabeln, sentimentalen Händeln u. dgl. m. durchflochten<sup>18)</sup>. Der allgemein herrschende Charakter aber blieb, denn Einfachheit und Kritik fehlten der Mehrzahl, Rhetorik und declamatorischer Ton: das um so mehr, je mehr sich die Geschichtsschreibung, die Historiker dem wirklichen Leben entfremdeten<sup>19)</sup>. Die rhetorische Behandlung, und damit die rein subjective Haltung der Geschichtsschreibung, mußte in dem Maße herrschen werden, als mit dem Verfall der griechischen Politik die rhetorischen Studien

für das öffentliche Leben ihren Werth verloren. Die gelichete Behandlung, durch die verwickelten politischen Verhältnisse seit Alexander und den Einfluß der alexandrinischen Bildung genährt, forderte der Sinn für das Massenhafte, die Sammelwerke. Dabei verlor sich die künstlerische Behandlung im Großen (die man durch rhetorischen Schmuck natürlich nicht ersetzen konnte) immer mehr. Man wußte in dieser, im Hellen doch recht prosaischen Zeit die lebenden Gesichtspunkte nicht aufzufinden, verlor sich entweder kleinlich im Detail oder in gespreizter Färbung.

Ganz im Gegensatz zu den rhetorisirenden Historikern, von denen ich hier nur noch den Timäus (310—256 v. Chr.) und Phylarchus (im Zeitalter des Neatus) anführen will, erscheint der schon früher im Vorübergehen besprochene Polybios (arisch 213? — 120?) v. Chr.) als der Gründer einer neuen historischen Gattung. (Ohne hier die sehr zahlreichen Bücher, in denen Polybios bald eingehend, bald nebenbei behandelt wird, aufzuführen, will ich wenigstens der neuesten, glänzenden Charakteristik des berühmten Historikers in Mommsen's Römische Gesch. 2. Bd. S. 427 ff. gedenken.) Schon in den Anfängen der rhetorischen Geschichtsschreibung, die sich bei Theopompus finden, zeigt sich die Tendenz der Historiker, persönlich herporzutreten, sich ihrem Stoff gegenüber zu stellen, sich in rhetorischen Digressionen und belehrenden, mehr oder minder geistreichen Bemerkungen zu ergöhen. Diese didaktische Tendenz ist es, die (wie wir schon oben sahen) Polybios in voller Schärfe wieder aufnimmt. Er ergreift den pragmatischen Standpunkt und erscheint (während z. B. der auch belehrende Thukydides die Fülle seiner Gefährungsweisheit in den Reden der handelnden Personen niedergelegt hatte) selbst als der demonstrierende Lehrer seines Publicums. In die Würtheite der römischen Macht und Gesellschaft gestellt, schuf er, indem er sich von dem rhetorischen Schwulst und dem nichtpolitischen Beiwerk löste, aus dem Reichthum seiner politischen und militärischen Erfahrungen ein wahrhaftes, sachgemäßes, zugleich praktisch-bildendes Geschichtswerk der äußeren Weltgeschichte. Seine Geschichte umfaßt die Geschichte der Gründung der Hegemonie Roms über die Staaten des Mittelmeeres; sie umschließt die Geschichte der bis auf seine Zeit von Rom allmählig verflungenen Culturstaaten, stellt deren Eintreten in die römische Clientel in ursächlichem Zusammenhange dar. Seine Tendenz ist es, die Zweck- und Vernunftmäßigkeit, also die Nothwendigkeit der römischen Oberherrlichkeit, resp. Welt Herrschaft, zu erweisen. Voll hoher Wahrheitsliebe und Unfangenheit: ein außerordentlich fleißiger und scharfsinniger Forscher, ein gebigener Kritiker — in der Erzählung musterhaft vollständig, einfach und klar — ist er indessen doch immer nur „ein kalt verknüpfender Geschichtsschreiber“, dem die Geschichte nur als ein mechanisches Problem erscheint, und der bei allen Fragen, wo Recht, Ehre, Religion in das Spiel kommen, und da, wo es einer geistlichen Construction bedarf, auf der einen Seite platte, selbst falsche Ansichten

18) Schon Theopompus (und der, allerdings schon die Urzeit pragmatizirende, Ephorus) flochten ansehnlich viel Fabeln und Mythen in ihre Darstellungen ein; indessen hielten sie wol diesen didaktischen Schmuck, ohne den rein historischen Stoff anzustößen, aus dem poetischen Dunkel entfernter Länder und Zeiten herbei.

19) Wenn sich praktische Staatsmänner, wie z. B. Porcius und Neatus, zu historischen Darstellungen bedürften, so galt das vielfach als (memorienshafte) Parteischrift.

entfaltet, andererseits aber ziemlich verfehlte mechanische Erklärungen zu Tage fördert. Ueberall ist er stoisch nüchtern und phantasielos, seine Darstellung im berühmten Gegensatz zu den rhetorischen Vorgängern „richtig und deutlich, aber dünn und matt“ schmedlos und hart.

Gelang es nun dem Polybius auch nicht, seine Nachfolger an seine gründliche Methode zu gewöhnen, „das rhetorische Geschwätz der Schulpebantzen zu verbannen“, so ward doch auf der einen Seite die pragmatische Behandlung in seinem Sinne (obwohl mannichfaltig modificirt) — so verbindet z. B. Diodor mit der didaktischen Form die rhetorische seiner Hauptquellen, des Theopomp und Ephorus; so verfolgt Dionysius von Halikarnas zwar politisch-moralische Zwecke, wie Polybius, strebt aber mehr als dieser nach künstlerischer Form) durch die ganze römische Zeit hindurch im Wesentlichen die herrschende. Andererseits hatte Polybius den Ton angegeben für die Hellenen, sich von der Beschränkung auf den hellenisch-orientalischen Geschichtsstoff loszumachen und nunmehr auch die römische Geschichte in den Kreis ihrer Bearbeitungen zu ziehen<sup>20</sup>).

Wir geben von der folgenden Zeit nur eine kurze Skizze. Während im letzten Jahrhundert v. Chr. der Stoiker Posidonius noch immer am meisten sich dem Geiste und der Manier des Polybius genähert zu haben scheint, erwacht im Allgemeinen unter den Hellenen erst wieder in dem I. Jahrh. der römischen Kaiserzeit ein neuer, frischer literarischer Trieb. Aus dem langen Schlummer unproductiver Erudition erwachen, neu interessiert durch die gewaltige Erscheinung des Römertums, beginnen sie allmählich, sich wenigstens wissenschaftlich wieder einen ehrenvollen Platz unter den Unterthanen der weltbeherrschenden Stadt zu erringen. Wir erblicken zunächst das Bestreben verschiedener Gelehrten; das gewonnene historische Wissen in einem geordneten Uebersicht zu fassen und dasselbe durch Handbücher oder encyclopädische Summarien zu verbreiten. Dieser kritischen Polyhistorie, die wenigstens durch überlegten Fleiß und praktischen Blick in Ueberwältigung der Massen sich auszeichnet, verdanken wir (neben dem berühmten geographisch-historischen Werke des Strabon) die Völkergeschichte des Rhetors Diodor, der in seiner Compilation den Römern die Welt, die sie besaßen, auch historisch bekannt zu machen sucht (vergl. Ulrici a. a. D.

S. 66 ff. 183 ff.), und des Nicolaus von Damasus, wie auch die Geschichte des alten Rom von dem tendenziösen Pragmatiker Dionysius von Halikarnas. Als die edelste Erscheinung der historischen Literatur der Hellenen in diesem Jahrhundert kennen wir die gescheiterten Biographien des beliesenen Plutarch, der in diesem seinem Werke die abstraktere Manier der Pragmatiker verläßt und mit dem bestimmten Princip hervortritt, durch die Geschichte auf Besserung der Sitten einzuwirken und die elende Gegenwart an den großen Erinnerungen der Vergangenheit auszurichten. In seinen Schriften ist das politisch-rhetorische Element dem moralischen gänzlich gewichen: der edle Geist, der ihn belebt, verleiht seinen Darstellungen (obwohl sie, von den Lebensbeschreibungen des Thebes, Romulus und Numa abgesehen, fast gar nichts Poetisch-Mythisches enthalten) einen tief poetischen Reiz. „Der alte poetische Geist der griechischen Historiographie tritt und bei ihm noch einmal in einer gewissen Natürlichkeit und Unverdorbenheit entgegen.“

Plutarch steht in seiner Weise relativ selbständig, eigentümlich, frei von den Versuchungen der Nachahmung da, welcher sich die hellenischen Historiker des zweiten Jahrhunderts mehr oder minder überlassen: letztere vollkommen in Uebereinstimmung mit dem Streben der sogenannten Attikisten dieses Zeitalters (vergl. Bernhardt S. 519 ff.). Nicht ohne Einfluß der damals aufblühenden modernen Sophistik treten seit Kaiser Hadrian (die elenden Nachwerke einer Reihe von seichten und unwissenden Köpfen, die die Historiographie damals nur als einen Zweig der neu aufblühenden sophistischen Rhetorik, ohne Ernst und Liebe zur Wahrheit aufstufen, wol gar die neuesten Ereignisse, besonders unter Marc Aurel, nach Gefallen und aus Schmeichelei verzerrten, berühren wir nur eben) Männer von höherem Stande und Wissen auf und behandeln mehrere der wichtigsten Aufgaben, besonders aus der römischen Zeit. Und wenn gleich keiner durch geübene Form hervorsteht, noch weniger auf hohem sittlichem Standpunkte, mit staatsmännischem Blick und in religiöser Klarheit schrieb, die mehr von Ueberlaufen, noch Fanatismus getrübt wurde, so bewahren sie doch in ihrer Nation den Sinn für keusche geschichtliche Forschung. Dahin gehören der vielseitige Arrian, der treue Nachahmer des Xenophon, der ethnographisch arbeitende Appian, dann Dio Cassius, der bei seinem gewaltigen Unternehmen einer römischen Gesamtgeschichte den Zuhylidides als Regel und Vorbild seiner Darstellung genommen hat. Endlich (um Leute, wie Polyän a. u. m., die sich kleinere Gebiete der Zeit- und Völkergeschichte erwählten, nur zu erwähnen, und des Altertumsforschers Pausanias nur beiläufig zu gedenken, dessen Werk von dem lebhaften Interesse zeugt, mit dem man auch damals durch Polympatie und Reisen eine quellenmäßige Kenntniss von früheren griechischen Zuständen, namentlich in Religion, Mythen und Kunstdenkmälern, zu erwerben suchte) Herodian, in dessen Werke namentlich Anklänge an Zuhylidides (doch entlehnt er auch von Andern, wie De-

20) Ueber die rein local-hellenische Beschränktheit hinauszugehen, hatte schon im Charakter der ältesten Geographen gelegen. Und allgemeine Geschichte, d. h. nur sehr relativ, sehr beengt durch die überwiegende Rücksicht auf das eigene, wichtigste hellenische Volk (wogegen dann Polybius das römische tritt), lieferten (auch da wirkte der Alexanderzug mit seinen Folgen mächtig ein) von Ephorus bis auf die Diodor und Nicolaus von Damasus, resp. Euphan, verschiedene Vorkoren. Universal oder Weltgeschichte dagegen, wenigstens in dem Sinne der Modernen, finden wir bei den Alten nicht, obwohl z. B. bei Herodot und Polybius sich sehr bedeutende Ansätze dazu finden. Im Allgemeinen neigten diejenigen der Alten, welche universalhistorische Werke verfaßten, den vortretenden, das Ganze leitenden Ideen, „den Grundprincipien der Weltgeschichte“, nicht nachzuforschen; sie begnügten sich wol mit mehr äußerlichen Gesichtspunkten.

messenes, Polybios, Diodor, Dionysius, Ausdrücke und Wendungen) sich finden, der letzte beachtenswerthe hellenische Historiker vor der byzantinisch-christlichen Periode. Bei allen diesen und andern Geschichtsschreibern ist das poetisch-mythische Element der hellenischen Historiographie, überhaupt der eigenthümlich griechische Charakter bereits verwischt. Die Geschichte wird nicht mehr künstlerisch aufgefäht: Mythen und Sagen verschwinden, nur in der Fülle von Träumen, Zeugnissen und Vorbeurtheilungen erkennt man wol noch einen Funken des alten poetischen Elements. Sonst zeigt sich noch überall das pragmatische Streben, politisch zu belehren, aber es ist die Weisheit einer despotisch bestimmten Zeit und Nation, eine matte Lebensklugheit; daneben überwiegt die moralische Tendenz. Die gesammte Weltanschauung ein trüber Fatalismus, ein dunkles Gefühl von dem Schroffen, unausgeglichenen Gegensatz zwischen menschlicher Freiheit und einer höheren, unerforschlichen Willkür.

Mit dem Ausgange des dritten Jahrhunderts nach Chr. ermattete auch diese Thätigkeit: die trübseligen Zeitverhältnisse brühten den Geist in die Gefässen des alltäglichen Lebens herab. Man beschränkte sich daher bald auf ein enges Gebiet und auf die Gegenwart, „die sich gefallen ließ, an die Berichte von der Vergangenheit als Anhang zu treten.“ Den ersten Schritt zu der hieraus entspringenden Methode, die Weltchronik mit den Remoires des Tages Hand in Hand gehen zu lassen, that Perennius Derippus (c. 230—270 n. Chr.), der Vorkläufer der byzantinischen Geschichtsschreibung.

Die byzantinischen Geschichtsschreiber“) (vergl. Labbeus, De Byzant. hist. script. 1648. und Hunnius, De Byzant. rerum scriptor. 1677.) sind eigentlich die bedeutendsten Träger der byzantinischen Literatur. Historiographie und Philologie machen nemlich zusammen die Hauptlache dieser Literatur aus: und jene trägt, wie sehr auch immer durch den Einfluss des Hofes oder der Kirche bedingt, noch immer am meisten den Charakter eigener Production. Diese Geschichtsschreiber zerfallen in verschiedene Classen. Mehrere derselben a) ha-

ben sich auf die Geschichte der Kaiser und der Begebenheiten ihrer und der nächst vorhergegangenen Zeit beschränkt. Hier ist am meisten eigene Production zu finden, manche jedoch erst auf kaiserlichen Befehl ins Leben getreten. Schlichte natürliche Sprache ist selten bei ihnen, Schmelz, manierierter Auspruch gewöhnlich. Die Wahrhaftigkeit leidet durch Uebertreibung und Schmeichelei, Parteilichkeit, Leichtgläubigkeit, Mangel an Kritik und Geschmack (unter Umständen auch preisliches Verleugnen unangenehmer Thatsachen — so werden wol z. B. die Servier noch lange nach dem alten Namen des Landes Triballer genannt) nicht selten. Doch blüht in einigen Werken Wahrheit der Gesinnung und ein ehrenwerthes Nationalgefühl durch. Im Ganzen bilden sie einen nicht verächtlichen Schatz für die historische Quellenliteratur, sind aber ohne Bedeutung, wenn man nach historischer Kunst fragt. Den Uebergang von der griechischen Historiographie zum Byzantinismus bilden nach Derippus einige Männer, die „Rhetorik mit Staatsgeschäften verbindend.“ Erlebnisse ihrer Zeit in der Art von Remoires kunstlos genug beschreiben. Die einen, um ein Material für künftige Verarbeitung zu liefern, wie Eunapius in der Fortsetzung des Derippus, Olympiodorus (zwischen 400 und 430 n. Chr.) und Candidus (zwischen 474—491): die andern aber in einer treuen, unbesangenen, lebhaften Darstellung der byzantinischen Vorgeschichte und auswärtigen Politik, die sie mit freimüthigem Urtheile und guter Einsicht in den schmachvollen Zustand des Reiches, nur in zu breitem Detail erzählen: so der naive Priscus (450—480), bedeutender Sossimus (400—430) und Malchus (474—491). Die eigentlichen Byzantiner angehend, so beginnt da die Reihe der zu der oben specificirten Classe gehörigen Historiker (unter denen immer noch die besten Köpfe sich fanden) Prokopius — bei Kleinlichen und beschränkten Gesichtspunkten, die er ebenso wenig verleugnet, wie den beginnenden Uebergang von gesunder Einsicht zu gesuchter Bitterkeit im Epi! — doch der letzte Historiker mit Sachkenntnis und praktischem Blick (unter Kaiser Justinian I.); weit hinter ihm steht mit ermüthener Feder und einem künstlichen Aufwand von Mitteln Gaubias. Im Beginne des 7. Jahrh. blüht dann Menander und Theoprophylaktus Simokattes: die bedeutendsten Prosaisler dieses Zeitalters. Jener ein klarer, weiterfabender und aufmerksamer Remoireschreiber mit noch relativ unverbundenem Geschmack: dieser flach, geblüht bis zur Dunkelheit — ein echter Repräsentant der leeren und schwachen Zeit. Von den spätern denken wir hier noch des emigen Polybius und Velleius Paterculus Michael Psellus, der Anna Komnena (Tochter Alexius' I.), deren Werk jedoch mehr durch Geist und Beobachtungsgabe sich auszeichnet, während ihre Darstellung „fabulhaft und gedunnen“ erscheint (c. 1081—1118); des vorredigen und affectirten Nicetas Alomatatus und des trefflichen Georg Acropolites (im 13. Jahrh.), und endlich der Georg Pachymeres (1283—1332), Johannes Kantakuzenos, Joh. Ducas, Georg Phranzes und Leo-

21) Was die byzantinischen Historiker angeht, so bedauern wir diesen gleich hier, ohne etwa eine Gesammthandlung nach alter und mittlerer Geschichte einzutun zu lassen. Wenn auch in der Sprache der byzantinischen Historiker das neugriechische Idiom schon in der Zeit des macedonischen Kaiserhauses (vergl. Bernhardt, a. a. O. S. 396) zum Vorschein kommt, so tragen doch alle Formen des Lebens und der Literatur einen von dem obenländischen Mittelalter sehr verschiedenen Charakter. Neu ist bei diesen „Mittelgriechen“, wie Bernhardt sie nennt, eigentlich Nichts: die antiken Formen blieben, obwohl der Geist, der in ihnen lebt, der des Christenthums ist, wie es am Ausgange der Mönchezeit in Byzanz seinen Fuß setzte. Als christlich-griechische Literatur wesentlich einseitig (das Christenthum beginnt allmählig ein Theil ihrer Nationalität zu werden, die in ihrem Dunkel und rhetorischer Art nicht abnahm), bekamen die Byzantiner nun kein andres Princip, keinen andern Ideenkreis, keine andern Formen, als jene der absterbenden römischen Kaiserzeit: „in dieser ist dem Unkörperlichkeit spiegelt der Byzantinismus seine lange Verwesung ab.“

nus Chalkokondylas im 14. und 15. Jahrh. Zu dieser Classe können auch diejenigen Historiker gezählt werden, die von einzelnen Kriegsbegebenheiten schrieben, z. B. von der Einnahme von Syrakus (9. Jahrh.) Theodoros, von der der Stadt Thessalonie Joh. Kameniatas, der Insel Kreta Theodoros (10. Jahrh.)<sup>21)</sup>.

Andere Historiker b) gingen gleich den Annalisten des abendländischen Mittelalters meistens in das Alterthum bis zur biblischen Geschichte zurück, und einige derselben führten ihre Arbeit bis zu ihrer Zeit herab, wo sie sich der oben besprochenen Gattung anschließen. Die dürrigsten dieser Gattung sind die Chronographen. Obgleich Langweiligkeit und trockene, dünne Compilation wechselt ab mit tüchtigen, sehr brauchbaren, wohlangelegten Arbeiten: die Vielen ist eine grobe Unkenntnis der älteren Geschichte Roms bemerkbar, dem man sich allerdings im Laufe der Jahrhunderte immer mehr entfremdete. Aus der Reihe dieser annalistischen Weltgeschichtschreiber oder vielmehr Weltchronisten nennen wir hier zuerst den Hesychius Miletus, der (in Justinian's Zeit) von Erschaffung der Welt anhebend bis 518 n. Chr. hinabstieg. Dann den halblebenden Compilator Georg Synkellos (gest. gegen 800 n. Chr.), der sein Werk bis 284 n. Chr. führt, fortgesetzt von Theophanes bis 813; und dessen Fortsetzer Joh. Kameniatas, Symeon der Metaphrast oder Magister, und Georg der Mönch bis auf die Zeit des Kaisers Konstantin VII. Porphyrogenetes (911—959). Außerdem nennen wir den Joh. Malalas (c. 900), der bis auf Justinian's Zeit schrieb, „in dem die vollendete Platte mit den Trümmern geschichtlicher Erinnerungen spielt;“ das *Chronicon Paschale*, eine geistliche Compilation mehrerer Verfasser bis 628, aus besten Trümmern der Chronographie (im 11. Jahrh.). Den breiten mönchischen Erzähler Georg Cedrenus (bis auf Isak Komnenus) und den Joh. Bonaros, der für den ausgedehnten Plan seiner Weltchronik zum Theil wichtige Quellen auszog, nirgends aber seinen Stoff mit Urtheil verarbeitet (c. 1081—1118), u. a. m. — Wenn nun eine nicht geringe Zahl dieser Historiker Gelehrte waren, so befand sich doch die Geschichtschreibung keineswegs so ausschließlich in der Hand des Klerus, wie im mittelalterlichen Westen. Wiederum ward die Kirchengeschichte (vergl. hierüber auch Wachsmuth, *Allgemeine Culturgeschichte*. 1. Th. S. 506) für sich und getrennt von der Staatsgeschichte, in die sie freilich aufs Engste verflochten war, nur sehr spärlich angebaut. Sämmtliche Byzantiner gleichen, um dies schließlich noch zu bemerken, den Mitgliedern einer Familie. Nicht nur, weil sie von den kirchlichen Sagen und Formen der Hystorologie, die mit den politischen Schicksalen des Kaiserthums durch den Despotismus

mus Justinian's eng verflochten wurden, durchdrungen sind, sondern auch, weil sie unter denselben Einflüssen der Schulausbildung stehen, denselben Traditionen im Denken und bürgerlichen Wesen folgen und kein Individuum den einmal gezogenen Identitätskreis überschreitet.

Von diesem Streifzuge bis zum Rande der neueren Zeit kehren wir zurück zu einer Skizze der Historiographie bei den Römern. (Vergl. hier die schönen Bemerkungen bei Bähr, *Geschichte der römischen Literatur*. 2. Bd.; Bernhardt, *Grundriss der römischen Literatur*. Zweite Bearbeitung, u. a. m., und in dem schon früher mehrfach erwähnten Werke von Uriei.) Die Geschichtschreibung ist bei dem praktischen, mit seinem geschichtlichen Tagewerke über und über beschäftigten römischen Volke erst sehr spät zu höherer Blüthe geblieben; und selbst die Annalistik, die naive Chronik (die man von fern, wenigstens der Stufe nach, mit der hellenischen Logographie in Parallele setzen mag) beginnt erst in einer Zeit sich zu entwickeln, wo die Glanzperiode der hellenischen Historiographie bereits vorüber war. Als die ältesten historischen Denkmäler bei den Römern können die offiziellen Urkunden gelten, die man über staatsrechtliche Verträge besaß und in Tempeln oder sonst heiligen Räumen aufbewahrte; Rollen von Leinwand oder Tafeln von ovalen Lederstücken, auf denen Bündnisverträge niedergeschrieben waren, u. dgl. m. Daneben die jährlichen Acten (Commentarii) und Denkwürdigkeiten der Magistrats. Obenan stehen die Aufzeichnungen der pontifices (commentarii pontificum — sacerorum), welche die Thatfachen der Culte mit ihren historischen Anlässen und Riten enthielten und anbangsweise das politisch wichtige Kalenderwesen begriffen; lange Zeit dem nicht-patriarchalen Publicum unzugänglich, später wegen des Stresses und der Formeln fleißig erzählt. Kechnlich beschäftigten sich die libri augurales mit dem Ceremoniell und den priesterlichen Geheimnissen der Auguralwissenschaft, die bereits von gelehrten Mitgliedern des Collegiums glossirt wurden (diese theoretischen Bücher bildeten mit späteren Commentaren der Grammatiker eine beträchtliche Literatur). Nicht geringer an Zahl waren die amtlichen Bücher von Consuln, Prätorern, Censoren (commentarii consulares, libri praetorum, tabulae censoriae) und andrer Magistraten, die sich über geschäftliche Praxis und ihre Formen verbreiteten. Daneben stehen dann (der fasti calendares und fasti consulares oder magistratuum, und somit aller hier genannten, wie andrer, hier nicht weiter zu erwähnenden Denkmäler halber verlegt, außer den oben angeführten Schriften noch W. A. Becker, *Handbuch d. röm. Alterthums*. 1. Th. S. 1—37 und Schwegler, *Römische Geschichte*. 1. Bd. 1. Abth. S. 1—40) die *Annales pontificum* (auch *annales maximi* genannt, die *Stadtchronik*), in denen das römische Alterthum übererinnend eine der ältesten und zuverlässigsten Urkunden seiner Geschichte sah. Der Name entstand, weil der pontifex maximus sie führte, indem er alljährlich auf einer weiß angelegten Tafel, die öffentlich aufgestellt wurde, die denkwürdigsten Ereignisse verzeich-

21) Dazwischen gehören auch die Schriftsteller, welche über Bauwerke, Sitten, Einrichtungen, militärische und politische Beschreibung des Reiches schrieben; dahin gehört auch einige Schriften des Procopius (s. oben) außer andern namentlich der berühmte kaiserliche Literat und leidenschaftliche Antiquarist Konstantin VII. Porphyrogenetes (über ihn siehe ausführlich Bernhardt a. a. O. S. 508 ff.).

nete<sup>23)</sup>. Diese Jahresberichte wurden später abgeschrieben und durch Abschriften vervielfältigt: sie bildeten zuletzt eine Sammlung von 80 Büchern. Mager und einspaltig, nur ein trockenes Verzeichniß der äußerlichsten Ereignisse und Vorfälle, besonders der Prodigien, der befremdlichsten Naturereignissen, der Sonnen- und Mondfinsternisse u. s. w., allenfalls auch der wichtigsten politischen Actionen, sind sie später mehr von den Annalisten und Antiquaren, als von den eigentlichen Geschichtsschreibern benutzt worden. Dies um so mehr, als die echten und zuverlässigen Annalen nicht über den gallischen Brand (in dem die ältern Aufzeichnungen vernichtet wurden, um dann nachträglich so gut als möglich wieder restaurirt zu werden) hinausreichten. Das Aufhören der Annalen erfolgt dann nach Cicero unter dem Pontificat des Mucius, im ersten Vierteltheile des 7. Jahrh. d. St.: zumal in dieser Zeit die Annalistik schon eine höhere Bedeutung erhalten hatte, durch welche die Anfertigung weiterer Annalen entbehrlich, vielleicht auch unter der Bürde der Hohenpriester gehalten wurde.

Während noch die annales pontificum die einzige offizielle Quelle waren, entwickelte sich aus dem Bedürfnisse einer Geschichtsschreibung im Interesse des römischen Staates seit dem Ende des zweiten punischen Krieges eine eigenthümliche Art von Historiographie, die während der zahlreichsten Jahrhunderte der römischen Republik zu steigender Blüthe gelang. Bei aller Unvollkommenheit um so höher geschätzt, je höher von aller Wissenschaft bei den praktischen Römern neben der Berechnung die Geschichte geachtet wurde, als wohl geschickt, den Glanz des Reiches und den Ruhm der Nation zu befördern, den jungen Römer anzufeuern, den geehrten Ahnen nachzuweihen. Es tritt nunmehr eine Reihe von Historikern auf, die von L. Fabius Pictor bis auf L. Sesterna herab, bei großen Verschiedenheiten sowohl im Einzelnen, wie dadurch, daß sie sich sehr bald in reine Annalisten und in Memoirenschreiber scheiden, das gleichmäßige Gepräge gleichsam einer Familie und fast dieselbe Stufe der Kunst zeigen. Schönheit der Form und Composition waren ihnen unbekannt: die ursprünglichen Annalisten, deren Quellen zunächst die

Priesterchroniken und sonstigen urkundlichen Hilfsmittel waren (wie sie selber die Quelle der spätern eigentlichen Geschichtsschreiber), beschreiben Jahr um Jahr, in streng chronologischer Folge fortlaufende Aufzeichnungen, ohne weitere Rücksicht auf die innere Entwicklung und den Gang der Thatfachen. Kritik und Verarbeitung des historischen Stoffes ist etwas Zufälliges und von der Subjectivität abhängig; erst Cato hat Methode in die Historiographie gebracht. Gewissenhafteste Forschung und Wahrheit weicht mit partieller Uebertreibung. Am wenigsten wußten sie der Darstellung durch Beherrschung des Objectes und Vortrages ein höheres Interesse zu verleihen: die hellenischen Meister lasen sie — die ersten Annalisten, die Fabius Pictor und Cincius Alimentus (und mehrere der nächsten Historiker), schrieben sogar selbst griechisch — nur um des Stoffes willen, ohne für ihre historische Kunst ein Auge zu haben. Wenn sie daher in Rückständigkeit und naivem Tone flüchtig an die ionischen Geographen erinnern, so sind doch ihre Standpunkte sehr verschieden. Die Römer hatten die Reife der politischen Bildung voraus; es waren bis auf die letzten Zeiten der Republik meistens angeborne, praktisch erprobte Staats- und Geschäftsmänner, welche sich der Geschichte zuwandten. Die zahlreichen schriftstellerischen Mängel der Annalisten wurden daher durch ihren politischen Charakter in den Augen ihrer Zeitgenossen bald aufgewogen. Etwas mehr Methode brachte in die Historiographie der gewaltige M. Porcius Cato Major, der eigentliche Schöpfer der römischen Prosa, im 6. Jahrh. d. St., ein Mann vom reinsten römischen Schrot und Korn, „der die reife Summe nationaler Zucht und Charakterstärke mit einer originalen Bildung auf das Innigste verband.“ Seinen literarischen Ruhm befestigte namentlich sein Hauptwerk, die sieben Bücher Originum, mit denen er seine Laufbahn abschloß: das erste mit Kritik und Quellenstudium in lateinischer Sprache abgefaßte Geschichtswerk der Römer, worin er, ausgehend von den ältesten Stamm- und Städtelagen Italiens, im 4. Buch: zu dem punischen Kriege fortschritt und in die Anfänge des 7. Jahrh. d. St. bis zu seiner eigenen Zeit gelangte. Ueberall zog er durch heitere Breite und selbstbewußte Kraft an, während der etwas spröde zerstückelte Vortrag mit seinen archaischen Härten, „mehr den frischen Naturalisten, als den berechnenden Künstler verräth.“ Nach Cato sind nun, wie schon oben angedeutet, zwei verschiedene Richtungen bemerkbar. Auf der einen Seite fährt man noch immer fort, vollständige annalistische Geschichten Roms zu liefern. Einfach, trocken, naiv, voll gemüthlicher Einseitigkeit, führen diese Nachfolger des Cato bis auf Sulla's Zeiten dieselbe Nüchternheit in historischer Diction fort (so die L. Cassius Hemina und G. Calpurnius Piso Frugi, Sempronius Tuditanus und Gn. Gellius), bis dann das Eindringen der hellenischen Bildung und der zunehmende Geschmack an rhetorischer Verzierung einzelne zu großen Antheilungen vermochten. Soweit wenigstens, daß sie, wenn auch mit Zwang, einen Styl in der Geschichtsschreibung suchten und den zu

23) Neben dieser officiellen Stadtchronik scheinen noch andere Chroniken vorhanden zu haben: Privatchroniken, die vielleicht nach dem Tode des Königthums angelegt wurden, und aus denen, die bei aller Nüchternheit und Knappheit des Stiles doch inhaltreicher gewesen zu sein scheinen, als die annales maximae, besonders die Annalisten geschöpft haben werden. Daneben dann die Haus- und Familienchroniken, resp. genealogische Register, die sich auf eine, übrigens nicht immer unbefangene, Erwähnung derjenigen Begebenheiten, die für das betreffende Haus von Bedeutung gewesen waren, und an welchen ein Mitglied der Familie theilnehmenden Antheil genommen hatte, beziehten; wegen die Stadtchroniken, wenigstens nicht den öffentlichen Personen oder im öffentlichen Auftrag geföhrt, wie die Priesterannalen, doch eine unparteiische, objective, im Wesentlichen vollständige Darstellung der wichtigsten Staatsactionen und denkwürdigen Ereignisse enthalten. Am Werthevollsten scheinen sie erst mit Ausbruch der Pisonischen Hauschronik für die nachgefolgte Zeit von Bedeutung gewesen zu sein. „Der oberste Nachlaß einer solchen Hauschronik ruht in den Großthaten der Scipionen.“

ausgezeichneten Stoff in lichtvolle Massen und Abschnitte zu fihren anfangen. Wichtig war dabei, daß diese letzten Annalisten nicht wie die früheren nur die Mitglieder der edlen Familien, sondern ein größeres lebendes und kritisches Publicum vor Augen haben: wo dann freilich die Sucht zu gefallen manche zu breiter, rhetorischer Ausspannung und zu dem Streben, Neues und Unerhörtes vorzubringen veranlaßte. In dem neuen Sinne schrieben quellenmäßig mit fleißiger Urkundenforschung in Sulla's und Cicero's Zeiten G. Reginus Maecr; als Stylisten ragten dann der rhetorisirende L. Cölius Antipater und der trotz vieler Archaismen durch fließenden Vortrag ausgezeichnete D. Claudius Quadrigarius hervor. Den Ruf eines lebendigen Historikers gewann aber erst L. Cornelius Sisenna, den aber die Unnatur seines Styles (ein seltsames Gemisch aus veralteter Diction und modernen Schnörkeln) sich nicht lange behaupten ließ. Der zu Uebersetzungen und Entfindungen fast genutzte Valerius Antias endlich verlor in seinem ungeheuern Lehrbuche über die gesammte römische Reichsgeschichte durch Ausdehnung des Details alles Ebenmaß.

Daneben nun entwickelte sich im Laufe des 7. Jahrh. d. St. das, was man die römische Memoiristik nennen kann: Versuche, die ebenso sehr durch die politischen Verhältnisse des römischen Staates, wie durch die steigende Bildung der höhern Stände und ihr reges Interesse an der Wissenschaft, zumal an der Geschichte, wichtig wurden. Staatsmänner und Politiker aller Farben weiteten in Abfassung von Memoiren, deren Kern die Erlebnisse der Gegenwart waren, denen aber Gemäße der historischen Zeit sich angeschlossen. Manche gaben „Denkschriften“ (um mit Bernhardt a. a. D. S. 200 zu sprechen) über ihr eigenes Leben, mit dem starken Bewußtsein und der Zuversicht freier patriotischer Naturen, die vor aller Augen als öffentliche Charaktere gewirkt hatten. Ein kleiner Theil unternahm zusammenhängende „Historien“ in ausführlicher Erzählung. Wesentlich auf die eigene Kritik- und Landesgeschichte beschränkt, ersetzen diese Schriftsteller durch persönliche Würde, höhere Bildung, Selbstgefühl und offenen Ton, was ihnen an historischer Kunst abging. Denn allerdings mangelte es auch bei diesen Historikern an den Gaben eines guten Erzählers: feiner Besch., die Herrschaft über Stoff und Form, um Licht und Schatten zu vertheilen, die Massen zu gliedern, den Stoff mit schersinniger Kritik zu sichten und die leitenden Figuren durch sinnige Charakteristik abzuheben.“ Außerdem verfiel ihr Styl in Trockenheit, und wenn auch der Ausdruck fortwährend an Fluß und Correctheit zunahm, so ließen sie es doch an seinem Schmucke fehlen. Längere Zeit blieb auch hier die Form etwas so Zufälliges oder Gleichgültiges, daß manche aus dieser Historiker, wie noch in sehr später Zeit Lucullus, griechisch schrieben, ungeachtet sie auf keinen griechischen Leser hoffen konnten. Von den trefflichen selbstbiographischen Denkwürdigkeiten nennen wir hier besonders die des M. Vellius Scaurus (Consul 639. 647 d. St.), den wenig jüngeren P. Rutilius Rufus (Consul 649 d. St.), den berühmten Feldhern D. Lu-

tatius Catulus (Consul 652 d. St.) und den Dictator Sulla, dessen Memoiren (commentarii, dem Lucullus gewidmet, in XXI Bücher getheilt und durch Sulla's gelehrten hellenischen Freigedankten Epicadus vollendet). Lucullus schrieb eine Geschichte des marischen Krieges. Von analogen Bearbeitern der Zeitgeschichte mag hier noch (um von den zahlreichen „hologebildeten Dilettanten“ zu schweigen, die von der literarischen Bewegung ergriffen wurden“) G. Daecilius Pilius eine Stelle finden, ein Freigedankter und der Lehrer des großen Pompejus, welcher das Leben dieses Feldhern und seines Vaters beschrieb — nach Sueton. de clar. rhet. 3. der erste Mann niedern Ranges, der sich mit der Historiographie beschäftigt hat. (Ueber noch andere spätere, hierher gehörige Geschichtsschreiber vergl. Bähr a. a. D. 2. Bd. S. 25 ff.)

Als dann am Schlusse des 7. Jahrh. d. St. die politische Prosa der Römer zugleich mit der Blüthe kunstmäßiger Veredelsamkeit sich entwickelt hatte, als eine Fülle der freien und feinen, namentlich hellenischen, Bildung verbreitet war und aus der Menge von Erfahrungen und Standpunkten, wie sie beim Untergange der Republik zusammentrafen, ein reifes Urtheil hervorging, da nahm auch die Geschichtsschreibung ihren Antheil an diesem allgemeinen Fortschritte. Man gab — schon längst in der Stille fortschreitend und von den lebhaftesten Verlangen nach einem historischen Kunstwerke erfüllt — im Allgemeinen die Darstellung der frühen Jahrhunderte auf und beschränkte sich immer mehr auf die jüngsten Zeiten, insbesondere die frühe Gegenwart, welche die Darsteller als Häupter oder angesehenen Glieder einer großen Partei mit durchlebten hatten. Ausdruck eines durchgebildeten politischen Bewußtseins, anschaulich und lebendig, erstgten diese Werke durch innere Haltung, Licht und Wärme, was ihnen an Unbefangenheit abging. Damit vereinigte sich das ganz entscheidende Streben nach historischer Kunst, nach Einheit und Beherrschung der Massen des Stoffes, man schuf einen historischen Styl, der mit den neuen Grundfahen für Composition und sprachliche Methode stimmte und seiner Natur nach in den beiden Theilen der alterthümlichen Geschichtsschreibung, in Reden und Erzählungen die größte Differenz entwickelte. Was treffliche Männer, wie die (soviel bekannt mehr durch Genauigkeit und wissenschaftliche Einfachheit, als durch Glanz der Rede und der Darstellung ausgezeichneten) L. Pompejus Atticus und Cornelius Nepos, was die L. Lucullus und G. Asinius Pollio für die Geschichtsschreibung geleistet, ist kaum zu vermuthen. Den ersten Grad der Vollendung aber zeigen des Julius Cäsar Memoiren, die — zugleich mit Kunst und Geist geschrieben, ein Denkmal sprachlicher und weltmännischer Durchbildung — den Vorfahr zum Vorläufer der vollendeten Leistungen in der Historiographie machen, die mehr durch Vielschichtigkeit und einen Aufwand rhetorischer Mittel als in ruhiger Objectivität ihn überbieten. Zeichnet sein Werk die reifste römische Prosa aus, mit schmackloser Einfachheit und Correctheit, die zur natürlichen Freiheit und Lebendigkeit der Erzäh-

lung ein richtiges Verhältniß hat, so überbot kein römischer Geschichtsschreiber den Caesar „in Objectivität und fast plastischer Klarheit, die kalt und leidenschaftlos den Leser nicht zu sehr begehrt und jeden bildlichen Ausdruck verschmäht.“

Von Caesar führt unsere Skizze zu den berühmten römischen Geschichtsschreibern, die das sogenannte goldene und silberne Zeitalter der römischen Literatur umschließen, übrigens (wie denn in der römischen Geschichtsschreibung weniger ein bestimmt ausgeprägter Charakter des Nationalen sich zeigt, als bei den Hellenen, und namentlich neben der Sprache und dem Allen gemeinsamen römischen Sinne keine gemeinsame Ansicht von der Geschichte und einer davon abhängigen Darstellung durchdrang) zumeist nur durch das bei allen römischen Historikern seit dieser Zeit überwiegend hervortretende rhetorische Element mit einander verwandt sind. Da steht zunächst C. Sallustius Crispus (688 — 729 v. Chr., 86 — 35 v. Chr.), welcher mit Recht als der erste „Geschichtsmaler“ der Römer gefeiert wird. Der geistreiche Mann brach durch Einführung des psychologischen Methodes eine neue Bahn in der historischen Kunst, er entwickelte nicht allein Anfänge an den polybianischen Pragmatismus, sondern auch bereits Anfänge jenes psychologischen Pragmatismus, den wir oben charakterisirt haben. Er ist der erste bewusste römische historische Künstler, nicht nur in seiner Sprach- und Redemittel, sondern auch durch die pathetische Richtung, welche die Form und Anordnung seiner Werke bestimmt. Seine Sprache ist zwischen Eleganz und Alterthümlichkeit getheilt und verbindet in berechneter Mischung und lebhafter Fülle den würdevollen Ernst des Archalemus mit dem energigsten Tief Sinne eines feinen Vortrag, den er durch Annäherung an Gracilien und poetische Freiheit noch veredelt. Seine Composition wirkt durch den anziehenden Ton der Erzählung, verbunden mit Präcision und mannichfaltiger Gliederung; eigenthümlich die rhetorischen Mittel seines Stils, vor Allem die Gewebe seiner Charakteristik. Seinen malerischen Zwecken dienen zur erlesenen Gruppen, geschickte Portraitrirung, scharfsinnige Zeichnung von Sitten, Zuständen und politischen Ansichten, aus denen insgesamt ein abgerundetes Drama hervorgeht. Aus seinen Schriften zog dann die nächste rhetorische Schule eine Technik des Schilderns, die Vorliebe für Charakteristik und Betrachtung der Gruppen. Wie Caesar's Darstellung mit der des Xenophon, so ist Sallust zwischen Thukydides verglichen worden. Am nächsten scheint ihm in gemessener Charakteristik, in Präcision und der Neigung zum Archaismus der strenge Asinius Pollio verwandt gewesen zu sein, der Geschichtsschreiber der römischen Bürgerkriege.

Den eigenthümlichen freien Auffassung der römischen Historiographie unterbald indessen bald genug der Einfluß der neu entstehenden Monarchie; vor der argwöhnischen Eifersucht der neuen Imperatoren, welche die Historiker nöthigten, zum Prineps aufzublicken, den Ausdruck der Gesinnung nach den Rücksichten auf den

Hof abzumessen, begann der freimüthige Ton in der Geschichtsschreibung zu weichen. Einige neigten bereits zur Parteilichkeit, Andere süßten bereits die Folgen ihres Freimuthes: die meisten flüchteten darum in die minder bedenkliche Vergangenheit, wandten sich wieder ab von der Gegenwart. Dazu kam die wachsende Neigung zur Gelehrsamkeit, die Lust, aus geschaupen Büchervorräthen zu schaffen, große Massen aus encyclopädischen Lehrbücher zurückzuführen. Das glänzendste Beispiel der neuen, unter monarchischen Einflüssen erwachsenden Historiographie dieser Zeit ist dann die große, zuerst Allen zugängliche, Darstellung der gesammten römischen Geschichte durch den gemäßigten Republikaner L. Livius (695 — 770 v. Chr., 59 v. Chr. — 17 n. Chr.). Glänzende Vorzüge, die Harmonie der Erzählung, classische Form, effectische und fast bequeme Handhabung des Materials — rhetorischer Glanz der Darstellung, lebenswürdige Wärme, reiner Geschmack und edle Bedenklichkeit zeichnen diese größten aller römischen Chroniken aus. Außer den (vergl. oben) unvermeidlichen Mängeln des chronistischen Standpunktes zeigt es sich, daß ihm, dem Manne der Schule, der politische Blick überall abgeht. Das pragmatisch-politische Moment tritt überall zurück: das unermessliche Gebiet der römischen Geschichte wird von dem Standpunkte des humanen Beobachters erfaßt. Ein neues, den Erinnerungen der großen Ahnen entzündendes Geschicht soll beisteht, an den Herrlichkeiten der Vergangenheit erwärmt werden. Neben diesem glänzenden Werke des römischen Herodot fällt gleichfalls ein Zeugnis der vorreflexiv ausgebildeten Prosa, noch in die Periode des Augustus die erste lateinisch abgefaßte und populäre allgemeine Ethnographie des Augustus Pompejus, die durchgängig nach griechischen Quellen, überwiegend nach Thucydides gearbeitet ist. (Andere Historiker aus dem Zeitalter des Augustus s. bei Verbruggen S. 532 sq. Vahr a. a. D. S. 111 ff.)

Der kaiserliche Despotismus, der nach dem Tode des noch immer sehr milden Augustus alle Stadien des Absolutismus durchlief, drängte die Historiographie immer mehr aus ihrer alten Bahn heraus. Seitdem C. C. Cordus unter Kaiser Tiberius den Freimuth seiner republikanischen Annalen schwer gebüßt hatte, verschwindet die alte Offenheit und Freimüthigkeit mehr und mehr. Der Geschichte beginnt, die Seele zu schlen, die sie zu einem lebendigen, in das geistige Streben und Wollen einzuweisenden Wesen macht. Sie folgt nunmehr jeder Wendung der Kaiserzeit bis in ihre dürftigsten Räume: „allmählich wieder mit Vorliebe für die jüngste Vergangenheit. Gedrückt und — mit einer imposanten Ausnahme — seiner freien Bewegung mehr fähig, durchlief sie alle Stufen der Subjektivität und schriftstellerischen Bedenklichkeit, denen man anmerkt, daß die Traditionen der historischen Kunst zu erlösen begannen. Im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit, welches noch an einer Schule schielte, und den glänzendsten Fleiß entwickelte, wirkten überdem die Rhetorik und der Hang zu declamatorischer Färbung ein. So erscheinen denn auf diesem Gebiete neben einander erste denkende For-



scher, armfelziger Sammler; Männer des höchsten Ranges und andere von gewöhnlicher Bildung. So wurden alle Spielarten höflicher Darstellung um die Bette bearbeitet, höfliche Historien und Parteischriften, Kriegsgeschichten, Biographien, Denkwürdigkeiten und Anekdotensammlungen, Compendien nach verschiedenem Maßstab: fand doch selbst eine rhetorisch-romanhaft gehaltene Schilderung Alexander des Großen und seiner Tüge ihren Platz.

Aus der Fülle von Namen jeder Art (vergl. Bähr S. 171 ff., Bernharby S. 532) aus dem I. Jahrh. nennen wir hier nur, neben dem schon erwähnten C. Marius Cordus, den ältesten und erhaltenen Vertreter der silbernen Latinität, den geistreichen und lebhaften, nach Salust gebildeten, M. Velleius Paterculus (unter Tiberius). Nicht ohne bedeutende Begabung, und einer der besten Stylisten seines Zeitalters, fehlt es ihm doch an Charakter, an einsachem Sinne und Empfanglichkeit für geistigen Leben. Er fühlt und schreibt aus dem engherzigen Gesichtspunkte eines Hofmannes; was sich denn auch in der Weise seines historischen Urtheils, in der glänzenden und pikanten Oberflächlichkeit seiner Darstellung zeigt. Im Ganzen mangelt es ihm an sittlicher Würde und richtigem Erzählungstalent. Unendlich tiefer aber steht der ordinäre Anekdotensammler Valerius Maximus (gleichfalls unter Tiberius), dessen nach Gemeinplätzen der Moral, gewöhnlich in zwei Abtheilungen, für nationales und fremdes, angeordnet, durch declamatorischen Schwulst und gewundenen, mehr durch Ungeheim als Mangel an Correctheit festschaltenden Styl auffallenden Werk niedrige Gefinnung und unglaubliche Urtheilslosigkeit verräth. Indem wir dann den Rhetor D. Curtius Rufus (in den ersten Jahrzehnten n. Chr., etwa im Zeitalter des Augustus oder Vespasian), welcher Alexander des Großen glanzvolle Erscheinung und romantische Tüge zum ersten Male lateinisch — ohne tiefere historische Forschung, mit Hingabe an griechische Fabelschreiber, ohne tiefere praktische, namentlich geographische und tactische Kenntnisse, sowie ohne eindringende Charakteristik und Reflexion, aber voll Bewunderung und in angenehmer Erzählung, mit frischen Farben und reiner, glänzender, oft nur zu declamatorischer Sprache, darstellte, nur berühren, eilen wir zu der erhabensten Erscheinung der römischen Historiographie. Es ist das natürlich der gewaltige C. Cornelius Tacitus (in den fünfzig Jahren des I. Jahrh. n. Chr. geboren; er starb, wie man vermutet, c. 134 — 136 n. Chr.). Tacitus steht — eine wunderbare Erscheinung in Mitte des verfallenden Römerthums — in einsamer, stolzer Größe an dem Abgange der bessern silbernen Zeit: durchaus selbständig, und keinem Geschichtsschreiber des Alterthums zu vergleichen, obwohl man den Thukydides wegen mancher Ähnlichkeit der Form (auch in seiner Art, die Reden einzuflechten) und Auffassung mit ihm zu messen pflegt. Nur dem Salust, dessen Composition und malerische Charakteristik ihn auf verwandte Methoden geleitet hatte, verdankt er ein wesentliches Element. Seine „Standpunkte“ sind aber völlig neu, und einer

stark ausgeprägten Individualität gemäß, die einerseits echt römisch und an den großen Erinnerungen der Republik genährt war, andererseits zu den modernen Richtungen entschieden hinneigt. Sein eigentliches Verdienst liegt nicht so sehr in der gewissenhaftesten wissenschaftlichen Forschung und der Liebe zur Wahrheit, welche der Berichter aller anderen Erzähler in allen Hauptpunkten beflügelt, als in dem sittlichen und künstlerischen Geiste, der in seinen Werken lebt. Dieser „gewisse Geist“, welcher die Anlage des Ganzen seiner Hauptwerke und jede Gruppe derselben gleichmäßig durchdringt, und in einem seltenen Verein von Gaben und Kräften, wie ihn in der Kaiserzeit niemand wieder gezeigt hat, sich glänzend offenbart, sichert dem Tacitus für alle Zeiten den Ruhm eines klassischen Geschichtsschreibers. Während andere Historiker den Schwierigen und unerwünschten Stoff der Kaisergeschichte nur zur Sammlung von biographischen Denkwürdigkeiten voll des wüsten und eilen Lasters zogen, so fand Tacitus (übrigens auch auf dem kleineren Gebiete der Biographie und der Ethnographie ein Meister) den Schwerpunkt desselben in einer moralischen und politischen Revolution, woran aller politische Geist abstarb und die sittlichen Ueberlieferungen ihren Boden verloren: diesen Grundgedanken, den er mit echt philosophischem Geiste (ohne jedoch von einem bestimmten philosophischen Systeme auszugehen, das auf die Thatfache angewandt und wonach diese beurtheilt würden) aus dem vorliegenden Stoffe herausgefunden hatte, verarbeitet er dann in den beiden großen Abschnitten (Annales und Historiae) seiner Kaisergeschichte. Wo dann jene fast dramatisch, diese fast episch gehalten sind. In den Annalen vor Allem wird die von keinem alten Historiker überbotene Meisterschaft, mit welcher Tacitus nach dem Vorgange von Salust die Massen gruppirt, die Zeichnung in kräftigen Umrissen und gezeichneten Zügen handhabt, starke Schatten und Licht vertheilt, um Scenen und Charaktere heller zu beleuchten, verwandelt. Stoff und Stimmung erlauben ihm selten harmlos zu erzählen; seine Stärke liegt im pathologischen Interesse, vermöge dessen er den Leser in steter Bewegung erhält und ihn beerrthet. Ueberall ist sein Vortrag geistvoll und belebt; eine wahre Schule freisinniger politischer Bildung und seiner Staatsweisheit, welche (auch da, wo er nur in Winken und Maximen, wie wo er in ausgeführten Gemälden einen Reichtum physiologischer Beobachtung niederlegt) den tiefen Kenner des menschlichen Herzens verräth. Sein Ziel bleibt es, in die geheimsten Falten des Seelenlebens einzudringen und einzuführen, welches er mit durchdringendem Scharfsinn erforscht; für die Tugend zu begeistern, das Laster zu entlarven: ihm, dem unversöhnlichen Feind jedes Lasters und jeder Untheil, erscheint die Tugend stets als Ehre und Würde, das Laster als Schande. Dabei erregt seine Unparteilichkeit Bewunderung; sein Freimuth und das hohe Pathos seines sittlichen Charakters erwidert. Sein natürlicher Ernst aber ist durch das Unglück der Zeit in eine herbe, fatalistische Stimmung gedrängt, aus welcher er nirgends in weltlichen oder religiösen Dingen (hier sogar

Schwanken und Zweifeln an der Macht des Göttlichen) ihren Rückzug fand. Seine Geschichtsschreibung mit ihrem düstern Ernste und ihrer Bitterkeit hat darum einen „reizbaren Ton“; sie trägt neben ihrem unermesslichen irdelien Gehalte das Gepräge einer Subjectivität, die dem Tacitus auch nach dieser Seite hin einen vorzüglichen Platz anweist. Daß seine Sprache ein treuer Ausdruck seiner Gesinnung und historischen Kunst war, ist bekannt; Ratt weiterer Ausführung ist hier auf Bähr S. 147 ff., Bernhardt S. 556 ff. zu verweisen.

Die letzten Geschichtsschreiber aus dem Zeitalter der silbernen Latinität, der bekannte Geheimschreiber des Hadrian, C. Suetonius Tranquillus, der, ohne Verzug zum Historiker im höheren Sinne, im Sinne eines fleißigen Forschers über das Alterthum mit Klarheit und treuem Sammelreiß, mit correctem Ausdruck und gemessenem Geschickten ohne individuelle Kunst, sich außer Andern besonders mit den Biographien der früheren Imperatoren beschäftigte, und der wahrscheinlich gleichzeitig E. Annas Florus, der Verfasser einer ziemlich geschmacklosen, pangriechisch-rhetorischen Geschichtsskizze des römischen Staates von den ältesten Zeiten bis auf Augustus, dürfen auch nicht von fern mit Tacitus verglichen werden. Florus verräth sogar durch seinen Spruchwitz und die Willkürlichkeit seines Wissens den hereinbrechenden Verfall der römischen Historiographie. Seit dem 2. Jahrh. n. Chr., als die bedeutenderen Geschichtswerke (vergl. oben) griechisch und von Griechen verfaßt wurden, wird dieser Verfall ganz offenbar. Die Geschichte ward immer mehr entweder nach Florus' Weise zum rhetorischen Schaustück, oder nach Sueton's Manier zur Anekdotensammlung, resp. zur declamatorisch-paenagrischen Kaiserbiographie. Das letztere, die Sammlung kaiserlicher Anekdoten und Festsetzungen im niedrigsten Sinne überwog aber bedeutend; daraus wurden dann bald längere Abschnitte der Kaiserzeit von immer neuen Händen zusammengerebet. Von den zahlreichen Geschichtsschreibern des 2. und 3. Jahrh. (s. Bähr S. 174 ff.; interessant unter dem Wuhle von Namen verlorener Autoren nur die Memorien des Kaisers Septimius Severus) sind hier als charakteristisch nur die sogenannten *Scriptores historiae Augustae* zu nennen. Eine Sammlung von Werken sechs verschiedener Verfasser, die compilatorische Kaiserbiographien von (117—282) Hadrian bis auf Diocletian schrieben; unter diesen sogenannten Historikern ist eigentlich nur Florus Neposius Sprassus (im Anfang des 4. Jahrh.) mit einiger Auszeichnung zu nennen. Schriftstellerisch (um das Wort künzlich hier nicht zu mißbrauchen) ohne allen Werth, sind diese in Composition und Sprache schlechten Nachahmungen des Suetonius treue Ausprägungen der Stumpfheit und geistigen Unmündigkeit, in welcher namentlich das 3. Jahrh. sich bewegte. Sonst sind sie nur für die gelehrte Forschung von Werth.

Gegenüber dieser armseligen Compilation erscheint es als eine Rückkehr zum Besseren, mindestens als sehr praktisch und verständig, wenn man im 4. Jahrh. in einfacher Sprache zum Unterricht kurze Summarien ent-

warf und am Thatbestande festhielt; woran dann die Lehrbücher der Christen für heiligen Gebrauch sich angeschlossen. Dabin gehören die mehr durch leichten und lebhaften Styl (aber mit erzugenernem Ausdruck und mit pebanstlicher Moral geschrieben) als durch historischen Werth ausgezeichneten Compendien des Präfecten S. Aurelius Victor (unter Julian und Theodosius dem Großen), und das im Auftrage des Balens von dem kaiserlichen Geheimreiber Eutropius ohne genaues Studium, aber mit praktischer Kürze, „in faßlicher Mittelmäßigkeit“ geschriebene *brevarium historiae romanae*; sowie die ähnlich betitelte Compilation des ziemlich gleichzeitigen E. Rufus Festus. Die letzte historische Erscheinung von Bedeutung brachte das 4. Jahrh. in dem lateinisch schreibenden Griechen Ammianus Marcellinus (unter Balens und Valentinian bis auf Theodosius II. 410 n. Chr.) hervor. Weniger durch Sprache und Styl ausgezeichnet (seine Schreibart trägt alle Spuren des gesunkenen Zeitalters; sie ist trotz aller seiner Bemühungen formlos geblieben, zumal er als Grieche zwischen zwei Sprachgebieten schwankt), ist er ob seiner Wahrheitsliebe, seiner Biederkeit, seinem Rechtsgefühl, seiner überall unvertennbaren Unparteilichkeit, Beschcheidenheit und Gewissenhaftigkeit, und ebenso sehr wegen seiner praktischen Weiterfahung und Gründlichkeit, und der scharfen Auffassung seiner Zeit mit Recht gepriesen worden.

Daneben können dann, auf dem Uebere gange von der nun absterbenden römischen Geschichtsschreibung zu der des Mittelalters noch zwei Werte christlicher Autoren genannt werden, welche aber — wie überhaupt die christliche Literatur des Alterthums — mit der specifisch-römischen Literatur Nichts gemein haben, als die lateinische Form. Wir nennen hier den gallischen Presbyter Sulpicius Severus, dessen Schriften (unter andern eine nach 400 n. Chr. herausgegebene *historia saera*, eine mit geringer Sachkenntnis unternommene Geschichte der Juden und des Christenthums) allerdings Zeugnis davon geben, wie beschränkt, leichtgläubig und voll des Wunderglaubens er war. Ineffen hatte er sich durch fleißige Lesung der Alten einen fließenden und angenehmen Sprachgebrauch angeeignet. Ferner den weit berühmteren spanischen, auch mit Augustinus befreundeten, Presbyter Paulus Drosius aus Tarragona, welcher unter Arkadius und Honorius lebte und auf Antrath des Augustin eine Weltgeschichte (*Historiarum lib. VII.*) schrieb, die bis zum Jahr 417 n. Chr. herabgeht. Sein Zweck war es, die Ansicht der Heiden zu widerlegen, welche das in Drosius' Zeit in größtem Lichte erscheinende Glend der römischen Welt dem Abfalle von dem alten Glauben und der Einführung des Christenthums zuschrieben. Er sucht diese Ansicht zu entkräften, indem er mittels einer aus Justin (dem Ererptor des Trogas Pompejus) und andern Quellen gezogenen Schauplatsammlung darthut, die Welt sei immer ein Wechselbad des Fortschritts und des Unglücks gewesen, während das Christenthum die fittliche Noth gelindert habe. Historisch werthlos, da Drosius nicht Geist genug besaß, um diesen

Plan erschöpfend und gewandt auszuführen (aber doch im Mittelalter geschäft und als reine Quelle benutzt), — ist der Vortrag, obwohl den Verfall der Sprache bekundend, doch im Ganzen besser, als man es für jene Zeit erwarten sollte. Die Darstellung ist ziemlich berechtigt, obwohl der Ausdruck im Einzelnen sich nicht frei von Fehlern hält.

Wir gehen hiermit über zu der Geschichte der Historiographie im Mittelalter, die wir indessen (ebenso wie jene der neueren Zeiten) nur in kurzem Abriss geben können: abgesehen von der aus Rücksicht auf den Raum notwendigen Beschränkung, so ist der Stoff allzu unermeßlich, der Vorarbeiten aber allzu wenig und zu sporadisch. Die Historiographie des Mittelalters kann — als überwiegend von den neuen germanischen und germanischen Nationen ausgehend \*) — bis etwa zum 10.

Jahrh. n. Chr. gemeinschaftlich behandelt werden. Auf der einen Seite veranlaßt und dazu das allen Histori-

überseht, Handschriften aber waren schon im 16. Jahrh. selbst im Orient selten. Abu'l-Hasan Ali ben el-Dausien Masudi aus Bagdad (in der Mitte des 10. Jahrh.), Verfasser vieler mit Recht hochgeschätzter Schriften, ist besonders wegen seiner ausgedehnten Erziehung und nicht geringen Fortschritte verwerthbar, mit vielen Nachrichten über Ost- und Westlande ausgezeichnet, historischen Werken, „die goldenen Vögel“ (c. 943) und „Buch, welches den Leser erwecken und aufmerksam machen soll“ (c. 956), erwähnenswerth. Emad ed-Din aus Selschah (1125—1201), Geheimschreiber bei dem Sultan Salah eddin, ist der Verfasser einer ritterlichen, oft poetisch gehaltenen Geschichte der Seltschuden in Persien. Beharddin ibn Scheddab (1144—12<sup>1/2</sup> Jahrh.) beschrieb in prächtiger Weise, ohne Ordnung, aber reichhaltig, das Leben des großen Sultans Salah eddin, in dessen Nähe er seit 1187 sich befand, ausföhrlich. Die Chronik des Kmal ed-Din (gest. nach 1261), die meist aus Beharddin und anderen Vorgängern entlehnt ward, ist für die Geschichte des Aleppo von Bedeutung. Erzog Kulsaradsch (oder Bahadur) aus Kilikien in Armenien, 1276—1298, der syrischen, arabischen und griechischen Sprache kundig und im Besitze von ausgeteiltern gelehrten Kenntnissen, schrieb außer vielen theologischen, medicinischen, philosophischen Werken in syrischer Sprache eine aus drei Theilungen bestehende, von den ältesten Zeiten bis auf 1296 reichende Weltchronik. Der Inhalt ist größtentheils aus andern, namentlich aus byzantinischen, Geschichtsbüchern entlehnt, mit manchen unrichtigen und mangelhaften Angaben, in einfacher Darstellung. Erzog Elmarin (oder Dschalal) ibn Usaid el-Schah (Usman) aus Kgypten, 1298—1273, ein Gelehrter und Geschichtsschreiber aus ägyptischen Hofs, verfaßte mit unerschöpflicher Arbeitskraft eine Geschichte der Sargenen von den ältesten Zeiten bis 1250, wobei Zaber's Chronicon zu Grunde lag. Der Kijibite Abul-feta aus Damaschus (1273—1332) war einer der gelehrtesten und einflussreichsten arabischen Fürsten; von seinen zahlreichen Schriften sind nur die historischen und geographischen erhalten. Seine Ruhammedischen Jahrbücher von den ältesten Zeiten bis 1225 in 6 Büchern, von denen das sechste das wichtigste ist, berichten bis zum 3. 1146 in gedrängter Kürze die Hauptereignisse. Darnach nimmt ihre Ausführlichkeit zu. Die meisten Bücher durch sorgfältige, neue Benutzung reichhaltiger Quellen und detaillirter Historien für gut genug aus. Der Ausdruck ist bis zur Nachlässigkeit anpruchlos. Ibn Kaldun aus Tunis (1331—1405), aber seit 1381 in Kabilia einheimisch, wird wegen seines philosophischen Geistes in Behandlung des Geschichtstoffes und in Eröffnung der Grundansichten vom sozialen Zustande, von sittlicher und geistiger Bildung, von Gewerke und Künsten gelobt. Seine lehrreichen Beispiele in drei Büchern gelten als unübertroffene Muster arabischer Geschichtsdarstellung. Von hohem Werthe sind auch die geschichtlichen und antiquarischen Werke des Zafar-ibn Kalfisi aus Kabilia (1358—1441); dann Schidret Kalschah (oder Usaid ibn Usaid) aus Damaschus (gest. 1440) in historisch geschilderter Sprache die Zbarte Timur, lehrreichste Abhandlung gegen den Weltumsturz. Die Werke endlich des Dschalal eddin Abdorrahman as-Sowuti (eine Chronik der Kalfisten bis 1499 und Beschreibung von Kgypten und Kabilia) werden im Morgenlande hoch geschätzt. — Die Perser blühten in ihrer Literatur viele, meist handschriftlich vorhandene, Geschichtswerke in samowodischer Sprache. Wir greifen des Laadbin Dschowaini (1275), des Chronologen Dschahri, des als Prosaischen besonders geschätzten Nassaf (gest. 1310), der eine Geschichte Dschahangirschahs und seiner Nachfolger schrieb. Mirchond (1321—1498) setzte in dem Hauptst. at-Tawarich oder „Barten der Ereignisse“ (S. 2.) die Geschichte der Propheten, Könige, Kalfisten aus alten Überlieferungen in orientalischem Samowodisch dar und ist von hohem Werthe. Am Ende des 16. Jahrh. hat der Groß-Nogai Akbar (gest. 1605) für die Sammlung geschichtl.

24) Wie wir schon oben die Historiographie der Byzantiner ausgeführt haben, so wollen wir auch hier die Historiographie der islamitischen Völker des Morgenlandes, um auf sie nicht mehr zurückzukommen, abhandeln. Es gilt hier besonders der Araber und Perser. Arabischer Geschichtswerke gibt es eine große Menge; diese sind erst in der neueren Zeit dem Abendlande bekannt geworden, von manchen aber sieht eine genauere Kenntniss erst zu erwarten. Die geschichtliche Thätigkeit unter den Arabern ging von genealogischen Überlieferungen aus, die in allgerneinmüthigen Fragen hängen und den Charakter der Ismaeliten bestimmen. Aus denselben — wie auch aus den Stammsagen, welche die Araber (als sie sich nach Muhammed's Tode in Scharen und Stämmen über das Morgenland verbreiteten) ihren Nachkommen schriftlich zu überliefern wünschten und darum zu sammeln begannen — gingen im 8. Jahrh. Chroniken oder Jahrbücher hervor, deren Grundriss — angeordnet erst dichtend geschmückten Ausdrucks — immer beibehalten wurde. Die Zahl der seit dieser Zeit entstandenen Geschichtsbücher gibt Dschafsch-Khalifa auf 1340 an. In der Regel wird das Geschichtsbuch ohne Rücksicht auf innere Verbindung, genau nach der Zeitfolge verzeichnet, einfach und kurzlos. Mehrschichtige Männer werden in einzelnen Büchern und nach eigenschnittenen Büchern jedoch mit ihren weltlichen Ausstellungen versehen, Domschirer als ausführlich beschrieben, bisweilen volkstümliche und religiöse Betrachtungen hinzugefügt. Ansicht und Ausdruck haben ganz orientalische Farbe, viel Hyperbolisches und Prunkhaftes, was dem Abendlande immer fremdartig bleibt. Die Wahrhaftigkeit der Berichte läßt sich selten bestimmen, aber doch die eventuelle Berichtigung derselben schnell entdecken. Was aus den Kamen historischer Kunst Anspruch machen kann, findet sich bei äußerer Ornamenten. Neben den in asiatischen Landstücken einheimischen Geschichtswerken erschienen, besonders seit dem 12. Jahrh., die durch Fleiß und Gehalt ausgezeichneten in Kgypten. Auch Spanien brachte deren nicht wenige hervor: ihr Ken und Charakter kann s. B. aus ihrer meist dachschönen Benutzung in 2. V. Araber's Geschichte der Herrschaft der Mauren in Spanien, [Madrid 1820. 4.] anschaulich erkannt werden. Von der Masse arabischer Historiker können hier nur die vorzüglichsten angeführt werden. Einer der ältesten scheint Dima ben Abdurrahman zu sein (642—711), der über die Kriegerkriege unter Muhammed und seinen ersten Nachfolgern schrieb. Abu'l-Kasr Muhammed Kelbi (gest. 763) wird als Genealogiker genannt; sein Buch Heschim ben Ali. Kelbi (gest. 819) wird als Verfasser von mehr als 150 Werken meist genealogisch-historischen Inhaltes genannt. An diesem Anknüpfen steht neben dem Stammgenossen des Ibn Katalib aus Bagdad (828—880) des Abu'l-Dschafar Kuch ben Dschafar's Zaber aus Kmei (838—923) berühmten Chroniken, welche eine allgemeine Geschichte der Kalfen und Könige bis 914, welche Ermann fast benutzt hat. Das Werk wurde früh in das Persische

fern dieser Zeiten Gemeinsame des Charakters und des Gebrauchs der lateinischen Sprache, auf der andern der Umstand, daß erst im 10. Jahrh. Teutschland, mit dem wir es hier vorzüglich zu thun haben, sich nicht nur, wie schon etwas früher, politisch definitiv, sondern auch literarisch gänzlich von den übrigen Theilen der karolingischen Monarchie trennt. Wir können nun für die ersten Jahrhunderte des christlich-abendländischen oder romanisch-germanischen Mittelalters (bis zu der Mitte des 10. Jahrh.) zwei Hauptabschnitte auch für die Historiographie unterscheiden. Wir meinen das Uebergangszeitalter von der Vernichtung des sogenannten weströmischen Reichs bis auf Karl den Großen, und zweitens das sogenannte karolingische Zeitalter; die Grenzen der Literatur dieses zweiten Zeitraums können (vergl. Bähr, Gesch. der Röm. Literatur im karolingischen Zeitalter S. 2), wie gesagt, in der Mitte des 10. Jahrh. gefunden werden.

Was nun jenes Uebergangszeitalter angeht, so ist dasselbe eins der ärmsten in der Geschichte für die Historiographie. Die Sitten, denkwürdige Ereignisse aufzuzeichnen, ging aus dem Alterthum, verarmt und entartet, wie alles Andere, aus die germanischen Nationen über. Da sind es denn überwiegend Geistliche, welche die Historiographie in Chroniken, Jahrbüchern, Legenden, Sammlungen von Volkserzählungen und Mittheilungen eigener Anschauungen und Erfahrungen erhalten: durchgängig in lateinischer Sprache. Im Allgemeinen lassen sich nun, so öde und trostlos dieses ganze Gebiet auch erscheint, doch zwei Hauptrichtungen unterscheiden: 1) die biographische und 2) die annalistische, chronikartige. Das Erste angehend, so war es recht eigentlich Angelegenheit des kirchlichen Berufs, die von der Kirche für preiszwürdig gehaltenen, resp. zum Range von Heiligen erhabenen Männer und Frauen durch schriftliche Denkmäler zu verherrlichen. Was aber das Zweite betrifft, so werden die Chroniken (neben denen es an zusammenhängenden, wahrhaft historischer Darstellungen der Begebenheiten fast ganz fehlt), wie sie die letzte Zeit der römischen Literatur zeigt, von den germanischen „Historikern“ einfach aufgenommen; man verzeichnet in derselben Form ohne Mühe das Wichtigste, Notwendigste für die Nachkommen. Solche Chroniken sind die Fortsetzungen des Chronikon des Eusebius und Hieronymus (c. 331 n. Chr.) bis gegen Ende des 6. Jahrh., oder auch noch weiter (der Aquitanier Prosper führte es bis 455). Des spanischen Bischofs Isidori Chronicon imperiale

308—469 ist reichhaltig und selbständige Quelle vom J. 427 an. Es wurde fortgesetzt durch Isidorus Pascensis (aus Orléans, nicht aus Cadix), bei dem — trotz seines unverständlichen und gebrochenen Lateins — namentlich die spanische Geschichte von 610—754 den höchsten Werth hat. Ueber die, meistens die Diktator betreffende, Chronik des Marcellinus (comes Illyrici) (379—534) und andere ähnliche Werke vergl. Wachtler, Handbuch der Geschichte der Literatur. (Dritte Umarbeitung.) 2. Th. (1833.) S. 295 ff.

Da ist es denn von großer Bedeutung, daß man allmählig auf den Gedanken kam, die Geschichte der einzelnen germanischen Völker zu schreiben, die das Römerreich eingenommen, den Untergang der alten Welt herbeigeführt hatten, und nun als die Herrschenden auftraten, als die historisch Bedeutenden erschienen. Es ist der Uebergang, der Anfang zu einer neuen Entwicklung, indem man von den Grenzen der alten Welt fort sich in die Mitte der neuen Zustände und Verhältnisse hineinversetzte. Besonders wichtig aber dadurch, daß man sich nicht allein in der Darstellung den teutschen Völkern ausschließlich zuwandte, sondern auch den Stoff ihnen entlehnte, ihre Uebersetzung benutzte und verarbeitete. Da sind es denn zunächst die Sagen über den Ursprung des Volkes, über die ersten Wanderungen, die späteren Schicksale (zum Theil bisher in Eidern mündlich fortgepflanzt), welche die Verfasser der Völkergeschichten benutzten; nur die letzten Begebenheiten lagen den respectiven Verfassern nahe genug, um auch andere Nachrichten benutzen oder aus eigener Kenntniß mittheilen zu können. Obwol nun auf diese Weise an die Stelle der dürftigen und trocknen Wahrheit eine reichere Uebersieferung, aber auch häufig genug ein Product bunter Phantasie tritt, so liegt darin doch ein Fortschritt; nicht allein, weil man damit den Anfang machte, von dem nothwendigsten Aufzeichnen der einzelnen That abzugehen, sondern auch, weil diese Werke ein Volk in seiner Besonderheit und Eigenthümlichkeit auffassen, und (wenigstens annähernd) zeigen, daß ein Bewußtsein von der geschiedenen Weltveränderung, ein Bewußtsein, daß eine neue Entwicklung Europa's begonnen habe, den Verfassern innewohnt. Zu dem Letzteren gelangte man freilich sehr schwer: die ersten Autoren dieser teutschen Völkergeschichten stehen mit ihrer Anschauung theilweise noch auf dem Boden der alten Welt. Dahin gehören denn (nachdem der letzte Alt-Italiener von Bedeutung für die Geschichtsschreibung, der berühmte Winifrid des Theodorich, Cassiodor [gest. 575], bereits der Geschichtsschreiber der Ostgothen und ihres Unterganges geworden war) der Gotthe Jordanes oder Jornandes (im 6. Jahrh.), der Geschichtsschreiber seines eigenen Volkes, der aber mit seinen Ersäulen auf Seiten der stehenden Byzantiner, die ihm die antike, römische Welt fortzusetzen schienen, steht. Anders schon erscheint der Bischof Gregor von Tours (544—593), der Geschichtsschreiber der Franken, welcher — ein Abkömmling einer alten gallisch-römischen Familie inmitten der neuen Herrscher — seinen Standpunkt auf dem Boden

licher Nachrichten über Persien rühmliche Sorge getragen. — Die Armenier angehend, so nennen wir den Bischof Isidor (c. 450), der eine Geschichte des armenischen Felden Artian, dessen Geschichtsschreiber er war, schrieb, und den gleichzeitigen Kasar von Barb, den Verfasser einer Geschichte von Armenien. Um bekanntesten ist Moses von Choren (370—450), der eine meist aus (zum Theil sonst unbekannten) griechischen Hülfsmitteln, aber auch aus einheimischen Sagen und Hebräerinnen gesammelte armenische Chronik hinterließ. Vergl. Wachtler, Handbuch der Geschichte der Literatur. 2. Th. S. 76—106.

der römisch-katholischen Kirche findet, von dem aus er die ihm vorliegenden Begebenheiten betrachtet. Zum Theil Chronist der vergangenen Geschichte nach der Bibel und den älteren Chroniken; zu Ende seiner eignen Zeit fast memoirenhaft, macht bei ihm den Uebergang von jenem zu diesem die fränkische Sagen Geschichte. Sehr verschieden und dem Gregor in Bilem überlegen, ist endlich der Angelsächsische Beda (672—735). Weit bedeutender an Kenntniss, Gelfchamkeit, geschickter Auffassung der Verhältnisse, wie in der Darstellung und Handhabung der Sprache, steht auch er auf dem Standpunkte der Kirche, nicht aus dem der Rationalität des Volkes, unter dem er lebt und dessen Geschichte er schreibt. Noch mehr als Gregor lehnt er sich, namentlich in der Form, an das Alterthum an, dessen Bildungselemente er noch einmal sammelt, entwerfend in sich aufnimmt, verarbeitet und gutentheils durch seine Bücher den folgenden Geschlechtern überliefert. Dagegen tritt das neue, das germanische Element in einigen andern Aufzeichnungen des 6. und 7. Jahrh., die meist gar keinen Namen des Verfassers fund geben, in seiner ganzen Eigenthümlichkeit, die aber zugleich eine große Dürftigkeit und Noththeit ist, hervor. Von den Langobarden, auch von den Franken, besitzen wir Volksgeschichten, die ganz und gar auf dem Boden der Sage stehen, die durch ihren Inhalt Interesse erregen, die aber durch eine höchst rohe Sprache sich auszeichnen. Ihre Sprache ist ein höchst barbarisches Latein: oder vielmehr, in diesen Schriften — in deren Sprache sich der Uebergang aus dem alten Latein zu den Volkssprachen der romanischen Nationen (der sich damals vollzog) abspiegelt — haben alle Gehe der Sprache aufgehört und der wildesten Formlosigkeit, Unregelmäßigkeit und Verwirrung der Worte, wie der Begriff Platz gemacht. Hier trägt der Stoff entschieden den Sieg über die Form davon: die alte Form geht unter, der neue rein germanische Stoff kann die rechte, ihm angemessene Form noch nicht finden.

Einen bedeutenden Aufschwung nahm dann die Historiographie in Folge der hochinteressanten, unermesslich wichtigen literarischen Bewegung seit dem Ende des 8. Jahrh., als deren Urheber wir Karl den Großen zu betrachten haben. (Vergl. hierüber Bähr, Gesch. d. Röm. Literatur im karolingischen Zeitalter. S. 3 ff.; Bernhardt a. a. D. S. 314 ff.) Man begann damals, als der Sieg des endlich überall durchgedrungenen germanischen Elements entschieden war, zu der Bildung der alten Welt zurückzukehren, sich dieselbe anzueignen, mit ihr die naturwichtige Rohheit zu überwinden, von ihr befreit, eine neue Entwicklung zu begründen. Zur Belebung der Historiographie dienten neben den Bemühungen der berühmten, an den Hof gezogenen Gelehrten auch die gewaltigen Ereignisse der Zeit; den imposanten Stoff, den man sich entwickeln sah, fühlte man sich lebhaft gedrungen, nun auch zu beschreiben. Zwei der Männer, welche die Lehrer ihrer Zeitgenossen wurden, Aluin und Paulus (Diaponus) Barnfried's Sohn, sind selbst auf dem Gebiete der Geschichte thätig gewesen. Jener schrieb Biographien solcher Männer, die sich

im Dienste der Kirche ausgezeichnet hatten: dieser bedeutendere Werke, die Geschichte der Bischöfe von Metz, und namentlich die Geschichte der Langobarden; letztere zum Theil nach den Ueberlieferungen, die er während seines langen Lebens unter diesem Volke bei denselben gefunden hatte.

Charakteristisch für die geschichtliche Literatur, die sich am Hofe Karl's des Großen ausbildet, ist es nun, daß vor Allem die Unhefessenheit, die Vernachlässigung aller Form aufhört; man wandte Mühe und Sorgfalt auf Sprache, Epl und Darstellung. Nach dem Vorbilde der alten Literatur (ohne daß aber die antike Bildung die Gemüther selbst erfüllte) studirte man die lateinische Sprache grammatisch; dieselbe trennt sich nun als Schriftsprache von den sich ausbildenden Volkssprachen, setzt sich diesen geradezu entgegen. Aber mit der Sprache des Alterthums verbinden sich jetzt auch christlichkirchliche Elemente; auch der Einfluß des deutschen Wesens zeigt sich, ja dieses ist es, welches doch auch in diesen Formen zum Ausdruck und Auspruch gelangte. In dieser karolingischen Periode haben sich nun die bedeutendsten Männer der Zeit mit der Geschichte beschäftigt. Es lassen sich aber in der karolingischen Literatur zwei Bewegungen unterscheiden. Die erste, die unmittelbar von den Lehrern am Hofe Karl's ausging, und deren Schüler auch wieder meistens am Hofe lebten und wirken waren. Ihr gehörten besonders Angilbert, Einhard, Rithard und einige Andere an. Und die zweite, die dann von diesen Männern angeregt wurde, und die eigentlich erst in weitere Kreise drang, sich über alle Theile des großen Reiches verbreitete. Damals erhielt namentlich Zeutichland seine erste berühmte Schule in Fulda unter Abbanus Maurus (776—856); und auch aus dieser gingen bedeutende Geschichtsschreiber hervor, besonders Rudolf von Fulda, der (gest. 865) unter den teutschen Historikern des Mittelalters mit Recht hervorgehoben wird. Die Fortschritte der Historiographie unter den Händen zahlreicher bedeutender Männer des Hofes, des Staates und der Kirche sind hoch anzuschlagen. Noch Paulus hatte, dem Gregor und Beda ähnlich, seine bischöfliche Geschichte ganz auf dem Boden der Kirche gehalten: seine langobardische Geschichte war bald aus der Tradition des Volkes geschöpft, halb Welt- und Kirchengeschichte. Nun aber hört das Vorherrschende des Sagenstoffes auf: teutsche (resp. fränkische) Geschichte und Sagen Geschichte sind fortan nicht mehr identisch. Man wendet sich der Zeitgeschichte zu, schreibt das Selbstgelebte und Erlebte; man zeigt Sinn für wahrhaft historische Auffassung, wenigstens ein Streben, den Erfordernissen einer eigentlichen historischen Geschichtsschreibung zu genügen. Es bilden sich nun die — allerdings, wie oben bemerkt, schon in der vorigen Periode hervorgetretenen — Formen der Historiographie aus, die im Mittelalter lange die herrschenden geblieben sind. Es sind drei natürlich: einmal die annalistische, chronikartige, und zweitens die biographische.

Das Erste angehend, so entstanden zunächst aus

rohen Anfängen, die gar nicht der Literatur angehören, fast auf zufällige Weise, die kurzen Annalen, deren uns (ihre Anfänge scheinen noch in die Zeiten der letzten Merovingier zurückzufallen) so viele erhalten sind. Es sind kurze Aufzeichnungen zu den einzelnen Jahren, die ursprünglich in den Klöstern an den Rand der Dionysianischen Epylen (vergl. hierüber Bähr a. a. D. S. 145) gemacht wurden; und das auf die einfachste Weise, dursichtiger selbst als die armseligen Chroniken des 5. und 6. Jahrh.; in der Regel nicht von einem und demselben geschrieben, sondern bald von dem einen, bald von dem anderen fortgesetzt, allmählig, nicht ohne Unterbrechungen, weitergeführt. (Diese Sitten selbst, wie sie auch im karolingischen Zeitalter fast ausschließlich und vorzugsweise von den Geistlichen in den Klöstern gepflegt wurde, hängt ohne Zweifel in England, wo sich keine sichere Spur der ältesten Art dieser Sitten zeigt, wurden dafür Regententafeln, Geschichtserzähler, Verzeichnisse von Aebten und Bischöfen in ähnlicher Art aufgeschrieben) mit der Entschlung der bedeutendsten Klöster im nördlichen Theile des Frankenreiches zusammen. Wie Verg [Monument. Germ. I. p. 2] vermuthet, wurden auf dem Continent zuerst in dem Kloster von St. Amand bei dem heutigen Valenciennes Aufzeichnungen der Art veranstaltet, die dann bald auch auf anderen Punkten begonnen wurden.) Solche Aufzeichnungen wurden abgeschrieben, oft mehrere zusammen, geordnet, vermehrt, die Sprache verbessert; sie gewannen an Umfang und Inhalt, wurden oft in Abschriften (ohne auf irgend eine Weise an den Namen eines bestimmten Verfassers geknüpft zu sein) von Kloster zu Kloster verbreitet. (Beispiele der Art f. in der trefflichen, von uns hier vielfach benutzten Arbeit von G. Waig, „Ueber die Entwicklung der deutschen Historiographie im Mittelalter.“ in Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. [2. Bd. S. 39—58. und 97—114. und 4. Bd. S. 97—112.] 2. Bd. S. 51 fg.) Es kam zuletzt eine geschickte und fundige Hand, die den gegebenen Stoff überarbeitete und dem Ganzen Form und Charakter gab. So hat es Einhard mit den fränkischen Annalen gethan und aus rohem Material ein Werk von bleibendem, auch literarischem Werthe geschaffen. Und dies wurde nun von den Zeitgenossen und Späteren als Vorbild und Muster genommen. Rudolf, Prudentius von Troyes, vielleicht auch Otfried von Ueber, deren Namen wir nicht wissen, beschreiben nun in solchen Werken, die wir nun größere Annalen nennen können, die Begebenheiten ihrer Zeit. Gleichzeitig aber wiederholten sich auch jene rohen Anfänge mit einer gewissen Nothwendigkeit fortwährend, und wurden auch wieder Grundlagen zu neuen, größeren Darstellungen. In dieser anachronistischen Form hat das ganze spätere Mittelalter festgehalten. Das Höchste in dieser Art hat die karolingische Zeit und dann wieder das 11. Jahrh. erreicht.

Daneben erscheinen nun auch Bearbeitungen der allgemeinen Geschichte, Chroniken genannt. Sie schlossen sich an die kurzen Chroniken des 5. und 6. Jahrh. an, erweiterten aber ihre Spalten, begnügten sich nicht mit

kurzen chronologischen Angaben, sondern trugen in diesem Rahmen ein reicheres Material, einen viel größeren Stoff zusammen. Der jeweilige Verfasser pflegte dann alle Quellen, die ihm nur zu Gebote standen, heidnische wie christliche, rein historische und andere Werke, zu benutzen und daraus kein Buch zusammenzutragen. Von Kritik und Urtheil ist hier wenig zu bemerken; die meisten begnügen sich damit, abzuschreiben, was sie finden, zu compiliren, soviel sie können. Wol die Beliebenheit der Autoren kann gelobt werden, aber nicht ihre Auffassung, ihre Disposition, welche vielmehr sehr viel zu wünschen übrig läßt; mangelhafte Kenntniß der älteren Zeiten, selbsthafte Entstellungen der Thatlagen lassen sich auch bei den relativ besten dieser Autoren leicht nachweisen. In der Eintheilung der Geschichte schloßen sich diese Verfasser an die *sex aetates mundi* an, welche Beda in seinem Chronicon festgesetzt hatte. Einen weiteren Unterschied zwischen Alterthum und Mittelalter heben sie nicht hervor; höchstens daß sie mit Christi Geburt einen Abschnitt machen. Dann gehen römische und traufische Geschichte Hand in Hand, und jene pflegt zu überwiegen; kaum daß man in diesen Jahren merkt, einen teutschen Chronisten vor sich zu haben. Erst da, wo sich die Verfasser ihrer eigenen Zeit nähern, werden sie sich ihres Standpunktes bewußt und führen nun aus eigener Kenntniß den Faden der Erzählung weiter. Diese späteren Theile pflegen sich von den größeren Annalen wenig zu unterscheiden; im Ganzen ist aber der Charakter des Werkes wesentlich ein anderer. Während dort die ausführliche und genauere Darstellung der Begebenheiten der eigenen oder doch der nächstvergangenen Zeit Hauptfache ist, erscheint sie hier nur als notwendiger Anfang zu der Darstellung der früheren Jahrhunderte. Wir besitzen solche Chroniken aus der karolingischen Periode vom Erzbischof Abo von Bienne; von Bischof Freckulf von Lisieux (c. 822—850), einem Schüler des Stephanus Maurus; von Abt Regino von Prüm (gest. 915), Rin-

25) Waig a. a. D. S. 55 ff. unterscheidet auch die Darstellung der gleichzeitigen und der älteren Geschichte. Für die Behandlung jener hebt er die anachronische und die diachronische Form auf, dieser dagegen weist er einmal die sogenannten *Chroniken* zu, andererseits die *Beschreibungen einzelner Länder, Völker oder Localitäten*. Eigentliche Volksgeschichten in der früheren Weise kommen nicht oft mehr vor, höchstens kürzere, exemplarartige historische *Francorum*, wo man an die Namen der Könige die wichtigsten Begebenheiten anknüpft. Viel häufiger und bedeutender sind die Geschichten der einzelnen *Bischofthümer* oder *Aebteien*, welche den Geistlichen ein besonderes Interesse gewöhnlich, die eigentlichen Provinzialgeschichten jenes Zeitalters. Wir schloß man sich auch hier an die Reihe der Bischöfe und Aebte an, ob sich es nicht viel anders als an einander gerichtet Biographien. Nicht selten findet sich aber auch wackelhaftes Bemühen, die *Lebensgeschichte* dieser Bischöfe und Aebte, ihre *Lebensläufe* und *heiligen Begebenheiten* zu erschöpfen. Solche vielen *hagiographischen* Geschichten, *Legenden* und *Legenden* gibt es hier auch manche, welche fälschlich *Krone* sind, ist der Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichte festgehalten, die Darstellung durch *Verbindungen* belegt, die Zeitgeschichte mit guter *Kenntniß* abgefaßt. Werke, wie sie in dieser Note begründet sind, sind es, in denen die beiden Hauptrichtungen der mittelalterlichen Historiographie in einander gewissermaßen übergehen.

nen, die sich auch sonst durch ihre gelehrten Arbeiten ausgezeichnet haben. Eine sehr schöne Uebersicht über die annalistischen und chronikalischen Schriften dieser Periode s. bei Bähr a. a. D. S. 158 — 189; vergl. Wachler a. a. D. 2. Th. S. 296 ff.

Das Zweite betreffend, so gemann die biographische Richtung, verbunden mit panegyrischen, erbaulichen und ascetischen Elementen, in diesem Zeitalter einen außerordentlichen Aufschwung. Ihr gehört nicht allein dem Umfange nach das Meiste an, was dieses Zeitalter überhaupt auf dem Gebiete der Geschichte geleistet hat, sondern auch zum Theil das Vorzüglichere, was durch Fassung und Haltung sich den besseren Erzeugnissen der älteren Zeit anreihen kann. In der biographischen Form der Historiographie dieser Zeit läßt sich nun eine zweifache Richtung unterscheiden, wo dann die eine mehr der Kirche und dem Klerus, die andere mehr den weltlichen Herrschern zugewandt ist. (Vergl. hier besonders die sehr eingehende, obwohl etwas zu weitläufige Auseinandersetzung bei Bähr a. a. D. S. 151 — 158.) • Die Schriften dieser Art, namentlich die mehr politischen, zeigen ein sehr lebhaftes Interesse der Verfasser für den Gegenstand. Besonders spricht sich darin ein lebhaftes Bewußtsein aus, das sich hier und da bis zur entschiedenen Parteinahme steigert, wodurch aber das Lebenbild der Auffassung, die Wärme der Darstellung nicht wenig erhöht wird. Schon Einhard schreibt nicht bloß, was geschah, eben weil und wie es geschah, sondern er ist von gerechter Bewunderung seines Helden erfüllt und hat ihrer nirgends Abtheil. Hegian nimmt lebhaft Partei für den verfolgten Ludwig; Richard schreibt inmitten der Kämpfe der Ehre Ludwigs des Frommen mit Ruhe, Mäßigung, in dem Streben nach möglichster Unparteilichkeit, doch mit entschiedener Vorliebe für den Verstorbenen Karl, dem er diene und sein Werk widmete. Diese Schriften, zugleich die Anfänge einer eigentlich politischen Literatur (die durch Hinkmar von Rheims [806 — 882] und in den Streitschriften seiner Zeit eine weitere Ausbildung erhielt), zeichnen sich, gegenüber der ruhigeren, streng objectiven Haltung auch der ausgearbeiteten Annalen durch eine lebendigere, frischere Auffassung aus. Daneben aber ist ihnen eine größere Vollendung in der Form eigenthümlich: überwiegend eine Folge des Studiums der Alten, von denen man (wenn man auch nicht immer die besten las und benutzte) denn doch mehr als Worte und Phrasen entlehnte. Man bildete durch diese Studien nicht bloß die Sprache, sondern auch den Geist; man lernte die Geschichte von einem höheren Standpunkte aufassen, nach dem Zusammenhange und dem Wesen der Begebenheiten forschen. Eine Uebersicht über diese sämmtlichen biographischen Leistungen der karolingischen Periode (darunter die ausgezeichnetsten von Einhard [774 — 848]; Hegian [unter Ludwig dem Frommen] und Richard [um 790 — 843?]), s. bei Bähr a. a. D. S. 190 — 276; vergl. Wachler a. a. D. S. 293 ff.

• Im Allgemeinen also zeigen sich bei der Historiographie dieser Zeit wesentliche Fortschritte. Die Dar-

stellung bietet — natürlich immer mit Rücksicht darauf, daß das Latein des Mittelalters kein antikes sein konnte, auch nicht sein wollte, seine eigenen Gesehe und eigenthümlichen Vorzüge hat — Correctheit, selbst Eleganz der Sprache. An die Stelle des sagenhaften Stoffes tritt eine wirklich historische Auffassung für die näher liegenden, gelehrtes Sammeln für die früheren Jahrhunderte. Besonders wird die Zeitgeschichte behandelt und mit politischem Sinne geschrieben. Zugleich beginnt neben der allgemeinen Geschichte die provinzielle sich geltend zu machen. Für jeden dieser Zweige der historischen Literatur bildet sich eine bestimmte Form, die fast eine gesetzmäßige Geltung erhält; und in jeder Form ist Aufschwungwerthes geleistet worden. Dagegen fehlt der damaligen Historiographie noch immer der nationale Charakter; es ist dies aber die Eigenthümlichkeit der damaligen Literatur überhaupt. Die große Einheit der Völker des westlichen Europa, die freilich nach Karl dem Großen ihr politisches Bedeutung verlor, wurde noch länger durch die Kirche aufrecht erhalten; und weil die Literatur, namentlich die historische, sich in den Händen der Geistlichen befand, so hat sich diese Einheit auch am meisten und längsten in dieser abgepiegelt.

Der Charakter, den die Historiographie in den karolingischen Zeiten angenommen hatte, erhielt sich auch in den folgenden Jahrhunderten. Man blieb auf den einmal betretenen Bahnen, hielt sich an die bereits aufgezeichneten Formen, schlug für lange Zeit keine neue Richtung ein. In der letzten Zeit der Karolinger und zuerst nach dem Ausgange derselben in Teutland schien man sogar Vieles von den Errungenschaften der letzten Zeit wieder aufgeben zu wollen. Die schauerliche Verwirrung der letzten Jahre des 9. und der beiden ersten Decennien des 10. Jahrh. hemmen die Blüthe der Wissenschaften; man kehrt hier und da selbst zu den einfachen und rohen Annalen der früheren Zeiten zurück. Aber schon die nächste Folgezeit zeigt eine glänzende Fortsetzung des in der besten Zeit der Karolinger Begonnenen. Kaum hatten die sächsischen Herrscher den trübsamen Thron bestiegen, die Macht des Reiches auf neuen Grundlagen neu begründet, da fand vor Allem die Geschichtsschreibung von oben her eifrigste Förderung und in den verschiedensten Gegenden und Verhältnissen lebhafteste Theilnahme. Es ist schon oben bemerkt worden, daß im Laufe des 10. Jahrh. mit der festesten Machtentwicklung der Ottonen Teutland sich auch literarisch von den übrigen Theilen der karolingischen Gesamtmönarchie trennt: obwohl nun bei der Gemeinankunft der lateinischen Sprache und der fortdauernden gleichen Beziehung zu der Kirche sich noch große Ähnlichkeit, ja Verwandtschaft in den einzelnen Bestrebungen zeigt, so können wir jetzt uns doch ausschließlich auf Teutland beschränken“).

• 20) Lothringen, allerdings in der folgenden Zeit ein Haupttheil literarischer Cultur, bildet allerdings einen Übergang von den teutschen zu den französischen Verhältnissen — wie in der Geschichte, so in der Literatur. Aber man ist wol berechtigt, wenig-

(Für die deutsche Historiographie des 10. und 11. Jahrh. vergl. ganz besonders Centz, Die Geschichtsschreiber der sächsischen Kaiserzeit. Ferner die schon oben angeführte schöne Abhandlung von Waiß a. a. D. 2. Bd. S. 97 — 114 und endlich den betreffenden Theil in dem ausgezeichneten Werk von Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit. 1. Bd. 2. Abth. S. 739 — 755.) In Deutschland nahm nun besonders in der zweiten Hälfte des 10. Jahrh. — unter den frischen Einbrüchen der Herstellung des abendländischen Kaiserthums, unter den Einflüssen trefflicher, hochgebildeter, die Wissenschaft fördernder Männer auf dem Thron und in der königlichen Familie, unter den Einflüssen der neuen, durch die fremden Fürstinnen, wie durch die neue Verbindung mit Constantinopel und Italien, nach Deutschland strömenden Bildungselemente — der wissenschaftliche Sinn einen höhern Aufschwung. Die Ansicht des Lebens wurde freier, der Kreis der Anschauungen und Ideen erweiterte sich, und dadurch wurde man fähig, auch die Geschichte wieder von einem höhern Standpunkte aus zu betrachten und zu schreiben. Von wesentlichster Bedeutung ist hier zuerst ein Schriftsteller, der unter Otto I. schrieb; zwar ein Italiener, aber am Hofe des großen Fürsten lebend, und der einen Theil seiner Bücher in Frankfurt a. M. verfaßte, sich auch größtentheils mit den deutschen Begebenheiten befaßte. Es ist Bischof Rudprand von Cremona. Sein Hauptwerk, die bekannte Antipodosis, ist bei allen Fehlern des leidenschaftlichen und eiteln italienischen Geistes eine der innerlichsten historischen Schriften des Mittelalters. Rudprand blickt nach dem Auffallenden, Ungewöhnlichen, ohne dabei immer auf die historische Wahrheit streng zu achten. Die Darstellung ist kunstsüchtig, oft mit griechischen Worten durchmischt. Es ist Zeitgeschichte, zum guten Theile ganz Europa umfassend: die Begebenheiten werden nicht in streifer, chronikartiger Weise an einander gereiht, es zeigt sich vielmehr (obwohl es an reinem und gutem Geschmacke dabei mangelt) historische Auffassung, gute Anlage, geschickte Ausführung, freie, lebendige Behandlung des Einzelnen. Der höhere Aufschwung jener Zeit zeigt sich dann in der gleichzeitigen Thätigkeit des Widukind von Corvey, der Protokwita von Gandersheim und des Kuotger von Geln. Um das J. 968 (s. Giesebrecht S. 741) sind Widukind's sächsische Geschichten, Protokwita's Heidenlied von den Thaten Otto's, Kuotger's Lebensbeschreibung des Erzbischofs Bruno benützt worden. Widukind gehört zu den vorzüglichsten Schriftstellern des 10. Jahrh.; bemüht, den Ruhm seiner sächsischen Landleute zu feiern, versteht er der wohlunterrichtete Römer, seine Zeit im Ganzen und Großen aufzufassen, deren christlich-heroischen Charakter er sehr treu darstellt. Seine Darstellung (die übrigens Anfangs zum großen Theile der Sage angehört) ist anschaulich, lebendig und warm, ohne daß er sich — bei aller edlen Subjectivität und warmem Pa-

triotismus — je zu leidenschaftlichen Urtheilen hinreissen ließe. Seine Sprache ist für das Mittelalter classisch zu nennen, sein Vorbild Salust, den er freilich zuweilen etwas unbefonnen nachgeahmt hat. Kuotger betrat in seinem „Leben des Erzbischofs Bruno von Geln“ (seines Bruders) die Bahn biographischer Darstellung mit Erfolg. Mit reicher Bildung ausgestattet, schloß er sich, obwohl er die Alten kennt, mehr an die kirchliche Darstellung und Sprache an. Die sächsische Geschichtsschreibung des 10. Jahrh. schließt gleichsam mit der Chronik des Thietmar ab. Thietmar (976 — 1018), seit 1009 Bischof von Merseburg, war ein fleißiger Sammler, aber er verstand es nicht, dem reichen Stoff chronologisch zu ordnen (Giesebrecht S. 746), geschweige denn ihn verständig zu bearbeiten. Seine Darstellung, die auch nach Seiten der Diction hin manchen Anstoß gereiht, empfiehlt sich allein durch die Wärme seines Gefühls für die vaterländische Geschichte und die überall durchscheinende Ehrenhaftigkeit seiner Gesinnung. Im Allgemeinen stehen die verschiedenen Bestrebungen, die uns hier begegnen, zunächst ohne allen Zusammenhang zu einander. Es ist nicht eine bestimmte Schule, wie im karolingischen Reich, die sich thätig zeigt, sondern an verschiedenen Orten, unter ganz verschiedenen Verhältnissen, traten die einzelnen auf. Der Grund, auf dem sie alle beruhen, ist die karolingische Bildung; aber auf eigenenthümliche Weise ist diese in den verschiedenen Theilen des Reiches fortgeleitet und hat jeder an derselben Theil.

Inwohnen bildete sich bald in dem damaligen Lothringen unter der Leitung des Bruders des großen Otto, dem als Christlichen, Gelehrten und Staatsmann gleich gesiechten Erzbischof von Geln und Herzog von Lothringen, Bruno, der selbst von Irländern und Byzantinern gebildet war, und in seiner Diöcese besonders für die Wissenschaften Sorge trug, ein neuer Mittelpunkt für literarische und auch historiographische Beschäftigungen. Es bezeugten diese Bemühungen einer andern Schule, die von Rheims ausging, und von da auch auf die deutschen Landesherrschaften Einfluß ausübte. Als ihren Hauptrepräsentanten haben wir den berühmten Gerbert zu betrachten, der zuletzt sogar den römischen Stuhl bestieg. Die bedeutendste Arbeit dieser Schule ist die Geschichte des Richerus von Rheims (zw. 984 — 998 abgefaßt), die jedoch in Allem eigenthümlich französisch ist. Unter den nächsten Freunden und Schülern Bruno's ist neben jenem Kuotger der merkwürdigste vielleicht Rothericus, dessen zahlreiche Werke aber nicht eigentlich Geschichte erzählen, aber selbst Anekdoten der Geschichte sind. Später wurde (während die Historiographie in den sächsischen Klöstern und Eistern selten bei den localen Ereignissen stehen blieb, sondern sich meist unmittelbar auf Kaiser und Reich wandte) in Lothringen besonders die Geschichte der einzelnen Bisthümer und Klöster mit Vorliebe behandelt; und früher als in irgend einem andern Theile Deutschlands entstand hier eine fast vollständige Reihe von „Arbeiten, die zunächst für die Local- und Provinzialgeschichte (dann aber auch für die allgemeineren)

Beitrag in den früheren Perioden die dortigen Leistungen den Deutschen zuzurechnen.



eine nicht geringe Bedeutung haben, und sich fast alle durch die Darstellung auszeichnen. Die wichtigsten gehören freilich erst dem 11. Jahrh. an, doch beginnen sie in früherer Zeit. Als das bedeutendste Werk gilt die Geschichte des Baldrich von Cambray, als das bekannteste die Gesta Treviorum, Geschichte der Erzbischöfe von Trier. Aber auch Lüttich, Toul, Metz, Verdun; ebenso die bedeutendsten Klöster, wie St. Hubert, St. Arnob, und besonders Lebbeke (vergl. Giesebrecht S. 747. und 752), besaßen solche Geschichten. Und in naber Verbindung hiermit stand die Vorliebe für biographische Arbeiten, die sich vielleicht zu seiner Zeit mehr, als am Ende des 10. und während des ganzen 11. Jahrh. gezeigt hat. Das sieht sich (vergl. die Beispiele bei Waig a. a. D. S. 103) von Verbrüngen her bald auch über andere Theile von Zeuthenland fort; besonders während des 11. Jahrh., und noch über dasselbe hinaus. Die Zeit war reich an bedeutenden Männern, und es galt als eine Ehrensache, daß jeder derselben, besonders wenn er dem geistlichen Stande angehört, seinen Biographen fand. So allgemein wie in dieser Periode tritt dann die biographische Richtung nachher nicht wieder auf. Im Allgemeinen zeichnen sich die Arbeiten dieser Periode durch bessere Auffassung und die fast durchgängige Rücksticht auf politische Verhältnisse vortheilhaft aus. Styl und Sprache abgesehen, so herrscht am Ende des 10. und am Anfang des 11. Jahrh. in der lehrreichen Schule eine mehr künstliche, als schöne Sprache. Ein rhetorisches, nicht selten affectirtes Wesen macht sich geltend; der Ausdruck ist oft geputzt, verschoben, uncutlich; und das nicht aus Unbedachtseinheit, sondern weil es für schön und elegant galt. Seit der Mitte des 11. Jahrh. macht sich dagegen eine einfachere und bessere Schreibart geltend. Es ist dies eine Zeit, wo eine gewisse Bildung und Schreibfertigkeit Gemeingut geworden ist; wo jeder ohne stehende Anstrengungen sich gewandt ausdrücken versteht, und die meisten auch damit zufrieden sind, ohne nach besonderer Eleganz zu streben. Es ist dies zugleich die Zeit, wo über die jährliche Literatur des 11. und 12. Jahrh. in Biographien; Geschichten von Bischöfen und Klöstern; sogenannten großen Annalen (an welche er dann die im 12. Jahrh. beginnenden Nationalchroniken der östlichen Völker, z. B. der Polen, Böhmen und Deutschen, anreicht) Giesebrecht S. 751 ff.) mehr bedeutende historische Werke entstanden, die zu den besten des gesammten Mittelalters nach Inhalt und Form gezählt werden müssen. Auf dem Gebiete der Biographie hat Bippo in seinem Leben des Kaisers Konrad II. das Bedeutendste geleistet, was dem Mittelalter gelungen ist. Dieser Historiker, der Kaiser des Fürsten, dessen Leben er beschrieb, schreibt aus der genauesten Kenntniß der Dinge: einfach und klar, anschaulich und treu, führt er in einem, dem Collikt ohne Glück nachgebildeten, Etiele Konrad's Person und Thaten vor. Unter den Bischofsgeschichten, unter denen sonst besonders die Forderung der von Ratpert begonnenen Chronik von St. Gallen durch den Wöndy Ezechard IV. (c. 1030) für Sagen-, Sitten- und Kunst-

geschichte sehr wichtig ist, nimmt dem höchsten Rang ein das ausgezeichnete Werk des Sachsen Adam von Bremen (schrieb), „über die Geschichte der Bremer und hamburgen Erzbischöfe.“ Das große Interesse des Gegenstandes, welcher dem Verfasser nöthig, auf die Geschichte des europäischen Nordens in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen; der unermüdete Forschungseifer des Verfassers; die tüchtige Gewinnung, und die unparteilichkeit des gelehrten Demberrn (sic tritt ganz besonders in der Behandlung der Geschichte seines berühmten erzbischöflichen Zeitgenossen Abalbert von Bremen hervor); seine für jene Zeit hervorragende wissenschaftliche Bildung; die ihm eigenthümliche Kunst der Gruppirung, der Vertheilung des Stoffes (nur der Styl ist etwas hart und weniger gewandt, als der seiner Zeitgenossen), machen das Werk zu einem der vorzüglichsten Bücher des Mittelalters. Die großen Annalen abgesehen, so ist hier (unter einer Reihe von Werken, die halb Chronik, halb Annalen sind) die mit einer kurzen Uebersicht der früheren Weltgeschichte beginnen, dann aber in nach Jahren wohlgeordnete, ausführliche Zeitgeschichte auslaufen) neben dem trefflichen Hermann von Verbringen (Hermannus Contractus oder Hermann von Reichenau), einem der gelehrtesten Männer des 11. Jahrh. und neben den gewandten Verfassern der päpstlichen Anschauungen Berthold von Konstanz und Ezechard von Aurach, sowie neben Siegfert von Gemblours, vorzugsweise der große Lambert von Hersfeld zu nennen. In seinem bis zum Jahre 1077 fortgeführten Geschichtswerke hat derselbe die Begebenheiten von 1050 — 1077 selbständig beschrieben. Er ist eine der erfreulichsten Erscheinungen im ganzen Mittelalter: einfach, treu und wahr, voll Ziefe des Gemüthes, voll Einfach und aufrichtiger Religiosität, von den Begebenheiten seiner Zeit wohlunterrichtet (doch mehr von dem, was in der Nähe seines Klosters geschah, als von dem Fernerliegenden), erzählt er mit ruhigem, lebenshaftem Sinn, schildert er mit einem wirklich über den Streitfragen stehenden Geist die vielfachen Verwickelungen seiner Zeit. Sein Styl ist rein, wärdig und natürlich. Nur im Vorbeigehen endlich sei der zahlreichen und merkwürdigen Streitschriften in und außerhalb Zeuthenlands gedacht, welche in diesem Zeitalter des Kampfes zwischen Hierarchie und Kaisertum die Anhänger der päpstlichen und kaiserlichen Partei mit einander wechselten; ein Kampf, der auch die Geschichte einen solchen Particharakter annehmen ließ. (Vergl. Beispiele bei Waig a. a. D. S. 107 fg.) Der jährlichen Geschichtsschreiber, welche — namentlich auch in Frankreich — durch die Kreuzzüge hervorgerufen wurden, kann nur beiläufig gedacht werden. (Ueber die Historiographie des 11./12. Jahrh. vergl. auch die Bemerkungen im zweiten Bande von Stenzel's Geschichte der fränkischen Kaiser.)

An den Formen, welche sich auf dem Gebiete der Historiographie in der karolingischen Zeit ausgebildet hatten, hielt man auch im Laufe des 12. Jahrh. und am

Anfange des nächsten noch immer fest. Aber mit dem Untersiede, daß die freien allgemeinen Darstellungen nun mehr die vorherrschenden werden; daß wenigstens die bedeutendern Schriftsteller diese vorziehen und die Annalen oder gewöhnlichen Chroniken, so gut wie die Bisthums- und Klostergeschichten meist von unbedeutenden, namenlosen, oft verschiedenen sich nachfolgenden Verfassern herrühren.

Werke letzterer Art existiren nun von Magdeburg, Werseburg, Hildesheim, Halberstadt, Trier, Köln und andern Orten, darunter auch wieder vortreffliche, wie die Geschichte Verbund im 12. Jahrh. von Laurentius von Lüttich, und einige Fortsetzungen der Gesta Trevirorum. Auch Annalen entstehen wieder in großer Anzahl, bald als die Arbeit eines, bald mehrerer Verfasser: die meisten von Wichtigkeit für ihre Zeit, dagegen in den früheren Abschnitten mehr oder minder schlechte Compilationen aus ältern Werken. Nach Waig's Angabe (a. a. D. S. 109) läßt es sich nachweisen, „wie nun frühere Werke durchgehend den neuen zu Grunde liegen, in gewissen Gegenden immer dieselben, und wie sie theils excerptirt, theils vermehrt, häufig auch bloß fortgesetzt werden.“ In Lothringen und Nordfrankreich ist es Siegbert, in Süddeutschland, Schwaben und später in Oesterreich Hermann, im mittlern und nördlichen Teutschland Ekkehard, die einen solchen Einfluß ausüben und die als die Träger dieser Art von Historiographie angesehen werden müssen. Von diesen spätern Arbeiten erheben sich nur wenige über das Mittelmäßige; als Duellen unter Umständen sehr wichtig, werden sie neben den bessern historischen Werken kaum genannt. Unter allen am bedeutendsten sind die Annalen von Götin (unvergleichlich, ob dem Gottfried von St. Pantalon, oder dem Schöffen Otto von Reuß zuzuschreiben), die aber schon in das erste Drittheil des 13. Jahrh. gehören.

Inzwischen hatten ausgezeichnete Historiker einzelne Zweige der Historiographie zu einer höhern Stufe denn früher geführt, und Werke geliefert, welche ein Zeugniß von fortgeschrittener wissenschaftlicher Ausbildung überhaupt geben. Da ist denn vor Allen der Bischof Otto von Freisingen zu nennen (er gehört noch der ersten Hälfte des 12. Jahrh. an und starb 1158). Otto, ein Mann von fürstlicher Abkunft, schon früh dem Dienste der Kirche gewidmet und in Paris philosophisch gebildet, stand, mit allen Sprachen und Wissenschaften seiner Zeit vertraut, unter seinen Zeitgenossen ebenso ausgezeichnet durch seine Gelehrsamkeit, da, wie durch seine Geburt. Mit den Nachhabern des Zeitalters, namentlich mit dem großen Friedrich I., persönlich befreundet, war er in die Geschichte, die er erzählt, zum Theil als handelnde Person verflochten. Otto unternahm es zunächst, eine allgemeine Chronik zu schreiben; da hat er sich denn nicht damit begnügt, seine Quellen (nicht immer die besten) für die frühere Zeit auszusuchen oder höchstens kritisch zu vergleichen. Er beschäufte sich vielmehr auch geistig mit dem ihm vorliegenden Stoffe, er suchte den Zusammenhang der Begebenheiten, ihren Fortschritt, ihren Inhalt zu begreifen. Waig a. a. D. S. 111

nennt seine Chronik „die erste philosophische Behandlung der Geschichte im Mittelalter“, die wir besitzen; „nur daß diese Philosophie eine theologische ist und an die Betrachtungsweise des Augustinus erinnert.“ In der Historiographie bekundet dieses Werk einen wesentlichen Fortschritt, den unter den Zeitgenossen kaum einer sich anzuerkennen im Stande war. (Gottfried von Biterbo, der sich am treuesten an Otto angeschlossen, schlug in seiner Memoria saeculorum zu sehr in das Romantische um, um als würdiger Nachfolger des alten Bischofs genannt zu werden.) Otto hat sich auch auf andern Gebieten der Historiographie versucht und in den Gesta Friderici I. die Geschichte der Anfänge des hohenstauffischen Hauses und der ersten Jahre Friedrich's geschrieben. In dieser ausgezeichneten Schrift zeigt sich Otto in der Auffassung aus dem gebildeten Mann von hohem Range; er ist auf's Innigste mit seinem Gegenstande vertraut, er ordnet den Stoff mit Verstand, sein Urtheil ist reif, sein Styl rein römisch und doch reinem der Römer nachgeiff. Er beweist seinen Sinn in der Würdigung heimischer und fremder Sitten und Gebräuche; dabei entwidet er — trotz aller Bewunderung und allem Enthusiasmus für das hohenstauffische Haus — eine schöne Unparteilichkeit. Er ist endlich von dem sogenannten mönchischen Geiste soweit entfernt, daß man fast keine Seite lesen kann, ohne zu spüren, daß man einen Schriftsteller vor sich hat, welcher gründlich philosophisch gebildet ist, und seinen Stoff durchdacht hat. Sein Fortsetzer Radevich, der Kononikus seines Stiftes, bemüht sich, genau in seine Spuren zu treten; das ist ihm freilich nur in Beziehung auf den Styl völlig gelungen. (Auf Friedrich's I. Befehl soll dann [obwohl die Zweifel an der Echtheit dieses Gedichtes nicht ganz beseitigt sind] Günther aus dem, was Otto und Radevich erzählt hatten, ein noch vorhandenes [nicht veröffentlichtes] episches Gedicht gemacht haben.)

Technisches wie diese Schriftsteller für die stauffische Geschichte, leisteten der Propst Gerhard von Steierburg, und Helmholt von Bosau, mit seinem Fortsetzer Arnold von Lübeck für die Geschichte des geraltigen Welfenherzogs Heinrich des Löwen. Es gibt auch eine eigene Familiengeschichte der Welfen, aus dem Kloster Wengarten; dieselbe ist aber nicht bedeutend und nur darum anzuführen, weil sie als der erste Versuch gilt, die Geschichte eines bestimmten Geschlechtes zum eigentlichen Gegenstande einer historischen Arbeit zu machen; was natürlich erst dann geschehen konnte, als ein solches nicht königliches Haus eben als Geschlecht eine hohe, wahrhaft welthistorische Bedeutung erhielt. Die Aufgabe der vorher genannten Historiker war eine andere. Gerhard scheint seine Geschichte Heinrich's mit der seines Klosters Steierburg verbunden zu haben; wenigstens ist das Werk nur in dieser Gestalt, leider unvollständig, vorhanden, ist es deshalb nicht wohl möglich, ein Urtheil über den literarischen Werth der Arbeit zu fällen. Doch scheint auch ihn die Bedeutung und Größe der Aufgabe zu einer freieren Behandlung gebracht zu haben. Helmholt (vergl. über ihn auch Giese-

brecht S. 754) gedient, eine Geschichte der Christianisierung der westlichen Slavonländer, zunächst Bagriens, zu schreiben. Damals von Bremen gilt ihm als Vorbild; und wie dieser führt ihn die Natur seines Gegenstandes zu einer höheren Auffassung. Sein Buch umfaßt fast die ganze Geschichte des nordöstlichen Deutschlands. Da er seine Arbeit unvollendet hinterließ, so setzte sie Arnolt in noch umfassenderem Sinne fort; so konnte er nun den großen Welsenfürsten zu dem eigentlichen Mittelpunkt seiner Arbeit machen. Diese Werke dürfen nicht mehr als bloße Greniken angesehen werden; anders als die Bischofsgeschichten oder frühere Biographien gehen sie wahre Zeitgeschichte. „Es ist eine, gerechten Anforderungen entsprechende, Historiographie, die uns hier vorliegt. Obwohl mehr der Nachbarländer (auch Frankreich, Italien sind reich an bedeutenden historischen Werken; ebenso England; Dänemark steht in seinem Sazo (Jahr. nach 1203) einen Geschichtsschreiber, „der für viele gilt,“ und in künstlerischer Kunst die meisten seiner Zeitgenossen übertrifft, in diesen Zeiten hinter Deutschland nicht zurückbleiben), so war doch damals viel früher in Deutschland der Sinn für historische Arbeiten gleichmäßiger vorbereitet. Man trifft ihn in allen Landeshöfen und zu den verschiedensten Zeiten. Von der Zeit der Ludolfinger bis zu den Hohenstaufen sind tüchtige Kräfte in Fülle auf diesem Gebiete thätig gewesen: die uns überlieferten Werke zeigen, bei aller Gemeinsamkeit in den Grundzügen, doch eine größere Mannichfaltigkeit der Ausbildung, der Auffassung und Darstellung, als es anderswo der Fall ist. Wesentlich neue Bahnen sind seit der Karolingerzeit allerdings nicht eingeschlagen worden. Aber auf den einmal betretenen Wegen ist man völlig heimisch geworden. Man hat gelernt, sich mit Leichtigkeit und Sicherheit zu bewegen, und einige Meister haben wahrhaft Großes geleistet, zuletzt eine solche Freiheit der Behandlung erreicht, daß von dem bestimmten einengenden Charakter der alten Formen schließlich doch eigentlich nur wenig übrig geblieben ist.“

Dagegen zeigen sich nun (vergl. Walz a. a. D. 4. Ab. S. 97—112) seit dem 12. und 13. Jahrh. in der deutschen Historiographie so bedeutende Veränderungen, daß man hier eine neue Periode ansehen darf. Dieselben treten freilich nicht plötzlich hervor, bringen vielmehr nur allmählich durch; die neuen Formen treten Anfangs nur sporadisch auf, gehen neben den bisher gewöhnlichen auf, die sich auch noch immer lange in vielfacher Anwendung erhalten, und werden erst nach und nach die vorherrschenden. Diese neuen Formen, nach denen wir den Charakter der späteren Historiographie bestimmen, beruhen auf unter sich sehr verschiedenen Tendenzen. „Es zeigen sich Richtungen, welche von ganz verschiedenen Grundlagen ausgehen, und sich erst nur sehr wenig berühren; sie hängen theils mit früheren zusammen, theils sind sie der gerade Gegensatz dagegen; aber in ihrer Mannichfaltigkeit geben sie der geschichtlichen Literatur des späteren Mittelalters einen ganz eigenthümlichen, bunten Charakter.“ Derselbe wird dadurch noch vermehrt, daß man immer auch die alten Formen

beibehält, und daß auch in der spätesten Zeit noch Werke entstehen, welche jenen des früheren Mittelalters gleichartig oder nachgebildet sind. Es finden sich unmittelbar Fortsetzungen älterer Arbeiten, in denen man sich zwar nicht ängstlich der Manier der Vorgänger anschließt, aber doch auch keinen ganz neuen Ton anschlagen will. Dazu kommt endlich die außerordentliche Produktivität dieses Zeitalters. Die kleinen anonymen Annalen, Chroniken und Geschichten sind kaum zu zählen; nun gibt es kein Kloster, keine Kirche, fast keine Localität, die nicht irgend eine Aufzeichnung über ihre Geschichte oder doch über einzelne Hauptbegebenheiten derselben aufzuweisen hätte. Wie in alter Zeit, so werden auch jetzt annalistische Aufzeichnungen abgeschrieben, fortgesetzt, vermehrt; an allen Orten wachsen jetzt solche Arbeiten hervor, die unter sich verwandt und doch zum Theil wieder selbständig und eigenthümlich sind. Unter diesen Arbeiten sind die österreichischen Annalen besonders nennenswerth.

Als besonders wichtig für die Umbildung des Charakters der mittelalterlichen, zumest und zunächst der deutschen Historiographie, erscheinen nun folgende Punkte. Als charakteristisch für die Zeit des 12. und 13. Jahrh. ist a) hervorzuheben, daß das sagenhafte Element immer mehr in die Geschichte einbrang. Die Sage, oder der Sage verwandte Uebertreibung — ähnlich wie bei den Hellenen der Anfang aller Geschichte auch bei den germanischen Nationen — war auch vor dem hellen Lichte der Historie nicht gewichen, behauptete sich zunächst nur in anderen Epochen. Die eigenthümlichen Auffassungen und selbstamen Umgestaltungen, welche die großen Weltbegebenheiten in der Tradition des Volkes erfuhren, fanden allmählich ihren Weg auch in die Literatur; wo sie dann, bald in ihrer wahren Beschaffenheit, bald aber auch unter dem Schutze der Geschichte auftraten. (Interessante Beispiele der Art für die Zeit vom 10. bis zum 12. Jahrh., für Italien, Frankreich und Deutschland, s. bei Walz a. a. D. S. 98—101). Die deutsche Dichtkunst, die sich im 12. Jahrh. in großartiger, glänzender Weise entfaltete, zog dann auch diesen Stoff in ihr Bereich. Und zwar nicht bloß die Thaten einzelner, schon der Sage anheimgefallener Persönlichkeiten (namentlich z. B. Karl's des Großen); sondern es wurde die ganze Geschichte der Gegenwart eigenthümlicher dichterischer Verarbeitung und Darstellung. Dahin gehört z. B. die sogenannte Kaiserchronik (schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. entstanden) eine freie poetische Behandlung der gesammten Geschichte, wie sie das Mittelalter kannte. Dahin allenfalls auch des Rudolf von Ems Weltchronik (die selbst freilich nur einen Theil der biblischen Geschichte umfaßt, der aber vielfach umgearbeitet, fortgesetzt wurde, und ähnlichen Arbeiten der Zeitgenossen zur Grundlage diente). Der Stoff, den diese Werke verarbeitet, ist kein ausschließlich teutscher: Sagen und Geschichten des Orients, der römischen Welt, Italiens und des übrigen Südens werden hier mit teutschen volkstümlichen Erzählungen verbunden, dann von dem Dichter erweitert, ausgeführt. Die geistige Bewegung des Abend-

landes im 10./11. Jahrh., vor Allem die Kreuzzüge (die auf die abendländische Historiographie des Mittelalters eine analoge Wirkung ausübte, wie die Züge Alexander's des Großen auf jene der Hellenen), welche den Orient den Occidentalen erschlossen, haben auf diese Sagenmischung, auf die ganze Ausbildung dieser Literatur bedeutenden Einfluß ausgeübt. Die sagenhaften Elemente bringen nun seit der Mitte des 12. Jahrh. immer entschiedener auch in die eigentlich historischen Werke ein. Namentlich gehört dahin die volkstümliche Tradition, die sich von selbst über jedes bedeutende historische Ereigniß bildet, und von eigentlichen geschichtlichen Novellen noch immer zu unterscheiden ist. Karl der Große und die großen Könige und Kaiser des 10. Jahrh. sind es besonders, deren Personen und Thaten in solcher sagenhafter Gestalt erscheinen. Während z. B. in der Kaiserchronik ihre Geschichte zum bloßen Gedächtnis geworden ist, blieb in den historischen Werken allerdings der Stamm der Geschichte bestehen, aber von einer uppigen Fülle traditioneller Uebersieferungen umwogert. Selbst in rein compilatorische Werke, wie jene des sogenannten Annonast Saxo, dringen letztere ein. Denn findet sich wol ein Autor, der sie bereitwillig aufnimmt und verarbeitet; ich meine den Godfried von Viterbo (gest. nach 1192), einen Italiener, der aber größtentheils in Deutschland lebte, und dessen Memoria saeculorum eine fast ganz in lateinischen Versen geschriebene Sammlung solcher Geschichten von den einzelnen Königen, Kaisern und anderen merkwürdigen Personen enthält. Specialitäten über diesen Autor, der dann auf die späteren Historiker von Teutschland und Italien großen Einfluß ausübte; dessen Geschichten die weiteste Verbreitung fanden, s. bei Waiß a. a. D. S. 103.

Diese anekdotenartige Geschichtserzählung wurde nun besonders beliebt. Sie machte sich — wie in den seit jener Zeit entstehenden teutschen Chroniken, so auch in denen geltend, die sich in Sprache und Form den früheren Vorbildern angeschlossen. Namentlich in den ungeheuren Compilationen, die sich seit dem 12. und 13. Jahrh. häufig finden, und denen jede Uebersieferung recht und willkommen war. Als Hauptrepräsentanten dieser Art sind hier Albericus (in der Mitte des 13. Jahrh.) und das speculum historiae des Vincentius von Beauvais anzuführen (letzteres eine ungeheure Enzyklopädie, wo ein Folioband von 1800 Seiten den historischen Wissenschaften gewidmet ist). Dann aber macht sich jenes anekdotenhafte Wesen auch in den Kaiser- und Papstgeschichten geltend, als deren berühmteste jene des Martinus Polonus (aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrh.) gilt: ein Werk, welches in ganz Europa eine ungemeine Verbreitung fand, und diese „Geschichten,“ die es an Stelle der wahren Geschichte gab, zur allgemeinsten Kenntniß brachte. Indem man nun diese Historien erweiterte, weiter entstellte, durch einander wirrte; indem man Fiktionen zu bestimmten, namentlich kirchlich-politischen Zwecken hinzufügte, kam es allmählig dahin, daß statt der Geschichte nur eine Reihe von Fabeln fortgeschleppt wurde. Das Ganze bildet in

den Chroniken des 14. und 15. Jahrh. ein Gewebe, welches — sobald es nicht möglich wird, dasselbe in die einzelnen Fäden aufzulösen und jeder auf seinen Ursprung zurückzuführen — als fast gänzlich unbrauchbar erscheint. Auf diese Weise mußte die historische Literatur des Mittelalters, sobald sie sich mit den älteren Zeiten beschäftigte, einen ganz eigenthümlichen, aber nicht eben erfreulichen Charakter annehmen.

Nicht minder wichtig, aber weit erfreulicher ist es dagegen, b) daß die geistlichen Werke nun zum großen Theil in heimischer Sprache geschrieben wurden. Es hängt das zum Theil mit dem oben Besprochenen zusammen. Wie die Sage und Poesie auf den Stoff der Geschichtsschreibung einen wesentlichen Einfluß ausübten, so gebrauchte letztere auch nicht selten die poetische Form für ihre Darstellungen. In lateinischen Versen (s. Beispiele bei Waiß a. a. D. S. 105) hat man in karolingischer und späterer Zeit in Teutschland, wie in Italien und Frankreich, immer schon historische Stoffe bearbeitet. Sobald dann die teutsche Poesie ihren hohen Aufschwung nahm, entstanden auch — besonders seit dem 12. Jahrh. — Geschichten und Chroniken in teutschen Versen. Die oben erwähnte Kaiserchronik und die Weltchronik des Rudolf von Ems stehen hier am Uebergange von reiner Dichtung zur Geschichte im dichterischen Gewande. An sie schließt sich dann zunächst das Werk des Enkel, eines Vesterreicher's (um die Mitte des 13. Jahrh.). Auch er schrieb eine Weltchronik, der des Rudolf von Ems und seiner Fortsetzer ziemlich ähnlich; dem biblischen Stoffe sind außer Anderem auch die romanhaften Erzählungen vom trojanischen Kriege und Alexander dem Großen beigemischt. Derselbe Dichter verfaßte dann auch ein „Fürstenbuch,“ d. i. eine Geschichte des österrichischen Hauses, wobei er schon ein mehr historisches Gebiet betrat, welches freilich oft genug durch fremdbartige und ungehörige Geschichten bereichert wird. Im Laufe des 13. und 14. Jahrh. entsteht dann, indem man diese poetische Form auch auf rein historische Gegenstände anwandte, die eigentliche Reimchronik, die in der Geschichtsschreibung des spätern Mittelalters einen bedeutenden Platz einnimmt. Ihr Charakter ist verschieden je nach dem Inhalte und der Individualität der Verfasser. Mitunter Bearbeitung lateinischer Quellen oder eigene treue Darstellung der Thatfachen, zuweilen auch freie Behandlung des Gegenstandes. Zu jener Gattung gehören die niederdeutsche Chronik Eberhard's von Gandersb. ein, zum Theil auch die Chronik des braunschweigisch-weißb. Hauses. Alle diese Werke tragen einen volkstümlichen, frischen Charakter. In Zeiten der frühern Zeiten nehmen sie den sagenhaften Stoff auf und verarbeiten ihn; wo sie gleichzeitige Begebenheiten behandeln, da sind sie von der unmittelbaren Wichtigkeit. Sind der bedeutendsten Beispiele aus Teutschland ist die Reimchronik des Gottfried Hagen aus Geln; daran reihen sich die zahlreichen niederländischen und belgischen Arbeiten dieser Art. Bald wurden allgemeine Chroniken, wie der berühmte Geschichtsspiegel des Marliant, bald einzelne Begeben-

hellen, wie von Heclu die Schlacht bei Worringen, zum Gegenstande der Behandlung gemacht. Die interessanteste Verbindung historischer Darstellung und poetischer Behandlung zeigt Ottomar von Horneck in seiner österreichischen Chronik aus dem Ende des 11. Jahrh.; es ist ein Werk, dem aus jener Zeit kaum ein anderes an lebendiger Auffassung und Vergegenwärtigung der Zustände und Begebenheiten an die Seite gestellt werden kann. Doch darf die Erzählung keineswegs aus unbefangener historischer Glaubwürdigkeit Anspruch machen, weil Ottomar mit seinem Stoffe dichterisch frei gearbeitet hat. Eigentümlich und bedeutend ist aber bei diesen Werken, daß sie in einheimischer Sprache geschrieben wurden. Nun nicht mehr lediglich gelehrte Arbeiten, sondern sie auch bei dem Volke Eingang und gewonnen eine bedeutende Stellung in dessen literarischer Entwicklung. Es dauerte nicht lange, so that man auch den letzten Schritt und schrieb in teutscher Prosa, was man bisher, wenigstens äußerlich, mit einem poetischen Gewande bekleidet hatte. In Teutschland ist dies freilich später und in weniger bedeutenden Werken geschehen, als in den Nachbarländern; Teutschland hat aus dieser Zeit kein Werk aufzuweisen, was den Bülchardouin, Joinville, Malaspina, Villani zur Seite gestellt werden könnte. Das älteste teutsche Werk der Art von erheblicher Wichtigkeit ist die Sachsenschronik (um die Mitte des 13. Jahrh. entstanden), die sich (zum Theil nach ältern lateinischen Quellen gearbeitet, zum Theil der volksthümlichen Tradition entnommen — eine interessante Vereinigung der gelehrten und volksthümlichen Uebersetzung) wenigstens durch die Darstellung vortheilhaft auszeichnet und — namentlich im nördlichen Teutschland sehr verbreitet — für viele andere ähnliche Arbeiten Quelle und Vorbild geworden ist. Später hat dann die geschichtliche Prosa allgemeinere Pflege erhalten und sich auch in Teutschland zu bedeutendern Leistungen erhoben.

Parallel mit diesem Beginne einer teutschen Historiographie in teutscher Sprache läuft aber c) eine andere Richtung. Es ward nämlich nun, ähnlich wie andere Gebiete der Wissenschaft und Literatur, so besonders auch die Geschichte dem Einflusse und der Behandlung der Geistlichen größtentheils entzogen. Es beginnen theils Dichter und Gelehrte, wie sie besonders in Italien, zuweilen auch an dem kaiserlichen Hofe sich fanden, theils Juristen und Staatsmänner, theils endlich in den aufstehenden Städten Mitglieder des Bürgerstandes mit Bearbeitung historischer Stoffe sich zu befassen. Das war denn für eine weitere reichere Ausbildung von großer Bedeutung. (Freilich war damit nicht nothwendig die Abfassung von Geschichtswerken in teutscher Sprache immer verbunden. Latein blieb noch immer die Sprache der Gelehrten, wie das herrschende Idiom bei Staatsgeschäften und Verhandlungen; sie war sowohl in den Städten, wie an den Höfen jedem Manne von Bildung und Bedeutung wohl bekannt. Auch hat man sich in den letzten Zeiten des Mittelalters, namentlich unter dem Einflusse des Humanismus, mit Vorliebe wieder einer eleganten Ausbil-

dung des lateinischen Stils zugewandt: kein Wunder, wenn auch die weltliche Geschichtschreibung noch oft dieses Gewandes sich bediente.) Nicht-geistliche Historiker angehend, so schrieb der Kautler Matthias von Neuenburg (im 14. Jahrh.) mit wehrer politischer Einsicht die Geschichte des 13. und 14. Jahrh.; auch Albertinus Aassatus (1261—1330), obwohl Italiener, darf als Biograph Heinrichs VII. hier genannt werden. Karl IV. hat seine früheren Lebensjahre selbst beschrieben. Neben solchen Autoren stehen aber auch einzelne Geistliche, welche entweder selbst wichtige Staatsgeschäfte geführt hatten, oder durch hohe Bildung in den Stand gesetzt waren, historische Arbeiten mit Erfolg zu unternehmen.

Die letzte Zeit der Hohenstaufen und die weiteren unruhigen Zeiten der teutschen Geschichte sind weniger reich an historischen Werken. Später traten aber wieder bedeutende Kräfte hervor. Der Verfasser der colmarer Annalen; der Geistliche, der das Leben des Bischofs Balduin von Trier geschrieben; der Abt Johann von Vietring u. a. m. sind hier besonders hervorzuheben. Auch in den Städten wurde noch manche Chronik lateinisch geschrieben; hier waren es wol auch Geistliche, oft auch die Stadtschreiber und andern Männer weltlichen Standes, welche diese Arbeit übernahmen. Auch kann es als Regel gelten, daß bei diesen städtischen Chroniken die teutsche Sprache den Vorzug erhielt. Gerade in den Städten entstehen nun die besten prosaischen Geschichtsbücher, welche das teutsche Mittelalter aufzuweisen hat. Vortreffliche Stadt- und Provinzialgeschichten, die Stadtbürger Chronik von Glosner und etwas später in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. die eifassische Chronik von Jacob Zwinger von Königsbosen; um dieselbe Zeit in Norddeutschland die Bremische Chronik von Schene und Ronesburch, die lübecke Stadtschreiberei und ihre Uebearbeitungen und Fortsetzungen von Detmar (gest. 1395?) und anderen im 15. Jahrh. Im Laufe dieser Zeit, und besonders gegen Ende des Mittelalters, gewann dann fast jede bedeutendere Stadt ihren Chronisten; auch wol mehrere kurz nach einander, die einander fortsetzten, indem sie sich aufschrieben, doch auch gegenseitig ergänzten. So entstanden die „Nützliche Chronik der Stadt Köln“, Chroniken von Nürnberg, Augsburg, Magdeburg, Hamburg und vielen anderen Orten. Einen ähnlichen Charakter tragen die Geschichten der einzelnen Länder und Provinzen, deren es aus dem 15. Jahrh. eine große Menge gibt, von Thüringen, Hessen, Baiern, Oesterreich. Auch die süddeutschen Städte haben schon früher ihre Chroniken aufzuweisen. Zürich den Eberhard Müller u. a. m., Bern den Justinger. Nun entstehen die nationalen Schweizer-Chroniken von Schilling, Stumpf und Eschudi (1505—1573), mit denen wir bereits die Grenze des Mittelalters erreichen. Diese Bücher zeigen oft auf eigenthümliche Weise alle Fehler und Vorzüge vereint, die man den historischen Werken dieses Zeitalters im Allgemeinen zuschreibt. In ihren früheren Theilen sind sie gewöhnlich reich an apokryphen Nachrichten, indem die Verfasser entweder die einmal in

Umlauf gebrachten Geschichten aufnahmen, oder neuen Stoff aus der Sage und Dichtung entlehnten. Sie knüpfen gewöhnlich an die fabelhaften Anfänge an, deren sich die Städte zu rühmen pflegten (analog den unhistorischen Ursprungsgeschichten der Städte erstend man auch fabelhafte Urschichten einzelner Gutsbüchse). Dagegen erscheinen dieselben Werke, sobald die Verfasser die spätere Zeit erreichen, vortrefflich durch die gesunde Auffassung der Verhältnisse und die frische, aus dem Leben selbst geschöpfte Erzählung. „Man sieht, die Verfasser kannten das Leben und wußten es zu schildern.“ Daneben finden sich denn auch Bücher, die nur die Zeitgeschichte zum Gegenstande haben und daher von dem Adel der Aufnahme fabelhafter Urschichten nicht getroffen werden. Von einigen Städte- und Landesgeschichten abgesehen, ist hier besonders die von dem Ritter Eberhard von Windeck (im Anfange des 13. Jahrh.) verfasste Geschichte des Kaisers Siegmund anzuführen. Ein Buch, welches durch die nahe Stellung des Verfassers zum Kaiser, durch die umfassende Behandlung des Organlandes und die (allerdings etwas harte und steife) Darstellung in teutscher Sprache immer eine hohe Wichtigkeit behauptet. Neben diesen verschiedenen Richtungen macht sich nun, wie schon oben gesagt wurde, immer noch manche aus älterer Zeit beibehaltene Art der Behandlung geltend. Es finden sich die Bischofs- und Klosterchroniken, auch die Lebensbeschreibungen hervorragender Männer immer noch fast ganz in der alten Weise. Noch immer entstehen Chroniken nach Art des 11. und 12. Jahrh., bald rein annalistisch, bald nach Kaisern und Päpsten geordnet: wo sich dann eine massenhafte Gelehrsamkeit, gewöhnlich nicht in erfreulicher Weise, kund gibt. „Große Ablagerungsorte für Ueberlieferungen aller Art — wo denn Geschichte und Sage, Excerpte aus älteren Quellen und neue Erfindungen, Erudition und krasse Unwissenheit in buntem Gemische neben einander liegen — hat diese Literatur der *specula historiae*, *flores historiarum* u. s. w. sogar das Mittelalter überdauert: auch die Neubelebung der klassischen Studien ist für dieses Gebiet ohne alle Bedeutung geblieben.“

Ehe wir nun den Uebergang zu der neueren Zeit nehmen, müssen wir (vergl. hierüber und über die gesammte Historiographie des Mittelalters die Uebersichten bei Böhler a. a. D. 2. Ab. S. 291 — 351) noch einen Blick auf die Historiographie in Italien, Spanien, Frankreich und England werfen. Doch können wir hier, und dann ebenso bei der neueren Zeit nur die Hauptrichtungen der Geschichtsschreibung im Allgemeinen, mit Hervorhebung einzelner bedeutender Größen, angeben. Im Allgemeinen ist auch in den genannten Ländern bis tief zum späteren Mittelalter derselbe Gang der lateinischen, von Männern geistlichen Standes gepflegten, Historiographie, wie in Teutschland, zu beobachten. Italien abgesehen, so ist hier zunächst auf dem Gebiete der allgemeinen, wie der Specialgeschichte Bedeutendes geleistet worden. Von Weltchroniken erwähne ich hier nur jene des Eberhard von Cremona (gest. 1215); die Weltge-

schichte des Gerhards Ricobald aus Ferrara (gest. 1298), u. a. m.; von Specialschriften die Zeitsgeschichte des Debo von Ravenna (n. 1200); den Otto Morena von Lodi (gest. 1199); Nicolaus de Jansilla (im 13. Jahrh.) u. a. m. Italien ist das europäische Land, wo man zuerst den entscheidenden Schritt that, und die heimische Sprache zu Aufassung von historischen Werken benutzte. Was nun die Geschichte in italienischer Sprache angeht, so nannte man sonst gewöhnlich Matteo Spinelli als den Ersten, der anfangen habe, die Geschichte als bildende Lehre in der Landessprache dem Volke, nicht lateinisch den Gelehrten zu erzählen. Das ist jedoch irrig. Ricordano Malaspini (gest. 1281) von Florenz, der die Chronik dieser seiner Vaterstadt von ihrem Ursprunge bis zum Jahre 1281 in einfacher Sprache behandelt, ist in der That der erste Historiker, der italienisch schrieb. In der Landessprache (daneben setzten sich natürlich wie in Teutschland, lateinisch abgefaßt, historische Werke beständig fort) werden nun sehr viele, zum Theil sehr werthvolle geschichtliche Bücher geschrieben. Namentlich zeichnet sich Florenz durch viele, in der Mutterprache geschriebene, vortreffliche Geschichtswerke aus. Da sind denn ganz besonders Dino Compagni (gest. 1323), der die Ereignisse von 1280 — 1312 mit Einsicht, Auswahl, vaterländischem Geiste in ebler Sprache erzählt, und Giovanni Villani (gest. 1348) zu nennen. Letzterer, auch mit den Classikern wohl vertraut, folgt in der älteren Geschichte dem Malaspini; in der späteren Zeit (1286 — 1348) erzählt er selbständig, auch die Begebenheiten des Auslandes bräutlichst, nach der Zeitordnung genau und wahrhaft, mit eigenthümlichen Ansichten und Urtheilen, in musterhaft einfacher Sprache. (Vergl. für Italien überhaupt L. A. Muratori, *Rerum italicarum scriptores* ab a. 500 ad 1500. Mediol. 1723 f. 28 F.)

Spanien abgesehen, so ist auch hier die historische Literatur von zweifacher Art; bis in das 13. Jahrh. wurden königliche Chroniken, z. B. des Lucas von Leon, Bischofs von Zug (gest. 1250), und des Robert von Jimenez von Toledo (gest. 1299), in der gewöhnlichen lateinischen Weise verfaßt. Nachdem begann die Bearbeitung der vaterländischen Geschichte (zunächst mit Aufzeichnung der gleichzeitig in epischen Liedern gefeierten Thaten des Helden) im epischen Tone und in der Mutterprache. König Alfons X. von Castilien (gest. 1284) ließ, um eine allgemeine Geschichte und eine Chronik von Spanien bis 1252 herzustellen, alle älteren Annalen und alle Documente sammeln, und durch eine Anzahl von Gelehrten diese Materialien ordnen und sichten. Zu der auf diese Weise in spanischer Sprache entstandenen Chronik von Spanien schrieb er selbst eine Vorrede; dieses Werk hat nachmals der große Annalist von Aragón, Zurita (im 16. Jahrh.), herausgegeben. Die Bearbeitung des geschichtlichen Stoffs geht im 14. Jahrh. von Catalonien aus. Ramon Muntaner (1295 — n. 1330) erzählt treuherrig, zum Theil als Urzeuge die vaterländischen Denkwürdigkeiten seiner Zeit in catalanischer Mundart. Später versuchte es Pedro Lopez

de Ayala (1332—1407), Großkanzler von Kastilien, ohne recht's Glück, die Geschichte Kastiliens von 1350—1406 in spanischer Sprache, aber in einer dem Livius nachgebildeten Manier darzustellen. Was er nicht erreichen konnte, leistete Hernando del Pulgar aus Toledo (gest. 1490?), der sich in jeder Art vollkommen würdig zeigte, die thronreiche Zeit Ferdinand's des Katholischen und der Isabella zu beschreiben. Seine Werke gelten in Spanien noch heute als classisch. Dieser noch heute viel gelehrte „spanische Livius“ ist nicht bloß des Stiles ganz mächtig; er zeigt nicht bloß bei der Darstellung der Ereignisse und beim Lobe der Thaten große Brechsamkeit, sondern seine ganz unethische Treue und Wahrhaftigkeit wird auch von seinen Landsleuten allgemein anerkannt. (In seine Spuren trat im 16. Jahrh. der gefeierte Stylist Diego Hurtado de Mendoza, ob seines gedrängten Stiles und seines sentenziösen Vortrages oft „der Salustius der Spanier“ genannt.)

In Frankreich ist für die Geschichte ebenfalls sehr viel geleistet worden. Abgesehen von den Arbeiten, welche die Altfranzosen mit den Teutonen gemein haben, wo denn der bedeutendsten chronistischen und andern Erscheinungen schon oben im Vorbeigehen die Aufmerksamkeit gewidmet wurde, blüht bei ihnen ganz besonders die historische Literatur, welche durch die aufregende Gewalt der Kruzüge in das Leben getrieben war. (Vergl. Jac. Bongarsii Gesta Dei per Francos a. orientaliū expeditionum et regni Francorum Hierosolymitani historia. [Janua 1611. 2 F.] J. Michaud, Bibliothèque des Croisades. [Paris 1829. 4. 8.]). Dahin gehören (vergl. auch Bacher a. a. D. 2. Bd. S. 314 ff.) Werke, wie sie neben vielen andern Petrus Kudobod von Cipro (c. 1100?), Robert aus S. Remy (gest. 1122), Raimund von Agiles, der etwas wunderthätige Abt Guibert von Nogent (gest. 1124), der Kanzler Gautier, Begleiter Gottfrieds von Bouillon, Fulcher von Chartres (gest. 1127?), Ddo von Deuil bei Paris (gest. 1168) schrieben. Der bekannteste Schriftsteller dieser Art ist Wilhelm von Tyrus (vermutlich ein Sprer, gest. nach 1188), Kanzler des K. Amalrich, Bischof von Tyrus; im Ueberslande literarisch gebildet, mit dem Orient und namentlich den jersusalemischen Staatsverhältnissen genau bekannt (nicht minder in den Alten belesen und der orientalischen, wie der occidentalischen Sprachen mächtig), verfaßte er eine ungemein reichhaltige, oft urkundliche, in kirchlichen Angelegenheiten nicht unbefangene, Geschichte der heiligen Kriege 1100—1184 in 23 B.; übermümt von dem Schmerze über das Unglück des christlichen Jerusalems, hat er das letzte Buch unvollendet gelassen. Im Allgemeinen blieb die Geschichtsschreibung auch in Frankreich bis zum 14. Jahrh. der Geistesfreiheit überlassen; da ist denn, um von Früherem zu schweigen, namentlich das 12. Jahrh. reich an Chroniken einzelner Provinzen, Städte, Bisthümer, Abteien und Klöster. In diesem Jahrhundert ist besonders der berühmte Abt von St. Denis, Ludwig's VII. großer Minister, Suger (1082—1151), zu nennen.

Die eigentlich charakteristische Historiographie der Franzosen blüht dagegen erst mit dem 14. Jahrh. auf. Ich meine die (schon oben beiläufig berührte) memoiristische Geschichtsschreibung. In Frankreich erwacht im 13. Jahrh. die Reizung, vermöge deren einzelne Personen, mehrentheils Männer von Edl., von hohem Range, ihre Erfahrungen, das was sie im Laufe der historischen Begebenheiten erlebt haben, als Denkwürdigkeiten (*Mémoires*) aufzeichnen. Diese Denkwürdigkeiten haben auf der einen Seite viel vom Romane an sich; sie sind voller Anekdoten, Witz, Klatschereien und offenkundigen Erfindungen. Aber sie führen auf der andern Seite den Leser auch in das Innere des Lebens und des Verkehrs, und enthalten viele Gesandnisse und Aufstellungen, Angaben der Triebfedern, der Zwecke und der Mittel, diese zu erreichen, die man in der „eigentlichen Geschichte“ umsonst suchen würde. Diese memoiristische Geschichtsschreibung, deren Natur — bei allen Verschiedenheiten der spätern historiographischen Richtungen — die französische Historiographie im Wesentlichen bis auf die neuere Zeit hinein beherrscht hat, ist in Frankreich außerordentlich reichhaltig. Sie ist zugleich dadurch von hoher Wichtigkeit geworden, daß gleich die ersten, bedeutenden und tonangebenden, in der französischen Sprache abgefaßt wurden. Da ist denn zuerst (schon im 13. Jahrh.) der berühmte Gottfried von Ville-Hardouin, Marschall von Champagne, zu nennen, welcher — selbst des Schreibens nicht mächtig — einem Kapellan seine Geschichte der Eroberung Constantinopels durch die, mit den Venetianern verbundenen, französischen Barone in die Feder dictirte. Dramatisch lebhaft, offen und treubergig, voll naiver Frömmigkeit, gewährt sein „herodoteisches“ Buch einen weit bessern Einblick in das damalige Wesen der französischen Ritterschaft, als die lateinischen Berichte, welche Menschen und Sachen latinisiren. Weit bedeutender in Bezug auf Darstellung, Sprache, Styl ist des Jean Sire de Joinville (1224[?]—1319[?]) etwa 1300 abgefaßte Lebensgeschichte des heiligen Ludwigs, die in dem einfachen, frommen und naiven Historiker zugleich einen Mann von sehr gesunder Einsicht und Politik erkennen läßt. Von den zahlreichen Memoiristen der spätern Zeit nenne ich vier: denn nur noch den berühmten Jean Froissart aus Valenciennes (1337[?—1401), welcher der Gattung der erzählenden Dichter der Ritterzeit viel näher steht, als der Geschichtsschreibung der Alten. Seine Grenzen von 1326—1400 enthält Alles, was der Verfasser über die Geschichte von England, Frankreich, Belgien und Kastilien erfahren hatte. In seinem Ruche lebt der Geist der spätern Ritterzeit, spricht sich die Natur der Verräther der Ritterromane aus, welche die Hauptfiguren jener Zeit bildeten. In origineller, übrigens etwas breiter, Sprache hält Froissart bei der Erzählung die Mitte zwischen dem kritischen Historiker und dem unterhaltenen Erzähler im Kreise galanter Ritter und ihrer Damen. In der weischiworigen Darstellung dieses Werkes „allgemeiner romanistischer Geschichte seiner Zeit“ ist keine strenge Zeitordnung beobachtet. — Mit Froissart erreicht die

Gattung der neuen Denkwürdigkeiten in Frankreich ihren Höhepunkt: nach ihm werden die Memoiren, die zwar die philosophische Auffassung vielfach niederhielten, dafür aber in die Geschichte viel reges Leben, Bewegung und Volksthümlichkeit brachten, anders gerathet. Wie im Leben der höhern Classen und in der Politik, so zeigt sich auch in der Geschichtsschreibung eine bedeutende Veränderung. Die unbefangene und natürliche Weise hört auf; die Schriftsteller suchen nach echt italienischer Weise über italienische Ränke auf, die fortan als wissenschaftliche Politik, staatsmännische Bildung angesehen werden; Wahrheit und Offenheit des Lebens wird als Einseitigkeit verachtet. Die Schriftsteller finden fortan die Triebfedern aller Handlungen und die Ursachen aller Geschichten ganz allein in den Ränken und Privatweden Einzelner. „Die Selbstsucht ist bei ihnen die Quelle alles menschlichen Handelns, und das Lesen der Denkwürdigkeiten rief daher auch bei denen, welche den Staat regierten, nothwendig wieder Selbstsucht hervor.“ Diese Denkwürdigkeiten, die — weil sie unterhaltend sind und sein sollen — scheinbar die Ursachen und den Zusammenhang der Dinge enthüllen; die alle Worte und sogar alle Gedanken der handelnden Personen wiedergeben, haben die französische Geschichtsschreibung oft in eine Anekdoten-sammlung, oft auch in eine Chronik von Anfsichtigkeit verwandelt. Wir nennen hier die *Memoires sur le regne de Charles V.* der Christine von Pisa (zu Anfang des 15. Jahrh.); und dann drei Männer, die zu den besten Quellen-schriftstellern über die Geschichte der letzten Zeit des Mittelalters und der anfangenden neuern Zeit gehören. Einmal den Prevost von Arras, Peter Henin (starb 1433), dann den Olivier de la Marche, grand-maitre d'hôtel von Burgund bei Philipp dem Guten und Karl dem Follhühnen (starb 1505), dessen Denkwürdigkeiten den eigentlichen Uebergang von Freisort's romantischer, nach Abenteuern haschender Manier zur italienischen, künstlichen, politisch-diplomatischen Auffassung bilden; und vor Allen den berühmten Philipp de la Cite von Comines, Sieur d'Argentan aus Flandern (1446—1509), dessen acht Bücher Denkwürdigkeiten der Zeitgeschichte 1464—1498, als das erste, ganz eigentlich historische Werk angesehen werden, welches in der neuern Zeit dießseits der Alpen in der Landessprache geschrieben wurde (im 16. und 17. Jahrh. ist es dann viel gelesen und gedruckt worden). Er hat bei sehr bedeutender, namentlich auch praktisch-politischer Bildung die Zeit, in der er lebte, besser begriffen, als einer der Mitlebenden; er hat auch die Ereignisse besser und vollständiger beschrieben, als irgend einer seiner Zeitgenossen, — freilich nicht in vollstümlicher, sondern in pragmatisch-diplomatischer, sententiöser Weise. Wohl aber trifft er dabei den Rationalgeschmack, ist reich an Anekdoten, „durchaus praktisch und schelmisch, ärgert Niemanden durch Redheit, rehet eine herzliche und natürliche Sprache und läßt doch überall den Schelm durchschinen.“

In England bleibt die Geschichtsschreibung während des ganzen Mittelalters dem durch Gelehrsamkeit und praktische Staatsklugheit ausgezeichneten Klerus aus-

schließlich überlassen — also lateinisch. Und einige Analisten, die in dieser Sprache schreiben, verdienen als Männer erwähnt zu werden, welche die Geschichte als ein Bildungsmittel zu gebrauchen verstanden, in den Chroniken — was Treue, einsichtigvolles Urtheil, Sprache und Darstellung angeht — Treffliches leisteten. Der Benedictiner Ingulf (10.—11. Jahrh.) war allerdings auch für einen Geistlichen nicht unangenehm zu lesen. Wilhelm von Somerzet (oder Walmersburg) (starb nach 1143) schrieb, obwohl etwas sehr schwülstig und rhetorisch-bombastisch, kenntnißreich und voll hoher Wahrheitsliebe, mit treuer quellenmäßiger Sorgfalt die Geschichte der englischen Könige 449—1127; ferner eine Geschichte seiner Zeit von 1127—1143, und vier Bücher Kirchengeschichten. Außer seinem Forscher Wilhelm von Remborough (1136—1208) und Heinrich von Huntington (starb 1159), gilt als der vorzüglichste unter den englischen lateinisch-schreibenden Historikern des Mittelalters der gelehrte Benedictiner Matthäus Paris von St. Albans (starb 1259), dessen Chronik, soweit sie Zeitgeschichte behandelt, durch reichliches Latein und (neben der Aufrichtigkeit seiner Angaben) durch den süßesten Freimuth, wo er denn oft bitter und schneidend wird, hervorsteht. Von den Spätern führt ich hier noch den Nicolaus Trevet aus Korsoll (starb 1328), und aus dem 15. Jahrh. die Guilielmus Worcesterius und Johannes Rossus in Warwick (starb 1491) an.

Den Uebergang zu den Historikern der sogenannten neuern Zeit machen wir mit den Geschichtsschreibern, die unter dem Einflusse des Humanismus, der zuerst in Italien unter dem Antriebe der Boetaccio und Petrarca wieder erwachenden Pflege und begeisterten Hingabe an die klassischen Studien schrieben. Dieser Einfluß macht sich nach zwei Seiten hin geltend. Auf der einen Seite bemüht man sich, und zwar vorzugsweise in Italien, nach dem Muster der großen Alten, in der Nationalsprache schön und würdig die Nationalgeschichte zu schreiben. Da sind die schon oben erwähnten, noch dem Mittelalter angehörigen, florentinischen Historiker Dino Compagni, „wahr, ernst und tief wie Thukydides“, und Johann Villani, „mit liebenswürdiger Breite wie Livius“, mit dem höchsten Lobe zu nennen. Die neuere Zeit angehend, so genannt die Geschichte in Italien dieselbe Richtung (im 16. Jahrh.), die sie in unsern Tagen überwiegend allgemein gewonnen hat, indem sie rhetorisch, diplomatisch und politisirend wurde. Unter den großen italienischen Historikern des 16. Jahrh. ist nun an der ersten Stelle der berühmte Nicolo Machiavelli zu nennen (bist 1498—1527 in den ersten Decennien des 16. Jahrh.); dessen meisterhafte historische Schriften durch die höchste classische Kunst und Eleganz des Stils sich auszeichnen und eine seltene Fähigkeit der Darstellung beweisen. Dessen politische und philosophische Grundgedanken aber freilich auch den trüben Charakter der italienischen Zustände dieses Jahrhunderts nicht verzeigten. Mit Recht ist von seinen Werken namentlich die florentinische Geschichte gepriesen worden. Machiavelli hat es verstanden, wie Thukydides



mit dem peloponnesischen Kriege gethan, die eintönige Geschichte einer einzigen Stadt zu einem Gemälde des menschlichen Schicksals überhaupt zu machen, und gleichsam die ganze Weltgeschichte daran darzustellen. Der zweite große italienische Geschichtsschreiber dieses Jahrhunderts ist Francesco Guicciardini (1482—1540), wie Machiavelli vielfach in die politischen Entwicklungen seiner Zeit verflochten. Dieser Schriftsteller, dessen Breite und auf bewundernswürdige Weise künstlich zierlicher, aber auch verwickelter Periodenbau sprichwörtlich geworden sind, hat aus der Geschichte seiner Zeit ein abgerundetes Kunstwerk gemacht; während Machiavelli „mehr der doctrinären Politik sich beßiß“, war Guicciardini mehr der praktischen und positiven Politik mächtig. Zugleich wie jener durch tiefe Menschenkenntniß, scharfen Blick, patriotische Gesinnung und Studium der Alten ausgezeichnet. (Vergl. über diese Männer und eine ganze Reihe anderer italienischer Schriftsteller des 16. Jahrh. L. Ranke, Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber, S. 1—49, 79—108, 182—200. Für diese und die späteren italienischen Geschichtsschreiber — wo sich unter Andern die Muratori und Mansi im 18. Jahrh. um die Geschichte ihres Vaterlands sehr verdient gemacht haben — s. auch Wächler 3. Bd. S. 141—146, 148 ff. 151 ff. Und über die neuere Zeit überhaupt Wächler a. a. D. 4. Bd. S. 137—178). Der ersten großen spanischen Historiker in der Nationalsprache ist schon oben gedacht worden; für die neuere Zeit nennen wir außer dem schon oben erwähnten Menzies noch den Geronimo Zurita (Starb 1580), seinen Fortsetzer Leonardo de Argensola und den Biographen Karl's V., den Graf Prudencio de Sandoval (Ranke S. 122—133). Wegen der späteren spanischen Historiker bis auf unsere Zeit, s. B. der Herrera, Moreada im 17., der San Felipe, Campomanes, Muñoz, Conde, Revoreto, Florenti u. a. m. im 18. und 19. Jahrh. s. Wächler 3. Bd. S. 176 ff.

Auf der andern Seite führt das erneuerte Studium der Alten dahin, daß die Historiographie sich vielfach wieder in lateinische Gewand hüllt. Nur mit dem Unterschiede gegen die alten Zeiten, daß man sich bemüht, die Geschichte von dem Vulgar-Latein frei zu machen, und mit strenger Nachahmung der besten römischen Muster in gutem classischem Latein zu schreiben. Auch dies begann in Italien, hat aber — wie sich denn überhaupt in der neuern Zeit die historischen Richtungen ziemlich gleichmäßig in den europäischen Culturländern vorfinden und verbreiten — dahin gewirkt, daß auch in andern Ländern, Spanien, Teutschland, Frankreich noch lange Zeit geschichtliche Schriften in lateinischer Sprache abgefaßt wurden. In Italien ist der bekannte Papst Pius II. (Aeneas Sylvius Piccolomini, von Siena, 1403—1464) unstreitig der bedeutendste unter den Historikern des 15. Jahrh., die im Style und der Manier der alten Römer zu schreiben versuchten. Von Andreem abgesehen, so ist es namentlich seine genaue, durch vielfache Reisen erlangte Kenntniß aller europäischen Länder und Verhältnisse, die seinen historischen Arbeiten einen sehr bedeutenden Werth

gibt. Nach ihm nenne ich noch den Nachahmer Sueton's, den Peter Candidus December aus Pavia (1399—1477), den Biographen des Philipp Maria Visconti und Franz Sforza; und seinen Zeitgenossen Merula. Und aus dem 15. Jahrh. den selten Paulus Jovius (Giovio) 1486—1552, aus Como (vgl. Ranke a. a. D. S. 68 ff.), mit seiner rhetorischen, dem Livius nachgeachteten, an brauchbaren Nachrichten jedoch reichen *Historia sui temporis* 1494—1547. Aus Frankreich sei dann hier des Frau's Beaucaire oder Belairius (1514—1591), Bischofs von Metz, schönes Werk „*rerum Gallicarum commentarii*“ erwähnt; Ranke S. 49 ff. (und für andere französische Historiker S. 151—173). Und Spanien angehend, so nenne ich außer andern (Ranke S. 53 ff. 111—122) namentlich den gedankenvollen und frimüthigen Jesuiten Jean Mariana aus Zalazera (1537—1623), dessen werthvolle spanische Geschichte von ihm selbst dann aus dem Lateinischen in das Spanische übersezt wurde, und den Juan Gines de Sepulveda (gest. 1574), einen der besten lateinischen, beilauffig lebhaft katolischen, Historiker der Spanier, den Historiographen Kaiser Karl's V.

In Teutschland ward gleichfalls die Neubetreibung der classischen Studien für die Historiographie von großer Bedeutung. Geling es auch sobald noch nicht, die verworrene Tradition zu lichten und nach Anleitung der echten Quellen sich der Irrthümer und falschen historischen Begriffe zu entziehen, die einmal vorherrschten, so lernte man doch die Zeitgeschichte mit größerer Eleganz schreiben. Im Allgemeinen bot die teutsche Historiographie am Ende des 15. Jahrh. einen eigenthümlichen Anblick dar. Man schrieb in lateinischer und teutscher Sprache. Die Geschichte war durch die Bemühungen ausgezeichnetster Männer volksthümlich geworden, doch strebte sie wieder nach Eleganz und Zierlichkeit im fremden Gewande. Man zeigte sich für höhere politische Auffassung, wenigstens der Zeitgeschichte, und war (doch machen sich auch höchst ehrenwerthe Bestrebungen, z. B. Altbald Pirchheimer für die älteste teutsche Geschichte, gütend) zum Theil in den falschesten Ansichten über die Vergangenheit befangen. Die Anfänge schärferer Kritik begannen sich zu regen, sowie der Kreis der zugänglichen Quellen ein größerer wurde, und zugleich wagte man die freesthen Erörterungen in den urgeschichtlichen einzelnen Länder, Städte, Geschlechter; gesunde und saule Elemente liegen nahe, oft in demselben Buche, neben einander. Das größte Beispiel der Art bietet Johann von Tritheim (Tritemius) (1462—1516), von dem einzelne Werke, namentlich sein *Chronicon Miraculense*, sich durch Gelehrsamkeit und elegante Darstellung vortheilhaft auszeichnen, während er zugleich den phantastischen Sinn und die Unzulänglichkeit seiner Jahre in solcher Weise theilte, daß er jene wunderlichen Geschichten der alten Franken erbichtete, die er unter dem Namen eines Hunibald und Wasthald mit dreier Eiern in die Welt schiedte. Dann aber regt sich — nach und neben den eifrigen Bemühungen der trefflichen Männer

des 15. Jahrh., wie namentlich Conrad Celtis (1459—1508) und Willibald Pirckheimer (1470—1530), vergl. über diese Verhältnisse besonders K. Hagen, Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter S. 290—301, — ein anderer Geist. Eine feinere historische Kritik, eine gelehrte und zugleich geschmackvolle Behandlung macht sich immer mehr geltend. Johann Warmeyer (Arentinus), 1477—1534, schrieb seine bairische Chronik, die (wie auch seine deutsche Chronik) auf der einen Seite als ein Werk der gründlichsten urkundlichen Forschung erscheint, auf der andern Seite von dem edelsten Patriotismus und einer rückhaltlosen Freimüthigkeit befreit ist. Gleichzeitig verfaßte Albert Reuß seine Bücher über norddeutsche Geschichte, die schon ganz auf umfassender sorgfältiger Forschung beruhen. Daron reihen sich die Werke der Hartmann Schedel (1440—1514), Jacob Wimpfeling (1450—1528), Sebastian Franck (1500—1545), Johann Carlo (1499—1537) und Andere, die, wie auch die vorhin genannten, in die neuere Zeit recht unmittelbar hineinzufließen.

Was nun das unermessliche Gebiet der neuern Historiographie angeht — unermesslich auch darum, weil bei der mit dem Verlaufe der Zeiten im Allgemeinen immer wachsenden Productivität, der Zersärfung der Geschichtsschreibung nach den verschiedenen Specialpartien hin, endlich bei der beginnenden Trennung der gelehrten alten Geschichte von der Zeitgeschichte der Stoff sich ohne vielfältige Studien fast gar nicht mehr übersehen läßt — so müssen wir uns darauf beschränken, einen ganz kurzen Abriss der Hauptrichtungen, soweit sie erkennbar sind, zu geben. Es blieb den letzten Zeiten des 18., und mehr noch dem 19. Jahrh. vorbehalten, die allgemeine, die Weltgeschichte in höheren Sinne kunstmäßig zu behandeln; ebenso ist die Geschichte des Alterthums (die Geschichte des Mittelalters als eines gesonderten Zeitraums entstand überhaupt erst in neuerer Zeit) erst in neuester Zeit als ein Stück Geschichte behandelt worden, welches noch andere Interessen darbietet, als gelehrte oder kirchlich-theologische. Die allgemeine Geschichte wurde in der neuern Zeit zunächst ausschließlich für Beschäftigung des Gedächtnisses bearbeitet und von Carlen (1532) in das System der vier Monarchien geordnet, eine Methode, die trotz aller Gegenbemühungen, z. B. des J. Rodin (1566) und Walib. Dresser (1587), sich bis in das 18. Jahrh. behauptet hat. Doch finden sich auch Versuche, diese Geschichte geistvoller zu behandeln; besonders von Ralegh (1552—1618) und Bossuet (1627—1704), welcher letztere die Weltgeschichte aus dem Gesichtspunkte ihrer religiösen Einheit aufbaute. Eine bessere Methode verstand dann die Behandlung der Universalgeschichte im 18. Jahrh. den deutschen Gelehrten Hase und Gatterer; die Behandlung des Stoffes wurde durch den „philosophischen“ Pragmatismus der Voltaire und Schöpper wesentlich gefördert. Die alte Geschichte fiel nun mit der neuern Zeit wesentlich in die Hände der Philologen; für Chronologie, Antiquitäten, überhaupt

für Einsammlung und Anordnung des gelehrten Materials ist da bis in das 18. Jahrh. hinein außerordentlich viel gethan worden, wo denn außer vielen Anderen die Zul. Scatiger, Egonius, Dnauprius Panninus und Corsini in Italien; die Stephanus, Jos. Scatiger, Casaubonus, Salmasius, Raleghus, Petavius, Du Gange in Frankreich; die Peutingier, Reineccius (in Helmstadt, geb. 1541—1595; nach Wachter 4. Bd. S. 138 führte er den Gebrauch ein, historische Belegstellen nachzuweisen), Gellarius, Glucerus, die Grevius und Guterus, Fabricius, die Pighius, Ildo Emmius, Meuschen, Roscius und Perizonius mit hohem Lobe zu nennen sind. Zu wirklich historischen Darstellungen der alten Geschichte kam es freilich nur selten, am meisten noch bei den Franzosen, besonders auf dem Gebiete der römischen Kaisergeschichte, wo ich an L. E. le Rain de Lillemont erinnern will.

Die Geschichtsschreibung, soweit sie eben nicht gelehrte Arbeit, und soweit sie auf Landes- und Zeitgeschichte sich erstreckt, war durch den Einfluß der humanistischen Studien auf der einen Seite zu kritischer Forschung geführt worden. Sie begann nunmehr einen immer mehr wissenschaftlichen Charakter anzunehmen. Auf der andern Seite, und dies ist bis tief in das sonst relativ reine 17. Jahrh. herrschend, dringt nun der polemische Ton ein. Die dem Humanismus eigenthümliche Polemik gegen den Scholasticismus und den Klerus erbielt eine höhere Bedeutung in Folge der reformatorischen Bewegungen. Wie die Reformation auch das kritische Studium noch mehr belebte, so gab sie auch Anlaß, daß nunmehr der religiöse Standpunkt der Verfasser, das Interesse für oder gegen den Protestantismus, für oder gegen die anschließenden politischen Grundfälle und Personalitäten, die Historiker auf lange hin in zwei Lager theilt. Was sich bekanntlich selbst auch auf dem Gebiete der Philologie — ich erinnere an Jos. Scaliger und die gelehrten Jesuiten — geltend gemacht hat. In Deutschland hat das freilich die historische Kunst nicht gefördert; nach mehrern bedeutenden Rücksägen verdrängen hier zuerst das Ueberwiegern der Dogmatik, dann andere Einflüsse den besseren Geschmack. Die glänzende Erscheinung teuffcher, protestantischer Historiographie im 16. Jahrh. ist Johann Strickanus (1500—1566); dem frommen und gelehrten Manne gelang es, in seinem Werke de statu religionis et reipublicae Carolo V. imperatore (vergl. Ranke a. a. D. S. 61 ff.) Kunst mit gründlicher Forschung glücklich zu verschmelzen. Sonst wies sich das geschichtliche Interesse namentlich auf kirchliche Angelegenheiten. Hier tritt denn besonders Matthias Flacius Illyricus (1520—1575) auf, und andere der sogenannten magdeburger Centuriatoren schlossen sich ihm an. In Italien schrieb im antipapstlichen Sinne vor allem der Eremit Paul Sarpi von Venedig (1552—1623) seine hochberühmte Geschichte der tridentinischen Kirchenversammlung. In Frankreich nennen wir von protestantischen Historikern besonders den Ebrodore Agrippa d'Aubigné (1550—1600). Katholischer-

seits gab im 16. Jahrh. Kochläus (1479—1552) den Ton an; den magdeburger Centuriatoren traten namentlich Baronius (gest. 1607) und seine Fortsetzer, den Protestanten überhaupt besonders die Jesuiten, entgegen. Im 17. Jahrh. sind die polemischen historischen Leistungen der katholischen Gelehrten, besonders in Frankreich, entschieden bedeutender, als jene der Protestanten (außer andern Leistungen sei besonders der Werke der Hollandisten gedacht [vergl. Wachler 4. Bd. S. 177]; was sich dann im 18. Jahrh. wieder umkehrt). Während dann in Teutschland unter dem scheinlichen Glanze des kugelbeladenen Wädrigen Krieges die Historiographie lediglich in Staatshistorien und Parteischriften (neben antiquarischen Sammlungen), ein fiesches Leben fristet (ich erinnere an die Pappus, Chemnitz, Sedendorf, Pufendorf und Rheonbilder), ist namentlich Frankreich sehr reich an memoiristischer belebten Historikern wie Brantôme, Henry de Rohan, Mézeray, Rochefort, Rich, Raimbourg, und vor Allem de Thou oder Buchanan aus Paris (1553—1617), und gibt auch im 18. Jahrh. in Gesmach, Vielleitigkeit und gefälliger Darstellung den Ton an. Mit dem 18. Jahrh. wird philosophischer Geist in der Geschichte, der sich aber oft nur in Scepticismus, ungerechter Herabsetzung des Mittelalters, einseitigem Pragmatismus geltend macht, aber zugleich zu scharfer Kritik, edelm Freimuth, glanzvoller Darstellung führt — durch Männer wie Leibniz, Bayle, Voltaire, Montesquieu gemacht. Wichtig, daß nicht allein Teutschland wieder einen höhern Aufschwung nimmt, sondern auch die Historiker Englands den noch heute mit Ruhm behaupteten hohen Standpunkt gewinnen. Man kann neben die philosophisch-pragmatische Schule der Engländer und Franzosen (hier die Raynal, de Buffon, Kuitiers, und vor Allen Voltaire, sammt den Geschichtsschreibern der Römer Belsaert und Livet, und den Hellenisten St.-Croix und Barthélemy, dort die Nilson, Middleton, Robertson, Hume, Gibbon) die pragmatisch-rationalistische der Teutschen stellen, wo dann die Schroöf, Schlozer und Spittler, des edlen Patrioten J. Moser und des rhetorischen Künstlers J. v. Müller nicht zu vergessen, die deutsche Historiographie regeneriert haben. Was endlich die neueste Zeit angeht, so zeigt sich da, ganz im Gegensatz zu der relativen Lethie der früheren modernen Jahrhunderte, gerade in Teutschland ein ungemein reges Leben auf allen Gebieten der Geschichtswissenschaft. Da ist denn, neben den ungeheuren Ereignissen am Anfang unsers Jahrhunderts, die Entstehung einer productiven Kritik (wie ich sie im Gegensatz zu dem mehr rein negativen kritischen Versuchen namentlich des 18. Jahrh. nennen möchte), die in den Wolf, Zachmann, Niebuhr, Savigny ihre berühmtesten Vertreter fand, von außerordentlichem Einflusse gewesen. Das Erwachen der germanistischen Studien hat auch den höchsten Eifer auf die vaterländische Geschichte gelenkt, wo denn die bahnbrechenden Arbeiten der Grimm, Pertz u. A. nicht genug gepriesen werden können. Im Allgemeinen hat die nationale Historiographie, d. i. die Ge-

schichtschreibung der deutschen Geschichte, wie billig, endlich in Teutschland den höchsten Rang eingenommen. Vor Allem durch den Einfluß der Ranke'schen Schule, die nach dem Ruhme gründlichster Forschung, philosophischer Tiefe, objectiver Ruhe und schöner Darstellung trachtet. Im Allgemeinen ist die kritische Methode dieser Schule gegenwärtig die herrschende: liebevolle und gerechte Behandlung des früher über alle Gebühr geschmähten Mittelalters ist dieser Schule besonders eigen. Dagegen liegt ihren Hauptvertretern das politisch-tendenziose Element fern. Dieses letztere ist im hohen Maße der specifisch-katholischen Schule eigenthümlich, welche (der Ranke'schen Schule durch das Interesse am vorprotestantischen Mittelalter verwandt) namentlich in den vier letzten Decennien unter den Auspicien der Döllinger, Görres, Philipp, Hurter u. a. m. aufblühte. Durch das patriotisch-nationale Interesse nahe verbunden, steht endlich neben der Ranke'schen Schule eine Gruppe von Historikern, die ich die „politisch-tendenziose“ nennen möchte; Männer, die größtentheils der Gegenwart und jüngern Vergangenheit zugewandt, durch glänzende Werke sich auszeichnen haben. Eine gewisse Verwandtschaft besteht da zwischen den Schloffer, Gerinus, Dahlmann, Häufig u. a. m. Unter dem Einflusse der Niebuhr'schen Anschauungen, der erneuerten realistischen philologischen Studien, wie namentlich Böckh sie vertritt, hat denn auch die alte Geschichte eine neue, mehr politische Behandlung erfahren, als deren bedeutendstes Beispiel ich hier Mommsen's römische Geschichte anführe. Glänzende Zechnis, tiefe politische Anschauung, schöne Darstellung zeichnen dann vor Allem die Engländer aus, deren berühmtester Vertreter zur Zeit Macaulay ist; für die alte Geschichte behauptet hier zur Zeit Grote den bedeutendsten Ruf. In Frankreich endlich ist neben der reichen gemeinlichen Literatur unter englischen und deutschen Einflüssen eine Historiographie erwachsen, die sich, wie die Werke der Barante, Lacretelle, Thierry, Gapessigue, Guizot u. a. m. zeigen, mehr der objectiveren Behandlungsweise nähert. Schönheit der Form zeichnet sie alle aus: das geht dann bis zu romantischer Darstellung und romantischer Rhetorik, wie bei Lamartine. Das subjective Element bricht wieder durch bei den politisch-tendenziosen Parteischriststellern, sei es nun, daß sie, wie die Lamartine, Mignet, Thiers, Louis Blanc u. a. m. bestimmten Tendenzen gewisser Partien praktisch dienen wollen, sei es, daß sie — wie die Geschichtsschreiber Napoleon's I. — bei ihren Darstellungen den ausländischen Völkern keineswegs immer gerecht werden.

(G. Hertberg.)

Geschichtsmalerei, f. Malerei.

GESCHICKE. Gescheide nennt die veraltete Bergmannssprache edle Klüfte, welche den Hauptgängen zufließen. Wenn einem Gange viele solcher Klüfte zufließen, so heißt es: der Gang sasset viele Gescheide in sich, die Gescheide flachten sich in einander. (C. Reimarth.)

GESCHICKLICHKEIT, Geschick, Schick, Geschicktheit (sprachlich und psychologisch), bezeichnet

im Allgemeinen den Zustand oder die Eigenschaft einer Sache oder Person, wornach dieselbe zur Erreichung einer gewissen Absicht oder zu beabsichtigten Veränderungen „geschickt“, d. i. tauglich, tüchtig, passend ist (die „Geschicklichkeit“), oder auch das Verhältnis der Theile einer Sache, sofern es einer Absicht gemäß ist, sich „für sie schickt“ („Geschick“ oder „Schick“ in objectivem Sinne). „Ich sah an Arbeit und „Geschicklichkeit“ in allen Sachen“, d. i. allerseits wohl versetzte Werke; Predig. 4, 4. So auch in den Redensarten: es hat weder Art noch „Geschick“, eine Sache in das „Geschick“ bringen. Im Bergbau heißt die zur Erzeugung der Erze tüchtige Beschaffenheit der Erds- und Steinarten, Gänge, Klüfte u. s. w. ihr „Geschick.“ Sodann bezeichnet „Geschick“ und „Geschicklichkeit“ die entweder angeborene oder durch Übung und Fleiß erwerdene vorzügliche Fähigkeit oder Fertigkeit zu gewissen Veränderungen „geschickt“, d. i. fähig und tüchtig zu sein, ingleichen auch einzelne Fertigkeiten („Geschicklichkeiten“), die von dieser Eigenschaft zeugen. „Bezael weise, verständig, „geschickt“ zu allerlei Werk, künstlich zu arbeiten in Gold, Silber und Erz, Gestein zu schneiden u. s. w.“ 2 Mos. 34, 31 fg. „So sehet, welcher der Beste und „Geschickteste“ sei unter den Söhnen eures Herrn“, 2 Kön. 10, 3. „Es muß ein Mensch, der seine Arbeit mit „Weisheit, Vernunft und Geschicklichkeit“ gethan, sie einem Andern zum Erbtheil lassen, der nicht daran gearbeitet hat;“ Pred. 2, 21. „Zur Nahrung hilft nicht „„geschickt““ sein;“ Pred. 9, 11 (an Gottes Segen ist Alles gelegen). „Knaben, die da „„geschickt““ (tauglich, stark genug) wären zu dienen“, Dan. 1, 4. „Mancher ist wohl „„geschickt“,“ Andern zu rathen und ist ihm selber nichts nützlich“, Ezech. 37, 12. „Sich zum Streit „„geschickt““ machen, sich rüsten;“ 2 Kön. 20, 12. „Daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allen guten Werken „„geschickt““ (ausgerüstet);“ 2 Tim. 3, 17. — Ganz so werden alle diese Ausdrücke noch im heutigen gemeinen Sprachgebrauch genommen, z. B. „Geschick“ für Rüst, Sprachen, Handwerke u. s. w. haben, eine „Geschickte“ (passende) Antwort geben, sich in eines Andern Gemüthsart oder Launen „schicken“ lernen. „In der Geschicklichkeit, die öffentliche Meinung zu leiten oder ihr zur rechten Zeit nachzugeben, besteht heutzutage die Regierungsfunktion.“ M. de Staël, Mémoires, et considérations, sur l. pr. ev. de la revol. franc. III, 13. — Das grundwesentliche Merkmal der Geschicklichkeit als Eigenschaft ist psychologisch die Energie der Urtheilskraft als des Vermögens das Besondere, oder den Fall richtig unter das Allgemeine oder die Regel zu subsumiren, verbunden mit der Energie der That- oder Willenskraft, um demgemäß in praktischen Dingen oder Geschäften die passendsten (sich am besten „schickenden“) Mittel für gegebene Zwecke zu wählen, die leichteste und kürzeste Versuchsanstalt anzuwenden. Diese Energie ist meistens als natürliche Gabe (Talent), daher „Geschick“ vorausweise diese Bedeutung hat; indessen gilt auch oft das alte „Inhor im-

probus omnia vincit,“ und die Geschicklichkeit ist daher auch oft bloß „ein Product des Fleißes, besonders auch des Nachdenkens, fortgesetzter Übungen in den sogen. Handgriffen“, die jedes Gewerbe hat (selbst die Wissenschaft und Gelehrsamkeit, „das Studiren ist eine Kunst, die wie die andern ihre Handgriffe hat.“ Erneski, Analect. a. d. Sprachf. S. 27). In sofern der Wiß als angeborenes feineres Vergleichungsvermögen (Fries, Psych. Antropol. I, 172. II, 196; Schridler, Psych. S. 427) anzusehen und praktisch aufgesetzt als Talent der Klugheit (daher „Mutterwitz“) in den verschiedensten sich zeigt, kann man mit Reinhard (Christl. Moral. 4. Ausg. II, 314) sagen: „Als einen vorzüglichen Wirkungskreis des Wißes betrachten die Christen das geschäftige Leben. — Die Klugheit des Lebens und das, was man bei Geschäften das Geschick nennt, ist größtentheils eine Wirkung des Wißes und eine zu große Vollkommenheit, als daß Christen nicht eifrig darnach streben sollten, Philipp. 4, 8.“ — Von der „Fähigkeit“ unterscheidet sich die „Geschicklichkeit“ (vgl. Eberhard's Synonym. s. v. Fähigkeit) wie vom bloßen Vermögen (Anlage) die wirkliche Kraft (mit plumpen, schwerbegreiflichen Händen würde es einem Menschen an der „Fähigkeit“, ein „Kangfinger“ oder Beutelschneider zu werden, fehlen, die nothige „Geschicklichkeit“ muß sich oder auch der mit den fähigen Händen Begabte erst erwerben); von der „Fertigkeit“ darin, daß letztere oft unablässig genossen und ohne Anwendung von Kunstregeln ausgeübt wird, auch wohl bloß Folge schlechter Angewohnungen (z. B. eine „Fertigkeit im Fluchen“) ist, während „Geschicklichkeit“ immer erfordert, daß der Mensch bedankt, was er „vollbringt, und von ihr jedesfalls nicht gilt: „der Herr gibt's den Seinen im Schlafe,“ sondern

„Vor die Axtlichkeit setzen den Schwelz die unsterblichen Götter!“

Defiod.

(Dr. K. H. Scheidler.)

GESCHIEBE, heißen in der Geognosie Anbauten von Gesteinsstücken ohne Kuchel auf deren Größe, Form und sonstige Beschaffenheit. Die Geschiebe haben auf die Oberflächengestaltung der Erde gegenwärtig und in noch höherem Grade in früheren Bildungsperioden einen bedeutenden Einfluß gehabt und ihre Untersuchung hat daher für die Geognosie und Orologie ein großes Interesse.

Die Geschiebe verdanken hauptsächlich mechanischen Zerkörungen der Gesteinsmassen ihre Entstehung, die in seltsamen Gebirgsthälern am schönsten zu beobachten ist. Sie sind der Schutt des festen Felsengebäudes, welcher zugleich das Material zum Aufbau neuer Gebirgsschichten liefert. Von den die Geschiebe erzeugenden Ursachen steht das Wasser in erster Reihe. Es untergräbt seine steilen Ufer, zumal wenn dieselben aus weichen Gesteine, aus Thon, Mergel, leedern Sandeisen bestehen, die ausliegenden Gesteinsmassen verlieren dadurch ihren Stützpunkt und brechen zusammen. Die Trümmer groß und klein stürzen in das Wasser und werden von der Ström-

mung fortgeführt, wenn sie nicht zu groß und schwer find. Sobald der Strom seine Tragkraft verliert, sinken die Trümmer zu Boden, oder werden bei Ueberschwemmungen über die Ufer geführt und auf dem trockenen Lande zerstreut. An den größten Trümmern, welche das Wasser nicht fortführen kann, setzen die Wellen ihre Bestrebungen fort. In allen Gebirgsbächen und Flüssen, überall an steilen Meereshfern ist diese Bildungsweise der Geschiebe zu beobachten, nur die festesten Gebirgssteine widerstehen Zerkleinerung dem Wogendränge und lassen sich von diesem allein nicht zertrümmern. Gewaltiger wirkt noch auf die Geschiebebildung die Verwitterung. Sie lockert die Felsenmassen an ihrer Oberfläche auf, erzeugt feine Risse und Spalten in denselben, in diese dringt atmosphärisches Wasser ein und setzt die Auflockerung fort. Gefriert das Wasser in den Rissen und Spalten: so dehnt es dieselben gewaltiam aus und zersprengt das Gestein. Zerissene und zerstückte Felsenmassen liefern auf diese Weise große Geschiebemengen, die an Gehängen und Thalsohlen im Gebirge sich aufhäufen, bis an das Ufer des Bades oder Flusses allmählig herandrücken und von diesem fortgeführt werden. Fließt kein Wasser am Fuße der Gehänge vorbei: so sind sie hier der allmähigen Verwitterung und Auflösung preisgegeben. Im geschichteten Gebirge veranlassen oft Bergschliffe die Bildung ungeheurer Trümmerhaufen, indem die eindringenden atmosphärischen Gewässer die weichen thonigen oder mergeligen Zwischenstufen allmählig fortführen oder in Schlamm verwandeln, sobald bei sehr geneigter Schichtenstellung die ausliegenden festen Bänke in Bewegung geraten und verwindend ins Thal hinabrutschen. Berühmt sind die wiederholten Bergstürze im goldauer Thale im Canton Schwyz, zwischen dem Rigi und Ruffi, wo die Ragelstuhlfelsen ihrer weichen Unterlage beraubt in ungeheuren Trümmermassen ins Thal hinabstürzten. Auch gewaltige Stürme vermögen schon von der Verwitterung aufgelockerte steile Felsenwände und Felsenfelder herabzustürzen und noch gewaltiger wirken erdbebenartige Erschütterungen auf die Trümmerbildung. So veranlassen die vom 25. Juli 1855 bis ins Frühjahr 1856 sich wiederholenden Erschütterungen in den Alpen, die ihren Herd im Canton Wallis (Rigp- und Nidasthal) hatten, zahlreiche Felsenstürze, welche an vielen Orten Thalsohlen und Gehänge mit Trümmerhaufen bedeckten. Noch andere Ursachen der Geschiebebildung sind die Gletscher und Lavinestürze. Auf dem Gletscher sammeln sich die von den benachbarten Felsenwänden herabstürzenden Gesteinsblöcke und werden mit dem Vorrücken der Eismasse ins Thal hinabgeführt. Mit ungeheurer Gewalt wirft die Eismasse selbst zerfließend auf ihrem Wege ins Thal hinab und umgürtet sich freilich und vorn mit einem Geschiebewalle. Die Lavinestürze, welche im Frühjahr an steilen Gehängen im Hochgebirge häufig vorkommen, reißten mit furchtbarem Gewalt Gesteinstrümmer in die Tiefe hinab. Langsamere und minder anfallend wirkt auf die Geschiebebildung die Thätigkeit der Pflanzenvelt. Die Wurzeln der Bäume und Sträucher dringen in die Gesteins-

rigen und Klüfte ein und treiben mit ihrer Vergrößerung diese aus einander, wodurch einzelne Trümmer abgelöst werden.

Diese mannichfaltigen Ursachen der Geschiebebildung wirken auf die verschiedenartigen Felsenmassen ein, so daß ihrer Gesteinsbeschaffenheit nach die Geschiebe ebenso mannichfaltig sind als die Gebirgsmassen konstituierenden Felsarten selbst. Wir unterscheiden daher die Geschiebe petrographisch nach den Felsarten, aus denen sie gebildet sind, als Granitgeschiebe, Porphyrgeschiebe, Gneis-, Quarz-, Thonschiefer-, Kalkstein-, Sandsteingeschiebe u. s. w.

Für die Bildungs-geschichte der Erdoberfläche sind die Geschiebe von der größten Wichtigkeit und die beschreibende Gognose sowohl als die Geologie untersuchen ihr Verhalten genauer als wir es eben nur im Allgemeinen angedeutet haben. Unter Geschiebe im engeren Sinne begreift der Gognost nur diejenigen Gesteinstrümmer, welche an den Gehängen der Berge, an den Thalsohlen, in Gebirgsbächen und Flüssen herabgeschoben sind, Trümmer, welche nur in ihrer Lage eine Veränderung erlitten, nicht in ihrer Form, Größe und sonstigen Beschaffenheit, Gesteinsstücke, welche von der festen Gesteinsmasse abgelöst nur durch das Gewicht ihrer Schwere oder durch die Gewalt des fließenden Wassers in größerer Menge aufgeschwält sind. Sie sind scharfkantig, edig, unregelmäßig, von sehr unbestimmter Gestalt, wenn nicht die ursprüngliche Abfonderung des Muttergesteins eine bestimmte polyedrische Gestalt ihnen verleiht. Ihre Oberfläche zeigt überall noch den frischen Bruch von dem Muttergesteine oder doch nur schwache Abwitterung. Die Größe der einzelnen Geschiebe in derselben Anhäufung ist gewöhnlich eine sehr verschiedene, von einem und einige Zoll bis mehre Fuß Durchmesser. Wenn die Geschiebe durch längeren Aufenthalt oder weiteren Transport in fließenden oder strömenden Gewässern ihre scharfen Kanten und Ecken verloren haben, wenn sie abgeschliffen und abgerundet sind, heißen sie Gerölle, Kalksteine (durch Bewegung und Reibung unter einander oder auf fester Unterlage abgerollt). Einzelne Geschiebe oder Gerölle, die sich durch beträchtliche Größe auszeichnen, werden als Blöcke unterschieden, sowohl als Geschiebeblöcke wie als Gerölleblöcke. Besteht eine ganze Anhäufung aus großen Blöcken, so wird dieselbe auch Blöckgeschiebe oder Blöckgerölle genannt. Sind dagegen die Geschiebe und Gerölle sehr klein, so sind die einzelnen Stücke und Körner, von einigen Linien Durchmesser und kleiner, so heißen sie Grus, Grand, Knack, Sand. Unter Sand begreift man gewöhnlich nur die sehr feinkörnigen Quarzgerölle und -geschiebe, die Sandkörner sind scharf, edig oder abgerundet. Eine scharfe Grenze, eine mathematisch genaue Bestimmung von Blöcken, Geschieben, Geröllen, Grus, Sand bis zur feinsten mechanischen Auflösung der Gesteine in Schlamm und Staub läßt sich nicht geben und ist auch nicht nöthig. Nur von der Form der Gerölle sei noch erwähnt, daß dieselbe durch die Richtung der Wirkung des fließenden Wassers und durch die Schwere der einzelnen Gerölle bestimmt

wird und daher gewissen allgemeinen Bildungsgesetzen unterliegt. Der ältere Schimper deutete in einem mündlichen Vortrage vor der Versammlung des naturwissenschaftlichen Vereins für Sachsen und Thüringen in Jena 1854 die Bildungsgesetze der Geröllformen im Allgemeinen an und begründete darauf einen neuen Zweig der physikalischen Geologie, den er Rhöologie nennt. Eine eingehende Entwicklung der rhöologischen Geseze und rhöologischen Figuren behielt sich Schimper in jenem Vortrage vor; sie ist bis jetzt noch nicht gegeben worden.

Die Geschiebe haben zu allen Zeiten dem Wasser das hauptsächlichste Material zur Bildung der geschichteten Gebirgsmassen geliefert, zu deren Untersuchung die Gegenwart allen Aufschluß gewährt. Die Geschiebe im engeren Sinne häufen sich gegenwärtig an den Thälwänden und Berggehängen an. Hier werden sie von der Verwitterung ergriffen, lockern sich an der Oberfläche auf, zerfallen und überziehen sich bald langsamer bald schneller je nach der Beschaffenheit des Gesteins mit einer Vegetationsdecke. Sie mildern dadurch die rauen Formen in den Gebirgen. Ueberschwemmungen erfüllen die Läden und Zwischenräume der tiefer gelegenen Geschiebmassen mit Schlamm, der nach dem Rücktritt der Gewässer trocknet und erhärtet, die einzelnen Geschiebe werden dadurch zu einer zusammenhängenden Gesteinsmasse verfestet und bilden dann Breccien. Solche Breccien kommen in allen Gebirgsformationen vom Grauwackengebirge bis zum Alluvium vor und werden nach der Beschaffenheit der constituirenden Geschiebe unterschieden als Quarzbreccie, Kalksteinbreccie, Sandstein-, Granit-, Gneissbreccie u. s. w. Bisweilen bilden Trümmer von Muscheln, Knochen und Zähnen einen Hauptbestandtheil der Breccie, und diese wird dann Muschelbreccie, Knochenbreccie genannt.

Die Gerölle werden von den Flüssen aus dem höheren Gebirge in die tiefer gelegenen Thäler und in die Ebene hinausgeführt, hier an seichten, die Strömung und Tragkraft des Wassers hemmenden Stellen abgelagert, oder durch gewaltige Ueberschwemmungen über flache Ufer ausgebreitet. Sie erheben auf diese Weise schichtweise die Ufer, den Grund des Flussbettes, verengen das Flussbett; ebenso führen die Wogen des Meeres die Gerölle von den Gestaden fort und lagern sie an anderen Stellen wieder ab. Führen neue Flüssen Sand, Grus und Schlamm über die Gerölle: so werden auch diese wie die Geschiebe zu festen Gesteinsbänken verfestet, die nun Conglomerate heißen. Nicht alle Conglomerate unterscheiden sich hinsichtlich der Schärfe die Conglomerate von den Breccien, erstere sind aber nur aus Geröllen, aus entkankten, abgerollten, gerundeten Gesteinsstücken, letztere aus Geschieben oder scharfkantigen Gesteinstrümmern gebildet. Die Conglomerate kommen ebenso mannichfaltig vor als die Breccien und werden wie diese als granitische, Quarz-, Kalkstein-, Muschelconglomerate u. s. w. unterschieden. Den Antheil, welchen die Conglomerate an dem geschichteten Gebirge haben, ist ein ganz ungeheurer. Am gewaltigsten tritt er uns ent-

gegen im Grauwacken- und Steinkohlengebirge und dann wieder in der Ragoth. Aus diesen großartigen Massen von Conglomeraten müssen wir auf eine entsprechend gewaltige Kraft der zersetzenden und bildenden Thätigkeit der Gewässer in früheren Bildungsperioden des Erdballs schließen. Die petrographische Beschaffenheit der Conglomerate gibt Aufschluß über das Alter der Gebirge und über den früheren Lauf der Gewässer. So fand Hausmann im Harze sehr alte granitische Conglomerate, deren Material nicht von den Granitmassen des Harzes, sondern von denen der skandinavischen Gebirge herkam. Aus der Verbreitung der Gerölle in unseren Ebenen schließen wir mit Bestimmtheit auf den früheren Lauf der Flüsse, indem wir die Ablagerung der Gerölle bis zu ihrem Ausgangspunkte im Gebirge verfolgen.

Sand und Grus und Kies werden von den Flüssen am weitesten fortgeführt. Sie bilden in den Betten der Ströme die Sand- und Kiesbänke und an den Mündungen der Flüsse in Seen und Meere die Delta. Alle größeren Ströme werfen vor ihrer Mündung solche Delta auf. Die Meereswegen selbst häufen an seichten Stellen Sand und Schlamm an und erweitern die Ufer oder bilden neue Inseln. Die großartigen Veränderungen, welche auf diese Weise die Erdoberfläche in historischer Zeit erlitten hat, schildert v. Hoff in seiner Geschichte der durch Ueberschwemmungen nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche (Göttingen 1822—1840. 4 Theile.) und Cuvier in seinem Discours sur les révolutions du Globe (Paris 1828; deutsch von Röggerath 1840, von Siebel 1851), auf welche Werke wir wegen des weiteren Details verweisen.

Eine besondere Wichtigkeit haben in der neueren Geologie die sogenannten erratischen Blöcke erhalten wegen der Theorien, die sich an ihre Verbreitung über die letzten großartigen Umdänderungen der Erdoberfläche knüpfen. Die erratischen Blöcke sind Geschiebe oder Gerölle in Ebenen und an Gebirgsgehängen, deren Fortführung sich durch den Lauf und die Größe der gegenwärtigen Gewässer nicht erklären läßt. So zieht sich eine Zone erratischer Blöcke, die ihrer petrographischen Beschaffenheit nach von den skandinavischen Gebirgen abstammen aus dem Norden Englands herab durch das ganze nördliche Teufelsland bis nach England hinüber. Ähnliche Erscheinungen finden in den Alpengebirgen und in Nordamerika beobachtet worden. Uafig brachte die Verbreitung dieser Blöcke mit der Bewegung der Gletscher in Verbindung und stellte die Hypothese einer allgemeinen Eiszeit auf. Hierüber werden wir in dem Artikel Gletscher uns verbreiten.

Die Untersuchungen über die Geschiebe und Gerölle sind theils in geologischen Monographien, theils in den oben eröhrten Werken von v. Hoff und Cuvier niedergelegt; von den Lehrbüchern der Geologie verdienen verglichen zu werden: J. G. Bronn, Handbuch einer Geschichte der Natur (Stuttgart 1841—1850.); G. F. Raumann, Lehrbuch der Petrographie (Leipzig 1850.); B. Studer, Lehrbuch der physikalischen Geographie und

Geologie (Bern 1847.); Fr. Walchner, Handbuch der Geognosie (Carlsruhe 1843. 2. Aufl.)

**GESCHIN** oder **GESCHINIUS**, auch **GESSENIUS** (Paul), ein böhmischer Schriftsteller und Professor an der Universität zu Prag in der ersten Hälfte des 17. Jahrh., dessen Lebensumstände aber, aller Bemühungen ungeachtet, nicht ermittelt werden konnten. Dagegen ist sein Verdienst, das unter der persönlichen Leitung Kaiser Karl's IV. entworfene Gesetzbuch für das Königreich Böhmen und die dazu gehörenden Gebiete auf der Universitätsbibliothek zu Prag in einer alten fehlerhaften Handschrift auf Pergament entdeckt zu haben, nicht unbekant geblieben. Ein zweites Exemplar davon aber zur Vergleichung und Berichtigung derselben, wie es ihm nöthig erschien, noch ausfindig zu machen, blieb erfolglos, während die gleichfalls von ihm aufgefunden böhmische Uebersetzung des lateinischen, mit barbarismen angefüllten Urtextes ihm dabei fast gar Nichts nützen konnte, weil diese nicht wörtlich, sondern summarisch eingerichtet war. Gleichwohl unternahm er, als Katholik, am Vorabende der böhmischen Unruhen die Veröffentlichung dieses in Böhmen damals fast gänzlich verschollenen Gesetzbuches mit Randbemerkungen zur Erklärung der im Texte vorkommenden ungewöhnlichen Ausdrücke. Diese hier mitbenutzte Schrift erschien nicht in Böhmen, sondern in Teutschland (Hanoa 1617. Fol.) unter dem Titel: *Majestas Carolina, sive Constitutiones Caroli IV. Roman. Imperatoris, quibus illi regnum Bohemiae formandum ordinandumque censuit*. Der Herausgeber widmete sie vier seiner besten Schüler aus angesehenen böhmischen Familien und glaubte in seinem glühenden Patriotismus ihren Urheber durch sie zum böhmischen Justinian zu erheben. Er scheint indessen nicht gewußt zu haben, daß diese neue detaillierte Staatsverfassung von den böhmischen Ständen, welchen sie der Kaiser auf dem Landtage am 1348 zur Beurtheilung und Annahme vorgelegt hatte, nach langem Widerstand verworfen worden war, weil dieselben nach solchen Gesetzen nicht regiert sein wollten<sup>1)</sup>; daher sie unter ihnen bald in Vergessenheit geriethen. Geschin aber glaubte, obgleich Einwendungen und Tadel deshalb vorausahnend, den Böhmen keinen glänzenden Beweis von seiner Vaterlandsliebe geben zu können, als eben durch Herausgabe dieser Schrift, die natürlich nur der feilschenden Partei willkommen sein konnte, in der Folge aber keine Kraft bekam. Sie besteht aus 127 die Verfassung und Verwaltung des Königreiches betreffenden Artikeln, deren summarischer Inhalt in Pzizel's Karl IV. 1. 317 fg. teuths nachgesehen werden kann, und ist für des gedachten Monarchen streng geregelte Gesetgebungtalente und reformatorische Absichten zur Hebung dieses Landes von Wichtigkeit. Ob übrigens Geschin noch andere Producte seiner vaterländischen Begeisterung, wie in seiner Vorrede versprochen wird, hat erscheinen lassen, ist unbekant<sup>2)</sup>.

(H. Röse.)

**GESCHIRR**. Dieses Wort bezeichnet, abgesehen von seiner gewöhnlichen Bedeutung (einzelnes namentlich kleineres Gefäß, oder Gesammtheit mehrer zu einem bestimmten Zweck dienender Gefäße, z. B. Trinf, Speise-, Küchen-, Leseigeschirr; Kaffee-, Thee-, Milchesgeschirr; irdenes oder Zbon-, Porzellan-, Steingut-, Kupfer-, Silbergeschirr), in der technischen Sprache vielfältig entweder ein einzelnes Gerath (auch Werkzeug) oder das Ganze der zu einem gewissen Gebrauche angewendeten Geräthschaften. In dem letztern zusammenfassenden Sinne versteht man unter **Wdgeschirr** das gesammte Adergerath, unter **Fischergeschirr** alles zum Fischen Nothige, unter **Schiffgeschirr** das zur Schiffahrt erforderliche Gerath auf den Schiffen, unter **Fuhrmannsgeschirr** den bespannten Wagen nebst dazu gehörigen Geräthe. Engere Bedeutungen sind folgende: 1) Im Schiffbau und Handel nennt man oft **Geschirr** einen Flußkahn (namentlich auf der Donau), wie in gleicher Weise „**Gefäß**“ statt **Schiff** gesagt wird. 2) In den Mühlen wird mit dem Namen **Geschirr** die Gesammtheit der zur Bewegungsförderung dienenden Theile, also der Räder und Getriebe, bezeichnet. 3) Das **Geschirr** der Papierfabriken ist die Maschine zur Zerklüftung der Lumpen in Holzzeug und Ganzzeug, wovon es zwei Arten gibt, nämlich das ältere (jetzt fast ganz aus dem Gebrauche gekommene) teutsche **Geschirr**, Stampfgeschirr, Hammergeschirr, eine Art Stampfmühle, und das holländische **Geschirr**, der Holländer, dessen Hauptbestandtheil eine mit stählernen oder bronzenen messerartigen Schienen besetzte Walze ist. 4) **Webergeschirr**, die Schäfte (Kämme oder Klügel) im Webestuhle, deren wenigstens zwei vorhanden sind. Jeder Schaft besteht aus zwei parallelen horizontalen Holzstäben — einem obern und einem untern — zwischen welchen Fäden (die sogenannten Ligen) ausgespannt sind. Letztere enthalten Schlingen oder gläserne, auch metallene Ringelchen, durch welche die zu einem Gewebe bestimmten Fäden gezogen sind, sodaß durch Erhebung eines Schafes oder einiger Schäfte — während die übrigen in Ruhe bleiben oder niedergezogen werden — die zum Eintragen des Schußfadens nöthige Spaltung der Kette (das Fach) entsteht. 5) **Seilergeschirr**, ein Apparat des Seilers, um durch Zusammenziehen starker gespannener Fäden eine Lige, oder durch Zusammenziehen mehrerer (drei, vier) Ligen ein Seil zu bilden. Zwischen zwei vierreihigen Eisenplatten befindet sich ein mit Kurbel versehenes Stirnrad und rund um dasselbe vier Getriebe, welche durch den Eingriff des Rades in Umdrehung gesetzt werden; das vorpringende Ende einer jeden Getriebe trägt einen Haken, in welchen die zu vereinigenden Fäden eingegeben werden. 6) **Pferdegeschirr**, das gesammte Riemen- und Lederzeug zc. zum Anspannen der Zugpferde vor den Wagen und Karren. Im Allgemeinen ist das

neuert Stadt Prag zc. auch von Geschirn herausgegeben worden sei, vermögen wir nicht zu bestimmen. Vergl. Mich. Hert, Bibliotheca german. ar. 908 (1768).

1) Palacky's Gesch. von Böhmen II. 2, 298 fg. 2) Ob das zu Leipzig 1807 in Pol. anonym erschienene böhmische Recht

Zugelschirr von zweierlei Art: Kummteschirr und Brust- oder Sielengeschirr, je nachdem die Pferde die ziehende Bewegung mittels des um den Hals anliegenden Kummtes (einer Art großen gepolsterten Halsbandes) oder mittels eines quer auf ihrer Brust liegenden breiten, weich gefüllten Lederbandes (des Brustblasses) übertragen. Beim Kummteschirr sind an das Kumm zu beiden Seiten die Zugblätter, deren Verlängerung die Zugriemen oder Zugstränge bilden. Beim Brustgeschirr gehen die Stränge von den Enden des Brustblasses aus. Die übrige Anordnung der Geschirre wird mit verschiedenen Modifikationen ausgeführt, ist aber im Allgemeinen so bekannt, daß eine nähere Beschreibung füglich übergangen werden kann.

(Karnarsch.)

**GESCHLECHT.** Dieses Wort hat eine verschiedene Bedeutung, je nachdem es im naturhistorischen oder im physiologischen Sinne gebraucht wird.

1) Geschlecht im naturhistorischen Sinne ist der Inbegriff aller jener thierischen oder pflanzlichen Individuen, welche vermöge ihrer Organisations- und Lebensverhältnisse zusammengehören. Das Wort in diesem Sinne kommt aber in der Naturbeschreibung selbst wieder in engerer und weiterer Bedeutung vor. Geschlecht oder auch Art oder Gattung (Species) nennt man in einem Natursysteme, auf welchem Eintheilungsgründe daselbe auch beruhen mag, die letzten Unterabtheilungen mit einem bestimmten und bleibenden Charakter, welcher der Hauptsache nach auf die wechselseitige Befruchtungs- und Empfangnisfähigkeit hinausläuft, wiewohl hiemit eine sehr bedeutende Größen- und Formverschiedenheit der Individuen dabei vorkommen kann. Im weiteren Sinne versteht man dann wieder unter Geschlecht (Genus) jene zu einer größeren Gruppe zusammen gehörigen Arten, welche ihrerseits wieder durch bestimmte Charaktere ausgezeichnet sind. Die wechselseitige Befruchtungs- und Empfangnisfähigkeit kann ausnahmsweise auch noch unter den verschiedenen Arten des nämlichen Geschlechts vorkommen, sie überschreitet aber niemals die Grenzen des Genus. Die nämliche Terminologie ist auch auf das unorganische Reich übertragen worden, wo natürlich auch nicht im Entferntesten von einer Beziehung auf das Geschlechtliche die Rede sein kann.

Auf die naturhistorische Bedeutung weist es hin, wenn man das Wort Geschlecht von Menschen in enger Bedeutung auch als gleichbedeutend mit Familie gebraucht, wenn man nämlich darunter die ganze Reihe der von einem gewissen Elternpaare abstammenden, durch successive Zeugungsacte unter einander verbundenen Individuen versteht. So redet man vom Geschlechte der Merominger, von einem altbairischen Geschlechte u. s. w. Vergl. die Artikel Gattung und Species.

2) Geschlecht (Sexus) im physiologischen Sinne, womit das Wort Geschlechtlichkeit in gewisser Beziehung identisch ist, bezeichnet jene durch Anwesenheit männlicher oder weiblicher Geschlechtstheile bedingte Cha-

rakterisirung des einzelnen Individuums sowohl als aller zu einer Art oder zu einem Genus gehöriger Individuen.

Das Geschlecht oder das Geschlechtsverhältniß des Menschen bietet dem Arzte einige bemerkenswerthe Gesichtspunkte dar. Die Frage nach dem Geschlechte kann aber auch Gegenstand gerichtlich-medizinischer Untersuchungen werden.

Die statistischen Untersuchungen in Ländern, wo Menogamie herrscht, weisen überall nach, daß mehr Knaben als Mädchen geboren werden, etwa in dem Verhältniß von 105:100, und sehr wahrscheinlich findet auch das Nämliche selbst in Ländern statt, wo die Sitte der Polygamie besteht. Während nun aber das männliche Geschlecht vermöge des Zeugungsactes ein numerisches Uebergewicht haben sollte, findet man dagegen bei Volkszählungen immer ein Uebergewicht des weiblichen Geschlechts. Im Königreiche Württemberg z. B. verhielt sich 1821 die männlichen Einwohner zu den weiblichen wie 100:105, also gerade umgekehrt wie bei der Geburt. Die Mortalität der beiden Geschlechter ist nämlich von der frühesten Kindheit an eine verschiedene, ja es tritt dieser Unterschied sogar schon bei der Geburt hervor, da im Durchschnitt auf drei todtgeborene Knaben zwei todtgeborene Mädchen kommen. In den beiden ersten Lebensmonaten verhält sich die Sterblichkeit bei Knaben und Mädchen wie 4 zu 2, und bis zum achten Lebensmonate wie 5 zu 4. Im Alter von zwei Jahren ist die Sterblichkeit beider Geschlechter etwa gleich groß. Zur Zeit der Pubertät und weiterhin vom 25. Jahre an bis zu den klimakterischen Jahren ist die Sterblichkeit im Ganzen wol etwas größer beim weiblichen Geschlechte. Von da an fällt aber eine entschieden größere Sterblichkeit auf die männliche Seite. Dabei scheint übrigens das weibliche Geschlecht, auch ganz abgesehen von den eigenthümlichen Geschlechtskrankheiten, mehr zu Krankheiten geneigt als das männliche.

Es haben ferner die beiden Geschlechter für einzelne Krankheitsformen eine mehr oder weniger vorwaltende Disposition. Schon in der frühesten Kindheit zeigen sich die bössartigen und tödtlichen Affektaussälle fast ausschließlich bei den männlichen Säuglingen, und auch der Group kommt dreimal so häufig bei Knaben als bei Mädchen vor. Krampfszufälle, namentlich Chorea, Ratalexie und Symplicie, desgleichen die sogenannte Spinalirritation sind eher ein Eigenthum des weiblichen Geschlechts, während dagegen die vom Rückenmarke ausgehenden Lähmungen häufiger bei Männern beobachtet werden. Von den Herzerkrankheiten kommen daher auch die Palpitationen häufiger beim weiblichen Geschlechte vor, und die organischen Krankheiten beobachtet man häufiger bei Männern. Pneumonie, Pleuritis, Meningitis, Rheumatismus kommen häufiger bei Männern vor, Peritonitisformen dagegen häufiger bei Weibern. Lungenschwäche und Asthma trifft man häufiger beim Manne an, ebenso Krankheiten des Mastdarms. Dagegen ist das Weib der Chlorosis fast allein unterworfen, desgleichen auch der Knochenverwöschung des erwachsenen Alters. Gicht, Steinkrankheit, Hernien finden sich



häufiger beim Manne und die Harnruhr kommt fast nur bei ihm vor. Die krankhafte Gekrucht und der Hydrops universalis schreinen häufiger beim weiblichen Geschlechte vorzukommen.

In Allgemeinen hält wol das weibliche Geschlecht in Krankheiten mehr aus; namentlich erträgt es starke Blutflüsse oder ein anhaltendes Siechthum leichter, und in den Nervensymptomen kommen beim Weibe oftmals die plötzlichen Sprünge vor. Sehr starke therapeutische Eingriffe verlangen daher beim Weibe im Ganzen größere Vorsicht.

In gerichtlich-medizinischer Hinsicht kann manchmal das Geschlecht neugeborener Kinder wegen unbildeter Zeugungstheile in Frage kommen. Natürlich sind es die Mißbildungen der äußeren Geschlechtstheile, welche das Geschlecht zweifelhaft erscheinen lassen, bei Knaben die Hypophadie, vielleicht mit ungewöhnlicher Kleinheit des Gliedes verbunden, oder die Spaltung des Hodensacks, wobei vielleicht gleichzeitig die Hoden im Unterleibe zurückblieben, bei Mädchen eine bedeutende Länge und Dicke des Kitzlers. Eine wirkliche Vernechtung des Geschlechts kann wegen unpassender Erziehung und Lebensweise und in moralischer Beziehung nicht allein für das betreffende Individuum, sondern auch für dessen Umgebung große Nachtheile herbeiführen, und deshalb darf die Entscheidung in solchen zweifelhaften Fällen nicht den Hebammen überlassen bleiben, sondern Ärzte oder gerichtliche Ärzte haben sich darüber auszusprechen. Sehr wichtig ist der Beschlag Börs's, daß in Fällen, wo sich bei einem neugeborenen Kinde das Geschlecht nicht mit Gewißheit bestimmen läßt, der Geistliche dieses im Kirchenbuche mit bemerken solle, um später, wenn solche Individuen sich verheirathen wollen, die Sache wieder zur Sprache zu bringen, und nöthigenfalls eine neue gerichtsarztliche Untersuchung zu veranlassen. Denn die Zweifel, welche bei der Geburt eines Kindes über dessen Geschlecht bestehen mögen, können sich weiterhin beseitigen, indem sich mehr oder weniger bestimmt im Totalhabitus eine männliche oder weibliche Bildung ausprägt, wozu sich auch wol noch eine entschiedene Hinneigung des Individuums zu einem der beiden Geschlechter stellt. (F. W. Theidl.)

Geschlecht (botanisch), s. Pflanzenkunde.

GESCHLECHT (grammatisches). I. Zuerst, verschiedene Meinungen darüber, insbesondere abstriten der Sprachspeculation. a) Gurtler, Allg. Gramm. 1810, §. 7 verurtheilt den grammatischen Ausdruck: Geschlecht, weil dies die Kinder auf irrige Begriffe führt. Sie können sich gar Nichts dabei denken, daher muß ihnen die ganze Sache vollständig vorkommen. Die Untersuchung: wie man daraus gekommen ist, die Substantiven in Geschlechter zu theilen, gehört in die philosophische Grammatik und kann nur von Menschen, welche Kenntniss der alten Welt haben oder vielmehr der Kinderphantasie der alten Welt, welche alle personifizierte, befruchteten werden. Wie Neueren können uns hier nicht zurecht finden, da wir zu profan sind.“ Deshalb will er nun die Genera vielmehr Classen benannt wissen,

und fügt noch hinzu, jede Nation setze nach eigener Billfür und nach den verschiedenen Eindrücken die Substantiva in die verschiedenen Classen. Wir können uns die angeführte Stelle im Allgemeinen als den Standpunkt bezeichnend gefallen lassen, wozu wir bei unserer Aufgabe ausweichen haben. Wie wenig übrigens Gurtler, oder auch etwa Friedr. Aug. Wolf, auf dessen Ideen zu fassen der Titel des Buches angibt, den Gegenstand, namentlich nach der geschichtlichen Seite hin, mit genügender Sachkenntnis umfassen hat, erhelet genugsam aus dem Uebrigen, was er vorbringt. Da heißt es nun: „Zur genaueren Bestimmung und größeren Deutlichkeit der Rede sind die Substantiven in drei Classen (genera) getheilt. Dies ist unthunlich wegen des Verhältnisses anderer Wörter zu den Substantiven. Das Substantiv muß etwas haben, wodurch man die Beziehung anderer Wörter auf dasselbe erkennt; oder damit man weiß, auf welches Substantiv ein nachfolgendes (?) Wort zu beziehen sei. Dazu also dient die Unterscheidung der Substantiven nach Classen. Auch deswegen war sie notwendig, da auch die Attributiven Endungen haben, wodurch sie die Beziehung deutlich anzeigen sollten.“ Eine solche Versicherung von der Nothwendigkeit einer derartigen Classenunterscheidung konnte nur in einer Zeit Platz greifen, wo man im Schwindel der sogenannten „Allgemeinen Grammatik“, die man glaubte aus den Fingern saugen zu können, über dem, was alles „notwendig“ für die Sprache sein sollte, und daher allen Sprachen gemeinsam geglaubt ward, eben durch den vermeintlich geführten Beweis der Nothwendigkeit sich der Nothwendigkeit überhoben wähnte, für seine abstracten Heischsäße in den lebendigen Sprachen selbst, und zwar über das engste Gebiet der altclassischen hinaus, nach deren realer Wirklichkeit sich umzuwenden. In hundert anderen Fällen nun, und ebenso in unserm, wird der Allgemeinen Grammatik von den Sprachen mit ihren apodiktischen Sätzen und Behauptungen auf kläglichste ein Dementi gegeben. Es ist mit dieser „Nothwendigkeit“ geschichtlicher Unterscheidung in den Sprachen nichts, wie, es wird sich später zeigen, willkommen und nützlich, wenn auch dieselbe für Sprachen sei, die sich dieses hohen Vorzugs zu erfreuen haben. Nicht nur begegnet man einem echten Neutrum über den Kreis des Indogermanismus hinaus, sondern es gar nicht; nicht nur beschränken manche Sprachen ihre Geschlechterunterscheidung von grammatischer Seite aus fast nur auf das wirklich sexual in Männlichkeit und Weiblichkeit Auseinander tretende; nein, sogar dieselbe — wohlgerne, ich leugne nicht überhaupt die sprachliche Unterscheidung — dieselbe grammatische Unterscheidung selbst des natürlichen Geschlechts mittels eigener Afformativa geht beiseite der Mehrzahl von Sprachen ab, und gerade darunter vielen, welche noch auf geringer Entwicklungsstufe stehend angetroffen werden. Sedonn ist Congruenz des Attributs mit dem Substantiv, welchem es indarierend dargestellt werden soll, in den drei bekannten Beziehungen nach Geschlecht, Numerus und Kasus (beim Verbum auch nach Person), so wenig an sich er-

foderlich, daß dieselbe von unzähligen Sprachen schon von deswillen nicht geleistet zu werden vermag, weil das Attribut, ein Adjectiv u. s. w., entweder, gleich dem starken Adverbium, gar keine flexionelle Abwechselung zuläßt oder nur, im Falle es selbst Substantivische Stelle vertritt. Ja, in anderen Sprachen bleibt auch sogar das Substantiv völlig unverändert, indem es, so zu sagen, stets nur unbeschiedet in der nackten Form eines reinen Thema umhergeht, und seine casuelle und numerische (zuweilen, wo die Noth dazu drängt, seine flexuale) Verwerthung lediglich von außerhalb, d. h. durch Mittel erwirkt, welche, wie Wortstellung oder besondere Wörter, z. B. Partikeln, nicht an seinem Körper, als damit engst verknüpfte grammatische Abzeichen, haften. Also, wenn man dies Bild passend findet, besitzt das Substantiv im erwähnten Falle (ich sehe jetzt davon ab, daß es oftmals auch nur dies, Substantiv zu sein, und unter keinen anderen Redetheil, wie z. B. Adjectiv oder Verbum, zu fallen, nichts Weiteres als der jetzmaligen Stellung innerhalb eines geeigneten Redeaufammenhanges verbandt) die Fähigkeit, sich in grammatischer Bestimmtheit geltend zu machen, nicht in sich, sondern lehrt nur, gleich dem Monde, vom erborgten Lichte, das ihm, zugleich mit dem abgrenzenden Schatten, von der Umgebung zugeworfen wird. Grimm IV, 246 rühmt, mit vollem Zuge, dem grammatischen Geschlechte nach: „Den unüberdenkbaren Vortheil dieser natürlichen, die gesamte Flexion durchdringenden Unterscheidung deckt die Syntax noch häufiger auf. Ohne den Wechsel der drei Formen würde nicht nur der Wohlklang der Worte, sondern auch die Sicherheit aller Construktionen der älteren Sprache größtentheils verloren gehen. Die einfachsten Mittel haben hier einen bewundernswürdigen Erfolg.“ Dessenungeachtet haben sich die germanischen Sprachen vielfach wieder dieses ungemeinen Vortheils theilweise begeben, indem nicht nur bei attributiver Verwendung man oft Flexionslosigkeit des Attributivs sich gestattete, sondern sogar schon im Abd. eine schloffe Behandlung, z. B. des Adj. als Prädicat, begann, welche jetzt im Deutschen und Englischen als Regel eingedrungen wuchert, in seiner flexionslosen, und gleichsam abverbierten, Gestalt, sich auf all und jedes Subject beziehen zu lassen, unbekümmert um dessen geschlechtlichen und numeralen Unterschied. Grimm IV, 478, z. B. *du erda ist sol* (fl. plena) *töt* (mortua) *ist thin dohter*, *das was sol* (plenum) *alles sämen*, *Pl. ist wacker!* *Sältge* (beati) *thie arnherze*. Freilich daneben noch öfters mit Flexion, z. B. *des munt sollter* (gls. ein voller, jetzt: voll) *ist ubelo sprechennis*, *iz ist gotu silu leidaz*. *Sältge* (gls. selige) *thie miltu*. Eine Faustheit in einheitlichem Zusammenhalten des Prädikats und Subjects rücksichtlich der quantitativen Bestimmung im Numerus und der qualitativen eines theils wirklichen, theils ideal den Substantien angehörenden Geschlechts, welchen sich in dem Maße nicht einmal die romanischen Sprachen, in Abfall von ihrer Mutter, schuldig machten. Oder, wo wäre doch z. B. im Französischen erlaubt, *cette fille est —*, *cet fillet sont — bon*, fl. *bonne*, *bonnes*, zu spre-

chen? Dagegen wissen weder sie noch das Latein von der anderweit syntaktisch so wichtigen Unterscheidung von starker und schwacher Abbeugung des Adjectivs. Vgl. z. B. Schwedisch (Sjoberg, Sprachl. S. 96. 98. 214) das sogenannte „unbestimmte Beiwort, das als männlich oder weiblich in der Einzahl unverändert bleibt.“ z. B. *gäsen är vänlig*, der Knabe ist freundlich; *en vänlig fru*, eine freundliche Frau; aber fälschlich mit dem neutralen *et* am Ende, fälschlich in geschlechtlicher Uebereinstimmung mit dem Subjecte: *barn-et är vänlig-t* das Kind ist freundlich (gls. ein freundliches), neben Fällen mit dem bestimmten Beiworte: *den vänlige fadren*, der freundliche Vater; *den vänliga modern*, die freundliche Mutter; *det vänliga barnet* das freundliche Kind.

b) Wir wollen im Vestibulum unserer Arbeit noch eine andere, nämlich die „neue Theorie des substantivischen Genus“ abthun, worauf ihr Urheber, Wilh. Mohr (Dialekt der Sprache. 1840. 3. Abschnitt. I. Cap. S. 34—54) laut Vorrede ein ganz besonderes Gewicht legt. Uns freilich, denen schon bei dieser Gelegenheit Trichotomie (qualitative, quantitative, relative Bestimmungen des Verbums, Nomens) nicht ganz wohl zu Ruche wird, um so mehr, als der Verfasser „nur von der Speculation“ für die tiefere wissenschaftliche Begründung der Sprachlehre ernstliches Heil erwartet, uns kommt es nicht wider Erwarten, wenn sich seine speculative Idee zwar als neu und pomphaft ausweist, aber nicht sonderlich bewähren will als in Einklang mit der nüchternen Wirklichkeit. Hören wir ihn selbst: „Das Wirkliche oder Ding, zu dessen Bezeichnung das Nomen dient, ist Substrat oder Träger der Wirklichkeit. Indem nun aber, wie wir gesehen haben, die Wirklichkeit dreifach verschieden, nämlich entweder Thun, Leiden oder Thun-Leiden ist, so ist auch das Wirkliche als der Träger der Wirklichkeit in sich ein dreifach verschiedenes, oder hat eine dreifache qualitative Differenz. Die Qualität oder das Genus des Wirklichen besteht darin, entweder Träger einer activen Wirklichkeit, eines Thuns; oder einer passiven Wirklichkeit, eines Leidens; oder einer activ-passiven Wirklichkeit, eines Thun-Leidens zu sein. Diese Aufstellung oder Entdeckung der qualitativen Bestimmungen des Substantivs als immanenten Bestimmungen aus dem Begriffe des Substantivs selbst bildet eine neue Theorie des Genus der Substantive im Gegensatz der bisherigen durchaus irrigen und grundlosen, welche in den qualitativen Bestimmungen des Substantivs Nichts weiter als die flexuale Bestimmungen des Männlichen und Weiblichen sah. Es hat also, um unsere Theorie weiter auszuführen, das active, sonst sogenannte masculine Genus, das Wirkliche, welches sich als Träger eines Thuns; das passive, sonst sogenannte feminine Genus, das Wirkliche, welches sich als Träger eines Leidens; das activ-passive, sonst sogenannte neutrale Genus das Wirkliche, welches sich als Träger eines Thun-Leidens darstellt.“ Leider wenig mehr als eitel Theorie! Ich will Drn. Mohr nicht mit dem Bemerten drängen, daß die Sprachschöpfung zwar

nicht außerhalb gedanklicher Bestimmungen und Kategorien erfolgte, allein viel weniger durch den unproductiven Verstand, als mittels der schöpferischen Phantasie zu Stande kam. Was wird aber durch seine weitere Dreitheilung: „Das Subject, das Sein, die Vollendung oder Geschehnist des — Thuns, Leidens, Thunleidens“ für Aufklärung des Genus erreicht? So viel, wie Nichts. Einerseits sind diese Bestimmungen viel zu abstract und farblos; und andererseits, als eigen und aufseher Art, passen sie zwar auf das Genus Verbi (Act., Pass., Med.), aber auf das Geschlecht, was hier in Frage steht, höchstens in sehr schiefer Anwendung. Doch vergl. auch Grimm III, 311, der einen gewissen Parallelismus des Geschlechts mit den genera oder Voces verbi ebenfalls behauptet: den will ich auch nicht angreifen. Man sehe aber nur, wie sich um leidlich durchzukommen, diese sehr unergiebliche Theorie krümmen und winden muß. Ihr zusehe ist „Träger des Thuns a) das Subj. des Thuns, denn das Thun hat eben in ihm eine reelle Basis oder einen realen Grund. Daher alle Substantive dieses Gehalts das active, sonst sogenannte masc. Genus haben: der Schreiber, orator, uocula, *οὐσίς* u. s. w.“ Und die Feminina der Nom. agentis, wohin gehören die? Sind nicht auch diese, ihres weiblichen Geschlechts zum Treue, wahre Trägerinnen, wenigstens nicht „Träger“ des Thuns? Schon hieran scheitert die ganze schöne Erfindung. Weiter: „Es gut aber wie das Subj. des Thuns ist auch das Subj. des Geschehens und Thunwerdens Träger des Thuns. — Das Part. Perf. und Fut. Act. also hat ursprünglich (?) das active (masc.) Genus. Allein es ist schon ganz aus dem Verhältnisse eines selbständigen Nomens herausgetreten [Zertheit!] und zum bloßen Beinerte mit dreifacher qualitativer Differenz geworden [sein, vielmehr nie etwas anderes gewesen]. b) Das Sein des Thuns, d. i. wirkliche Dauer, Vorhandensein oder Gegenwart des Thuns. Also z. B. Nomina auf *tas*, oder im Lat. *e*, die Bezeichnung des Thuns, wie z. B. Griech. Subst. auf *-νός* und *-νός*.“ Doch wozu Zeit und Raum mit mehr Abscheiden verderben? Nur noch Eins. Der ganze herrliche Strom der Dialektik verläuft sich zuletzt im buren Sande einer längst abgenutzten und in die Antiquitäten-Kammer geworfenen Glispen-Reiteri. Eine Menge Substantiva, die sich in das neungestaltete Schufschaf obiger Dialektik schlecht fügten, werden S. 64 für „adjectivisch-elliptische Substantiva“ erklärt, deren „ergänzendes Subst. nicht immer mehr kann mit Sicherheit bestimmt werden.“ Und (S. 70): „In diese Classe der adjectivisch-elliptischen Subst. gehören nun auch die motivirten Feminina, d. h. diejenigen Substantiva des passiven oder weiblichen Genus (um mich der alten Termini zu bedienen), welche einem Masc. von gleichem Begriffe correspondiren, z. B. die Trägerin, die Wölsin. Sie sind nichts weiter als aus dem masc. Subst. formirte Adjectiva, in der weiblichen Genusform, welche nach Weglassung des zu ergänzenden Subst. wie Frau, femina, *γυνή*, zu selbständigen Subst. werden. Dasselbe gilt von *τρις*, Griech.

*αἰς, τρις, αἰαα* u. s. w.“ „Ferner (S. 73) gehören zu diesen adjectivisch-elliptischen Subst. die neutralen Verkleinerungsformen im Griechischen und Teutischen, welche nichts weiter sind als mittels Weglassung eines zu ergänzenden Begriffs wie Ding, *τεῖνον*, substantivische Neutra von Adjectiven, welche aus der eig. Diminutivform gebildet werden.“ „Oft kommt nun (S. 75) ein solches elliptisches Subst. in zwei oder sogar, z. B. *ὁ γένανος, ἡ γυνή, ὁ γένανος*, mit den drei verschiedenen Genusendungen vor, entweder mit gleicher oder verschiedener Bedeutung. Es erklärt sich diese Erscheinung aus der verschiedenen substantivischen Ergänzung.“ „Uebrigens sollen „jene Integralbegriffe, welche unter den neun Nummern aufgeführt werden, die letzte ergänzende Grundlage bilden für die wirklich concreten Dinge“ S. 76. So namentlich bei den Wörtern, „welche bald den Act des Thuns, bald dessen Object oder das Geschehen bezeichnen, wie *ὁ λόγος* das Reden und das Geredete, das Wort; *ἡ λήξις* die Sprechend und das Gesprochene, das Wort“ u. s. w. Dann wird S. 79 folgendergestalt geschlossen: „Wie unglücklich mußten also alle jene von der alten falschen Theorie ausgehenden Versuche ausfallen, durch welche man feststellen wollte, nach welchen Charakteren und Merkmalen wol die Sprache den einen Gegenstand als männlich, den anderen als weiblich dargestellt habe, indem man z. B. sagte: als männlich wird bezeichnet das Starke, Kräftige, Wirkende, Dicke, Massiver, als weiblich das Schwache, Unkräftige, Dunne, Schlanke, Weiche, Zarte u. s. f. Das hat wol der Wurf, die Überreizung, *motus, motio, ὁ λόγος, ἡ ψυχράς, ἡ δριμύτης*, mit dick und dünn, mit stark und schwach, mit hart und weich zu thun, und doch sind es Substantiva so gut wie der Wolf und die Schlange, und haben so gut die einen das sogenannte masc., die anderen das sogenannte fem. Genus, wie diese letzteren. Es ist in der That eines der größten wissenschaftlichen Wunder, wie eine so irige und wahrhaft ungereimte (?) Theorie, wie die bisherige von dem substantivischen Genus so lange in ihrer Geltung hat fortbestehen können. Nein! es hat hier durchaus die Sprache an keine Sexualbestimmungen gedacht, sondern es sind vielmehr die qualitativen Bestimmungen des Substantivs seine eigenen immanenten Bestimmungen, welche ihm nicht von Außen gegeben werden, sondern welche es von seinem eigenen inneren Gehalt erhält. Das Subst. hat die active Qualität oder das active Genus, wenn es der Träger einer activen Wirklichkeit oder eines Thuns ausdrückt“ u. s. w.

Es liegt am Tage, daß, mit Ausnahme der für elliptisch erklärten Subst., denen nun aber doch ein irgendwie beschriebenes Classenmerk zum Grunde liegen soll, das doch wenigstens seinerseits der Erklärung bedürfte, die drei Genera hier als Parallelen von Thun, Leiden und Thunleiden, d. h. also Masc., Fem. und Neutrum, resp. als Correlata zu Activo, Passivo und Medium (vergl. Verbum Neutrum), hingestellt werden. Augenscheinlich nur mit einer gewissen Schmeichelei, also z. B. in sofern, daß der zeugende Mann allerdings

cher, wiewol keineswegs schlechthin, das thätige Princip vertritt, das empfangende Weib dagegen das der passiven Aufnahme und Hingabe. Wie nun aber ist es z. B. mit dem, in seiner geschlechtlichen Unentschiedenheit gedachten Kinde, τὸ τέκνον? Darin jedoch hat der Verfasser Recht, mit der bloßen Sexualität, auch in ihrer Erweiterung durch bildliche Uebertragung reicht man bei der forspirenden Untersuchung über den wahren Werth des grammatischen Genus noch jenseit des natürlichen allein nicht aus, obwohl er sich in grobem Verthume befindet, von ihr nicht, wie bisher gesehen, auszuweichen zu wollen. Ebenso wenig, als das Genus z. B. in den indogermanischen und semitischen Sprachen auf die Wirklichkeit, welche von der Natur gegeben wird, sich beschränkt, und daher Sprache und Natur sich keineswegs decken; ebenso wenig würde man die geschlechtlichen Unterscheidungen der Wörter stets in Uebereinstimmung finden mit Ursache, Wirkung und Wechselwirkung, wie die Kantischen Kategorien heißen, womit unser Autor operirt. Wohin bringt er die Frau und das Ding? Welche Stelle sollen sie einnehmen unter seinen neun Ueberbegriffen? Was wäre denn das, sagte ich, die Frau sei das Subject des Leidens, das Ding das Subject des Thunleidens? Nichts als ein Verberbheit. Das übrigens wollen wir als in der Sache begründet schon hier festhalten: während der Numerus quantitative, die Kasus relative Bestimmungen zur Darstellung bringen, vertritt das Genus wirkliche qualitative Unterscheidungen der Substanz, nur nicht, wenigstens in untergeordneter Weise (vergl. übrigens Klis weiter unten rücksichtlich des Dbschi) — die genannten, welche auf ganz andrem Boden, auf dem des Verbums, stehen, wennschon mannichfach auch auf das Gebiet des Nomens (z. B. im Participle, und in der Wortbildung) hinüberstreifen.

c) Wir nur aus den Anführungen bei Michelsen, Hist. Ueberf. der lat. Gramm. 1837. S. 92 fg. bekannt, ist eine Abhandlung von Prof. J. W. Wadwig: „Om Kjonnet i Sprogene, især i Sanskrit, Latin og Græsk“ (Ueber das Geschlecht in der Sprache, insbesondere im Sanskrit, Lat. und Griech.), die sich unter „Det Kongelige Danske Videnskabskade Selskabs Historiske og Philosophiske Afh.“ Ferner Deel. (Kjöbenhavn. 1836). S. 101 — 149 findet. Darüber Michelsen S. 95: „Den Unterscheidung beider Geschlechter findet Wadwig in der Unterscheidung der Stärke oder Schwäche, der Härte oder Milde, und seine Hauptansicht, daß die Sprache oft nach solchen Verschiedenheiten das Geschlecht der Wörter bestimmt habe, findet in dem Positivum vollen Beweis, wiewol man wünschen könnte, daß er die Unterscheidungen des Geschlechts dadurch mit den sprachlichen Erscheinungen in Verbindungen gebracht habe, daß er jene unbestimmten Angaben auf ihre eigentliche Bedeutung, d. h. auf die Unterscheidung der Subjectivität und Objectivität, oder der Thätigkeit und des Leidens zurückführe; um so mehr, da alsdann für ihn selbst seine fernere Unterscheidung des Leblosen und Lebendigen sich mit der zuerst erwähnten verbunden hätte. Dagegen

will Wadwig selbst darin W. v. Humboldt nicht Recht geben, daß genauere Geschlechtsunterscheidung den einzelnen Sprachen eine größere Vollkommenheit gewähre, indem er, seinem allgemeinen Principe gemäß, immer wieder auf den Zufall als den letzten Erklärungsgrund der sprachlichen Geschlechtsbestimmung zurückkommt, und damit freilich als fernere Erörterung abschneidet. Sehr interessant ist es, daß Wadwig mit Vöpp u. A. den Laut — s als Nominativ- (Subjectivitäts-) Zeichen anerkennt, sowie zugleich als Bezeichnung des männlichen (nicht auch weiblichen?) Geschlechts, indem das demselben gegenüberstehende — m (v) dem Neutrum (der Objectivität?) zufalle.“ Bemerkungen, welche die Sache nicht viel weiter bringen.

d) Wir wollen jetzt noch die Meinung einiger Engländer abhören, die, wie sich nach dem Beginne unseres Jahrhunderts so viele hervorragende Geister mit einem damaligen Lieblingssthema (Ursprung der Sprachen und Allg. Grammatik) nicht wenig zu schaffen machten, auch in ihrer Weise unsere Frage erörtern. Lord Monboddo, Rom Urspr. u. Fortg. der Sprache. 1789. II, 51 äußert sich in Betreff des Geschlechts so: „Was das Geschlecht anlangt, so ist es auf den Unterschied der Geschlechter gegründet: ein Unterschied, der nicht, wie die Zahl, allen Dingen gemein, sondern den Thieren eigen ist; oder wenn wir Willens find, es aufs weiteste mit Inbegriff der Pflanzen, auf besetzte Substanzen zu erstrecken: so haben alle andern Dinge kein Geschlecht; und deshalb werden Geschlechter natürlicher Weise in männliches, weibliches und Neutrum eingetheilt, welches letztere, wie Dr. Smith sehr wohl bemerkt hat, wirklich eine Verneinung des Geschlechts ist. Nach diesem Unterschiede sollten alle Worte, die unbesetzte Substanzen andeuten, Genus neutrius sein.“ Aber die Sprachkünstler haben die Verschiedenheit des männlichen und weiblichen Geschlechts selbst Substantiven, die unbesetzte Dinge bedeuten, nach gewissen Analogien und Ähnlichkeiten, die in dem Hermes J. Harris, Ausg. 1788. S. 35 — 52) sehr finnicch erklärt

1) Allgem. Sprachk. Herausg. von J. J. Mevner. (Erl. 1763.) S. 34 hat die naive Bemerkung: „Hüten Sie! weise die Sprachen eingerichtet gehabt, oder hätten sie solche noch eingerichtet: so ist nicht zu zweifeln, sie würden sich genau daran gehalten haben [alles Unschickliche neutral zu nehmen, wie die Engländer, was also darum nun wol in den Augen des Verfassers die grössten Weltweisen sein werden, und außerdem nur das natürliche Geschlecht zu beobachten]. Und dieses wäre gewiß eine große Vereinfachung in der Ordnung der Sprachen. [Man übersetze!]. Klein es ist nicht geschehen.“ [Doch „Das gemeine Volk“ weicht die Sprachen — „erlunten“ hat, hielt früher zwischen alle Geschlechtsunterscheidung für überflüssig.] So, über die Weltweisheit, die doch oft verzeihlich dum ist dem Wirklichen gegenüber! Ähnliche Klagen bei Condillac, Principes génér. de Gramm. p. 156: „Quoi que les genres aient l'avantage de prévenir souvent les équivoques, il faut convenir avec M. Ducloux, qu'ils ont l'inconvénient, de mettre trop d'uniformité dans la terminaison des adjectifs, d'augmenter le nombre de nos e muets, et de rendre notre langue difficile à apprendre. La langue anglaise n'a point de genre pour les noms; elle est en cela plus simple que la notre.“

sind, zu geben beliebt. — Ich will nur noch über diesen Gegenstand hinzusetzen, daß der Mangel der Geschlechter für einen sehr großen Nachtheil in jeder Sprache gehalten werden muß. Denn zuerst macht er die Schaffung eines neuen Wortes, oder wenigstens einen Zusatz zu dem alten Worte nothwendig, um den Unterschied zwischen dem Männchen und Weibchen der Gattung auszudrücken. So sind die Engländer, um das Weibchen von dem Wolf- und Bärengeſchlechte anzudeuten, genöthigt, zu sagen a she-wolf und a she-bear, anstatt des Lat. lupa und ursula; oder des Russischen Волчица und Барица; und um das Weibchen von dem Pferdegeschlechte anzudeuten, haben sie ein ganz verschiedenes Wort, nämlich mare, erfinden müssen, anstatt des lat. equa von equus. Zweitens, die Geschlechter der Substantive und ihrer zusammenfassenden Adjektive sind von besonderem Vortheile im Syntax, indem sie eine Mannichfaltigkeit der Anordnung und Composition verschaffen, welche Sprachen ohne Geschlechter unmöglich erlauben können. Und endlich geben sie der Endung der Redetheile eine Mannichfaltigkeit, die dem Ohre sehr angenehm ist und zu der Harmonie der gelehrten Sprachen nicht wenig beiträgt.“

Adam Smith, von dessen Diss. on the formation of languages mir die Uebersetzung durch *Mangels*, Essai sur la première formation des lang. (Genève 1808.) vorliegt, zeigt in sofern eine ganz richtige Einsicht in das Wesen des sprachlichen Genus, daß er es mit dem Adj., gleichwie den Numerus mit den Zahlwörtern und die Kasus mit den Präpositionen, parallelisiert. Sonst befindet er sich im Irrthume, als ob das Schaffen eigener Eigenschafts-, Zahl- und Verhältniswörter eine größere und darum schwieriger Abstraction voraussetze, als ein mit und an den Benennungen der Gegenstände selbst vollkommnes Erkenne von Eigenschaft, Zahl und Verhältnis, mittels bloßer sprachlicher Abänderungen an dem Lautekörper der Substantiva. Es wird wol keins von beiden weniger leicht sein, und vor Allen können wir nicht zugeben, als habe sich dieselbe grammatische Umwandlung als „natürlicher“, gleichsam vor dem, ihnen der Reihe nach entsprechenden Wortclassen und mithin in der Epoche der ersten Bildung der Sprache einstellen müssen. Es ist jetzt bekannt genug, wie unendlich viele Sprachen es nie zu besonderen Formen für Genus, Numerus und Kasus brachten, also gerade dies (wäre überhaupt eine derartige Speculation hier zulässig) ihnen hätte müssen schwerer ankommen sein. Sonst leitete ihn ein richtiger Instinct, die hohe Bedeutung solcher Flexionsmomente, wie sie nachmals Fr. Schlegel und W. v. Humboldt so glänzend ins Licht stellten, wenigstens vorausgesetzt zu haben. Das beweisen z. B. die Worte p. 15: „Le sexe et le manque de sexe, étant naturellement considérés comme des modifications inséparables des substances particulières auxquelles elles appartiennent, il émit naturel de les exprimer par une modification du nom substantif, plutôt que par un mot général et abstrait, destiné à exprimer cette espèce

particulière de qualité.“ Freilich innerlicher und untrennbarer, wie der Uebersetzer p. 81 erinnert, ist die Sexualität kaum mehr als anderweitige Eigenschaften. Sonst war das Mittel: „à faire subir au nom substantif lui-même quelque variation, suivant les différentes qualités dont il est doué;“ — ein allerdings vorzuziehendes. — Weiter wird angemerkt: es scheint nicht, als könnten „durch sich selbst und ohne Beihilfe von Adjektiven noch andere Qualitäten ausgedrückt werden, als die drei Qualitäten des Männlichen, Weiblichen und Geschlechtslosen.“ Nichtsdestoweniger würde sich der Verfasser keineswegs wundern, „que dans d'autres langues que je ne connais point, les différentes modifications des noms substantifs fussent capables d'exprimer beaucoup d'autres qualités différentes,“ und es wird dann der Derminativ und Ampliatio von oft sehr mannichfaltiger Nüancirung z. B. im Italienischen gedacht. Solcherlei, noch mit Bezug auf den begrifflichen Grund sehr wenig aufgeklärte Unterbindung von Substantiven mittels veränderlicher Präfixe im Sing. und Plur, zeigen die Kaffer- und Kongo-sprachen in auffälliger Weise D. M. 3. II, 151. So gibt es in der Sprache der Zulu-Kaffern 14 (Sprechender p. 12), bei den Hereren (Bleek p. 12. 28) 16 solcher Classen. In der Betsaasprache (Betsaasprache von die Goriſo-Bai), laut Mackey, Gramm. p. 11, 13 Arten, den Plural zu bilden, was, genau genommen, ebenso viel Classen von Nennungen ergäbe, die man aber auf sieben zurückbringen kann. Z. B. 1) e-pokoto, Pl. bopokoto Fut. 2) i-kadu. Pl. ma-kadu Hand; di-ta, Pl. ma-ta Ohr; i-nani. Pl. lo-nani Vogel. 3) u-namba, Pl. me-namba Kleid. 4) bo-ko, Pl. mi-oko Vorkopf. 5) mo-mo, Pl. bo-mo Mann. 6) vi-anga Salz, Pl. i-anga eine große Menge Salz. 7) ohne Veränderung, z. B. ndabo Sing. und Pl. Haus, sodas deren Numerus nur aus dem Beigelegten erkannt wird. Daß aber diese Präfixe nicht eigentlich dem Geschlechte gelten, erhellet z. B. daraus, daß man sich ausdrücklicher Wörter, wie *mo*mo Mann, *me*raſjo Weib, bedient, wo die Sexualität hervorzuheben beabsichtigt wird, z. B. *me*ra *mo*mo ein männliches Kind, *me*ra *me*raſjo ein weibliches. Dann *ma*mi *ma*ra *kuba* (Mann des Vogels), *me*ra *me*ra *woboti* (Weib der Biſch) für männlicher Vogel, weibliche Biſche.

Zuletzt noch wird von Smith (p. 19. 41) angeführt, daß an sich weder Geschlecht, noch Zahl, noch Kasus dem Adjektiv (überhaupt dem bloßen Attributiv) zustehe, „dessen Sinn immer genau derselbe bleibt, wie verschieden auch die Natur des Substantives sei, worauf es bezogen wird,“ und er verweist zu dem Ende auf das Englische, welches bei der Unveränderlichkeit des Adj. in dieser Hinsicht, z. B. a great man, a great woman u. s. w., eintreffende Beispiele liefert. „Die Verschiedenheit der Endung im Adj. wird in keinerlei Weise von einer Sinnesverschiedenheit begleitet. Ein Adj. bezeichnet eine qualitative Bestimmung eines Substantivs; allein die verschiedenen Verhältnisse (relations), worin dieses Substantiv sich zufällig befinden kann, stehen

keine Art von Verschiedenheit in seiner Bedeutung nach sich." „Le sexe et le genre sont des qualités qui appartiennent aux substances, mais qui ne peuvent appartenir aux qualités des substances.“ Wozu also ein solcher Aufwand von, wie es nach Obigem fast den Anschein gewinnt, so vielen unnützen Erörterungen des Adjectives, deren Summe für das Griechische, je nach seinen fünf Kasus in je drei Zahlen und nach den drei geschlechtlichen Unterscheidungen (freilich mit Bezug auf die Wirklichkeit der Formen, z. B. im Dual, etwas seierlich), von dem großen Statistiker (p. 41) zu 45 berechnet wird? Es lautet aber seine Antwort: dies Verschieden der alten Sprachen, die Endung des Adjectives je nach dem Geschlechte des Substantivs mit letzterem in Uebereinstimmung zu bringen, semble avoir été introduit principalement par amour pour une certaine similitude de son, une certaine espèce de *rime* qui est naturellement si agréable à l'oreille humaine. Hierin liegt eine tiefere Wahrheit, als der Urheber obiger Bemerkung selbst grabst zu haben scheint. Es handelt sich nämlich bei der Congruenz zwischen den Repräsentanten von Accidens (Attributiv, also Adjectiv, Participium, Numerales, adjectives Pronomen, Artikel) und Substanz (Substantivum) zwar nicht eigentlich um ein bloß wohlklingendes und rhetorisches Interesse, wie der Reim es vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich allein und ausschließlich, zum Zweck hat. Aber unter Vermuthung dieses bequemen Mittels erzielt mit solcher Gleichartigkeit in den Bildungsverhältnissen zwischen Attributiv und Substantiv die Sprache, bildlich so zu sprechen, auch einen — Gedankenreim, Darstellung ihrer Einheit in und trotz der Verschiedenheit des einen in anderem Betracht polarisch entgegengesetzten Wesens beider. Mit andern Worten: dieser Parallelismus in grammatischen Anhängen (gleichgültig, ob hinten stehend, oder präfigirt, wie in sudafrikanischen Sprachen) vollzieht den wichtigen Act, die innere Beziehung zwischen Accidens und Substanz, d. h. das Drinstein, die Inhärenz, von ersterem im zweiten, gleichsam wie durch ein Spiegelbild auch für die sinnliche Anschauung zurückzuwerfen und wiederzugeben. Deshalb, wie viele Sprachen auch das Adjectiv und die sonstigen Attributiva unumgewandelt belassen: mit Unterlassung gedachter grammatischen Anbequemung an ihre entsprechenden Substantiva entgeht ihnen ein ganz unvergleichlich wichtiger Vortheil, welcher Niemandem verborben bleiben kann, wer z. B. die den classischen Sprachen, eben vorzüglich durch den glücklichen Umstand, daß in ihnen dem Attributivum eine so mannichfaltige flexivische Schmiegsamkeit und Ansmiegsamkeit deivohnt, ermöglichte Freiheit und Zielbeweglichkeit der Wertstellung in Erwägung zieht und etwa mit den neueren Sprachen Europa's in Vergleich stellt, welche, aus dem entgegengesetzten Grunde (weil die Flexionsendungen in ihnen matter geworden, zum Theil gar erloschen sind), rückichtlich der Loxip um Vieles unfreier und gebundener werden mußten. Man denke sich einmal grammatisch zu einander gehörige Satzglieder in

Sprachen, welche das Attributiv wenig oder gar nicht flexivisch abändern, so weit, wie die classischen, aus stilistischen Gründen, sei es um des Wohlklangs, um des rhetorischen Nachdrucks, oder warum sonst wollen es sich bekanntlich sehr ungeniet gefastten, in dem Satze verstreut und — natürlich nicht maßlos, aber doch oft durch nicht unausfällige Einschübe! — von einander getrennt — und wie sollte man wol aus solch einem Satze so wenig durch charakteristische Abzügen unterschiedener und einfärbigter und doch bunt durch einander geworfener Wortgestalten, die sich, wie Attributiv und Substantiv bedeckend herausfinden und als zugehörig an einander erkennen können — es sei denn an der Hand einer mehr oder weniger vorgeschriebenen, zuweilen slavischen Wertfolge, die, ungefragt zu vernachlässigen, nur die und da auf Umwegen gelänge? Dasselbe freilich gilt von Sprachen mit gänzlicher Flexionslosigkeit, wie den einsilbigen, oder mit beschränkter Flexion überbaupt.

Wenn man den Satz, als eigentlich nächsten Zweck der Sprache, zum Behufe der Darstellung eines Gedachten betrachtet — sie bringt aber einen solchen, freilich durch das ihr gegebene und gleichsam vorher zubereitete lexikalische Baumaterial, d. h. durch Wörter (Wortbildung), welche eine grammatische Umbeugung (Wortbeugung) erfahren oder nicht, und zwar in einer mehr oder weniger notwendigen oder der freien Wahl überlassenen Ordnung (Wortstellung), d. h. also mit Hilfe der erwähnten Mittel zu Stande: — nun, wie findet man da die einzelnen Glieder des Satzes in ihrem geistigen, und zum Theil auch äußerlich sichtbaren Verhalten zu einander im Allgemeinen beschaffen? Im Großen so, daß die einen sich als gleichartig, die anderen gegenheils als ungleichartig zu einander stellen müssen, ganz nothwendig! Dieser Unterschied ergibt für die Syntax, außer der Lehre von der Anordnung der Wörter (in flexionslosen Sprachen, gleich den Einsilblern, die wichtigste, um nicht zu sagen, die einzige), die zwei von Jedermann anerkannten Abtheilungen derselben — 1) die Lehre von der Einkimmung (Congruenz) und 2) von der Abhängigkeit (Dependenz, Rection). Ich lasse mich hier nicht darauf ein, etwa die Verschiedenheit der Wege darzulegen, welche, übrigens zu Verwirrung desselben einheitlichen Zieles, z. B. die entweder ausgebildet oder minder vollkommen flexivischen, oder endlich drittens die völlig flexionslosen Sprachen einschlagen. Mir genügt hier, bloß hervorzuheben: unter allen Umständen hat die Sprache Sorge zu tragen, mag es ihr nun mehr oder minder leicht werden, zweien gar nur unvollkommen gelingen, die einen Glieder des Satzes als gleich, die anderen als verschiedenartig, und von einander abhängig, in kenntlicher, Verwechselung möglichst ausschließender Weise hinzustellen. Das zweite Hauptcapitel der Syntax, welches von der Abhängigkeit handelt, haben wir an diesem Orte nur um des Gegenfahrs willen leicht hin zu berühren. Sonst ist es jedenfalls immer verwickelter als das erste. Aus einkleidendem Grunde. In der Einkimmungslehre nämlich herrscht nur ein, ich sage nur Ein Sum-

damentalfach, eben der, alle dem Substantiv inhärent und gefesteten Glieder, oft noch über mehr als einen Satz hinaus, ihm gleichartig zu machen, soweit dies in dem Vermögen, oder doch in der Sprachgewohnung der jeweiligen Sprache liegt. Alles Uebrig, was außerdem noch in diesem Capitel der Syntax zur Sprache kommt, beschränkt sich auf die Abweichungen von jenem Einen Fundamentalfestsetz, sei es nun, daß man, durch besondere widrige Umstände genöthigt, ihm nicht vollständig genügen kann, oder auch, daß man sich die Freiheit eines zur Zeit Andersseins vorbehielt in irgend einer, zu dem Ungehorsam verleitenden Rücksicht. 3. B. quisque mit Sing. oder Plur. Aufz. Ich bin nicht ein solcher, der sich dergleichen gefallen läßt (auf: solcher, als dritte Person, bezogen, gleichsam ein sich gefallen lassender). Vergl. Engl. / am he who sent you a letter yesterday. Lat. müßte dieser Satz heißen: Non ego is sum, qui — *patior* (erste Person wegen Hinsicht nicht auf is, sondern auf ego). Vergl. *genus est hominum, quod (oder qui)* in dem Sinne: „es gibt ein Geschlecht von Menschen, das (oder „die““). Aubert, Beitr. zur Lat. Gramm. Christiania. 1. 40. Wer sich davon überzeugen will: lese einmal mit einiger Aufmerksamkeit diesen Theil der lateinischen Grammatik, am besten in Krüger's Fassung, durch. Wird man sich hiernach darüber wundern, wenn die Sprache Allem, was sie als dem Substantivum inhärent, als deren Merkmal zur Darstellung zu bringen hat, gern das Gepräge dieser Einartigkeit schon durch eine Art Einklang (Assonanz, Alliteration) und einen wirklichen Reim gewissermaßen ausdrückt? Nicht nur der gerade, aufrechte Gang von Subject und Prädicat wird dadurch freier und sicherer; auch die Zugehörigkeit des Attributivs zum Substantiv in der schrägen Lage indirecter Casus, wie 3. B. *pulchram puellam*, wird dadurch auf den ersten Blick greifbar und anschaulich. In der Abhängigkeitslehre kann es nicht so einträchtig hergehen. Da macht sich der Zwiespalt der Nüchternheit und Rommelsaltigkeit geltend, nicht nur im räumlichen Auseinander, im zeitlichen Nacheinander, in der Differenzirung von Ursache und Wirkung, und was dergleichen Kategorien mehr sind. 3. B. Subject und Object müssen unterschieden sein, um als solche verständlich zu werden, und geschähe es nur durch eine feste Stellung, wie 3. B. im Engl. John beat Robert, welcher Satz, ohne den Sinn gradezu auf den Kopf zu stellen, keine Inversion geklarten würde, was im Lateinischen, wegen ausweichender Flexion (im Neutrum 3. B. auch nicht beim Accusativ), gar keinen Anstand hätte (Smith p. 77).

Doch nun müssen wir noch einem Einwande begegnen, der uns von anderer Seite kommt, sich aber leicht wird aus dem Felde schlagen lassen. Beattie, der Abth. I, 183—200 nach der teutschen Uebersetzung 1790 seiner Theorie der Sprache das Genus behandelt, im Ganzen aber, trotz seines Widerspruchs gegen Harris, nicht viel Neues von besonderem Belange zu sagen weiß, meint S. 195, daß es ja mit der vorgegebenen

Einheiligkeit der Endungen oft Nichts sei, indem man 3. B. *splendidum diadema, plurimus ignis, pii vates, res tranquillae* der Regel ebenso gemäß spreche, als *ingenium bonum, viro bono, antenarum velatarum*. Wer wüßte aber nicht, daß auch 3. B. der Reim nicht völligen Gleichklang der Wörter verlangt, und zweitens, genügt dem nicht — Statt der Monotonie oder Monodromie schlaft hin gleichlautender Afformative, die oft sogar (man nenne nur, 3. B. die allzu häufige Wiederkehr der gleichen Wortanfänge im Kofferischen Sprachreife) recht widerwärtig werden kann, hißt man ihr nicht durch Umstellung oder Einschleibungen anderer Wörter ab — Vertheilung des gleichartigen Typus in der Flexion nur im Allgemeinen?

Nun aber noch einen anderen Satz bei demselben, welcher, indem er an ein verbreitetes, allein gänzlich falsches Vorurtheil rührt, nicht ohne großen Schaden umgangen würde. Beattie dat S. 194 Folgendes: „Da Dingen, welche kein thierisches Leben besitzen, auch eigentlich kein Geschlecht zugeschrieben werden kann (Denn die Geschlechtsanwendung der Pflanzen ist eine neuere Entdeckung, die Aristoteles [De Gener. Animal. Lib. I. c. 1] zwar schon ahnte, die aber den Sprachschöpfern unbekannt blieb), so wird es sehr natürlich scheinen, daß die Namen aller unlebenden Dinge und abstracter Ideen Neutra seien; das heißt, andeuten müssen, die Dinge, welche sie bezeichnen, wären ohne Geschlecht. Und ohne Zweifel ist dies auch in einigen Sprachen der Fall. Im Griechischen und Lateinischen, Italienischen, Französischen und Spanischen aber, sind viele Dinge, die abstrakte Ideen und Dinge ohne Leben bezeichnen, männlichen, und viele andere weiblichen Geschlechts. Der einzige vernünftige Grund, der sich allenfalls noch dafür angeben läßt, ist der, daß man gewisse Wörter, wegen ihrer Endbuchstaben, immer als von einem gewissen Geschlechte ansieht. Wenn man aber fragt, warum im Lateinischen, 3. B. die Endung *a* in der ersten Declination weiblich, und in der dritten neutral ist; oder warum sie entweder weiblich, oder ein Neutrum, und nicht männlich sei; so weiß ich keinen Grund weiter anzugeben, als was ich schon oben gesagt habe, daß dies nämlich in der lateinischen Sprache einmal die, durch den Gebrauch festgestellte Regel sei.“ Dazu das von allen Ignoranten zu tausend Malen flüchtigste schärfste Restband des vom römischen Dichter (Hor. A. P. 71) glücklicher Weise für sie auf den Thron gesetzten Usus, dem sie, weil er sich eigenwillig, oft störrisch zeigt in seinen Geboten, auch manchmal das, was in ihr ehres Hirn nicht paßt, als Unvernunft auszuliegen nicht saul find.

II. Zweitens unsere Aufgabe und deren Lösung aus der Sprachgeschichte. Man ist entweder sehr beschränkter Geistes oder wenig offen, will man dergleichen Erklärungen, wie die obige, für etwas Besseres ausgeben als ein allerdings oft nothgedrungenes, aber ehrliches Eingeständnis des Nichtwissens. Ueberhaupt, die Endungen als Grund des Geschlechtsunterchiedes den Wörtern vorschreiben, heißt gradezu Ursache und

Wirkung der Sache mit einander verwechseln, und be-  
ruht ungeschäde auf demselben Grundbirtthume, als wenn  
man auch den Artikel, z. B. im Griechischen, Französ-  
ischen und Teuffischen (denn schon für das Englische thet  
oder für den präfigirten Artikel im Semitischen paßte  
die Benennung noch uöber) zuweilen mit neuern Tauf-  
namen Geschlechtswort schelten hört.

Als ob nicht Beugung eines Wortes mit einem  
bestimmten Geschlechtszeichen stets und immer Folge  
wäre, nicht Ursache, seines, entweder physisch, oder bloß  
intellectuell und übercinlich nach Geschlechtlichkeit  
unterschiedenen Gegenstandes?! Freilich kann ich zwar  
sagen, der Regel nach sind alle Wörter erster Declination  
im Lateinischen Feminina, und weil diese Declination  
auf —a endet, kann ich alle so endende Wörter gedachter  
Classe an ihrer Endung a als Feminina erkennen.  
Ganz richtig: das a gibt mit einem der Erkennungs-  
gründe des weiblichen Geschlechts an die Hand; allein  
wer dürfte damit den Sachgrund gröblich zusammen-  
werfen? Der kann nur in der Sache, oder in der be-  
grifflichen (wenn auch immer ab und an willkürlichen,  
selbst, ich will zugeben, zuweilen verirrten) Verthei-  
lung von der Sache stehen, und die Endung, oder jedes  
andere geschlechtliche Zeichen, was von der Sprache  
beliebt worden, als bloßer Ausdruck jener Vertheilung  
oder subjectiven Ansicht gelten. Die Endungen sind ja  
nicht etwa Pudenda virilia oder muliebria; noch auch  
beim männlichen Geschlechte der Bart. Semp bezeichnet  
im Lateinischen *barbatus* (barbatus) das Männchen  
von Thieren, während *masculus* (masculus) nur noch  
vom entmannten Schweine steht. Desener Wörterb.  
S. 47. 380. Dazu kommt noch ein weiterer Unfinn,  
daß man die sogenannten, auf Wortausgänge gegrün-  
deten Geschlechtsregeln nicht einmal auf die wahren  
unverfälschten Endungen des Themas, sondern auf  
ihre verdeckteste Gestalt im Nominativ gründet, obgleich  
unter allen Kasus dazu er der allerungeeignetste ist, we-  
gen der schlimmsten Verästelungen des Themas grade in  
ihm. S. Etym. Forsch. II, 408 und den Index unter:  
Genus. Z. B. schon ein wie thörichter Gedanke, ob-  
gleich doch von Beattie ausgesprochen, daß a in der  
Lateinischen III. mit dem a der I. zusammenzufallen,  
als stübe es wirklich nur beide gleich. Erstens sind Wörter  
auf a im Lateinischen gar nicht, außer durch Er-  
borgung aus dem Griechischen, wie *poëma*, vorhanden.  
Dann zweitens aber, verlegen wir den Fall nach Grie-  
chisch, was folgt? Daß a in III. ist nothwendig  
kurz, überdies eine bloße Verästelung des wahren  
Suffixes (z. B. *μα τ. μιν*): derselbe Vocal in I. aber  
rechtmäßig lang. In Wahrheit schließt also das Thema  
in III. consonantisch, in I. dagegen vocalisch. Endlich  
aber sind wir sehr durch das Sanskrit in Stand gesetzt,  
über die weibliche Natur des langen a in I. uns all-  
erdings eine glaubhafte Rechenschaft abzulegen. Die San-  
skritgrammatik hat noch nicht das Feminalthema auf  
—ā (auch im Nom. Sing. ohne weitere Nominativ-  
auszeichnung ebenso lautend) von dem kurzvocaligen a  
für *Wabe*. (Rom. a — s) und Neutra (Rom. a — m)

getrennt, sie bilden die I. Declination. Griechen  
und Lateiner sahen sich — von ihrem Standpunkte aus nicht  
ohne Grund, d. h. durch den Scheingrund, daß sich kur-  
zes a dort in o, hier zuerst in o und dann in u (Rom.  
o — c, o — r, Lat. o — s, o — m; später, mit größe-  
rer Annäherung an Decl. IV. mit ursprünglichem  
u, — u — s, u — m) verwandelt — zu einer Schei-  
dung beider Parteien in zwei Declinationen aufgefordert,  
und zwar in der Weise, daß in einer begrifflich gar  
sonderbaren Folge, dem weiblichen Geschlechte, nicht  
aus Galanterie, sondern lediglich dem untergeordneten  
Gründe zu Gefallen, weil der, ihnen wegen der zähe-  
ren Länge gar nicht abhanden gekommene, oder bloß  
mundartlich zu u umgewandelte Vocalausgang a im  
Alphabet die erste Stelle einnahm, auch der Vor-  
tritt in Decl. I. überlassen wurde; hingegen *sexus po-  
tior*, in soweit es in das lautlich mehr abgewichene o,  
u (fl. Sanskr. ā) ausließ, sich mit der zweiten Rang-  
stufe in Decl. II. aufreiben geben mußte. Die *Wabe*.  
auf a — c, y — c, äol. a, lat. a in I. sind bloße Con-  
tracta aus ā — c (vergl. Ggn. auf —lās fl. —laos)  
und so aus ā — c in I. hindabgeglitten (oder, wenn man  
die noch ungetheilte Decl. I. im Sanskr. berücksichtigt,  
auch nicht einmal dies), wie insbesondere noch die Deu-  
tung im Gen. Sing. für jeden Unbefangenen deut-  
lich genug verräth. Was versteht nun aber denn dem  
A-Laute in Decl. I. seinen jezt wirklich weiblichsten  
Charakter? Die Länge und Ansehnlichkeit, um nicht  
zu sagen, Prägung des Rauts. Im Sanskr. vollständig,  
außer ā, auch langes i (nach meiner Meinung freilich  
entstanden aus yā) die häufigste Metion von *Wabe*, in  
Fem., und überdies zeigen auch Omega am Ende im  
Griechischen und langes e in der lateinischen Decl. V.  
und III., endlich *ae* in *quae*, *haec*, für gewöhnlich ein  
weibliches Banner an. Diese Lautanfschwellung ist nun  
in der That nichts Gleichgültiges, sondern ein infinitiv  
zu dem Zwecke außerordentliches Charakteristikum der Weib-  
lichkeit. Nämlich, ich mutmasse, so. Wie die Länge  
nicht der ursprüngliche Raut ist, eben als Doppelung  
des kurzen; so bezeichnet sie bezüglichen, schon aus die-  
sem Grunde, ein Secundaires, ein vom Primitivum  
(für unsern Fall: vom *Wabe*), als dem vornehmlichen  
Geschlechte) Abweichendes. Der Grund ist, wenn  
man will, etwas profaisch; lege man meinetwegen aber  
so viel Mystisches noch mit hinein (hergenommen etwas  
von der Aufstreblichkeit eines hoffnungreichen Nutter-  
schöpfes), als man Lust hat. Ich will die Sache jedoch  
durch eine andere gleichmäßige Vocalerweiterung ferner  
zu bewahren suchen. Der indische *Lā-*Modus,  
oder Coniunctiv, verhält sich, dem Laute nach, zum In-  
dicativ dergestalt, daß der einfache kurze Bindervocal ā  
in jenem zum entsprechenden langen (ā) anschwillt. Man  
vergl. *pat-ā-ti* aus dem Ind. *pat-ā-ti* = Griech.  
*πατ-ει*; *nihi*, d. h. η; z, oder in Pers. I. Pl. wie  
ω; o, vergl. *nihi-ō-par*; *nihi-ō-par*. Das Neutrum  
schemt, im Gegensatz zum Femininum, langen Vocal  
im Thema. Etym. Forsch. II, 611 fg. 646. Vergl.  
noch Widdi in Patron.



Es gibt einen anderen Punkt, der mich weit mehr beunruhigt. Sehen wir scharf nach der geschlechtlichen Untercheidung, die meine jetzt innerhalb der Sprachen des Indogermanismus hin- u. her drängt sich und die etwas seltsame Bemerkung auf, um wie vieles häufiger die Geschlechtlichkeit des Substantivs nicht sowohl aus ihm selber und aus einem besonderen weiblichen Aussehen erkannt wird, als aus der weiblichen Begleitung, welche ihm beizugehen der Sprachgebrauch gelehrt. Es heißt daher hier sehr oft: Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer (welches Geschlecht) du bist; und nur in diesem Sinne kann man den Titel von Geschlechtswort für Artikel einigermaßen in Schutz nehmen. Trifft es sich daher zufällig in der Literatur, und das kann bei seltenerem Gebrauch vorkommen, daß ein Substantiv keinerlei Attribut bei sich hat, woraus sich mit Bestimmtheit das Geschlecht erkennen läßt: da müssen wir, im Falle uns nicht entweder die Gestalt des Wortes, als mit einem untrüglichen Geschlechtszeichen behaftet, selber, oder eine bestimmte Uebersetzung ausliefert, bei toten Sprachen in erwählter Rücksicht wirklich unberathen bleiben. Daß man bei Untersuchungen, den geschlechtlichen Werth von Endungen zu bestimmen, nicht den vielfach im Thema verknüpften Nominativ, sondern das aus allen Kasus zusammen ausgezogene reine Thema selbst, rechtmäßig und mit Aussicht auf wissenschaftlichen Erfolg, zu Grunde legen darf, das wurde schon erinnert. Unsere sogenannten Geschlechtsregeln sind größtentheils, weil widerständig, auch an sich völlig werthlos Zusammenstellungen, die nur zu mnemonischen Zwecken eine gewisse Duldung verdienen. Werth hat allein der eine Umstand, daß *-s* als Flexionszeichen des Nom. im Sing. und Plur. nur sexueller Art (männlich oder weiblich) sein könne; ein Neutrum nie anzeige, als welchem kein *s* für genannten Fall gebührt. Die scheinbare Ausnahme der Neutra mit Hülfslaut am Ende in Decl. III. erledigt sich dahin, daß hier das *-s* nicht Flexionszeichen für den Nominativ ist, sondern stets zum Thema, häufig als Suffix (*-as*, *-os*, lat. *us*), gezogen werden muß.

Was nun aber die verschiedenen Ausgänge des Thema anbelangt: so muß allen Consonanten ohne Ausnahme ein bestimmter geschlechtlicher Unterzeichnungscharakter abgepredigt werden, der in sie gelegt wäre. Sie sind gegen das Geschlecht durchweg gleichgültig, und daher das große Wirrwarr der Regeln, das im Sanskrit. Decl. VI. und in den klassischen Sprachen Decl. III. rückfichtlich des Geschlechts nöthig machen, indem erkrankte Decl. nur consonantisch schließende Stämme umfaßt, und in letzterer, nach Abzug einiger vocalischen Thematata, wie dort, auch nur consonantische Formen zurückbleiben. Allein noch mehr. Man täusche sich darüber nicht, auch die, nächst *ā*, *ī* (*ī*, Griech. *ω*) wichtigsten vocalischen Nominalausgänge mit kurzem *i* oder *u* zeigen kein bestimmt ausgeprochenes Geschlecht. Zu Neutris werden sie bloß auf *verneinendem* Wege, d. h. weil man in den drei gleichen Kasus des Neutrums

(Nom., Acc. und Voc.; nur der letztere zuweilen im Sanskr. der Angabe nach, etwas abweichend) sie als nackte (und eben dadurch gleichsam charakter- und geschlechtslos) Thematata betrachten, ihnen aber das Zeichen des Subjects: *-s* im Nom. und damit formal geschiedener Persönlichkeit, niemals zugeht. Die Nomina auf *i* *-s*, *u* *-s* im Sanskr. und Lat., sowie die auf *i* *-s*, *u* *-s* im Griech., welche ihnen gleichkommen, sind geschlechtlich, aber durch sich weder männlich noch weiblich, sondern nur in Folge anderer Bestimmungen das eine oder andere. Bei *-is* sind im Lateinischen bekanntlich der Ausnahmen fast so viele, als die Regel an Zahl unter sich begreift. Außerdem zeigt die Ununterschiedenheit des *-is* gegenüber dem *-e* (*facilis*, *levis*, *e*) im Adjectiv genugsam, daß diese Endung eher Communia anzeige, oder *sexum utrumque*, als *alterutrum*. Und das bewährt sich auch durch Griechisch und Sanskrit. Das *-us*, was die lateinische Grammatik um kleiner Abweichungen willen, mit Ausnahme der Einspitzer *sus* und *grus*, von Decl. III. trennte, während sie, wenig folgerichtig, *i* (mit seinem Acc. *i* *-m*, Abl. *i*, Plur. *i* *-a* n. und Gen. *i* *-um*, Acc. *els*, *es*, *is*) darin beliest, zählt allerdings lauter Neutra unter sich, fast ohne Ausnahme. Sehr erklärlich indessen aus dem Umstande, daß es sich in Decl. IV. — mit Ausschluss der Neutra und einiger sonstiger Abzüge — wirklich nur um ein Suffix, nämlich *tu* *-s* und *su* *-s*, handelt, was eine Reihe von Nom. abstr. aus dem Verbum herleitet, die sich (vergl. *actus* m. : *actio* f.) von den sonstigen weiblichen Abstracten der Handlung nicht unmerklich im Sinne unterscheiden. Nichtsdestoweniger find grade die griechischen Bildungen dieser Art auf *-is* (*ιδις* wie *η* *νομος*) — Feminina, trotz lat. *exus* (f. ed. *tu*, vergl. *comestum*), *pastus* u. f. w. Adjectiva auf *u* *-s*, die doch Sanskr. und Griech. nicht fremd waren, hat das Latein eingebracht, indem es dieselben durch den Zusatz eines *i* in ein anderes Gebiet verschanzte und dadurch in ihrer Ursprünglichkeit trübte. Vergl. *leu* *-i* *-s* m., *leu* *-e* n., Sanskr. aus dem Thema *tanu* (*गन्तु* nur in Comp.) *m. tanu* *-s*; *f. tanu* *-s* oder *tane* *-i*, auch fogar durch Contraction dieser zweiten Form, unter Hinzunahme eines nominativen *-s*: *tane* *-a*; n. *tanu*. Oder *suavis* m., *suave* n., Sanskr. *svād* *-u* *-s* m., *svād* *-ī* f., *svād* *-i*, *svā*, *svā*, *svā*. Also haben sich m. und f. im Lateinischen vermischt, wie dies schon im Sanskr. fogar mit der Endung *u* *-s*, wenigstens durch Connivenz, erlaubt war.

Dem zufolge bleiben, als mit eigentlich geschlechtlichen Abzügen durch grammatische Umbiegung ausgestattet, nur die oben erwähnten Wortklassen mit langvocaligem Abfalle übrig. Nachtheiliger für unsere Untersuchung, als die nachgewiesene Indifferenz der meisten Endungen gegen das Geschlecht, erweist sich aber ein gar nicht seltener Widerspruch des üblichen Geschlechts in manchen Wörtern mit ihrer Endung<sup>1)</sup> von sonst

<sup>1)</sup> Thechem, als der Cardinal Bened. Pappz werden sollte,

gang bestimmt ausgesprochenem Geschlechtscharakter. Ein Abfall von der ursprünglich in die Endung gelegten Dhr, wofür man schwer einen Grund zur Entschuldigung aufreicht. Am schuldigsten aber in diesem Betracht, weißt sich, um nur bei den classischen Sprachen stehen zu bleiben, das Adiom des geistig so beweglichen und neuerungsfähigen Griechenvolks, viel weniger das conservativere und correctere Latein, wenn man sie mit dem Sanskrit, wie in manchen anderen Punkten so auch in diesem, als deren Regulativ vergleicht zusammenhält. Abseiten der Bedeutung begreift sich leichter, sollte ich fast meinen, z. B. die neutrale Natur in den teuffchen Wörtern, *Wib*, *Huhn* (gleichsam als in der Mitte stehend, zwischen *Hahn* und *Henne*), *Pferd* (lat. *jumentum*) u. s. w., wo man vom Geschlechte, gleichsam absichtlich, wie von etwas zwar nicht an sich Unbestimmtem, aber für den Augenblick Gleichgültigen (z. B. das *Thier*, das *Kind*) abstrahirt — als z. B. die anstößige *Masculinarendung*, z. B. in *ivoc*, *woc*, der man ja ungern leicht ausweichen konnte durch Versehen des Wortes, z. B. in Decl. I. mittels eines a oder η (vergl. *ivvηs*). Augenscheinlich stimmen *woc* und lat. *nurus* nur dem Stoffe nach zu Sanskrit. *smushā* (die *Schnur*), nicht in Betreff der Form hinten, d. h. der Endung. Es zeigt sich aber im Latein, daß *nurus* der IV. angräblich gleich *anus*, *soorus*, für das Griechische nach Abstoßen der beiden Fischeute, — *woc* erwarten ließe, welche dem feinhörenden griechischen Dhr zu unangenehmer Wiederholung desselben Vocales leicht zu einer allerdings etwas abentheuerlichen Abhilfe solchen Uebelstandes verführen mochte. Im Griechischen gibt es bekanntlich nicht wenige *Feminina* auf oc, was im Sanskrit mit *-ā-s* gradehin unmöglich wäre, auch nicht in einer einzigen Ausnahme vorkommt: sie sind immer männlich. Man wird diesen handgreiflichen Widerspruch zwischen Endung und Geschlecht zum Theil aus einer nachmaligen Sinnesänderung erklären müssen: Wörter, die man ursprünglich mit einer männlichen Endung bedacht hatte, zog man allmählig — daher noch öfters *Schwanken*, z. B. *δ, η λυδός, ὅ, η μάγιστρος* (vielleicht auch *τὸ μάγιστρον*), *δ, η γυροειδής, ὅ, η ἰλος* — in die entgegengekehrte Lager. Franz. z. B. *la manche* Arme!, aus lat. *manica*, aber auch *le manche* f. manubrium, bei DC. *manicus*, *manicum*. Letztlich debess m. Welle, f. Himmel; meh-

ness m. Monat (lat. *mensis* m.), f. Mond. Hesselb. §. 59. Diese Ueberläufer wechselten ihre Fahne, ohne zugleich die Partei farbe, die ihnen noch von früher her anstieß, zugleich mit zu wechseln, wie sie doch vernunftgemäß hätten thun sollen. Ich weiß wol, daß man hierbei gern zur Erklärung *per synesis* greift, welche, z. B. bei dramatischen Stücken (*haec* Oedipus, *sc.* fabula), allerdings oft in ihrem guten Rechte ist. Das gibt aber in den meisten Fällen keinen Aufschluß darüber, warum man denn nicht von vorn herein Geschlecht und Endung in Einklang brachte, sah man andrer das Weibliche in Manneskleidern wirklich als weibliches Geschlechts schon früher, bei Entstehen seiner Benennung aus. Vergl. gewisse Reichen analoger Begriffe von solch zweiterhastem Wesen in Buttm. Ausfuhr. Griech. Gramm. §. 35.

Auch lasse ich mir schon Ergänzungen von eig. Adjectiven mittels eines weiblichen Substantivbegriffes gefallen, wie z. B. *η δαίμωνος* (sc. *γωνῆς*), *η αἰλουός*, verkst. *Hydra*. Oder *η χερσός, η ἡνερσός*, *sc. γῆ, χώρα*, wie Hom. H. Cer. 43: *ἐπὶ τρωαίῳ* (auf der nahrungreichen) *τὴ καὶ ἵππῳ* (der nasse Theil der Erde, Gf. von *siccum*, das *Ärode*) *πανούρῳ*. Wie kommt es aber doch, daß es im Griechischen so viele ab. *Comunia* auf oc, or gibt, obwohl doch keine innere Nothwendigkeit noch eine äußere Schwierigkeit bequeme Hinzubildung einer Femininalform verleierte? Wenn das Latein, z. B. das Suffix *-a* (ac-s), mit Ausnahme weniger Casus (acc. *audacem* m., *audax* n.; pl. *audaces*, *audacia*), fast einem Substantive gleich behandelte, d. h. keine geschlechtlichen Unterscheid an seinem Körper anbringt, so begreife ich das. Chinesische Variation wäre aus Hindernisse gestossen, die, zwar nicht schlechthin unüberwindlich, doch von ihr abtrieben. Sogar entbierte sich der römische Sprachgenius nicht, zwar weniger dem Prädicate, als sich selbst eine dreie Dreifache zu verabreichen, indem man das sonst dem Neutrum nie eingeräumte -s bei solchen consonantisch auslaufenden Adjectiven nicht nur, was noch eher erträglich, in den Rem. Sing., sondern sogar (*mirabile dictu*) in dessen Pl. (*audax animal*, gewissermaßen als spräche ich truch: Ich habe ein kühner, k. kühnes, Thier erlegt) — gegen alle Gesetze einer vernünftigen Congruenz — einwärtszte. Vergl. ähnliche Sprachschwier, welche Vermeidung des Hiatus zu Gesallen im Romanischen nicht gescheit werden, z. B. *mon* (f. ma) ame im Französischen, und Spanisch *el alma* (anima), *el agua* (aqua) statt des weiblichen Artikels *la* (illa) Wagener §. 12. Indessen es ging mit dieser Entbindung von einem natürlichen Sprachgese oder mit dieser licentia grammatica fast so, wie mit der Veräbnth. Der Grieche war mit dreier Adjectiven auch öfters in Verlegenheit. Das Weglassen von -s hätte gegen ein andres Gese (z. B. keine Plura am Wortschluß zu setzen) verstoßen. Vergl. Buttm. a. a. D. §. 63. Anm. 8. Ein Neutrum *victricis* arma schmiedete man, z. B. von dem entstehenden Femininum *victrix*, weil letzteres immer noch fugamer, vielleicht anscheinend analoger (vergl. *felicia*)

bestand sich an dem Postquino die Inschrift: Papa Bona est oratio incognita. Allein der Cardinal wollte sich zu heßen und antwortete:

Vana Solociani se te perturbat imago.

Kaset Papa bonus, al Bona Papa foret.

Hauptm., Niederlaus. Gramm. S. 41. Hier haben wir es mit einem Rätselaute zu thun, der in die weibliche I. Ded. um so leichter hineinpaßt, als es in I. durch Contractio aus *ao-c* entstand. Wirklich aber construirten Provencalisch und Aufranzösisch *papa* und *prophete* — widergeschiedlich, allein durch die Endung verführt, mit dem Fem., z. B. *la vostra papa*. Diez III, 4. — Auch erzählt man sich, daß ein Kleiker öfters — je nachdem bald von bonum, bald von bonus vinum sprach, den dazob erkaunenden Wirthem aber mit der Erklärung aus dem Latine half: Quale vinum, tale Latium.

sich erwieß, als etwa victor. — Nicht weniger befremdet die ziemlich arge Fahrlässigkeit der lateinischen Sprache, sogar im Participium Præsentis und in anderen Adjectiven mit -nt (z. B. opulens, aber bildsamer und darum beliebter: opulentus, a, um) den Vortheil der Unterscheidung, welchen man doch als Erbgut vom gemeinsamen Mutterstamme mitbekommen haben mußte, leichtsinnig wieder zu verlieren, und ohne Kummer zu verschmerzen. Man vergl. dans, prudens, gegen d'advers, oder virtuos, ovus (fl. ort-sa), or, im Sanfte vom Thema aut, Rom. im (st. ant-sa) m., aut-l oder at-l f., at (fl. ant) u. — Vergl. hiemit, daß sich Vedisch und episch bisweilen Participia männlichen Geschlechts neben weiblichen Hauptwörtern finden; auch Nabe. statt Neutra. Benfey, Gramm. S. 714.

Nach solchen Wahrnehmungen müssen wir uns natürlich die Frage vorlegen, theils 1) noch dem factischen Bestande der Genusvertheilung, theils 2) nach deren Gründen.

Nachdem von uns die bisherigen Geschlechtsregeln, als nicht zum Ziele führend, bekräftigt worden, sind wir nun freilich, da kein Ausfließen des durch und durch mercklichen alten Gebäudes etwas hilft, in der nicht sehr angenehmen Lage, zu einem kossspieligen Neubau wenigstens den Plan anzugeben; vielmehr mit der Aussicht, daß Niemand, auch wenn ausgeführt, das neue Haus beziehen mag, weil es nicht den Reiz eingewohnter Wohnlichkeit für sich hat, wie die alte Hütte. Vorerst noch in Kürze eine Angabe, was wir denn mit den Endungen anfangen gebieten, welche doch nicht ganz dürfen bei Seite liegen bleiben. Ich fasse dies in ein Paar Sätze.

1) Substantiva mit entweder gar keinem oder doch mit keinem, nach sicherer Analogie abtrennbaren Suffixe kann man vernünftiger Weise, was die bloße Endung, oder, genauer mich auszudrücken, den The menschuß, betrifft, geschlechtlich allenfalls registriren, oder nicht eigentlich classificiren, es sei denn, daß man bestimmter Begriffstreiden, welchen sie sich, eben von intellectueller Seite, unterordnen, bildet. Eine solche, in sich verwandte Begriffstreide bilden aber z. B. im alten Indogermanismus mit Ausnahme des Griechischen, das sich einer willkürlicheren Auffassung hingab — die Metalle. Sie sind fast durchweg Neutra.

2) Bei Substantiven mit Suffixen von einer mehr oder minder durchgreifenden Analogie, habe ich nachzusehen, sind sie diesem oder jenem Geschlechte; vielleicht nach Umständen und unter gewissen Bedingungen, einem verschiedenen zugehörig? So z. B. sind alle lateinischen Wörter auf tal = griech τάλ = tal (aetas, aestas, venustus, virtus u. s. f.) Feminina, und wahrscheinlich dies, weil Abtracta. Ferner lat. -men und -mentum, griech. -μα sind Neutra u. s. w. So erhalte ich eine, nicht auf Zufall und blinden Ungefahr gegründete, und fast rein von dem Grammatiker erzwingende Ordnung, wie die unserer bisherigen sogenannten Geschlechtsregeln, sondern eine, wirklich aus dem Sprachgeiste hergeleitete, wie frei auch, doch

selten in unvernünftiger Zügellosigkeit, derselbe mit seinen Gebilden schaltete.

Soviel von den Endungen, als Zeichen, nie als Gründen, der Geschlechtsunterscheidung. Auf den ersten Blick leuchtet ein, und unsere Durchmusterung ziemlich vieler fremder Meinungen bestätigt es, daß man vor dem sprachlichen Genus in vielem Betracht, und mehr als bei manchen anderen Dingen, als vor etwas äußerlich Räthselhaftem und, so zu sagen, Hieroglyphischem steht, was daher auch den Sinn der Beobachter, welche auf eine Unterscheidung sinnen, nicht wenig verortet. Halten wir nämlich das grammatische Geschlecht mit dem der Natur, mit dem physischen zusammen, welch eine ungeheure Kluft zwischen beiden, im Falle jenes über das natürliche Geschlecht hinaus weitere Ausdehnung empfangt, oft in dem Maße, daß es mindestens sämtliche Substantiva ergreift, auch wenn es etwa des Attributiv nicht in deren Strudel, wie doch gleichfalls häufig, mit hineinzieht. Das ist also zuvörderst in alle Wege klar, wir müssen 1) ein natürliches Geschlecht unterscheiden, was die Sprache, mit geringen Abweichungen, so wiederzugeben, wie sie es vorsaß, vorausgesetzt (was nicht immer der Fall), daß sie sich überhaupt zu Geschlechtsbezeichnung herbeiließ. 2) Ein, wir wollen es überreinkunstliches nennen, womit aber nicht etwa eine vorübergehende Verathung, oder auch nur Ueberlegung, über dessen Festsetzung gemeint wird, sondern nur sein, im Gegensatz der *quæ*, durch eine Art *Idem* erfolgtes Eindringen, immer jedoch mehr aus einem, an sich auch naturgemäßen infinitiven Drange. Dort, in 1) ist Wirklichkeit zu Hause. Hier in 2) auch; aber nur eine lebhaft vorgestellte, also-subjectiv, Wirklichkeit einer Einbildungskraft, welche Alles um, ja in sich belebt wähnt und darum gewissermaßen zugleich personifizirt (wie auf ganz ähnlichem Wege zu seinen, idealen, Gestalten gelangend der Pythias) und, in weiterer Consequenz, sexualisirt. Wie der Zuriß sich mit dem Verstand, „moralische Personen“ (z. B. eine Kirche, eine Aetiengesellschaft) schafft, d. h. als Person fingirt, wo keine physische Einzelperson vorhanden, an die er sich nöthigenfalls zu halten hätte: ebenso die Phantasie mit ihren Scharen von Wesen, die factisch kein Geschlecht haben, vielmehr nur ein ihnen angebildetes (ich sage nicht, was klares Bewußtsein voraussetzt, erbildetes), ein ihnen fast Decretes jener Dichterin Phantasie verliehenes. Wer deshalb das grammatische Geschlecht mit frostigem Verstande ins Auge faßt, dem muß es nicht allein unnütz, es muß ihm sogar als verkehrt vorkommen, ja zum Theil der Vernunft entbehrend und sinnlos. Der Verstand aber hätte Unrecht, von der Sprache immer seine Schematisirung zu verlangen; — er müßte denn die Poesie, oder überhaupt alle Kunst, als eiteln Eitelstolz verdammen und über Bord werfen. Wie haben in diesem bunten Spielwerke, oder in den Grepundien einer und ja, wer leugnet? zu fremd gewordenen Verwelt, wo die Menschheit noch Kind war, gleichwohl auch ein Stück geistiger Arbeit vor uns, das alle Sprache durch, nicht bloß ergötzt, sondern auch

geistig oft, recht oft tiefbedeutenden Farbenreichtum belebt (Abwesenheit des Geschlechts erzeugt in der Sprache, wo sie herrscht, gegenwärtig eine nichts weniger als auf den Geist günstig wirkende und dürrer Eintönigkeit), und — man entsinne sich wieder unserer oben niedergelegten Bemerkungen über Congruenz — auch gewiß dem Verstande eine sich diesem äußerst empfehlende Seite aufthut.

Es gibt begriffliche und factische Gegenstände, wie Lebendiges und Unlebendiges, und wiederum erstere geschieden in männliches, weibliches, auch hermaphroditisches, geschlecht überaus u. f. w. Ferner zwischen Persönlichem, Vernünftigen (Mensch u. f. w.) und Unpersönlichem, Nichtvernunftbegabtem (Thier). Dazu alles Sachliche (vergl. persönliches Recht und dingliches Recht) und Sinnliche, sowie alles Unsinnlliche, die abstracten Begriffe der mannichfaltigen Art u. f. w. Hat nun die Sprache oft die Einrichtung getroffen, sich im Gebiete des Gedachten und Seienden gewisse (freilich vor dem Richterliche strenger Wissenschaft vielfach zu vernachlässigende) Analogie und Kategorien zurechtzulegen und durch ein gleichmäßiges Merkzeichen, das an ihren Namen und sprachlichen Bezeichnungen angebracht worden — diese Merkzeichen sind aber zu einem großen Theile derivativer Art, sodas durch sie oft gar überraschende, zuweilen auch wunderliche Begriffe, Generalisierungen zu Stande kommen — jene Analogien von wirklich Rechten oder doch als ähnlich Angesehenem in sinnlicher Anschaulichkeit zusammen und aus einander zu halten und im Gedächtnisse aufzubewahren; — warum sollte nicht auch geschlechtliche Variirung im Verlaufe der Zeit als bequemes Mittel dazu mit benutzt sein, in dem wirren Haufen unserer wild durch einander laufenden Vorstellungen mancherlei willkommene Begriffsabgrenzungen und oft nur dem Gefühle noch zugängliche Abschattungen nach Reichtigkeit oder Unterschied zuwege zu bringen. Geschlechtsunterscheidung ist in sprachlicher Hinsicht freilich nur ein leiser Farbenstrich; aber durch solche Striche entsteht Licht und Schatten in einem Gemälde, ja dieses selbst. Hätte dies z. B. Mohr, wovon unter 1. b. die Rede war, bedacht, so wäre er wol nicht so rasch mit seiner seichten, obgleich dem Anspruche nach aus tiefer Speculation geschöpften Genustheorie herabgerückt. Wer sich aber darüber in gründlicher Weise belehren will, welchen Zwecken, außer dem Zwecke der baren Natürlichkeit oder der ideellen Verwerthung und Personifikation, die Geschlechtsbezeichnung noch überdies diene: dem seien, einerseits J. Grimm 3. Bd. Cap. 6. S. 311 — 563 Genus, mit den Unterabtheilungen: A. „Natürliches. Aus verschiedenen Wurzeln, wie Etier, Doh, Kuh u. f. w., und Motien. B. Grammatikches, sinnlicher, abstractor Substantiva.“ nebst v. d. Gabelenk, Goth. Gramm. §. 191 fg., und zweitens Chr. Aug. Lobeck, Pathol. norm. Graeci Diss. 1. De mutandae terminationis nominum causis, wo auch gelegentlich auf das Geschlecht die Rede kommt, — aufs Angelegentlichste empfohlen.

Von oftmaliger Sinnesverschiedenheit, je nach anders gewähltem Geschlechte, nur ein kleines Beispiel. Sanscrit *pat-ti* (von *pad*, gehen, mit Suff. *-ti*) bezeichnet als m. einen Fußsoldaten, einen kühn daher schreitenden Helden. Was aber als Femininum? Erstens das Gehen in abstracto, und sodann zweitens eine militärische Truppe, bestehend aus 1 Bagen, 1 Elephanten, 3 Rossen und 5 Keuten zu Fuß. Sehr ähnlich *ἡ ἵππος* Stute (*ἵππος* Pferd im Allgemeinen), aber auch collectiv, eine aus so und soviel Pferden (natürlich sammt Reiter) bestehende militärische Truppe, d. h. Reiterrei. Umgekehrt hebr. *na* Schiff im Allgemeinen, aber davon das Fem. *na* einzelnes Schiff, Ewald §. 368.

Vor Allem aber, als um unseren Gegenstand höchst verdient, muß von Dr. Heinr. Ernst Hinke, Abh. der allg. vergl. Sprachl. (Hamb. 1836), die zweite: „Ueber die verschiedenen Bezeichnungsweisen des Genus in den Sprachen.“ S. 492 — 660 genannt werden, indem sie eine schon von mir in der Anzeige des Buches A. L. J. März 1835 rühmend anerkannte Seite desselben mit großem Sammel- und Einfassungsgeiste beleuchtet. Freilich, was die jebermaligen Bestimmungsgründe zur Wahl dieses oder jenes Geschlechts in den verschiedenen Sprachen antrifft, darüber findet man daselbst wenig Aufklärung. Die zweite Seite der Sache mehr als Licht zu geben ist, theils in der erwähnten Anzeige und später in seinem Aufsatze: „Metaphern vom Leben und von körperlichen Lebensverrichtungen hergenommen“ in Kun's Zeitschr. II., insbesondere S. 117 — 126, vom Verfasser gegenwärtigen Artikels versucht worden.

Mit der bloßen Speculation reicht man bei Dingen, die sich, und soweit sie sich, erfahrungsmäßig beobachten lassen, nicht aus. Es kommt hiebei nicht darauf an, daß wir uns aus uns eine Meinung darüber bilden, gleichsam vorweg zu errathen suchen, wie das Object unserer Forschung beschaffen sein möge (allzuoft nämlich, wie klug wir uns bedanken, straft uns, vor unsere Augen gestellt, die Sache selbst, mit einem einzigen Blicke, die wir auf sie fallen lassen, Augen), sondern daß wir eben dem Objecte ins Antlitz, oft tief in seine Eingeweide hineinschauen. So hier. Manche Meinungen, stellen wir uns auf eine höhere Warte, von wo ab wir einen weiteren Umkreis von Sprachen umfassen, verfliegen hierhin und dahin, gleich unrunder Spreu vor dem Winde. Wie lächerlich z. B. die Behauptung, als wäre ein grammatisches Geschlecht den Sprachen nothwendig. Nur, weil man nicht rouste, daß es in unendlich vielen Sprachen fehlt, konnte man ein solches deraisonnement aufstellen. Wo bleibt jene vermeintliche „Nothwendigkeit“ Angesichts der thatsächlichen Wirklichkeit, ihrer einfassenden, aber schlagendsten Widerfacherin?

Nun, wie verhalten sich die Sprachen rücksichtlich des grammatischen Genus? Hören wir sie in nicht allzu farger Frequenz ab, zum Theil unter Benennung von Hind'sel's Gesichtspunkten a) die Zahl der Genera; b) der Umfang ihrer Gebiete; c) deren

Bezeichnungsmethoden in den Sprachen; d) deren Verwendung über das Unbelebte und sexual Unterschiedlose hinaus.

A. Zahl der Genera. Uns steht von der Schule her die Dreitheil der Geschlechter so fest im Kopfe, daß wir beinahe Anstand nehmen, irgendwo in den Sprachen eine Vindertheil, also nur zwei, anzuerkennen. Und doch ist das aus dem Semitismus bekannt genug. „Die hebräische Sprache kennt, wie alle semitischen, bloß ein doppeltes Sprachgeschlecht, ein männliches und ein weibliches; unbelebte sächliche Gegenstände und Abstracta, welche andere Sprachstämme durch das Neutrum bezeichnen, werden ebenfalls als männlich oder weiblich, besonders letzteres, gedacht.“ Gesenius, Gramm. durch Rödiger. 1854. §. 80, mit dem sehr natürlichen Zusatz: „Das männliche Geschlecht als das vorherrschende und wichtigere hat keine besondere Bezeichnung.“ Letztere wird erst für das Femininum, für — die Ribbe aus Adam's Seite, nöthig. Der Semitismus kennt also sprachlich unter den Substanzen gewissermaßen Nichts als entweder Männer oder Weiber; — tertium non datur. Er anerkennt also nur Seruas und, innerhalb dessen, die beiden Geschlechter der Natur. Darum fehlt ihm, wenn ich ein Bild gebrauchen darf, zur Lichtseite deren abgewendete, oder die Nachtseite, d. h. das Sächliche, zu *anav*, welche Protagoras den *ἀνδρα* und *ἑλκα* gegenüberstellte (Arist. Rhet. III, 5). Dieser Mangel eines Neutrum (*obdrepas*, Arist. Poet. 21 zu *μαρὰ*, das Daurischen oder das Mittlere; sonst *trityaprakti*, d. h. von der dritten Natur, aber auch *kliva*, *nappnaska*, *zunuchis*, ohne Männlichkeit) ist auch, wovon eine einfache Uebersetzung uns die Gewissheit verschaffen kann, einer unter den wesentlichen Mängeln, welche man diesen, sonst mit dem Indogermanismus um den Preis ringenden Sprachen zum Vorwurfe machen kann. Es wäre so, als ob die Prosa (denn der gehört das Neutrum an) einem Velle abhänge, weil es nur (und gilt das nicht einigermassen von den Semiten?) in der poetischen Anschauungsweise zu schwierigen vermöchte. Aber, nennt man diesen meinen Vergleich hindert, dann sage ich: Das Neutrum hat sprachlich kaum weniger zu bedeuten als im Biffersysteme die Null, deren Wesentlichkeit in letzterem Niemand bezweifelt. Freilich, das gebe ich zu, wo es in den Sprachen ganz ohne grammatisches Genus zugeht, da steht die Sache beileibe schlimmer. Da sind alle Dinge in farblose Nacht gehüllt und würden biederlich, so zu sprechen, nihilistisch selber zu Nullen, ohne Bestimmtheit, herabgesetzt. Alles Licht, oder Alles Dunkel und Schatten — beides taugt nicht. Es wäre ebenso schlimm, als, statt übergroßer Consonantenhäufung in manchen Sprachen, umgehört das molluskenartige Zerfließen, z. B. des Hawaiischen, in allzu oft-maligen Vocalschlim. (Vergl. Andrews, Hawaiian Gramm. p. 18.) Das Neutrum mit Sexualität, wie es in durchgreifenderem Gegensatz, meines Wissens, nur der Indogermanismus (über die Betoisprache in Amerika jedoch s. Bindfeil S. 497) aufweist, ist einer von

den vielen Vorzügen, welche die ihm zufallenden Sprachen zu einem so hohen, zu dem höchsten Range über allen emporhebt. Wo gar kein Geschlecht durch grammatische Umformungen unterschieden wird, da starrt von der einen Eise- und Todtenfalte Alles — und bleibt durchweg Verneinung, wenn freilich diese Verneinung, in sofern sie in Wahrheit erst mit dem positiven Heraustreten von geschlechtlicher Trennung möglich wird, nicht eigentlich ein Krüts von Beiden vorstellt. Ich halte es daher für einen glücklichen Zufall des Genies, jene, es ist mir keinen Augenblick zweifelhaft, erst später ihm gewordene Offenbarung von einem besondern Neutrum, äußerlich (was die Formen zeigen) durch Lösung desselben vom Masculinum entstanden. Ein dunkles Gefühl vom Neutrum, als Repräsentanten des Unpersönlichen und Sächlichen, zog sich freilich durch manche Sprachen hin, ohne das sie für selbiges, außer sporadisch, einen Ausdruck fanden. So nimmt sich oft das Fragepronomen, eben wenn nicht bloß die Person, sondern auch noch deren Geschlecht ungewiss ist und grade erst durch Erstfragung ausdrücklich gemacht werden soll — in Eine unterschiedlose Form (*ic*, wer, sehr verschieden von: welche, quae, aus der Zahl von Weibern?) zusammen, und stellt sich dem Was oder *zi*, als einer fraglichen Sache, gegenüber. Die sogenannten tatarischen Sprachen, Mandtschu, Finnisch, Ungarisch, Samojesisch, Türkisch u. s. w. unterscheiden kein Geschlecht, auch nicht, sehr zum Schaden der Deutlichkeit, im Pron. (wie unser: er, sie, es), noch, wenn sie einen solchen besitzen, beim Artifel; und haben es auch sicherlich nie unterschieden. Gleichwohl machen sie öfters einen, unserm Wer? und was? analogen Unterschied. Z. B. Mandtschu persönlich *see* (wer?), aber *ai* (was?), r. d. Gabelentz, Gramm. S. 57. 58. Ebenso fragt im Ung. *ki* wer? nach der Person, *mi* was? nach Sachen. Farkas S. 40. Samojesisch bei Gafstrén, Samoje. Gramm. S. 435 nach der Fragephrase *sele* wer, *mo* was, *kua* oder *kunie* welcher u. s. w. Türkisch (f. Davids Gramm. p. 26): Les Turcs ont différentes sortes d'interrogations, adaptées à la nature de la chose dont on parle; ces distinctions, cependant, sont souvent négligées. L'interrogatif personnel *kim* ou *kin*, „qui?“ „quel?“ se décline régulièrement, comme un nom de la première déclinaison [d. h. nach welcher consonantisch schließende Wörter gehen], et admet des possessifs affixes. L'interrogatif neutre, ou immatériel *nek*, „que?“ ou „comment?“ se décline régulièrement comme un de la seconde [d. h. vocalischen] déclinaison. L'interrogatif général *qanghi*, „qui?“ „quel?“ „que?“ „no se décline pas, et se place toujours avant les substantifs. Ex. *qanghi kitib*, „quel livre?“ „gungit kitibdan“, „de quel livre.“ Cependant, quand il est absolu, il admet des possessifs affixes et se décline, comme dans, *qanghi-muz*, „lequel de nous?“ etc. Auch Annamitisch (Alex. de Rhodes, Gramm. p. 20): Interr. *ai*, quis? pro hominibus tantum. Universaliter vero tam pro hominibus quam pro aliis

rebus *não*, postpositum substantivo, est in usu, ut *Não não*, quae domus? *Thàng não*, quis puer, vel quis? cum contemptu; *ngươi nào* quis homo? cum honore. (Vergl. das ebenso nachgestellte und mit Verachtung gebrauchte *nó* ille p. 20.) Hier aber: in nominibus nullae sunt declinationes, vel numeri, vel casus, neque etiam ullae differentiae generum masculini, aut foeminiini, aut etiam neutrius. S. auch *Acqua* (v. *Ischudi* §. 16. 17). — Weniger zu vermerken ist, wenn Sprachen, die entweder ganz, wie Persisch und Kurdisch, oder zum Theil (nämlich so ziemlich bei dem Neutrum), wie die romanischen Sprachen, den Geschlechtsunterschied wieder erlöschen ließen, wenn diese noch einige Spuren davon in dem Gegensatz von Sächlichem zum Personlichen retteten. So bei Diez II, 70: „Qui quae quod lauten durch alle Casus des Sing. und Plur. quae (it. che, sp. *pa. pr. fr.* que, wal. *ce*), der häufige Gebrauch schloß alle *Personen* dieses Phänomens ab. Dem Stärkeren, einen persönlichen Begriff in sich schließenden quis blieb sein Vocal unbenommen (it. *chi*, pr. *fr.* qui, wal. *ei*), im Nordwesten aber mengte es sich mit que; es ist gewisser communis wie das teutsche wer, das sich im Gerhischen noch in zwei Geschlechtern (*hva*, *hvd*) trennt.“ Ueber franz. *quoi* (was?) a. a. D. S. 90, span. *ello*, lo (lat. illud) Bindseil S. 503. — Das Kurdisch (s. *Garzoni* p. 23) setzt, da es kein Geschlecht unterscheidet, für das Relativum (ital. *che*) gleichmäßig *ke*, und zwar sowohl in Nom. und Acc., z. B. *ar zen ke rî* Quella donna che (lat. quae, persönlich) *è andata; singolke* (opus quod) *tu cektî* II lavoro che tu fai. Aber, wenn eine Sache bezeichnet, muß man es oder *ci* (lat. quid?) sagen, z. B. *Ce aia?* Che hai? *Av eia?* Che è questo; indem, wird versichert, das zugelegte *a* die Bedeutung des Verbum *habe*. *Chi* (lat. quis?) werde immer durch *ki* ausgedrückt, z. B. *ki bû?* Chi è stato? Ebenso beziehen sich im Persischen von den relativen und interrogativen Pron. *ke*? (ausfr. *kas* m., *gem. kâ*) und *tescheh* (Zend *cit* = lat. quid, *Wade*, ci-s, lat. quis, *Brodhauß*, *Verbid.* p. 358), wenn auch nicht streng beobachtetem Unterschiede, doch für gewöhnlich erstere als Weibliches, das zweite als Unbelebtes. *Wilken*, *Inst.* p. 30. Bindseil S. 516.

Rücksichtlich der Zahl der Genera bin ich mit Bindseil S. 499 einverstanden. Genus commune und epicoeum könnte man nur sehr ungenügend als besondere Genera zählen. Einmal haben sie keinerlei, ihr Wesen auszeichnende Form, und zweitens sollen sie doch nichts weniger als hermaphroditische Natur anzeigen. Die Communia erhalten erst in der Anwendung, also von Außen her, ein bestimmtes Geschlecht oder ihren Bezug darauf; im Grunde aber ist ihr Doppelseitigkeit Nichts als Folge von Formmangel. Die Epicoeina \*)

legen der Gattung (namentlich von Thieren) ein grammatisches Geschlecht bei, welches eben deshalb mit dem wirklichen Geschlechte nur nach der einen der beiden Seiten zutreffen kann. Die Gattung erscheint daher entweder als männlich oder weiblich. Da aber diese in zwei Geschlechter (sexus) zerfällt, reicht der Gattungsnamen eigentlich nicht aus, wo es auf Sexualität ankommt, indem er ja auch das ihm selber entgegen-gesetzte Geschlecht mit vertreten muß. Griechische Adj. auf *os*, im Falle sie sowohl weiblich als männlich gebraucht werden, möchte ich lieber Epicoeina als Communia nennen; denn nur im Widerspruch mit ihrer männlichen Endung (so auch z. B. das Subst. *ἰσχυρός*, selbst *homo* von Weibern gebraucht, *Schneider*, *Lat. Gramm.* III, 4) und trotz ihrer werden sie auch weiblichen Substantiven beigelegt. Das Mensch f. *Gruber*, *Synon.* II, 25.

Im Uebrigen muß ich eine von der durch Bindseil aufgestellten in etwas abweichende Anordnung treffen.

Indem wir auf die mehrgeschlechtigen Sprachen später zurückkommen, hier nur von den geschlechtslosen. In der That aber gibt es, meines Erachtens, eine Menge Sprachen, die hinsichtlich des Geschlechts indifferent, d. h. geschlechtslos, zu nennen. Bindseil stellt es, weil mit übergroßer Strenge, aber eigentlich den Begriff nicht streng genug anziehend, in Abrede. Natürlich kann sich keine Sprache völlig der Nöthigkeit entziehen, das eigentlich Sexuale als Unterscheidendes anzuerkennen. Es kommt aber darauf an, wie sie es thut. Geschieht eine solche geschlechtliche Unterscheidung in einer Sprache nicht mittels eigens zu diesem Behufe ausgeprägter grammatischer Formen, d. h. wird darin nie oder fast nie mit dem Unterschiede (Mann, Frau; Pferd, Hengst, Stute) zugleich die Einheit, wie in: Mann, Männlein; puer, puella; equus, equa, oder durch eine innere Lautsymbolik: *Waudschuisch* *khakha* (Mann, männlich), *khekhe* (Weib, weiblich) gesetzt, oder nimmt sonst sprachlich (z. B. in der Syntax) darauf seine Rücksicht, dann ist eine derartige Sprache sprachlicherseits ungeschlechtlich. Einer Sprache, die zwar Schaff: *Krietz*; Mann: *Volk*; Soldat: *Heer*; Haus: *Dorf* u. f. w. (*Bleek*, *De Nomm. generib.*

Vergl. auch *plais* Medium, und *paroxi Participium* wegen ihres Indeterminirtheits (eigenen Nomen und Verbum, und weil es an beiden „*April* nimmt.“

4) *Gabelts*, *Gramm.* §. 23: „Le genre des nouns, tant substantifs qu'adjectifs, n'est pas marqué; il n'y a ni masculin ni féminin dans cette langue. On dit indifféremment *sain khakha* le bon homme, *sain khekhr* la bonne femme, *sain marin* le bon cheval, *sain dekhak* la bonne chose. Si l'on veut cependant indiquer le genre d'un être vivant, on peut se servir de quelque mot qui renferme la signification de mâle ou de femelle, tel que: *eigen* homme, *eigen* femme, *khakha* mâle, *khekhe* femelle, *edche* boeuf, *ouyien* vache, *atoukha* poisson mâle, *atou* poisson femelle etc.“ Das Wort *atoukha* hat den Schein einer rücksichtigen Action (wie *Sänsrich*, *Entenich*) angenommen; allein das *kh* steht auf das *edchup*, *khakha* zurück. — Vergl. auch im Sanskrit einen ähnlichen lautlichen Gegensatz, z. B. in *nâda* die weibliche Scham und *châpa* die männlichen Geschlechtsorgane. *Böhtling*, *Gramm.* §. 229.

3) Schem im Nomen als Unterart der *saard* (communis i. e. usus personae) mit ziemlich vollständiger Unterscheidung. So heißen auch die *litaeae medice* bald *saard*, bald *infirmae*, als *plac*, *paraçû* *lora* gedacht. *Schaeff.* *Dion. Comp. Verb.* p. 174.

p. 9), allein ohne besondere Mehrheitsformen, einander gegenüberstellte, hätte gewiß ebenso wenig jemand das Geschlecht, einen grammatischen Numerus zuzuschreiben. Ferner, wenn z. B. der Lappe seinen wichtigsten und unentbehrlichsten Besitz, die Reuthiere, nicht bloß nach Geschlecht, sondern auch nach Alter, Farbe u. s. w., in verschiedene Classen theilt und jede mit einem besondern Worte immer anderer Abkennung, angeblich bis zu 28, nennt (Mangel zu Adam Smith p. 85. Poffart, Kappl. Gramm. S. VII): unmöglich würde man doch dann sagen können, sie befaßen besondere grammatische Bezeichnungen von Altersclassen, wie ja bei Haushieren, z. B. Kuh, Kind, Kalb; Füllen; Ferkel u. s. w., unendlich oft vorkommen, ohne nothwendig, auftreten zu müssen. Begründeten aber wol Wörter, wie lat. *taurus*, *bos*, *vacca*, durch sich allein für eine Sprache den Rechtsitel auf den Besitz eines wahrhaften grammatischen Genus? Gewiß nicht. Man bestimmt sich also bei solcherlei Unterscheidung, nicht von besondern Thierarten, sondern bloß von weiteren individuellen Besonderungen innerhalb einer Species, doch factisch genau so, als habe man verschiedene Species vor sich. Nicht minder ist die Sprache der Zululassen reich an verschiedenen Unterscheidungen derselben Gattung, nach Farbe, Ueberfluß oder Mangel an Gliedern, oder sonstiger Eigenthümlichkeit. So gibt es besondere Wörter für Kuh im Allgemeinen, für eine rotte, braune, weiße, unfruchtbare u. s. w. Journ. of Amer. Or. Soc. I, 402.

Man muß aber einen wohl begründeten Unterschied machen, zwischen Sprachen, a) die von vorn herein ein grammatisches Genus nicht befaßen und b) solchen, die erst nachmals den früher besessenen Geschlechtsunterschied entweder ganz, oder das Weibliche und Kueische (vergl. das Zend, wo er besteht), oder zum Theil, als z. B. das Letztliche und meistens die romanischen Sprachen, das Neutrum; Englisch und Bengalisches (Schleiermacher, l'Influence est. p. 58), mit Ausnahme des ganz eigentlich femal Männlichen und Weiblichen, Masculinum und Femininum erst wieder einbüßten. — Der kymrische (britannische) Sprachzweig unterscheidet sich vom Irischen, während er ihm in der Conjugation viel weniger nachgibt, durch große Formenarmuth in der Declination. So sind vormalig neutrale Wörter unter die Masculina aufgenommen, wie z. B. kymr. *enw*, armor. *hano* m. fl. hibern. *ainm* n. (nomen). *Zelus* p. 288, vergl. p. 243. — „Les Celto-Bretons n'ont point de neutre, non plus que les Hebreux, qui à sa place se servent de féminin, selon la remarque de saint Jérôme sur l'Ecclesi. chap. 7. Tel est l'usage des Celto-Bretons; pour exprimer le neutre, ils emploient le féminin; par exemple: *Divezad eo anezhi* (Tard est d'elle. Il est tard.) etc.“ *Le Gouder*, Gramm. 1839. p. 49.

In solchen geschlechtslosen Sprachen gibt es aber zwei Mittel, womit wenigstens der Nothwendigkeit, vorkommendes Gattungs das natürliche Geschlecht sprachlich zu unterscheiden, dürftig genügt wird. Entweder

sind a) die Bezeichnungen von Personen und Thierarten nach ihrer sexuellen Trennung durch eigene Wörter und Benennungen vertreten, welche, wie Grimm sich ausdrückt, verschiedenen Sprachwurzeln entstammen. Oder b) dem an sich gleichen Nomen für Beides wird zum Behufe der Sondernung ein Wort beigefügt, das entweder gradehin männlich, weiblich, oder dies doch indirect bezeichnet. Es kommen beiderlei Mittel in derselben Sprache zur Anwendung. Nur einige Beispiele.

Zuerst aus Afrika. 1) Heruba (Vocabulary of Crowther ed. I. p. 5): „Es gibt nur zwei Geschlechter [d. h. in Wahrheit keine]. Sie werden unterschieden a) durch verschiedene Wörter, wie *akkoh* Männchen, *abbo* Weibchen; *okkori* Mann, *obiri* Frau; *akukoh* Hahn, *ugheboh* Huhn. b) Durch Zusammenfügung, z. B. *akkoh-mah* Hähne, *abbo-malu* Kuh, d. i. masculus und femina bos. Ebenso Königin *aya-bba*, d. i. *aya* (Weib) und *abba* (des Königs); oder verheiratheter Mann *okkoh-l-obiri* unstreitig aus *okkoh* (Ehemann), *obiri* (Frau) und vermutlich *li*, *l'*, sei es nun im Sinne von „haben“ oder als Präposition. *Ommoh* Kind, und mit nachgestellten *abba* im Genitivverhältnis gedacht: Prinz oder Prinzessin. Allein, wahrscheinlich hier mit appositionell gedachtem Zusatz, wie *okkori* Mann, *obiri* Weib; *ommo-kori* Knabe, Sohn, junger Mensch; *ommo-biri* Mädchen, Tochter.

2) Bornu (Koelle, Gramm. §. 30). Ebenso, z. B. verschiedene Wörter: *tsairo* Knabe, *péro* Mädchen; *kaniamo* Hähne, *pe* Kuh. Dann durch Beifügung von Wörtern, die „männlich, weiblich“ oder „Mann, Weib“ besagen. Unter Nachstellung des Adj. zufolge §. 123 von *bi* (nach dem Vocabular p. 272 jedoch nicht von allen Thierarten) und *kurguri* (s. Vocab. p. 342), z. B. *koro bi* „male ass“ (Esel, *koro kurguri* „female ass“ (Eselin. *Ngari* (Voc. p. 375) eine Art Gams, aber *dal* Bod, *kani* Ziege, und damit zusammengefaßt: *ngari-dal* ganz wie Engl. *roe-buck* und unter *rehock*; aber das weibliche Thier, mit dem zweiten verbunden: *ngari-kani*. 3) Zulah (Norris p. 3): Grammatisches Genus unvorhanden. Sexus zum Theil unterschieden durch besondere Ausdrücke, wie *gorko* Mann, *debbu* Weib; *ndundi* Ziegenbock, *beva* Ziege. Dann aber stellt sich ein bei der zweiten Art, wo man Geschlechtsörter hinten mit dem Hauptworte verbindet, das seltsame Schauspiel dar, daß die beigefügten Wörter mit dem Substantiv reimen; was unsern, aber besprochenen Satz von der Congruenz, als einem Gedankenreime, eine bedeutende Stütze gewährt. Als weibliche Zusatzwörter stehen *debbu*, *jerla*, *reorre*, *dewa*, welche, mit Ausnahme von *debbu* (Weib), sämtlich Somoiestelle und anderweitig lautliche Veränderungen erweisen. Im Masc. werden erforderlichen Falles je *gorba*, *goral*, *gardi* oder *worde* gefügt; lauter Variationen mit Reimanklängen und Abänderungen, welche der Pluralbildung analog scheinen. Vergl. *Hodgson*, Notes p. 75 aus der Sprache von Massina in Suban, die mit dem Zulah p. 105 viel Ähnlichkeit hat, *gur-ko* Mann, *Pl. wour-be*, wie *debbu* Frau, *Pl. erroube*; *baba* Vater,

Pl. *banabe* mit gleichem Ausgange. Das *ko* in *gur-ko* halte ich für *go* <sup>1</sup>, da *djun-go* Hand im Plur. oder richtiger Dual *djun-de* neben sich hat, worin ich *dedi* 2. suchte. *gerisich: batu-debbo* weibliches Schaf; *geritugal-jertal* Henne; *geritugal-goral* Hahn; *puch-njerlu* Stute; *rouandu-njerlulu* weiblicher Hund, *raudu-worde* männlicher; *gorba-njerba* Eselin, *geloba-gorba* Kamelstute; *wajere-reoure* doe rabbit; *sango-worde* dack rabbit (im *Mandingo sango* Kaninchen). *Macbrair* p. 42; *nyica-ndeval* she-elephant; *cheigal-deval* wild dack, *cheigal-goral* he-dock u. f. w. 4) Im *Bulloo* (Nyländer p. 8). Auch hier bald verschiedene Wörter, wie *pupib* Vater, *yat* Mutter; *langbung* Jungeselle, *pintr* Bräutigam und *wantim* Mädchen, Schwester; *tnak* Sohn, *weng* Tochter; *kankareh* Hahn, *isock* Huhn. Bald den Zusatz von *pokan* männlich, *lakan* weiblich, wofür das Wörterbuch auch *po. pik; la, lak* gibt, jedoch bios die erste Sylbe den Hauptbegriff enthalten mag. 3. B. *no* (a person) *pokan* Man, *no lakan* Weib; *sonlak* *pokan* Löwe, *sonlak lakan* Löwin. Eine interessante Ansicht von den Fingern, welche die *Bulloo* in ihrer Sprache wiedergeben, bleibe hier nicht übergangen. Daumen und große Zehe gelten als männlich, *wa* u. *pokan* männl. Finger, *awem* u. *lakan* männl. Zehe; alle übrigen als weiblich, mit Ausnahme von kleinem Finger und kleiner Zehe, welche das Kind (*ponoh*) vorstellen. Vergl. ungemein Ähnliches Zählmeth. S. 300. 302. *Poruba omno-sse* Kind des Fußes (*esse*), d. i. also Zehe; folglich *ommodia* kleiner Finger, kleine Zehe, jedenfalls auch zu *omno* Kind. Auch heißt im *Odshi* (Mits S. 244) der Mittelfinger *ensatia-hinne*: Fingerrückflügel (*digitorum* rex), und der Goldfinger, sein und des kleinen Nachbar: *ensatia sasohinne* der Finger Heerführer, vermutlich als des Königs Unterabtherr. 5) Das *Mandingo* (*Macbrair* p. 14) unterscheidet durch Endungen kein Geschlecht. Derselben Personalpronomina werden ohne Unterschied auf Männliches, Weibliches und Sächliches bezogen, und die dritte Person des Verbum geht gleichfalls auf alle Geschlechter. Lediglich hilft man sich entweder durch besondere Wörter (p. 39. nr. V. Menschen und Verwandtschaft) oder, wovon überbiss noch nr. VIII. (Thiere) p. 42 eine beträchtliche Anzahl von Beispielen liefert, in dem Genetivum durch den Zusatz von *muso* (Weib), selten mit *keo* (Mann). Ich kenne nur *jon-ke* Sklav, *jong-muso* Sklavin, von *jongo* Sklav im Allgemeinen. Und *din-ke* Knabe, *Sohn*, eigentlich *insans* (*dingo*) mas (*keo*), mit *keo*. Dohr J. B. *mbadinke* „meiner Mutter männliches Kind, d. i. Bruder“ und *mbadingmuso* „meiner Mutter weibliches Kind, d. i. Schwester.“ Sonst find auch die Gentilia *Jallon-ke*, *Bondu-ke* (Journ. Or. Soc. I, 361) ebenmäßig gebildet. *Manyo-tio* Bräutigam, neben *manyo* Braut; *suo* Pferd, *sawno*, *sawmuso* Stute; *sajio* Schaf, *sawmuso* weibliches Schaf, *sakotong* Hock; *sawmuso* Henne, von *susoo* Vogel. 6) Ebenso verfährt das *Sulu* (Journ. of the American Oriental Soc. I. p. 368), indem es Benennun-

gen von Menschen und Thieren: *rhame* Mann und *gine* Weib, beifügt, als da *rhame* Sohn, *di gine* Tochter; *ningge rhame* Ochse, *ningge gine* Kuh. Auch bleibt sich das Pron. dritter Person Sing. gleich p. 373.

7) Wir haben schon oben darauf aufmerksam gemacht, daß die, vermöge verschiedener Vorfachungsstufen im Sing. und Plur., bei dem großen *longo-afferischen* Sprachstamme eintretende Classification von Substantiven doch nicht auf das natürliche Geschlecht Bezug habe. Es soll dies an einigen Beispielen weiter klar gemacht werden. „Die *Ngongwe* Nomina haben“, bemerkt *Wilson*, Gramm. p. 11, „Numerus und Classification, allein weder Geschlecht, noch Kasus. Das Geschlecht wird durch Nachstellung der Wörter „männlich, weiblich“ hinter das Nomen gebildet. So *owana* *w'onomi* männliches Kind, f. Knabe, *owana nganto* weibliches Kind, f. Mädchen. Ferner wird im *Séhuana* (Gassis p. 10), das Geschlecht in gewissen Fällen durch die Endungen *gari* und *na* (*khomo* Ochse, *khomogari* Kuh; *ngwana* Kind, *ngwanana* Mädchen) bezeichnet; am häufigsten wird es nur durch die Bedeutung [d. h. gar nicht] bestimmt.“ — Nun bemerkt aber *Orout* (Journ. of the Amer. Or. Soc. I. p. 403) vom *Sulu*: „Unterscheidung der Gegenstände rücksichtlich des Geschlechts wird kaum in der Grammatik dieses Idioms anerkannt. Die Veränderungen, welchen Adj., Pron. oder Verbum unterliegen, werden alle durch das initiale Element des Nomens bedingt. Ein Unterschied jedoch wird gemacht zwischen Personen und Sachen in Classe I. und VI., indem alle Nomina mit präfigiertem *u*, welche Personen anzeigen, zur ersten, und die, welche Dinge bezeichnen, zur sechsten gehören. Vergl. Schreuder p. 13. Dieel p. 19. 22. 39—45. Thiernamen vorn mit *uno* Mutter, z. B. *unomayi* Kabe, verglichen sich der Unzahl arabischer Zusammenstellungen und Uebersetzungen, hergenommen von Vater, Mutter, Sohn u. f. w. S. v. Hammer, Namen der Araber S. 23 fg. Die Unterscheidung zwischen Männlich und Weiblich wird bawertstelligt zuweilen durch Anhebung besonderer Wörter und andere Male durch Anhebung von *kazi* [vielleicht etym. = *Stch. gari*. Dieel p. 43] an das männliche Wort, dessen Gen. zu bilden. Als: *umfana* Knabe, *intombazana* [mit *Demin. -na*, sonst *intombi* Sohn, S. 15] Mädchen; *inkosi* König (engl. king), *inkosikazi* Königin (engl. queen, eigentlich *keo* „die Frau“ per excellentiam, agf. *enén* Frau, Edel-frau, aber *sole-enén*, *driht-enén* Königin, Fürstin). Nach einer merkwürdigen Eigentümlichkeit find für „Vater“ und „Mutter“ je drei verschiedene Wörter vorhanden, in sofern sie auf eine 1. 2. oder 3. Person bezogen werden, als: *ubaba* (mein) Vater, *nyikho* (dein) Vater, *uyise* (sein) Vater; *umame* (meine) Mutter, *wyoko* deine und *minia* seine, ihre Mutter.“ Vergl. Dieel p. 26. Ein Wortreichthum, dem man bei Verwandtschaftsnamen gar nicht selten in den Sprachen begegnet. So im *Sulu* selbst *umno* Bruder, aber *umkuluwe* der ältere und *umminawe* jüngerer Bruder; ferner *izilemani* Brüder von derselben Mutter l. c. p. 387.



Von häufigem, der Sexualunterscheidung analogen Vorkommen eigener Bezeichnungen für Brüder und Schwäger, ungleichen Alters f. Kub'n's Zeitschr. II, 126, und sogar griechisch nach Kopitar Hesych. p. 20. — Ueber die jetzt noch größtentheils unausgeklärte Dunkelheit darüber, welcherlei Begriffskategorien die in sudanesischen Sprachen beliebte Classification von Sprachen mittels besonderer Präfixationen im Sing. und Plur. möge gelöst sein, da sie weder sexual, noch casual sei, wird auch in Schreuder's Zulugrammatik S. 14 f. weitere Förderung geflossen. Die Mehrzahl der Classen sollen Communia sein, womit begrifflicherweis nichts erklärt wird. Man müßte, um vielleicht zu einiger Einigkeit in die Gründe dieser räthselhaften Erscheinung zu gelangen, sämmtliche Formationen in den verschiedenen Mundarten auf ihre etwaigen begrifflichen Uebereinstimmungen oder Verschiedenheiten aufheben. Mit einem Aufschreie, wie Erard's (Zeitschr. der D. M. Ges. I, 49), ist uns noch nicht viel geholfen. Dieser Gelehrte bemerkt nämlich mit Bezug auf das unsern gegenwärtigen Sprachkreise auch zuzählende Suaheli: „Die merkwürdige Erscheinung, welche diese Sprache bietet, zeigt sich in ihrer Auffassung der einzelnen Dinge. Ich habe von sehr bei dem mündlichen Vortrage der Sanskrit-Grammatik gelehrt, daß nicht [!] die Unterscheidung des Männlichen und Weiblichen, sondern die des Stärker oder schwächer Persönlichen, des Belebten und Unbelebten zum ältesten Sprachgrunde gehöre; dasselbe habe ich denn auch im Semitischen nachgewiesen, wo es etwas verklärter erscheint. [Natürlich, wenn es kein Neutrum als Repräsentanten des Unbelebten gibt!] Einen überraschend großen Beweis für die Wahrheit dieses Satzes gibt nun das Suaheli. Dieses unterscheidet nämlich das Männliche und Weibliche gar nicht, hat also im gewöhnlichen Sinne gar kein Geschlecht. Dagegen unterscheidet es das Lebendige und Tödt (?) nicht nur im Allgemeinen, sondern auch weiter im Einzelnen nach mannichfacher Abstufung; und es führt in solchen Unterscheidungen ein, wozon wir uns nur mit Mühe eine richtige Vorstellung schaffen können“ u. s. w. In feststehlicher Weise aber hat nun unsern Gegenstand Wilt. Bleek aufgenommen und, wenn auch noch nicht zu vollem Abschluß, doch durch höchst nützliche Beiträge seiner Lösung näher gebracht in folgender, nur durch Kürze etwas dunklen Schrift: De nominum generibus linguarum Africana australis, Copticae, Semiticarum aliarumque sexualium. (Bonnae 1851.) (IV. u. 60. pp. 8.) Im Allgemeinen dient diese prägnante Classification von Substantiven ähnlichen Zwecken, als die begrifflichen Absonderungen mittels Derivation in andern Sprachen (z. B. die Abstracta und Collectiva p. 35); jedoch haben ihre pronominalen oder artikelartigen Präfixe zugleich den Zweck, eine durch zu häufige Wiederholung oft tabiöse Congruenz zwischen substantiven und attributiven Satzgliedern herzustellen, was durch Endungen anderwärts geschieht. — *Materialia*, wie Hirs (wie bestehend aus einer Menge von Körnern), *Klassigkeiten*: Del. Blut, Milch, Wasser,

Speichel und andere derartige Wörter werden nur im Plural gebraucht p. 38 (so auch im Benga. Mackey p. 11). Im Albanischen wird nach v. Sahn, Gramm. S. 39 bei manchen Wörtern die Pluralform als Singul. gebraucht und ist diese dann in der Regel beliebter, als die entsprechende Singularform. So bei den Ausdrücken für Wasser, Öl, Asche, Butter, Speise (larda Plur. wie als Speckseiten. Or. Kast. VI, 169), Getreide. Aber auch *rozi* Hirn, wie Ital. *cervello*, Lausik. *morgi*, vielleicht nach seiner Eintheilung in ein großes und ein kleines. Auch *zëpsi* Haupt, etwa der vielen Sinneswerkzeuge und anderer Theile wegen, als deren Träger und Eintheil es sich zeigt. Dichterisch im Latin *urri, colla, pectora*. Auch *zëqëti* Ernte, wie Laus. *zai*. Hauptm. S. 57. Im Lettischen stehen die Benennungen der meisten Getreidearten im Plural, i. B. *rudsi* Roggen, *ausus* Hafer. Kesenberger, Formenl. S. 30. Uebrigens ist das noch in einer Menge anderer Sprachen der Fall. Kuhn's Zeitschr. II, 127. S. B. bei Synecdoche (Gobineau l'inegal. I, 92): *q'air di wëzi* *ν πορὸς κύριον* und *αἰολία* *αι* *ωζω* *αι* *οζω*. Lat. *cerae, mella, rores* und viele andere. Schneider, Lat. Gr. III, 387 fg. Lettisch *af/sins* Fem. Plur. Blut, Hefebl. S. 39, wie *crures*. Umgekehrt oft discreete Theile einer Wasse im Plur. (i. B. *ligna* Holzscheite; vergl. Ewald, Hebr. Gramm. 1835. S. 358), wo die Wasse (*lignum*) im Sing. steht. Wenn nun aber der Begriff südafrikanische Stamm von Rassen und Kongenozern statt eigentlichen Geschlechtes höchstens zwischen Menschen und allen Uebrigen unterschied; dann erzeugt es ein besonderes Interesse, den sonst so ungebildeten Stamm der Hottentotten (Wetzl p. 25. 40) sogar einen, freilich noch nicht allseitig genug ausgebildeten, Unterschied machen zu sehen zwischen Männlichem, Weiblichem und Gemeinschaftlichem, der sich, außer einer überall hindurchgehenden Scheidung in Infinitiva und Definita, in acht Formen bekundet, wovon je drei auf Sing. und Plur. und zwei, indem (p. 10) das Fem. in diesem Numerus mit dem Commune zusammenfällt, auf den Dual\*) kommen, welcher dem großen südafrikanischen Stamme ebenfalls abgeht (p. 9). Man vergleiche:

	Indefinita.	Definita.	
	<i>koi - ð</i>	<i>koi - ða</i>	vir
	<i>koi - s</i>	<i>koi - sa</i>	mulier
	<i>koi - t</i>	<i>koi - c</i>	homo
Pl.	<i>koi - ku</i>	<i>koi - ka</i>	virī
	<i>koi - ti</i>	<i>koi - te</i>	mulieres
	<i>koin</i>	<i>koina</i>	homines
Du.	<i>koi - kha</i>	<i>koi - kha</i>	duo viri
	<i>koi - ra</i>	<i>koi - ra</i>	duo mulieres

Getrennt als Pron. findet man *bi, si*; allein Bleef zweifelt, ob irgend einer der hier nachgestellten Zusätze in freiem Zustande je eig. Geschlechtsunterschied reprä-

3) Die Endung -kla wird sinnig aus kla (bellum) erklärt. Vergl. den Ausdruck der Zwietracht nicht nur in *duclum* selbst, sondern in *Zwiſt*, *Zwietracht*.

sentiert habe. Ist sei auch der Grund der Wahl dunkel. 3. B. daß die meisten Nabe, in sofern sie Unbedeutetes bezeichnen, die Bedeutung einer Verthilgkeit (z. B. Berg) haben. Vergl. insbes. *Levadi*, Gr. Arab. p. 179 u. g. 254. *Zeb* m. bezeichnet einen Zeitpunkt (im Namaqua-Vocabular: Tag, *sa zeeb* Ruhe, d. i. Sonntag, *ne zeeb* dieser Tag, d. i. heute, *ta zee* nie), dessen l. zeb Zeitdauer. Sollte nicht zeb noch einer unklaren Analogie etwa als ein schwangeres Weib aufgefaßt, dagegen der rasche Verlauf des Moments in zeb der raschen und energischen Thätigkeit des Mannes verglichen sein? Im Text ist dies, als leuchtender Tag (Tageszeit als Gegensatz von Nacht) gedacht, männlich, und daher meridiales nie andern Geschlechts; hingegen in mehr abgeklärter Bedeutung (*diuturnitas temporis*, gerichtlicher Termin und Frist, Datum von Briefen) Schneider, Lat. Gramm. III, 347 wird das Fem. vorgezogen. Von Uebertragung gibt auch das Hererische *ombero* (p. 45) ein Beispiel, indem es als „spiritus“ der Classe für Menschen zufällt, als Wind einer andern. Eben da eine Art constructio per synesis. Dem Substantiv analog aber braucht der Hottentotte auch vom Objecte, das dem Verbum beigegeben wird, die gleichen Endungen:

<i>gamib</i>	et	<i>deib</i>	} <i>gam</i>	<i>eum</i>	} interficere.
<i>gamai</i>	„	<i>deis</i>		<i>eum</i>	
<i>gami</i>	„	<i>deit</i>		<i>eum, eam</i>	
pl. <i>gamku</i>	„	<i>deiku</i>		<i>eos</i>	
etc.					

Manches Genauere läßt sich aus dem Vocabular der Namaqua-Sprache (Barmen 1854.) schöpfen. Nicht nur z. B. *au-b* Mann, *au-s* Frau, *au-i* Person; *kai-ib* einzelner Baum, *kai-s* Gehölz, *Werst* (also coll.), *kai-i* Stab, *Streck*, *am kaiib* grünes Holz, eig. zum Anzünden ein Baum, sondern im Grunde metaphysisch genug, auch *kaga-b* der Geist (vergl. *animus*), *kaga-s* Geist, *Leben* (*anima*), und als Gemeinnamen *kaga-i* ein Geist, *Geist*. Auch *gones* Feigenbaum, dagegen *gones* Fäule = *ovex*; *otvor*. : *ub* m. Essen, *Breßen*, *we Frucht*, etwas zu essen. *chus* f. heiß Ding; *chui* c. Haber, etwas, z. B. *a-chus* (Ding zum Trinken) *Becher*; *annab* und *annu chui* (etwas zum Anziehen) *Kleid*; *nib* Leben, *hrii*, *ai chus* Lebensunterhalt. Als Comm. *ni-i* Stein, oder m. *kammi-ub* Mühlstein, vielleicht seiner Thätigkeit wegen. *kauub* Obrikeit, aber *kauus* (woi weil *Abtr.*) Herrschaft. *Choob* Brief, *choos* Schrift. Von *kai* sein, *crisiten*: *kai Dti*; *Stelle* (in einem Buche), *kais* f. Ort im Feld; *kaiib* m. Kleidungsstück, *kaii* c. Stuhl Zug. *Ans*. *omi* Haus, *gomis*, *gomi* Stube. *Demin*. *gore-ro* kleiner Fels. *Sonst* finde ich nur entweder c. -roi (vergl. das Dem. als Reutrum) oder f. -ros, oft abweichend von dem Geschlechte des Primitiv, z. B. *birroi* Mädchen von *birib*; *gouroi* Mädchen von *gön*; *kariroi* Kleinstes von *kari*; *auroi* H. Westi von *aas*; *saurai* von *sas* Zeichen. *Ammaros* Kleiden, neben *annab*; *odros* Körnlein; *auros* Blutstropfen von *aub* Blut; *marros* Pfennig

von *maris* Geld. Etwa *gamiros* Stern, auch als kleine Löwin gedacht von *gami* Löwe? Dann fiel aber doch grade das etwaige Vergleichsritze (*jubati leones*, *jubata stella*) hinweg. Neben den gleichartig auslaufenden männlichen *Abtr.* *kaisib* Größe, *Eber*, *kauusib* Reichtum, *toasib* Armuth, *gaurisib* Hölle, dennoch auch als Fem. *kamisib* Zugend. — Alle Namen von Thieren, Vierfüßler, aber auch *aub*, *gaib* Schlange, *aub* Fisch (woher *Oub* Fischfluß), *kaurub* Biene, *gaurub* Ameise, *gaurib* Biene, *kub* Störchen, sind in männlicher Form verzeichnet. Weiblich nur *anis* Vogel, *Dem. aniroi*; *günus* Fliege. Als Comm. *gami* Löwe, *gwi* Schaf, *ikiri* Wolf, *gorai* Nabe, *nausit* Laube, *hunguri* (nicht vielm. r-b?) Hahn, *hungur-s* f. Henne, *guzi* Frosch; endlich *gauri* Weiber, *wrii* Laus. Wenig angemessen: *gaab* m. Gras, *kus* f. Dorn, *bede*. Dagegen passend *wurui* Ei, als (bef.) *Comm.* *wir* lat. *ovum* (das sogar einen ähnlichen Klang hat) — Reutrum. — Das Vergleichsritze hottentottischer Wörter hinter *Iohi Ludolfi* vha bietet mancherlei Vergleichspunkte. Das männliche Geschlecht scheint, wegen Mangels von -b, ungenauer aufgefaßt; aber das Fem. zeigt richtiges -s, als *zoheh*, *kugique* Mann, *zoheh*, *kugiquis* Frau; *didague* alter Mann, *didaguis* alte Frau. Einzelnes auch ist mit ungenauer Uebersetzung versehen, wie z. B. zwar richtig *koo* Een jongotie, *kos* een dagter, aber von *gona* jongens, *gon* meisjes kann wol nur ersteres sein. Plur. sein, dagegen letzteres Nam. *goas* Tochter im Sing. *Moe*, *mom* (oculi) paßt nicht zu Nam. Fem. *mäs* Auge; ja man könnte nicht einmal Du, sondern ries Plur. im Comm. sein. Die häufige Endung -*gu* z. B. in Gentilnamen *Griqua*, *Namaqua*, *Honguequa* Deutsche Natie; ferner *ha-ckwa* Paarden. Een paar (Nam. ha-b Pferd); *hacypun* een varken, *haghgon* Holland varkens, Nam. *hagmb* Schwein (aus Engl. hog?) scheint entweder Ableitend oder Plur. z. B. *goakha* Du. Anier (von *gou* geben), hott. *gna*, und ferner hett. *emuequa*, auch *da*. Arme, *nonqua* (auch *tietsa*) Beine, *iqua* (auch *Y*) Füße (R. *alis* Fuß), *quingua* Därme, aber auch *biqua*, *biyüm* Kopf (*nonpuden*, *on Haar*), *kamqua*, *quamqua* Mund. *Ouna* (Plur.?) und *emuequa* Digni.

Von besonderer Wichtigkeit aber erscheint die tief eingreifende Geschlechtsuntercheidung, welche das Namaqua im Pronomen und in den demselben Nachtheilen zeigt, welche mit ihm eine Menge, ist möchte sagen etwas zu regelrechter, weil dadurch einsformiger Verbindungen eingehen. Sicherlich eine Erscheinung, die man hinter einem hottentottischen Adione um so weniger sucht, als die Sprachen dieses Stammes durch eine ziemlich allgemeine Annahme; deren Berechtigung übrigens gewiss die wenigsten Leute sonderslich beunruhigt, als die rohesten cursiren, die es gibt. Das transitive Verbum, z. B. *ma* geben, fügt sich als Dbi., sowohl im Dat. als Acc., unter Anderem folgende Pronomina an:

<i>Mate</i>	gib mir od. mich
<i>masi</i>	= die od. dich (marc.)
<i>masi</i>	= ihm od. dich (sem. u. comm.)



Pronomen im Namaqua.

	Maß.	Rem.	Comm.
II.	<i>as</i>	<i>as</i>	<i>as</i>
	<i>asas</i>	<i>asas</i>	<i>asas</i> zu
	<i>sako</i>	<i>asao</i>	<i>sado</i> ihr
	<i>sakho</i>	<i>saro</i>	<i>saro</i> ihr beide
III.	<i>'dab</i>	<i>'dab</i>	<i>'dab</i>
	<i>'dabab</i>	<i>'dabab</i>	<i>'dabab</i>
	<i>'daku</i>	<i>'daku</i>	<i>'daku</i>
	<i>'daku</i>	<i>'daku</i>	<i>'daku</i>
	<i>'delkha</i>	<i>'delkha</i>	<i>'delkha</i>
	<i>'delkha</i>	<i>'delkha</i>	<i>'delkha</i>

Sehr hoch anrechnen muß man den Hottentotten übrigens die Auszeichnung nach einem dritten Geschlechts (des sogen. Commune) neben den beiden natürlichen, welche selber aber, über die physischen Schranken hinweg, sich auch in das Gebiet des Geschlechtslosen zum öftern versetzen. Ich bin nämlich nicht mit Bleek p. 1 einverstanden, wenn er in dem freien Gebrauche des Geschlechts in unsern Sprachen eine Art unerklärlicher Dummheit erblickt.

Bleek geht aber p. 49 sq. weiter, und sucht sogar zwischen Hottentottisch und Koptisch mittels der geschlechtlich charakterisierenden Pronominalafformativa in ihnen einen verwandtschaftlichen Aler darzuthun, zu dessen Erweise einige Lautähnlichkeit ihrer respectiven Afformativa im m. f. Sing., und das Verbandssein eines Pl. comm., z. B. *pe* ö, *te*, *ne*, oder *nei* (also ebenfalls ein Aler) *ei*, *ai*, *ia* Rosellini, Gramm. p. 38, auch im Koptischen, an sich, und ohne daß andere einschneidende Uebereinstimmungen aufzeigt würden, mir viel zu schwach vorzukommen. Sonst könnte auch die Nachstellung des Artikels auf den Hieroglyphen, statt des Vorangehens im Koptischen, zu Gunsten von Bleek's Meinung in Anwendung gebracht werden, machte nicht Champollion, wahrscheinlich mit Recht, geltend, dieser Art der Artikel hinter dem Subst. gehöre auch im Aegyptischen nicht der Lautsprache an, sondern sei bloß eine Schreibgewohnheit, das wäre also etwa entsprechend unserer Nachstellung des Artikels, z. B. *äip*, ö im Lexikon, oder der Vornamen hinter den Geschlechtsnamen in Registern, lediglich um dem Auge bei der Uebersicht zu Hilfe zu kommen. — Die Mittel nämlich, welche das Koptische zum Beweise der Neuerung anwendet, sind, bis auf den einen Fall, ganz anderer Art. Rosellini zählt p. 14 folgende auf: „Das Koptische unterscheidet am Nomen nur m. und f. Kenntniß der Anwendung des einen von beiden hängt vom Sprachgebrauch ab. Die Motion erfolgt auf viererleiweise a) allerdings am häufigsten vorkommend, durch Vorsehen des Artikels (theb. *p*, *pi*, memph. *f*, *fi* m.; *th*, *t*, *m*, *th* und *ti* f.). b) Durch innere Umformung, wie *th*, *schere*, m. *scheri* Sohn, *th*, *schere*, m. *scheri* Tochter. c) Durch Umlendung, und zwar a) durch Verlängerung der Kürze des Vokals, in eine Länge (dies sehr entsprechend dem Verfahren im Sanskr. -*a* ma., -*a* f.) im Fem.,

z. B. *owro* König, *owro* Königin; theb. *belle* caecus, *belle* caeca, β) durch Auftreten von -e im Theb., -i im Memph. z. B. *schöm* (socer), *schöme* (socrus), m. *hiab* (agnus), *hiabi* (agna). d) Durch ein aus b und c zusammengesetztes Verfahren, wie *son* Bruder, *schme* Schwester, *th*, *hiabi* männliches und *hiacibe* weibliches Lamm. Endlich wird überdies noch das Geschlecht, bei fehlendem Artikel, durch einen wörtlichen Ausdruck bemerklich gemacht, als *alon* Kind, aber *alon* *hoont* männliches, und *alon* *s'hime* weibliches Kind.“ Was aber die Unterschiedlosigkeit im Rept. Plur. commune, oder wie man, nach Analogie des Ausdrucks in der Quantität, auch sagen könnte, das *genus anceps* anbetrifft, das, eben als unterschiedslos, nach Umständen beides sein kann: so stände in diesem Falle das Koptische sogar dem Hottentottischen nach, welches letzteres ja nicht das Commune allein besitz, sondern dasselbe, z. B. *homin*, neben *Maß*, und Fem. Im Plur. herrscht übrigens häufige Mischung der Geschlechter; daher auch für diesen Fall die syntaktischen Regeln, z. B. vom Vornamen des männlichen Geschlechts bei Personen (Pater mihi et mater mortui sunt, *gi*, zwei getrennte Sätze, *pater* — *mortuus* est, *mater* *mortua* est, die in einen höhern = 2 Menschen, als Summe, zusammengezogen ausfallen), oder des neutralen bei Sachen, auch selbst dann, wenn keine darunter neutrale Endung hat (z. B. *Fregellus murus* et *porta* de *coelo lacta* erant), Krüger, Lat. Gramm. §. 292, worin *mortui*, *lacta* zwar nicht der Fem., aber dem Sinne nach auch Gemeinshaftlichkeit des *Genus* vertreten, ebenso wie in: *Ego* et *tu* *ralemus* die der Personen (*nos* = *ego* et *tu* eol.). So ist ja auch der Vocativ der Mehrheit in den indogermanischen Sprachen nie vom Nominativ getrennt; nach Zeuss p. 244 einige keltische Fälle abgerechnet. Nur im Einzelnen tritt Person und Geschlecht mit Bestimmtheit hervor, während beides im Rummel der Menge sich verbunkelt und ungewiss wird. Im Litauischen ist laut Mikle, Gramm. S. 40 rückwärts der Vocat. Sing. in Acht zu nehmen, daß die Nomina, die sich auf *ä* enden, wenn sie Lebendes bezeichnen, z. B. *piemenis* (oder, wie Rom., *piem*) o Hirn, *sza* und *szunie* (o xov. später auch *xion*), den Voc. am häufigsten auf -ie haben; das Leblose aber in *ti*, und *ti* überin lautet. Wichtiger zu sagen wäre: Sachen, ja drinabe auch jedes Vernunftlose (etwa einige intelligenter Thiere ausgenommen): entstehen sich, außer in poetischer oder rhetorischer Figur, der Ansprache, weil keines entgegenkommenden Verstandnisses derselben fähig, und bedürfen daher einer Auszeichnung im Vocativ nur sehr ungerne. Deshalb reicht im Grunde der erste Casus rectus, vorkommenden Falles, dazu vollkommen aus. Vögel, auch das Griechische, Putz m. Ausf. Gramm. §. 43. Anm. 4 mit

7) Ebenso in romanischen Sprachen Diez III. 87, im Letztlichen (S. 181), im Fönikischen Bandke §. 290, allein im Germanischen werden sogar vorzugsweise Personen, als Subj. versehenen Geschlechtes, durch ein Neutrum neutralisirt. Grimm IV, 279. Graff V, 31.

Kopp, Vergl. Gramm. §. 205, S. 236. Uebrigens glaube ich, daß die schärfere Unterscheidung zwischen Masc. und Neutr., die sich in den classischen Sprachen nur auf die sogenannten drei gleichen Casus beschränkt, zum Theil späteren Ursprungs sein mag. In Betreff des Vocativs im Neutrum wünschte ich zu wissen, ob und in wiefern seine angeblich vom Nom. verschiedene Bildung im Sanskr. rein rhetorischer Art sei. Das Neutrum als solches kann eigentlich einen Vocativ gar nicht haben, und daher dessen beständiges Zusammenfallen mit Nom. und Acc. in allen indogermanischen Sprachen Europa's, wo ein Neutrum vorhanden (auch im Keltischen, Zeuß p. 244). Daher in sehr erklärlichem Contraste, z. B. II. X', 48 *gizē eleror* Matthia §. 434; o holdes Mädchen! — die (nicht: das) du ic.

Noch ausgedehntere, allein wenig haltbare Schlüsse von Verwandtschaft, welche zwischen den sudafrikanischen Sprachen mit den semitischen, mit Galla und Berberisch, ja sogar mit den indogermanischen Sprachen, ihrer Geschlechtsbezeichnungen wegen, zu ziehen Bleek geneigt ist (Cap. X. 1. p. 56), übergehe ich als uns zu weit führend. Wir leuchtet diese Argumentation ebenso wenig ein, als wenn Lepsius, Sprachvergl. Abb. S. 92 von dem kopt. Art. p. m. und t. f. ausgehend vielerlei willkürliche und gewaltsame Combinationen macht, wie z. B.: Der indogermanische Stamm bildet ganz analog den Personen, auch die Geschlechter zu einer Dreieit aus, und verliert dadurch in einem wesentlichen Punkte den gemeinschaftlichen [?] Boden, auf dem es mit den semitischen Sprachen erwachsen war; hier ward nichts Neues hinzugefügt, sondern das vorhandene t des zweiten Geschlechts in ein Fem. und Neutr. gespalten. Indem hier an das t (d) in sanskr. *anja-t*, lat. *alind* erinnert wird, was sichtlich mit dem kopt. und sem. Kennzeichen für das Fem. Nichts zu thun hat, soll das Fem. das „ursprüngliche“ t in s abgeschwächt oder weggeworfen haben. Als ob nicht das Erualzeichen für den Nom. -s im Sing. der indogermanischen Sprachen = sanskr. *sa*, *sā* (s, ā) wäre, und gesagt, daß ihr Bisthant für t der Cass. obl. steh, durch Wegfall des schließenden Vocales der geschlechtliche Unterscheidungscharakter (a : ā = Kürze : Länge) aufgehoben und neutralisirt!?

Mit dem Galla verhält es sich (Zutschke §. 126. 179 — 181. 196. 197. 218. 226, vergl. Bleek p. 55) folgendermaßen: Will man nicht etwa wegen *wali* was? gegen *en* was? z. 250 ein Neutrum annehmen, so gibt es im Nomen nur zwei Geschlechter. Dieser Unterschied erscheint nicht nur in der doppelten Form einiger Adj. wie *gula* groß, Fem. *gudo*; *bieza* arm, Fem. *laeti*, sondern betrifft sich auch auf die dritte Person, jedoch nur im Sing., indem diese sich in zwei Formen spaltet. S. B. *adema* er geht, *adenti* sie geht; *ademe* er ging, *adementi* sie ging; *boa* er weint, *bozi* sie weint p. 42. Dabei ist merkwürdig, daß die Femininaform weber an 2. Pers. Sing. (*boza* du weinst) anklingt als an 3. m., ja, wof, indem beide t enthalten, Umbildung scheint von

erßgenannter. Vergl. noch Kropf, Galla lang. p. 8: *Ana tā I shall or will be; atā tāta* Thou wilt be; *isa tāu* He will be, aber *isi* (p. 2. Zutschke §. 218, vergl. 22.) *tati* She will be. Nach einer beachtenswerthen Eigentümlichkeit werden alle Wörter, welche einen collectiven Sinn zulassen als Feminina betrachtet, selbst wenn die in der Menge unbegriffenen Objecte männlich sind, wie *dargaga* youth (young manhood, wie auch lat. *juventus* f. mit concreter Bedeutung, z. B. *principes juvenutis*); *mangud* judge (nach dem Wörterb. wahrsch. *große alte Männer* = Senat, Rath); *katu*, thies; *hidjole*, child. Vergl. auch die Sammelbegriffe, Volk, Herde, Gemeinde als Fem. im Gothischen = *Gabeleng*, Gramm. S. 160; — ich weiß nicht, ob man sich dabei etwa des Mutterchooses entsann, der gleichartige Mengen hervorbringenden fähig ist. Wenn jedoch, durch Beifügung des Zahlwortes *loko* (ein), oder durch Anwendung einer Form, welche Individuen bezeichnet, die Collectivbedeutung sich verliert: dann wird das Nomen nach seinem wirklichen Geschlechte genommen, wie: *mangudo toko* (aus dem Rathe einer, ein Rath), *dargagaza*, *nagaditsa* ein junger Mann, ein Kaufmann; und als Fem. *nagaditsi* Kaufmannsfrau, *tumtiti* Handwerkerfrau, *caliti* Priesterin, deren Endung -ti ebenso feminal ist, als -ti in 3. Pers. Sing. fem. Vergl. ebenso feminine Collectiva in semitischen Sprachen, aber freilich auch umgekehrt die Nomin. *uuitatis* desgleichen = feminal. Ködiger,

Gramm. §. 107. d. e. Arabisch z. B. *سَمَكٌ pisces omnino*, *سَمَكٌ pisces unus*, pl. *سَمَكَاتٌ pisces plures*. Ewald, Gramm. Arab. §. 295: Foemininum cum *debitus* denotet, terminatio foem. saepe *uni* ex copia multorum indistincta designando inservit, seu particulae ex collectivae. Ähnlich im Malayischen *massoon* Augen (beide), aber *massoon* vee (Ein Auge); Humb. Kawijspr. II. 341. Vergl. etwa Akademie und Mitglied einer Akademie (ein Akademiker). Weil die meisten Nomina im Galla können als Collectiva betrachtet werden, wird der Plur. von ihnen selten gebraucht, sondern durch die Collectivform ersetzt oder durch Adj. mit Numeralwerthe angezeigt. Aber der Plur., selbst wenn man ihn gebraucht, wird beinahe immer als Fem. betrachtet, und umnimmt das Verbum im Fem. Sing. zu sich, z. B. *saratomi d'edti* die Pferde fressen (gleichl. frist). Dabei wird an eine arabische Analogie erinnert. Auch der Gebrauch des Sing. beim Plur. Neutr. im Griechischen liegt nicht allzu weit ab. Vergl. noch im Allgemeinen das Welsh, Zeuss I. 299: „peculiararia sunt eo, quod pluralis significatiōnem non formam prae se ferunt, britannica collectiva aggregativa vel Owen, quibus opposita sunt singularia, ut velum appellari, et substantiva numeri dualis, z. B. *atar* (plures volucres, avium agmen) und daher *eterinn* (avis singularis). *tyrws* (spicarum copia), *tyrwsen* (spicae). Das Verhältniß also ungefähr von Deutsch *laub* (folia) zu *blatt* (Welsh *dul-en*), woher

blätter der Plur. Vergl. auch den Gebrauch der Distributivzahl bei Pluralen, wie *bina castra* zwei Lager. Ferner f. unten das Vdsch. Im Serbischen (Wuf, Gramm. S. 49) das Zahlwort *jedan* (ein) im Plur. bei Subst., deren Sing. ungebräuchlich ist, wie z. B. *jedne wile* eine (zweizinkige) Hengabel.

Wir wenden uns zur Verberbsprache. Vergl. Bieef p. 56. Hodgson, der in seinen Notes on Northern Africa, the Sahara and Soudan. (Newyork 1844.) schätzenswerthe Nachrichten und Vocabulare namentlich über den weithin verbreiteten Verberbs Stamm mittheilt, bemerkt mit Bezug auf Newman, der das Verberbische in grammatischer, nicht in lexikalischer Rücksicht dem semitischen Sprachstamme zuordne (p. 11), wie mir, soweit ich den nicht von mir eigens untersuchten Gegenstand beurtheilen kann, glaubhaft scheint, p. 20 mit Recht: Yet, with all this identity of a peculiar class of words, and similarity of some inflexions, adjunct particles and formatives, the three most ancient and historical languages, Arabic, Berber and Coptic, are essentially distinct. Als einen freilich bemerkenswerthen Umstand hat man aber unter Anderm t, th herorgehoben, was im Koptischen, Arabischen und Berberischen, bald nach-, bald vorgefellt das Femininum anzeigt. Z. B. Koptisch: *Amghar eggar th-egura* A reader read reading (lesson). *Amikha ikon th-ikha* A shepherd herded (watched) sheep p. 14. Unter dem Anlaute th, was begrifflicher weise beßst rich ist, p. 92: *th-ekhee*, s. *Th-ekheen* pl. Ewe, und p. 94 *ekelto*: *th-eksonth* (flock) mit Artikel vorn und hinten. *Ewan* (unus), *eweth* (una) p. 90. Pronomina: *Netsa* He; *nekseth she*; *ikra* it, thing. Pl. *Nathnee* m., *nathnisee* f. They p. 91: *Rojabet enetsa She*, *enetsen they* (seem.), p. 97: *netsa He*, *netsenen they* (m.). *Wayee* m., *thayee* f., this. *Winna* m., *thinnu* f., that. *Weyee* m., *theyee* f., these. *Wedhak* m., *thadhak* f., those p. 94. — P. 86 stehen Vdi. und dazu p. 93 entsprechende Fem., als *amgar* (auch p. 97. 99. 101 aus verschiedenen Mundarten) alt, f. *temgarant*, *tumgarit*. *Thoughtim*, female. Gartenbenennungen p. 86. 97. 99 z. B. *azagah*, f. *th-azag-g* th roth, *ezgagh* Kupfer. *Amellat* weiß, *abrekan* schwarz (p. 90 *ese-melal* weißlich, *esebrikan* schwärzlich), und davon Fem. *thamellalts* Fem. Sing. (auch *thamellts* f.), *thimalluteen* [also mit Weibbezeichnung des th auch für den Plur., wie *thisherebeneen* die grünen, Fem. Plur. von *thasheban*]; *thabrekan*ts. Dann aber auch hiervon die Abstracta: *thamel* Weiße, *thebrick* Schwärze. *Th-eizgounth* Greenness, von *azegoun* Blau (*ezigoun* Lead). Dagegen franz. le blanc, le noir, die weiße, schwarze Farbe, wahrscheinlich, da *couleur* f., neutral gedacht. Andere Abstracta p. 14. 93, z. B. *th-agzif* Breite, von *agzif* breit. Als merkwürdiges Dem. entfällt, wahrscheinlich um mittels des Fem. eine Verab-sachung geltend zu machen, *th-ergin-th* (maunikin) aus *argaz* Mann. Ferner „t-akhum-ts A small house“ von *akham*, p. 86, Haus. *Thamsiant*s, pl.

*themsianeen* Girl (small) p. 92, neben *temziant*, f. small p. 93. Verbalableitungen: *thera* writing, von *errou* schreiben; *th-ebzer-th* Tribut von *ebzer* geben. Notionen (vergl. p. 16. 85. mit 92): *aiat* Haben, *thaiat* Haben, vergl. p. 77—99. *Aghoul* Ass, *jackass*, *th-ugul-ts* s., *th-egul* pl. Donkey, f. *Klaf* Hog, boar p. 16. 88, *th-elaf-th*, s., *thel-fathin*, pl. Sow. *Emashik* Cat, *thamshikh* Cat, fem. *Ergoo* p. 101 *tahrit* Körn, von *ahir* Körn. *Tage-lants* (taigont) Kamelskute von *algou* p. 99. 102. Andere Thierarten durch verschiedene Wörter, als z. B. *ayag*, *azger* (Zusatz *afounes*) Bull, *thofoonest*, s. *Thesitha*, pl. cow, *aganduz* Call, *amokee* Steer. *Aklee*, *aklan* s. *Servant* (mas), *thakleeth*, s., *thaktheen*, pl. *Servant*, fem. *Akakhish* Child, *ahadai* Boy, *thakshith*, s. *Thakshithen*, pl., auch *thakadait* s., *thakadai*, pl. Girl. *Aghma*, *egma*, *Zuarit* *oogma*, *Wadrag* *ommoa*, Bruder p. 87. 88, *oullma* Schwester p. 91, beide mit dem Plur. *athma*, welcher mittlin als Comm. zu betrachten. Dasselbe gilt von *amnee* Sohn, pl. *errou*; und *ellee* Tochter. *let*, pl. (vergl. p. 95), allein auch *errou*. *Rojabet lerrou* Sohn p. 98, aber *Wadrag memme* s. *Errouee*, *Sohn* p. 100. *Ergoo* *Rouee* *Egin*, *tubarat* (noch weil davon gebildet) Daughter. — Ein Gegenatz zwischen d, dh (p. 20. 87) und t, th in folgenden Wörtern: *Dhem-zian*, little (uasc.) *temziant* f. (small) p. 94; *dheefookan*, bad (uasc.), *tefookants* f.; *dhakemlan*, long; *tekamulants* f.; *dhegzelan*, short, *tegzelants* f.; *theluleth* (Arabic) good, high, *tselalets*. *Demellat*, pretty, wof zu *amellat* White. — Einige Benennungen von Thieren p. 85 sind Plase, andere p. 92 haben den Femininalartikel; beide als Epitheta. Mehrere Grasarten männlich p. 86. 88, andere fem. p. 93. Auch Glieder p. 92. 96 mit weiblichem Artikel, wie im Hebr. die Glieder gern, weil Werkzeuge des Menschen oder Thieres, als Femin. st. Neutr. erscheinen (Ewald, Hebr. Gr. 1835. §. 366); dagegen andere p. 86. 88 nicht. — Viele Bezeichnungen von Localitäten find weiblich. Daher p. 93 z. B. die, aus dem Arabischen entlehnten Wörter *th-madin-ts* Stadt, *thegzirith* (arab. *geziret*) Insel, p. 98 nach berberischer Behandlung. *Ergoo* *egizer* p. 101, *Zuarit* *egzer* p. 95, *Rojabet* p. 97 Dase, Insel, *egzar* Rivulet, river p. 88 und *legzer* (*toozur*) River, groen, weil wo sich in der Wüste Wasser findet, auch fruchtbare Dafen da zu sein pflegen. Doch wol des glücklichen Stammes. *Thasawints* Hügel, und *theljou* Bach, gleichsam als die begrifflichen Verkleinerungen (und daher weiblich) von *adhar* Berg, *asif* Fluß. Dieser Umstand hat dann dem Engländer *Renouard* (Journ. of Roy. As. Soc. Nr. V. p. 133) ein schon bei Herf. II, 38 von ihm gebilligtes Mittel an die Hand gegeben, aus alten geographischen Namen, wie *Tulnureptum*, *Angoste*, *Thamarita* u. f. w. wegen ihrer Dentalmutz, zu Haupten und zu Füßen, den Schluß zu ziehen, die alten Libyer seien in dem heutigen Verberbstamme, der fast über ganz Nordafrika hin wohnt, zu suchen. Vergl.

noch jetzige Ortsnamen, wie *Tuggurt* (auf p. 100 bei  
 Dobson als *hem. im Wadregaballe von ikoor*, ka-  
 pitlich *ekoor* Dry p. 88), was also wol „die trodene“  
 bedeutet, Tebesbes (rebut.), *Tummarhal* p. 30,  
*Thugga* p. 42. Ueberrigens wegen des doppelten *iki*-  
 vort. vrgl. man im Griechischen *Kroten*, wie *ἀνδρῶνας*  
 (δ ἀνδρῶν-ς), *αὐτῶς* f. δ αὐτῶς, zweifelsfrei *ἀνδρῶνας*  
 mit *i* Buttmann, *Ausf. Gramm.* §. 29. Anm.  
 13, indem auch δ, ä oder *i* = *ianstr.* *sa, sd, i* v.  
 auch dem *luff.* Sigma. — Als der Aufmerksamkeits werth  
 erache ich, daß auch die Sprache von *Sakaufen*  
 (Vater, *Proben.* S. 263 f.). mehrere Benennungen von  
 Männlichen *wen*- (o-) (vergl. etwa *Kopt.* *oua*, ein f.)  
 vorsetzt, während Weibliches t präfigirt oder suffigirt (ein  
 brides) erhält. S. D. *war* Kind, *Anabe*, *wakoran*  
 Sohn, *toor* Mädchen, *tiokton* (wie mehrere Frauennamen  
 auf -*tin* p. 273) Tochter. *Wahoddu* alter Mann,  
*tiandü* *tischerel* alter Weib. *Otak* Mann, *teitakkil*  
 Weib. *Ekeschia* Sclae, *tekkeschia* Sclavin. Die  
 Wochentage p. 264. 277 aus dem Arabischen, z. B.  
*te-szebt* Sabbath, *tachit* (primus) Sonntag u. f. m.

In Idiomen, die nicht zum Verberischen gehören, im Tibo von Bimala, Hebbson p. 106 find die Wörter: *dembree* Bruder, *doboo* Schweser, augenscheinlich je mit *embree* (man) und *doboo* (girl) zusammengesetzt. — Auch im Suasio oder Sungai *aiberee* Bruder, *aikanoree* (letztres mit *once* Woman), mit einem vielleicht possessiven Vorschlage, vergl. *aibaba* Vater, *aina* Mutter.

Wir wollen für Afrika mit der Ddschi- oder Aschanti-sprache den Schluß machen. Von der Unterscheidung zwischen Person und Sache beim Fragepronomen abgesehen (s. Nr. 119), hat Riis, Clemente 4. 19. f. und S. 83 f. das Riisji, leider in etwas abstruser und weitreichender Behandlung. „Eine Formentzickelung des Adjektivs fehlt ganz und gar; denn die Unterscheidung einer attributiven und prädicativen Form, wie sie in einigen Adjektiven sich findet, kann kaum hier in Betracht kommen. Eigentliche Flexion aber hat das Adjektivum gar nicht, weder Cosselusion, noch eine Pluralform, noch auch Comparation.“ Im Ddschi, welches, außer hinten angefügten Zusätzen, sich zum Beweise von Derivation und Flexion auch gern, wie die Kaffersprachen, der Präfixierung (von Riis Augmente geschrieben) als Bildungsmittegelel bedient, finden sich, z. B. sogenannte Personal-, Sach- und Neutraugmente. Präfixirtes a bilde aus dem Verbum Substantiva, und erscheine so in seiner allgemeinen Bedeutung als unterscheidendes phonetisches Merkmal des Substantivs“) gegenüber von andern Wortarten. „In dieser

Function jedoch theilt es sich mit einem Liquidaugment, und schon dadurch, daß es mit diesem in einen Gegensatz tritt, daß es eine bestimmte Bedeutung bekommen; das letztere nämlich, das Liquidaugment, bezeichnet (s. S. 22), die Kategorie des-in collectiver Unbestimmtheit gedachten Sins (s. D. *emfoite bebi*, viele Termiten, und — freilich unter Brückhaltung derselben Form mit Hinzufügen des Zahlwortes der Einheit — *emfoite beakos* [formicarum una] Eine Termiten) und im Gegensatz dazu das Vocalaugment des individuell geschiedenen Sins (vergl. oben *Wissu* u. s. w.). Die Sprache hat aber sodann im Vocal-Augment den Gegensatz von Person und Sache ausgeprägt, indem sie als besonderes, die Beziehung des Begriffes auf ein als Person oder als selbstthätig gedachtes Sein bezeichnendes Augment den Vocal *o* aufgenommen hat, welchem als Personalaugment gegenüber dann das Vocalaugment *a* als Sachaugment erscheint, oder als Bezeichnung der Begriffe desjenigen Sins, welcher zwar in der Bestimmtheit der Individualität gedacht wird, aber nicht als selbstthätig, sondern als passiv sich verhaltende Individuen. Beide unterscheiden sich auch dadurch, daß das Sachaugment *a* immer erst am Worte hofstend erscheint, unter welcher Lautverhältnisse des Sages daselbst auch eintreten mag; während hingegen das Personalaugment *o* nur dann am Worte hervortritt, wenn es nicht in enger phonetischer Verknüpfung mit einem vorausgehenden Worte im Sate steht; und auch hierin scheint der Gegensatz von Person und Sache als der des Beweglichen und Starren phonetisch ausgeprägt zu sein. — Das Personalaugment *o* selbstlich in derselben Form als Pronomen; hier aber tritt ihm als Sachaugment nicht, sondern der schwächere Vocal *e* gegenüber, und zwar, nicht erst am Worte hofstend wie jener, sondern nur hervortretend, resp. das Wort in seinem Umlaute nicht phonetisch angeschlossen ist. — Der Vocal *e* erscheint auch bei manchen Substantiven als vorlautender Regel, und dieses mag vielleicht seinen Ursprung in einer Uebertragung aus den Pronominalformen haben; er kommt jedoch nur verhältnißmäßig selten vor und kaum mehr als in der Stellung eines Vorschlag-Vocals. — Dem Gegensatz von Person und Sache in den substantivischen Wortformen der Didschi-Sprache entspricht in den indogermanischen und semitischen Sprachen die in ihren Wortformen größtentheils noch weiter durchgeführte Unterscheidung des grammatischen Geschlechtes. Die dem letzteren zu Grunde liegende Anschauung ist der Didschisprache völlig fremd geblieben<sup>1)</sup>, sodas nicht einmal in ihren Personalpronomen männliches und weibliches Geschlecht unter-

8) Wäre somit für das Ohr ungefähr das, was für das Auge im Menschen große Einheiten. In der Dakota sprache (America) unterscheiden sich, zufolge Gabelung, Weir. §. 6, die Subst. nicht durch besondere Regeln oder Erhebungen von anderen Redetheilen, doch werden auch, um abgeleitete Subst. concreter realer oder abstracter Bedeutung zu bilden, die Präfixe *u*, *wo* oder *wico* (§. 59) gebraucht, z. B. *odowa* = Gesang von *dowa* singen; *wotanin* = Verkündigung von *tenin* offenbar u. s. w.

9) Zur Unterscheidung der Geschlechter setzt man —, also wie überall viele, ja gelegentlich sogar es müssen die Begriffe „männlich, weiblich“ als Appositionen ungetrennt geblieben sein) alle Sprachen thun, besonders Wörter zum Substantiv. Nämlich *harrima* Mann, *den* Weib. S. 206. 207 j. B. Ka, *abofra* Kind (gleichf. neutral), *Junge*; *abofra harrima*, auch *ooharrima* *abofra* der Knabe, *ooharrima* *den* der Sohn; *abofra den* oder eben *abofra* das Mädchen, *ooh den* die Tochter.

schieden wird. Sie steht hierin jedoch nicht allein, sondern auch selbst sud- und ostafrikanische Sprachen scheinen durchgängig nur jenen Gegensatz zwischen der selbstthätigen Person und der passiven Sache, nicht den des Geschlechts, aufzufassen zu haben (vergl. Krappf. Outl. of the Kisanaheli Lang. p. 28—33); und es möchte dies wol eine Eigenthümlichkeit sein, die sich durch den ganzen hamitischen Sprachstamm (meint der Verfasser alle Negersprachen?) hindurchzieht. — Für jene Eigenthümlichkeit bietet indes auch unser näheres Sprachgebiet Analogien dar; denn nicht nur tritt im Deutschen und in den alten Sprachen gleichsam hinter der Geschlechtsunterscheidung auch die von Person und Sache hervor, sondern in den skandinavischen Sprachen tritt jene gegen diese durchaus in den Hintergrund, und kommt als grammatische Unterscheidung nur noch im Personalpronomen vor, während hingegen der Gegensatz von Person und Sache im Artikel und in den übrigen Pronomina allein unterschieden wird.“

Wie im Deutschen die Unterscheidung des grammatischen Geschlechts in ihrer Anwendung nicht einer consequenten logischen Sondern der Dinge nach den Kategorien der Selbstthätigkeit und Empfanglichkeit folgt, sondern häufig auf Zufälligkeiten zu beruhen scheint: so verhält es sich auch hier mit der Unterscheidung von Person und Sache, von Selbstthätigem und Passivem. Zunächst muß bemerkt werden, daß in die Kategorie des Selbstthätigen (s. oben 1, 2, zu Noth) im Allgemeinen nicht bloß die Begriffe von Personen, sondern auch namentlich die von Thieren gestellt werden, besonders solcher Thiere, die mehr als Individuen und als selbstthätiger Kraft handelnd der Anschauung entgegenreten. Diese Betrachtungsweise mag auch wol häufig auf Sachen übertragen sein, und hierin zum Theil der Grund dafür liegen, wenn auch Sachbegriffe ausdrückende Subst. mit dem Personalaugment erscheinen, was jedoch überhaupt nur in verhältnismäßig kleinem Umfange der Fall ist. Wenn z. B. Subst. wie *prai*, der Besen; *sekan*, das Messer — das Personalaugment bekommen (*oprai*, *osekan*), so mag dies daraus beruhen, daß ihre Begriffe als die eines Thätigen (des Schreibenden, Schneidenden) aufgefaßt sind. Andererseits aber scheint der Grund auch häufig ein bloß phonetischer zu sein, z. B. wenn das o gleichsam durch eine Art Attraction (Hörm.) wie z. B. in *boā* (*obōā*) Thät., *podo* (*opodo*) Thät. (franz. ähnlich genug *pot!*) hervorgezogen wird. In solchen Fällen tritt es in dieselbe Reihe mit vorlautendem e und dem daraus entstehenden e, oder dem gänzlichem Fangel eines Verschlagenvocals. Letzteres ist nämlich auch bei einer bedeutenden Anzahl von Subst. der Fall, und zwar theils bei solchen, die vermöge ihrer Laufform weniger die durch den vorlautenden Vocal gebene Stütze und Hervorhebung erfordern, theils bei solchen, die vermöge ihres Begriffs nicht leicht in den Anlaut des Satzes zu stehen kommen. — Vom Vocalincrement a ist schon oben bemerkt, daß es erst gegenüber dem wahrscheinlich später durch Uebertragung von den Personalformen des Wortes auf-

getretenen Personalaugment in der Bedeutung des Sachaugments erscheint; und es kann daher nicht befremden, wenn auch einzelne, den Begriff von Personen ausdrückende Subst. dieses Augment haben, wie z. B. *agya*“). Later. Ueberdies aber drückt diese Subst. meistens Begriffe von solchen Personen aus, welche überhaupt der geistigen Anschauung weniger von der Seite der persönlichen Individualität entgegenreten, wie z. B. *akoo*, Elter, *ufanna*, Elterin; und häufig find daher auch in unsern Sprachen die entsprechenden Begriffe von der Geschlechtsunterscheidung ausgeschlossen, z. B. *abofra*, das Kind; *ababa*, das Mädchen, das junge Frauenzimmer; *ata*, das Zwillingkind u. s. w.“ Sehr wohl! Der Elter“) wird fast als Sache behandelt, daher solche neutrale Benennungen, wie *manicipium*, als ein, durch Kauf und die damit verbundene Besitzergreifung mittels der Hand erworbenes Eigenthum des manceps, oder Besitzergreifers, wol weniger als *captivus*, *alymphator*, Kriegerfangener. *Arpānodo*“) führt durch *arpanōdion* — ist diese Etymologie nicht eine Verwirrung der Sprache, also grade aus Pseudologie hervorgegangen — allerdings auf *nois* (etwa „zu des Mannes Fußes liegend“), oder auch zu dem Sanskr.-Verbum *pad* (gehen), also: von des sitzenden Mannes Fußes betreten?“ Wo nicht, theilte ich *arpanōdion* und dachte an *anōdion*: „dem Manne überliefert“, oder auch „sich ergebend“. Ebenso, wo mit einer gewissen Verachtung, das ist der Ausdruck des Grm. v. d. Gabeleng, Geth. Gr. S. 53., Personen als in die Classe der Sachen herabgesetzt vorgestellt werden sollen, Geth. *theris* n., der Sklave (dagegen *thins* m., Knecht, *thiei* l., Magd), *guskalki* n., der Wirthschafter (von *skalks*). Die neutrale Fassung des Kindes aber (*zō zivoro*, d. i. ein Geberenes, geth. *harn*, n.) und die sich daran innig begrifflich anschließende Bildung der Diminutiven (z. B. *zō zardōs*) erweist sich als überaus natürlich, weil das Kind, obsohen bereits potentialisch geschlechtlich unterschieden, doch den mannlichen Erwachsenden, namentlich seinen beiden Eltern gegenüber gleichsam als ein Drittes zu jenem Paare angesehen wird, das, sich geschlechtlich auch *actus* zu betheiligen, noch unfähig, also gewissermaßen noch neutral ist. Von solcherlei Neutralisirung abgesehen, folgen die De-

10) Dies Beispiel hat vermutlich jenen artikelartigen Wortschlag gar nicht, indem die Vokallnamen (s. Buschmann, Vortragsl., als intersectionale Kindeslaute, deren Wiederholung von Vocal oder Conson. eintreten lassen. Sonst erinnerte ich an die oben bei o angemerzte Assimilation. 11) Elter bekanntlich Beistandsmann — Lat. *avus*, wie es scheint, zu *epōs*, aus dem jüngstigen Stämmen *erish*, (für sich) reiten. Es stimmt nämlich ja auch *avere* zu dem genannten griechischen Verbum, in manderlei Beziehung. Demnach wäre es der am Leben gelassene Reiter, den man für sich bezieht. Der Dinstich auf Pers. *hendek* (Elter), d. h. der Sechsende, und die passive Natur des Suffix -*nos* (z. B. *ingenus*) jedoch ließe auch auf Freileitung von *avro*, *rahen*, *rahen*. Auch *dozios* angeblich von *dois*, also eig. *dozavris* (Reiten tragend), und mit Suffix -*vlos*. Doch könnte man bei Aufsal eines Hisslautes auch an Sanskr. *das* denken. Vergl. z. B. Franz. *moile* aus lat. *molue*.





inter alia, notionem ex singulis omnibus unam summam formare vel singula omnia in collectivum redigere. Atque hinc soem. *collectivo* inservit. E qua soem. notione magna illa collectivi formarum copia manavit, quae a sensu omnes ad soem. genus referendae sunt (§. 302 sqq.). De terminatione  $\frac{1}{2}$  —

*collectiva* formante v. infra §. 323. So Ewald, Gramm. Arab. §. 296. §. 301. p. 180: Est autem collectivus formatio (Pluralium fractorum) princeps et maxime insignis acutae haec, ut stirpi  $\frac{1}{2}$  longissimum ineratur, quia ipsa vocis intensioe nominis *copiae* extensae notio auribus veluti praebetur [vergl. früherhin unsere Erklärung der Vocallänge für das Fem. im Sanskr. und in dessen Sipp-schaft]; potestque simul et  $\frac{1}{2}$  ab initio praeludere, vel denique solum praefigi. Also ein Mittel, worauf auch das Dbschl. ohne darum dem Semitismus ver-wandt zu sein, und aus eignen selbständigen Antriebe, verfallen ist. Uebrigens: Tantum ambitum usumque frequentissimum cum collectivorum formae breviores et concisiores natae sint, pluralis terminatio §. 300. rara facta est p. 212. Es ist also schon von mir Etym. Forsch. I, 48. II, 427. §. 3 darauf hingewiesen, daß und warum die Collectiva — diese ein-heitlichen Zusammenfassungen einer Vielheit — im Sanskr., im Druffsch (j. B. das Vieh, pecus; namentlich viele Bildungen vorn mit dem akroasischen ge- (con-), als: das Gesträuch, das Gebüsch, ober der Strauch, der Busch, lat. fruticetum n. von frutex m.; das Gewölz, von die Wolle), Lateinischen (quercetum von quercus etc.) gern und häufig sich in der Gestalt von Neutren, oder auch als Fem. (drac-  
onis n. f. w.) zeigen. Daß a- im Dbschl. hat demnach, für gegenwärtigen Fall, ungefähr dieselbe Bestimmung und den gleichen Werth als unser ge-, das ja ebenfalls präfigt wird. So im Böhmischen stehen im Neu-trum auf j. mehr Collectiva von einer Menge ein-zelner Dinge, die man nicht zu zählen pflegt, wie rýhý Kofeln, listý Blätter, Loub, dambý Eichenbusch, dřevý Holz (vgl. lat. ligna), zhorý Reichthum, Güter (lat. divitiae, opes). Auch sind hier mehr vorn mit einer Präp. zusammengefaßt und von Subst. abgeleitete Wörter ebenfalls neutral, wie j. B. předmostý Vor-  
krodt, předhořský Bergberge, pomorj die Grenzen u. f. w. von mesto, hora, meze. Döbr. Lehrged. §. 47. Also ziemlich so, wie unser Gebirge n. von Berg m. — Sehr ähnliche Bildungen im Gotthischen, Gabelendz, S. 59. 113., j. B. sauradziht Verbant; sauradziht n. was vor der Thür (dauz n.) ist. Gasse. Andanakti n. Abend, von nachts f. Nacht. Andanakti Begehung, von laun n. Lohn m. Andairithi Werth, Preis, von vairith n. Werth, aber andern Ursprungs andairithi n. Gegenwart. Andawaurdi (auch andawaurd) n., jetzt die Antwort von Wort n. Auch garawardi Rede, Ge-spräch. Garuni n. von runa f. Berathschlagung. — Eine solche Neutralbildung muß äußerst naturgemäß sein, da sich auch im Latein eine Menge nach ihrem An-

der auf -ium gebildeter Wörter findet, j. B. collegium, confinium, postliminium, pomorium, suburbium, sub-sellum, superpondium. Promontorium aus ora pro-monte.

Scharfzünger, wenn auch vielleicht etwas zu späte-Weise wird auch von Riis S. 17 vermutet, daß die Anwendung des a- als Augm. im Perf. (j. B. Mako Ich bin gegangen, Plur. I. yako, gegenüber vom Prä-s. Miko Ich gehe, Plur. I. yeko) auf einer gewissen Ana-logie der Verthaltung beruhe: in der Vergangenheit habe die Thätigkeit aufgehört, und entspreche insofern dem mehr passiven und starren Verhalten der Sache.

Nun aber noch ein Paar Worte über das so ge-nannte Liquidaugment im Dbschl. „Gegenüber vom Vocalaugment a aber als Sach- und vom Vocal-augment o als Personalaugment, erscheint jenes zugleich als Bezeichnung derjenigen Begriffe, die weder Begriffe individueller Personen, noch auch Begriffe individueller Sachen, sondern Begriffe solcher Dinge sind, die über-haupt nicht als Individuen, sondern in der Form der Menge oder Rasse gedacht werden; und es läßt sich also in dieser Beziehung negativ als Neutral-, positiv als Collectiv- $\frac{1}{2}$  Augment bezeichnen. Eine durch-schnittliche Vergleichung der mittels seiner gebildeten Subst. mit den vorn vocalisch augmentierten wird dar-thun, daß erstere fast sämmtlich entweder Stoffnamen sind, oder abstrakte Begriffe ausdrücken (vergl. §. 32, 1), oder solche Dinge bezeichnen, die zwar an sich Indi-viduen sind, aber die entweder immer in einer Viel-heit der Anschauung entgegenreten, und daher nur in dieser, nicht in ihrer individuellen Geschiedenheit aufge-faßt werden, wie j. B. die Namen mehrerer Arten von Insekten; oder auch die in sich vieltheilig sind, und daher ebenfalls als Collectiva gedacht werden, wie enza die Hand; entwyrrze die Leiter.“ Man vergl. damit etwa die lat. Plur. scalae, scopae; franz. fa-nelles (eigenti. die beiden Rindhöfen) für Brille, fa-neaux, forces aus lat. forfices, engl. sheers; lat. ave-nae, farra, hordeae statt der collectivem Singulare. Schneid er, Lat. Gramm. III, 380, Engl. oats, neben oaf, Oseer, und siehe weiter vorn. Einleit. der Be-deutung des Liquidaugments in der Wortbildung und in seiner flexivischen Benutzung als Plural tritt aber deutlich darin hervor, daß hier wie dort das durch das Augment bezeichnete Verhältniß des Plurals zum Singulär dasselbe bleibt. Vgl. j. B. S. 72 fgg.

	Sing.	Plur.
	papa Polzweig	empapa
	apata Fisch	empata
	espa Schwert	empasa
	aboko Drüm	abokoko
	ala Brüllingflab	emla
	dua Baum	musa (affim.)
Auch j. B.	bea, oder Weib	muce
Dagegen	Sing.	Plur.
	kafo (ab-) Laubere	abakfo
	tanfo (lat-) Feind	atanfo
	broni (ab-) Geyrder	abronfo
	abibi (ab-) Regen	abibifo



grade als einen Vorzug anrechnen sollen. Verständiger und nüchterner, ja, das ist sie, wenn man wüßte, aber auch — schöner? „Man hat also, wird fortgeführt, in den Algonkinsprachen ein belebtes und lebloses Genus, welches von den französischen Missionaren auch als edles und unedles unterschieden wird. Deren Umfang ist aber nicht in allen Mundarten gleich. Nach Elliot begreift, in Massachussets, das erste nur lebende Wesen; Bäume und Pflanzen gelten als unedelt. Die Körperteile gehören auch zu dieser Kategorie, gleichgültig sei das Thier lebendig oder todt. Aber in der Lenape Sprache gehört, zum Heilwelder, Alles, was lebt oder wächst, zum belebten Geschlechte, ausgenommen allein die jährlichen Kräuter und Pflanzen. Die Körperteile sind auch dieses Geschlechte, dessen der Körper noch lebend ist und die Theile noch an ihm befestigt; anders im entgegengesetzten Falle. Diese Berücksichtigungen berühren aber nicht weiter das allgemeine Princip, wonach die Geschlechtsunterscheidung gemodelt ist.“ Diese Einteilung der Dinge, wonach auch Bäume, Sträucher, kurz perennirende Pflanzen von längerer Lebensdauer der belebten Classe zufallen, während die kurzlebigen, welche noch im selben Jahre ihres Entstehens wieder dahin sterben, sinnig dem Geschlechte des Unedelten überwiesen werden, hat nach Talvj (Indian. Spr. S. 18), Fehner, Ranna S. 18, zu seinem Zwecke, auch der Pflanze Empfindung zuzugewinnen, mit benutzt. Zeisberger, Gramm. of the Lenape Indians p. 39: „Bäume und die größten Pflanzen werden als belebt angesehen. Es gibt inzwischen einige Ausnahmen von dieser Regel, als z. B. *nomessall* Fische, was die unedelte Endung annimmt; allein sie sind nicht zahlreich.“ Gleichwol, also auch hier gewiß nicht ohne Berücksichtigung der Größe, führt er *amangumekwak*, large haben, unter dem Belebten auf. Die Dem. läßt Zeisberger p. 41. sich ohne Unterschied mittelst suffigirten *-ti* bilden, z. B. *tennotit* ein kleiner Mensch, *wik-wamit* ein kleines Haus, wegen der Herausgeber erinnert, daß, geringe Ausnahmen, wie *allumes* Fündchen, abgerechnet, *tit* nur Belebtem, *-es*, z. B. *wik-wam-es*, Unbelebtem gebühre. Koswost für nichtliche kleine Thiere sei *is*, *schis*, *tachis*, z. B. *manalis* Rehsch, *kuligatshis* Thy pretty little paw, von der Pfote eines Rächens. Also derselbe Unterschied, wie im Persischen (Wilken, Inst. p. 86). z. B. *kentz-ek* Puellula, aber *kukan-tscheh* Tabernula, der sich auch im Plur., z. B. *nerd-an* Menschen, *murgk-an* Vögel, aber *ruz-ak* Tage u. s. w. offenbart, während das sonst eingebüßte Geschlecht, nöthigen Falls durch den Zusatz von *ner* (Constr. *ner* Mann) und *müdek* (Constr. Rominatio: *müdk* Mutter), z. B. *schiri ner* Löwe, *schiráni ner* Löwin, *schiri müdek* Löwin (p. 10.) hervorgerufen wird. Gleichwie ähnlich bei den Indianern Talvj a. a. D. z. B. Algonkin *lennoochellu* haben, *tipaas*, *ochquellu* haben. Duponceau, p. 264., mit *lenno* Mann, *ochquellu* Frau, p. 259.

*House*, Cree Gramm. p. 181 sq. bespricht den-

selben Unterschied. Belebtes erhält bei den Cree im Plur. *-ak* oder *-wak*, bei den Chippeways *-ug*, *-og* oder *-uug*, Unbelebtes dort *a*, hier *-een*, *-un* zur Endung, als z. B. Cree *mükwah*, Ch. *mükwah* Bär, C. *mükw-uk*, Ch. *mükw-ug* Bären; *mükesin*, Ch. *mükesin*, pl. *mükesin-a*, Ch. *muck'esin-un* Moosfisch, Schuht. Inzwischen werden auch manche unedelte Nomina, weil sie einen wirklichen oder eingebildeten Vorzug besitzen, personificirt und zu der Classe des Belebten gezogen<sup>15)</sup>. Vergl. über mancherlei Geschlechtsunterscheidung in Folge von Personification Harris, Hermes. Zeitschr. Ausg. S. 35. fg. Weil der Engländer in seiner Sprache jetzt auch dem natürlichen in sich zweigetheilten Geschlechte, was sich mithin nur auf das Belebte regelt, alles Unbelebte als Sächliches im Neutrum gegenüberstellt, gewinnt er dichterischer Geist den Vortheil, mit Leichtigkeit schon durch die bloße Beihülfe eines männlichen oder weiblichen Pronomens eine Personifikation zuwege zu bringen. z. B. *Virtue shall receive her reward* (wenn wir von der Tugend poetisch oder rhetorisch, als von einer Person, reden), sonst, „wo mit mehr philosophischer Genauigkeit gesprochen wird“ *Virtue shall receive its reward*. Deattie, Theorie der Spr. S. 197 fg.

Die Sprache beobachtet aber einen höchst bemerkenswerthen Unterschied bei den sogenannten Transfitionen des Verbums (*House*, p. 244. 256.). Von den Substantiven nämlich, wenn sie durch ein Verbum in der dritten Person regiert werden, gehen die Belebten in *-a* oder *-wa* (im Sing. und Plur.), Chipp. *-a*, *-wa* oder *-wan*, die Unbelebten in *-ethu* Sing., *-ethuk* Plur., Chipp. *-enck* Sing., *-enewun* Plur. aus. Warum erhält nun für diesen Ausnahmefall das Unbelebte vor seiner generellen Endung *-a*, Ch. *-wa* im Plur. noch eine besondere Endung (*ethu*, Ch. *enck* im Sing.), und warum, was noch sonderbarer, verliert sich die Endung des Belebten in die numerisch unterschiedlos gewordene der sonstigen Pluralform des Unbelebten? So viel begreift sich unschwer, daß, indem eben die dritte Person für sich eine solche Veränderung wünschenswerth machte, der Grund ein ähnlicher sein muß, als das Nöthigwerden eines Reflexivpronomens im Falle der Identität von Object und Subject (A: z, er — sich) im Gegensatz zur Reflexividentität (A: B, er — ihn), eigentlich auch nur bei Pers. 3., weil in den übrigen (ich — mich, du — dich; ich, du — ihn) Gleichheit oder Unterschied schon durch sich selbst gegeben sind. Transitiverba müssen stets auch ihr Object, wenigstens in allgemeiner, pronominaler Andeutung, und, ist dieses 3. Person, in seiner Unterscheidung als Belebtes oder Nichtbelebtes (ihn, sie; — es) mit einschließen.

15) „All its inanimate substantives“, sagt von den Indianern Maxmüller's Schotteroff in Woods The Literary and Theol. Review March 1835. p. 111., „are varied to assume vital forms, and are thus transferred to the class of living beings.“ Vergl. Humboldt, Saml. Berst. Einl. S. CCXVII.

Mit der Gleichheit der Neutralendung des Sing. (Sansk. a-m, Lat. u-m, Griech. o-v in Decl. II. mit der Masculinarform Sing. des Acc. eben da, besteht wol keine Analogie, indem wir (s. die Beisp.) „Wolf“ bald als sachliches Obj. bald als Subj. sich gleich bleiben sehen in der Endung. Darum stimmt das u-m im Lat. nicht dazu, was vom Acc. masc. als Objectscasus auch zum Neutr. (als Objectsgen.) selbst für den Fall übergang, wo es im Nominativ in der Rolle eines (wenigstens gramm.) Subj. bedürfte. Vergl. die merkwürdige Parallele im Erischen, daß, zufolge Wuf, S. 578, „jein persönlichen Pron. (natürlich 3. Pers.) nicht, wie sonst beim Nom. inögemein, der Acc. dem Nom. Neutr. gleich ist, vielmehr der Acc. Neutr. gönglich dem Acc. Masc. entspricht“, z. B. *izabila ga* (nicht: *ono*) *mati* die Mutter hat es (das Kind) geschlagen, aber eben so *z. B.* von der Leinwand. Im Algonkin soll es zufolge Menoddo, I, 361, für das edle oder belebte Geschlecht 3 (Nom., Acc. und Abl.), für das unedle nur die zwei ersten Casus geben. So wenig in: *Cicero*, *amat filium suum*, das 3. Pers. des Verbums (als im Allg. oder in abstr.) der *3. Pers. Sing.* dadurch überflüssig wird, daß *Cicero* als concretes Subjekt dabei steht: so würde der Indianer sagen müssen: *amat-eam* (sc.) *filiam*. Vergl. *Houssé* p. 212:

Anim. Säke-h-ayoo	Oo sahge-h-a-un	He loves him
1. Inan. -t-ow	-t-eon	He loves it
2. Inan. It-thke-t-un	Ood en-din-a-on	He thinks it

So nun:

No gä nippa-h-ow ännä mahëggun  
I will kill (him) that wolf. Ueber:  
No gä nippa-h-ik ännä mahëggun  
That wolf (he) will kill me.

Die begriffliche Umdeutung von Object und Subject, oder die Verwandlung ins Passiv, wenn man will, wird hier durch *-h-ayoo* (*he-him*), die directe Form, oder durch die inverse *h-ik* (*he-by him*) vollzogen. Nun heißt es aber, wo beiderseits Pers. 3. steht: *Küttä nippa-h-ayoo ännä mahëggun-a*. *He will kill that wolf* (acc.). Dagegen: *Küttä nippah-ik ännä mahëggun-a*. *He will be killed by that wolf* (ablat.). Vergl. Grönländisch (Klein Schmidt §. 16.): *terianiak takwä* Fuchs (objectiv) er sah ihn, d. h. er sah den Fuchs; *terianiap takwä* Fuchs (subj.) er sah ihn, d. h. der Fuchs sah ihn. *Roger Williams* in seinem Key into the lang. of America 1643. (Wiederabdruck: Providence 1827 p. 43.) unterscheidet bei den Zahlen in der Sprache von Neuenland zwischen Masc. und Fem., jene mit dem Ausgange *-ock*, *-og* (auk, swook, suog), diese auf *-ash* (shinaash, tash); (soll. unstreitig in keinem andern Sinne, als Belebtes: Unbelebtes, wie schon die Beispiele *sketomp*, A man, *sketom paug*, Men; *wemohö*, Hill, *wachohash*, Hills andeuten. Vergl. über die Zahlwörter *Duponceau*, p. 388–411. mit der Bemerkung: „Es scheint, daß es in den Eigenschaftsprachen verschiedene Arten, die Zahlen auszudrücken, gibt,

welche sich auf belebtes und unbelebtes, oder, wie P. Kables es nennt, edles und unedles Geschlecht beziehen; auf gegenwärtige und vergangene Dinge; auf abstracte oder concrete Zahlen; endlich, mit mehr oder weniger Genauigkeit, sich verhalten wie ein zu allein.“ Die Sache genau erläuternde Beispiele sind leider nicht beigebracht.

„Im Tschirotesischen (v. d. Gabelenz in Höfer's Ztschr. III, 260.) find die Subst. zum Theil belebte, zum Theil inedlebar. Die Flexion bezieht sich jedoch nur auf Numerus und Person; Kasusformen existiren nicht. Ein eigentliches grammatisches Genus fehlt ebenfalls. Die Masc. und Fem. werden entweder durch besondere Ausdrücke für männliche und weibliche Geschöpfe bezeichnet, z. B. *askoya* Mann, *ageyo* Weib, oder dadurch, daß man dem Namen eines Thieres ein Wort für Männchen (*atsv*) oder Weibchen (*ngist*) hinzufügt, z. B. *waka* Kind, *waka agist* Kuh. Manche Wörter nehmen (sonderbar genug! Vergl. in Rubin, Ztschr. II, 126) ein verschiedenes natürliches Genus an, je nachdem sie von einem Manne oder einer Frau gebraucht werden; so heißt z. B. im Runde eines Mannes“) *egvintli* mein älterer Bruder, *egvintli* mein jüngerer Bruder, *vgito* meine Schwester, während im Runde einer Frau *vgito* mein Bruder, *vgito* meine Schwester bedeutet. Ähnlich wird *vgicvino* mein Neffe, nur von Frauen gebraucht. — Wichtiger in grammatischer Hinsicht ist die Eintheilung der Subst. in solche, welche lebende Wesen, und solche, welche leblose Dinge ausdrücken; denn danach ist nicht nur die Bildung des Pluralis an dem Subst. selbst, sondern auch der Possessiv und Verbalformen eine verschiedene. — Der Num. ist dreifach, Sing., Dual und Plur. Beim Nomen ist jedoch die Form für Dual und Plur. gleich, nämlich *d*, *de*, *di*, *ts* (gewöhnlich) für leblose, *ani*, *eni* für belebte Substantiva, z. B. *tlukung* Baum, Plur. *delukung* (also hier unbelebte); *kutusi* Berg, Plur. *dikutusi*; *egvoni* Fluß, Plur. *tsuqoni*; *atsutsu* Knabe, Plur. *anitsutsu*; *askaya* Mann, Plur. *aniskaya*. — Wenn ein Adj. mit einem Subst. verbunden ist, so wird das Präfix des Plur. zuweilen beiden, zuweilen nur dem Adj. gegeben, z. B. *ekwahi tlukung* ein großer Baum, Plur. *tsakwahi delukung*; *tsuti kili* ein kleiner Hund, Plur. *tsunasti kili* (mit Verbindung der beiden Präf. *ts* und *ni*); *asi seli* eine gute Waale, Plur. *tsasi seli*; *asi sunkuta* ein guter Apfel, Plur. *anasi sunkuta* (mit dem, eigentl. belebten Wesen zukommenden *ani*). Diese Beispiele zeigen zugleich, daß die Adj. ihren Subst. vorangestellt werden.“

„Die Datschsprache kennt kein grammatisches Genus, also auch keine besondern Formen dafür weder am Subst. noch an den übrigen Redetheilen. Man sagt z. B. *wicaxta waxta* der gute Mensch; *wicinyama waxta* das gute Mädchen; *zuktanka waxta* das gute Pferd; *can waxta* der gute Baum; *wicorana waxta* das gute Werk u. s. w.“ Gabelenz, Beitr. §. 7.

„Im Grönländischen (Kleinschmidt §. 19) werden zwei (oder drei) Dinge, die bei und zum Theil Gegenstand der Beugung sind, nicht berücksichtigt, nämlich bei den Gegenstandswörtern das Geschlecht des benannten Gegenstandes, und bei den Redewörtern die Zeit und der Stand der Handlung. Von Geschlechtsbezeichnung findet sich hier auch bei Gegenständen, die ein natürliches Geschlecht haben, kaum eine Spur und jedenfalls nicht auf eine der unsern entsprechende Weise.“

Mittelamerika. Gallatin, Transact. of the American Ethnol. Soc. Vol. I, p. 12.: „Die Sprachen Mittelamerika's haben, wie die der nordamerikanischen Indianer, bestimmte Wörter zur Unterscheidung des Geschlechts von menschlichen Wesen; aber die für unvernünftige Thiere werden allein unterschieden durch Beugung (prekxing) von Wörtern, wie „männlich, weiblich“ zu ihren Namen. Die Unterscheidung zwischen Belebtem und Unbelebtem, zweien zwischen vernünftigen und unvernünftigen Wesen, wird in all den Sprachen gefunden. Es erstreckt sich indessen nicht auf jeden Theil der Rede, und durchdringt nicht die ganze Sprache. Dies ist ein besonderes Charakteristikum der Algonkins und herrscht nicht in gleicher Ausdehnung in einer andern Sprache vor. Es wird nur gelegentlich in einigen von den Sprachen entdeckt, welche wir jetzt betrachten. — Im Tarasca (p. 245.) wird der Plur. bei belebten Dingen durch Hinzufügen von *eeba* zum Sing. gebildet; und bei unbelebten durch Vorsetzen einer von zwei Partikeln, die beide „viel, mancher“ bedeuten. Man unterscheidet übrigens 3 Arten von Substantiven: Vernünftiges, Unvernünftiges, Belebtes. Die letztern beiden sind im Sing. indeclinabel. — Im Mexikanischen (p. 216) gibt es keine Abbeugung zum Behufe der Pluralbezeichnung unbelebter Dinge. [Sind sie demnach etwa collectiv oder rein neutral gedacht?] Doch machen Personifikationen, wie Sterne, Himmel u. a. eine Ausnahme. Es scheint indessen, daß *mee* (viel, manch) für Nomina von beiderlei Art vorgelegt werden darf. Allein die allgemeine Art, den Plur. für Belebtes zu bilden, besteht in der Beugung oder Substitution der verschiedenen Suffixe *me, ía, ke*, welche nicht bunt durcheinander gebraucht werden, sondern in Einslang mit Regeln, indem die Veränderung erfolgt in Gemäßheit mit der Singularendung. In gewissen Fällen wird der Plur. durch Doppelung der ersten Sylbe gebildet. [Eine Symbolik, der man auf dem Sprachgebiete auch andernwärts häufig begegnet.] — Im Dtemi macht sich die Differenz zwischen Belebtem und Unbelebtem allein in einigen Verben und Partikeln fühlbar. Dies wird p. 203. durch Beispiele erläutert, als: *Uho na thume* es ist kein Bret (Unbel.); da; hingegen *ghoo* bezeichnet die Abwesenheit von Belebtem, z. B. *ghoo na magha* der Vater ist nicht hier. *To-o* He who; *nua* that which. Sterben, von Belebtem: *bay: gha* von Unbelebtem. Dergleichen ist auch im Teufischen: Essen, fressen; Rind, Schnauze, Küssel, Schnabel; Haut, Füll, Balg u. s. w. Nazara. De lingua Othomitorum. Philad. 1835. p. 20. hat bloß, auch sonst, wie gezeigt, eine

überaus häufige Bezeichnungsort, die er unter die, von ihm zwischen Chinesisch und Othomi gesuchten Uebereinkommnisse stellt: „*Itemusal*, sect. 71.: „Il n'y a pas de signes pour les genres. Beaucoup de noms spéciaux marquent les sexes dans les animaux. On détermine le sens de ceux qui sont communs, quand cela est nécessaire, par l'addition de certains mots tels que *son* (pater), *mon* (mater), *jta* (homo), *nía* (mulier).“ So auch gibt es im Othomi kein Geschlechtszeichen. Thiere werden je nach ihrem verschiedenen Geschlechte entweder durch besondere Benennungen oder durch ta männlich, *níou* weiblich, z. B. *ta yo* männlicher Hund, *níou yo* Hündin, gefendert.“ Indessen als Comp. auch p. 36.: *Dieme*, angeblich aus *di* (maturus) und *me* (mater), was befremdend wäre, für Vir, maritus, und *dansa* Mulier, uxor, eben daher mit *naa* foemina, wie p. 37. *da-tsa* (florida foemina) Puella, *hi-me* (beta mater) Matertera. *Ti-nu* oder *tzi-nu* aus *ti*, *tzi* (sarculus) mit *naa*: Filia, aber umgeben *bi-tzi* Filius, aus *bi* (genitus) mit *tzi* Jmeis. S. auch p. 37 und *yo* (pluvius, multitudo) *nu* *ti* Juvenes mulieres. Der Großvater heißt *si thá* (von si Cortex; pelvis, solum, vergl. *si-kei* Haut des Körpers, und *thá* Vater) p. 21. 36. 37., gls. als involucreum patris — weil der Vater (auch nach der Evolutionstheorie) gleichsam in den Leiden des Großvaters st. — *Maya* und *Guasteta* machen in der Bildung des Plur. keinen Unterschied zwischen Lebendigem und Unlebendigem. Auch ist die Unterscheidung zwischen vernünftigen Wesen, Thieren und Unbelebtem kaum merklich im Napa. *Ah* und *ix* vor den Benennungen von Vernunftwesen bilden, gleichwie durch Artikel, einen Unterschied des Geschlechts, z. B. *ah cambezah* Master, *ix cambezah* Mistress. Geschlecht von Thieren unterscheidet sich durch Vorsetzen von *zibil* bei Wäse, und *dehpup* bei Fem. Ähnlich das *Guasteta* S. 276.

Südamerika. Nach *Feltes*, Gram. de la lengua Chilena (Santiago 1848). p. 10 wird in der Sprache von Chile den Namen für Vögel im Masc. *alca*, denen der übrigen Thiere *kuentha* vorgelegt; im Fem. aber bei allem Lebenden *domo* gebraucht. Als *alca* alcoholl Hahn, *domo* achoull Huhn; *domo thehua* Hündin, während *papi*, *luu*, *nakuel* u. s. w. für sich Löwe, Quanao, Tiger u. s. w. als männliche Individuen (eig. wol Epithora) bezeichnet. Eigentlich bedeutet *kuentha* den Mann, Substant, domische Frau, *ghielcha* lediges Frauenzimmer. Bildlich *domo cal* (weibliche Wölfe) *La lana* mas suave. Vergl. männliche und weibliche Reime. — Im Kiriri (v. d. Gabelen, Beitr. III. S. 7) sind die Nomina eigentlich nach Genus, Numerus und Kasus ununterschiedlich, und dasselbe Wort dient als Masc. und Fem., im Sing. und Plur., und für alle Kasus, z. B. *cradoz* heißt Kuh und Doh, im Sing. und Plur. und für alle Kasus (die nur aus Stellung oder beigegebenen Präp. erkannt werden); *bheer cradoz* eine Kuh, *buyó cradoz* viele Kühe; *pocri cradoz hinká* mir (von mir S. 8) war eine Kuh gestorben,

*pacri eradoz hinkade* (von uns) wir (ich und er) schlachten uns eine Kuh (S. 11), *isid eradoz* Salz von Oschen. — Die Partikeln, welche eine Mehrheit ausdrücken, sind *a* und *to* am Ende des Wortes; *a* wird gebraucht bei Namen von Gegenständen, welche Menschen angehören, z. B. *vinuä* Knaben, *bechikü* Pflanzungen von Menschen; *to* wird gebraucht bei dem Plur. einiger Verwandtschaftsnamen und ähnlicher Wörter, wie *hoyanö* jüngere Brüder, *lidzile* Weiber, *isole* die Hausfrauen.

*Kechua* in Peru (v. Eschudi I. S. 114 ff.): „Die Subst. werden in belebte und unbelebte eingetheilt. Zu den ersteren gehören solche in großer Uebereinstimmung mit derselben Erscheinung in Nordamerika) Menschen, Thiere, Pflanzen, besonders Bäume, ferner unstreitig als mythische Gestalt, so zu sagen mit Fleisch und Blut) das Meer, die Flüsse, der Himmel, die Sterne, sie haben also gewissermaßen ein Geschlecht. Zu den letzteren hingegen gehören die Steine (vergl. Metalle als Neutra im Indogermanischen), überhaupt alle unbelebten Wesen, Kunstproducte und auch im Allgemeinen diejenigen Geschöpfe, bei denen der Ausdruck des Lebens sich in geringem Grade der sinnlichen Wahrnehmung offenbart, kleine Pflanzen, kleine Thiere u. s. w. Eine Scheidung nach Geschlechtern findet statt, aber nur durch Verbindung mit Subst., welche das physische Geschlecht anzeigen; wenn von Menschen die Rede ist, durch „Mann“ *carü* oder *runa* und „Weib“ *huarmi*; bei Thieren „Männchen“ *urcu* und „Weibchen“ *china*. Auch für die Subst. verb. aus dem Partic. act. gilt das nämliche Verhältnis, z. B. *carü* *uamkak* der Arbeiter, *huarmi* *uamkak* die Arbeiterin. Der Geschlechtsunterschied ist, da der Artikel fehlt und das Adjectiv unverändert bleibt, für die grammatische Form ohne Bedeutung und nur im Verhältnis zum fragenden und bezeuglichen Fürworte (vergl. oben) von Werth. Es stellt sich bei demselben noch eine fernere Schreibung heraus, das nämlich nur der Mensch persönlich betrachtet wird.“ Vergl. S. 16: „a) Subst. Fragpron. für Personen *pi?* wer; für alle Sachen und belebte Wesen, den Menschen ausgenommen, *ima?* was. b) Adj. für Personen und Sachen, *maycan?* welcher, c, es. Durch Suffigierung von *-pas* werden sie zu Indef.“ Endlich S. 33: „Die Verba zerfallen in zwei Hauptabtheilungen, in belebte und unbelebte. Diese Eintheilung wird durch die Natur des Subjects bedingt. Subst., die ein Geschlecht haben, bestimmen ein belebtes, geschlechtlos ein unbelebtes Verbum. Jedes transitive Verbum kann je nach dem Subst. ein belebtes oder unbelebtes sein. Nur bei belebten Verben ist eine persönliche Objectconjugation möglich. Beispiel: *Rein* Bruder verbißt dich, *huauk'ey pacanami*, wörtl. mein Bruder er verbißt dich. *Rein* Haus verbißt dich, *h'auy' canata pacanami*, wörtl. mein Haus dich verbißt. Im ersten Falle wird neben dem ausgedrückten Subst. die persönliche Objectconjugation gebraucht; im zweiten hin-

gegen muß das Pron. im Acc. mit der einfachen activen Form gebraucht werden.“

Man vergleiche im Polnischen die Unterscheidung nach Personen, Thieren, Sachen. Nach Bandtke, Gramm. S. 48 unterscheiden sich jedoch diese drei Abtheilungen in der Brugung eigentlich nur dadurch, daß 1) die Personen Gen. und Acc. gleich haben. 2) Die Sachen Nom. und Acc. einetzi haben; also nach dem Muster der Neutra im Griech., Lat. u. s. w., welcher daher richtig, daß sich das Sächliche in Wahrheit nicht auf die Höhe des Subjects erheben kann, welches vom Nominativ als Casus repräsentirt wird. 3) Die Thiere a) im Sing., wie die Personen, b) im Plur. — wol, weil dann mehr collectiv gefaßt — wie die Sachen gehen. Vergl. *król* König, Gen. Acc. *króla*, Plur. *królowie*, G. A. *królów*, vermuthlich durch diesen Syntetismus zweier, an sich (vergl. das Sanskr. u. s. w.) verschiedenen Formen. *krógulec* Sterber; G. A. *krógulca*, dagegen Plur. R. A. *krógulce*, G. A. *krógulców*. *Skarb* Schatz, Plur. *skarby* in R. und A., aber G. Sing. *skarb*, Plur. *skarbów*. — Auch syntaktisch macht die Sprache zuweilen einen Unterschied, indem z. B. das Spanische sich bei Personen und zunächst überhaupt lebenden Wesen der Präp. *a* (ad) im Acc. bedient, z. B. *El padre ama a hijo* Vater amat (gleich) ad, *William*. Diez III, 90. Und *pre* thut im Italischen ungefähr denselben Dienst, z. B. *chiamé pre Petru* (voca Petrum) II, 41.

Drittens springen wir nach dem australischen Inselreiche hinüber. Besondere Eigentümlichkeiten finde ich hier nicht verzeichnet. Da den Sprachen des Malayen Stammes die hauptsächlichsten grammatischen Mittel fehlen, an welche andere das Verständnis der Rede knüpfen (Humboldt, Kawiwerk, II, 292), ja das Subst. sich in keiner dieser Sprachen durch ein allgemeines Kennzeichen von den übrigen Redetheilen unterscheidet (S. 335): kein Wunder, wenn dieselben sich grammatisch auch gegen das Geschlecht gleichgültig erweisen und desselbe nur etwa durch Zufall zufälligere Wörter auszeichnen. S. 68. Nicht anders die Südseesprachen III, 719, wobei nur eine gewisse Geschlechtsanwendung auch auf Pflanzen, die im Zaphitischen, ja im Malayischen statthaben soll, merkwürdig wäre. Vergl. die Stellen bei *Loeck*, *Pathol.* p. 26. — Nur ein paar Beispiele: „Dajatisch“ (Gabeleng, Beitr. I, 18, 22) hat im Subst. und Adj. keine grammatischen Formen für Genus, Numerus und Casus. Wo diese also ausgedrückt werden sollen, muß es durch besondere Wörter geschehen. So wird das verschiedene Genus, wo es nöthig ist, durch *katua* Mann, *huwi* Frau, bezeichnet, z. B. *djipen katua* Knacht, *djipen huwi* Ragd, *pakari katua* Bruder, *pakari huwi* Schwester u. s. w. „Das Pron. der dritten Person (sü er, sie, ihn u. s. w.) wird nur für belebte Wesen gebraucht, bei leblosen Gegenständen ersetzt man es durch das Demonstrativum *tü*. Zu bemerken ist, daß Bäume in dieser Beziehung zu den belebten Wesen gerechnet werden.“ Also ganz der Brauch, wie wir ihn in Amerika begegneten. Ich

wünschte zu wissen, ob auch zwischen Körpertheilen, die noch am lebendigen Körper sitzen, und abgelösten unterschieden werde. Auf Reichenam, ein (abgebauenes) Haupt bezieht sich *lä*, aber auch auf Fleisch Ehes. 5, 29, zufolge den Beispielen. — Im Javanischen (*Carnets de Groot, Javaansche Spraakkunst* 1843. §. 86—89) wird mit dem Subst. keine Veränderung nach Geschlecht, Numerus und Kasus vorgenommen. Diesen Mangel des Geschlechts ist nun der Verfasser geneigt, dem Javanischen eher als Vorzug denn als Gebrechen anzurechnen, indem dadurch das „unnatürliche“ (freilich; aber doch poetisch höchst willkommene) Geschlecht vermieden werde, dessen sich manche Sprachen schuldig machten. Senn, außer eigenen Benennungen, Unterscheidung des Geschlechts durch Beifügung von Wörtern, welche dasselbe anzeigen, z. B. *poeträ estri* Tochter, eigentl. ein Kind (Sanstr. *putra* Sohn) von weiblichem (Sanstr. *stri* Frau) Geschlecht. *Ujawan lannang* ein Jüngst u. s. f.

Im Hawaianischen (Gramm. of the Hawaiian lang. By L. Andrews. [Honolulu 1854.] §. 95, 96, 106. Chamisso §. 12, 13) gibt es im Allgemeinen Nichts, das Geschlecht zu bezeichnen, außer den Worten *kane* (männlich) und *wahine* (weiblich), die sich sowohl auf Thiere als Menschen erstrecken. Z. B. *makua* (parent), *makua* *kane* Vater, *makua* *wahine* Mutter; *keiki* Kind, *keikikane* Sohn, *keikiwahine* Tochter. *Kaikoeke* Verwandter durch Verheirathung, und geschlechtlich daraus differenzirt: *kaikoekekane* Brother in law, *kaikoekekawahine* Sister in law. *Hipi* (bos), *hipikane* (tanrus), *hipikawahine* (vacca). Andere Wörter mit der Differenz schon in ihrem ganzen Etymon: *elemakule* ein alter Mann, *luwakine* (dies jedoch unstreitig *wahine* einschließend) eine alte Frau. *Mulan* An expert, ingenious man, *Iola* An expert, ingenious woman. Adjectiva, obgleich zu besonderer Qualificirung der Nomina dienend, haben doch in dieser Sprache nichts gleich Geschlecht, Zahl oder Kasus an sich. Für das Latein vergl. Buschmann, *Nes Marguises* p. 168. — Die Urbewohner von Südaustralien (*Teichemann und Schürmann* p. 4) scheinen nur Ein gemeinschaftliches Geschlecht (d. h. gar keins) zu besitzen, weibliche Eigennamen ausgenommen.

Vierens aus Älien nur ein Paar flüchtige Beispiele. „Das grammatische Geschlecht ist dem Chinesischen fremd“ u. s. w. Endlicher §. 147—150 mit den Bemerkungen über Hervorhebung des natürlichen Geschlechts. Dagegen im Kaukasus den Lagen (Rosen S. 4), ja nicht minder den Osseten, welche, obgleich dem Indogermanismus angehörig, das grammatische Geschlecht ebenso wieder aufgaben als die Perser. Rosen, *Öst. Sprachl.* S. 4. Vergl. Sjögren, *Sprachl.* S. 128: „Es ist in dem etymologischen Theile (§. 26) bereits bemerkt worden, daß die ossetische Sprache grammatisch keine Geschlechter unterscheidet; folglich kann auch von keiner Uebereinstimmung in den Geschlechtern die Rede sein, sondern die Adj. bleiben in Hinsicht auf dieselben stets unverändert.“ — Kellgren, *Finnische Sprache* S. 55: „Es ist bekannt, daß alle hier in Frage

stehenden Sprachen (finnischen, überhaupt tatarischen Stammes) kein Geschlecht der Nomina unterscheiden.“ — Im Samoajesischen „fallen die Kennwörter in mehrfacher Hinsicht mit den Zeitwörtern zusammen und unterscheiden sich unter Anderem durch den Mangel des Artikels und der Geschlechtsbeziehung“ Gastrén, *Gramm.* §. 214. — *Max Müller*, *Turkian lang.* p. 200, nr. VIII. IX. zählt unter den verschiedenen Ähnlichkeiten zwischen den Idiomen tatarischen und tamulischen (bengalischen) Stammes auch den Mangel des Geschlechts auf, indem er, freilich mit großem Unrechte, diesen Umstand zum Beweise von Sprachverwandtschaft wieder mit benützt. Die finnischen oder ugrischen Sprachen machen nicht einmal in der dritten Person des Pron., also da einen Unterschied, wo er, um Irrungen vorzubeugen, am allernöthigsten wäre. Anders in den Sprachen dem tamulischen Stode. Sie unterscheiden, jedoch nur mit Hilfe von Pronomina, übrigens bloß in Pers. 3 das Geschlecht. Die dritte Person des Verbums hat, indem sie durch Pronominalanhang gebildet wird, einen dreifach gespaltenen Geschlechtsunterschied. Man hat hier aber ein „höheres“ und ein „niedrigeres“ Geschlecht. Alle vernünftigen Wesen gehören zur ersten Classe, während die zweite das Ganze der unvernünftigen Schöpfung umfaßt, sei es belebt oder ohne Leben. Für den Singular zerfällt das höhere Geschlecht noch in die Unterabtheilung von männlich und weiblich. Dem Grund, warum man im Plural eine Trennung der Geschlechter für minder nöthig hält, fanden wir schon oben bei Gelegenheit des Obdhi auf.

Zuletzt bleibt uns noch Europa übrig. Sprachen finnischer und türkischer Abstammung, also Finnisch, Lappländisch, Esthnisch, Magyarisch, Osmanli, wissen auch hier Nichts vom grammatischen Geschlecht. „Die albanesische Sprache (v. Hahn, *Alt. Studien*. Gramm. S. 6) kennt nur zwei Geschlechter, ein männliches und ein weibliches. Die Formen, welche man für sachlich hielt, ergeben sich als männliche und weibliche Pluralformen.“ Ferner §. 15 fg.: „Den Beiwörtern wird alle Zeit die entsprechende Form des §. 6 angeführten Artikels vorgesetzt, sie mögen in der bestimmten oder unbestimmten Form stehen, dem Hauptworte vorhergehend oder nachfolgend. Die Nachfolge des Adjectivs ist gebräuchlicher. Hauptwort und Beiwort stimmen nur in Bezug auf die Zahl, nicht aber auch in Bezug auf den Kasus und die Form überein. Das vorhergehende Wort, gleichviel ob Haupt- oder Beiwort, wird allein declinirt, das nachfolgende behält durch alle Fälle den unbestimmten Nominativ (schr: das unbestimmte Thema) der Ein- oder Mehrzahl bei. Z. B. *zjapio* + *muje* der gute Mann, *zjio* + *muje* guter Mann; Plur. bestimmt: *zjio* + *muje*, unbest. *zjio* + *muje*. „I govaji“ + *muje* die gute Frau, *govaja* + *muje* gute Frau; Plur. best. *govaje* + *muje*, unbest. *govaj* + *muje*. Mit vorstehendem Adj. best. + *muje* *zjio*, unbest. + *muje* *zjio*; Plur. best. *muje* + *muje* *zjio*, unbest. best. *muje* *zjio*. Weiblich best. + *muja* *govaja*, unbest. + *muja* *govaja*. Plur. best. *muje* + *muje* *govaj*, unbest. *muje* + *muja* *govaj*.“ Endlich §. 23: „Das teutsche



Neutrum Sing. dasjenige, was, gibt der Albanes in der Regel mit dem Femin. Plur., indem er *anëzgjat* Sachen, Dinge darunter versteht, z. B. Luc. XX, 25 in der Uebersetzung des Griech. τὰ ναύματα, τὰ ὑποὶ ποσὶ; — also entsprechend der griechischen und lateinischen Auffassung, wenn sie in solchen Fällen das Neutrum in der Mehrz. unserm collectiv zusammenfassenden Sing. vorzöge. — Uebrigens ist der Artikel hier auch vorpositiv, wie im Albanisch Ditr. II. 17.

Die vasilgische Sprache erkennt kein Geschlecht des Substantivs, daher sind auch alle Bestimmungsörter desselben geschlechtslos! Wtrbr. a. a. D. Dagegen hat das Verbum (Wtrbr. IV, 325 fgg., vergl. Macef p. 1) sich gegen das Geschlecht etwas anders gestellt. Ich will Drn. W. v. Humboldt's eigene Worte rühen: „Die Dreisachsigkeit der zweiten Person im Sing. lässt wieder im Sing., wo das Individuum eben wirklich als ein ungetheiltes Eins mit seiner vollen Bestimmtheit der Anreden entgegentritt, denken dergeßalt, daß es einhöflichere Form gibt, deren sich Geringere gegen Bornehmte bedienen, und eine vertraulichere oder weniger höfliche für den umgekehrten Fall, und daß diese letztere wieder zwischaf, anders gegen Männer und anders gegen Frauen ist. Mit Männern nämlich bedient man sich, um Du zu sagen, des Kennbuchstaben c. mit Weibern a; bei dem höflicheren zu war ein wichtiger Buchstabe für das andere Geschlecht nicht notwendig. Solche Verschiedenheit der Anreden, nach Verschiedenheit der Geschlechter und der Stände, findet man in vielen Sprachen unculivirter Nationen.“ Regl. meine Ungleichheit menschl. Rassen S. 5. Eine solche auf bloßer Conventioa beruhende Unterscheidung bürgerlicher Stellung und des Ranges übergebe ich, obßon man, den Unterschied zwischen Höheren und Nieren oder als Drittes dazu, die Rangsgleichheit, mit den Einteilungen der Natur nach Person und Sache, vernunftbegabte und vernunftlose Wesen, nach Geschlecht u. f. w. zu parallelisiren, sich wohl begeben lassen könnte. — Was die Unterscheidung des Geschlechts in den Personen des Verbums anbetrifft, so läßt die indogermanische Sprachstippe denselben bekanntlich unbedrückt. Es kommt ihr — und wer dürfte ihr hieraus einen Vorwurf machen? — im gegebenen Falle auf die concretere Bestimmung der (grammatischen) Person gar nicht an; ja ebenso wenig in Person 3. auf die Aussonderung alles wahrhaft Persönlichen aus dem Gebiete bloßer Sachen oder Begriffe. Die abstracte Allgemeinheit persönlichen Verhaltens zur Rede (als Sprecher, Hörer, eigentliche Personen; sonst Gegenstand der Rede, eigentlich gleichgültig, ob Person oder nicht, und, genau genommen, bloß als Sache) genügt, die numerische Stärke der Person oder des Subjects (nach Einheit, Mehrtheit, zuweilen paarweise gefaßter Zweifelt) ausgenommen. Auch läßt sie die Transpositionen oder den Bezug auf ein Object, wie ihm manche Sprachen, z. B. die nordamerikanischen (als etwa: sie lieben — ihn, den Peter; sie essen — es, das Fleisch), beinahe gar nicht aus dem Wege zu gehen ver-  
u. Oeyßel, I. W. u. R. 2. 3. Heineken, LXII.

siehen, meistentheils (doch z. B. Lat. im Deponens: *querere* - r, d. h. Span. *querellar* - se, sich beklagen) außerhalb des Verbums selbst. — Anders in beiderlei Beziehung die semitischen Sprachen. Z. B. im Hebräischen (Köddiger §. 40. Nr. 2 und §. 57) hat „die Flexion des Pers. und Imperf. in Personen das „von den abendländischen Sprachen Abweichende, daß in den meisten Fällen für die beiden Genera verschiedene Formen vorhanden sind, in demselben Verhältnis, wie beim Pers. personale, womit die Tempora zusammenge-  
setzt sind.“ So bleiben im Pers. das Ich und Wir, dergleichen das Sie in 3. Plur. indifferenzierte Formen gemeinschaftlichen Geschlechts, aber nicht nur theilt sich die 3. Sing. (im Imperf. auch des Plur.) in Männliches und Weibliches, sondern die gleiche Schöpfung erstreckt sich auch auf die Aukede (die 2. Pers.) sowohl in Plur. als Sing. — Ueberhaupt geht der im Sing. gemachte Unterschied oft wieder in der mehrtheiligen Zahl unter. So unterschiedet der Zigeuner zwar *jo* er, *jo* ich allein im Plur. fließen beide Geschlechter zusammen: *jo* common, wir im Tschuktschi (s. ii, eae), Engl. they. Meine *ji*. S. 247. Vindibil hat noch andere Beispiele S. 523. 524. 528. Freilich Russ. *on* auf, bei Deym, Russ. Gr. S. 106 ff. (vergl. S. 73) *oni* m., *onje* f. *su*ly sie sind; bei anderen Pronomina inbeffen, z. B. somi (sipsi, ae, a), *si* (ill, ae, a), *sti* (hi, hae, hae), S. 74 im Plur. wirkliche Aufhebung des Geschlechts (gen. omnis). Ebenso russ. *omnes* (omnis, omnia) S. 65.

Dies bahnt uns den Uebergang zu dem zweiten Capitel unserer Untersuchung. Nämlich

B. Umfang der Gebiete des Genus. Indem wir darunter Folgendes verstehen: entweder a) die Beschränkung des grammatischen Geschlechts nur auf das Substantiv, welchem überhaupt allein wahrhaftes, d. h. das natürliche, Geschlecht zukommen kann, oder b) auch die in manchen Sprachen zugefallene Ausdehnung und Uebertragung desselben theils a) auf das substantivische Pronomen, als dessen Stellvertretendes Abbild, theils  $\beta$ ) auf die Personen des Verbums (benn nur hierauf kann es beim Verbum vernünftiger Weise, mit etwagem Einschluß geschlechtlicher Functionen, wie zeugen und gebären, Bezug haben), endlich  $\gamma$ ) auf das Attributivum<sup>71)</sup> jeder Art (Particip, Adjectiv, abj. Pronomen, Numeralia): ist es selbstverständlich, hier könne nur von demjenigen Falle die Rede sein, wo die Sprachen überhaupt auf das Geschlecht grammatischer Eits Rücksicht nehmen. Bei geschlechtslosen fällt natürlich das ganze Capitel fort.

Windseil hat die verschiedenen hieher gehörigen Verhältnisse mit beinahe erschöpfender Vollständigkeit erörtert. Ich darf mich daher unter Hinweis darauf beschränken, nur noch Einiges hervorzuheben, worin er Lücken ließ oder schwärzte. Als eine der beachtenswerthen

17) Bis auf gewisse Partikeln herab, in denen der geschlechtliche Einfluß des Romens verblieben, z. B. ποί, μή, εἴνα und via, ὁδός; primum, πρώτος, τὸ πρώτον, μέλιτα u. s. w. Matthäi §. 446.

Erscheinungen beim Pronomen zeigt sich die Erfahrung, daß sich für das Ich noch ungleich seltener ein Geschlechtsunterschied findet als beim Du. An sich schließt sich der Mensch in seinem Bewußtsein als reines Ich — ohne Frage wirklich nicht als Mann oder Weib, sondern eben nur als Mensch; und deshalb konnte auch die Sprache von dem geschlechtlichen Unterschiede beim Ich Umgang nehmen. Trotzdem im Ramana *anta* ich Mann, *auke* wir Männer, *tarata* ich Frau, *koita* ich Mensch, *auz* du Mann, *auk* er Mann, *taras* du Frau, *laras* die Frau, *kois* du Mensch, *koiro* ihr beiden Menschen u. f. w. Vocabular S. 22. Um so bringender werden wir gemahnt, diejenigen Fälle zu beachten, wo ausnahmsweise in den Sprachen und eine geschlechtliche Spaltung des Ich auftritt. Solche Beispiele freilich, wo Ausdrücke an die Stelle des Ich treten, etwas gleich unfrem: „Ihr Diener, Ihr Dienerin = Ich“ (vergl. das Chinesische) verflagen Nichts. Dergleichen ehrende oder minder ehrende Anredeformen, z. B. im Othomi bei Nazara p. 45, wie an eine vornehme Frau: *Ti nan* (Virginitas femininae) *mā* (dicito) gleich: Töchter Sie, Madam. An eine dem Sprecher an Rang nachstehende Weibsperson: *Tsi nan* (surculus femineus) *ma* (dicito) Sprich. Aber Rarera bemerkt: *Nec solum inter Anahuacenses nationes, Othomitae fuere, qui triplex pro prima persona pronomen habuerint, habent et Mexicani: in illorum lingua cum Othomitica comparata. Sic Ego exprimitur:*

Mexic.	<i>Nehuatl</i>	<i>nehua</i>	<i>ne</i>
Othom.	<i>nga</i>	<i>nga-nga</i>	<i>ngwi</i>
		(redupl.)	

Das sind aber keine Geschlechts-, auch nicht einmal Rangunterscheidungen. Vielmehr verhalten sich wenigstens Mexik. *né: nehuatl* = franz. *je: moi* (d. h. jenes steht nur mit dem Verbum, letzteres absolut, z. B. in der Antwort), was auch von *té: tehuatl* = franz. *tu: toi* gilt. Vergl. Kille, Bei Gramm. p. 97. — Nicht besser steht es um Fälle, wo der Unterschied im Grunde nur in das Reizgeordnete fällt, also nicht in der ersten Person selbst liegt. Als z. B. *ego ipso*. Ober Eth. *maddu* (wir zwei, d. i. *duo*), aber *muddwi* (wir zwei, d. i. *duae* f.). Vergl. Chamisso, Hawaiiisch S. 44: „Die Wörter des Duals sind offenbar aus denen des Plur. mit der Endung der Zahl zwei (*lua*) gebildet, z. B. an Sing. ich (nur ausschließend), *Du: incl. kana*, excl. *mana*, Plur. incl. *kakou*, excl. *makou*, z. B. o *Paulo o mana* me *Sotenele*, Paulus, wir die beiden, mit *Sotenele*s, ich Paulus und *Sotenele*s.“ Span. *nosotras*, Fem. *nosotras* u. f. w. Wenn dennoch in der ägyptischen Hieroglyphenschrift zu näherer Charakterisirung des Ich als Zusatz das Zeichen für Mann, Frau oder einer bestimmten Gottheit gestellt wird, so afficirt dies die innere Natur des Ich selbst so wenig, als spricht z. B. eine Victoria: „Ich, die Königin, befehle es“, geht vielmehr nur auf äußerliche Besonderungen eines Ich. — Auch ist noch nicht bedeutend anderer Art, wenn im Tibetischen (Schmidt, Eth.

Gr. S. 90. 92; Büllner, Verwandtschaft. S. 200) zum Pron. I. Pers. Sing. je nach Abst. oder Fem. (*kho-bo* m. ich, *kho-mo* f. ich) dieselben Partikeln hinzugefügt werden, welche man auch bei Subj. zur Geschlechtsunterscheidung anwendet (Schmidt S. 36 f.), womit überdies zu vergleichen *pho* männlich, mit Mensch, m. weiblich S. 54. — Vater sagt noch Lehrb. d. allg. Spr. (Halle 1805). S. 79, daß die I. Pers. Sing., als sich durch die Gegenwart selbst [auch immer im Finkern?] bestimmend, wol in keiner Sprache anders als g. comm. sei. Das Ich als solches ist geschlechtlos. Desso sonderbarer erschien, und um so mehr, so lange sie noch vereinzelt dastand, die geschlechtliche Unterscheidung dieses Pronomens im Marura, welche Vatern früher mußte entgangen sein. Sonst steht die Noth darüber Witr. III, 2. S. 636, woher sie auch Bindfisch entlehnt. Man sehe jetzt aber auch W. v. Humb., Versuch, des Sprachb. S. 265. Daß *codde* (ich) dem angelisch: *sum* bedroutenden (eigentlich nur für das Verb. *sum*, *viariirenden*) *quo* entspreche, zeigt theils die Vergleichung der Pron. mit den übrigen Formen des vorgelagten Verb. *sum*, theils der Acc. *cod*, *qud*, mich. Es muß daher in *codde* die Schlussidee Zufuß sein, wie auch Humboldt annimmt, und zwar, so scheint es, in Analogie mit Lat. *ille ego* das *il* (est) in *iudici* (er), verglichen mit *jui* (ihm), oder der Schluss von *oaudi*, Mann. Wenn nun *codde* durch Anhängung von *ai* zum Fem. werden soll, welches *ai* sich allensfalls mit *ibini* (Weib) oder mit dem Ende von *jinnu* *fi* (na) berührt, so wäre in beiden Fällen die Hinzufügung von *ai* höchst räthselhaft. Leider läßt sich aus den Angaben, auf die ich allein verweisen bin, nicht mehr entnehmen. — Außerdem habe ich jetzt zwei afrikanische Beispiele aufgefunden, aus der Haussa- und aus der Berbersprache. Im ersten Idiome (Schoen, Vocab. p. 13) sind im Sing. (denn der Plur. bleibt Comm.) nicht nur die beiden letzten Pers. geschlechtlich differenzirt, 2. *ka* und *kaí* m. 'Thou' and 'thee', *ki* f.; 3. *shi*, *ye* und *sa* m., *tu*, *ita*, *tat* f., sondern die Scheidung findet auch innerhalb der ersten statt; nämlich 1. pers. m. *ina* (ni also fm.) 'I' and 'me'; 1. f. *Nia* and *Tu*. — Im Rgaber, einem Berberdialekt (Hodgson, Notes p. 97. 98): *Nish* Ich (masc.), *nishnee* Ich (fem.). *Nitchnee* Wir (m.), *nishnteeen* Wir (f.). *Shitchee* Du (m.), *shimnee* Du (f.). *Shitsooen* Ihr (m.), *shimnteeen* Ihr (f.). *Netsa* Er, *netseneen* Sie Plur. (m.). *Enetsa* [also durch den Vorschlag von e vom Abst. abweichend] Sie Sing., *enetseneen* Sie Plur. (f.). Als durchgreifende Analogie erkennt man fast nur die Femininalendung -*iseen* im Plur. Im Tuariki (eigentlich Stämme, also gleichbedeutend dem Arab. *Kabil* p. 23) p. 96. *Nish* (m.) Ich, *shick* (m.) Du; *nishnee* Wir, *netseneen*, ye [nicht vielm. They m. f.]. *Enetsa* Er, *enetseneen* They. *Afus-eneen* Deine Hand, *afus-eneek* Deine Hand, *afus-enis* Seine Hand. Endlich Kabytisch p. 90. 91: *Nikhee* Ich (masc.), *neklinee* Ich (fem.); *nekenee* Wir (m.), *enketenee* Wir (f.). *Ketchee* Du (m.), *kheene* Du (f.); *khoonee* Wir (m.), *khoonimee* Wir (f.). *Netsa* Er, *net-*



Sages zurückweisend, der Unterscheidung des Geschlechts, wie es auch häufig von Seiten der Person und des Num. pflegt, entgegen. Das Reflexivum bezeichnet die in Subject und Object auseinander getretene Einerleiheit und entbehrt daher auch für gewöhnlich des Nominativs, gleichf. als *aisgalos*, obgleich der von Grammatikern aufbewahrte Nom. i (namentlich in ungeschätzter Geltung von *αἰσρός*), z. B. im Rom. c. Inf. (vergl. Cicero glorius est se fecisse), nicht schlechthin unstatthaft wäre. Deshalb bin ich mit Max Schmidt, der von der Unmöglichkeit eines Nominativs im Reflexivum ausgeht, die doch durch diesen Kasus bei ihm in Wahrheit widerlegt wird, nichts weniger als einverstanden, wenn er De Pron. Gr. et Lat. p. 12 sqq. nur an einen nicht-digammiten Nom. denkt = lat. *is*. Von dem Subj. wird nun, mit Ausnahme der verschiedenen casuellen Lagen, worin sich das ihm identisch gesetzte Object zu ihm befinden kann, alles Uebrige, was ihm eignet, Geschlecht, Numerus, ja in vielen Sprachen, z. B. den slavischen, wo *se* mit allen drei Personen identisch sein kann, nicht bloß mit der dritten, sogar Person, schattennartig auf letztere, als seinen nur in der Form eines Objecti ins begleitende Doppelgänger, mit reflectirt. Keine wahre Ausnahme machen *ἑαυτός, ἑαυτή, ἑαυτὸν* u. f. w., weil nur in dem erst später innig daran gerückten Zufalle der Unterschied liegt. Von einem *ἑαυτός, ἑαυτή*, die Bindfel wol aus zu großer Betrichselkeit S. 508 aufstellt, habe ich nie gehört und wüßte auch nicht, wie dieselben, als der Natur der Sache widersprechend, sollten gebraucht werden können. Schwerlich wird Jemand auch nur z. B. *ὁ ναύτης, ἑαυτός*, wo es noch leidlicher als in der 1. Pers. wäre, sagen. Bei *idem*, dem Relativum *qui*, ist die Identität nicht so augensällig, weil dabei die Frage entsteht, mit welchem (d. h. nicht immer, wie dort, mit dem Satzsubjete) identisch? zu deren Lösung ihre eigene Form erst beitragen hilft.

Wir wollen jetzt noch einige Sonderarbeiten der Bildung, die sich beim Pronomen finden, kurz berühren. Wenn z. B. Ital. *loro*, Dacorom. *m. al loro*, Gem. *a loro* im Gem. mit dem Plac. übereinstimmt, so erhebt sich darin ein Nachgefühlt des Ursprungs aus Lat. *illorum*. Diez II, 70. Man trug aber kein Bedenken, dies noch das Gem. *illarum*, gleichwie ein Besonderes im Allgemeinen, in sich einbegreifen zu lassen. Noch sonderbarer ist, wodurch einige monströse Bildungen sich auszeichnen, wie nämlich die Possessiva: franz. *leurs* (gleichf. *illorum-s*) enkants, oder engl. *its* (sein) vom Neutr. *it* = teutsch *es*, lat. *id*. Oder teutsch *jedermanns* statt *jedes Mannes*; Preussens König, obgleich Preußen eigentl. ein Dat. Plur. ist u. f. w. — Umgekehrt erklärt Max Schmidt Pron. Gr. et Lat. p. 86 den Nom. Sing. Gem. *quae* (neben *si quae*) und *haec* trefflich aus einer Vereiningung der beiden Femininalausgänge *-a* und *-i* im Sanskr. Das wäre eine Ueberfrachtung gleich den aufeinander gepflanzten Steigerungstufen beim Adj. (z. B. *primores, nobilior, nobilior, plusieurs*, teutsch *mehrere*) oder auch Mehrheitsformen wie

Besich auf *as-as*, vergl. Zählmeth. S. 186. So haben sich nun im Ital. *noi, voi* nach dem Muster von männlichen Plur. auf *-i* gebildet, während der Spanier (*nos, vos*), der Franz. (*nous, vous*) das plurale *-s* beibehielten. — Ital. *miei, tuoi, suoi* mißdeutet Bindfel S. 577. 580. Ersterer erklärt Diez II, 72 richtig aus lat. *mei*; die beiden anderen aber haben wo vielleicht nicht durch Erweiterung des lat. *u* (vergl. umgekehrt *buono* aus *bonus*), sondern mittels Anfügung des pluralen *i* an die volle Singularform *tuo, suo*. einigermaßen entsprechend den *noi, voi*.

Bei Gelegenheiten des Geschlechts der Numeralia hätte daran erinnert werden können, daß die Art des Zählens sich häufig nach Maßgabe der Gegenstände richtet und abändert, welche man zählt. Vergl. Humboldt, Kawiwerk. Einl. S. CCCXXIX und Buchmann II, 269. Balbi, Atlas ethnogr. p. 36. 252. Landresse, Gr. Japonaise p. 18 sqq. Zählmeth. S. 125. z. B. nach v. d. Gabeleng, Beitr. I, 20 wird im Dajakischen bei gewissen Gegenständen gewöhnlich ein Ausbruch allgemeinerer Bedeutung, welcher die Art jener Gegenstände bezeichnet, zu dem Zahlworte gesetzt. Solche Ausdrücke sind *bili* für Menschen, *kongan* für Thiere, *kabawak* für runde Dinge, *kapingin* für Pflanzen, z. B. *anak bawei apat bili* vier Mädchen; *limā kabawak tepong* fünf Boote. Es ist also etwa analog unserm: 3 Stüd Rindvieh; ich habe 5 Köpfe zu ernähren u. f. w. Man macht also bei der Zählung gewisse Classen, wonach man die speziellen Dinge, die man vorhehmt, zugleich wie in ihr Grusd einfaßt. Das Merkwürdige dabei ist hauptsächlich nur dies, daß man sich selten der reinen Zahlen für sich bedient, ohne die Bezeichnung solcher rudimentären Substantiva. In diesem Betrachtt bietet dieser Gebrauch eine entfernte Analogie zu der oft auch scheinbar willkürlichen Geschlechtsanordnung. — Andererseits sind aber auch oft Zahlenmodifikationen in Gebrauch, wo die gezählten Gegenstände andere sind. Vergl. John Pickering, Memoir on the lang. and habilitants of Lord North's Island (Cambridge 1845.) p. 238 sqq. z. B. beim Zählen von Cocusnüssen bedienen sie sich folgender Zahlen:

- |                |                |                |               |                |
|----------------|----------------|----------------|---------------|----------------|
| 1. <i>iu</i>   | 2. <i>gu</i>   | 3. <i>sari</i> | 4. <i>rao</i> | 5. <i>lmo</i>  |
| 6. <i>waru</i> | 7. <i>visu</i> | 8. <i>ci</i>   | 9. <i>i</i>   | 10. <i>sek</i> |

Dagegen, wenn von einer Zahl von Fischen (*ika*) gesprochen wird, würde man folgendermaßen sagen:

- |                  |          |                      |
|------------------|----------|----------------------|
| 1. <i>emul</i>   | 1 Fische | 6. <i>warurmul</i>   |
| 2. <i>gumul</i>  | 2 Fische | 7. <i>visul-emul</i> |
| 3. <i>arimul</i> | 3 Fische | 8. <i>visul-emul</i> |
| 4. <i>namul</i>  | 4 Fische | 9. <i>visul-emul</i> |
| 5. <i>sek</i>    | 5 Fische | 10. <i>sek</i>       |

Beim Auszählen von Fischen indessen würde man nach Paaren (*pairs* or *couples*), als 2. 4. 6. k. rechnen; wie Mariner von den Tongainfern berichtet, daß Damswurzeln und Fische dort paarweise gezählt werden. Wiederrum andrer geht die Paarbildung mit Fischen g. l. n. Andere Beispiele: *Su yaro* Eine Sonne (*yaro*) oder

ein Tag, *quo yarū* zwei Tage. *Suavas* ein Stein (*vas*), *quo karum* zwei Bögel (*karrum*). *Simal* a mari ein Mann; *pipi* [redupl.] a mari Many men. *Simal vaiva* drei Frauenspersonen (*vaiva*); *pipi* a vaiva Many women. *Ma, mari* oder *mara* ist Mann, und *mara* wird von männlichen Thieren, z. B. einem Vogel, gebraucht, wie *vaiva* für weibliche. — Wunderbar genug ist es, daß auch eine Sprache Südamerika's, nämlich das Kiriri, also sicher davon unabhängig, nicht nur bei gewissen Adj. (Gabelen S. 29), sondern auch beim Pron. Poss. (S. 34. vgl. 28) sich nicht des Zusatzes besonderer genereller Classenwörter zu entschlagen vermag. So „gibt es in dieser Sprache zwölf Partikeln (?), welche gewöhnlich mit dem Adj. der Zahl; des Maßes, z. B. *pi* klein, *chi* lang, *tu* viel [vergl. auch im Teufelschen generellerer, daß man in solchen Fällen, wie 6 Mann hoch, 3 Pfund schwer, 2 Fuß lang, sich des Sing. bedient]; der Farben u. a. verbunden werden, je nach der verschiedenen Art von Subst., zu welchen sie gehören.“ „*Ku* ist die gebräuchlichste Partikel, welche bei den meisten Subst. Anwendung findet, besonders aber wenn es Häuser [er], Pfeile [yarū], Gefäße, Ähren [ku S. 12, was denn auch der eigentl. Sinn des Classenamens sein mag] und lebende Gegenstände mit Ausnahme der Vögel sind; man sagt dann *buchi* (lang), *bucū* (weiß), *bucū* (hart). — *Crō* wird gebraucht bei Namen von Vögeln, Steinen, Sternen und runden Dingen, wie Beeren, Früchte, Augen u. s. w., wo man sagt *cropi* (klein), *croye* (groß), *crokemē* (weiß).“ Ich erkläre dies *crō* aus der Bedeutung Stein S. 15, wie vollkommen analog auch im Malayischen angewandt wird, z. B. *gigi* (Zahn) *zabatu* (ein Stein), d. i. ein Zahn. Ferner das *ho* bei Seiten, Schlingensamen, Fäden und Schlangen aus *hō* Faden S. 13. — *Mu* bei eisernen Wurzeln, aus *mu* Wurzel, am gleichen Orte. — *lō* bei Kleidern, Zeugen und Häuten, aus *rō* Kleid S. 13, 35. — *Worō* bei Wegen, Gesprächen, Reden, Geschichten. Vergl. *wō* Weg, *wororō* Dolmetsch S. 13, *woroby* erzählen, Neugier S. 15, 20, 32. — Das Possessivum, z. B. wo es sich um Hausthiere handelt, heftet sich nicht unmittelbar an den Namen des Thieres, sondern an *enki* (Nicht), während dieses den Thiernamen mit der Präp. *do* (S. 28) vorrückt, als z. B. *hienki do crado:* (mein Vieh von Kuh), nicht: *hierado:*, um: meine Kuh auszubrücken.

Zuletzt sei noch bemerkt, daß in vielen Zahlwörtern des Indogermanismus die Flexion überhaupt noch lebendig war und so auch der Geschlechtsunterschied; nachmalig aber drides vielfach erlosch. Uebrigens muß man stets bei Cardinalzahlen die Frage stellen, sind sie ihrem Ursprunge nach Substantiva, oder vielmehr sind sie adjectiven Charakters? Z. B. *centum* ist zweifellos ein Neutrum, das recht gut, wie noch Sanskr. *catam* und im Lat. *millia* (vergl. auch Ramanisch Diez III, 137) in der Mehrzahl, einen Genitiv (auch außer der partitiven Bedeutung) regieren könnte. Adj. dagegen sind natürlich *ducenti*, *ae*, *a*, *ducenti*, *ar*, *a*, *d*. h.

eine 200 Stück betragende Menge einschließend, weshalb auch *innos ducentia* „eine aus 200 Mann (oder „Pferden“, wie man sich oft technisch ausdrückt) bestehende Reiterei“ gar wohl gerechtfertigt ist.

Naturngemäß kommt Geschlecht nur dem Subst. und, vermöge seines repräsentativen Charakters, dem Pron. zu; Num. und Adj. haben darauf höchstens aus Rücksicht auf wünschenswerthe Congruenz einen Anspruch. Das Attribut, z. B. Schönheit, stellt sich allerdings bei weitem anders am Mann, an der Frau, am Kinde, am Thiere, am Baume, an einer Gegend, am (gutschmeckenden) Beuten u. s. w. dar und ist gewissermaßen eine Ausstrahlung derjenigen Substanz, an welcher es haftet und über welche es sich hindreitet. Diese Relativität qualitativer Bestimmungen der Dinge (z. B. großer Felsen oder der — beziehungsweise — große Edelstein; ein körperlich oder geistig großer Mann, ein — dem Stande nach — Großer u. s. w.) war dann wol einer der mittlere Gründe einer Geschlechtsweiterung, theilweise oder ganz, auch über das attributive Sprachgebiet. Dies erklärt, weshalb in vielen Sprachen Adj. u. s. w. Geschlechtsbezeichnung erfährt, als: schöner Mann, schöne Frau, schönes Thier. Zum Theil wirkte dazu aber gewiss der Umstand mit, daß ja auch das Attributiv selbst oft in der Lage ist, für sich Substantives Stelle vertreten zu müssen, wie z. B. die sieben Weisen (Männer) Griechenlands, eine fröhliche Schöne, das Schöne u. s. w. — Das Attribut participirt aber vermöge geschlechtlicher und sonstiger Congruenz gewissermaßen an den generellen Bestimmungen seines Subst., dem es ja eben durch eine gewisse Lautharmonie als innigst verbunden, so sich mit ihm in mehrern der formalen Punkte deckend versinnlicht wird. Versteht sich, daß solcher qualitative Abglanz von der Substanz, wie er im Attribut widerscheint, sich immer nur im Allgemeinen halten kann, nicht zu tief zur concreten Beschreibung herabsteigen darf, wie z. B. der Fall wäre, wollte ich z. B. statt orationem *pulehram* mittels einer etwaigen Form *pulehronum* das Adj. auch an der weitem Natur von oratio als eines Abstractums Theil nehmen lassen. — Die dreifache Concordanz übrigens in Geschlecht, Kasus und Numerus, welche zwischen zusammengehörigem Attribut und Substantiv z. B. die classischen Sprachen heischen, wird keineswegs überall beobachtet. Zeuge z. B. das Bengalische (Schleiermacher, L'influence p. 59): Les adjectifs n'admettent aucune distinction de nombre ni de cas, excepté s'ils sont employés à la place d'un substantif. Mais les féminins des adjectifs sont distingués de leurs masculins et neutres par les mêmes terminaisons à et t, qui dans le sanskrit leur sont propres pour la plupart.

Das Verbum verhält sich von Seiten des Geschlechts, wie leicht einzusehen, gegen das Geschlecht noch gleichgültiger als das Adjectiv. Ob etwas von einem Manne ins Werk gesetzt wird, oder von einer Frau, ob ein Mann z. B. liebt oder eine Frau, — Liebe, wie in sich verschiedenartig, bleibt es immer. Wird nichtdeß-

weniger ein Verbum geschlechtlich in einer Sprache afficirt, so kann dies nur mittelbar der Fall sein, indem unmittelbar lediglich sein Subject (die Person) dadurch betroffen wird, an welchem, der Darstellung nach, das in ihm ausgesprochene haftet. Es ist aber wol nur ein doppelter Weg möglich, wie das Geschlecht in das Verbum verlegt werden kann. Entweder a) so, daß im Pronominalaffirmative der Unterschied steht, oder b) wo es sich um das Particium oder andere zum Nomen hinneigende Verbalformen handelt. Der letztere Fall gehört eigentlich schon nicht mehr hierher, weil die grammatische Form dann mit einem Nute, und zwar mit dem rechten, wirklich im Nomen steht, und weit mehr schon außerhalb des Verbums. — Beispiele der ersten Gattung, welche dem Indogermanismus ziemlich fremd bleiben, sind, darunter das Semitische, schon früher erwähnt. Als nach einiger Rücksicht in beide einschlägig wollen wir jetzt noch ein paar kurz beleuchten. Steht nämlich eine Participialform absolut, d. h. unter Begleiten der Copula (wie im Griech. auch beim Adj. Verbalen häufig der Fall, z. B. *ανωδαιστος* mit oder ohne *ιστι* Matthäi §. 306), an Stelle einer Finitform, dann kann an jenem Particium, was nichts Wunderbares hat, ein Geschlechtsunterschied haften bleiben. Ja, erfährt ein solches Particium in dieser Beziehung, so ist das nach strenger Form. Rechts — ein Mißbrauch. Man kann z. B. im Sig. *pelo* (gefallen) und *pejos* (er ist gefallen) ganz gleich gebrauchen. Wäre aber von einer Frau die Rede oder von einer Mehrheit, so müßte ich resp. *peli* (gefallen, Fem.) oder *pele* (Plur.) in Anwendung bringen. Sehr analog im Slavischen s. meine Sig. I, 384 fgg., und Indische Beispiele *Hotamboe*. Sanskr. og Oldnorsk p. 10. Aus dem Sanskr. Nal. IV, 25 sq. *Damanavā Nalā vrtā: a D. Nalus (est) electus* VI, 7. *Ungesähr* so, als wollte ich von *τερυππου* *ιστι* die Copula weglassen. — In dieser Weise hat nun schon seit lange Bopp die 2. Pers. Plur. Pass. und Dep. auf *-mini* für participial erklärt. Wegen der Unrede (da Ich : Du = Nom. : Voc.) hat diese Person etwas Vocatives in sich. Das Neutrum kommt als solches eigentlich nie in den Fall, angedeutet zu werden, grade weil es unpersönlich ist. Daher erklärt sich, wenn auch, ununterschieden, das Weibergeschlecht unter dem *sexus potior*, z. B. in *amminni* (sc. *estis*), mit einbezogen wird und zu keinem Analogen von dem auch participialen *ahunnas* (quae aluntur) oder gar von *nunen* *ahannun* bei *Wid* drängt. Vergl. z. B. bei Xragitern von Weibern in der Mehrheit den Plur. masc., wenn sie von sich selbst sprechen. Matthäi §. 436. 4. Schwerlich aus dem Grunde, daß nur Männer als Schaupspieler auftreten. — Sanskr. *-tri* (lat. *-tor*), z. B. *dātā* (auch *dāturus*) als dessen Nominativ repräsentirt deshalb ohne Geschlechtsunterscheidung die 3. Pers. Fut., weil dies Suffix ursprünglich gen. comm. war, wie z. B. *pitri*, *mātri* Vater, Mutter, und mehere lat. Communia oder Fem. auf *-tor* statt *-rix* (Sanskr. *-trī*), z. B. *anctor* Schneider, Lat. Gr. III, 2 und 3, vergl. *uxor*, *soror*,

*darchun*. Tri als persönliches Suffix. (Komm. ag.) schließt eigentlich das Neutrum aus, vielmehr erhält dieses (*tra* n.) eine andere sachliche Bedeutung, nämlich des Bezuges. Deshalb wurde auch dieses leicht mit hinzugenommen, obwohl es sich möglicher Weise davon formell hätte unterscheiden lassen. Bopp, Gr. crit. r. 179. Dem hätte sich nun zur Noth auch das lat. *dator* nach Decl. III. gefügt; gewiß aber nur unter großem Zwange die geschlechtlich zu scharf markirten Formen *daturus*, *a*, *nm*, z. B. *sum*, *es*, *est*, welches letzte im Sanskr. Fut., als grade bei dieser Person entbehrlicher, wegblic. — Dagegen Russisch z. B. *on' pisal*, *on' doez* die Tochter, *pisala*, *dija* *pisalo* das Kind schrieb, eigentlich *pisaw*, *owaw*, *ow* se. *kr.* Deym §. 131.

C. Wir kommen nunmehr zu dem Punkte, wo wir nachzusehen haben, welcher Mittel sich die Sprachen zur Bezeichnung der Genera zu bedienen pflegen. Binsfeld §. 535 — 660 reist davon vier Arten auf. 1) Geschlechtsunterscheidung mittelst ganz verschiedener Wörter; 2) mittelst verschiedener Grade der Stärke (§. 537 — 581) oder Lebendigkeit der Laute (§. 581 — 596); 3) mittelst einfacher und verdoppelter Formen (§. 596 — 598); 4) mittelst beigesetzter Wörter oder Laute.

Nr. 1 ist allerdings nie in allen Sprachen (und Beispiele davon haben wir oben genug kennen lernen) verbreitet, gehört jedoch, genau genommen, in sofern gar nicht hierher, als dies Verfahren viel eher auf einem Verkennen oder zum mindesten Unabachtlassen des Geschlechts, denn auf dessen einschüßlicher Bezeichnung beruht. Werden doch auf diesem Wege einseitig die verschiedenen Geschlechter, z. B. *tawrus* (*tawra* ist die unfruchtbare, also das wirkliche Geschlecht thätlich gewissermaßen verlungende Kuh, woher der Widerspruch in der Bezeichnung) und *vacca* selbst als Gattung, nicht, was sie sind, als Geschlechtes innerhalb ein und derselben Gattung (*bos*) genommen, und so halte ich wol (naturhistorisch unbedingte) Gattungsnamen, keine Sexualunterschiede.

Zu Nr. 3 kann ich mich auch noch nicht verstehen. Die beigebrachten Beispiele stehen zu vereinzelt und sind überdies fast alle zweifelhaft. Auch scheint mir Doppelung, welcher ich übrigens, als einem ungemein wichtigen Bildungsmittel der Sprachen schon seit lange eifrig nachzugehen bin, zwar ganz vortrefflich, z. B. zu Steigerung der Begriffe, nach extensiver und arithmetischer Größe (als z. B. Plural) so wol als intensiver (Intensiva, Superlativ u. s. w.), allein für Symbolisirung des Sexualunterschiedes an sich minder oder gar nicht geeignet. Das Russ. *to* (iener), gegenüber von *ta* (iene), *to* (ienes), ist allerdings duplicirt, wie aller Wahrscheinlichkeit nach, wenigstens das verschiedene Verhalten der Rüste in *Verb. ta* (*ta*), *Engl. that*, *Rhd.* das einigen Protest dagegen einzulegen scheint, Sanskr. *tal* oder *tal*. Auf das Genus aber, wie im eben angeführten *ta-t* auf Neutralbezeichnung, ist es bei *to* gewiß nicht abgesehen, sondern höchstens auf eine größere Emphase (wie in Lat. *esse*), die, vielleicht we-

niger abhichtlich als aus Zufall, obfchon ganz treffend, aber das Rasc. nicht hinausging. — Klapproth, Kauf. Spr. S. 76 ff. hat aus Sprachen teigifchen Stammes folgende Gegenfäße:

Chunfag.	Etbl. Wam.	Engug.	Efchar.	Andi.	Clafif. Clumud.
1. Jungfrau	laae	—	laae	laae	hidi dach
Lechter	jas	jas	jas	jas	jochi
Schwefter	jas, jao	jas	hale	hale	jochi dach, tode nu
2. Knabe	wat, wanaa	wana	wana	wana	waku dacha
Sohn	wa, cimr	wa	timr	chimr	ocho era
Bruder	wat, wa	wa	wat	wat, wat	gode, nu (Kob. is) hode

In mizdshegischen Sprachen S. 157: Bruder Tscheken-  
zifch *wascho*, *wasche*, Tugufchifch *wascha*, Tbulifch  
*wascho*, aber Schwefter *ischa*, *jarcho*. Auch analog  
Sohn: *wa*, *ka*, *woi*; Tochter, Mädchen: *johé*, *jio*,  
*juké*, *johe*. Die innere Eintheilung dieser Paare mit  
ihrem Hauptunterfchiede im etwa artiftiften (i, j, f,  
u, w, o, m). Anlaute (vergl. auch Chunfag *dow*, *chadaur*,  
*chudu* fie, ea) liegt am Tage, weshalb fie Bind-  
fief nicht, feiner oft äußerlichen Rubricirungsmethode zu  
Riehe, unter den allerverfchiedenften Kategorien hätte  
wiederholen sollen. Die Form *wasass* ift aber nicht  
nothwendig reduplicirt, könnte vielmehr hinten j. B. mit  
einem Diminutivzeichen verfehen fein. — Noch weniger  
kann ich zu Barmanifch *jau-kha-ma-ma* (Zeugin) als  
angeblicher Redupl. von *jau-kha-ma* Zeuge, ein Ver-  
trauen faffen. *Ma* bezeichnet (f. Bindf. felbst S. 654  
und Schleiermacher, L'Ann. p. 158) das Fem., j. B.  
*la-ká* (Sohn) als Anrede der Priester an einen Mann,  
*la-ká-ma* an eine Frau. Das *ma* in *jau-kha-ma* aber  
mag mit *ma* (secourir, aider) Schütern. p. 383  
übereinkommen, obfchon ich nach den übrigen, vielleicht  
von Klapproth nicht nach der Schreibung, fondern nach  
der Aussprache, welche beftimmt im Barmanifchen ftark  
von jener abweicht, wiedergegebenen Elementen verge-  
dens gefucht habe. Unter diefer Vorausfetzung enthielte  
das obige Fem. eine bloße Scheinreduplication.

So bleiben uns nur noch Nr. 2 und 4 zur Be-  
trachtung übrig. Bindfief hat hierfür große Raffen von  
Stoff zufammengedrängt; allein wir dürfen nicht dergn,  
daß uns bedünkt, ein großer Theil davon, welcher die  
Sache durch feine Laß beifchwer, hätte füglich über Bord  
geworfen werden können, ein anderer aber durch unge-  
hörige, über Gebühr an bedeutungslofen äußerlichen  
klebende Zerstückelung und Einreihung viel an feiner  
Brauchbarkeit verliert.

Wir wollen auch fogar noch aus der vierten Haupt-  
claffe denjenigen Fall schon hier befeitigen, wonach die  
Verfchiedenheit der Reduplication lediglich mit Hilfe befchwerer  
oder angestrichelter Wörter zu Stande kommt, die Mann,  
Weib oder Begriffe bezeichnen, die als Stellvertreter  
jener beiden gelten können (Bindf. S.

653 fg.). An diesen gewiß ebenfo gut, als den unter  
Nr. 1 ins Auge gefaßten, in feiner Sprache gänzlich  
mangelnden Fall (fie müßten ja fons j. B. für männ-  
lich, weiblich gar keine Ausdrücke haben) knüpft sich  
eigentlich kein befonderes Interesse, es sei denn die Frage,  
welche Ausdehnung man diefelei Genusbezeichnung  
einträumt, und welcher Wörter von welcher Grundbe-  
deutung man sich zu dem Behufe bedient. Für ge-  
wöhnlich wird unsern Falles das natürliche Geschlecht  
eingehalten. Nicht nothwendig. So unterfchied und un-  
terfchiedet man nicht wenige Pflanzen (botanisch wahr  
oder unwahr) nach dem Geschlecht, auch mit ausdrück-  
lichen Worten, nicht durch bloße Bildungszufäße: So  
*ihéyá áppón* <sup>19)</sup>, nach Passow die Rothanne, *Pinus*  
*abies*, und *ih. áppón* die Weistanne, *P. picea* L.  
(Diese botanische Bestimmung mag aber falsch sein, da  
zufolge Hamb. Ansichten der Nat. II, 189 die Roth-  
anne im südlichen Europa gar nicht vorkommt.) Vergl.  
auch *platanus caelestis*, weil man sie nicht dazu be-  
nutzt, Wein daran sich hinaufschlingen zu lassen. *Vidua*  
*vitis*, aber auch *vidua arboris* und umgekehrt *marita*  
*ulmus*, *maritae arbores*, fogar *also maritus* — femi-  
nal. *Mares oleae*; in *silia mas et femina*; *ropa*  
*rotunda masculini sexus u. f. m.*, *masculinum*, *mas-  
culineo* f. *leg.* Der männliche Hanf heißt nach Rem-  
nich Cath. p. 834 in der Mark Brandenburg: der *Hahn*,  
der *Hanfah*, der weibliche *Hanfenne*, anberwirts  
*Hänfin*, der *||* *Himmel* (aus *fel. semella*). Vergl.  
Chines. *wei-ma* der Hanfmaßel (*masculus*), *pin-ma*  
der Hanfsemel Endlicher S. 192. — Sodann von  
Edeifteen, j. B. *carbunculi masculi* — *feminae*  
(also von milder kräftiger, matterer Glanze) lan-  
guidius resurgentes. *Pinus* Lib. XXXVII. T. X.  
p. 79. ed. Franz. Cf. p. 85 *sandaresus* (Santf.  
*chandra* *mond*, viell. mit *ica* Herr, vergl. *chandro-  
pala*). Gradezu männlichen Charakters (von *áppón*,  
vergl. *áppón*) *áppón*, heißt, wol um feiner gewal-  
tigen zerstörenden Kraft willen das Arsenit, wie feiner  
schwierigen Zerföhrbarkeit wegen der Diamant: *áppón*,  
d. h. der unbeweglich. — Selbst in der Technik nicht  
selten, j. B. nach icht erflärlcher Uebertragung: *mas-  
culus cardo*, Balken, der in den andern eingreift,  
Zapfen; dagegen *cardo semina*, in den andern in  
sich aufnimmt, Pflanze. *Vitr.* 9, 6. *Sp. macho*,  
mâle. *Picée d'une machine qui entre dans une*  
*natre. Femelle vel semella Ferrum januae alluxum*,  
*per quod circellus ei insertus ducitur, ut ad ejus*  
*strepitum janitor fores aperiat.* DC. *Verl. inbe-  
fondere Loberk*, *Pathol.* p. 27. Endlicher, Chin. Gr.  
§. 149. Mit obfchöner Beifchmaße aus Franz. *Plancho*  
*male*, *semelle* Käufer und Lieger an der Tuschpfeere.  
Ferner wird im Griech. zwischen den beiden übereinan-

19) Nicht eine wirkliche *contradictio in adjecto*, in sofern  
als ja *áppón* ein Fem. ist zufolge der Endung. *Das platanus*,  
*áppón* L. II, 216 fagar mit einem *fel.* in *masculiniform*, min-  
destens dem gewöhnlichen Gebrauche nach. *Wachstia* f. 416.  
Scheinbar, aber kein wirklicher Ueberfluß, so wenig als *vitellus*  
*mas vel fema*.

der liegenden Mühlsteinen, im Teutischen Reiber und Rieger, geschlechtlich ein Unterschied gemacht. *Μύλη τὸ καίον τοῦ μύλου, μύλος τὸ ἀνὸν*. Moschop. Sched. 140 (Loherk l. c. p. 7). Der untere gilt als Weib, und das Bild erhält auch noch durch *molere* im Sinne von stuprum facere einen weitern Anhalt. „Vater und Begghinchen (Nonnenorden)“ wird ebenfalls scherzhaft von einem Butterbrode gesagt, wo man mit Schwarzbrod weißes zusammensticht. — In albanesischem Rätseln, worin vielerlei Personifikationen vorkommen, heißt es z. B. von Knopf und Knopfloch: „Die Schwester saßt den Bruder an der Kefle“, wie Ital. *maschio* Knopf, *femmina* Knopfloch u. s. w. Grimm III, 359. Reine Personennamen S. 587, wo auch *Rankingo zinindino* (übermorgen) durch „des morgenden Tages Sohn“ ausgedrückt. Wenn umgekehrt Vorgefien im Albanesischen (v. Hahn, Gramm. S. 41) durch *vi siu-ia*, als Verkleinerungsform von *siu* Tag, ausgedrückt wird, so liegt dem wol zu Grunde, daß jener Tag, weil schon aus fernem im Rücken liegend, als das Erstern, in unserm Gedächtniß mehr erbleibt und gewissermaßen sich, wie alleß Ferne, verkleinert.

Am naturgemähesten wird man die Geschlechtsunterscheidung nach gegenwärtiger Methode bei Thieren finden, namentlich wo Epikoinie stattfindet. Also insbesondere bei Thieren, die uns nicht so nahe stehen als die Hausthiere, oder auch bei denen nicht, wie z. B. beim Hirche, das Geschlecht so augenfällig an unsere Sinne herantritt. Für uns Teutsche hat schon das Englische etwas Bestimmtes, wenn es Formincretismus halber *He-neighbor* Nachbar und *She-neighbor* Nachbarin unterscheidet, selbst gegenseitlich, zu einem *she-friend* Freundin, *she-consin* Waise zu greifen sich genöthigt sieht. Vollends unerträglich mußte es uns und aber vorkommen, redete Jemand zu uns nicht etwa von einem männlichen oder weiblichen Kinde, sondern auch für Bruder, Schwester; Sohn, Tochter u. dgl. so, daß für diese Paare nur Ein gemeinschaftlicher Hauptausdruck im Gebrauche wäre, den man aber nicht, wie in *silius* und *silia*, durch eine grammatische Form, sondern durch ausdrückliche beigegebene Wörter nach ihrem Geschlechte unterscheidet. Also bei *Gily*, Istor. Amer. III, 358 z. B. *Guarani: mila* (bambino), aber *mila cugná* (bambina) mit *cugná* (donna), im *Dmagua* p. 372 *cunua* (donna) Bambina, neben dem redupl. *huahua* (bambino). — Die Wissa'sprache hat (p. 367) *amajo* (bambino), *amajo esenoró* (bambina) von *eseno* (donna), aber *nuecicia* für figlio, a zugleich. Mit symbolisch contrastirendem Lautunterschiede *aita* Vater, *meine Mutter*. — Im *Wbaya* (ib.) anknüpfend durch Metonymie des m. aus dem f. *nigani*g Bambino, *yónig*g Figlio aus *nigana* Bambina, *yónaga* Figlia. Allein außerdem auch *natónig* Moglie, *nodogua* Marito. *Eliodi* Vater, *etodi* Mutter. Im *Waipure* p. 375 mit zwimaligem Vokalwechsel (e—o): *tumolechi* Bambino, *tumolechi* Bambina. Vergl. insbesondere p. 161 fg. *sonitriche* gut m., *sonitricáu* f. und so *aji* Bruder,

*ajau* Schwester. Im *Ottomaco*, mit bloßem Wechsel des anlautenden Vocals: *andua* l'uomo, *ondoa* la donna. Im *Tamanaca* Casiche (Kajit) *ápoto*, *Maipure pecaniti*. Casichessa *ápoto-puti*, *Ma. pecaniti-amtu*, indem beide Wort das zweite Wort: Frau bedeutet (p. 382). Dann ist p. 380 *uanitu* (la madre del mio figlio) = Moglie, von *u-áni*, mein Sohn. — Im *Kiciri* (v. d. Gabelenk S. 12 fg.) reduplicirt, wie oft bei Verwandtschaftsnamen in den Sprachen: *cucu* Dheim; *popó* älterer Bruder, *dezzi* ältere Schwester. *Payz*, *paidenhe* Dheim, *anha*, *dedenhe* Tante, wahrscheinlich mit Anhang an *padzi* Vater, de Mutter. *Te* als Nefse hat zum Gegenfaze *tenka* Nichte (auch *yaché*, *baché*), was sich wol mit *anka* Tante berührt, wie *ahuanhá* Nefse, als Comp. mit *nhú* kleines Kind. Dagegen te Enkel hat sich gegenüber *teke* Enkelin, wie *byke* jüngere Schwester (auch als *maso*, jedoch *nhike* Großvater). *Ileini* (Mutter seiner Söhne) seine Ehefrau S. 28. — Beispiele aus afrkanischen Sprachen in (Edwin Kerrie) Outline vv. Boy, man, male, child, son and Girl, female, wife, woman, daughter. Also Tochter im Hausa den *nimáke* (bei Schön dia Tochter, aber dak Sohn, manche weiblich p. 6). — *Wolof: doum* (child), *gore* (boy); auch *ger male* und, aus beiden zusammengesetzt, *dom-gore* für Sohn, aber *dome* u. *digene* Tochter, eig. infans femina (mit *digene* Woman). — *Yarriba* angeblich *omó* (Tochter, Sohn) übertren, aber *óma*, *ómadí* Kind. *Omukuni* Boy, mit *okori*; *okkuni* Male, aber *omabiri* Girl, mit *óbirí* Wife. — *Fulah biem* (son) *debbá* (female) für Tochter. — Analog verhält es sich mit Bruder und Schwester (auch nach dem angehängten Vocabular der Hanuah Kilham). z. B. *Iku wannimochine* Bruder, *wannimochine* *wawai* Schwester, und *Kongo pange lakela* (man) Bruder, *pange-keita* (*kentu* Woman) Schwester, also gleichsam männlicher und weiblicher Bruder. *Bongo domiamu* Bruder, *kadiamu* Schwester, mit gleichem Ausgange, sodaß der Unterschied vorn stehen muß. *Ahsanti manua* (brother) *bahevia* (woman), *Dshgi* bei Riis *ua oah* (Weib) Schwester und *uaa barrima* (Mann) Bruder. — In Vater's Proben aus dem Wissa bin im Reiche *Burnu* S. 334 fg.: *kerim* Weib, woher vielleicht *Re. 536. nyqeri* Bruch bei Weibern, indem *nyqd* Bruch (bei Männern) das Simpler scheint. Sicherer daraus *miskwa* al *kerim* Stute, gegen *miskwa* Hecht; ferner mit *biskura* Hahn: *biskwo* al *gerim* Seint, *willbiskwo* (Küchlein), worin wol Knabe enthalten. *Wull il gráme* Mädchen. *Wull énszémek* Kind. *Widángu* Sohn, *wilogu* Tochter. *Wulángwángu* Enkel, *duhú*. Kindeskind, *naiz* *naabé*. *Wulángwángu* (Sohn des Enkels), *wulángwángu* (Sohn der Tante) Vetter, von *abawángu* Dheim (vergl. *abu* Vater), *rapá digne* Tante (*ija* Mutter, nicht passend). In Beziehung zu einander stehen auch *kukigine* Großvater, *kákarine* Großmutter. Vielleicht nicht minder *sumané* Bruder, *umáne* Schwester. *Gúkhí* altes Mann, *gúkhí* altes Weib. — Aus dem *Wibba* (Dar *Ejéth*,



Bergu) S. 308 fg.: *mäsčik* Mann, woher *mäsčik*-*phähkeltik* Jüngling, *mäsčiktšik* Leiche, von *tih* sterben; *minjing* Weib, also vielleicht nur durch innere Umwandlung unterschieden, wie *moning* Vater, mit freierem i: *minjing* Mutter. Dergleichen *moningoläk* Großvater, *minjingeläk* Großmutter. Aber *mönöng-gik* (vergl. *patruus*; *avunculus* neben *avus*) Oheim, *mönöngatik* Tante. *Kaläk* Kind, was vielleicht eig. "klein." (vergl. *dakaläk* kurz, und Rr. 385 *tämbal kaläk* kleine Pante, von *tämbal* Pante (*tämbala* Hezyeh. f. Island, Diss. misc. I, 247). *Kaläk kämbak* Knabe, worin das zweite Wort (Pl. *kambänje*, vergl. Rr. 370) Knecht, Bedienter, ungesähe wie lat. *puer* Bursch, im Deutschen Knapp (Knabe). *Kaläk kaklak* Mädchen. *Käläkakebeček* Sohn, aber *käläkakebeček* Tochter ist, wenn so richtig (vergl. Windf. S. 598), umgekehrt. *Kéndrengäk* Bräutigam, Braut. *Mier* Bruder, *muck* Schwester. *Känkuläk* Alter, Greis; *mätschukuläk* altes Weib, verm. mit *kuläk* "breit, dick, indem dulak (Stachelschwein) *kuläk* Rr. 200 eine sehr große Art Stachelschwein heißt. — Im Berberisch (d. h. Barabra) S. 247 fg.: *adömgä* Mann (*adömgä* Bauer), *edöngä* Weib. *Abögo* Vater, *anöngä* Mutter, und analog: *iböngä* Oheim (wahrscheinlich, auch etymologisch, Vatersbruder), *ünöngä* Tante. *Anöngä* Bruder, *anöngä* Schwester; aber ganz verschieden *töta* (vielleicht redupl.) Knabe, *brüga* Mädchen. *Anöngä* Großvater, aber Großmutter nur aus Dunganisch, wo sie *anöngä* heißt, bekannt. Also die meisten in der letzten Sylbe mit *g*, nebst *ka*, auch *ta*, hier eine ungemein häufige Endung. *Görtongosö* Alter, *döngosö* Alter; Dunganisch *iddülänösö* m., *endülänösö* f. — In Dar Fur S. 319 fg.: *dinkoih* Sohn, *dinkoehmäh* Tochter, wie *kueh* Knabe (*kuehinge* Kind), *kuénne* Mädchen. Aber *nünark* Bräutigam, neben dem, aus dem Arabischen erborgten *arus* Braut. Räthselsort (Artikel oder Possessivpron.?) ist der ähnliche Vorschlag in: *dembarrä* Bruder, *dembäinappä* älterer Bruder, *dembäinittung* jüngerer Bruder, aber *dumbäijik* Schwester. *Dengäbeij* Vater, *dengämäij* Mutter; *dengäbij* Großvater und Großmutter. *Demmäma* Oheim, *denchalcij*, *dengammi* Tante. *Duch* Mann, *idnkueh* Weib. Vielleicht nach dieser Analogie, außer *duebolik* Jüngling: *diebäij* alter Mann, *jialöik* (Rr. 442 *die-töik* alt) altes Weib. Inbessen nicht nur noch bei einigen anderen Benennungen männlicher Personen, wie *due-*

*derwischij* Derwisch, sondern auch vor vielen Ahi, wie *diekekreh* stark, *duewjueh* schwarz, *duetäki* allein u. s. w. — Aus afrikanischen Sprachen will ich den samojedischen Wundarten (Vater, Proben S. 114 fg.) einige Beispiele entnehmen. Tochter *ne-nju*, *neö* (wol daraus zusammengesezt), *nip* und *ne* aus *nöu* Weib mit *nöu* Sohn, *nju* Kind, *ip* und i Sohn. *Piripite-nju* Tochter, aus *piripite*, auch *neazykie* (also weibliches Kind, aziki) Mädchen. *Niela* Tochter, wenig verschieden von *niya* Weib, wie *chas* Sohn wenig von *chasöba* Mann. *Needesima* (in derselben Wundart *njuma* Sohn) und *naedikidii-njo* Tochter lehnen sich wol an *neduku* Mädchen, aber freilich auch, nebst *netek*, niteng Knabe. *Nüde*, *nude* klein S. 130. Auch *nütschu* Kind, Knabe, Mädchen; *olüko* Kind, *olöko* [also, wenn begründet, mit Vocalunterschied] Mädchen, *neelku* Knabe, *nölöku* klein. *Chasöba* (Mann) *-azykie* (Kind) Knabe. *Kyba-neigum* Knabe, *tybykybukum* Mädchen; vergl. *kybga*, *kyba* Kind. Sonderbar: das *tyby* klingt ebenso an *tybal*, *tibbo* Mann, an, wie *chassaku*, *kammgiku* Mädchen, an *chasoan*, *kajungma* Mann, *kajong* Mensch. *Ne-naen*, *ne-naka* Schwester, wahrscheinlich aus *nöu* Weib, mit *näen*, *neka* Bruder. Mit modifizierter Aussprache *paencae* Bruder, *müder* hüwe Schwester; *naniae* Bruder, *nannae* Schwester; aber *tibninae* Bruder vielleicht mit *tibbo* Mann (vergl. auch *ip* Sohn). Aus nord-östl. asiatischen Sprachen S. 150 fg. z. B. *hit*, *tigetich*, *bikäl* Sohn, Knabe, *hytte*, *tygetschu*, *bikälä* Mädchen, *bik-ialä* Tochter, als ob zu Rr. 150 *ialä* Knabe, wie *chopdu* Knabe, *chopdu* Tochter. *Akin* Bruder, *aschattikan* Mädchen, *aschadschikan*-*akim* Schwester, *aschattikan*-*hattü* Tochter, vergl. *hüta* u. s. w. Sohn. *Ikuku*, *peatsch* Sohn, *gufukuku*, *tjichidepetach* Tochter. *Utö* Sohn, *ujukan* Kind, *aschädka* Tochter, *nlukan*-*aschadka* Mädchen, *ukun-atö* Knabe. *Däl* Knabe, *chimindä* (mit *bgim* Frau?) Mädchen. — Nogay-Tataren: *ekardash* Bruder, *ekiskardash* Schwester, *ekis* Tochter. Klap. Kauf. Spr. S. 277.

Das zweite Interesse bei Zusammenstellungen ähnlicher Art knüpfte sich, fragten wir, an die Grundbedeutung, welche drei Geschlechtsörter ursprünglich besaßen. Man wird aber hier namentlich zwei Fälle als von besonderem Belange unterscheiden können: 1) wo, von Hause aus dem Menschen zustehende Bezeichnungen auch weiter, z. B. auf das Thier, übertragen werden, und 2) wo verschiedene Thierarten, jedoch, wenn auch nicht für den Naturforscher, von einer gewissen Ähnlichkeit, zum Behufe der Geschlechtsunterscheidung einzelne in ihr Bereich fallende sexual bestimmte Namen einander leihen. Daher kommt es, daß nicht für jeden Fall dasselbe Wort als sexuales Abzeichen durchgreift. Im Chinesischen (Endlicher §. 148.) z. B. *nan-tse* (mascula proles) Sohn, *kiä-tse* Tochter mit *nan* Mann, *nü* Weib; aber *pa-fu* Oheim, *pa-mu* Tante, mit *fu* Vater, *mu* Mutter. Bei vierfüßigen Thieren wech. männlich, und *kang* edel, für die Weibchen; *pin* weiblich

20) Ich weiß nicht, ob durch Entgegensetzung mit *kaläk*. Außerst merkwürdig erscheint mir, wenn auch die Ausdrücke für Essen und Trinken in ihrer Verschiedenheit doch eine gemeinsame lautliche Grundlage zeigen, wie z. B. entchieden im Ungar. *etel* die Speise, *ital* der Trunk; *emuelo* etwas zu essen, und *imel* trinken der Fall ist. *Wöbda* *ciagere* essen, *ciagük* trinken; aber von *ciagere* hängt ein, *ciagük* *ciagük* durstig sein, *ciagük* sich wenigstens das zweite aus *ciagük* *ciagük*. Im Därs für *ciag* essen, *ciagä* trinken; *ed*, *uolodchik* (mit *ed* in sich) hungert sein, *ed* durstig sein. Im *Uffadch* *ciagä* *ciag* esse, *uacemä* *ciag* trinke.

und mü Mutter, für die Weibchen. J. B. *mei-mä* Hengst, *pin-mä* Stute, *Suchtsperd*, *mi-mä* (equi mater) Mutterperd. *Nieu Dohle*, *kung-nien* Dulle, *pin-nieu* oder *mi-nieu* (Mutterochse) Kuh. Vergl. *Dschü nantjü* Kind, *nantjü-nini* Stier, *nantjü-berre* Kuh; *akokomini* Hahn, *akokoberre* Henne. Vergl. Schafmutter oder auch Mutteresch. Chin. dagesen von Vögeln *kiung*, tien Henne (Wandtschu mit lautlichem Gegensatz *amila* = *emile*). Ebenso engl. *cock-pigeon*, *hen-pigeon*. Canariën-Hahn und -Henne *tehuensch* (Väterchen) das Männchen; *mahte* (Mutter), *p. B. wilka* mahte Wölfin; *teltera* mahte Vögelchen. — Ferner Ziegenbock, Schafbock, Rehbock, Gemsebock. Hirschkuh, Rehgeiß. Eselhengst, Kamelkute. Nach solcher Analogie auch *zend apadana* (equa) aus *dakna*, was sich dem laufft. *idena* (vacca) vergleicht. Barn. V. Note E. Broekh. Vend. p. 366. — Samoj. sir Kuh, *korsir* Doh, wie *korkor*, *korkoner*, freilich neben *koi*, *köner*, *Widder*. Vater, Proben S. 126, vergl. 144.

Abstrakter schon wird die Bezeichnung, wo man ein Pronomen zur Unterscheidung wählt, als engl. *she-goat* Ziegenbock, *she-goat* Ziege; dänisch *hanfsk pisces* m. Wülcher, *hanfsk pisces* l. Kogner; *hankat* Kater, *hundue* Taube. Es ist ungefahr demjenigen Verfahren gleich, wo der Unterschied sich vorzugsweise an den Artikel (p. B. *ô, h, naic*) knüpft. In der Niederlausitz von *szam* selbst: *szamik* ein Hahn, *szamiza* eine Hie. Hauptmann S. 51. In Säuzen *sancka* Weibchen, nach Schmalzer, aber, wie im Teutisch, mit verkleinernder Form *muzik* Männchen, von *muz* Rana.

Nachdem wir dies vorweggenommen haben, was alles uns noch dieselbe der Grenze des grammatischen Gens zu liegen schien, in soweit jedoch den Namen mit Strenge verdient: bleibt für letzteres und, als vorzüglichstes Mittel seiner Kennzeichnung, außer charakteristischen Afformationen, wovon macher, eine gewisse Lautsymbolik näher ins Auge zu fassen übrig, die sich namentlich in dem Gegensatz zwischen dem sexualen Eingangsliedern im Paare, ganz eigentlich dem Buchstaben nach offenbart. Wenig wird man es außerordentlich billigen, namentlich wenn beim natürlichen Geschlechte, da es doch in der Einheit der Gattung zugleich einen qualitativen, d. h. sexualen Unterschied fest, beides Einheit und Unterschied sich auch äußerlich kundgeben, wo man es sprachlich zur Darstellung bringen will. In solchem Falle muß also der Stoff der Bezeichnung wesentlich sich gleich bleiben, und nur in die Form, so zu sagen, ein diatritischer Punkt gelegt werden, welcher die Gleichheit zwar nicht aufhebt, aber auf ihr Naß (das der Arttheilheit) beschränkt. Hierin besteht z. B. das Wesen der Notion, wie in *errvus*, a; *fantr*. *déras* Gott, *déré* Östling; oder in der stilleren, nämlich rückläufigen, „Bewegung“ aus dem Fem. ins Masc., was jedoch, wo das Fem. als Epitheton auftritt, auch vorkommt, z. B. teutisch *tanber*

aus *tanbe*; niederlausitzisch *kazor* Entenich, *gussor* Gänseich, ebenso wie die teutischen Wörter aus *kaza*, *kazka* Ente, *guss* Gans. Auch *kazor* Kater (freilich auch *cot*, lat. *catus*) von *kaza*, *kozka* Katze, DC. *katos*, *kat-soz*: *zoxn*, *koza*. *Pnecjns* Pfauhahn, *panca* Pfauhenne. *Kosol* Hock, *kosu* Ziege. Auch *gosposa* Weibchen, nicht eig. aus *gospodar* Wirth. Hauptmann S. 51.

W. v. Humboldt unterscheidet (Versch. des menschl. Sprachbaus. S. 78 fg., wo er von dem tiefen Zusammenhang spricht, der zwischen Laut und Bedeutung besteht) eine dreifache Bezeichnung der Begriffe, nämlich 1) die unmittelbar nachahmende, 2) die symbolische, d. h. die nicht unmittelbar, sondern in einer dritten, dem Laute und dem Gegenstande gemeinschaftlichen Beschaffenheit (z. B. *leif* und *lang*; *reß* und *rauh*) nachahmende, endlich 3) die analogische Bezeichnung, oder eine solche, die durch Lautähnlichkeit nach der Verwandtschaft der zu bezeichnenden Begriffe zu Stande kommt. „Wörter, heißt es, deren Bedeutungen einander nahe liegen, erhalten gleichfalls ähnliche Laute; es wird aber nicht, wie bei der eben betrachteten Bezeichnungsort, auf den in diesen Lauten selbst liegenden Charakter gesehen.“ Er führt als Beispiele die Doppelung an. Ferner: „Wenn im Arabischen eine sehr gewöhnliche Art der Bildung der Collectiva die Einschlebung eines gedachten Vocals ist, so wird die zusammengesetzte Menge durch die Länge des Lautes symbolisch dargestellt.“

Obne grade zu streng unter jenen Arten der Griffbezeichnung unterscheiden zu wollen, sei ich von uns darauf aufmerksam gemacht, wie auch die Gensbezeichnung gern und vielfach von der, zum Theil gegenständlichen Bedeutsamkeit der Laute über äußeren Kennzeichen emittirt. Keine Frage, daß schon in den Lauten selbst polarische Gegensatz und Differenzen liegen, welche ein lebendigerer Sprachsinne, als er den späteren Perioden nach der eigentlichen Sprachschöpfung eigen, mit geschärfem Ohere zu erfassen und oft mit feinstenwerther Feinheit und Sinnigkeit sprachlich zu benutzen verstand. So unter Anderem schon die Consonanten als die männlichere, und die Vocale als die weichere und weiblichere Seite der Spracharticulationen. Dann abermals, innerhalb jeder der beiden Parteien, z. B. harte und scharf abgegrenzte (*tenues*) und mildere, mehr (schwebende) (*mediae*) Consonanten (z. B. *p* — *b*, *m*; *t* — *d*, *n*; *r* und *l* u. s. w. *hellere* (*i*, *e*), *dunklere* (*u*, *o*) Vocale nebst dem mittleren *a*; *schwächer* und *stärker* oder *kurze* und *weitere*, d. h. *lange*; und was dgl. mehr ist. Beispiele, wo die (dunklere) *ferne* und die (hellere) *Nähe* des Jenes und Dieses auch durch analoge Laute heraus und aus einander treten, habe ich in *Ruhn's* Zeitschr. II, 420 gesammelt. Man vergl. etwa *un*, *az* (*senr*), *ez* (*Nier*); *Kiriri* *eró* *senr*, *eri* *bieser*, *Sabelenz* S. 10 — ich weiß nicht, ob auch enthalten in der Comp. S. 28 *biribaya* (Zug-nagel) st. *ebaya* *by* Nagel des Fußes, und *boropó*

(Erlauben) fl. pò ibò Auge des Arms. — Ein solcher Gegenstand, den man selten völlig überseh, allein nicht zu klarem Bewußtsein erhebt, drängt sich uns in außerordentlichster Fälle durch fast den ganzen Welt bekannter Sprachen hindurch, vor Allem in den Völkernamen entgegen. Unter meinen, bereits in der Anzeige von Bindseil's Werke II. 2. 3. 1839. Nr. 55. S. 436 — 439 (vergl. Kuhn's Beispi. a. a. D.) gegebenen Andeutungen, sehe man jetzt die weit ausführlichere Behandlung des Themas in Ed. Buschmann, Ueber den Naturlaut. (Berlin 1853. 4.), dem ich auch darin vollkommen beistimme, wenn er den Schluss, so man von dieser merkwürdigen Analogie, nicht Lautgleichheit, in der Bildung der Benennungen für Vater und Mutter, auf allgemeinen genealogischen Ursprung aller Sprachen zu ziehen nicht müde wurde, als vorzüglich, ja durchaus falsch bezeichnet und verwirft. „In acht Worttafeln, sagt Buschm. S. 4, biete ich vier Typen für jeden dieser beiden Begriffe: für Vater pa, ta, ap, at; für Mutter ma, na, am, an. Wer ahndet nicht leicht das merkwürdige allgemeine Gesetz dieser acht Formen? Für den Vater sind bestimmt die Mutta der Lippen und Zähne (harte und weiche), für die Mutter die entsprechenden stumpfen Consonanten: m und n.“ Trotz der hartnäckigen Widerkraft dieses Gegenstandes in unendlich vielen Sprachen, wird man sich nicht darüber verwundern, gelegentlich die Sprache aus Abwegen zu ertappen, wie z. B. wenn mama in georgischen und javanischen Idiomen (Balbi, Lab. XL. Buschm. §. 4, §. 11. S. 22) nicht die Mutter, sondern den Vater bezeichnet. Auch Iatöskanai mama Vater, naa Mutter, f. Buschm. Athapaskische Sprachst. S. 284. nr. 47. 49. Bei den jurayischen Samojeden ist papa kleinere Schwester, neben pene kleinerer Bruder; Vater, Proben S. 115, aber pāpa jüngerer Sohn, Eskrim, Samoj. Gramm. S. 122.

Die lautlichen Gegensätze, die ich aus Balbi's Atlas Tabl. XXXVII — XLi. unter den Art. père, mère abstrahirte, bewegen sich in den nachfolgenden Namenpaaren, halb im Conf., halb im Voc., aber andere Male ist ihr Unterschied ein gemischter. Uebrigens gehören sie stets je einer und derselben Sprache an, welche aber, da sie bei Balbi benannt zu finden, ich der Kürze wegen hier namhaft zu machen unterlasse. In erster Reihe aber steht die Name für den Vater; in zweiter der für die Mutter.

### 1) Lab.

b, p, f — m, d, n:

ab — am	abo — amo
ab — em, am	abo, obo — am, amma
fa — ba	banama — wyama;
	baa — ma
baa — mau	pa — wya
ba — ma	pal — mri
	pater — mter
	na.

p'hae — maé  
fu — mu  
p' — m'm

bapp — bjamja  
bapa — m'm  
baba — emme

### 2) Dent.

t, d — n:

ata — ana	jada — janah	$\left\{ \begin{array}{l} \text{ataga — anaga} \\ \text{adaga — ansha} \\ \text{atshak — annak} \\ \text{atahka — aonka} \\ \text{ataw'it — anaw'it} \\ \text{atama — anaga} \end{array} \right.$
atya — aaya	a. jaddeh	
otjee — onje	tai — nai	
dada — nana	tate — nade	
tauthah — naunah	rita — niah	
	taiti — naniti	

### 3) Dent. — Lab.

t, d — m, b:

atli — abli	tata — mema	ata — amma
atai — abai	tote — mma	atata — amama
tad, — mma, mam-	tuatia — muamo	dada — nana
ladwya — wya		
tata — mma,	tato — mamo	
mama		

### 4) Lab. — Dent. nas.

m, b, p, f — n:

papa — nana	obio — ennu	ama — eoa
fa — na	tonmomaan — ton-	aman — iuan
	nina	
pha — noe	name — mone	amai — inai
abboo — ennoe	ami — ai	ama — ia
oabba — oan	mi — ai	amshaa — inahaa
		ammu — emmu

### 5) Vowels.

ama — eme	ou — as	itohuang — itohöang
inaa; nam — ne; nem	iodi — elodo	tsacko — tsacko
baba — bibi	inu — inä	(weil nur in der Schrift gleich).

### 6) Sibil. und Lab.

Vergl. Bindseil S. 545 und samojedische Mundarten bei Vater, Proben S. 114 fg. In Eskrim's Finn. Myth. S. 31 Isäinen als Dem. von isä Vater, und Eshn. ranna isä, ranna taat der alte Vater, als Name des Gottes Ukko.

niasia — niebie	eeane — awan
ndae — nabe	eean — an
nisee — newan	eeel — ewel
desynma — nienynma	eeem — ewem
(synma, Esh)	eeeb — eweb
	eeapp — ewapp

Auch Sib. — Dent. masec — masee; masee — miji.

### 7) Verschiedenes.

ara — ana	yaya — mama
raaboo — maacho	nom — jeje
ekta — ektan	abati — enaf.

Die Natur der Untersuchung — um noch einen Theil meiner damaligen Bemerkungen zu wiederholen — gebietet, daß man das Resultat mehr im Großen vor Augen behalte, als es zu sehr ins Feine ausspinn; im Einzelnen, im Kleinen würde es leicht unvorteilhaft, mindestens kleinlich. Es dürfen die Ausnahmen (das Ge-

gentheil) von der Regel (s. jetzt Buphm.) nicht verschwiegen werden, deren wemne freilich gegen dieselbe gewiss weniger widerständlich erschiene, falls und aus den Sprachen alle Benennungen für Vater und Mutter, insbesondere in den ursprünglichsten Formen, bekannt wären; — die Ausnahmen geben, indem sie die Regel begrenzen und einschränken, uns erst den wahren Maßstab zu Beurtheilung letzterer an die Hand. Dann bleibt auch Irrthum die und da möglich, wo man zu ermitteln außer Stande ist, ob nicht solchen Namen ein wirklicher Sinn: als Erzeuger, Nährtin u. s. w., nicht bloß ein interjectioneller Ausruf im Munde der Kinder, zum Grunde liege. Wenn sich z. B. zufolge Bindsf. S. 542. 547 d — j, d — i als Geschlechtsunterschiede gegenüberstehen sollen in Zig. *dade*, *dadi*, *dad* Vater und *daj*, *dai* Mutter, so ist das augenscheinlich falsch. Erstere Wörter sind reduplicirt. Dagegen letztere, haben sie anders nicht ein mittleres d ausgefallen (vergl. *dada* Großvater, *dadi* Großmutter, beides väterlicher Seite, im Hindust. zufolge *Garcin* de Tassy, Kudim. p. 38), könnten zu *turd*, *däk*, *däika* Mutter, Pers. *dajeh*, ung. *dajka* (nutrix) stimmen. Dann wäre Grund vorhanden, in ihnen mehr als bloßen Schall und eine vom Verbum erborgte Bedeutung zu suchen. Regel. Et. §. 1, 230, sonst. *dayidä* (A wise) von *dä* (ueri) und *dhayä* (weiblicher Säugling) von *däh* (trinken). — Bei anderen Wörtern, die Richtigkeit der christlichen Wiedergabe vorausgesetzt, sind wir ihrer ursprünglichen Aussprache, die, streng genommen, allein entscheidet, nicht recht versichert, und haben so Mühe, und immer des Scheines zu erwahren. — In Betreff des Numerischen ist aber noch gar sehr in Anschlag zu bringen, ob die Zahl zutreffender oder analoger Erscheinungen das Ergebnis aus stammgleichen oder stammverschiedenen Sprachen ist, indem man erstereu Falles nur Variationen eines einzigen Themas's vor sich hat, welches natürlich nicht mehr als einmal, und, wenn es sich gar nur auf Schein gründet, keinmal zählt. So z. B. Schmidt die Zahl und Autorität der unter 6. aufgeführten Beispiele bedeutend durch die Bemerkung zusammen, daß sie nur sibirischen Sprachen, insbesondere samojedischen Stammes, entnommen sind. Parallelen zu *pater*, *mater* finden sich in den meisten indogermanischen Sprachen; die Varianten gelten aber im Grunde Nichts, sondern bloß ihr Original, welches sich rückfichtlich der hier allein in Betracht kommenden Anfangsilbe (benn der Schluß ist ein Cuff, wodurch die Wörter dem reinen Naturlaute ferner gebracht werden) am getrunken im Lat. *päter*, *mäter* erhalten haben möchte. Das i im Sanskr. *piträ* (Zend *pater*) gegenüber von *mātri* wenigstens ist anerkannt schon Verderbniß und vermuthlich der bloße Vindereocal, vor welchem d der Wurzel *pā* (ueri) schwand. Griech. *πάτερ*, *πατήρ* s. *pāthē*; engl. *father*, *mother*; teutsch *vater*, *mutter* (also sogar mit Umkehrung der Quantität) u. a. haben unwesentliche Unterschiede erst aufgenommen, und ebenso unwesentlicher und von Seiten des Begriffs zufälliger Weise hat z. B. Franz. *père*, *mère* den voraltischen Unterschied wieder erlösen lassen.

Rehre ähnliche Gegensätze im Mandch. Bindsf. S. 565, wie z. B. *ama* Vater, *eme* Mutter; *khakka* Mann, *khēke* Weib, f. o. *Garoudai* das Männchen einer gewissen sabelhaften Vogelart (sanst. *Garudā*); aber *geroudel* brüen Weibchen. *Amila* und *emile*, wofür *Gabeleng*, Gramm. p. 19 nur *le coq* als Uebersetzung hat, sind nach Endlicher, Chin. Gramm. S. 192 auch geschlechtlich unterschieden; — also analog dem Umlaute in unserm *hahn*, *kuhn*, *henne*. Hierzu scheint Chhn. *kanna* Huhn zu stimmen, dessen Weib. *knk ren*, *kikkas*, *kukkas* verp. *hahn*, wie Bindsf. S. 542 thut, etymologisch damit zu einem übrigen Anstand nehme. Alb. *kokosch* - i *hahn* (aber *nojëje* - a *Huhn*, franz. *poule* u. f. w. zu lat. *pullus*), idpr. slaw. *kokot* m., *kokosc* f., engl. *cock*, franz. *coq*, *ibz okoko*, *okuko* (sowl, hen, poultry) scheinen onomatopoeisch. Riis hat im Dödsi *akoko* Huhn (Sfantsi *akoko* Poultry, *akuko*, *akukor* Fowl), *akokoni* (männlich) *hahn*, *akokoberrie* (Weib. *akukorini*) Henne, eig. weibliches Huhn. — Ketowgen *pup*, *flansen pup*, *Imdajsi* *hup* Sohn, aber Tochter bei ihnen: *pjem*, *pun*, *bun*, Vater, Proben S. 150 sa, also mit einer Erweichung in dem Ausdrücke für die Tochter. — Abassich *ippa*, *arps* (A. spa) Sohn, *ipha*, *apähäsa* Tochter, *Klapr*. Kauf. Spr. S. 254. — Der Gegensatz im Rimaek zwischen *koush* Sohn, *tonsh* Tochter, welchen Bindsf. S. 540 hervorhebt, löst sich vielleicht in Schein auf, indem zufolge *Duponcau*, Mém. p. 345, *koush* mit Zenape *quis* u. f. w. übereinstimmt, auch möglicherweise schon das Deminutivsuffix -is einschließt (*nouch* Vater, *kouits* Mutter), wie nicht nur *Ugonfin* *ni-gouiss* - is mein Söhnchen, sondern auch *epitousis*, *apitaisis* (Mädchen) p. 335 mit, welches auf *epit*, *aspeel* Femme (mulier) p. 335 mit, zu beziehen ich kaum Bedenken trage. — Finnisch *poika* Sohn, *piika* Mädchen, Bindsf. S. 563 scheint allerdings einen Gegensatz zu bilden; allein, da Chhn. *poag*, *poeg* Sohn heißt, aber das Fem. nicht, wäre die Frage, ob nicht jenes *piika*, lapp. *piiga* Weib (Lönnroth, Enare-Lapp. Dial. S. 244) bloß dem Schwedischen *piga* (oder umgekehrt) abgeborrt sei.

Gehen wir mit solchen, aus dem Wesen der Sache stiehenden Vorbetrachtungen an Herrn Bindsf.'s Darstellung der Lautbezeichnung mittels Lautabänderung, so werden und manche der von ihm herbeigezogenen Thatfachen in einem anderen Lichte erscheinen, als worin er, oft dem bloßen Schrine des Klanges huldigend, sie nimmt und einordnet. Schon dies muß uns stutzig machen, daß bald die größere Stärke, bald die größere Lebendigkeit der Laute Charakteristikum des Males, und ihr Gegentheil das des Fem. sein, diese Lebendigkeit oder Belebtheit aber mit der Stärke grade im umgekehrten Verhältnisse stehen soll. Dem zufolge würde dann auch nach entgegengezetem Principe das Weib, jetzt durch stärkere oder schwächere, ein oder Mal durch schwächere oder leichtere Laute, und in umgekehrter Weise das Fem. gekennzeichnet. Bekanntlich hat man oft (z. B. Schmittthener, Ursprach. S. 15. 95) die Vocalekala

der Farbenscala gegenübergestellt, wogegen Nichts einzuwenden ist; die Reklude aber, in den Farbenbenennungen die jeder einzelnen Farbe entsprechenden vocalischen Laute nachzuweisen, sind immer gescheitert, und zwar schon an dem Umstande, daß die Farben ja oft rein mittelbarer Weise — z. B. durch Vergleichung: *cinericius* — ihren Namen erhielten, und überdies jene Namen vielfachem Lautwechsel, und gewiß nicht am wenigsten in ihren vocalischen Elementen, ausgelegt waren. Vergl. *sanfr. rudkira* (Blut) und *röh-ita* (h fl. dh, woher noch lat. *rus-sus* mit s. fl. s-l) roth, *ῥοδῖος*, *ῥοδῖον*, lat. *rutillus*, *ruber* (s u. b = d), franz. *rouge* aus *rubeus*, nord. *randr*, ags. *read*, *reod*, *red*, aht. *rōt*, Subst. *rōtt*, aht. *rōtke* u. s. w. — von weichen Lauten allen doch nur der eine, ihnen sämtlich zum Grunde liegende Urlaut u. in Betracht kam, der aber seiner Dunkelheit und Tiefe wegen viel eher zum Schwarzen stimmte, als zum Roth. Ueberhaupt haben noch fast immer diejenigen, welche die innere Bedeutsamkeit von einzelnen Lauten (z. B. *Sanfr. pā* als nur vom Aufschwellen gebraucht; andere, wie r und l, am besten aus ihrer Contrastirung erkennbar) oder auch von Lautgruppen zu bestimmen versucht, in der ersten besten Sprache, oft in einer ganz jungen und überaus verderbten, wie der Neuhochhebräischen, mit ihrer Sonde herumgewühlt, ohne zu bedenken, daß es bei solchen Untersuchungen ja auf die älteste, und, wo möglich, ursprüngliche (mit der primitiven Schöpfung zusammenfallende) Lautgestaltung einer Sprache und zwar in ihren, am wenigsten fingirten U. Theilen, den Wurzeln, ankäme. Dergestalt — oder meint man, der zu bunte, und oft bloß mundartliche Lautwechsel in den Sprachen habe sich stets den Begriffen conform gehalten? — haben Leute der Art, indem sie der Empfindungs- und Anschauungsweise einer Sprache selbst beizukommen glaubten, vielmehr nur ihre eigene, rein subjective in selbige hineingetragen. Wie, wenn man z. B. aus den Wörtern mit diesem oder jenem Klange herauszuhören sich einbildete, was man durch das Kunststück, z. B. das durchaus hell-lautende *finster* recht tief und grollend auszusprechen, als einen darin gar nicht vorhandenen sinnlichen Eindruck, willkürlich erst selber in sie verlegte. Um die vielen Bilder und Uebertragungen in der Sprache, welche natürlich auch den ursprünglichen Sinn der Wurzeln und ihrer Ausformungen zu verdecken mächtig beitragen mußten, war man in der Regel ebenso wenig befähigt. Kaum aber gibt es in der Sprachwissenschaft einen anderen so süklichen Punkt, als grade diesen über das musikalische Verhältniß des Lautes zu den Begriffen (des Körpers zu der Seele); und, obgleich ich nicht zweifle, daß auf dem genannten dunklen Gebiete noch einige brauchbare Entdeckungen ins künftige möglich sind, möchte ich nicht die Frage unbedingt bejahen, ob wir seit Plato's halb empfind, halb ironischem *Kratylus* darin um einen entscheidenden Schritt weiter gekommen sind. Ich bin nicht gemeint, den geistigen Werth der Laute irgend in Abrede zu stellen. Allein dieser Werth — und im Grunde sind beide, Laut

und sein Werth, außer der Spitze und außer dem Worte, in welchem sie erst durch Mitwirkung anderer Laute zu einem organischen Ganzen verbunden vorformen, ein bloß durch gewaltsame Analyse gewonnenes *Caput mortuum*, fast nur eine ganz abstrakte Fiction — läßt sich zwar empfinden, aber nicht (so wenig als die Farben) definiren, und kaum, auf wie viel Umrissen und durch wie zahlreiche Vorführung von Ähnlichkeiten man dies auch versucht, wahrhaft — ausfagen oder demonstrieren. Genug Umstände, die in Untersuchungen, wobei das vermittelnde Band zwischen dem lautlichen Zeichen und dem Begrichenen in Frage kommt, die sorgfältigste Vorsicht und Bescheidenheit im Urtheile zur unerlässlichen Pflicht macht.

Bündel hat nun, meinen wir, den grade zur Zeit in Betracht kommenden Laut gewöhnlich zu sehr bei der unmittelbaren Gegenwart, d. h. als jedesmal (wenn auch in einer noch so späten Phase) Erscheinendes, dagegen beiseitem nicht genug nach seinem geschichtlichen Werden ergriffen. Er betrachtet alle mundartliche Varianten, d. h. jede, an sich unbedeutungsvolle Lautumgestaltung, die in Bezug auf den ursprünglichen Organismus, meistens als ein unwahrer Abfall von ihm, als eine, durch Zerfallen der Einheit zur Vielheit entstandene Verdröbung, oder mindestens doch von der der unabhängige Abänderung, gelten muß, für sich, außer dem historischen Zusammenhange. Die Folge davon ist, daß er ohne Weiteres dem variirten Laute dieselbe dynamische Gültigkeit als dem Urlaute beizulegen pflegt, ohne ihn auf letzteren zurück zu datiren, oder ohne den Beweis zu liefern, daß und wann die Variation wirklich einen geistigen Zweck (speciell hier den der Geschlechtsbezeichnung) in sich trage und mehr als unbedeutlicher, rein phonetischer Wechsel sei.

Hier von abgesehen, wovon jedoch nicht ohne großen Nachtheil abgesehen werden darf, scheint uns im Allgemeinen Bindseil's Bestimmung der Stärke- und Lebendigkeitsgrade der verschiedenen Laute wol gelungen. Nur sind wir gegen die Geschlechtsbezeichnung mittels Lebendigkeitsgraden noch ein wenig mißtrauisch, indem uns bekümmert will, als sei sie mehr ein Auskunftsmittel, um diejenigen Fälle, welche als Ausnahmen sich nicht unter das Gesetz der Geschlechtsbezeichnung mittels lautlicher Stärkegrade fügen wollen, selbst unter einen anderen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt zu bringen. Oder ist es denn so ausgemacht, daß das männliche Geschlecht größere Lebendigkeit und Beweglichkeit, ebenso sehr als unbefristeten Stärke — vor dem weiblichen voraus habe?? — Siehe übrigens Manches, was hierher gehört, schon oben bei Gelegenheit von *Beattie* (II. zu Anfang) von uns bemerkt.

Das Neutrum, welches, außer den indogermanischen Sprachen, sich äußerst spätlich findet (s. Bindseil S. 301), zeichnet sich meist nur, in Uebereinstimmung mit seinem Wesen, durch Indifferenz (also wirkliche Neutralität) aus. z. B. durch Kürze (zuweilen selbst Kürzung) des thematischen Ausganges; durch Verrennung des Themas in den drei sogenannten gleichen

Gasus (den Voc. im Sanst. zuweilen ausgenommen) im Sing. ohne Flexionszeichen, mit Ausnahme derjenigen Fälle, wo dem flexuellen *s* (= Art. *sa m.*, *sā f.*) des Subjectuscasus oder Nom. gegenüber im Neutr. das auch für Acc. und Voc. mit geltende *t*, *d* (aus *sanst. tat = tō*), gegenwärtig unser *taufendes s*, oder wo zweitens noch der -*s* (*a-s*, griech. *o-s*, lat. *ō-s*, *u-s* II.) im Masc. gegenüber die Accusativendung -*m* (*a-m*, griech. *o-r*, lat. *o-m*, *u-m*) — weil nicht Subjecte, sondern Objecte bezeichnend — auch für den Nom. Neutr. steht; endlich dreitens durch häufiges Zusammenfallen mancher Kasus im Masc., — während anderer Sprachen, die es zu seinen eigenen Neutraleformen brachten, ihrem Begriffe nach neutrale Wörter gern dem weiblichen Geschlechte unterordneten. Das engere formale Anschließende des Neutrums aber in dem indogermanischen Sprachkreise an das Masculinum erklärt sich leicht aus dem Umstande, daß hier auch das Masc., grade als primär Befestetes, indifferentere Formen zeigt, als der Hauptgegenstand von ihm, das Femininum.

Dem Masculinum unterliegt es keinem Zweifel, daß es als *sexus potior* in den Sprachen den Vorrang behauptet. Mit geringen Ausnahmen<sup>21)</sup> moviert sich das Femininum aus dem Masculinum, nicht umgekehrt. Daraus fließt dann für ersteres die Nothigung, eben seine Ausschreibung aus letzterem durch einen lautlichen Unterschied faßbar und kenntlich zu machen, keineswegs aber rückwärtend auch für das Masc., welches schon durch sein Beharren bei der ursprünglichen Form einen negativen Einbeziehungskarakter von

der positiv abgewichenen Femininalform gewinnt. Ganz so, wie oft der rein thematische Nominativ erst durch die obliquen Kasus; der Sing. durch die mehrertheiligen Zahlen; der Indicativ durch die Wohl der Möglichkeit, wirklich als solcher, d. h. in ihrem Unterschiede von den Gegenständen, hervortreten. In aller Strenge also hätte nur das Femininum einen sprachlichen Geschlechtscharakter. Allein die Ausbildung des Gegensatzes zwischen Masc. und Fem. ist im Großen als eine gleichzeitige und durch Wechselwirkung zu Stande kommende aufzufassen, wenigstens im Einzelnen wahr bleibt, daß dem Masc. das Fem. gewissermaßen als dessen Nachfluß, in der Zeit nachfolgt. Leicht erhebt, wie zu bloßer Auseinanderhaltung zweier Sprachformen, die einander begrifflich berühren, fast jedes beliebige Lautzeichen genügen könnte, vorausgesetzt, daß man sich über dessen Gebrauch, sei es stillschweigend oder durch ausdrückliche Ueberschrift, einigsetzt hätte. Jedoch, um zu solcher Einigung zu kommen, wird irgend ein Eigentümliches vorhanden sein müssen, das zu der bestimmten, übrigens nichts weniger als durch Rathschöpfung zu Stande gebrachten Wahl treibe. Man stelle sich insofern die Wahl nicht grade als durch einen *schlethin* und *objectio* notwendigen, wenn auch natürlichen Zusammenhang des Zeichens mit dem zu Bezeichnenden bedingt vor. Erst wäre weiter überhaupt eine Wahl, noch die historische erweisliche Verwendung bald verschiedener Zeichen für dasselbe, bald eines einzigen für Ungleiches möglich. Im Sanskrit unterzeichnen sich *ā*, *ā*. Die *Patronymia*, meist in Begleitung von Ableitungssuffixen, zuweilen insofern auch ganz allein durch jenen häßlichen Nachdruck, *Uddibhi* geheißen, den man auf den Vocal legt, von ihren Primitiven. Nach ähnlichem Principe erhalten die ersten Personalpronomen des Verbums durch Steigerung des Vindervocals *a* zu *ā* eine, zu ihrer, gleichsam selbstständigen Charakterisirung mitwirkende Ausschmückung vor den beiden übrigen Personen. Ebenso verhält sich der indirecte Voculus, *et* genannt; zum Indicativ: *ā : ā*; wie auch im Griech. der Conj. langen Vindervocal dem kurzen des Indicativs gegenübersteht. Lauter Fälle, in denen kein anderer Zwang zur Annahme der gewählten Kennzeichen waltete, als nur der, die secundäre Form von der primären irgend wie zu unterscheiden. Höchstens ließ man sich die am leichtesten, und doch sicher, das Ziel treffenden Mittel nicht entgehen. Das Sanskrit und seine Verwandte pflegen nicht immer, vergl. den qualitativen Ablaut: *Band*, *Bund*; *Zant*, *Zunt*; *tō-v* aus *u-f.* w.) das quantitatativ neubende Bildungsprincip vorzuziehen; sonst hätte auch, wie z. B. häufiger im Semitischen, bloß qualitativer Lautwechsel dieselben Dienste leisten können. Nicht anders thut sich auch das weibliche Geschlecht im Sanskrit genöthigt (anderrwärts in der Regel mehr veranlaßt) durch Lautschwächung des thematischen Ausgangs, nämlich *ā*, *i* (*ā. yā*), *u* (auch im Griech. *u* meistens *kom*) vor den männlich-neutralen Endungen *a*, *ja*, *u* (u auch zuweilen *kom*) hervor. Nach Hindis's Auffassung wäre die zweite Vocalreihe, als rascher, lebendiger, für das Masc., die erste

21) Dem Einsteine nach wol nur bezüglich der Thiernamen (Vindil. G. 657 und f. oben), um aus weiblichen Epistola eine Benennung für das männliche Thier zu erhalten. Aber auch z. B. *wilther*, engl. *wildower*, aus *wiltter*, engl. *wildow*, was, hätte man noch die Etymologie des Wortes im Gedächtnis, ein lächerlicher Widerspruch gewesen wäre. Sozist nämlich im Sanskrit *andharā* eine Frau bezeichnend, deren Mann noch am Leben ist, besagt *vidhārā* das Gegenbild. Beide haben *dharā* (Bewohnen) in sich mit *sa* (mit) und *ri* (ohne). Daher, wenn es z. B. *Plant. Merc.* 4, 6, 13 heißt: *Facim, plura erit sint vidui quam ovis mulieres*, was dies nur zu einer Zeit und in einem Bionie möglich, wo vergessen werden, *viduā*, *vidua*, ist: *sua marito*, was natürlich auf seinen *viduā* (beschäftigt in einer ungemün schmeiglichen Weise) poßt. Uebrigens lag ja auch viel näher, für eine verlassene Witwe zuerst ein Wort zu schaffen, als für den Witwer. Lok. Pathol. p. 2. (Bergl. z. B. *Witwen*, aber keine Witweressen). — In Hannover gibt es eine *Wetlin*, nach einem doppelten Gewand möglich ist. General, weil dort der höchste Grad im Titel „Wit zu Vacum“ steht, als Protektion ihm aber das Privilegium nicht verheißt ist. Dann aber, außer sachlich, zweitens freilich um deswillen, weil der *Wetlin* auch die Frauen an dem Titel des Mannes Theil nehmen zu lassen für nöthig hält (Frau Pastorin, Doctorin u. l. w.). Daher nun aber auch ein Unterschied zwischen *Wetlin*, als der bloßen Frau des Wdt, und der unverheirateten *Wetlin* (Abbassina), die in Konventsklöster mit verheiratheten Abkömmlinge besteht ist, als der *Wet* (*abbas*) in Mannsklöstern. Der deutsche Umgang in *Wetlin*-in wäre freilich eigentlich Ueberschuß, oder, genauer genommen, noch überflüssiger das fremde lateinische oder ursprünglich gleiches, wie wir insofern auch der Germanen, z. B. *Wetlin*-isch, *Eparkon*-isch, und lächerlicherweise der ausländischen Zwischenformen ungenügend.

als Träger, unlebenbiger, für das Fem. geeigneter. Wir haben hiegegen, außer unseren eben gemachten Einwendungen (s. auch II. zu Anfange), noch dies zu erinnern, daß sich die kurz zuvor anderen Gebieten abgeborgten Formunterzeichnungen aus denselben Principe müßten erklären lassen, was ohne Willkür nicht anginge.

Bindfeil hat, wie vorhin bemerkt, den Unterschied des bloß geschichtlichen, an sich zwecklosen Lautwandels von dem, zu absichtlicher Beziehung verwendeten nicht gehörend berücksichtigte, und ist dadurch einer, insbesondere für unvollkommen gefasste Sprachen höchst schwierigen Arbeit aus dem Wege gegangen, durch deren glückliche Ausführung die feine Würde haben bedeutend gewinnen müssen. Wie viel unwillkürliche, wenn auch selten ganz gefloßene Lautveränderung gibt es in den Sprachen! Diese hat geistig gar keine oder nur geringe Bedeutung, und der Irrthum, welcher sie mit der vom Geiste zu geistigen Zwecken erzeugten Lautveränderung in einen Rang setzt. Der deutsche Umlaut, z. B. in *gäste*: *gast*; *wäre*: *war*, hat keinen dynamischen Werth, sondern ist, weil auf Annäherung zu einem in der Endung verstrittenen i beruhend, rein phonetischer Natur. Es ist nichts als trügerischer Schein oder bloße Annäherung, wo er jetzt zwischen zwei Formen, z. B. *väter* (abd. *futura*, *fatara*, mhd. in einzelnen Handschriften *veler*, Grimm I, 686): *vater* (abd. *fater*, Grass III, 375) dem alleinigen Unterschiede macht — lat. *pateres*: *pater*. Die Sprache bezweckt durch Umlautung nichts weniger als Beziehung etwas des Plur. oder Conj. Der Umlaut hatte lediglich in lautlichen Verhältnissen seine Quelle; aber als Nachwirkung solcher, die den Plur. oder Conj. bedingten, bei Untergang oder Verdunkelung der wahrhaften Plural- und Conjunctionszeichen übernahm er hier und dort mißbräuchlich eine Rolle, die ihm nicht zukommt. Wollte nun Jemand, dies nicht beachtend, im Franz. *veuf*: *veuve*; *loup*: *louve*; *blanc*: *blanche*, Verschiedenheit der consonantischen Lautstärke, oder wegen *u*, *une*; *bon*, *bonne* u. ä. die Pronuntiationsverschiedenheit des Vocales und Consonanten unter den Beziehungsmaßstaben des Geschlechts nennen, so wäre er leicht durch den geschichtlichen Hinweis auf das Latein zum Schweigen zu bringen. Das Masc. ward hinten apostrophirt, der Ausgang liebt aber harte Consonanten — vergl. mhd. *wie*, *weges*; *balc*, *balges*; *knof*, *knere* (ungula); *grunt*, *gründe*; *korp*, *körbe*, und auch bei uns Verschiedenheit einer auf nachfolgendem Vocal gleich, schwimmenden Media, z. B. *rades*, im Rom. *rât*; *wege*, *R. wech* u. s. w.; umgekehrt der Inlaut — also hier das Fem. — weiche. Dazu andere Veränderungen, wie *vieu* (vor Voc.), *vieux* (vetulus): *vieille* (vetula). Dem geschichtlichen Charakter ist hier Nichts mehr übrig, außer dem stimmen e, ein schwacher Ueberrest des lat. *a*. — Wenn nun zufolge S. 548 u. 560 Conf. und Voc. den sexualen Gegensatz bilden sollen, so ist dies nicht einmal immer dem Laute nach richtig. Portug. *bom*, *bão* dgl. steht ja nicht etwa *a* dem *a* gegenüber; vielmehr ist das hier Nichts als einfache Kürzung aus *bonus*, während das Fem. an dem bedeut-

samen Femininalcharakter *a* der Ursprache festhielt, den Nasal aber mouillirte. Uebrigens haben die romanischen Sprachen manche Femininalbildungen, entweder wenn sie unlateinisch waren, erst lateinischen Mustern anbequem, oder andere Male, wo das Latein sie nicht besaß, erst nachgeschaffen, wie z. B. *molle* aus *mol*, *mou* (mollis), port. *commua* (communis f.), rhotom. Fem. *quala* neben Masc. *qual* (qualis) S. 508 das feminine *-a* sich erst aneigneten. Malach. *el et*, ja (bei Duzy ea) sie u. f. w. beweisen gar Nichts, da auch das Masc. Formen ohne *i* zeigt, z. B. *ei* (lat. *ei*), und entweder eine Rührung des lat. *i* mit ille eintrat, oder, was im Malach. so oft vorkommt, z. B. *mie* (wille), *i* sich verdrängen ließ. — Ganz ähnlich verhält es sich mit dem slavischen Nom. auf *ъ* und *а*, aus deren Behandlung sich Schleicher hinter seinen „Sprachen Europa's“, in I. Anhang ganz eigentlich ein Geschäft macht. Jene erheben mit hartem und abgekumpfterm Schlusslaute weisen gewöhnlich auf Masc. hin, aus dem Grunde, weil die sanfter. Masculinarendung *a-s* abfiel. Vergl. *мъръ*, sanstr. *gltas*, lith. *gytas* mit franz. *vif* aus lat. *vivus*. Auch *мръ*, sanstr. *anyas*, lat. *alius*, also auch statt *ya-s*, allein mit Uebergehen des *y* in den Stamm. Ferner *мръ*, lith. *medus*, sanstr. *madhu* Honig. Schleicher, Formenl. S. 41. Dagegen mouilliren sich auch, und fem. i-Stämme im Nom. (*ъ* *i-s*) zu *-ъ*, wie *form-ъ*, lat. *hostis*; Fem. *memoria* (memoria), sanstr. *matia*, Cnissius Nom. *mentis* f. mens. Desgleichen *ъ* *yas* (vergl. sanstr. *manushya* m. Mensch, *manush* f. Frau), z. B. *еръ* *sp* ganz wie lat. *vitruvius*. Formenl. S. 221. Dies erklärt das Ueberwiegen der Endung *-ъ* als Masc. vor den Wörtern auf *-ъ*, deren ein guter Theil wenigstens feminal ist, und wenn Bindfeil S. 541. 557. 558 dieses somit erst gewordenen Gegensatz als einen gleichsam zum Beweise sexualer Untercheidung beachtigten darstellt, muß ich seiner Ansicht entgegenreten.

Wiederum wollen wir auch der Umlaut S. 551 oder die consonantische Lautpermutation S. 557 aus leitlichen Randarten noch nicht als beweisend zu Sinne. Gewiß sind z. B. *Welsh* *hun*, *hunn* (is), fem. *hon*, *honn*, ventr. (et plur.) *hyn*, *hynn*, Zeug p. 398, oder *eren* (rotundus), *eron* (rotunda) p. 18 merkwürdig genug. Es wäre aber erst schlagend darzutun, daß solche Umlautung wirklich dem Genus gelte und nicht als ein bloß zufälliges nebenher laufe. Zu derartigen Verdachte ist Grund vorhanden, wenn man sieht, wie in leitischen Sprachen gleichwie in germanischen, zur Umlautung oft bloße Auserlichkeiten einwirkten, als z. B. *rainne* (partus) von *rann* (pars) p. 6, *baulla* (membra; eg. *bals*) p. 7, *mar* (mare, hinten das *e* aus *i*, vergl. *muri-a*) p. 16, *Basbret* an *mib* (le fil), pl. ar *mipica* (les fils); *al léstr* (le vaisseau), *al listri* (les vaisseaux) Legon. p. 36, *foré* Fource, pl. *feré* hier, *des fourches* (furcae) u. f. w. ihre Vocalabänderung unter der assimilirenden Kraft eines nachfolgenden Vocales erführen. — Ferner, es ist wahr, bemerkt Legonidee p. 13 vom Basbret: „Après les articles

ar ou am, le, la, err ou emm, an, une, les lettres suivantes se permuent B, K, G, GW, M, P, T. En général, après l'article, les lettres que je viens de nommer ne se permuent que dans les substantifs du genre féminin. Il faut en excepter le K, qui se change en aspiration forte dans les substantifs masculins.“ Also f. B. kl Hund, ar c'hi der Hund, err c'hi ein Hund, woegen karek, jument, ar gozek, la jument, err gozek, une jument; ar vamm die Mutter, von vamm. Dann f. B. he sein Rücken, aber h'echein ihr (der Frau) Rücken (aus kein); h'e dëd seine Zunge, h'e zëd ihr Zunge (aus tëd) p. 23 seq. Was will das aber sagen, wenn diese rathselhafte Consonantenumbiegung im Anlaute, welche in den keltischen Sprachen eine so wichtige Rolle spielt, sich nicht blos auf das Nomen einschränkt, sondern sich auch auf das Verbum ausdehnt? Sedann erstreckt sie sich innerhals des Nomens nichts weniger als auf das Fem. f. B. Paul (Paul), da Baol (h Paul) p. 37. Ho preir (aus breir) Votre frère p. 24. So fernar haben hinter dem Artikel ar die männlichen Subst. im Sing. den schwachen, im Plur. den starken Laut; während bei Fem. (also allerdings mit einem Gegensatz) das Umgekehrte stattfindet. Ar Brëtoun, le Breton, ar Vretonned, les Bretons; aber ar réol, la cuve, ar beolion, les caves. Ar miliner, le meunier (molinarius), ar vilinciner, les meuniers; allein ar rôger, la maraill, lat. maceria, pl. ar môgerion p. 30. Trotzdem besteht hinter folgenden Zahlwörtern, seien es nun männliche (2. daon, 3. tri, 4. pevar) oder weibliche Formen (dion, teir, peder)<sup>22)</sup>, kein Unterschied in der Anwendung des Lautwechsels. Man sagt f. B. dion vere'h Deux filles (aus vere'h) grade so, wie daon rab Deux fils (aus mah); und es stehen tri c'hi Trois chieus, und teir c'kiez Troia chieueus gleichmäßig neben einander. Vergl. über diese schwierigen Verhältnisse Bopp, Die Keltischen Sprachen. 1839.

Durch das viele zweideutige Zerfallen in Unterabtheilungen hat sich Bindseil verketten lassen, oft die

22) Auch im Sanskr. hört von 5 an bei den Einern Geschlechtsunterscheidung auf. Man hat aber was dion, teir, peder noch als Spuren der sanskr. Fem. edr, tieras, cataras zu betrachten neben den Masc. drau, trayas, cataras. Hieraus erhellt sich, warum peder hinter d keinen Labial hat, wol aber pevar, das sich zu pevar, tr. celhir zu p. 324 verhält, wie agl. seover, abd. kor, unke vier zu gotth. fieder, als welches noch nicht an der Wute Einschiebung erlitt. Ebenso lat. uvaris f. sanskr. vrdas. — Hieraus erkennt man auch leicht das Richtige eines vermeintlichen Gewissensgesprächs zwischen r — s bei Bindf. p. 544. Offenbar ist es nicht wahr, als ob die Fig. r hinter sei als der Bindlaut, wozon f. B. sanskr. und lat. f. B. patir vor 1, aber patir vor d, vor Bealen und anderen weichen Buchstaben; lat. minoras, aber minusculeas, oneratas, aber onustas u. f. w.) hundertfältig das Gegentheil bezugen. Außerdem im Prakrit c'atidra m. und c'atand (unrichtig c'atand mit Doppel-c beim Verh.) f. beruhen darauf, daß jenes aus dem Sanskrit-Zahlworte m. c'atidras, letzteres aus cataras, übrigens durch ganz verkehrte Assimilation, umgeformt wurden. — Was von ap — ag, lat. or — us u. f. w. als vermeintlichen Gegensätzen behauptet wird, hat vollends keine innere Wahrheit.

selben, blos mundartlich abweichende und zuweilen auch wol nur durch ungenau Schreibung verderbte Wörter unter ganz verschiedene Kategorien zu vertheilen, während doch der ursprüngliche Gegensatz nur ein einziger, d. h. der wahre, sein kann. f. B. S. 542 Fig. b-j: koba der, kaja die; S. 545 w-j: tschawo Knabe, tschaj Tochter; S. 547 b-i: job er, joi sie; tschabow Sohn, tschaj Tochter; S. 551 tschawo, fem. tsche (offenbar Nichts als zusammengez. aus tschaj); S. 556. 563 w, o (männl. Art.), i (weibl. Art.) u. f. w. Von allen diesen Antithesen ist schwerlich mehr als eine (o-i) brauchbar; aber selbst diese schwindet zu Nichts, wenn wir die, womit sie correspondirt, sanskr. nach besonderen Lautregeln ö im Nom. des Masc. f. a-s (griech. o-s; also mit a, nicht ö, als wahrhafter Maskulinarendung) und Fem. i in Betracht ziehen. Im Zigeun. sagt man: pielo rom (es trinkt ein Mann) pieli romni (es trinkt eine Frau) S. 542. Ohne alle Frage stammt piela (so soll es auch für beide Geschlechter gleichschäftlich lauten) vom sanskr. pl, trinken. Das Suff. hält Grassfunder S. 32 für pronominal. Mag sein; aber jenes, participial aufzufassende Wort (f. oben) stimmt deutlich zu dem ganz analogen Gebrauche im Slavischen, f. B. poln. pil m., pila f. (hier jedoch Suff. — sanskr. ä und nicht i), pito n., was eig. Partic. aus pie trinken. Ganz so hat für poln. byl, a, o auch das sanskr. bharill m., a (wenigstens analogiegemäß auch f) f., am n. (seind), woraus bengal. hoillam (jétais) Schleierm. l'Insl. p. 65 entspringt. Im Hindubukani hat sich der Gegensatz (versteht sich, hier immer nur vom Nomina-tiv zu reden) ein klein wenig anders gestaltet. Nämlich ä lautet dieser Kasus m. f. ö, wie im Prakrit der Rom. derrer mit kurzem ä im Thema ohne Einschränkung; im Sanskr., außer a-s, je nach den Umständen bald ö bald ä, d. h. mit Visarga. Außerdem im Fem. i S. 567 sa, wonach S. 541 zu berichtigen war. Es heißt f. B. hindub. bittä Sohn, sanskr. putrö; bittä Tochter, sanskr. putri. Vergl. G. de Tassy. Rudim. p. 37: بيتى, m. بيتى, f. (t mit vier Punkten, also cerebral). Ferner merra, i, Fig. miro, i (meus, a), kummarra, i, Fig. muro, i (noster, a) und tummarra, i, Fig. votre (de vous), Tassy p. 40. Append. p. 58, Fig. tumaro, i — welchen Formen hind.

هم (wir), tumê, ihr, prafr. amê (sanskr. asmê in den Vedn), tumê (also vom Sing. tu, und abweichend vom Ved. yushme) zum Grunde liegen<sup>23)</sup>.

23) Bischof Grassfunder (doch vergl. meine Fig. 1, 210) verwechselt die Geschlechtsunterschiede sogar auf den Comparativ vor dessen Suff., f. B. puro-der m., Rem. puri-der älter, was zu Bopp. Gr. crit. t. 249. Besf. Gr. f. 605 stimmt. Technisch also, wie in griechischen Epigrammen xwpowépa, xwpowépa als von Femininalformen gebildet vorkommen. Wuttm. Ausf. Gr. f. 66. Ann. d. Aus. Wv. (däwérop) oder aus dem abd. germanischen Locali entstandene Bildungen, wie xwpowérop, xwpowérop (wuz); vergl. xwpowérop aus xero, clancum als Dem. im Neutr., obgleich clam etc. fem. (seint), proptor (prope).





die letztere Ansicht läßt sich schon dies anführen, daß man in seiner indogermanischen Sprache mehr, war es hinter den genannten Endungen vorhanden, dem -s noch begegnet, während an andern Orten? z. B. hinter Consonanten, noch viel öfter das -s vorhanden ist, als, aus der Flucht vor mehrconsonantigem Wortausgange, sogar im Consonit. Außerdem erbielt das Fem. durch die Vocalanschwellung bereits - der Natur des Weibes entgegen - ein so großes Uebergewicht der Lautstärke über die im Masc. kurze Masculiniform, daß ein feinführender Instinct, die letztere durch Wegzug eines Consonanten am Fem. gewissermaßen dafür schädlos zu halten, dem Antriebe recht wol nachgeben mochte. Ferner, wenn das recht eigentlich persönliche, und durch Wegfall des Vocales (Pron. *tu m.*, *sū f.* - Neutr. *tad* = *h, rō*) in sich unterschiedlos gewordene Nominativ -s lediglich an Masc. und Fem. (b. h. real oder ideal Geschlechtlichem) zugelassen wurde, dagegen dem Neutrum, als Ungeschlechtigem, ohne Ausnahme verschlossen blieb: kein Wunder dann, sage ich, daß wieder, zweitens, bei den ausgesprochenen Geschlechtsausgängen, wie eben *ū* (neben *ā-s m.*), *i* statt *yā*, auch griech. *ω*, man Weglassen des -s als andres, ob schon vernünftigen Hilfsmittel zu charakteristischer Auszeichnung des in dem vocalischen (also freilich nur an dem weiblichen und gleichsam weiblicheren Theile) quantitativ stärkeren Feminalsuffixes gleichfalls willig ergriff und, wenigstens für diesen Fall mit dem, absetzen des Bisilbtautes energiegelohren Masc. in zweisilbigen Contrast stellte. - Wiederaufgeben eines Vortheils dagegen muß man in Formen anerkennen, welche, wie *regēgēgēra* *Zeig*, *ēgēgēnu* u. a., sowie, außer wo man gelehrter Weise sich an das Griechische anschloß, im Lat. durchweg *u*: *scriba*, *conviva*, *Persa*, *Geta* u. f. w. (Bentley, Opp. ed. Lips. p. 517 sq.), auch diesen Rest der Masculinartrecht von sich abtrennten. Es ist auffallig genug, daß auch Lith. und Lett. unter den Subst. auf *a* oder *e*, welche der Regel nach Fem. sind, ausnahmsweise einige Masc. haben, ebenfalls als ohne *s*, was sonst dem Masculinarnominative (außer -*is*, *piemū*, Gen. *piemienio* Hirtenjunge, vergl. *nojiū*) nicht abhand gekommen. So *koznawdja* Prediger, *walczynia* Fuhrmann, *skrybale* aus dem Teufchen: (Schreiber), *Noś* Noah, d. h. Amtbenennungen und Personennamen (Milde, Gramm. S. 21. 32.) im Lith., und einige auf -*a*, die sittliche und körperliche Fehler anzeigen und daher zum Theil als Schimpfwörter gebraucht werden, z. B. *sslepkawa* Mörder, in, *nejscha* einsilbiger Mensch, *utka* m. f. Lausangel, von *ut* f. Laus. Rosenberger S. 42. Nr. 2, Diefelberg S. 42, andere wenige auf -*e*, z. B. *bande* Büttel, *waggare* Hofställe, darunter auch ausländische, wie *akrate* Arzt, *kaptaine* Capitain, *superdente* Superintendent. Diefelberg S. 57. Diese Ausnahmen abgerechnet, find hier alle im Nominativ vocalisch auslautende Nomina (denn ein Neutrum gibt es nicht) Feminina. Nämlich Lith. *a* = sanskr. *ā*, z. B. *rankā* Sand; -*ia* (sanskr. *yā*), z. B. *wyniczia* Weinberg; auch -*i*, außer Adj.

satzen, z. B. *marti* Braut, *pati* Ehegattin (sanskr. *patni*) von *pal's* (sanskr. *patis*), was Sanskr. *i* sein muß, entsprechend dem Rast. *is* oder *ys*, Gen. *io*, was nicht = sanskr. *i-s*, dem vielmehr *is*, *iēs*, z. B. *akis* Auge, *awis* Schaf entspricht, sondern *ya-s*, Griech. *io-c*, Lat. *iu-s*. Zuletzt -*e* Decl. III. (abgesehen vom apostrophirten *e*, Gen. *erie's*, z. B. *duktē* Tochter, sanskr. *duhitā*, in Decl. V.) entspricht nach Dopp auch Sanskritischem -*yā*, wie im Lat. z. B. *materies* V. neben *materia* in I. steht. Die Richtigkeit dieser Annahme erhellt aber unter Anderem aus dem Entstehen der Namen *Pimmē* (Euphemia) und *Urte* (Dorothea); oder lith. *kuknē*, poln. *kuchnia*, russ. *кухня* Küche (*coquina*). Im Adj. der Comparativ auf -*esne* f. (z. B. *geresne* die bessere) conform mit -*esnis* m., indem *e* für -*yā*, *is* für -*yas* im Sanskr. zu halten ist. - Im Lettischen dient aber -*e* häufig zur Notion. Von *tals* (z. B. *makzītals* Lehrer<sup>25)</sup>, Fem. *taja*; *cis* (z. B. *dewcis* Orden), Fem. *ci*. Aber *aus*, f. *cne*, wie *brahlaus*, *cne* Brudersohn, Bruderschter; *ineeks*, z. B. darbhineeks Arbeiter, Fem. (mit gewöhnlichem Wechsel) *ineeze*; *ulis* z. B. melkulis Lügner, Fem. *ule*: *eklis*, Fem. *ekle*, z. B. makzēlis, makzēle Schüler, in. Also meistens zu Masc. auf *is*, und folglich mit *i* in sich. „Dem männlichen Geschlechte gehört die Consonantenendung an, und dem weiblichen die Vocalendung, mit Ausnahme einiger Wörter und der Feminina auf untrein *a*.“ Diefelberg S. 27. 32. - Bei den Balaschen enden gleichfalls die Fem. auf Vocale: *a*, *e*, *h*, *u*, *a*, *Glemenē*, Sprach. S. 16, während die Masc. S. 15 auf Consonanten ausgehen, oder auf die Vocale *a*, z. B. *awuempis* (capistrum), *cus* Basal (aus socius), und *ū*, z. B. *awupipis* (pecorarius) Schaf; zum Theil auf *e*, zumal nach Blazewicz S. 9 folgend, die aus der lat. III. durch Zufall dieses *e*, z. B. *dinto* Zahn, entstanden sind. Man sieht, das Masc. war in der Regel größerer Abkürzung ausgeführt, als das Fem., welches durch Beibehaltung seines, ursprünglichen langen Vocalausganges, oder durch spätere Annahme desselben, in den romanischen Sprachen überhaupt, ein charakteristisches Unterscheidungszeichen vom Masc. erhielt, das nur selten trägt. - Im Teutschen erhielt sich zum Theil der Vocal im Fem. z. B. *guter*, *e*, *es*; *heerde*, aber *kirt*; *bürde* u. f. w., indessen auch -*in* f., jetzt ohne Vocal hinten.

Auch selbst, wo kein neues Bildungsprinzip in den Mundarten aufsticht, sondern nur das alte beibehalten wird, so sehr es sich unter unmerklichem Lautwechsel versteckt mag, hat die Rhythmisirung der verschiedenen mundartlichen Abweichungen ihr Interesse, sobald der Nachweis damit verbunden ist, daß solch bun-

<sup>25)</sup> Lith. *-tals*, z. B. *aiyiktajis* Schüler, *redamptor* Milde S. 28; griech. *-ras*, *-rys*, z. B. *megarys*, was man unübersehbare mit -*rys* fast identischen wähen. Diefelberg S. 612. 616. Da diese Wörter, gleich denen auf *is*, Gen. *io*, griech. *ios*, wol, flüchtig werden, ist wahrscheinlich, daß -*ras*, *-rys*, Gen. *rao*, *ra*, vor, ein *zeta* ausgefallen haben, wie das Fem. *adrya* zu *idrya*, *adrya* einschwand. Daher dann auch wol mit *riō*, z. B. *deonāris*, im Fem.

tes Farbenspiel eben kein anderes sei als der Gaultschin an Eisenblasen, trotz welchem aber die weissenhafte Wirklichkeit noch immer dieselbe blieb. Zu diesem Zwecke aber waren von Windheil besser diejenigen Erscheinungen rücksichtlich der Geschlechtsbezeichnung, welche, bei näherer Prüfung, nur der flimmernde Abglanz einer einzigen wahrhaften sind, nach den Sprachstämmen (indogerm., sem.) zusammengehalten, als daß wir sie jetzt, nach dem äußern Scheine geordnet oder vielmehr misgeordnet, aus den entlegenen Winkeln uns zusammenlesen müssen. Windheil führt z. B. die mundartlichen Varianten zu dem sanfr. Urgegengesatz *a-s m.*, *ä f.* an sehr verschiedener Stelle auf. Schwierlich doch kann er meinen, daß Griech. *o-c m.*, *u* und durch dialektische Veränderung *u f.*, lat. *u-s* (in Decl. II. vom *u-s* in IV. mit ursprünglichem *u* grundverischiden) und *a*, sowie die von diesen thematischen Ausgängen (und um die kann es sich doch eigentlich auch nur handeln) abhängigen Lautverschiedenheiten in der Flexion, als *oi*, *ai*; *tois*, *tois*; *toi*, *ti* statt *ti* eine andere Bedeutung hätten, als Parallelen von dem sanfr. Grundgegengesatz *a-a* zu sein. Dieser mundartliche Lautwandel nun ist von der Geschlechtsbezeichnung vollkommen unabhängig, höchstens kann man sagen, er diene zur Beibehaltung und Fortführung der längst erworbenen Unterscheidung, nicht aber zu deren erneuter Herbeiführung. Daß kurzes *o* (lat. *u*) unabhägige Male, und nicht bloß im Rom., Sanfratsem kurzes *a* gegenübersteht, ist jetzt eine längst zu Gemeingut gewordene Wahrheit. Gleiches gilt von der Verwandlung der Schlussendung *as* zu *o* im Sanfr. unter gewissen Umständen. Wenn im Präsens neben *só* (aus *sa-s*) *m.* das Fem. *só* steht, auch vielleicht im Sanfr. je zuweilen, indem hier freilich *sa* (*h*) im Rom. häufiger, als mit dem Griech. *sal* *h* einverstanden, *sas* mit seinen Umwandlungen (*só*, *sah*): so trägt dieser Vokalunterschied nur einen schwindenden Geschlechtscharakter zur Schau, und beweist nicht, was Binds. S. 560 daraus folgert. Man könnte Vieles der Art, z. B. S. 560 — 562, als aller innern Wahrheit entbehrend, streichen. — Was ferner von lithauischen Adj. auf *-us*, Fem. i S. 551. 555. 569, gesagt wird, hält darum nicht Stich, weil die Feminisform, entsprechend dem Griech. *hóis* neben *hóis* (sanfr. *sráde-i f.*, *srádas m.*), in eine ganz andere (sem.) Declination übertragen wurde (Riedel S. 47), worüber man sich um so weniger zu wundern hat, als die lith. Adj. auf *-us* selbst im Wese. sich zuweilen in die Decl. der Adj. auf *-as* verziehen (Riedel, S. 48. Obs. 1). Ganz das Gleiche nimmt man im Lat. bei *suavis*, *brevis*, *levis* u. f. w. wahr, welche sämtlich, die Decl. IV. verlassend, in ein fremdes Lager übergangen. Ja im Abd. ist das starke Adj. in III. Decl. ebenfalls ausgefallen. Grimm, I. 729 z. B. *duani*, lat. *tenuis*. e. sanfr. *tanu-s*, Fem. *tani*, auch *tanus* und *tands*, Neutr. *tanu*.

Der Unterschied, welcher S. 571 zwischen innerer und äußerer Lautstärke, und S. 582. 583. 596. dergleichen zwischen innerer und äußerer Lebendigkeit

der Laute gemacht wird, scheint uns auch von keinem sonderlichen Gewichte in Bezug auf Geschlechtsunterscheidung; und wir wollen nur gestehen, daß uns auch hier Manches nicht haltbar bedünkt, was der, welcher den von uns aufgestellten und beleuchteten Gesichtspunkt im Auge behält, leicht herausfinden wird.

Bei der letzten Art der Geschlechtsbezeichnung, nämlich mittels Suffixen oder anderer Affirmativen, wollen wir uns nicht allzu lange aufhalten. Insuper ist eine der schon besprochenen Endungen (z. B. *regina* hinten mit *a*) einschließend, war schon von ihnen die Rede. Die andern aber, wo dies nicht der Fall (z. B. griech. *-o*, Rom. *-ic*), verlangten eine Durchmusterung sämtlicher Ableitungssuffixe nach Form und Bedeutung, um zu entscheidenden Ergebnissen zu gelangen. Eine Untersuchung, die nothwendig weit von unserm gegenwärtig enger gesteckten Ziele abführt. So viel ist aber klar, soll Aufklärung von Geschlechtsregeln nach der Endung einen Sinn haben und von wissenschaftlichem Gehalte sein: dann muß man die Themen der mit sicherer Hand abgelesenen Suffixe in ihrer vollen Wahrheit und Reinheit sich vor Augen stellen, nicht in der getrübbelten Gestalt, welche es nur geben kann, im Rominativ. Gleiche Setzungen von Begriffen, wenigstens im Sinne der jedesmaligen Sprache, find unter einem gleichen Bildungsmittel, z. B. Suffixen, zusammengefaßt. Kein Wunder, wenn ein solches Suffix dann durchweg, oder fast ohne Ausnahme, vom Sprachgenus mit einem gleichen Geschlechtscharakter bewertet werden. Es kann aber auch der Fall sein, daß es sich innerhalb eines, im Uebrigen begrifflich analogen und formell gleichartigen Suffixe doch wiederum je nach gewissen Gesichtspunkten von Spaltungen geschlechtlicher Art handelt. So z. B. gehören Suff. *-tri* (*lar*), als *m.* und *-tr-i f.* als Romm. ag. (*actor*, *actrix*) bildend, aber anderseits auch das neutrale, meist Werkzeuge bedeutende *-tra n.*, als Sachbegriff gegenüber jenem Personenbegriffe, auf innigste etymologisch zusammen. Z. B. lat. *aratum* Werkzeug zum Pflügen. *Glaxor* Schauplatz, also: Ort, wo die Zuschauer zusammenkommen. Auch sanfr. *datrí* Geber, *datrí n.* das Gegebene, Geschenk, *donum*, *donor*. Werkwürdig genug, daß auch im Griechischen die Gliedmaßen, welche ja dem Körper als Werkzeuge dienen, zwar nicht Neutra sind, aber wol (weil das Neutrum hier fehlt) an deren Statt Fem. Gewalt z. 303.

Eine Dreitheil, wie sie auf dem Gebiete des Abjektivs häufig genug, beim Suft, wenigstens in gleich durchgeführter Weise, seltener ist. Die Zweitheil kommt natürlich öfter vor, und zwar bei jenem grammatischen Vorgange, den man mit dem Kunstausdruck der Notion belegt hat. Hierfür gibt es nun in den Sprachen, welche das Geschlecht grammatisch sondern, überall zahlreiche Bildungsweisen, oft aber selbst über das natürliche Geschlecht hinaus zu Abstraction grenzbarlich verwandelt oder sogenannter synonymem Substantivbegriffe, wie z. B. *tubus*, *a*: Rohr, Röhre u. f. f.

der Hochmuth, der Uebermuth, Kleinmuth, Unmuth, aber die Anmuth, Wehmuth, Schwermuth, auch (sonderbar genug) die Großmuth; endlich das Gemüth. (Sendungen der kurl. Ges. III. 126). Als Notion durch besondere Suffigierung z. B. im Galla (Kater, Proben S. 304), neben *abiko* Vater, *avliko* Mutter (wovon auffallender Weise das weibliche b dem Manne aufsteht gegen d für das Weib): Bruder *ubbelizs*, Schwester *ubbelitjs*; alter Mann *djersza*, altes Weib *djerszeitjs*; Sklave *djerbitla*, Sklavin *djerbitjs*. Bei Lutschke §. 180 *magaditscha* A merchant, *magaditi* A tradeswoman; *tumlu* A workman, *tumliti* A craftsman; *calitsha*, fem. *caliti* A certain sort of sacrificers. Das -ti wenigstens in scheinbarem Einvernehmen mit dem artikelartigen t bei den Verbernen.

— Ueber das Amharische f. Kobiger A. 2. S. 1842. Nr. 89. S. 102. — Beispiel eines ziemlich weitreichenden Notionsuffixes ist das übrigens im Latein sehr beschränkte -ina, z. B. in *regina* (sc. uxor), *gallina* neben dem ziemlich sonderbaren *gallus gallinaceus* (der zum Hühnergeschlecht gehörige Hahn). Wir ist dies aber nichts als elliptisch gebrauchtes Adjectivsuffix, wie *regia* (sc. domus uxor urbis), *ritulina* (sc. caro), *li-bertinus*. a u. f. w.; griech. Zellnamen: *kurj* (sc. domo) u. a. Griech. *ἡρώδης*, womit aber *ἡρώ*, z. B. *πανήρω* (aus *πανήδ* + *ρω*, wie *ἡδρω*) oder *ἡαρω*, *ἡαρω* aus, daher entnommen, lat. *leuena* Bindf. S. 613. 634., *polēdāwa* glf. Fem. zu *πόλεδός* (vergl. *plumbago*: *plumbum*), *quyāwa*, *quyāwa* (Fresshuhn) neben *quyāw*, *quyāw*, zur Unterscheidung. Zumal letzteres, das ich nicht, wie Bindseil will, aus *a-wa* entstehend glaube, sondern, schon der Endungen gemäß, diese Formen mit v bereits im Masculinisthema, wie *tekawra* von *tekāw*; *mlāwa*, *mlāwa*, *mlāwa* (d. h. *āw-āw*, *er-er*), nachgebildet. Sonst vergl. auch im Sanskr. *pūṣṭi* Herrin, *Gemālin* (*nāyika*, *nāyikā*) von *pati*. *Indrānī* von *indra* u. a. Nach diesem Muster nicht nur Zigeunerisch -ni (meine Ztg. I, 112), sondern auch im Hindustani, wovon der *Shaksp.*, Hindust. Diet. Beispiele vorkommen: *Besani* Frau von einem aus der *bais* (Vaigya-) -Kaste. *De'orani* Frau von des Mannes jüngerem Bruder (S. *derar*). *Yāni* Freundin, vom Pers. *yār* Freund. *Mallāni* Frau des Mulla. *Mughlāni* Mongolin, von *Mughal* A Mogul. *Pretāni* ein weiblicher Dämon, von *sanfr.* *prēta*. Von Thieren z. B. *sherni* Löwin, *āulsi* weibliches Kameel. Dann in germanischen Sprachen Königin, Freundin, Göttin, Köchin, von Eigennamen obert. z. B. Karschin, Wölfin u. f. w. Poln. *bog* Gott, *bo-gini* Göttin; *kancelerzyna* Gemahlin des Kanzler u. f. w. Lith. *karalėnė* Königin, *bojorėnė* Bojarin, Edelrau u. f. w. — Auch, jedoch eigentlich vertinnend, weshalb für das Fem. charakteristisch nur der vocalische Schluß, in romanischen Idiomen weibliche Namen, wie ital. *Guglielmīna*, *Paulina*, *Reg.* *Claudine*, *Pauline*, und daher die Klasse unserer, im Auslaute unteutscher Laupnamen, wie Wilhelmīne, Caroline, Petrine u. f. f.

— Zu solch seltsamer Gerübrnahme eines Suffixes

(ebenfalls seitlich unser *iren*) bietet griech. *ἰσση*, z. B. *πανήρω* (aus *πανήδ* + *ρω*), das in Folge einer sonderbaren Verletzung der Umstände durch das mittelalterliche Latein hindurch (Abbatissa, ducissa, episcopissa, i. e. *pellex* episcopi, *majorissa*, die Frau des major oder Meier I. Sal. p. 37) in den romanischen Sprachen, hauptsächlich freilich bei Burden, Ämtern, allein auch zuweilen bei Thierarten (z. B. ital. *poronessa*, *fr.* *duesse*), um sich griff, so selbst ins Engl. (z. B. *Mistress*, und gefügt *Miss*, wenn auch nicht mehr in der Gebrauchsweise — *fr.* *maitresse*) drang. — Ueber die romanische Notion f. Diez II, 240 sq. 302.

Wir haben uns bisher, mit besonderer Bezugnahme auf Hindf., welcher uns aber von nun an gänzlich verläßt, in die Anschauung der verschiedenen Physiognomien vertieft, welche die Geschlechter in den verschiedenen Sprachen zur Schau tragen. Wir könnten auch mit einem Bilde so sprechen: es wären die verschiedenen Männer- und Weibertrachten von uns durchmustert, womit die Weiber ihre Substantiv, und oft noch andere Wortklassen, bald mehr bald minder eifrig, oft gar nicht, umgaben. Die Tracht indessen beschrieblich sich nicht immer auf den bloßen Sexualunterschied. Oft ist sie verschieden je nach dem Alter. z. B. noch am indifferentesten in der frühesten Kindheit (vor dem ersten Hosen des Knaben); dann z. B. die toga virilis. Ob eine Frauensperson lebig oder verheirathet, ob Witwe u. f. w., wird ebenfalls durch besondere Abzeichen des Anzuges je nach verschiedner Volkssitte bemerklich gemacht. Der Stand, z. B. toga, trabes, sagum. Uniform, sammt besonderer Ehrenauszeichnung, streben abermals nach Unterschieden. Dann aber auch wohnt man in den Farben und im Schnitt je nach Mode, Geschmach u. f. w. Eine tiefe Symbolik der Farbe spricht sich z. B. in dem Schmerze der Trauer aus, während freilich die Chinesen diese Verneinung des Lichtes sich nicht erlauben, ihren Schmerz am Verstorbenen dadurch sinnbildlich mit auszudrücken. — Wenn derartige Verschiedenheiten in der Körperbedeckung des Menschen in zahlloser Menge herrschen: wie sollte man darob zu sehr erschauern, wird auch in dem Kleide das Gedankens, d. h. in der Sprache, die bunteste Mannichfaltigkeit der Ausdrucks- und Darstellungsweise gefunden?

D. Es blieb als Schlussheit unserer Betrachtung des Genuß der vierte zurück, worin wir die Bedeutung des Genuß in Erwägung zu nehmen haben, wo dieselbe sich jenseit der von der Natur gegebenen Grenzen der Geschlechtlichkeit, also selbstverständlich nicht mehr auf dem Boden der Wirklichkeit, sondern in Räumen und Gebieten einer idealen Anschauung bewegt und, fast scheint es so, zuweilen wie spielend und mit uns armen Schwächen von Sprachforschern muthwilligen Scherz treibend ergeht. Es ist gut, daß man zur Bezeichnung des grammatischen Geschlechts nach der lateinischen Kunstsprache sich des Ausdrucks: Genuß, nicht Erud, bedient. Denn letzteres bezeichnend allein, sich auch innerhalb dessen Grenzen haltend, das natürliche Geschlecht, was, wo überhaupt das Geschlecht, in den Sprachen,



verwandte Sprachen, mehr von einander abweichen, als in dieser, ja daß sogar die Differenz der Formen des Lebendigen und Leblosen in mehreren Sprachen gar keinen Ausdruck findet, die für den Unterschied der beiden natürlichen Geschlechter noch besondere Bezeichnungsformen haben [grade das Umgekehrte in amerikanischen Sprachen!]; ein Beweis, wie nachtheilig einer jeden organischen Entwicklung die Uebertragung eines, ihr noch so nahe verwandten, aber doch fremdartigen Elements werden müsse.“ Weiter wird von Stern bemerkt, daß dem Neutrum durch seinen lateinischen Namen, als Keins von Beiden, gegenüber von männlich und weiblich, insofern eine schiefe Stellung gegeben werde, daß „diese Bezeichnungsweise letztere als die beiden Hauptgeschlechter darstellt, und das sächliche gleichsam nur als ein Ausbittelsmittel für diejenigen Wörter, die sich in diese beiden Classen nicht mit einreihen ließen, während in der That das sächliche Geschlecht mit dem persönlichen die Hauptgeschlechter sind, und das weibliche nur die Vermittelung zwischen beiden.“ Wir wissen bereits, daß diese Argumentationen außerhalb des Indogermanismus, fast völligen Mangels von Neutralformen halber, auf gar keine Gültigkeit Anspruch machen kann. Auf dem genannten Gebiete sind wir nicht Willens, ihr alle Berechtigung abzuspüren. Uebrigens, die wenigen Fälle in Abzug gebracht, wo hier das Neutrum, seinem inneren Wesen zuwider, dennoch auf Lebendiges, oder gar Persönliches, Anwendung erleidet, dürfte bei ihm, wo man es gebraucht, im Grunde nie danach gefragt werden, warum man es gebraucht (denn bei Unlebendigem, Sächlichem oder rein Begrifflichem, kurzweg bei allem Geschlechtslosen, ist es ja begrifflich stets vollkommen an seinem Orte), sondern man sollte mehr (und das hat der Verstand oft gethan) die Frage so stellen, warum es nicht überall, wie jetzt meistens im Englischen, da steht, wo das natürliche Geschlecht aufhört? Es interessiert uns Gebrauch des Neutrums also eigentlich nur als Ausnahmefall, d. h. wo man Neutralformen nicht principiell abschneidend dem Sexuellen gegenüberstellt, sondern bald hier bald dort, folglich mehr sporadisch als massenhaft, das Neutrum unter Männer- und Weibereiche einsprengt, in welchen die Natur den Theilhabern Anspruch auf Geschlechtlichkeit so wenig verliehen hatte, als etwa Amazonen jenen auf männlichstes Verhaben. Also nur die, nicht an sich sexuelle, aber dem sexuellen Auseinander parallel gestellte Unterscheidung in den Sprachen ist es, welche unseren Forscherinn aufschauen und in einer, freilich des Erfolges nicht immer gleich sichern Thätigkeit erhalten kann. Auch, indem Erörterung (geschlechtlicher Flexionsformen auf das Eigenschaftswort), um Stern's Worte herüberzunehmen, „nur in der Paraiselisation desselben mit dem Substantivum ihren Grund hat.“ kann die Hauptfrage nur auf das Substantivum gehen.

Hierbei will ich aber einen Punkt noch ganz besonders wieder hervorheben. Geschlechtsbezeichnung ist eine qualitative Bestimmung der Substanz; während

die Numeri unter die Kategorie der Quantität, Kasus, als Verhältnisse angesehen, unter die der Relation fallen. Wichtig hat nun Stern erkannt, daß sich geschlechtliche Umformung eines Worts von der übrigen Flexion, wenigstens beim Substantiv, begrifflich dadurch unterscheidet, daß es nicht sowohl ein transitorisches und temporäres wechselndes, sondern ein bleibendes und dauerhaftes Moment in das Wort bringt. Das heißt, wie ich sagen würde, Gensbezeichnung fällt nicht eigentlich in das Gebiet der Flexion oder bloßer Wertumtöbung; nein, in das der Ableitung; d. h. also unter jenen Schöpfungsgact, wo irgend ein neuer Begriff seinen Ausdruck mittels eines neugeprägten Wortes erhält, letzteres aber gewöhnlich in der Weise sich bildet, daß man an altes Material ein unterscheidendes Afformativum hinten oder vorn heftet. Der wäre nicht z. B. *egni* (die Pferde, des Pferdes) eine bloß vorübergehende, vom verschiedenen Gebrauche in der Rede abhängige Umbildung des Begriffes: Pferd nach Zahl oder Verhältnis? Hingegen *egna*, wie z. B. im Keuschen das Wort Stute zeigen kann, ist eine Umwandlung, welche nicht bloß von außen an das Bezeichnete herankommt, vielmehr in das Innere seines Begriffes selbst eindringt, und unfehlbarfalls zwar nicht für eine neue Thiergattung den Namen hergibt, weil aber innerhalb dieser einen wesentlichen, ja einem zweiten, sonst gleichartigen Wesen polarisch entgegengesetzten Unterschied legt. Ich möchte nun Erweiterung der Geschlechtsunterscheidung über die, von der Natur gesteckten Grenzen hinaus im Allgemeinen als einen Vorgang ansehen, der hauptsächlich im Dienste der Wortableitung steht. Da nämlich all und jeden Begriff mit durchaus frischem Material zu bezeichnen der Sprache nicht allein unmöglich fällt, sondern ohnehin viele Begriffe als einander ähnlich oder auseinander stehend zur Anschauung bringen zu können, den Sprechenden sogar sehr erwünscht sein mußte: verfiel man, mit Ausnahme der höchstens zusammenstellenden Einföhrer, wol so ziemlich in allen Sprachen, auf die Ableitung, vermittelst welcher sich Wortverwandtschaften bilden, durch die auch Begriffsanalogien und Begriffsanalogien hervorgerufen zu lassen, in der Weisheit der Sprache liegt. Bei Charakteristik und Abtheilung von solcherlei Begriffsklassen aber kam der Ableitung, welche also gleichsam alten Wein, freilich um ihn anders zu milchen, auf neue Schläuche füllt, sogenannte geschlechtliche Unterscheidung noch als eine, bei scheinbar geringfügigem Gewichte, doch lebendig anschauliche und um deswillen doppelt willkommene Beihilfe zu statten. Durch sie wird immer noch eine vielleicht nur leise andeutende Färbung dem so bezeichneten Begriffe hinzugefügt, aber diese mag gleichwol nach Umständen von außerordentlicher Wirkung sein, etwa wie der eine oder andere Strich, irgend eine besondere Linie an einem Bilde. Und bildlich müssen wir dieserlei Geschlechtsbezeichnung auch heißen.

Vernünftiger Weise muß vorausgesetzt werden, daß alle z. B. mit wahrhaft demselben Suffixe versehene

Wörter, mindestens so lange irgend noch der Sprachsinn nach sicherem und ungetrübtem Instincte sie schuf, auch von sprachlicher, wenn schon nicht immer von streng logischer Seite Reihen von analogen Begriffen mittels eines solchen gleichartigen Suffixes zu bilden verbatte. Das durchzuführen wird freilich immer seine großen Schwierigkeiten haben. Bei Wörtern haben wir es ja nie mit reinen, und gleichsam mathematisch scharfen und abgeschnittenen Begriffen zu thun, sondern mit bald mehr bald minder klaren Vorstellungen, in die sich des Subjectiven unendlich viel einmischt. Aber das ist die principielle Forderung, welche man an die Wissenschaft zu stellen hat, den Gründen nachzuforschen, warum ein Wort dieser oder jener Analogie folgt. Ich schließe weiter. Wir können ferner nicht gut anders als annehmen, daß auch der jedesmaligen Geschlechtsähnlichkeit im Schooße einer bestimmten Sprache nicht absolute Willkür<sup>27)</sup> könne zum Grunde liegen. Die factisch ungeschlechtlichen Objecte mit dennoch geschlechtlichen Attributen, d. h. solchen, welchen sie mit dem wirklich Geschlechteten theilen, müssen da von dem jedesmal beteiligten Sprachgenius doch als in zwei Hauptklassen zerfallend betrachtet sein, mit einem Charakter, der zur einen Hälfte dem Männlichen, zur andern dem Weiblichen, wenigstens durch eingebildete, wo nicht durch wirkliche Analogie, entspricht. Das qualitative oder eigenschaftliche Vergleichsdritte aber (denn nur ein solches wäre gemeint) zwischen Sachen oder Begriffen einer-, und geschlechtlich-geordneten Wesen (Thieren, Personen) anderseits kann aber in der zu weiten Allgemeinheit der gesammten Summe von theils männlich, theils weiblich hingestellten Wörtern eben nur zu allgemein und deshalb blaß und verworren ausfallen; und noch allgemeiner mußte ein Urtheil gehalten werden, das über eine größere Anzahl von Sprachen wollte in Vauß und Bogen hinausgreifen. Auch könnte gewiß nicht ausbleiben, daß nach der Wirklichkeit gegebener Sprachen zum Deuteren jenes etwa aprioristische Urtheil Reformirung erlitt oder gar Aufhebung. Es wird daher nöthig, und zwar zum Theil namentlich an dem leitenden Faden bestimmter Classen von Begriffen (als z. B. Städtenamen, Bäume, Metalle; Abstracta; Collectiva; Werkzeuge u. s. w.) auch selbst unabhängig von abstrahierendem derivativen Behange der Substantien, zum andern Theile mit an dem grade des gleichartigen Behanges in den verschiedenen Sondergebieten der geschlechtlichen Sprachen nach den begrifflichen Anlässen zur Wahl, das eine Mal dieses, ein anderes Mal eines andern Geschlechtes vergleichend und gruppierend zu forschen. Eine

Sache, die, um zu einigermaßen durch eine reichere Erfahrung sichergestellten Ueberblicken zu gelangen, eine Durchsicht des gesammten Wörterbuchs nicht bloß von einer Sprache, sondern von möglichst vielen erheischt; und keine Arbeit von Einem Tage und Einem Menschen. Weil bei der Wahl der Geschlechter jenseit des Geschlechtes aber keine Nothwendigkeit waltete, sondern eine durch subjective Gründe bald hiehin bald dorthin gezogene Freiheit: käme allgemeine Coincidenz in der Gesammtheit geschlechtlicher Sprachen einem staunenswerthen Wunder gleich. Man hat jede einzelne Sprache auf etwaige Gleichheit oder Ungleichheit der Auffassung mit anderen anzusehen.

Eine Methode, die Frucht bringen soll, wird sich dabei mit Nutzen namentlich auch der Contrastirung bedienen, wie ja auch in der Synonymie die juxtaposition der opposita bekanntlich äußerst lehrreich zu sein pflegt. Man nehme nur das vielbesprochene Beispiel vom Helios als Sonnengotte und von der Luna als Göttin: *Vobis duabus et figuratoribus luna femina est. Anrob. 6, 196.* Anders bei den Einnwohnern von Garris, welche einen *Lanus* verehrten und bei uns Teufeln (s. Gabelenz, Goth. Gramm. S. 160); — welcher letzter Umstand begrifflicher Weise, z. B. einen Ueberseher, zur Verweisung bringen kann, will er etwa aus einer romanischen Sprache etwas in die unsrige übertragen, wo dort von einer Mondin, mit durchweg weiblichen Attributen, die Rede ist. Vergl. in Kuhn's Zeitschr. II, 121. — Aus leicht erklärlichem Grunde ist Gott, nämlich als eigentlich persönliches Wesen, im Gothischen *guth m.*, wogegen der Göze (idolum) mit dem verächtlicheren Neutrum (*gud*) vorlieh nehmen muß, gemäß mit, weil er oft im Bilde nur ein roher Klotz oder Stein, jedenfalls etwas Unlebendiges, sein mochte. Da haben wir einen synonymischen Unterschied, nämlich das Ungleiche im Ähnlichen, angezeigt durch verschiedenes Geschlecht. Diesen Unterschied macht Grimm. Allein wahrscheinlich muß man doch v. d. Gabelenz, Gramm. S. 159, beistimmen, der für das Gott. gleichen Gebrauch des Wortes *guth*, und ohne Unterscheidung des Sinnes und der Form, als Neutrum behauptet, wenn auch durch christlichen Einfluß dasselbe nachmals sei ins Masc. umgesetzt. — Wieder anderer Art ist, wenn man im Sanskrit *Brahman* alsbald männlich gebraucht, sobald die erste Gottheit der indischen Trias darunter verstanden wird, aber als ungeschlechtiges Neutrum, sobald man nicht den persönlichen Brahma, sondern aufsolge der pantheistischen Ansicht das Umrufen (*o deivā*), das *Al* überhaupt mit diesem Ausdruck bezeichnen will. Mit einem noch abstrakteren Worte, als etwa unser „das Absolute“ oder numen (als göttliches Winken), brauchte man dafür auch *Tat* (Es). „Die Gottheit“ ist natürlich die Zusammenfassung des göttlichen Wesens nach allen seinen „Eigenschaften“ wenn man so sprechen darf, in abstracto, griechisch *ἡ θεία*, gleichwie die Stoffe sogar eine *innere* schmiedeten, um dadurch die gesammte Natur, wodurch ein Pferd grade Pferd ist (gleich. die Koppel), zu bezeichnen. Wenn aber jenes

27) Nur völlige Begrifflosigkeit und Impotenz zu Lösung unseiner Frage ist es, die sich in den Worten von Merzian (Wahrm. Sprachl. S. 163) verhält: „Es läßt sich also [ergo?] in der Sprache als Grundlag festlegen, daß das bildende Dialectfähr, oder, wie man sonst zu sagen pflegt, der Sprachgebrauch jenen Gründen (Euth.) das Geschlecht ertheilt hat, denen die Natur keine hat zukommen lassen.“ O du Natur!

Abstractum auch zuweilen wieder der Sprachgebrauch in ein Concretum umschlagen läßt, so kann dies bei der Vieldeutigkeit oder Schmiegbarkeit mancher Wörter kein Wunder nehmen. Daß aber z. B. die Tapferkeit, ja die Mannheit und die virtus (trotz des Ausgangs von vir) selbst, gleichwol in weiblicher Wortgestalt auftreten, erklärt sich daraus, daß sie Abstracta sind. Dasselbe kann man von der *Victoria*, der *Nix* sagen, wo uns (concretet unweifelhaft richtig) ein männlicher Sieg viel besser an seiner Stelle scheint. — Vergl. auch Titel wie *St. Majestät*, *Gch. Rath*. Im Goth. öfters derselbe Ausdruck für das Amt und die Person, welche es bekleidet, z. B. *airns* Gefandtschaft und Gefandter. *Gabelenk*, *Gr. S. 163*. Die Herrschaft, d. h. Herr, Herrin. „Potestas durch die veränderte Bedeutung *Roste*, im Ital. *podestà* Stadtrichter, prov. *poestal*, letzteres auch *Jcm.*“ Franz. *cornette* m. Cornett, f. Standarte; *enseigne* m. Zehnmeiher, f. Fahne; *trompette* m. Trompeter, f. Trompete. *Manoeuvre* m. Handlanger. Auch franz. *témoin*, Zeuge als Person, ging von lat. *testimonium*, Zeugnis, aus, weil jeder Zeuge ja ein solches vertritt. — Einen andern Sinn hat franz. *aigle* f. (als Feldzeichen), einen andern als *Rabe*. Wol mochte es der Vorstellung, die man sich von dem königlichen Aar mit seiner männlichen Kraft macht, zu wenig geziemend erscheinen, um das weibliche Geschlecht der Muttersprache (*aquila*) dem Worte zu beilegen, wo es sich auf den Vogel selbst bezieht, nicht auf den Adler der Legionen. Diez II, 2 vermutet germanischen Einfluß von Goth. *ara*, *Adel. ara* als *Rabe*. In aachener Mundart (Müller und Weiz S. 1) heißt die Adler- oder Vorderseite auf den früheren Münzen die Aar (unter wahrscheinlichem Hinzudenken des weiblichen Seite), während man von der Rückseite den Ausdruck *Blanz* (blinde Seite) gebraucht. — Ange f. Engelsfisch, aber *ange* m. Engel. *Exemple* als m. Beispiel, als f. Vorschrift; *hymne* m. Hymnus bei den Alten, f. Kirchengesang; *volle* m. Schüler, Dede, f. (aus dem Plur. *vola* Diez II, 15) Egel. *Le poste* Posten, Amt; *la poste* Post, Posthaus; *mémoire* m. Rechnung, Ausfall, Abriß [Abzählung] *mémorandum*, *extra scriptum* aus *mémoire* f. noch in der alten Bedeutung von *memoria*. *Mode* m. noch für Modus im grammatischen Sinne, aber f. Mode, Art, Gebrauch, bei *Adelung* *modus* *Mos*, *ritus*, *usus*. Vergl. Diez II, 15 ital. span. *moda*. *La parallèle* Parallelinie, *parallèles* *lignes*; aber *le p.* Vergleichung, also verm. neutral gedacht. *Période* f., *ve* *periodus* f. Satz einer Rede, Zeitraum, aber als m. Ziel; äußerster Punkt einer Sache, also viel. als *point* (punctum) gedacht. *Le pendule* (pendulus) Perpendikel, aber *la p.* Penduhr. *Le loutre* (lutrinus) sc. pilus, franz. *chapeau* v. *la loutre* (utra).

Bleibet mit tieferer Wahrheit als der, welche in bloßen Vergleichen zu liegen pflegt, darf man die Dreieckigkeit der Geschlechter etwa mit den drei Reichen der Natur in Parallele stellen. Begreiflicher Weise nicht in dem Sinne (was ja auf der Stelle die eigene

Selbstüberlegenheit in sich schloß), als ob Jedes, was in das eine dieser Reiche fällt, auch immer ein gleiches, nur diesem Reiche ausschließlich zukommendes Geschlecht an sich trüge. Wie aber das Epikoinon, trotz seiner geschlechtlichen Einseitigkeit, gleichwol eine in sich geschlechtlich doppelseitige Gattung vertritt: so, meine ich, in analogem Sinne wird im Allgemeinen das Thierreich durch männliches Geschlecht, das Pflanzenreich (man denke etwa an lat. Baumnamen) durch das weibliche, endlich das Mineralreich (man vergl. die Metallnamen, die in den älteren indogermanischen Sprachen häufig, und zwar mit feltamer Ausnahme im Griechischen, wirklich neutralen, in den romanischen Sprachen begreiflicher Weise männlichen Geschlechts sind) durch das Neutrum repräsentirt.

Wie ich es in meinem Aufsatze: „Metaphern, vom Leben und von körperlichen Lebensverrichtungen hergenommen“ in *Ruhn's* Zeitschr. Bd. II. ausführlich gezeigt habe, fühlten sich auf der Stufe der ersten Unmittelbarkeit Ich und Welt noch so sehr eins, daß die Ausdrücke, welche in Uebereinstimmung mit der platten Wirklichkeit nur von dem Einen oder dem Anderen gelten sollten, nicht eigentlich von Jenseit aus Dieselbe und umgekehrt (das wäre im Grunde ein falscher Ausdruck) übertrugen, sondern ganz als beidseitig zwischen beiden Seiten kein Unterschied, mit unbefangener Klarheit, als gleich und identisch, auf Beide bezogen wurden. Wo noch Alles als lebendig, und in Folge unendlicher Woblung der Außenwelt durch den Menschen nach sich, wol gar als Person, mithin als menschlich denkendes und als menschlich empfindendes Wesen angesehen wird: da ist es bios eine weitere, und bis zu welchem Punkte dies überhaupt der Sprache möglich, plastische Erfüllung des Gedankens von der Verlebendigung und Verpersönlichung auch des Unlebendigen und des Unpersönlichen, wenn man das so dem Leben und der Persönlichkeit kraft der Einbildungskraft Gewonnene auch nicht, wie dies ja die Kunst gleichfalls nicht dürfte, will ohne Geschlecht“) davon geben lassen. — Einmal aber die engen Schranken natürlichen Geschlechts überschritten, ergoß sich diese Sexualisation noch weiter über Substantive, wo an Männlichkeit und Weiblichkeit auch nicht einmal mehr bildlich ein Gedanke sein konnte; zuweilen, wie im Hebräischen, über alle, sodas keines als neutral, und damit vom eigentlichen Geschlechte ausgeschlossen, zurückließ. Da gilt es zum Verstern, und

28) Ein hübsches italienisches Sprichwort sagt: *I fatti son maschi, e le parole son femmine*, was sich freilich im Zeugniss nicht seltener auszusprechen würde, wenigstens in solchen als „That“ bei uns weiblich und „Wort“ neutral ist. Hässlich aber: die Thaten sind männlich und die Worte weiblich,“ um damit anzudeuten, daß im Leben einer Sache nicht Weibergleiches genügt, sondern es der That des Mannes dabei bedürfe. Ferner hieß *il maschio* (Mann) der höchste und stärkste Thurm in den alten Festungen. Ganz wie unter allen übrigen Dingen als Weibem (aber) im Englischen das große Verlorensein als *man of war* „Kriegsmann“ hervortrat.



war im Fall einer Mehrformigkeit von Substantiven gleicher Abstammung, die lautlich fast nur auf eine geschlechtliche Unterscheidung (z. B. *oc.* 7) sich beschränkt, nur nach rein synonymischen Zwecken, die mit Geschlechtlichkeit wenig oder nichts zu thun hat. Wo aber die Mehrformigkeit versfällt, hat sich der Sprachhinn, natürlich auch sonst selten nach deutlichen, sondern kaum je anders als nach unbewußten Antrieben zur Wahl eines bestimmten Geschlechts, wo überhaupt noch, von gewissen begrifflichen Analogien bestimmen lassen, denen ein Wort anzuschließen ihm irgend ein offener oder auch verdeckter Grund empfahl. Zuletzt aber verliert sich unzweifelhaft die Untersuchung in Regionen von undurchdringlichem Dunkel — per iter tenebrosissimum illuc unde redire nefas. Und vollends, wo die Geschlechtsunterscheidung bei bestimmten Wörtern nur in der Verschiedenheit der Zeitalter, der Mundarten, der Stände, oft bloß einzelner Individuen, wie z. B. Schriftsteller, befangen ist, mit Belegen von *Lebed* in der *Pathol.* p. 7 sqq. „*Sed plurima oberant facie ambigua, quae quem locum a natura acceperint et quo sensum tractata sint, reconditis est quam ut primo aspectu judicari possit.*“ Gewiß aber ziemt sich, wenn auch nicht tollühn den Punkt zu überschreiten, wo weiterem Vordringen sich aller nuzbare Erfolg versagt, doch nicht allzu mühslos und in zu großer Ferne sich berieseln von ihm zu halten: versteht sich, daß man jeden Schritt Boden nach vorwärts mit äußerster Gewissenhaftigkeit und Umsicht sich erobere. Quod si quaerimus quae consilio Graeci tot tamque varias vocabulorum species invexerint, manifestum est alias necessitatis causa introductas esse, alias commoditatis et elegantiae. Nam quum inventis rerum vocabulis principalibus necesse esset earum *cognationes, similitudines, differentias* propriis distingui notis, id consecuti sunt variis illis vocis primitivae flexibus; et ubi nulla distinctio opus erat, tamen orationis comandae causa et ne omnia ad unam formam dicerent, saepe inflexis ut maluerunt quam rectis. Nec rarum fuit, opinor, ut in ipsis fingendi sermonis primordiis eo eodemque nisi binae edederent formae quasi poma gemella solent, quarum neutra aut primitiva dici potest aut derivativa. *Loth. Path.* p. 4.

Und allem Disherigen dürfen wir nummehr, glaube ich, den Schluss ziehen, wie jene qualitatliche Unterscheidung, welche man nach dem üblichen Sprachgebrauche *Genus* heißt, eine zwar nicht notwendige, allein willkommene Zugabe der Sprache ist und in einer verhältnißmäßig gar nicht so großen Anzahl von Sprachen vorkommt, aber auch hierin bald deficiälig, bald nur zweifelhafte, ja keineswegs immer nur auf wirkliche Geschlechter bingerichtet erscheint. Vielmehr sahen wir z. B. in den Sprachen Nordamerica's einen ganz andern Contrast, nämlich den zwischen Lebendigem und Unlebendigem, sich an dessen Stelle setzen, indem man sich bei Ersterem sogar um den Sexualunterschied grammatischseits gar nicht kümmerte. In diesem Betracht

*H. Grevill. d. W. v. A. Erste Section. LXII.*

hätte man nun Unrecht, den ganzen Vorgang nur innerhalb der Schranken der Geschlechtlichkeit beschließen zu wähen, was, auch von so vielen Widersprüchen Absehen genommen, welche selbst in einer und derselben Sprache in puncto generis gar keine seltene Erscheinung sind, Betreffs der Beurtheilung desselben im Einzelnen wie im Großen aus Irrwege führen müßte. Dem Geschlechte wurde allerdings in der Regel das Hauptmotiv der Bezeichnung hergenommen, und bewegt sich auch, vielfach nach prosaischer Wirklichkeit, aber bloß in der phantastischen Lebendigkeit einer sinnlicheren und darum poetischeren Vorzeit, das bunte Farbenpiel im Genus unterschiedener Wörter noch immer um jenen Punkt. Nicht allein. Fällt es uns schon schwer, Ähnlichkeit mit dem natürlichen Geschlechte auch nur bei sinnlichen Gegenständen, wenigstens eine in die Augen springende, noch immer festzuhalten: bei überfinnlichen Objecten erlischt dazu die Möglichkeit allmählig ganz. Freilich sind uns auch selbst hier z. B. eine *Spes, Fama, Fides, Themis, Nemesis, Erinny* u. s. w. von der Kunst des Alterthums als Weiber vor die Augen gezaubert. „Der Grieche stellt in scharfer Unterscheidung und Trennung das Weibspersonförmige der Dinge, plastisch umgestaltet (als Person) neben die natürliche Erscheinung hin, welche nur etwa noch höchstens als Attribut symbolisch beigegeben wird.“ *Rassius, Naturf.* S. 113 aus *Stahr, Ein Jahr in Italien*, II, 410 ff. z. B. alle Winde am Thurm der Winde zu Athen sind männlichen Geschlechts, wie auch die lateinische Geschlechtsregel uns lehrt. Der künstlerische Unterschied ist aber, dem Charakter und der verschiedenen Festigkeit der einzelnen Winde, je nachdem sie aus andern Richtungen kommen, angepaßt, nach verschiedenen Abstufungen männlichen Alters und männlicher Kraft zur Darstellung gelangt. Auch die indischen *Varu*s sind männlich. Was aber später die Kunst, vermehrt auch natürlich schon vorher eine schaffende Phantasie bei mythologischen Personen, oft im bloßen Worte. Es spielen nun aber eine Menge Nebenrollen in die Begabung der Wörter mit besonderem Geschlechte ein, und diese Art Eintheilungen sind, vergeßen wir es nicht, subjective Eintheilungen der Imagination und nicht objectiv des Verstandes, und daher nichts weniger als fix, sondern je nach der Ansicht mancherlei Variationen unterworfen. Selbst die Kategorien, welche auf der zu Anfang unseres Abschnittes mitgetheilten Wesentförmigen Schmittkenners erscheinen, hält keine Sprache mit Strenge ein, wie z. B. wenn die Instrumente — sicherlich doch Sachen — nichtsdestoweniger häufig die Rolle handelnder Personen sich aneignen in der Form ihrer sprachlichen Benennung. So z. B. *aratro, rastris* als m. statt n., als wäre das Werkzeug, mittels dessen der Pflüger (*arator*) das Pflügen vollbringt, gleichsam letzterer gedachter Handlung selbst. Die Formen auf *-res, -tes* und *-ies* sind zum Theil auch auf Sachen übergegangen, die als Subj. einer Handlung gedacht werden, z. B. *zephyrus* Wind [der Wehdel], *laurinus* Ockerfärb (es hüllet ein), *apocryptus* Sturm-



sanfteren Tugenden darum weiblichen Geschlechts sind, weil sie, eben wegen ihrer Sanftheit, dem sinnlichen Eindrücke, welchen das Weib macht, näher liegen; wie auch manche Laster, deren Ausdruck nicht stürmisch und rauschend ist; so man kann mit Glück aus diesen Bemerkungen und aus ähnlichen, welche sich Jedem von selbst darbieten, die Personification der Mythologie, die Grazien, Furien, Parzen u. s. w. ableiten. Nur sind bei diesem Geschlechte eine Reihe von Vorsichtsprüfen nöthig. Die erste Schwierigkeit ist die, daß, wenn das Geschlecht auf die Art entstanden, und also nach bestimmten, sinnlichen Analogien, den Substantiven zugetheilt worden, es auch sogleich als notwendig bestimmt erscheint, und also den Substantiven von einerlei Bedeutung in verschiedenen Sprachen einerlei Geschlecht zukommen müßte; allein die kleinste Aufmerksamkeit lehrt sogleich das Gegentheil; die allgewaltige Zeit ist im Zeuthen weiblich, im Griechischen männlich und im Lateinischen unbestimmt oder Neutrum. Ein zweites Hinderniß ist das sogenannte Genus neutrum. Wenn endlich das Geschlecht nach den obigen sinnlichen Analogien vertheilt wird, so steht zu vermuten, daß wenigstens die Bestimmung desselben in einer und derselben Sprache consequent sein werde. Die Sonne und der Mond in der teuthen Sprache können zum Beispiele dienen; jene mit einem eigenthümlichen, wirksamen Lichte versehen, mußte nach dem Obigen männlichen Geschlechts sein, und ist es auch in der griechischen, lateinischen und anderen; jener, der ein fremdes Licht aufnimmt und eine geringere Wirkung äußert, sollte nach jenen Grundbägen weiblichen Geschlechts sein. [S. u. früher.] Um diese Einwürfe gegen die oben aufgestellten Sätze zu entfernen und zu widerlegen, müssen wir vor, allen Dingen und daran erinnern, daß, sowie es in den verschiedenen Sprachen, verschiedene Beziehungen in den Substanzen gibt, welche sich auf eine verschiedene Ansicht derselben gründen, so muß es auch in ihnen, eben dieser verschiedenen Ansicht wegen, eine verschiedene Bestimmung des Geschlechts geben. Nun kann es freilich sein, daß wir diese Ansicht aufzufinden nicht mehr im Stande sind, denn sie ist historisch; aber deswegen sind jene aus der Natur des Menschen geschöpften Grundbägen nicht zu verworren, sondern die einzelne Sprachlehre hat diese Abweichungen, als individuelle Darstellungsformen, ohne alle weitere Betrachtung aufzuführen, und der Sprachlehrer also nichts zu thun, als die Inconsequenz der individuellen Sprache in Hinsicht auf sie selbst oder auf andere zu bemerken.“ Ich möchte dazu meinerseits noch zu bedenken geben, daß die meisten Substantiva, weil nicht primitive, sondern entweder aus Wurzeln (Kridanta oder Verbalderivata) oder aus bereits andern Nominen hergeleitete Wörter (Taddhita) nicht immer den directesten Widerschein einer Anschauung liefern, und darum nicht nur die Quellen, woraus sie geschlossen, bei ihrem Geschlechte mit in Betracht zu ziehen sind, auch oftmals die Reihe von Anschauungen, die ein vieldeutiges Wort erst durchlaufen mußte, um in den verschiedenen Bedeutungen bald bei gleichem Geschlechte

stehen zu bleiben, bald damit zu wechseln. Mit Bezug auf das Neutrum aber bemerkt noch Bernharbi nicht mit Unrecht: man könne hauptsächlich zwei Epochen in der Sprache unterscheiden, die poetische und die philosophische, und erst in diese zweite spätere falle Entstehung des Neutrums. „Die Neutra sind später, aus einem höheren Grade der Sprachbildung entstandene Formen, an welchen der Verstand und nicht mehr die Imagination Theil hat. — Inbessn ist zu merken, daß das Neutrum immer ein einzelner und ohnmächtiger Versuch bleibt, die Sprache von der imaginativen Form zu befreien, denn es ist ganz unmöglich, ohne das Participleum gänzlich auszurotten. Ein einziges hinzugesetztes Participleum verwandelt auf der Stelle den leblosen Verstandesbegriff in ein lebendiges und vernünftiges Wesen, und damit wird also das Neutrum wieder für die Darstellung vernichtet.“ Dieser etwas befremdende Satz bekommt seine Erklärung erst auf S. 186, wo gesagt wird: „Für die Imagination ist das Participleum ein unendlich wichtige Wortart. Wir haben nämlich oben, daß der Mensch durch seine Natur gezwungen wird, seine physische und moralische Natur in die Umgebung hineinzufragen, und daß er die Welt in einzelne, mit Freiheit begabte Wesen zertrümmert, aber wir konnten bis jetzt noch nicht die Darstellungsmittel angeben, wodurch dies möglich wurde. Die Participia und die aus ihnen (?) gebildeten Verba sind es, durch welche es der Sprache gelingt; denn indem diese jede Bewegung als Handlung oder durch freien Willen producirt<sup>30)</sup> darstellen, wird durch ihren uneingeschränkten Gebrauch, die mechanische und beliebte Bewegung einer todtten oder vernunftlosen Substanz, Handlung; und die Substanz erscheint als vernünftig und belebt. Daher hatten wir Recht oben zu sagen, daß der Gebrauch eines Participis das ganze Neutrum vernichte. Das Participleum ist demnach ein sehr poetischer Reichtum, und er befördert die Personification, eines der schönsten poetischen Elemente.“

„Auch ist die historische Ansicht der Sprache keinesweges aus der Acht zu lassen. Indem nämlich die Sprache weiter forttritt, wird die Bezeichnung des Geschlechts am Substantivo, selbst für den Verstand ein Merkmal der Verknüpfung und die imaginative Ansicht geht unter, wie die Kraft der Einbildung selbst geschwächt wird. Wenn daher in der späteren Periode, in welcher diese Veränderung schon vor sich gegangen ist, Wörter gebildet werden, so kommt die Einbildungskraft schon dadurch in Verlegenheit, daß sie kein bestimmtes Merkmal entdecken kann, vermittelst dessen eine Substanz weiblich oder männlich bestimmt wird. Dies fehlt in der früheren Periode der Einbildungskraft nie, und da das Merkmal der Bestimmung oft sehr dunkel war, so entstand daher die scheinbare Willkür in der Bestimmung des Geschlechts.“ Das Neutrum ist dieser Darstellung zufolge also gewissermaßen ein Ranneszweifel

30) Vergl. z. B.: Der Baum will brechen unter seiner Last. Wie ob der Baum Wägen hätte!

des Sprachgenius, der rücksichtlich der Beschlechung der Wörter an seinem eigenen, früher so unbefangenen Thun allmählig irre geworden. Aber der alte kindliche Glaube an Geschlechtlichkeit der Substanz, welche und wo sie sei, mag durch ihn mitunter gestört und in oft heillose Verwirrung geführt worden sein. Selten wird er ganz bei Seite geschoben, wie im Neupersischen; oder, wie allerdings z. B. im Idiome der sonst so bighten Engländer, echt rationalistisch auf die nüchternste Prosa der physischen Wirklichkeit eingeschränkt. Gewöhnlich fährt man fort, in den altausgetretenen Spuren und Gleisen der neuen Vorhoffspungen weiter zu dichten, womit ich sagen will: Geschlechtlichkeit festzuhalten, wo die festgewordene frühere Analogie es verlangt. Ja, zuweilen — so in den romanischen Sprachen — muß sogar das Neutrum wieder unterliegen. Man verstand nicht mehr den rechten Gebrauch davon zu machen und warf es, wie ein unnützes Geräth, weg. Grade, wie es mit dem so schönen poetischen Dualis (allerdings eine Art geistiger Luxur) in den meisten spätern Pöbelen von Sprachen geschah, die ihn noch in ihrem Jünglingsalter so gern gesehen und gepflegt hatten. — Das Zeitliche hat das Neutrum ganz verloren, während sich im Litauischen Spuren erhielten, jedoch nicht im Subst., sondern nur im Adj. und Pron. Vieldie S. 41 ff. Bopp, Vergl. Gramm. S. 181. 185. Das Neutr. *tai*, das, welches auch den emphatischen Nominativen *lossai* der, *jissai* er, Neutr. *tutai*, *koktai* angefügt sein mag, möchte ich nicht sowohl für eine Singularform halten, als für eine plurale, gleich dem lat. *quae*, sanftstr. mit eingeschobenem Nasal, *kāni*. Dann ständen die Pluralnominative *tie m.*, *tos f.* und *tai n.* in Einklang mit sanftstr. *tē. tās. tāni*, während altpreuss. *sta* Reflexm. S. 42 sich eher zu lat. *ista*, *si quā* halten würde. Es konnte dies um so weniger befremden, als die 3. Num. in der 3. Pers. des Verbum eine durchaus gleichlautende Form zu haben pflegen, also das Erden des Sing., wie es im Griechischen hinter Neutris üblich, hier noch viel weiter gegangen, indem es in Pers. 3 auch die Mehrzahl nur als einheitliche Summe faßt, nicht in der eig. Personen 1. 2. 3. *B. tas geras, tā gerū*, neutr. *tai gēra* oder *ger' yru* der, die, dieses ist gut. Das Neutrum wendet sich durch seinen Accent dem Fern. ab und dem Mäde. zu, scheint also das -m im Sanftstr. abgelegt zu haben und seinerseits nicht Plur., wie lat. *bona*. Freilich in *dis m.* *dide f.* fallen f. und n. scheinbar zusammen.

Wir sind jetzt, anserem Versprechen gemäß, dem Leser nur noch das eine oder andere bedürftige Beispiel, also zur Veranschaulichung, wo nicht Beweisführung, aus der Wirklichkeit, nicht bloßem Raisonnement entnommen, schuldig. Wir wählen dazu die Namen der Bäume, und zwar insbesondere auch im Gegensatz ihrer Früchte. Einen leichten Unterschied der Form oder auch nur der geschlechtlich verschiedenen Anwendung zwischen beiden wird man begrifflich finden. So macht Leop. Schneider III. 49 Veränderung des Geschlechts bemerklich bei Wörtern, deren Bedeutung auf

andere Gegenstände übertragen worden, wie z. B. *bulanus* als Stessisch m. (etwa wegen piscis, also der „Eichel“ genannte Fisch). *Fusus* m. f. als Bommel. *Ficus* m. als Feigwarze. *Lotus* m. f. als Lotusblote. *Malus* f. Apfelbaum, der Pappelbaum m. Wenn anders letzteres dasselbe Wort, da vielleicht zum teutschen *maul* gehörig, wie franz. *mûle* aus *masculus* entspringt. Ersteres dagegen griech. *μύλον*, Äpfel, maß aber trotz *ἐπιδουλικός* apfelwangelig, doch gewiß seinerseits von lat. *malus*, als Contraction von *maxilla* (etwa zu mandere, *μαστικός*), grundbortschieden ist. Unterschied des Gebrauchs zwischen *locus* und *loca* Schneider S. 473, z. B. *loca* *feminarum*, aber freilich auch *loci muliebres*, vergl. *Lob. Path.* p. 10.

„Besonders viele Namen von Gewächsen sind in beiden Formen auf *us* und *um* vorhanden, während sonst die Form auf *um* für die Frucht oder das Holz des Gewächses steht.“ Schneider III. 477. 486 fgg. *Prunus* Pflaumenbaum, *prunum* die Pflaume; *myrtus* die Myrte, *myrtum* die Beere; *buxum* der Buchsbaum, *buxum* das Holz desselben. Ebenso, oft jedoch unter Schwanen, z. B. *oliva* *oliva*, *olea* *oleum* im Griechischen *Lob. Path.* p. 58. §. 7. p. 76. *Morus*, *moira* Maulbeerbäum; *morum* *moira*, *moira* die Maulbeere. — Im Griechischen wie im Lateinischen ist weibliches Geschlecht bekanntermaßen für die Bäume Regel; freilich eine Regel, die nicht unbedeutliche Ausnahmen erleidet. Buttm., *Ausf. Gr.* §. 32. 6 mit dem Zusatz §. 35: „Nur weil der Uebergang von dem Begriff Baum zu Strauch, Strauch, Pflanze, Frucht so allmählig und unbestimmt ist, so merken wir besonders als *femina* noch an u. f. w.“ 3. B. *ἡ οὐκροῦς* die Bins (aber das davon gemachte Seil sowohl *ἡ* als *ο*, mithin zum Theil geschlechtlich abdeugend). Regel. *ῥά παννύχ* Dornbeere, Brombeere, von *ἡ παννύχ* Schol. Theocr. I. 132. — Wo die Frucht einen Namen trägt, der mit dem des Baumes, welcher sie hervorbringt, in keinerlei etymologischer Beziehung steht (z. B. eine Sammlung davon bei Lobez, wie *δρύς* und *βύκωνας*) da treten sich auch beide sprachlich einander fremd gegenüber und verleugnen in sofern ihre Casualitätsverhältnisse, gleichsam das einer Mutter und ihrer Kinder (Eichel als Dem. von Eiche), eben so sehr, als z. B. *Frucht* und *Stute* das nicht wie jenes untergeordnete, sondern beigeordnete ihrer ehelichen Gemeinschaft. Es ist aber gewiß der Natur der Sache vollkommen angemessen, wenn die Sprache die physische Verwandtschaft der Frucht mit der Pflanze, als ihrer jedesmaligen Erzeugerin, ausdrücklich auch durch eine bestimmte Lautgemeinschaft, wenngleich mit einer kleinen Unterscheidung, sinnlich hervorbringt. Hierzu bietet nun Geschlechtsunterscheidung ein ebenso bequemes als zweckmäßiges Mittel, und dies ist denn auch in mehreren indogermanischen Sprachen bereitwilligst ergriffen. Nur in der Verteilung der Geschlechter innerhalb der zusammengehörigen Paare (Baum — Frucht) werden wir je nach den verschiedenen Sprachen ein Schwanen gemacht, das, obzwar nicht an sich auffällig, doch den Glauben, als

fei bei der Wahl nach vernunftgemäßen Antrieben und Gründen verfahren, leicht zu erschüttern dreht. Zwischen Frucht und Baum liegt offenbar ein dem patronymen oder, je nachdem, metronymen analoges Verhältniß vor. Die Frucht stellt das Kind, der Baum am natürlichsten, zumal wo man ihn durch Dryaden oder Baumnymphen bewohnt dachte, die fruchtgebärende Mutter, indessen, nicht grade naturwidrig, auch den zeugenden Vater vor. Das Kind, auch *τὸ τέκνον*, sanskr. *apataṇa* n. Uffspring, male oder female, gefest sich als Drittes zu den beiden, und zwar in der Unger trenntheit des neutralen Geschlechts. Darum finde ich es denn auch überaus passend, wenn viele Fruchtnamen im Griechischen, Lateinischen und Sanskrit Neutra sind, und in letzterem Idiome zudem, mit Ausschluß des eben genannten unpersonlichen Genus, ganz in patronymischer Fassung, die sich durch die stärkste Vocalsteigerung (Widbbs) von den Primitivformen abhebt. Vensey, Sanskr.-Gramm. S. 325. 530, z. B. *Amalakam* = der *Amalaki* f. Frucht. *G'ambāra* n., aber fröhlich auch *gambu* n., *gambū* f. The rose apple, the fruit, von *gambu* s. l. (*Eugenia jambolana*) als Baum. (Auch *Gambu* m. n., als *Jambu divya* und als sabelhafter Fluß.) — Das wird weiter ersichtlich, wenn nicht nur Fruchtnamen, sondern auch (die anderwärts gleichfalls neutralen) *Deminutiva* gar nicht selten in den Sprachen (s. Belsp. A. 2. 3. Sept. 1849. S. 435. Rußn. Zeitschr. II, 122 fgg. und meine Familienamen S. 583 fgg.) mittels Beifügung von Kind, Sohn gebildet werden. So z. B. *Ghinef. gi-tse* (eigentlich der Sonne Sohn, wie im Haussa, nur in umgedrehter Folge *dah-rana*, Sohn der Sonne) für Tag, welcher mit lat. *dies* (als Tag) männliches Geschlecht theilt, entgegen der griechischen *ἡμέρα*, Tochter des Erbes und der Nacht. Aber auch *ko-tse* (Dß) neben *kō* (Frucht) und *Deminutiva*, wie *tao-tse*, eigentl. Meisters Kind (vergl. Zählmeth. S. 586), und folglich *cultellus*, was aber selbst wieder im Franz. *couteau* den verkleinernden Sinn einbüßt. Mirhin ist *tse* nicht ein bloß „europäischer Ausgang“, wie Enlischer behauptete. Im *Manjingao eri (tree) ding (child)*, im *Mosof dom (child) u garap* und *Haussa dah-tsehi* Fruit, lit. Son of the tree, Dßsß Riis S. 38, u. s. w. Sicherlich keine Sacher, worüber man sich unnüßig zu wundern hätte, da z. B. *γόνι* nicht nur von Kindern, von Thierjungen, sondern auch von der „Frucht der Erde und der Bäume“ gebraucht wird, wie man umgekehrt etwa von der „Leibesfrucht“ spricht. Vergl. Etyrn. Forsch. II, 403. „Est mater sui proprii fructus quaeque arbor“ lautet eine irische Sentenz bei Zeuß, p. 999, ich weiß nicht, ob im Sinne unsers: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.“ Dazu sieht freilich Zeuß die Bemerkung zu machen sich genöthigt: Quae tamen comparatio claudicat in lingua hibernica, in qua *crann* (arbor), Gen. *crann*, est generis masculini. — Dßß, *abd. opaz*, hat Grimm, III, 376 als altes Neutr. nehmen wollen, in Analogie mit *Abj.*, z. B. *plintaz*. Schwerlich mit Recht. Ich

sähe darin lieber etwas Eßbares (Goth. *Itan* essen, mit einer Präp., vergl. z. B. lat. *ambedere*), kaum einen Zusammenhang mit *anor* Apfel, den man wol darin gesucht hat. Vergl. auch die goth. Neutra *fraur* Come, *basi* Beere, *akran* Frucht u. s. w. Gabelentz, Goth. Gr. S. 161. Wie verhält es sich nun aber mit den Baumnamen rücksichtlich ihres Geschlechts? Im Griechischen gelten sie insgemein (also abweichend vom Latein) als *Neutrina* und nur in aggregativer Fassung (z. B. *darack* Eichwald, lat. *quercetum*, mirhin Neutr.) als Fem. Umgekehrt erklärt Richards die Appellativen von Bäumen und Steinen im Wösch für Fem. (Rußn. Zeitschr. II, 123). Auch „hebr. יצג Stein, und überhaupt Namen der Steine und Pflanzen“ als Fem. Etwaß S. 366. 372. Die Begriffe Stein, Erde, Gtaub, trotz männlicher Endung -oc, im Griech. als Fem., s. gesammelt von Buttm., Ausf. Gr. S. 35 Anm. 2., wozegen die Germanen im Minnerreiche fast gar keine Fem. zählten. Grimm, III, 381. — Wir haben früherhin gesehen, daß Bäume und überhaupt Gewächse von längerer Dauer der Indianer Nordamerica's zum Lebendigen schlägt, dagegen einjährige, überhaupt kurzlebige Pflanzen in das Reich des Unlebendigen verweist. Darum wird uns auch weniger Wunder nehmen, wenn das Sanskrit gar mit Bezug auf das Pflanzenreich so ziemlich eine dreifache Aufstufung macht. In den Paragraphen nämlich, worin Vensey das Genus behandelt (S. 707 fgg.), gelten die Bäume (indessen auch Neutra und Fem. vorhanden sind) für gewöhnlich als männlich; das weniger kräftige und niedrigere Geschlecht der Sträucher als weiblich; und diesen schließen sich zuletzt Wald, Blatt, Blume, Arten von Wasserblumen, Frucht und Fruchtarten als Neutra an. Hierbei ist nun augenscheinlich ein anderer Gesichtspunkt genommen, als in den klassischen Sprachen. Man achtete nicht sowohl auf die Hervorbringung von Früchten, wie in letzteren, als vielmehr auf die Größenverhältnisse und das Maß der Kräftigkeit. Auf dies Moment hat übrigens auch das klassische Alterthum zuweilen sein Augenmerk gerichtet, und manche mildwachsende Bäume von den entsprechenden zählten, sei es nun der größten Stärke erfler, oder der Ungerneßbarkeit ihrer Früchte wegen, ausnahmsweise durch männliches Geschlecht unterschieden. *Scotolester* m. Reiffg. Vert. S. 140. Vergl. *Lobeck*, Path. p. 26: *hic autem ne illud quidem quod admoenamus indignum est, Graecos pariter ac Romanos illam sexus similitudinem ad ea transulisse quae terrae fuit procreantur: Κορη νῆας (sic) διδοργος, dieses selbst merkwürdiger Weise Neutr., etwa wie: das Gewächs) διαγορὰ τὸ δῆλον καὶ τὸ ἐχθρὸν, ὡς τὸ μὴ ευνοῦσθαι, τὸ δὲ κενεῖν. Theophr. II, III, 8 (9) I. *Ἀγαθὸς τὸ μὴ ἀθῆναι, τὸ δὲ δῆλον, ἥ καὶ διληκτικῶν καλοῦσθαι* IX, 12. I (ut *ἡλὸν ποιεῖν, διληκτικῶν*) cet. Daher noch bei Linné *Cornus mascula*; franz. *cornouiller mâle* (Cornelienfrucht), c. femelle (Sartregeit, d. i. C. sanguinea). *Hicque nominibus Graeci distinguere solent arbores silve-**

atres easque quae a Plin. XVI, 19 urbaniores vocantur quia fructu aut aliqua dote humanius servant exuto nativo robore quod illae indomitum servant: τὰ ἄγρια τῶν καρπῶν λαμβάνειν, ἀγρὺς ἀνὴρ, ἰσχυρὸς αὐτῆς. Also eine Art naturhistorischer Unterscheidung, obgleich nicht immer nach Wirklichkeit getrennter Geschlechter, welche, z. B. bei den Palmen, den Aiten nicht ganz unbekannt blieb. Arboribus, imo potius omnibus quae terra gignat, herbisque etiam, utrumque sexum esse diligentissimi naturae tradunt: quod in plenum satis sit dixisse hoc in loco: nullis tamen arboribus manifestus. Mus in palmita floret, femina citra florem germinat tantum spicae modo. Plin. XIII, 7. p. 678. ed. Franz. und Claudian. Nupt. Honor. et Mar. v. 65. — Im Kunnamitischen zufolge Alex. de Rhodoe, Gramm. p. 29: De quibuscunque arboribus dicitur, cary, ut cary dia palmae: blai verò de quibuscunque fructibus, ut blai cam, malum aureum. Cary erinnert, der verschiedenen Aussprache (cā-i im Dict. p. 80) ungeachtet, doch lebhaft an cōi (femina), das zur Charakterisierung des Weiblichen dient, sowie blai an blai (macho de hominem), das ebenso zu Männlichem hinzutritt. Also wäre hiernach die Frucht als Same gewissermaßen das männliche Princip, welches wieder neue Bäume ins Leben ruft.

Nach Wilh. Müller, Myth. S. 131 werden, wie Sonne und Mond, auch die Bäume persönlich behandelt, und letztere, was uns, da grade der Generalname Baum männliches Geschlecht hat, zuerst ein wenig flüchtig machen muß, mit Frau angeredet. Unsere meisten Obstbäume aber können, vielleicht weil sie aus dem Süden Europa's zu uns kamen, nicht einheimisch sind, des gleichsam erklärenden Zusatzes „Baum“ nicht entbehren, und werden demnach aus den jedesmaligen Fruchtnamen mittels Composition gebildet. Grimm III, 376. Im Griech. dagegen bildete man aus den Frucht-  
namen, also mittels Ableitung, zur Bezeichnung der in Frage kommenden Baumarten Adjectiva weiblichen Geschlechts auf *ia*, *ē*, z. B. *αρκή*; auch, jedoch in diesem Falle nicht von der Pflanze, sondern von der Blume (*πόδος*), *πόδα*, d. i. die Grundform (lat. *rosa* mit *s = da*) für alle, in die verschiedenen Sprachen Europa's verbreiteten Benennung sowohl der Blume als des Strauchs. Ubrigens bezieht man dabei also auch irgend ein Subst. (nur selten *δένδρον* nicht) im Sinne. Aehnlich lat. *Cydonia arbor*, aber auch, für sich allein, gewiß den Baumnamen auf *us* II zu Liebe, die eig. nur per synesis, also nach einer Ansicht, die später sein muß als Einführung der Maskulinarendung, für Weiber gelten können, *Cydonius*, *ii* f. Luitzenbaum. Dagegen *Cydonia mala* aber absolut *Cydonia* n. die Luitzen; und *Cydonium* Luitzenwein, wie *piracium* (se vinum). Weibere Baumnamen z. B. ital. *prugno* setzen eine Adjectivbildung auf *-eus* voraus, Dietz II, 244, wie lat. *laurea*, *vinea* f. vitis. Sonst sind im Germanischen mit Ausnahme weniger, wie der Ahorn, noch abd. *ase* m. statt unseres jetzigen Fem. Esche, die

Benennungen der Bäume weiblich, als z. B. Esche, Buche, Birke, Tanne, Fichte, Erle, Ulme, Weide u. f. w. Das sagt Grimm III, 368 dann auch in einige Verlegenheit. „Bei den einzelnen Bäumen läßt sich der im Thierreich deutliche Grundsatß nicht geltend machen, das Größte und Stärkste für männliches, kleinere Gestalt für weibliches Geschlecht entscheidend; grade die höchsten und mächtigsten Bäume sehen wir *feminina*. Auch den Griechen und Römern waren die meisten Bäume weiblich. Den Grund davon suche ich entweder in den beschränkten Lebensthätigkeiten der unbeweglichen Bäume [im Ansch. daher *aga*, d. h. nicht gebend; allerdings ein meist durchgreifender Unterschied der Pflanze] im Gegenst. zu den Thieren, oder vielmehr in Volksmuthen, die Zusammenhang der Bäume mit geisthaften weiblichen Wesen annahmen. Man erinnere sich der Dryaden, der deutschen Holzweibchen und der heiligen Frauenbilder aus Baumstämmen.“ — Weiblich sind die Bäume auch im Lithauischen (Vermehrter S. 19), als z. B. *kraussis* Birnbaum (*krausis* f. Birne, aber auch Birnbaum), *obolis* Apfelbaum (bei Reßelmann *obolis*, io m. Apfel, Pl. Dbst. aber für den Baum *obolis*, *es* f., seltenster io m.), *pussis* Fichte, *lepa* Linde, *wyszna* Kirschbaum, *wyszna* f. Kirsch, allein mundartlich auch beides umgekehrt, wie auch *alywa*, *alywa* f., *alywa* m. ohne Unterschied Pflaume und Pflaumenbaum sein sollen u. f. w. — Wir haben mit Ausnahme des Sanfruits und Trichens, fast nur weibliches Geschlecht für die Bäume kennen lernen, so im Griechischen und Lateinischen, wo die männliche Endung aber, allem Vermuthen nach, auf ein ursprünglich auch durchweg männliches Geschlecht hinweist; im Welsh; in den germanischen Mundarten, im Lithauischen. — Eine merkwürdige Neuerung aber hat die romanischen Sprachen betroffen, und zwar hauptsächlich wol in Folge erstens von dem Aussterben des Neutrums (darunter also auch der Fruchtnamen als solcher) und zweitens von dem Wiedereintreten fast aller im Lat. feminal gebrauchter Subst. auf *us* II. IV. in das Geschlecht, welches die Hauptmassen von Wörtern dieser Endung befaßt, d. h. das männliche. Dietz II, 16. fg. 21. So fanden sich, obwohl (vielleicht nur in der Schrift) veraltet als *Robe*, *cupressus*, *laurea*, *platanus* und *populus*, Schneider II, 49, schon im Latein, ganz wie ital. *cupressu*, *lauro*, *platanu* oder *plantanu*, *pioppo*. Auf solche Weise wären nun *piras*, *pirum*; *ponus*, *ponum* u. f. w. im Italienischen der Form nach in Eins zusammengefloßen, und aus diesem Grunde unstreitig verstand sich der Sprachgenuß für die Fruchtnamen zu einer Femininalbildung nach Decl. I., während das Franz. den Baum oft durch eine Adjectivform auf *-ier* (lat. *-arius*) auszeichnet, welche, da nun auch selbst *arbo* durch die Macht der neu aufgetommenen Analogie in den Strom der *Robe* hineingezogen worden (nicht, wie Grimm III, 369 irrthümlich angibt, feminal blieb), gleichfalls sich in Mannes-tracht warf. Daher z. B. *cerasus* f. Kirschbaum, *juvencus* f. Kirsch, ital. *ciriegia*, span. *cerezo*, franz. *cervier*, aber *cerasum* Kirsch, ital. *ciriegia*, span. *cerezo*,

franz. *cerise*. Ital. *noce* m. Nußbaum, als f. Nuß. *Il corniolo*, *cornio*, die Frucht *corniola*, *cornia*; sp. *el cornizo*, die Frucht *cornizola*; franz. *le cornoniller*, die Frucht *corniole* (Nemnich. Cathol. p. 1227). Fuch's, Romanische Sprachen, S. 134 fgg. mit dem Bemerkten, 1) wie das Französische, in Anwendung des bequemen Mittels, das Masc. (o) vom Fem. (a) zu unterscheiden, durch Abschmähung der Vocale zu e beschränkt, sich anders habe helfen müssen. 2) Der zweite Punkt ist der, daß im Lat. der Baum meist weiblich ist, als das Gebärende, die Frucht aber sächlich als das Erzeugte, Unentworfene; in den romanischen Sprachen dagegen wird, übereinstimmend mit dem Teutischen, der Baum "1) als das Große, Kräftige, Jüngende, die Frucht als das Kleine und Schwache betrachtet." — Auch selbst im entlegenen Sclavischen sind zufolge Plazewicz, Gramm. §. 9 die Namen der Bäume (angeblich auch der Kräuter) und Monate männlich. 3. B. *copacin* Baum, *sagu* Buche (auch die Buche der jün. m.), *pomu*, *milistacin* Birle, *miru*, *piru*, *pérsecu*, *cüstánitcu*, *maslinu*, Obst, Äpfel, Birn-, Pfirsich-, Kastanien-, Nüssenbaum; aber *pomá*, pl. *me* l. Obst, *miru* auch als Äpfel m., *pérá*, pl. *re* Birn, *pérsecá*, pl. *ce* f. Pfirsich, *cústáná* l. Kastanie, *masliná* l. (aus russ. *масло* Del) Olive.

Diesem Verhältnisse der Frucht zum Baume entsprechend, kommen auch andere Neutra vor, wie 3. B. lat. *ovum*, *ovus*, *ovus*, *ovis*, *ov*, das sich zu lat. *avis* f., sanscr. *av*, *vi* m. Vogel, patronymisch zu verhalten scheint. — Wie Essig's Mutter Name ist für die flüssige Ursache der Säuerung, im Sp. *madre*, d. i. Mutter: *Partie la plus épaisse du moût de vin*,

qui fait fermenter toute la cuve bezeichnet, und im Sanskr. für Schreibfeder *azaraganam* (literarum mater) als Benennung vorkommt, so heißt desgleichen Perlmutter die Muschel, worin sich Perlen zu finden pflegen, also allerdings gleichsam deren Mutter. Deshalb unterscheidet das Sanskr. sinnig die Perle als Product, *tántika* n. von dem gleichen Worte als *Mater*, *mo* es die Perlmuschel bezeichnet. Oder *tilla* n. das Del vom Sesam, *tilla* m. *Tushára* n. Schme; Rölle, als hervorgebracht vom Froste *tushára* m., was übrigens auch das Gleiches bedeuten kann. *Simudra* n. Seesalz, von *samudra* m. Meer. Daher nun auch *márgarog*, *o* und *h*. Perlmuschel, aber auch die Perle selbst. Dagegen für letzteres ausschließlich die Neutra *márgarog*, *márgaralik*, *márgaragá*, *h*, *márgaragá*, *h*, wobei, wie bei einer Unzahl von Steinarten, *lidog* zu ergänzen, das selber aber als Stein überhaupt *Mater*, als Edelstein (wohl weil feiner) Fem. ist. — Auch lat. *vinum* (trotz griech. *oinos*, wie im Teutischen der Wein) halte ich, als Erzeugniß der Rebe (*vitis*) mit neutraler Form begabt. Der Wein ist „Kind“ (*ápanáon naic* Pind. Nem. 9, 51) oder bei den Arabern „Söchter der Rebe,“ wie Keinh. Köhler (N. Jhb. f. Phil. u. Päd. Bd. LXXXVIII. Heft 1. S. 92) aus Glasschriften mehr andere Parallelen zu arabischen Personifikationen mittelst „Vater, Mutter, Sohn, Söchter“ (in v. Hammer's Arabischen Namen) beibringt.

„Clarissime vero paronymia apparet in iis quae aliquantum inter se differunt, primum genere, ut *urbium* nomina *Is*, *Kios*, *Klütow*, *Eúros*, *seminalia* aunt, *fluviorum* homonymorum masculina. Secundo *terminationalis* *o* *Ánaos*; *fluvius*, *tá* *Ánaion* urbs, *Kílos* — *Kíla*“ cet. *Loeb. Path.* p. 63. Similiter urbes *a montibus*, quibus adjacent, *nomen sortitae* discrepant altero utro: *Τρογορείας* *τὸ ὄρος ὀρεινῆς*, *ἢ δὲ πόλις ὀρεινῆς*. Ib. Vergl. meine Familien-namen S. 430. Dies beruht also auf der Ansehung, wonach man Städte und andererseits Flüsse, Berge als verschiedenen Geschlechts aufsahe. Einige Umstellungen aber erklären sich aus der adjectiven Natur mancher Städtenamen (Famil. S. 431) und der verschiedenen Ergänzung, 3. B. *ὀφθαλμὸς πόλις*, *κοιρανὸν ἄνθρωπος* mit Gen. *ἄνθρωπος*, *Loeb. Parall.* p. 300. Berücksichtigung solcher synonymen Unterschiede, welche in Geschlechtsabbeugung gezeigt worden, halte ich aber von hohem Interesse. Ich meine jedoch, man müsse damit eine ernsthafteste Untersuchung des Wechsels in Declination, und im Geschlechte je nach den Numeri mit oder ohne Sinnesabänderung, und ferner in der bloßen Bedeutung bei verschiedenen Numeri ohne Veränderung des Geschlechts, endlich des vereinzelten Gebrauchs des einen Numerus ohne den anderen — insbesondere auch der, in Anwendung der Numeri ziemlich großen Dichterfreiheit im Alterthume, *Jani A. P.* p. 92, verbinden. Dies ist nämlich eine häufige Erscheinung und lehrt, daß es sich auch bei der Numerabildung keineswegs immer bloß um die reine zählbare Mehrheit, sondern oft noch um weitaus andere Sinnesmodifi-

31) Aber nicht, wie verhin gezeigt, der Baumarten. Lat. logt man *arbor* alni, *fic*, *abietis*, *palmas*, *cypressus* mit Genitiv, was unstreitig so zu verstehen ist, wie *Oppidum* Antiochia, *promontorium* Miseni Krüger S. 338. *Jani Ars poet.* p. 377, d. i. Genitiv der Unterordnung eines inbegriffenen Begriffes unter seine Gattung. — Ganz so, nur mit vorausgehendem Genitiv, gleichsam als wolle man componiren, im Lat. *vicini* (Hesselfelders S. 208): *Jelgawas pilastatē* die Stadt Mitau; *Kerawa* *musica* das Gut *Kerawa* *Wentes* *uppe* der Fluß Bindow. Etwas sonderbar muß auch vorkommen, wenn auch vor *kungo* (Herr) Rang und Gewerbe im Genitiv gesetzt werden, 3. B. *Lantrabha* *kungo* der Herr Landrabha, *redhnikungo* *kungo* der Herr Räuber. Weniger, daß man den Ort, wo das Amt ausgeübt wird, statt des Amtes setzt, wie *banauia kungo* (der Kirche Herr) der Herr Pastor, *muscha kungo* (des Forstes Herr) der Herr Förster. Wehnlich bei uns: ein Hallunde von Keit, ein Inseln von Weh. Dann so viele adeliche Namen, wie v. Hahn, v. Hartmann, mit an sich naturwidrigen Zufall. Franz. *Rivière* *du* *Seine*, *Seine* *du* *Tigre*, ital. *fiume* *d'Arno*, *città* *di* *Napoli* *Dieg* *III*, 129. *Wur* *für* *di* *giglio*, wie lat. *flor* *violae*. Man bedient sich also hier zum Behufe der Einordnung des Besonderen in das Allgemeine, unter welches es gehört, der Form der Unterordnung, indem das Besondere als vom Allgemeinen abhängig (oder regiert) dargestellt wird. Bei dieser Darstellungswiese werden mithin beide als ungleich gesetzt. Es wird aber ebenso oft und ebenso häufig auch die Apposition angewendet, und dadurch vielmehr Beides, wenigstens grammatisch, auf ein gleich berechtigtes Niveau, d. h. zwar nicht der Bei-, aber doch der Einordnung erhoben.

ationen (i. B. um Hervorhebung des Ranges bei dem häufigen Plur. majestatis s. reverentiae, i. B. Letztlich Hesselb. §. 182) handelt. Schwäbisch nach v. Schmid S. 322: „Kold [vielleicht weil man Hauften hinzudachte] m. Kohlenhaufe. In diesem Worte zeigt das Fem. das Individuum an: die einzelne Kohle [vergl. oben die nomina unitatis. Griech. ἰνδραγία f. Kohlenhaufe, vom m. ἰνδραγία, ebd. kolo m.]. Sonst umgekehrt: der bursch, der Einzelne, die bursch, die Gesellschaft, contubernium, ὁ ἑταῖρος Pferd, ἡ κλιτεία.“ Nämlich der bursch (mlat. bursarius) ist gedacht als Genos einer bursa, einer gemeinschaftlichen Börse oder Cassé zu bestimmten Zwecken, i. B. auch für Studenten. S. DC. Una apud s. examen apud DC., also collectiv. — Bekanntlich gratiam habere von Dankgegnung, refferre von Abtragen durch Gegenleistung; aber, sehrsam genug, wo es sich um Dankesworte, um Dankerzengungen handelt, mit denen man nicht so sehr zu geizen pflegt: gratias agere. Immortales ago tibi gratias agamque dum vivam: nam relatum me affirmare non possum Cic. Franz. Je vous rends mille grâces, Habe tausend Dank; aber da merci f. ohne Plural ist, grand merci. Goth. gern im Plur. arvilinda (Dank, Dankfagungen) fr. vīzavontia. Ga. beland, Gr. S. 164. Engl. thanks Pl. Auch gratias f. gratias (wie ingenu f. ingenui) heißt: für bloße Dankesworte, oder um Gettes Lobn. Vergl. franz. Il me devait mille écus, mais je lui ai fait grâce de la moitié (habe ihm — gnädigst — die Hälfte erlassen). Poenaz dare, weil schon dem Ausdruck des Gebens nach, zunächst von einer Buße an Geld, nummi, weil aus einer Mehrheit von Stücken bestehend. Auch lith. pinningai Pl. Geld, von pinningas Pfennig, dann auch jedes Geldstück. Lauffig. penēs pl. Geld. Hebr. נָזַק Silber, pl. נָזָק Gelder mehrerer einzelner Personen. Ewald, KL hebr. Gr. §. 358. Lat. argentum Silber, aber auch Silbergeräth, und Geld (franz. argent). Streigend im Plur. Nep. Cim. i. pecuniosus, qui magnas pecunias (große Massen von Geld) ex metallis fecerat. Dagegen von Geldern, die zur Vertheilung kommen sollen (f. Grund), mithin distributiv: ut praetor omnes pecunias, quas civitatibus distribueri debebat, eas omnes avertat atque auferat. Aus gleichem Grunde im Plural: Homini non utique septimo (die) letale est inedias (weil mehrjährig) durasse. Plin. XI, 54. p. 523 ed. Franz. — Matri longa decem tulerunt fastidia menses. Virg. Ecl. 4, 61; gewissermaßen für jeden Monat ein fastidium — Clamoribus maximis, engl. cries: lauthsch geschrei (schon collectiv und aus einer Mehrheit von schreien bestehend. Iracundias domitas habere. Appul. Des haines declarées. Gobienez, l'inegalité. III, 231. Feindseligkeiten, Gefühlsigkeiten, und similitates, das feindselige Ansehen oder kommen zweier Personen oder Parteien (partes Partei, als aus einer Mehrheit gebildet), der Zwist (von zwei), wegen des Begriffs der Eigenheit (eigentlich Gleichartigkeit, similitas, d. h. in der Feindseligkeit gegen einander) meistens im Plural. Irae sunt inter

aliquos. Ter. Inimicitiae. Induciae. Darum auch nuptiae als Plur. Letztlich mehrte Abstr. auf a, meistens Pluralia, i. B. dussa Ruhe, dussamas Sorgen (also wie excitare iras, d. h. mächtigen Zorn. Virg.), rupas Sorgen u. f. w. Hesselb. §. 157. — Lat. Festnamen im Pl. entweder als Neutra (sc. sacra) i. B. Bacchanalia, oder Fem., Schneider III, 263. 395. 412, Kalendae, Nona, Idus, novendae, Sementinae u. f. w. vielleicht mit Hinzubenden von feriae, das wol der häufigen Mehrheit eines Festes seinen Gebrauch im Plural verleiht, wie im Lateinischen die Pluralia: die Ostern, Pfingsten, Fasten, Weihnachten, welche trotzdem, jedoch nur bei Weglassung des Artikels (f. Freyfe, Wörterb.), also unter etwaiger Ergänzung von „das Fest“, mit dem Sing. konstruiert werden, i. B. Weihnachten ist nahe. Ebenso find lith. kalėdos (entstanden aus Calendae, Sc. Januariae) Weihnachten, sekminiės (von sekmas = septimus, also, wie penitecose, von der Zeit, welche es — auf den nächsten Sonntag — nach Ostern fällt) Pfingsten, welkjos Ostern, Fem. Plur., aber nichtbestimmiger auch, obgleich doch nur eintägig, atvelykjos der Sonntag nach Ostern. Rielde S. 72. Bei den Ketten stehen alle Heiligenfeste im Plur. Hesselb. §. 182. — Im Plur. kommen namentlich viele Länder- und Ortsnamen (Städte, Dörfer), theils der Einwohner, theils der verschiedenen Stadtviertel wegen (Lob. Parall. p. 344), vor. Also i. B. außer Athenae, Syracusae, Cannae, Vespji, Philippi auch Balaichische auf aus, i. B. Buxarische Buxarest, Clement S. 37. Deutlichste Litauische Rielde S. 72 und Slavische meine Familiennamen S. 393 f., i. B. Böhmisches auf -ici oder -ovici Seltig Cassel, Wiff. Ber. 1854. S. 159. Polnische Wandtze §. 155.

Im Griechischen (Buttm. Ausf. Gr. §. 56. Anm. 12): ὁ δαμάς Band; ὁ δαμάς, seltener δαμάς. Ὁ σταδύς Stall, gew. ol, selten a: aber σταδύς Woge, hat immer σταδύς. Ὁ αἶνος Getreide; τὸ αἶμα u. f. w. Lat., wie jocus, pl. joci, joca; enstrum, a; litera, ae; opera, ae u. f. w. Nach delicious, delicine ist franz. delicate im Sing. m., im Pl. f. Krüger S. 238 f. und die reiche Sammlung von Sing. und Plur. tantum, auch Abundantia bei Schneider III, 375 f. 534 f. — Aus der italischen Sprache bei Fuchs, Rom. Spr. S. 137. Blanc S. 150, eine Menge Beispiele von Doppelformen in der Mehrheit mit verschiedener Bedeutung, und zwar so, daß sie im einen Falle gewöhnlich eine Uebertragung anzeigt (vergl. Ähnliches im Hebr. Ewald, Gr. 2. Aufl. §. 375 — 376), wie i. B. braccia (also neutral brachia) Arme des Menschen, bracci Ranten des Weinstocks, Arme eines Rebstubles. Legna (sehr selten legne) Brennholz, auch lat. ligna im Plur., weil aus Scheiten bestehend. Legni verschiedene Holzarten, verarbeitetes Holz, Schiffe, Wagen u. f. w. Grana einzelne Beeren, Körner, grani Getreide u. f. w. Frang. ciel, cieus Himmel, aber ciels, wo man Wetthimmel oder die Luft an Gemälden meint. Ebenso oeils-de-boeuf, nicht genz.



Vergleichen auch in slavischen Sprachen, z. B. Hauptmann, Niederlausitzische Gramm. S. 54. Also *žüto* Korn, *groch* Erbsen, *szok* Linen als Sing., aber, wenn sie noch auf dem Felde stehen Pl. te *žüto*, *grocha*, *szoki*. Nur im Plur. üblich *jaghi* Hirse, *konope* Hanf, *plöwei* Spreu, *kshupl* Grütze, *Graupen*, *wotschabi* Klee, lat. *surfures*, *paceae*, *stramenta* u. s. w. *Szofizni* Trüder, *flores*, *fractae*, ebenso im Teuffchen *trüber*, *traster*, auch mit -n hinten, pl. tantum. Die Heste: *bire* Pfingsten, *godti* Weinachten, *jatschi* Aften sind nur pl. tantum. — *Babi* das Eirbengestirn (von *baba* altes Weib?), lat. *septentriones*. angeblich die sieben Pflugschiffen (*tauri*; nicht etwa zu *sanfte*. *tära* Stern?). Aber ratschpaster *sorä* Morgenröthe, wenn nicht etwa zu poln. *zar* Gluth. *Krösi* Getreide, *schlinki* Gefchlinge, engl. *harslets*, lat. *exta*, *visevra*, *intestina*. Auch *žessna* Zahnfleisch, wie lat. *gingivae*. und *lomma* Gemächt, wie lat. *ilia*. *Nadira* Brüste. *Läschke* (Lunge), wie Lat. gewöhnlich *pulmones*, span. *bases*, wegen der Zweifeltigkeit, aber auch *jetscha* (lat. *jecora* nur von mehren Lebern) und *te twarde jetscha* (die feste Leber) Leber; dagegen *te meke jetscha* (gleichsam die weiche Leber) Lunge. *Scheschke*, und aus dem teuffchen *läbrä* Leber. *Psiki* Schläfe, wie lat. *tempora*; *chrape* Klossfedern, zu beiden Seiten. *Pli* Mandel im Halse. *Husta* Mund, wol wegen der zwei Lippen. *Husda* Baum, wie lith. *kamanos* (vergl. DC. *chamnus*) und lat. *habenaee*, auch *frena*, *freni* neben *frenum*, wegen der Weirheit von Aheilen. *Kachle* Ofen, verm. weil er aus Kacheln zusammengefezt ist. *Gravé* Rechen, *Garte*, *rastrum*. pl. a, i wegen der Zinken, wie z. B. span. *lus parillas* der Kest, worauf man brät. *Kolebki*, seltener Sing. *kolebka* Birge, ganz wie *cunae*, *incunabula*. *Käigti* Buch, wol wegen der Blätter darin, wie goth. *bokos* pl. 1. Buch, Brief, *Gabel*. Gr. S. 163. Auch griech. gewöhnlich *ypáμματα* Briefe, Staatspapiere, Bücher, lat. *litterae*. Daher russ. *grámota* Kunst zu lesen und zu schreiben, Brief, lith. *grómata* f. Brief, aber *grómatalos* Schriften, Papiere, Briefe. *Buchti* Schafstürden. Wegen eines, sich besonders bemerklich machenden Dualismus: *késcze* Zange, *nožice*, franz. *les ciseaux*, engl. *pair of scissors* Schere, *pair of bellows* Blasebalg, sogar *pair of stairs*, wobei zwar eine unbestimmte Weirheit von Stufen (lat. *scalae*), allein eine Freiheit eig. nur im Hinauf und Hinab. *Nizti* die Schere am Wogen. *Szanki* Schlitten. *Widli* (zwei- oder dreizinkige) Gabel. *Hotta* Thor wegen der zwei Flügel, *wahne*, aber auch *würä*, lat. *fores* Thür, die, wenn auch nicht in sich getheilt, doch jedenfalls zwei Seiten hat. Goth. *daurons* pl. 1. Gabeln, Gr. S. 162. Letztlich *daures* f. pl. — In vielen Sprachen haben die Hosen (auch ein Paar Hosen f. v. a. Eine Hose) das Glüd, nur im Plur. gebraucht zu werden. So lat. *bracae*, engl. *pair of breeches*, laus. *cholori*, russ. *nadragi* und ebenso *wasach* f. pl. Vergl. den Dual von paarigen Gliedern im Hebr. Ewald §. 362. — Also, wie wir sonst z. B.

II. Geyssl. I. Bd. u. 2. Theil Section. LXII.

Genus, Numerus und Casus durch besondere Wörter surrogatorisch ersetzt finden, hat sich uns im Obigen das umgekehrte Schauspiel dar, das Geschlechts- und Zahlabwandlung gewissermaßen stellvertretend oder helfend der Ableitung zur Seite gehen, d. h. wirklich, ohne zu dem Mittel wesentlich neuer Wortgebilde zu greifen, neue oder doch andersgeartete Begriffe in sprachlicher Fassung zu Tage fördern.

Besonders auffallend ist auch der Geschlechtswechsel im Plural. Solcherlei Wörter, von *Blasewies*, Gr. §. 11 „gemeinschaftlichen Geschlechts“ geheißen, gibt es im Malagischen eine große Anzahl, die im Sing. männlich, im Plur. weiblich sind. „Alle leblosen und selbständig gedachten Dinge, die im Sing. männliche Endung haben, sind, heist es bei Pl., im Pl. weiblich und bekommen den unartikulirten Ausganz *ari*.“ Vgl. *Clement* S. 35, z. B. *arey* (areus) m. hat im Pl. *arco* f., *caru* (carrus), *pl. rä*, mit Artikel *carille* (-le = lat. *illae*). — Auf die anscheinend oft sehr sonderbare Behandlung des Numerus im Verein mit dem Geschlechte im Hebräischen einzugehen, dieser Mühe überhebt mich die gründliche Darstellung von *Ewald*, Gramm. 1835. §. 338 fg. z. B. „die Bedeutung des Pl. ist im Hebräischen noch sehr reich und frei, sodas spätere Sprachen oft den Sing. für diesen Plur. sehen; nie ist aber ein Plur. gegen den rechten Begriff gebildet. z. B. *ur*: *Wasser*, stets im Plur., wie im Sanskr. *ápas*.“ Vrgl. nicht nur viele Sprachen, welche (f. früher) *Wasser*, als *Materialie*, im Plur. stehen (lat. *aquae* ist *Gesambrunnen*), sondern auch z. B. *lith. Mares* f. pl. das *Hoff*, eig. doch zu lat. *mare* gehörig. Auch Goth. *marci*. eins *Meer* Fem., *Grimm* III, 381. „Nehre Subst., deren Begriff sich den gewöhnlich weiblich gebrauchten Subst. nähert, haben im Pl. beständige oder erst im Entstehen die Endung *ri* — angenommen, während sie im Sing. fast noch immer ohne Endung und ohne die Gonstr. des Fem. sind, auch bei jener Pluralendung noch nicht als Fem. contrahirt worden.“ §. 373. „Viel weniger Subst. haben im Gegentheil im Sing. die Endung des Fem. und im Plur. die alte allgemeine *ri*, theils weil das Fem. undeutlicher wurde, theils weil nur im Sing. die Endung des Fem. eingebrunnen war.“

Wir wollen den Bäumen jetzt noch, indessen, ohne hier, wie dort, an den Früchten ein Gegenstück zu besitzen, die Flussnamen aus mehreren Sprachen zur Vergleichung entgegenstellen.

*Joh. Dincons*, Allegor. Theog. Hes. p. 452 (ed. Gaisford) meint, nach einer also bereits ziemlich alten Bemerkung, das sich die Wahl des grammatischen Geschlechts gern nach der Stärke oder Schwäche der bezeichneten Objerte richte: τὰ δ' ἅλλα τῶν στοιχείων δὲ τοῦ ἐκαστοῦ τὴν ἐν τῇ καὶ μὴ καὶ ἑαυτοῦ ἐνέργειαν καὶ ἀφαιρέσιαν ἰδὺν διελκόμεθα; ἀνομιότα. Aber nein, teuffch Feuer, hat ja sogar bios Neutra, nicht wie allerdings der Feuertgott *Agnis* (lat. *ignis*) *Male*, Hebr. aber sogar *was* Feuer fast durchaus Fem. *Ewald*,

§. 366. Vergl. Grimm III. 352; wo die Erde weiblich, wie im Hebr. Erde, Land, Stadt. Und p. 467: Ἀφροδίτη δὲ οἱ ποταμοὶ εἰσπύται διὰ τὸ ἀφροδῶν τῆς ἀφροδῆτος τῶν ἐν ἀνθρώποις ἰδιωμάτων καὶ ἀφροδισμῶν. Vergl. Lersch, Sprachphilos. I, 20. 23. Auch im Hebräischen folgt, weil נָח Fluss und נָח Berg, als Nake, aufgesch. sind, die ganze Wortklasse der Flüsse und Berge (selbst mit der Endung des Fem. 2 Kfm. 5, 12) dieser Analogie! Umalt a. a. D. Also bloß, wie er zu glauben scheint, den beiden Generalwörtern für Fluss und Berg zu Gesallen, welche allerdings oft (ich weiß jedoch nicht, ob auch hier, per synesis, wie man zu sagen pflegt, d. h. einer begrifflichen Kategorie, unter die etwas gehört, dem Geschlechte nach angepasst) maßgebend und bestimmend zu sein pflegen, für alle in ihnen einbezogenen, und gleichsam ihnen unterthänigen Sonderbegriffe. Wie dann an sich beschaffen, müssen letztere der, ob auch noch so wunderlichen, Laune ihres Herrschers oder Obmanns folgen; und es bliebe für solchen Fall eigentlich nur zu untersuchen, wie eben der Generalbegriff diese oder jene geschlechtliche Bezeichnung sich habe an seinem Namen gefallen lassen. Vornehmlich kann dies aber nur dann gelten, wo eine Reihe von Wörtern, z. B. die Monatsnamen im Latein, Malachischen und Lithauischen, eigentlich Adjektiva sind und deshalb über einen (hier den männlichen) Leisten geschlagen werden, weil das eine Subst., worauf sie, trotz dessen Wegbleibens, ideal bezogen sind, z. B. mensis, nach dem Gesetze der Congruenz solches fordert. Auch im Latein gelten die Namen für Flüsse und Berge insgemein für männlich. Allein Schneider III, 11 merkt mit Recht an, die generelle Geschlechtsregel bei Bergen, Flüssen, Bäumen, Landschaften, Inseln und Städten erleihe der Ausnahmen so viele, daß eine besondere Angabe letzterer bei Gelegenheit der verschiedenen Endungen zur Nothwendigkeit werde. Immerhin; zu unserem Zwecke kommt es auf die große Masse an. Aber wie! Das Lith. läßt zwar, in Uebereinstimmung mit dem Latein, Winder<sup>23)</sup> und Monate männlich sein, ebenso Bäume und Städte weiblich; allein die Flüsse sind ihm weiblich! Z. B. Prigora der Pregel, Isra die Isster, Szessuppe (uppe f. Bach) die Schischup. Doch Nemónas der Nemelstrom, Nienem, ist männlich. Ostermeyer, §. 25. — „In der griech. und lat. Sprache, sagt Grimm III, 368, sind die männlichen, in der deutschen und slavischen die weiblichen Flussnamen Regel; dort überwiegt die Personification in Fluss-

götter (vergl. z. B. den Ποταμός), hier aber die in Frauen und Niren.“ Allerdings, sieht man, von vielen ausländischen, und durch das Latein überkommenen Flussnamen (wie die männlichen Ganges, Indus, Euphrat und Tigris, Po u. f. w.) ab, lassen sich die deutschen Flussnamen männlichen Geschlechts zählen, wie z. B. Vater Rhein, Main, Rader, Lech, der Unzucht weiblicher: Elbe, Weser (eigntl. Wiser-aha, worin aha, aa, à f. Wasser), Oder, Donau, Weichsel u. f. w. gegenüber. Daß wir in den Flusgottheiten weibliche Wesen suchen, ist nur der Ausdruck unserer abweichenden Anschauungsweise, nicht deren Grund. Uebrigens theilen unsere Ansicht auch die Bewohner von Wales. Im Welsh nämlich sind die Flussnamen laut Richards, p. 11 femina. — Allein, was will man? Wir finden schon in dem alten Idiome Indiens einen starken Bundesgenossen. Im Sanskrit nämlich sind zwar die Namen für Berge, Meere, Sümpfe, Bäume (auch Meere und Fem.) größtentheils männlich; aber, zufolge Benfey, Gr. S. 290, die von Weltgegenden, von Erde, Flüssen (aber nuda auch masc., und Cwā, Catadra [bei Wilf. Fem.] nur m., Yādās, bei Wilfen aber nur ein Wasserthier, n.), Sträuchen u. f. w. weiblich. Gangā f., Ganges m. Sindhu-s f., nach Wilfen: Fluss im Allg., aber als m. Ocean; Indus; Land am Indus oder Sindh. Vipāśā f. Hyphasis. Chandrabhāgā (Acessines). Vilastā Hydaspes. Iravatī Yāgūrit u. f. w. Lussen, Altherl. I, 41. 44. Dober z. B. Namen für Fluss: Geschlechte des Meeres (samudra m.), samudrakāntā, samudradayitā; auch samudragā (Seefahrerin). Indessen Brahmaputra (eigntl. Brahmas Sohn) m., während die Saraswati Brahmaputri (Brahma's Tochter) zuhause wird. — In Clapperton's Zweiter Reise. Beimar 1830. S. 414 hat Lander die etwas sonderbare Notiz: „Wir fragten den Abgeordneten des Königs von Khiamu, warum er so wohl Angst sei, über den Fluss zu gehen, da ich manche weitere und reissendere Ströme durchschwommen hätte, unter anderen auch den Niger. Der Mann bat mich, mit großer Bestürzung, wenn mir mein Leben lieb sei, den Namen von Flüssen nicht in der Nähe des [man sagte wol im Sinne der Erzählung richtiger der] Woffa zu nennen, es sei ein weiblicher Fluss, und er habe manche Rebuspudrinnen, die auch nach der Gunst ihres Ehegatten, des Nigers, strebten. Sie wäre launig, eifersüchtig und grausam, und wenn ich mich ihr bin näherte, würde sie mich gewiß in die Tiefe hinabziehen, da ich verächtlich von ihr gesprochen hätte. Sie sankte bedäunig mit ihrem Manne, weil sie glaube, er sei zu vertraut mit anderen Flüssen, und, wo sie zusammenkämen, da machten sie des Trufels Lärm durch ihr Gekn.“ Taaian ipsum Scythiae Silia vocant, Maetina Temerinda, quo significat matrem maris Plin. mit weiteren Erörterungen bei Grimm, Gesch. I, 234. Krieger, bemerkt Reumann, Gesch. des engl.-chines. Krieges 1846. S. 269, weil er der größte aller Ströme des Mittelreichs ist, hat ausschließlich den Na-

22) Dem Hebr. Winder f. Wind, Geist (siehe selten noch masc.) können alle Namen einziger Winder und Flammgegenden folgen. Umalt erklärt dieses „ideale Fem.“ daraus, daß es sich hier um „ideinliche, unsichtbare thätige Kräfte“ handle. Daher auch Seele im Hebr. weiblich, wie im Lateinischen, während der lebende Athem und Geist, auch die Winder meist Male. Sind. Unsere jetzige Unterscheidung zwischen dem Geer (maas) und der See ist ungerathen und der früheren Sprache fremd. Grimm III, 361 fg.

men Strom, Kiang, oder auch großer Strom, *Takiang* [also dasselbe als Mississippi oder Rio grande] erhalten. Nur an seiner Mündung, wo sie durch die Insel Tsongming in eine südliche und nördliche gespalten wird, erhält die gewaltige Wassermenge den Namen *Jungtsé*, *Meeressohn*.<sup>1</sup> Man hat hierbei also eine Wassermaße im Auge, die so groß ist, daß man sie einem kleinen Meere vergleichen könnte. Wenn umgekehrt große Ströme in amerikanischen Sprachen (s. meine Zählmeth. S. 234) mit dem Titel: „Mutter des Meeres“ beehrt werden, so begriff sich das, indem man auf Speisung des Meeres durch die Ströme sein Augenmerk richtet. Uebrigens verdankt *Tsongming* (d. i. herrliche Klarheit) ihr Dasein dem Kiang, weshalb sie auch nicht selten (im Grunde mit hübschem Bilde) die Zunge des Stromes genannt wird. S. 238. — „Der Batta-nisschi-Sprache, sagt Barth DMJ. VI, 412 sq., gehören die Namen der zwei großen Flüsse von Adamawa an, *Färo*, „der Strom“, und *Benoe*, die Mutter des Wassers“, aus noi, Mutter, mit be Wasser (*hulambe* Quelle).“ — Im Salutischen bei Döhlting, Wb. S. 15, mit etwas anderer Personification: *äbä* Großmutter; großer Fluß, etc. Aber der Embach bei Derpat vom esthnischen *Emma* jöggl bezeichnet wieder den Mutterbach. In der esthnischen Sage vom Entstehen dieses Baches heißt es nach der, von Fählmann mitgetheilten Sage (Verh. der Esthn. Gesellsch. 1840. I, 1. S. 41): „Allvater hatte die Erdscheibe erschaffen, und darüber den blauen Himmel gespannt, mit den funkelnden Sternen und der strahlenden Sonne. — Den Thieren einen König zu geben, ließ er sie einmal zu sich kommen, sprechend: Ich sehe, es thut noth, auch einen König zu geben. Zu seinem Empfange müßt ihr ihm einen Bach graben, damit er an seinen Ufern sich ergebe; den Bach grabt aber hübsch tief und breit, damit die Kleinen alle in ihm Platz finden mögen, und Mutterbach wird er heißen. Aber die Erde werft nur nicht hier und dort hin, sondern häuft sie zu einem Berge auf [also eine geologische Speculation!], und auf ihm müß ich einen schönen Wald wachsen lassen, und hier soll euer König wohnen.“ — „An der Herrschaft über das Wasser und dessen zahlreiche Bevölkerung nahm neben Akt seine Gemahlin *Wellamo*, auch *Wellimo*, *Wellimsy* genannt, Theil und wird oft mit den Epitheten *veen eukko*, *veen emäntä* Wasseralt, Wasserwürst, beehrt.“ *Gaßner*, Finn. Myth. S. 77. Vergl. auch eine „Wassermutter“ S. 284. 309. — Man sieht also wol, es handelt sich auch bei den Landgroßvatern vielfach um mythische Auffassungen. Bei Griechen und Römern war die gewöhnliche Vorstellung von den Flüssen, zumal größeren, allerdings die, daß sie, oft mit Schlangen- oder Stierbildung, männlichen Geschlechts seien. Aber „neben diesen Söhnen des Okeanos, den männlichen Flüssen, wurde die große Schaar seiner Töchter, d. h. der Duellen und Bäche mit vielen schönen und ausdrucksvollen Namen genannt.“ Preller, Griech. Myth.

I, 342. Es gab nicht bloß Flußgötter, auch Flußnymphen, und *Etyr* und *Achelooes* galten als die älteste Tochter und der älteste Sohn des alten Ursprungswassers, S. 28. Nicht immer brauchten, wie die beiden Völder des klassischen Alterthums gewöhnlich thaten, Bünde und Flüsse nach ihrer Stärke und Heftigkeit für Männer genommen zu werden. Wenigstens ließ sich bei den letzten auch an die Tiefe ihres Schooßes (span. *mañre* heißt das Bett des Flusses) denken, welcher des Lebendigen selber genug in sich barg und des Lebens befördernden und nährenden Nasses (i. über das Epitheton derselben *κοιτοπόρος* Preller a. a. D.), um auch weibliche Natur ihnen nicht ganz widerstrebend zu finden. — Im Spanischen sind nach Wagener §. 11 die Namen der Monate, Bünde und Himmelsgegenden, der Flüsse, z. B. *el Danubio*, *el Elba* (also auch in Uebereinstimmung mit dem Lat.; dagegen im Widerspruch mit ihm), auch der Baume männlich. Für das Französische hat man als Regel aufgestellt, männlich seien Bäume, Metalle und Halbmalle, Bünde und Berge. Als Ausnahmen von letzteren, sicherlich unter Zugrundelegen von dem Fem. *montagne*, span. *montaña*, das selber adjectivisch als Gebirgsland (*terra*) zu fassen, die Berge: Alpes, Pyrénées, Cordillères (span. *Cordilleras*, d. i. perlenkettentartige Gebirgskzüge, Gebirgsketten), Vosges, les Cévennes. Ferner (*Devrier*, Gramm. des Gramm. p. 70), was einigermaßen beschränkt, sind männlich: „Alle Städtenamen im Allgemeinen; wenn es weibliche gibt, so ist es deren nur eine geringe Zahl, und einige selbst machen ihr Geschlecht sehr kenntlich an einem von dem Namen ungetrennten Artikel, wie *La Rochelle*, *La Villette* u. ä. Uebrigens, wo ihr Geschlecht zweifelhaft ist, läßt man das Wort *ville* vorbegehen, was überhaupt geschehen muß bei denen, welche den Pluralartikel *les* haben. Nichtsdestoweniger gebraucht man bei Personificationen von Städten das Fem., z. B. Fénelon: *Malheureuse Tyr!*“ u. s. w. In der Note heißt es aber, daß die Lat. Fem. im Allgemeinen es in der franz. Sprache bleiben, wie z. B. *Rome la sainte*, *Rasc* seien aber die, welche im Lat. als Masc. oder Neutra austräten, wie *Romen* (Rotomagus), *Lyon* (Lugdunum). Eine große Menge, wie *Paris* (Parisii), *Treves* (Treviri), *Vannes* (Venetes) u. s. w. Etym. Forsg. II, 102 sq., sind augenscheinlich Plur., hergenommen von den Einwohnern, was denn wol mit der Grund id. einer geringen Zahl von männlichen Städtenamen im Franz. Auch Ländernamen sind hier viel häufiger männlich. Von den Subst., die in summes *e* abfallen, gilt gewöhnlich (weil aus Lat. -a entstanden), daß sie Fem. sind. „Man zählt z. B. hierunter die Namen der Länder und Flüsse, als *la Russie*, *la Chine*; *la Seine* (lat. *Seguana* f.).“ Man sagt aber doch *le Mexique*, *le Bengale*, *le de Tibre*, *le Rhône*, *le Tage*, *le Danube*, *l'Elbe*.“

Gibt die Regre vom Genus in Betreff der Wahl des Geschlechts im Ganzen noch sehr unbefriedigende

Resultate, so trägt davon zu einem großen Theile allerdings die Schwierigkeit des Gegenstandes die Schuld, der nie von Seiten der Sprache anders als mit großer Aufmerksamkeit und Lebhaftigkeit der Phantasie behandelt werden, und ohne die Lust verstandesmäßigen Denkens. Zu einem kaum geringeren aber auch die ziemlich begrifflose und unwillkürliche Art, wie sich dessen bisher die Grammatik zu bemächtigen suchte. Die meist nichts weniger als reine, vielmehr äußerst getrübbte Endung des Femininums, zumal wenn man z. B. suffixlose Wörter oder Bildungen der wahrhaft allerortschiedensten Ableitung und Kern ganz unbekümmert je nach dem Schlussbuchstaben wird durcheinanderwarf, konnte nimmermehr zu etwas Besseren führen, als solchen, in sich überwiegigen Geschlechtern regeln, wie die meisten beschaffen sind, die höchsten dem Gedächtnisse hier und dort eine, überdies auch ziemlich zweifelhafte Stütze gewähren. Wo man nicht den Begriff der Wörter und die ableitenden Suffixe in ihrer thematischen Reinheit bei der Gruppierung des unendlichen Stoffes in den Verbergrund stellt: da kann aus einer vernünftigen Einsicht des Genus in seinem Detail Nichts werden. Hierzu wird es aber noch vieler Vorarbeiten bedürfen, bevor in den Einzelsprachen als in dem zusammenfassenden Hinausgreifen über mehrere. Man hat einerseits nach den verschiedenen Reichen von Begriffen so sehr auch unabhängig von ihrer Endung; jedoch zweitens auch mit Bezug auf letztere, in sofern an diese von einer Sprache eine geschlechtliche Unterscheidung bestimmter Art geknüpft ist. Hat man so in methodischer Weise die verschiedenen, an sich doch nicht so übermäßig zahlreichen Sprachen durchmustert: dann müßte es eien zugehen, wenn sich nicht aus dem factischen Bestande, nachdem dieser auf die rechte Weise und mit genügender Vollständigkeit ermittelt und zurecht gelegt werden, auch zugleich vielfach noch die Gründe der Wahl des Geschlechts, wenigstens bei größeren Völkern, mehr oder minder klar und sicher sollten erkennen oder doch herausfühlen lassen.

Vor Allem steht so viel fest, der frühere, soll ich so sprechen? noch selbst lebendigere und empfindlichere Sinn der Völker sah so ziemlich Alles als belebt an, und so folgte denn, nicht überall, aber in einigen Sprachen auch Geschlechtung der Dinge in deren Namen wie von selbst. Z. B. das Feuer lebt, so lange es brennt. Nam' si ignis vivit. *Plant., Aul. I. 2. 15. Viri carbores.* Petron. p. 213 ed. Gabbaema. Dergleichen so das Wasser, was quillt und sich bewegt. Daber „Quickborn, d. i. lebendiger Quell, aufsteigende Quelle.“ s. Müllenhoff im Glossar zu Groth's Quiddorn. *Ital. fuoco, o carbone vivo* helles Feuer, lebendige Kohle; *fonte, fume, acqua viva* Quellwasser. *Argento vivo* Quecksilber; *calcina viva* ungelöschter Kalk. Umgekehrt *carbone morto* todt, gedämpfte Kohle, *acqua morta* stehendes Wasser. *Acherusia* (*Mare morto*). Siedler, Alte Geogr. S. 157. Das Fieber, als an den Zeichen von *Aignes - Mortes* zu Hause (Monte-Christo, Stuttg. 1846. 6. Bd. S. 29). *Color*

*vivo, morto.* *Pietra, o selce* vira harter, fester Stein; *pietra morta* eine Art poröser Sandstein, der dem Feuer widersteht. *Carne viva* lebendiges Fleisch; frische Gesichtsfarbe, aber *carne morta* Ratt tranomita, gefühllos geeredene. *Malach, ou morte* das lebende. Franz. *jeune-morte* gewisse Farbe, wie dürre Blätter. — Alles Lebendige pflegt sich auch durch Schlaf zu erquiden. Daher franz.: Il n'y a point de pire eau que celle qui dort, d. i. Stille Wasser sind tief. La toupee dort der Kreisel dreht sich so schnell, daß er still zu stehen scheint. *Laisser dormir* sa noblesse. Eau *dormante* stehendes Wasser. *Verre* oder *chassis dormant* Fenster, das wegen einer Serevitut nicht aufgemacht werden darf. *Manoeuvres dormantes* Tauc, die gar nicht oder wenig bewegt werden. *Pont dormant* Brücke, die nicht aufgezogen werden kann. DC. *ampoule* die ewige Lampe. *Koniar*, eigentlich einschläfern: *avivare, vivare, vivare*. Holl. *myn voel slaapt* mein Fuß ist eingeschlafen. *Men voel geenen slappenden hond wakker maken* sprichn: Man muß keine alte Geschichte wieder aufbreiten. Als Seemanns-ausdruck: „Der Wind schläft ein.“ z. B. Gerstäcker, Reisen III, 132. Auch: „Die Spermafish waren „dead in the wind“ oder grade dem Winde in die Zähne aufgetommen.“ S. 121. — Die blinde Ledung, poln. *unbóg ślepy* wird im Russischen zu einer unverheiratheten, ledigen: *холостое зпанн*. Auch hat Aderlung, Gloss. v. Millemorbia: ut quidam volunt, urtica *morta*ta (wir sagen taube Nessel. Kuhn, Ztschr. II, 111), eo quod solia similia urticae habent, non tamen urentia. — Und so alle Sinnes-thätigkeiten durch. (A. F. Pott.)

GESCHLECHT (in rechtlicher Hinsicht). Die Verschiedenheit des Geschlechtes ist natürlich nicht ohne Einfluß auf die Rechtsverhältnisse, und dies haben auch die positiven Gesetzgebungen anerkannt. Nach dem römischen sowohl als dem älteren deutschen Rechte hat das männliche Geschlecht ein gewisses Uebergewicht über das weibliche. Dasselbe beruht hauptsächlich auf einer Schutzbedürftigkeit des letzteren. Daber standen im älteren römischen Rechte die Frauen unter Vormundschaft, gleich den Pupillen (*infans minorum*), welche Anfangs ziemlich streng, im Laufe der Zeit immer laxer wurde und sich im neuesten römischen Rechte endlich ganz verloren hat. Auch im älteren deutschen Rechte standen die Frauenspersonen unter Vormundschaft, verheirathete unter der der Ehemänner, unverheirathete unter der ihrer Verwandten oder auch selbstgenüßter Vormünder. Diese Vormundschaft über Frauenspersonen hatte im älteren deutschen Rechte eine viel größere Bedeutung; auch sie wurde im Laufe der Zeit immer mehr gemildert, und nur die Ehemänner als eheliche Vormünder behielten zuletzt noch wesentliche Befugnisse, theils hinsichtlich der Ehefrau, sich zu verpflichten, theils hinsichtlich des ehewidlichen Vermögens, während die Vormundschaft über unverheirathete Frauenspersonen immer bedeutungsloser wurde und daher größtentheils abgeschafft

ist (s. den Artikel Geschlechtsvormundschaft). Im Allgemeinen ist im gemeinen Rechte die Gleichheit der Rechte beider Geschlechter als Regel anerkannt<sup>1)</sup>. Es folgt daraus, daß, wenn ein Gesetz überhaupt etwas verordnet, ohne die Frauen auszunehmen, solches auch von ihnen gilt<sup>2)</sup>. Selbst wenn auch in einem Gesetze nur des männlichen Geschlechtes vorzugsweise gedacht worden ist, darf deshalb noch nicht das weibliche Geschlecht als ausgeschlossen betrachtet werden, wenn nicht das Gegentheil entweder aus dem Geiste oder dem Gegenstande des Gesetzes, oder aus anderen Gesetzen sich deutlich ergibt<sup>3)</sup>. Jene Regel der Gleichheit der Rechte leidet nun aber mehr allerdings sehr erhebliche Ausnahmen, welche nicht alle auf denselben Grunde beruhen. Der eine Grund jener Ausnahmen ist eine gewisse Schwäche des Geschlechtes, welche den Frauen zugeschrieben wird (*sexus imbecillitas, infirmitas feminarum*), welche nicht sowohl Mangel des Verstandes oder natürliche Schwachheit des Körpers, als vielmehr entweder eine gewisse den Frauen natürliche Gutmütigkeit, vermöge welcher sie sich im Vertrauen auf die Redlichkeit Anderer leicht zu ihnen nachtheiligen Handlungen bewegen lassen, oder die Unfähigkeit des weiblichen Geschlechtes zu männlichen Arbeiten, welche dauernde körperliche oder geistige Anstrengung erfordern, bezeichnet. Die Schwäche im ersten Sinne ist der Grund, aus welchem die Frauen gegen Verpflichtungen aus Bürgschaften, welche sie aus bloßer Gefälligkeit übernommen haben, geschützt werden; auf der Schwäche im letzteren Sinne beruht die Ausschließung der Frauen von allen öffentlichen Ämtern, wovon jedoch auch wieder Ausnahmen bei der Vormundschaft statthaben, welche wenigstens Mutter und Großmutter über ihre Kinder und Enkel führen können. Ein anderer Grund jener Ausnahmen im römischen Rechte liegt in der dem weiblichen Geschlechte zugewiesenen vorzüglichen Eüßsamkeit und Schamhaftigkeit. Aus diesem Grunde dürfen Frauenpersonen überhaupt keine *negotia virilia*, Geschäfte, zu welchen die Gesetze nur Männer zulassen, unternehmen, z. B. nicht als Anwälte für Andere vor Gericht auftreten; sie werden ferner nicht als Freierkindszeugen zugelassen, z. B. bei Testamenten, während sie, wo es bloß auf Wahrheit ankommt, eben so vollständige und glaubwürdige Zeugen sind, wie die Männer. Das deutsche Recht macht hinsichtlich der Handelsgeschäfte eine Ausnahme; zu diesen werden Frauen ebenso gut zugelassen, wie die Männer, und Handelsfrauen, welche aus eigene Gefahr und Rechnung oder gemeinsam mit ihrem Ehemanne vermöge besonderer zu diesem Zwecke eingegangenen Gesellschaftscontracte Handel treiben, sind von allen den Rechtswohlthaten ausgeschlossen, welche sonst den Frauen wegen der Schwäche ihres Geschlechtes hinsichtlich ihrer bürgerlichen Rechtsgeschäfte aufkommen. Ein dritter Grund jener Ausnahmen liegt in der Unfähigkeit der Frauen in den Ge-

schäften des bürgerlichen Lebens, indem sie schon durch die Natur mehr aus dem Wirkungskreis im Hause angewiesen sind. Aus diesem Grunde genießen die Frauen besonderen Schutz gegen Nachteile, welche sie durch Unkenntniß der Gesetze erleiden würden. In hiesiger Hinsicht zeigt sich die Unterordnung der Frauen in ihrer Unfähigkeit zum geistlichen *ordo*<sup>4)</sup>. Am deutlichsten wirkt der Geschlechtsunterschied im Lehnsrechte. Denn da die Lehnspflicht, in der Regel Kriegsdienste, nur von Männern geleistet werden konnten, so waren regelmäßig Frauenpersonen vom Erwerbe der Lehne ausgeschlossen. Im heutigen öffentlichen Rechte ist die Geschlechtsverschiedenheit ebenfalls von großer Bedeutung; denn abgesehen von der ebenfalls heutzutage angenommenen Unfähigkeit der Frauen zu öffentlichen Ämtern sind sie auch von den meisten politischen Rechten ausgeschlossen, z. B. von dem Wahlrechte und der Wählbarkeit bei landständischen und Gemeindevahlen; oder wenn ihnen ja hin und wieder ein Stimmrecht verliehen ist, so müssen sie es doch durch männliche Vertreter ausüben. — Hinsichtlich der Zweiter (Hermaphrodit, Androgyni) bestimmt das gemeine Recht, daß solche zu dem Geschlechte gezählt werden müssen, welches am meisten bei ihnen vorherrscht, *hermaphroditum ejus sexus aestimandum, qui in eo praevalat*<sup>5)</sup>. In Gemäßheit dieses Principes werden nun auch alle diejenigen Rechtsfragen entschieden, wobei der Einfluß des Geschlechtes erheblich ist, z. B. die Frage, ob ein Zweiter als Testamentzeuge gebraucht werden könne<sup>6)</sup>. Dieses Princip stimmt auch mit dem Resultate der Forschungen in der neueren gerichtlichen Arzneiwissenschaft überein, wonach es keine vollkommenen Zweiter gibt<sup>7)</sup>, d. h. solche, welche zur Ausübung der geschlechtlichen Functionen beider Geschlechter gleichmäßig fähig sind. Die Resultate der Forschungen in der gerichtlichen Arzneiwissenschaft über die Zweiterbildung sind: 1) daß ein eigentliches Doppeltsein der Geschlechtertheile in alter Ausbildung bei dem Menschen nicht vorkommt; 2) daß ein Doppeltsein einzelner Theile noch zweifelhaft ist; 3) daß eine Combination von Weiblichkeit der äußeren und mittleren Theile mit männlichem Hermaphroditismus in der Art, daß die männlichen und weiblichen Geschlechtsfunctionen vollzogen werden könnten, weder für unmöglich, noch für möglich (nämlich nach Naturgesetzen) erklärt werden kann, aber allerdings denkbar ist; 4) daß der gewöhnlich sogenannte Hermaphroditismus entweder nur Einem Geschlechte angehört oder geschlechtslos ist; 5) daß er nur entsteht, indem gewisse Theile des Geschlechtsapparats eine Weiblichkeit mit Theilen des Geschlechtes annehmen, welchem das Individuum

4) Can. 29. Dist. 23. cap. 8. de conversione conjugatorum (111, 32).

5) L. 10. D. 1. 3. S. hingegen noch dem preuß. Landrechte Th. 1. Tit. 1. §. 19 f. bestimmen die Ältern das Geschlecht, in welchem Zweiter erpben werden sollen; nach dem 18. Lebensjahre darf aber ein solcher Mensch wählen, zu welchem Geschlechte er sich halten will, und nach dieser Wahl werden seine Rechte künftig beurtheilt.

6) L. 15. §. 1. D. XXII, 1. 7) Henke, Lehrbuch der gerichtlichen Medicin §. 153. Bergmann, Lehrbuch der medicina forensis für Juristen §. 330.

1) L. 9. D. 1. 5. 2) L. 1. D. L. 16. 3) L. 195. pr. D. L. 16.

nicht angehört; 6) daß öfters ein Urtheil über das Geschlecht solcher Personen bei ihren Lebzeiten unmöglich bleibt<sup>\*)</sup>. Da aber doch in rechtlicher Hinsicht bei solchen Individuen eine Bestimmung des Geschlechtes, wozu sie gehören, nothwendig ist, so kann es nicht bloß auf das Urtheil der Gerichtsärzte gestellt werden, welchem Geschlechte ein solches Individuum angehöre. Denn das Gutachten derselben kann möglicher Weise dahin ausfallen, daß es völlig zweifelhaft sei, welches Geschlecht in dem fraglichen Individuum vorherrsche, und dieses Gutachten kann bei der höchsten Medicinalbehörde eben-

so ausfallen. Für einen solchen Fall bleibt Nichts übrig, als entweder die eigene Wahl der betreffenden Person oder das Loos über das Geschlecht, dem sie angehöre, entscheiden zu lassen, und für das erstere Auskunftsmittel haben sich namentlich viele Praktiker des 17. und 18. Jahrh. erklärt, deren Ansicht jedoch nur in dem Falle, wenn es wirklich zweifelhaft ist, welchem Geschlechte die fragliche Person angehört, für wohlbegründet zu achten ist. Jedenfalls verdient in einem solchen Falle die eigene Wahl der betreffenden Person vor der bloß vom Zufalle abhängenden Entscheidung durch das Loos den Vorzug.

(C. W. E. Heimbach.)

Geschlechter, römische, s. Gentilität.

\*) Bergmann a. a. O. §. 330.

Ende des zweihundertsechzigsten Theiles der ersten Section.

SEN 649824











